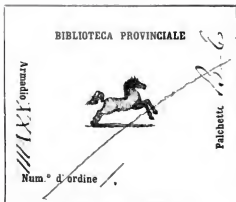




NAZIONALE  
B. Prov.  
XXIII  
195  
NAPOLI



~~129-a-21~~



B Grav.

XXIII

195



Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.



## Encyclopädie

der

## Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. E. Ersch und J. G. Gruber

Professoren zu Halle.



Ein und zwanzigster Theil

mit Kupfern und Karten.

Nachträge:

CABEREA — CRYPTOSTOMA.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Clesch 1830.



## V o r w o r t.

---

Nur mit Bedauern kann der Herausgeber bemerken, daß ihm sein Plan bei diesem Theile nicht gelungen ist. Er hatte gewünscht und durfte hoffen, nicht vergebens gewünscht zu haben, daß er in diesem Theile die sämtlichen Nachträge zu C — zu denen er sich nothgedrungen hatte entschließen müssen — würde liefern können, selbst wenn der Band zu einer ungewöhnlichen Stärke auswüchse. Die Verlags-Handlung, welche es sich höchst angelegen hat seyn lassen, lange verabsäumte Verbindlichkeiten gegen die Theilnehmer und Mitarbeiter an der Encyclopädie zu erfüllen, hatte sich auch zu diesem Opfer entschlossen: allein ihr und des Herausgebers bester Wille vermochten nicht das Unmögliche möglich zu machen. Mehrere der Herren Mitarbeiter waren durch unvermeidliche Umstände behindert, ihre Artikel zu liefern, die Artikel selbst aber von solcher Art, daß man nur durch eine Bearbeitung von eben diesen Gelehrten, welche sie übernommen, die Kenner zu befriedigen hoffen durfte, wie diese, nach Erscheinung jener Artikel gewiß gern zusehen werden. Dies nöthigte uns denn, die wir treu an dem Grundsatz halten, den Gehalt vor allem zu berücksichtigen, zu den Nachträgen in diesem Theile noch einen kleinen Nachtrag im folgenden zu liefern. Diese Inconvenienz zu vermeiden, stand nicht in unserer Macht; wir hoffen aber, der Nachsicht

der Herren Theilnehmer um so mehr versichert seyn zu können, je gewisser wir schon jetzt die Zusage zu ertheilen vermögen, daß diese Inkonvenienz nie wiederkehren wird. Schon mit diesem Bande hoffen wir den Beweis geliefert zu haben, daß es uns höchst angelegen ist, alle unsere Verbindlichkeiten auf das redlichste zu erfüllen, und man wird sich bald überzeugen, daß wir darin nicht nachlassen. Von dem, was geschehen wird, mag der Herausgeber nicht reden; nach Erscheinung noch einiger Theile aus allen drei Abtheilungen möge man entscheiden, ob wir aufs eifrigste bemüht gewesen sind, einen gerechten Wunsch unerfüllt zu lassen.

Halle, im August 1830.

Gruber.



Allgemeine  
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

---

Ein und zwanzigster Theil.

Nachträge:

CABEREA — CRYPTOSTOMA.

Verzeichniß der Kupfertafeln und Landkarten, welche mit dem Ein und zwanzigsten Theile der allgemeinen Encyclopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

CENTRALBEWEGUNG . . . . .	Mathematik.
CONTRAPUNKT *) (Taf. 1. — 4.) . . . . .	Musik.
CRUSTACEA . . . . .	Naturgeschichte.

---

\*) In dem Art. Contrapunkt. S. 341. Sp. 2. Z. 5. ist statt: Terzdecime oder Tredecime zu lesen: Quindecime.

## C A B E R E A.

**CABEREA**, eine neue von Lamourour gestiftete Cellarart, Gattung, ein verästeltes, gegliedertes walzenförmiges, etwas zusammengebrücktes Polypengehäuse, dessen Zellen nur auf einer Seite geöffnet sind, auf der entgegengesetzten hingegen nichts als eine geradlaufende Längenfurche zu bemerken ist und wo die Seitenhaare absteilen. Die Zellen sind sehr klein und zahlreich an der hintern Fläche gewölbt, und deutlich durch die zwischen durch laufende Längenfurche zu unterscheiden. Auch die Querschnitte, die Zelle von Zelle trennen, sind deutlich zu erkennen, so wie die zahlreichen langen Haare, die von den Zellenseiten ausgehen und sich an den Seiten der Zelle zurückkrümmen. Diese Species kam aus der Südsee und ist ebenfalls von Lamourour in seinem Buche sur les polypiers flexibles p. 180. no. 240. pl. 2. fig. 6. A B C und in der französischen Ausgabe des Ellis Solans deschen Kupferwerks p. 6. Tab. 64. fig. 17 — 18. als die einzige Species dieser Gattung Caberea dichotoma abgegebildet und beschrieben worden. (Tilesius.)

**CABESTERRE**, das Hochland. So heißt auf mehreren westindischen Inseln der höher gelegene Theil gegen den niedrig gelegenen oder Basseterre, als auf Martinique, auf Guadeloupe, wo auch ein Marktflecken so benannt wird, der auf der Ostküste gelegen ist und 1 Kirche und 1788 mit seinen Umgebungen 4483 Einw. hatte, auf E. Lucia u. f. w. (Hassel.)

**CABO ROXO**, Dorf auf der S. W. Spitze der spanischen Insel Puerto Rico, hat 1540 Einw. und einen kleinen Hafen, der bloß leichten Schiffen zur Zuflucht dient, da das Meer hier mit äußerst gefährlichen Klippen umgeben ist. Aus einer von den Klippen ausgehöhlten tiefen Lagune wird so vieles Salz abgeschlämmt, daß ein Theil der Insel damit versorgt werden kann. (Hassel.)

**CABRA**, Städtchen der spanischen Provinz Cordoba, unweit des Ursprungs des Flusses Cabra, mit 6000 Eins. wohnern, 6 Klöstern und einem Spinnasium, war unter den Goten und in den ersten Zeiten der Araber der Sitz eines Bischofs. Diego Fernandez von Cordoba, auf Baena, Villalcan, Villacisla, Magariegoz, Vascones und Revenga, Marschall von Castilien, Alguazil Mayor von Cordoba und Alcaide de los Donjeles, regierte zugleich das Städtchen Cabra, welches früher dem Orden von Calatrava gehörte und worin er bedeutendes Grundeigenthum erworben, als Alcaide. (Er war des Sohns saldo Fernandez von Cordoba, des 1ten Herrn von Aguilar, dritter Sohn). Diego bildete am 17. Januar 1425 aus Baena, Dona Mencía, den Gütern in Cabra, Cordoba und Bermejo, ein Majorat für seinen zweiten Sohn, Peter, während der ältere, Johann, Posa in Alcazillas, nordöstlich von Burgos, Villalcan, Villacisla, Vascones und Revenga erhielt, den mütterlichen Geschlechternamen, Nojas, annahm, und der Ahnherr der nachmaligen Markgrafen von Posa wurde. Peters Sohn, Diego Fernandez de Cordoba, auf Jénarar, Baena, Räte und Rambla (sämtlich in der nächsten Umgebung von Cabra gelegen), Marschall von Castilien, und Alguazil Mayor von Cordoba, erhielt Cabra von Heinrich IV. als eine Grafschaft, was er um so mehr verdiente, da seine standhafte Anhänglichkeit an diesen unglücklichen Regenten ihm die Feindschaft aller seiner Nachbarn zugezogen, und ihn in eine Nelke blutiger Keden mit seinem Vetter, dem Alons von Cordoba, dem Herrn von Aguilar, der ganz in der Nähe das weitläufige Gebiet von Priego und Aguilar besaß, verwickelt hatte. Vornehmlich wurde um den Besitz von Cordoba und Bujas lance gestritten. Auch den Königen Ferdinand und Isabella leistete der Graf die wichtigsten Dienste gegen Granada und Portugal, daher sie ihn auch mit Gnaden überschütteten und unter andern verordneten, daß das Kleid, welches die Königin von Castilien am Epöbaniens oder Ostersage tragen würde, der jedesmaligen Gräfin von Cabra gehören sollte. In der Kanfilsprache heißt diese wunderliche Gnadenbezeugung, von der in Spanien mehre Beispiele vorkommen, Merced del Brial de la Reyna.

Diegos Sohn, auch Diego genant, 2ter Graf von Cabra, übertraf noch den Vater in kriegerischem Ruhm. In dem Treffen bei Lucena, den 21. April 1483, in welchem der große Capitain sich die Spornen verdiente, schlug er mit weniger Mannschaft der Mohammedaner sechsfach überlegenen Heer; der König, Abdo, Abdell, geriet selbst in Gefangenschaft, und 5000 seiner Soldaten wurden getödtet oder gefangen. Zur Belohnung wurde dem Grafen von Cabra ein Jahrgehalt von 100,000 Maravedis, samt der Erlaubniß, seinem Wapen das Bild eines Königs, mit der Krone auf dem Haupte, und 9 Standarten (so viele hatten er und sein Vetter, der Alcaide de los Donjeles, den Mohren entrißten) einzuverleihen. Diegos II. Enkel, Ludwig Fernandez de Cordoba, 4ter Graf von Cabra, heirathete des großen Capitains,

des Gonfalso von Cordova, einzige Tochter, Elvira, und brachte hierdurch die Herzogthümer Segovia, in Terra di Lavoro, Terranova, in Val di Noto, und S. Angelo, in Terra di Bari, die Markgrafschaft Bitonto und Andria (Andria wurde im J. 1552 um 100,000 Dukaten an den 4ten Grafen von Ruvo, Fabrizio Caraffa, verkauft), in Terra di Bari u. s. w. an sein Haus. Der einzige Sohn dieser Ehe, Gonfalso, 8ter Herzog von Segovia und 11ter Herzog von Barona, vermählte königlichen Patents vom 19. August 1566 (hierdurch wollte ihn der König wahrcheinlich wegen des Verlustes von Terranova entschädigen), Raab indeffen 1578 kinderlos, seine gesamten Besitzungen stießen an seine älteste Schwester, Francisca, und nach deren unerbittertem Abgange, an den Anton von Cardona, den Sohn der jüngern Schwester, Beatriz, welche mit Ferdinand Holz von Cardona, 2tem Herzog von Sosma, in Terra di Lavoro, Grafen von Palamos (unweit Gerona, in Catalonien), Calonge und Oliveto, Baron von Belpuch (unweit Cervara) und Vinola, Herrn von Val de Almonacid, (nördlich von Ergorbe, in Valencia) verheirathet gewesen. Die weiteren Schicksale des Majors Cabra, wozu auch Barona, Nute, Dona Rencia und Ynsajar, ein Vicomte gehörten, f. unter dem Art. Sessa.

CABRERA, ein Eiland auf der Westküst von Afrika und zu dem portugiesischen St. Thomas, auf dessen N. O. Seite es beliegen ist, gehörig; es ist nur klein, aber sehr birgig und voller Antilopen; daher der Name, weil die Vorräthe dieser Thiere für Ziegen hielten. (Hassel.)

CABRERA, Burg und eine der 12 alten Vicomtes des der spanischen Provinz Catalonien, in der Gegend der Gerona, unweit la Junquera und der französischen Festung Bellegarde gelegen, hat einem berühmten Hause den Namen gegeben, das, wenn es auch nicht von dem Herzoge Bernhard von Ertzimanien abstammen sollte, doch immer zu den ältesten Geschlechtern in Europa gebört zu können. Gerbard, Graf von Cabrera, bemerkt sich 1228 die Grafschaft Ugel, nachdem der letzte Graf, mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, verstorben war. Diese, Aurembiaffa, ruft den König Jakob I. um Hilfe an. Gerbard wird vorgeladen, sich zu rechtfertigen, dem angriffsamen Wilhelm von Cardona zum Vorschreibe verordnet, und nach einem förmlichen Rechtsverfahren die Grafschaft auf dem Reichstage zu Barcelona, 1228, der Aurembiaffa zuerkannt. Gerbard meint, sich durch Wassergewalt in deren Besitze erhalten zu können, allein von der einen Seite bringt der König mit Heereskraft auf ihn ein, anderwärts beunruhigt ihn Raymond von Roussada, der Grafin Vetter, und dem Gerbard bleibt, nach dem Belagere, die wichtigste Stadt der Grafschaft, dem Könige die Thore geöffnet, nichts übrig, als Unterwerfung. Späterhin fiel die Grafschaft Ugel dennoch an Gerbards Erben, und der kinderlose Hermann von Cabrera, Graf von Ugel († im Juli 1319), vermählte solche seiner Schwester Tochter, Theresia von Entença, unter der, am 10. Nov. n. J. erhobnen Verbindlichkeit, den Infanten Alfons, König Jakob II. Sohn, zu heirathen. — Die jüngere Linie des Hauses, die der Vicomtes von Cabrera, blühet indessen fort. Bernhard v. Ca-

brera, König Peters IV. Rath und Liebhaber, soll 1547 in Murviedre, 1348 in Valencia durch die Anführer ermordet worden, entgehe zwar jedesmal durch die Furcht ihres Muths, findet sich aber hierdurch vermehrt verlegt in seinem Gemüthe, daß er alle Ehrenstellen niederlegt, und sich in die Einsamkeit eines Klosters begibt. Es dauert indessen nicht lange, so verweist ihn Peter IV. als Lasterer, er erbot sich selbst nach dem Kloster, wo Cabrera weilte (1349), und nöthigte ihn, auf das neue die oberste Leitung der Staatsgeschäfte zu übernehmen. Im J. 1353 befehligte Cabrera die wider die Genueser des hintern Flotte; als er eben im Begriffe, sich einzuschiffen, schenkt ihm der König noch Hosi, ein Vicomte. Er erkrankt, nachdem er der Venetischen Flotte an sich gezogen, Aufsehts von Algieri, den 27. August 1355 einen herrlichen Sieg, welcher den Genuesern 8000 Mann, darunter die Gesamtheit ihres vornehmsten Adels, und 33 Schiffe leeren kostet. Algieri, für dessen Rettung Genua so viel gewagt, ergrübt sich, Cabrera aber setzt seine Landungstruppen aus, und schlägt den rebellischen Richter von Arborea bei Quart. Im folgenden Jahre unternimmt er nochmals die Belagerung von Algieri, und nochmals wird die Stadt genöthigt, ihre Thore zu öffnen. Solche und andere wichtige Dienste zu belohnen, schenkt der König 1356 Bernhards Sohle, auch Bernhard genannt, die Stadt und Grafschaft Dnyva oder Bique, in Catalonien. Im J. 1358 befehligte Bernhard gemeinschaftlich mit dem Grafen von Cardona die Flotte, welche die von Peter dem Graufamen in Person geführten Almada entgegen gesetzt wird; die Castilianer vermehren jedoch das angebene Treffen, und führen unverrichteter Dinge nach dem Hafen von Carthagena zurück. Im J. 1360 bricht Cabrera in Begleitung des Grafen von Trassamara, mit einem kleinen Heere in Castilien ein; sie nehmen Rojara, festen aber unglücklich unter der Mauer dieser Stadt mit dem Könige von Castilien, und entgehen einzig durch Peters unerwarteten Rückzug dem unvermeidlichen Verderben. Im folgenden Jahre, 1361, schließt Bernhard, Namens seines Königs, mit Castilien den Frieden von Zuzela. Der letzte Dienst, den er dem State leisten konnte, war in dem neuen Kriege mit Castilien die Erhaltung von Saragossa (1363), denn im folgenden Jahre gelingt es der Königin, dem Könige von Navarra, den Grafen von Trassamara und Ribagorza, die sich sämtlich zu seinem Untergange verbündet hatten, ihn dem Könige verdinglich zu machen. Cabrera, dessen große Eigenschaften ihn dem Könige ganz unentbehrlich gemacht, so daß dieser nicht das mindeste ohne seinen Rath, bei welchem er sich auch jederzeit wohl befunden, unternahm, meint, da die Feinde, die er sich hauptsächlich dadurch zugezogen, daß er in allen Kagen und Verhältnissen allein das Interesse von Stat und König beachtet, zu mächtig, dem Sturme auszuweichen und in Frankreich eine Zuflucht zu suchen. Er wurde aber zu Saragossa creilt, nach Saragossa gebracht, damit es seine Anstündigen nenne, auf die grausamste Weise gefoltert, endlich, in Fesseln durchaus unverschiebener Anstündigungen, zum Tode verurtheilt, und den 26. Juli 1364 zu Saragossa öffentlich enthauptet. Wenn dem Mariana zu trauen, so hätte der

Prinz, Herzog von Gerona, in höchstgelehrter Person an seinem vormaligen Hofmeister das Hosenrämgen prüft. Das Cabrero's Geschäft gar sehr beförderte, war die Erklärung der Stände von Catalonien, daß sie nur alsdann die verlangte Kriegssteuer bewilligen würden, wenn der verfaßte Minister mit dem Kopfe dißte. Seine Güter, worunter auch die Grafschaft Urgel, wurden confiscirt.

Während aller dieser Ereignisse schmachtete Cabrera's Sohn, der jüngere Bernhard, im Kerker zu Sevilla, nachdem er 1362 in dem Verfluche, der harr bedrängten Stadt Calatavud zu Hilfe zu kommen, in castilische Gefangenenschaft geraten war. Endlich 1367 durch Heinrich von Trastamara befreit, folgte er demselben nach Frankreich, wie zu der zweiten Eroberung von Castilien; in der Belagerung von Tordesuegas, welches noch für König Peter hielt, fand er 1368 seinen Tod. Sein Sohn Veruabad erhält 1372 die Grafschaft Osona und die übrigen confiscirten Besitzungen seines Großvaters, mit alleiniger Ausnahme von Urgel, zurück, wobei der König von Aragonien erklärt, er habe in Cabrera's Vertheilung einzig den Verläumdern und Feinden dieses großen Mannes geglaubt, weil er aber jetzt seinen Irrthum erkenne, fühle er sich verpflichtet, das Geschehene, so viel möglich, wieder gut zu machen, und namentlich den Einfluß in alle Verordnungen und Würden dieses Hauses wieder einzufügen. Bernhard erwarb sich bald auch die persönliche Zuneigung und das Vertrauen seines Königs, wie er denn bereits 1379 die Flotte, welche König Peter abschiedte, um sich Sicilien unterwerfend zu machen, befehligte. Im J. 1392 übertrug ihm König Johann I. den Oberbefehl über eine Flotte von 100 Segeln, die er ausgerüstet, um dem Hause Aragonien den Besitz von Sicilien zu versichern, und auf welcher sich der Königs Bruder, der Herzog von Montblanc, dessen Sohn, Don Martin, und dessen Schwiegertochter, die Königin von Sicilien, einschifften. Cabrera geht den 25. März von der Punta del Jangar, oder der südlichen Mündung des Ebro aus unter Segel, landet bei Trapani, und unternimmt die Belagerung von Palermo, welches von den Hauptrebelln, dem Andreas von Sicaramonte, Grafen von Modica, von dessen Bruder Jakob u. a. vertheidigt wird. Er zwingt sie, die Stadt zu übergeben; Modica wird den 1. Juni aus dem Markte entzogen, den 20. halten die Königin, ihr Gemahl und der Herzog von Montblanc ihren Einzug, und den 30. Juni 1392 wird die confiscirte Grafschaft Modica, die wichtigste Besitzung Siciliens, dem herrlichen Feldherrn als Belohnung verliehen. Im folgenden Jahre 1393 wurde der Prinz Martin samt seiner Gemahlin, der Königin, von den Aufreihern in Catania belagert. Der König von Aragonien versprach, ihnen zu Hilfe zu kommen, wurde aber durch mancherlei Ereignisse in Sarbinien aufgehalten, so verließ Cabrera seine Güter in Catalonien für eine bedeutende Geldsumme, bringt mittelst derselben ein kleines Heer zusammen, setzt solches nach Sicilien über, und besetzt die Könige aus der dringenden Gefahr. Er tritt in ihre Dienste als Provisi Justitarius, und regiert eine Reihe von Jahren durch Sicilien mit beträchtlicher ungestörter Gewalt. Als der König Martin, vor dem

Zuge nach Sarbinien, in welchem er starb, die Königin Blanca, seine zweite Gemahlin, zur Regentin ernannt, sucht Bernhard, sobald die Nachricht von des Königs Tode eingetroffen (1399), diese Anordnung umzuwerfen, und sich an der Spitze einiger Kriegsvölker der Stadt Catania, wo die Königin sich hingebogen, zu bemächtigen. Ein Befehl des Königs von Aragonien, nicht die Grenzen seiner Grafschaft Modica zu überschreiten, zwingt ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Nachdem aber auch der ältere König Martin im J. 1410 gestorben war, Messina ausschließlich das Recht, ihm einen Nachfolger zu geben, üben, hiezu war einen aragonischen Prinzen wählen, der vermittelten Königin aber bloß den Titel einer Regentin lassen will, glaubt Cabrera hiezu das geheime Bestreben, Sicilien den Aragonen loszureißen, zu erkennen. Er wagt sich, dem auf den Tod des Königs zusammenberufenen Parlament beizuwohnen, und nachdem er die aragonischen und catalonischen Herren für seine Ansicht gewonnen, bringt er, von ihnen und von dem auf Messina eiserückigten Palermo unterstützt, verschiedene Städte, theils mit Gewalt, theils durch sein Ansehen, unter der Königin Gehorsam. Auch Syracuse, der Königin Belagerung, muß ihm die Thore öffnen, die Königin aber, die dort ihren Aufenthalt genommen, zieht sich, mit dem Admiral Alborn, in die Burg Morquetto, auf dem Jthmus, der Syracuse mit dem festen Lande verbindet, zurück. Hieraus schließen die Römischen, daß Cabrera sich der Person der Königin bemächtigen wolle, um unter ihrem Namen ungestraft zu sündigen, daß das von seinen Feinden verbreitete Gerücht, als wolle er die Königin zwingen, ihn zu heirathen, um hies durch sich die Krone von Sicilien aufzusetzen, nicht ganz grundlos seyn müsse, sie erklären sich daher gegen ihn, für die Königin. Johann von Montcada eilt zu ihrer Hilfe herbei, und nach einem scharfen Gefechte mit Bernhards Leuten, welche Morquetto förmlich belagerten, gelang es ihm, in die Burg einzudringen, und die Königin an Bord einer Galeere, und sodann nach Palermo zu bringen. Der Kampf der Parteien dauert indessen fort, da Cabrera darauf besteht, sich an den Moncada und dem Alborn in nähern; die feindlichen Heere stehen einander bei Palermo gegenüber, da wird Cabrera unvermuthet von des Admirals Alborn Völkern überfallen (1412), ergriffen und nach dem Schiffe Mecca S. Anastasia, uns weit Taormina, in Val Demone gebracht, wo seiner die unerbittliche Behandlung harrte. Er wurde in eine Eisenkette geworfen, die zwar für den Augenblick trocken, ihm jedoch, nachdem sie sich bald wieder mit Wasser gefüllt, tausendfältige Qual und beständige Lebensgefahr bereitete. Sodann wurde er in einen hohen Thurm verwahrt, und da er sich von demselben, mit Hilfe eines Wächters, der ihn aber verrieth, an einem Seile herunter lassen wollte, wurde es so angeordnet, daß er nachher, in einem ausgefallenen Rehe, zwischen Himmel und Erde hängen, und in solcher Lage einen ganzen Tag durch dem Volke zur Doh und zum Spotte blieb. Endlich wurde er, auf die gemeinsten Befehle Friedrichs I., des neuen Königs, dem es wohl bekannt, daß der alte, treue Diener niemals gedacht hatte, die Königin Blanca zu betra-

then, oder sich die Krone von Sicilien anzumassen, in Freiheit, und, nachdem er sich über alle Anschuldigungen seiner Gegner gerechtfertigt, in den Besitz seiner Güter wieder eingesetzt (1416). Er starb bald darauf, mehr an den Folgen dessen, was er im Gefängnisse erlitten, als an Altersschwäche. Sein Sohn, abermals Bernhard genannt, leistete dem König Alfons in dem Kriege um Neapel wichtige Dienste; namentlich führte er demselben, als er 1423 von Forcia in der Stadt Neapel selbst belagert, eine bedeutende Verstärkung zu, die den König in den Stand setzte, sich wenigstens in seinen Vorstürzen zu behaupten, auch beschloß er 1436 die Flotte, welche die Catalonier dem König zur Befestigung des neapolitanischen Kriegs bewilligt hatten. Am 3. 1461 führte der Graf von Rodica das Heer, welches die Stadt Barcelona aufgestellt, um dem Prinzen von Aragon seine Freiheit wieder zu verschaffen, welches auch gelang, nachdem der Graf Ferris und Frago genommen. — Anna von Cabrera, des Grafen Johanns III. von Rodica Erbtöchter, brachte die Grafschaft an ihren Gemahl, Ludwig Henriquez, 2ten Herzog von Medina de Rioseco (verm. 1518), und Rodica ist seitdem dem Schicksale von Medina de Rioseco gesellt; die Güter in Catalonien, Aragon selbst, Osson und Passi, waren bereits früher an die Moncada gekommen.

Ob Andreas von Cabrera, der Abherr der Markgrafen von Moya, zu diesen catalonischen Cabrera gehörte, ist nicht ganz ausgemacht, zumal er den Beinamen Perez führte; auch war er von Geburt ein Kastilianer, aus Moya, in dem Bezirke und der Provinz von Cuenca. Ihm, seinem Vasocondo, vertraute Heinrich IV. den Alcazar von Madrid (1649), und späterhin den von Segovia an. Diesen wichtigen Platz erhielt er dem Könige, trotz aller Versuche des Markgrafen von Villena, endlich nahm er, 1473, die Infantin Isabella in solchen auf, die also endlich eine Stelle fand, ihr Haupt niederzulegen, einen festen Punkt, sich darin gegen alle Ungeheimen, von der Schwachheit ihres Bruders ausgehend, oder begünstigt, Anträge zu vermahnen, und einen Waffensplatz für ihre Anhänger. Sie erlachte auch vollkommen die Wichtigkeit des Dienstes, den ihr Andreas geleistet, und nicht zufrieden, ihm, nach seinem Wunsche, Moya als eine Markgrafschaft gegeben zu haben, verheiratete sie ihn am dem Tage, wo sie in Segovia als Königin ausgerufen worden, den 13. December 1474, bei Gelegenheit eines feierlichen, in dem Alcazar eingenommenen Mahls, die goldene Schale, woraus sie getrunken, mit dem Zusatze, daß von nun an für ewige Zeiten die goldene Schale, woraus der König von Castilien an diesem Tage trinken würde, dem Andreas, oder seinen Abkömmlingen gegeben werden solle. Des Andreas Enkel, Alonzo Perez de Cabrera, brachte Moya an ihren Gemahl; Diego Lopez Pacheco, 2ten Herzog von Escalona; die Seitenlinie, welche die bedeutende Grafschaft Evichon, bei Aranjuez, erwarb, blühte jedoch noch geraume Zeit.

Herrg. Don Aloys de Salazar y Castro: Genealogia de la Casa de Cabrera, und Genealogia de los Condes de Medinica. — Francisco Pinel de Monroy: El Retrato del buen vasallo, copiado en la vida y hechos

de Don Andres de Cabrera, primero Marques de Moya. — Panegyrico al Conde de Chinchon, Virrey y Capitan General del Peru. En Lima 1633.

(v. Stranberg.)

CABRERA, weithinläufiges Gebiet der spanischen Provinz Leon, von dem gleichnamigen Flusse, der hier aus dem Gebirge von la Peña, westlich von dem Städtchen la Baña (dem Hauptorte der Herrschaft) seinen Ursprung nimt, durchfließt, nördlich von dem Ländchen Bierzo, oder Ponferrada, und dem Monte Telmo, südlich von der Grafschaft Castaneda, oder der Sierra Segundera begrenzt, wurde in ältern Zeiten durch eingeborne Grafen regiert. Pontius, Graf von Cabrera, stirbt 1169 zu Zamora, und wird in der dasigen Domkirche beigesetzt. Nachher erscheinen die mächtigen Ossorio als Besitzer von Cabrera; Alvaro Nugnez Ossorio, Here von Cabrera und Ribera (unweit Leon), wird 1528 von König Alfons XI., dessen Privado und Mayordomo mayor er war, zum Grafen von Trasmara, Lemos und Carria ernannt, aber noch im n. J. als Hochverräther geädmet, und von Rodrigo Guzman getödtet. Seines Ururenkels, des Grafen von Lemos, Peter Alvariz Ossorio, Tochter, Beatrix, oder Johanna, war ein Ludwig Pimentel, des 3ten Grafen von Benavente ältester Sohn, verheirathet. Sie betrachtete sich; nach des Vaters Tode, als rechtmäßige Erbin der Grafschaft Lemos, während ihres früher verstorbenen Bruders natürlicher, doch legitimer Sohn, Roderich, gleichen Anspruch macht. Beide Theile arzen, ihre Gerechtsame geltend zu machen, in den Waffen; Roderich bemächtigt sich der meisten, Pimentel einiger zu der Grafschaft Lemos gehörigen Plätze (1488). Die mehrere Jahre durch fortgesetzte Feinde wird so bedeutend, daß, solche zu vertragen, die katholischen Könige selbst sich nach Galicien erheben mußten. Sie sprechen die Grafschaft Lemos dem Roderich, Cabrera aber, Ribera und Villafraanca dem Pimentel zu; vielleicht war ihnen die Gelegenheit, die große Gewalt des Hauses Lemos in diesen sassen, von einem streitbaren Geschlechte bewohnten Gebirgen zu brechen, nicht unwillkommen. Ludwig Pimentel, 11er Markgraf von Villafraanca del Bierzo, 1497, starb den 27. November n. J., seine einzige Tochter, Maria, wurde an Peter Alvariz de Todebo, des 2ten Herzogs von Alba jüngern Sohn, verheirathet. Ihre Nachkommen, die Herzoge von Ferrandina haben Cabrera, Ribera und Villafraanca über 200 Jahre lang besessen; des Hauses letzte Erbin war die verheirathete Herzogin von Alva, deren unermeßliche Güter die ephemeren Cortes des kastilisch zu Tilgung der Staatsschuld verwendeten wollten.

(v. Stranberg.)

CABU ABBAS, Bezirk der Prov. Aggobori auf der Insel Corbinien, 60 ital. Q. M. groß; enthält 7 bewohnte und 2 wüste Ortschaften mit 6000 Einw., welche Getreide, Weizen, Obstbau und Viehzucht treiben. (Nach Arimont. Neue allg. geogr. und Nat. Epbem. 23. Bd. Weimar 1827. S. 297.)

(Leonhard.)

CADAVAL, Flecken der portugiesischen Provinz Eftremadura, in der Correçao de Torres Vedras, hoch, doch fruchtbar gelegen. Er zählt 120 Häuser, und war in ältern Zeiten des Eigenthums des in der portugiesischen

Geschichte hochbedachten Hauses Castro. Johanna von Castro, Johanna's Tochter und Erbin, brachte Cadaval an ihren Gemahl, Ferdinand von Portugal, 1sten Herzog von Braganza. Alvaro, der dritte Sohn dieser Ehe, erhielt in der Erbtheilung Tentugal in Beira als eine Grafschaft, Salveas in Alentejo in der Correição de Vila, und Cadaval, und war mit Philippa von Melo, des Grafen Roderich Alfons von Olivença Tochter und Erbin, verheirathet. Sein Sohn Roderich, verm. in 1ster Ehe mit der Tochter Franzens von Almedo, des ersten Vices Königs von Andien, nahm den mütterlichen Familiennamen Melo an, und wurde 1ster Markgraf von Beira an der Quabiana in Alentejo, während sein jüngerer Bruder, Georg von Portugal, Graf von Salveas, durch seine Verheirathung mit Isabella Colon, der Auhäre der spätern Herzoge von Braganza und la Vega geworden ist. Roderich's Ahrnenknt, Mano Alarez Pereira de Melo o Boenagal, 6ter Markgraf von Beira, Graf von Tentugal, wurde 1649 von König Johann IV. zum Herzoge von Cadaval ernannt. In den Handeln zwischen König Alfons VI. und dem Don Pedro, nahm er des letztern Partei, daher er späterhin dessen Premier-Minister geworden; den zwei Frauen, die er nach einander, aus der französischen Linie des Hauses Lotharingen gehabt, ist es zu verdanken, daß Portugal für eine Reihe von Jahren in so entscheidende Abhängigkeit von Frankreich gerieth. — Unter den Großen Portugals ist der Herzog von Cadaval noch heute der bedeutendste, obgleich Vainompe seine Einkünfte nur zu 80,000 Cruzados berechnet; ihm gehöret, außer Cadaval, Avega in der Correição de Thomar, Nagem in der E. de Santarem, Glandola in der E. de Setuval, sämtlich in Estremadura, in Beira, in der E. de Coimbra, Quarcos, Villa nova de Lagos, Pena Coroa, Tentugal, Santa Christina, Rabagal und Alvas posere in Alentejo, in der E. de Beja, Ferreira, Villas Nova, Agua de Veloz, Albergaria de los Juos und Villa Nova.

(v. Stramberg.)

CADQVIUS, Johann, war erst seit 1670 Rector an der lateinischen Schule zu Essing in Ostfriesland, dann von 1675 Prediger in dem nicht weit davon entfernten Dorfe Stadefeld, wo er als solcher 1725 starb. Sein Vater war der ostfriesische General-Superintendent Dr. Martinus Cadovius, der schon als Synodikus zu Hamburg verheirathet gewesen war, wo ihm dieser Sohn 1650 geboren wurde. Er verheirathete indes nach der diese Vaterstadt; doch ließ er seinen Sohn unter dem Namen Müller huldern, und verbaß demselben, nach unter diesem Namen, in Ostfriesland, wo er selbst 1670 General-Superintendent geworden war, zu den oben erwähnten Stellen. Nach des Vaters Tode 1679 meldete sich der sogenannte Müller als Erbe desselben, doch wollten die andern Kinder ihn nicht als ihren Bruder anerkennen. Dies veranlaßte ihn, das Geheimniß seiner Geburt zu verlautbaren und seine Legitimität zu erweisen, worauf er sich seitdem Cadovius nannte. — Er ist besonders merkwürdig als großer Liebhaber und Forscher

der ostfriesischen Sprache, und schrieb darüber: *Memoriale linguae frisicae antiquae, ossie tui Genesim van de ohle Frieske Mems-Tale; darinn ontbatten, Ostfriesische Vocabula, Verba, etliche Friesische Redensarten, wie auch die Ostfriesische Münz, Maß, Gewichte, Zahl, mit dem kleinen und großn Emmaleins. Ein Register der meisten Friesischen Namen, wie auch die 5 Haupt-Stücke des Catechismi Lutheri, mit der lecher und Formula der Beicht und Absolution, und dem Symbolo des Concilii Niceni und S. Athanasii. A. 1691* 2). Das Buch ist indes nie gedruckt, jedoch noch in der Handschrift in Ostfriesland vorhanden. Der Verfasser meldet in der Vorrede, daß zu seiner Zeit, am Ende des 17. Jahrhunderts, in der nördlichen Gegend von Ostfriesland, oder eigentlich in dem dazn gebörenden Farringlande, wo er wohnte, und auf den ostfriesischen Inseln die ostfriesische Sprache noch von verschiednen Familien geredet wurde 3). Aus der Conversation mit diesen sammelte er die von ihm angeführten Wörter. Zwar sind diese größtentheils nicht mehr echt ostfriesisch, sondern haben schon mehr Ähnlichkeit mit dem Niederfriesischen und Plattfriesischen; doch find manche noch von ostfriesischer Abkunft, auch laßt hier und da noch ein echtes ostfriesisches Wort mitunter, mithin ist ihre Sammlung immer verdienstlich und schätzbar. Es ist demnach wol in Hinsicht der Geschichte der niederfriesischen, als auch der ostfriesischen Sprache zu bedauern, daß dieses Werk nie gedruckt worden, und nun in der Handschrift liegt, und vielleicht bald, ganz untergehen wird. Zu seiner Zeit erzählte er sogar die Amssterdamer sehr bedeutender teutscher Gelehrten, und Wier in Bremen gebürtig, desselben in einem Schreiben an Lebnich in Collect. eymol. P. II. p. 158 unter dem Namen Müllers, den Cadovius damals noch führte, und dem Titel: *Indicis frisici Ms.* 4). Auch hat Herr Wittenbach es bei seinem ostfriesischen Wörterbuch (Wittich 1786) benützt 5). — Cadovius hatte sich übrigens auch mit den Theologie mit der Freirechtswissenschaft beschäftigt, und practisirte als Prediger zugleich in der letztern. Ausser dem Memoriale hinterließ er ebenfalls in der Handschrift: *Köthlicher Taufbuch vom frischen Unglauben zum wahren Christenthum, zur Vorbereitung zweier gebornen türkischen Schwestern zu ihree Taufe, in der Information vorgesetzogen* 6).

(J. Ch. H. Gittermann.)

CAGLIARI. 1) Die Provinz C., der südlichen Theil der Insel Sardinien, ist 2900 ital. Q. M. groß und in folgende 17 Bezirke getheilt: 1. Cagliari, 2. Desimo, 3. Nora, 4. Parte Joppis, 5. Nuraminis, 6. Trenzeta, 7. Parte Olla, 8. Eurgus, 9. Gerrei, 10. Sulo, 11. Dliastra, 12. Chiera, 13. Sarcadus, 14. Suici, 15. Eigerro, 16. San Antioeo, 17. San Pietro. — 2) Der Bezirk C., aus angebunden Ebenen bestehend, und nur im östlichen Theile gebirgig, erzeugt, des selten

2) *Vertrami Parerga*, Brem. 1740, p. 114.

3) *Wittenbach's Geschichte der ostfries. Sprache*, Bremen 1784, S. 29.

4) v. Wittenbach's ostfriesisches Lexicon, Wittich (1786), Vorrede, S. 40.

5) In der Vorrede, daz. W. 47.

6) *Neurogeminus a. a. O.*

1) *Rechtshandlung ostfries. Prediger's Verfallm.*, Wittich 1766, S. 394.

nen Regens und der Trockenheit des Bodens wegen, wenig Getreide, aber desto mehr und guten Wein, Obst, Gemüse und Rübenzucker; in den Berggegenenden macht man sehr geluchte Chassäfte und zieht bei Quarto Etwa und Hülen, welche zum Ausretzen des Korns sehr braucht werden. Das wichtigste Product aber ist das Salz, welches aus den Salinen in der Nähe der Hauptstadt gewonnen wird. Der Bezirk umfaßt ungefähr 160 Ital. Q. M. und, ohne die Hauptstadt, in seinen 12 Kreislagen eine Bevölkerung von 29,000 Seelen. — 5) E. die Hauptstadt, deren Einwohnerzahl von Yumi auf 35,000 und von Cossu auf 25,000 angegeben wird, hat gegenwärtig nicht mehr als 21,000 Einwohner. (Leonhard.)

CAJANA, auch Cajana-Län genannt, eine (im J. 1820) von 18,227 Menschen bewohnte Landschaft von 140 Quadr. Meilen im nördlichsten Finnland, Theil des 1ten Uleaborg; begrenzt im Norden von Lappland, im Osten vom alt-russischen Karelien, im Süden vom neu-russischen Karelien und von Savelz, im Westen von Ostbotten; mit vielen Seen, die meist sich in den Ulfleßh entladen, und großen Waldungen, wo Beers, Brennerei, Jagd und Fischfang die bedeutendsten Nahrungsweisen sind. Das Klima ist sehr gesund, so daß die Menschen oft ein hohes Alter erreichen. Einiges Korn wird abgebaut.

In kirchlicher Hinsicht umfaßt Cajana, Län die Propstei Cajana, welche 3 Pastorate enthält, nämlich:

- 1) Vasscoat Valdarno, bestehend aus der Mütter-  
gemeinde Valdarno, im J. 1820 mit 1777, der Kapell-  
(Ghilat) Stadt- und Landgemeinde Casana, jene mit  
567, diese mit 1055, und der Kapellgemeinde Sarasinien  
mit 1366 Seelen (mithin ist die Seelenzahl des gesamten  
Vasscoat 4565).

2) Pastorat Hyronsalmi, bestehend aus der Muttergemeinde Hyronsalmi mit 824, der Kapellgemeinde Suomussalmi mit 268, der Kapellgemeinde Puolango mit 1683, der Kapellgemeinde Riihljärvi mit 925 Seelen. (Insgesamt 6116 Seelen.)

3) Pastorat Sotkamo, bestehend aus der Wuts  
fermeinde Sotkamo mit 4202, und der Kapellgemeinde  
Rubroniemi mit 3344 Selen. (Insgesamt 7546 Selen.)

Die einzige Stadt der Landschaft ist Cajana, im J. 1820 mit 367 Einwohnern, am Flusse grieches Namens, der in der Nähe den etwa 10 Ellen hohen Wassersfall Ummä bildet, angelegt; 1 Meile von der Mutterskirche Paldamo, 17 Meilen von der Stadt Ueßberg, im J. 1651 durch den um Sinaland hochverdienten General

gouverneur, Reichsrath, Grafen Vehr Brahe, dem ein weiser Landrath umher als Varenus 1650 verleben worden war. In der Stadt besteht ein Pädagogium (höhere Elementarschule) mit 1 Lehrer. Nahe an der Stadt liegt das verfallene Schloß Cajanaborg, erbaut unter König Karl IX., vollendet durch den genannten Grafen Vehr Brahe. (v. Schubert.)

**CALANDO.** In der Musik bezeichnet das Bezeichnen des Wortes Calando ein Nachlassen, entweder der Stärke des Tones, oder der Geschwindigkeit der Bewegung, oder beider. Ersteres wird bezeichnet durch den Beisatz calando nella forza (und insofern ist es gleichbedeutend mit diminuendo; das andere durch calando nel tempo (so viel wie rallentando, allargando oder ritardando), beides zusammen durch calando nel tempo e nella forza. Ist wird aber das Wort Calando auch ganz allein beigefügt, und dann bleibt es freilich ungewiss, was der Tonsetzer damit gewollt; gewöhnlich versteht man aber auch in diesem Falle darunter ein Nachlassen sowohl der Tonstärke, als der Bewegung; und insofern ist es gleichbedeutend mit rilasciando, morendo oder smorzando. Nach Manzanera bedeutet aber das allein stehende Wort Calando nur ein Abnehmen der Tonstärke. S. nach L. o. S. Legieren. (Gottfr. H. Hebr.)

**CALANDRONE** ist der Name eines unter den Landvögeln in Italien gebräuchlichen, sehr unvollkommenen Blasinstrumentes. Der Name weist die vom Worte Calandra, Calandro oder Calandrino, welches im Italienischen einen Vogel, ein Vögelchen, figürlich auch einen geschwätzigen Menschen bedeutet, woraus sich dann auch der Charakter des Instruments einigermaßen abnehmen läßt. (Gottfr. H. cher.)

**CALASCIONE**, auch Colascione, französisch Colachow, ist der Name eines ziemlich rohen und unedelmännlichen, aber in Italien unter den Landpleuren beliebten guitaren- oder lautenähnlichen Saiteninstruments, mit einem verhältnismäßig sehr kleinen Schallkörper, und langem, mit Nuten versehenen Halse, nur mit 2 Saiten besetzt, welche meistens in die Quinte gestimmt, und entweder mit dem Fingern der rechten Hand, oder mit einem Stückchen Zithern, Holz oder Rinde angeschlagen, oder angeknipst werden. Nach Koch's Ersehen soll das Instrument auch Collosocini heißen, und dieser Name ihm namentlich dann beigelegt werden, wenn es mit einem befendeten langen Halse versehen ist.

• CALATRAVA, das alte Oretum, der Ortstater Hauptstadt, kommt unter der neuen Benennung zum ersten Male im J. 1013 vor, als Suleiman, des mehrfachen Königs von Cordova rebellischer Feldherr, den Ort mit stürmender Hand einnahm. Im J. 1082 wurde Calatrava von Aben Habel, dem Könige von Sevilla, auf seinem Kriegszuge gegen Diago, den König von Toledo, erobert, und allmählich, nach dem Verlusse von Toledo, einer der wichtigsten Punkte, den die Mohren noch im Norden der Sierra Morena umgeben hatten, und von dem aus sie die Mancha ohne Unterlass bedrängten. Die wohlverwahrte Burg war einem Mauren anvertraut. Als die Leisungen der Almoraviden in Spanien in drei

[illegible]



theile zerstückelten, 1145, folgte Calatrava für einen Augenblick dem Schicksale von Cordova; im Januar des J. 1146 wurde der Ort aber bereits von Alfons VIII. eingenommen, und somit die Welteroberung der Mancha vollendet. Alfons übergab die neue Eroberung den Tempelherren zur Vertheidigung (1149), die jedoch nach Alfonsens Tode, und nach nur 3jährigem Besitze, erschreckt durch die in Andalusien von den Mohren erzwungenen Vortheile, und ihre noch gefährlichen Zurückzungen, das gefährliche Geschenk dem eben zur Regierung gekommenen König Sancho III. zurückgaben (1157). Der König ließ hiezu öffentlich verkündigen, daß der Ort jedem, der seine Vertheidigung übernehme, erblich zugehören sollte. Unter allen Rittern des Landes fand sich keiner, der wagen wollte, was den Tempelherren zu wagtlich geschienen; da hörte ein Eisterziensermönch aus der Abtei Siero, brüt zu Tage der Merinidab den Uebeln in Navarra wuchert, Diego Delasquey, der zufällig dem Hoflager folgte, von der Gefahr und dem Lohne, die des Vertheidigers von Calatrava barreten. Diego, früher ein Kriegermann, und begeistert durch eine große Idee, beauftragte seinen Abt St. Raymond um so lange, bis dieser sich den gefahrvollen Posten von dem Könige erbat, und damit im J. 1158 beehrt wurde. Raymond erhielt zugleich die Erlaubniß, zu Vertheidigung seiner neuen Erwerbung einen emenen Ritterorden zu stiften, von dem Erststiftete von Toledo aber, neben einer schweren Selbstsumme, mancherlei geistliche Gnaden für diejenigen, welche auf irgend eine Weise das Gesehehen der frommen Colonie fördern würden. Hies durch sahen sich St. Raymond und Diego in den Stand gesetzt, ein kleines Heer zu bilden, mit welchem sie im J. 1158 in Calatrava einzogen, auch die Besie solchermaßen zu bereichern, daß die Mohren nicht weiter daran dachten, sie anzugreifen. Von dieser Seite beruhigt, konnte Raymond sich mit den innern Angelegenheiten seines Ordens beschäftigen. Von dem General-Capitel zu Esiery erbat er sich eine Regel für seinen Orden, und, um seine Erwerbung nutzbar zu machen, (denn das ganze, an 20 Meilen im Umkreise haltende Gebiet von Calatrava war zur Wüsten geworden), entführte er aus Siero alles, was der weiten Wüste Beschwerlichkeiten gewachsen, Mönche, Mitterthanen und Heerden. Über 20,000 Menschen wurden durch Raymond nach der Mancha verschifft, der, nachdem er dem Orden durch 5 Jahre vorgestanden, im J. 1163 zu Circuelos, unweit Toledo, das Zeitliche gesegnete.

Nach seinem Tode wollten die Ritter, die doch meistens Converses des Eisterziensordens, seine Mönche mehr unter sich dulden, seinem Abte ferner gehören. Sie erwählten sich aus ihrer Mitte, in der Person des Don Garcias, einen Großmeister, und die Mönche wanderten nach Circuelos, von wo aus sie die Ritter wegen der Eigenthums von Calatrava gerichtlich belangten; ein Proceß, dem bald durch Vergleich ein Ende gemacht wurde. Die Ritter traten den Mönchen St. Pedro de Sumiel, im Bisthum Oñena, ab, woraus diese sogleich ein Kloster machten, und dagegen allem weitem Anspruche entsagten. Diego Delasquey beschloß seine Tage in dem neuen Kloster zu Sumiel, Don Garcias aber starb 1168 oder 1169.

Sein Nachfolger, Ferdinand Escova, erwarb dem Orden Jorita (bei Guadalaraza) durch die Hilfe, die er dem Könige der Eroberung dieser Wüste geleistet, Cogolludo, Almojara, Maqueda und Alcazar, und machte seine Gesellschafter vermaßen reich, daß der König von Aragonien ihn um eine gewisse Anzahl seiner Ritter bitten ließ, welche auch dem Könige die wichtigsten Dienste erwiesen. Nach einem glücklichen Zuge, der ihn bis an die Ufer des Guadaluquiv geführt, legte der bejahrte Großmeister seine Würde nieder. Ihm folgte Martin Perez de Sionos. Auch er deunruhigte ohne Unterlaß seine ungläubigen Nachbarn, und während er auf der einen Seite bis in das Herz des Königreichs Jaen eindrang, gelang es ihm auf der andern Seite, den Mohren die Burg Almobar del Campo (Südlich von Calatrava), von der aus sie noch immer die Mancha deunruhigten, zu entreißen. Indessen wäre der wichtige Sieg bei Juncabida, am Eingange der Sierra Morena, ihm beinahe theuer zu stehen gekommen. Er hatte nämlich die in dem Treffen gemachten Gefangenen, 1200 an der Zahl, niederhauen lassen: hierüber entstand großes Murren, denn diese Ritter meinten, man hätte die Gefangenen besser verkaufen, oder zur Auswechselung gefangener Christen verwenden können. Dieses Murren ging so weit, daß Martin abgesetzt, und ihm ein Nachfolger gegeben wurde. Die Ordensprediger, die zu der neuen Wahl nicht berufen worden, gaben ihm Nachsicht von dem Vorgefallenen; er verließ sogleich Almobar, dessen Befestigung ihn bisher beschäftigt, und stellte sich in Calatrava seinen Gegnern säm entgegen. Zu schwach zum Widerstande, zogen sie mit ihrem Großmeister nach Salvatierra, und nicht lange, so lebten sie zum Behorsam zurück. Im J. 1179 erdauerte Martin zu Guadalupe, in den Bergen von Toledo, ein Hospital für die Ritter oder Ordensbrüder, die im Kriege verunmündet wurden: im folgenden J. 1180 schenkte der König von Aragonien, dankbar wichtige Dienste erkennend, dem Orden die Großherzogthümer Alcañiz an dem Guadalupe. Martin (gest. 1182) Nachfolger, Ruigo Perez de Guignonez, erschien 1187 auf dem General-Capitel zu Esiery, und dat um genauere Verbindung seines Ordens mit dem des h. Bernhards. Die versammelten Väter schrieben den Rittern eine neue Lebensregel vor, der ursprünglich angenommenen nicht unähnlich, und untergaben sie dem Abte von Morimond in Champagne, als ihrem Visikator. In dem unglücklichen Treffen bei Marcos, den 18. Julius 1195, fielen des Ordens tapferste Streiter, Calatrava selbst wurde von den Mohren durch Capitulation eingenommen, und der Großmeister mußte mit den wenigen Mittern, die dem Tode entgangen waren, nach Circuelos flüchten. Kaum war hier der Convent (in dessen Hofe unterhalb schenkte der König Honda, früher der Rüttee von Trujillo Besigung) eingerichtet hergestellt, so ergab sich in dem Orden eine neue Spaltung. Die aragonesischen Ritter wollten einen aus ihrer Mitte, den Garcias Lopez de Moventa, zum Großmeister von Alcañiz, des Ordens von Calatrava, sagten sich auch, unterstützt von dem Könige von Aragonien, dem der kastilianische Einfluß auf den in Castilien residirenden Großmeister mißfällig fern mochte, von aller Verbindung mit dem Convent in Circue

los los. Movonta eelante jedoch selbst die Thorheit seines Unternehmens, that Buße, und wurde mit seinen Ritters in die Gemeinschaft des Ordens wieder aufgenommen: doch blieben ihm die Güter in Tragonien samt dem Titel eines Großkomturs. Im J. 1190 nahm Martin Martinez, der Großkomtur, der Namens des hochheiligen Jahres Großmeisters den Orden regierte, durch Übersall die Besse Salvatierra, wohin er sogleich den Convent verlegte; in Salvatierra, wozon die Ritter sich seitdem nannten, wurde Martinez bereits zum Großmeister erwählt, indem Rugno Perez jetzt endlich seine Würde niederlegte.

Roderich Diaz, des Martinez Nachfolger, erwählt 1206, besiegte zuerst die Mohren mit Glück: er nahm ihnen, nach Ablauf des Waffenstillstandes 1209, die Schlösser Montoro, Fesica, Ribasfuenta und Biltze, welches letztere er, mit seiner Wichtigkeit besant, stärker besetzten, die übrigen schleifen ließ. Bald aber wendete sich das Glück, und selbst das hartnäckig vertheibigte Salvatierra muß sich Ende Septembers 1211 dem Mahomed, König von Marocco, ergeben. Zum vierten Male wird der Convent, und zwar nach Zurita, verlegt. Aber bereits im folgenden Jahre erobert König Alfons III. Calatrava, die Stadt, mit Sturm, durch Capitulation die Citadelle, gibt sogleich dem Orden zurück, und Calatrava wird neuerdings das Ordenshaus. Nach des Roderich Diaz Tode wird Roderich Garcias zum Großmeister erwählt: er schenkt 1213 den Ritters von Voz zwei Paläste, welche der Orden in Evora besaß, samt verschiednen Gütern, dagegen müssen sie sich den Statuten und der Visitation des Ordens von Calatrava unterwerfen. Darnach, am Fuße der Sierra Morena, wird den Mohren entzissen und dem Orden geschenkt (im Februar 1213). Neue Veruche der aragonsischen Ritter, sich unabhängig zu erzeigen, veranlassen den Großmeister zu einer Reise an die Ufer des Ebro: er stirbt in Aragonien. Sein Nachfolger, Martin Fernandez, verlegt, wegen der höchst ungelunden Lage von Calatrava, das Ordenshaus 1217 zum fünften Male an die Stelle, die selders noch heute einnimmt, in der Nähe von Salvatierra, und verleiht ihm J. 1218 den Ritters St. Julian, oder von Alcantara, wie sie seitdem hießen, die Stadt Alcantara: auch sie müssen sich der Visitation, Correction und Reformation des Großmeisters von Calatrava und seiner Nachfolger unterwerfen. Dem Martin Fernandez (gest. 1218) folgt Goncalvo Pavez, oder Jagnez, welcher im ersten Jahre seiner Regierung ein Kloster für Nonnen seines Ordens (bisher hatte man keine Nonnen von Calatrava gelangt) zu Barrio de S. Felices, unweit Amapa, stiftete. (Diese Klosterfrauen wurden 1538 in die Stadt Burgos verlegt.) Im J. 1227 wird Goncalvo von dem heil. Gebirg mit der Bewahrung des Schlosses zu Voz las, welches Mahomed, der König von Baes, als Pfand seiner Treue überliefern müssen, beauftragt. Unerwartet bricht in der Stadt eine furchtbare Empörung aus, Mahomed wird ermordet, und Goncalvo in der schlecht besetzten Besse durch eine zahllose, enthuftstische Menge belagert: sein tapferer Widerstand gibt jedoch dem Könige von Castilien Zeit, zum Entsatz herbei zu eilen, und die Stadt selbst, den 30. Nov. 1227, zu erobern. Wes-

niger günstig war dem Orden das Jahr 1244: in Marcos, welches ihm der h. Ferdinand samt vielen umliegenden den Drischafen geschenkt, lag der Comthur Don Alfor, als der König von Granada, Aben Alhama, sich mit seinen Scharen dem Orte näherte. Statt ihn hinter den Mauern zu erwarten, zog ihm der Comthur fest entgens: er übte seine Verwegenheit mit dem Tode; die wenigen, die der Niederlage entkamen, retteten sich kühnlich in die Besse.

Der 22te Großmeister, Roderich Ponce, schlägt die Mohren in einem blutigen Treffen amweit Jaen 1298, stirbt aber den zweiten Tag nach dem Siege an seinen Wunden. Über die Bestimmung des Nachfolgers geräth der Convent in große Zwistigkeit, indem die eine Partei den Garcias Lopez de Pabilla, die andere den Walthere Perez zum Großmeister erwählt: zwischen beiden sollen, da keiner dem andern weichen will, die Waffen entschlossen. Vier Jahre lang wurde gekritten, endlich beliebt, daß beide Competenten die von ihnen besetzten Plätze an den Großmeister von Alcantara, als Sequester, übergeben, und ihre Ansprüche dem heiligen Vater vorlegen wollten. Wen dieser als rechtmäßigen Großmeister erkenne, dem solle der andere willig nachstehen. Der Papst entschied 1301 zu Gunsten des Pabilla, sofort wenden die Leiter der Gegenpartei, namentlich der Ecepterträger, sich an den König, und schildern den Großmeister als einen Unruhestifter, einen Aufwührer. Der König schickte den Abt von S. Pedro de Samiel, als damaligen Ordensvisitor, nach Calatrava, die Anklage zu untersuchen: der Abt, nur den Ecepterträger und dessen Freunde hörend, entsetzt den Großmeister seiner Würde, die sofort dem Comthur von Jorita, Alaman, verliehen wird. Pabilla besgab sich persönlich nach Rom, um bei Bonifacius VIII. Hilfe zu suchen: der Papst verwies ihn an das Generals Capitel von Eifers, welches 1302 alle Handlungen des Abtes von Samiel cassirt, und den Großmeister in seine Rechte wieder einsetzt.

Im J. 1316 wurde ihm von dem Papste die Einrichtung des neuen Ordens von Montesa aufgetragen. Nach dem er lange genug damit geübt, beoolmächtigte er, den dringenden Auforderungen des Königs von Aragonien nachgebend, hiez den Großkomtur von Alcaniz, Gonzalo Gomez. Am 22. Julius 1319 wurde von diesem Wilhelm Eril zum 1sten Großmeister von Montesa ernannt, nachdem zwei Ritter von Calatrava, Alvarez de Zurita und Mendoza, die Statuten des neuen Ordens entworfen, und 10 Ritter von Calatrava waren die ersten, welche das Kleid desselben annahmen. Daber ist derselbe auch stets von dem von Calatrava abhängig, und der Gerichtsbarkeit, Visitation und Correction des Großmeisters von Calatrava unterworfen gewesen.

Eines hohen Alters ungeachtet, glaubte Pabilla sich noch immer verpflichtet, rastlos die Ungläubigen zu belämpfen. Auf einem seiner Züge durch überlegene Streikräfte eingeschlossen, gelang es ihm zwar für seine Person zu entkommen, aber seine ganze Schaar wurde beladen, nach tapferem Widerstande, in Stücken gehauen. Er selbst wurde beschuldigt, wie der Kampf noch zweifelhaft gewesen, mit der großen Ordensfahne aufhoben zu

sepa — nach den Begriffen des Mittelalters und in dem Geiste der Ritterorden das schwächliche Vergehen — der Excommunicirter, Johann Nun, de Prado, wergelte die Ritter wider den Großmeister auf, und die Einwohner von Ciudad Real, die einem geschnittenen Hecren nicht ferner unterthänig seyn wollten, machten Anstalten, ihn in der Burg Aguilar, in welche er sich eingeschlossen, zu belagern. Padilla wollte den Angriff nicht abwarten, er zog den Aufrührern entgegen, wurde abermals geschlagen und gezwungen, sein Heil in der Flucht zu suchen. Jetzt stellte Ruñes eine förmliche Klage auf Hochverrath gegen ihn an; er wurde zum zweiten Male abgesetzt, und Ruñes an seine Stelle ernannt, 1328. Nochmals wurde de Padilla durch das Generalcapitel den Cisterz in das Großmeisterthum angewiesen, aber Ruñes, im Besitze der wichtigsten Festungen, verlagte den Vätern von Lissabon den Gehorsam, und Padilla versuchte endlich im J. 1329, sich die Einkünfte aus Kragonen und die Comthurei Jorria vorbehalten. Im n. J. 1329 geschah es, daß ein Untergeborner des Comthurs, Pedro Ruiz de Cova, dem dieser die Vertheidigung der zu seiner Comthurei gehörigen Stadt Priego anvertraut hatte, solche dem Könige von Ganaba verkaufte, gleichwie 1333 ein anderer Ordensritter, Pedro Diaz Agnado, den Meisten der Ordensburg Caltra überlieferte. So schnell hatte der Obere Verlust in dem Orden Ruhe und Ehre erstickt.

Der Vertrag zwischen Ruñes und Padilla wurde bald gebrochen. Jeder hatte einen Better der Comthurei zueilt, welche sich dieser vorbehalten, verließen. Padilla, hierüber mit Recht entsetzt, nahm nochmals den Titel eines Großmeisters an, und führte ihn bis an sein im J. 1336 erfolgtes Ende. Sofort verarmten sich die Ritter aus den königreichen Kragonen und Valencia, zu welchen auch einige Castilianer traten, und erwählten, mit Genehmigung des Königs und des Abtes von Merimond, nach einander zwei Großmeister, zuerst den Alfons Perez de Goro, und nach dessen Tode, den Johann Fernandez. Dieser wußte Ruñes zu gewinnen, daß er das Großmeisterthum niederlegte, und sich mit der Comthurei Almagro begnügte. Ruñes erreichte es endlich, sich allgemein als Großmeister anerkannt zu sehen, wahrscheinlich nur, damit die endliche Bestrafung seiner Vergehungen um so allgemeiner defant werde. Seine Verbindungen mit dem Könige von Kragonen erregten den Verdacht Peters des Graufamen. Mißvergnügt und bekräftigt zugleich, verließ der Großmeister 1353 den Hof von Castilien, angeblich, um die Festungen des Ordens in Kragonen zu besuchen. Aber bereits im folgenden Jahre, 1354, ließ er sich beileiten, nach Castilien zurückzuführen. Er wurde auf der Reise in Almagro verhaftet, und nachdem er, sein Leben zu retten, auf die großmeisterliche Würde verzichtet, zu Maqueda entbauptet. An seine Stelle wird Diego Garrias de Padilla, der Donna Maria Bruder, der vorzüglichsten Theil an des Ruñes traurigem Ende gehabt, erwählt: auch seine Regierung war hässlich. In dem unglücklichen Treffen bei Guadale, den 15. Januar 1362, wurde er von den Mördern gefangen, schon von dem Könige von Granada, ohne Befehl, freigegeben. Heinrich von Trastamara setzte Regem. Enciclop. d. W. u. K. XXI.

Ihm den Peter Estevanegs Carpentero als Großmeister entgegen, und nachdem Peter der Graufame diesen mit eigener Hand erdödet, gerieth Padilla durch den täglichen Wechsel der Begebenheiten und der Herrschaft in noch drückendere Noth. Schon hatte er dem König Heinrich gebührend, da erinnert ihn Peter schriftlich, daß er, der wahre König von Castilien, der Maria de Padilla rechte mäßiger Gemahl sey, daß seine, des Großmeisters, Risse dennach berufen, dertinigt über Castilien zu herrschen, daß Heinrich nur ein Chronräuber, und bictet ihm; (solche gerichtlichen Worten noch mehr Eingang zu verschaffen, für den Fall, daß er neuerdings seinem königlichen Schwager dienen wollte, Andujar, Talavera und Villa Real zu Eigenthum an. Padilla zog die Sache in Ueberlegung, und überlegte hoch, als die Schlacht bei Najera, den 3. April 1367, Peter den Graufamen nochmals zum Beherrscher von Castilien machte. Jetzt eilt Padilla, dem Sieger seine Reuter zuzuführen: er wird nach Verdienst empfangen, und in einem Gewandfamn nach dem Schlosse Alcala gebracht, worin er auch sein Leben im J. 1369 beschloß.

Der neue Großmeister, Martin Lopez de Cordoba, ein vielversuchter Krieger, sollte, so baute König Peter desohien, seine Regierung mit der Hinrichtung der vednehmsten Hecren in Cordoba antreten (1367): Statt dessen wartet er die Verdöbten. Der König, ergrüht, also seine Deute zu verlieren, verspricht dem Comthur von Martos, Peter Giron, das Großmeisterthum, wenn er dem Martin das Leben nähme. Es fügte sich, daß dieser, den Unwillen des Königs zu entleeren, in Martos Zuständig suchte, und alsbald versichert sich Giron des arglistigen Heubdes. Während nun Peters Befehle eingeholt werden, findet Martin Gelegenheit, dem Könige von Ganaba, seine Noth zu klagen, aus der mächtigen Fürbitte dieses seines ungläubigen Freundes hat der christliche Großmeister, der beste Ritter in Castilien und Leon, allein Leben und Freiheit zu danken. Nach Peters des Graufamen Tode war Martin der letzte Castilianer, der für seine Kinder stritt; der König Heinrich ließ ihn, nachdem er die Prinzen in Carmona bis auf das Äußerste überbietet, wider sein geredetes Wort umbringen (1371). Peter Ruñes de Goro, den Heinrich noch vor der Schlacht bei Najera dem Padilla als Großmeister entgegengesetzt, wird nun im ganzen Orden als solcher anerkannt, hält ein Generalcapitel, das erste seit langer Zeit, und wird, nach 15jähriger Regierung, zum Großmeisterthum von St. Jago befördert. In Calatrava folgt ihm 1384 der vormalige Prior von Crato, Peter Alvarez Vespaga, und nachdem dieser im nämlichen Jahre ermordet worden, Goncalvo Ruñes de Guzman, einer der sechs Regenten, die König Johann I. für die Dauer der Minderjährigkeit seines Sohnes, Heinrichs III. ernant.

Unter eben diesem Heinrich III. entstand im Orden eine neue Spaltung. Nach Guymond Ebe, 1404, wurde, auf des Königs Betrieb, Heinrich von Villana, dess sein Ordensritter war, nachdem er sich in der Schlacht digneit, ex capite inapientia, von seiner Gemahlin schieden lassen, zum Großmeister ernannt. Da es aber mit der Ebecheidung nicht ganz richtig hergegangen, traten

einige Comthure zusammen, und wählten einen andern Großmeister, den Ludwig Guzman, des Consalvo Sohn, der seinen Sitz in Aragonien nimt. Noch König Heinrichs III. Tode wurde Villena von allen seinen Anhängern vertrieben (1406), und Guzman nochmals auf eine regelnmäßige Art erwählt; Villena fuhr jedoch fort, sich als Großmeister zu berechnen, bis das General-Capitel von Cister 1414 seine Wahl für null und nichtig erklärte. Ludwig, als alleiniger Großmeister, verbindet sich 1426 mit den Königen von Aragonien und Navarra und ihren Brüdern, erkent jedoch seinen Fehler, und dient seitdem seinem Herrn mit seltener Treue. Zur Belohnung erhält er 1430 aus der Confiscation der Güter des Infanten Heinrich, die Stadt Andujar als persönliches Eigenthum. In dem wichtigen Siege über die Mohren in der Ebene von Granada, gewöhnlich de Higueras genant (24. Juni 1381), nimt er den entscheidenden Antheil. Durch eine päpstliche Bulle, wozon er doch allein Gebrauch gemacht zu haben scheint, soll er sich und seinen Kittern die Erblaupnis zu beirathen erwirkt haben. In seinem Alter wurde der Orden vornehmlich durch den Seceptrträger Ferdinand de Padilla regirt. Im J. 1442 verbreitet sich das Gerücht von des Großmeisters Tode. Sofort verlangt sein Sohn, der Großcomthur, Johann Ramirez de Guzman, von dem Infanten Heinrich, dessen Dienste er sich gänzlich gewidmet, Truppen, um sich der Festung des Großmeistertums zu bemächtigen. Er erhält das Erbetheum, und bricht mit 200 Helmen und 100 leichten Reutern in das Gefilde von Calatrava ein. Der Seceptrträger zehrt ihm entgegen, schlägt ihn bei Sarajas nach stündlichem Gefechte auf das Haupt, und nimt ihn, samt seinem Sohne und zwei Brüdern, gefangen. Auf des Großmeisters Befehl werden die Gefangenen in den Alcazar von Calatrava verwahrt. Unverwartet entbietet der König dem Seceptrträger zu zweien Malen, den Großcomthur und die Seinigen sogleich in Freiheit zu setzen. Weis der Mule erwidert der Seceptrträger, daß ihm dieses unmöglich, nachdem der Großcomthur sich des verabscheuten ungewürdigen Verbrechens schuldig gemacht, der Leichnamen des Großmeisters sich mit Waffengewalt in das Großmeistertum eindrängen zu wollen: den Großmeister allein, auf dessen Befehl er ihn gefangen halte, stehe es zu, den Schuldigen zu bestrafen, oder über seine Person zu verfügen. Gehorsam von den Kittern zu erlangen, führt der König ein Heer ins Feld, doch die erste Stadt, die er auf seinem Wege trifft, Talavera, verweigert ihm die Thore, und es bedarf einer ernstlichen Belagerung, sie zu eröffnen. Nicht geringer sind die Hindernisse, die der König auf dem fernern Marsche trifft. Mittlerweile stirbt der Großmeister Guzman zu Almagro 1443, und die Comthure erwählen einmüthig den Seceptrträger zu seinem Nachfolger, während der König dazu den Don Alfonso, seines Leibesbrüders, des Königs von Navarra, nördlichen Sohn, bestimt hat. Hierüber kömmt es zu bestigen Streitigkeiten, und der König verzicht sich so weit, daß er sogar des Padilla Vater an ihn sendet, um ihn zur Nachgiebigkeit und Entlassung zu veranlassen. Der Papst de Padilla kann aber von seinem Sohne nichts weiter, als die Freilassung des Johann Ramirez de Guzman, der noch dazu dem Don Ferdinand, als seinem Großmeister, huldigen muß, erhalten.

man, der noch dazu dem Don Ferdinand, als seinem Großmeister, huldigen muß, erhalten.

Nun endlich erklärt der König dem Großmeister und den Comthuren, wie jede ohne seine Zustimmung getroffene Wahl ungültig sey, und er den Don Alfonso allein als Großmeister anerkennen werde, er verbietet, den Don Ferdinand für einen Großmeister zu achten, oder ihm das Mindeste von den, dieser Würde anstehenden Einkünften verabsorgen zu lassen; endlich erhebt der Infant Heinrich den Befehl, diesen Worten den gehörigen Nachdruck zu verschaffen. Bei des Prinzen Annäherung beschließt Padilla sich in dem Kloster Calatrava, entschlossen, sich bis auf das Äußerste zu vertheidigen. Der Infant, in dessen Heere man über 800 Kanzen zählt, muß eine förmliche Belagerung vornehmen. Mehrere Thürme werden abgesehlagen, in dem letzten trifft der Stein einer Schleuder, die Don Ferdinands Schildknappe wider die Angreifenden gebraucht, den Großmeister selbst an den Kopf, daß er wenige Stunden darnach sterben muß. Seine Brüder öffnen, bedingungsweise, die Thore, und Don Alfonso wird als Großmeister anerkannt, am spätesten von Johann Ramirez de Guzman, der sich aller Festungen des Ordens im Königreiche Jaen, namentlich der Burgen Martos, Arjona und Porcuna bemächtigt, und den von dem Könige wider ihn ausgesandten Comthur von Segura, aus dem Orden von St. Jago, Rodrigo Manrique, in offener Feldschlacht der Ardon, zwischen Andujar und Arjona, übergewunden hatte (1443).

Nach dem Siege bei Olmedo (1445) befehlt der König den Comthuren, sich zu versammeln, um dem Großmeister Alfonso, als einem Aufseher, den Proceß zu machen, und ihm einen Nachfolger zu geben. Sie beschließen, die meisten aufgenommen, welche das von dem Alfonso nach Almagro ausgeschiedene Capitel besuchen; können sich aber über die Person des Nachfolgers nicht vereinigen, indem die eine Partei den Johann Ramirez de Guzman, die ungleich stärkere den Peter Siron wählt. Guzman nimt sogleich den Titel eines Großmeisters an, und bemächtigt sich verschiedener Ordensfestungen, wie J. B. Ossuna, Martos u. a.; aber auch Siron ist nicht müßig, und in Begrieff, seinem Gegner ernstlich zu Leibe zu gehen, als der König und der Prinz gemeinschaftlich einen Waffenstillstand von 30 Tagen gebieten, und während derselben folgenden Vergleich vermitteln. Guzman erkent den Siron als Großmeister an, behält alle Comthuren, die er im eigenen oder seines Sohnes Namen besitzt, und soll für seine Lebzeit jährlich aus den Tafelsgütern des Großmeisters 150,000, und von dem Könige ebenfalls 150,000 Maravedis beziehen, endlich 500 Was fallen in Cahilen haben. Alfons appellirt von dem ihm mitgetheilten Euentualbescheid, jedoch ohne Wirkung, nach Rom, und steht sich, nachdem auch der Versuch fehlschlagen, das Großmeistertum mit gewaffneter Hand wieder einzunehmen, genöthigt, in dem Vertrage von Agreda 1454 förmlich zu verzichten.

Siron benutzt seine Kleinherzlichkeit einzig, um die Regierung zu beunruhigen (nur daß er 1462 den Mohren Archidona gewonnen), so daß es zweifelhaft, ob die grens

zenlose Verwirrung des Reichs eigentlich ihm, oder seinem Bruder, dem ränkevollen Markgrafen von Bilsena, zuzuschreiben. Vordächlig waren Andalusien und die Mancha der Schauplatz von Peters Gewaltthätigkeiten. Mit dem J. 1465 hatte er bereits beinahe ganz Andalusien dem Könige entfremdet: der Prior der Johanniter, einen der wenigen, welche seinen Künften widerstanden, lud er zu einer Unterredung ein. Während derselben nahm er den Prior gefangen: Lora und andere Plätze des Priorats stellten ihm sofort ohne Widerstand, Consuegra, der Johanniter Hauptveste, nach kurzer Belagerung in die Hände. Die Belagerung von Jaén mußte er jedoch aufheben, und die Bürger wurden hiedurch ermuthigt, mit denen von Andujar vereinigt, einen Einfall in das Gebiet von Calatrava zu thun, und dasselbe mit Plünderung und Verwüstung schwer heimsuchten. Der König, der bereits früher versucht, den Großmeister durch Wohlthaten zu gewinnen (so gab er ihm J. B. Wron, unweit Marchena; Pegnosa, in der Provinz Badajoz; Priores in der Nieja, und Santibagos, nördlich von Burgos, als Eigenthum), versucht jetzt, aller weitem Widerstand zu gewaltigen, geraubt, das Aussehen, und verspricht in dem Tractat von 1466 dem Großmeister die Hand seiner Schwester, der Prinzessin Isabella, wogegen Siron sich ansehnlich machte, samt seinem Bruder und dem Erzbischofe von Toledo, den Infanten Alfonso zu verlassen, und dem Könige gegen alle seine Feinde mit 3000 Kämpen zu dienen. Gleichzeitig wurde der Papst gebeten, den Großmeister von seinem Gelübden zu entbinden. Pius II. erkrteut über die Aussicht, Cassilien zu beruhigen, ertheilt ohne Anstand die gewünschte Dispensation, erlaubt sogar, daß Siron das Großmeisterthum seinem natürlichen, kaum achtjährigen Sobne, Rodrigo, Telles Siron, dem der Markgraf von Bilsena als Coadjutor beigegeben wird, abtrete. Siron versammelt demnach die Drängehner, läßt seinen Sohn als Großmeister anerkennen, und bereitet sich, die Herrath, vermittelt welcher er berechtigt über Cassilien zu herrschen vermeint, trotz des entschiedenen Widerspruchs der Prinzessin, zu vollziehen. Mit einem eben so zahlreich als glänzenden Gefolge verläßt Siron Almagro, die widerspenstige Braut einzuholen, und er hatte kaum Balsa rubia de los Ojos de la Guadiana erreicht, als er sich von einem bisjährlg Hübner ergriffen fühlte, welches am vierten Tage, den 2. Mai 1466, den Faden seines Lebens und seiner ehelichen Entwürfe abschneidet.

Der neue Großmeister, der, wegen seiner Jugend, geräumte Zeit unter der Vormundschaft seines Oheims Bilsena sieh, ergreift, gleichwie seine Vetterin, in dem großen Kampfe um das Erbrecht von Cassilien, die Partei des Königs von Portugal, nimt verschiedene Plätze, namentlich Ciudad Real, welches er doch bald wieder verliert, weg (1476), und läßt einer der Großen, welche den König von Portugal auf dessen vermeintem Siegezuge in Valencia empfangen, während der Seeprerträger, Garcia Lopez de Padilla, und ein Theil der Ritter von Calatrava für die Königin Isabella kreuzten. Nachdem die Entwürfe der Portugiesen gescheitert waren, brach Siron 1476 um Granada, und sie wird seiner unerfahrenen Jugend

nicht verweigert. Er diente hiemuf den katholischen Königen gegen die Mohren von Granada mit Treue und Auszeichnung, und wurde endlich in dem Gefechte bei Loja, den 23. Juli 1482, nur 26 Jahre alt, durch einen Pfeilschuß getödtet. Sein Nachfolger, der bischofliche Seeprerträger Garcia Lopez de Padilla, starb, nach vierjähriger Regierung, 1486, als der 29ste und letzte Großmeister, denn als die Comthure sich zu neuer Wahl versammelten, wurde ihnen eine päpstliche Bulle vorgesetzt, worin Innocenz VIII. sich für dieses Mal die Ernennung des Großmeisters vorbehielt. Ihr folgte eine andere, worin der Papst dem Könige Ferdinand, auf dessen Befehlen, die Verwaltung des Großmeisterthums übergab. Nach Ferdinands Tode schritten die Comthure, ohne die Verbote des Cardinals Morian, der solchen Ausgang freilich nicht ermannen konnte, zu beachten, zu einer neuen Wahl; sie fiel auf den König Karl, und wurde von Papst Leo X. bestätigt. Morian, welcher nicht lange darnach den Thron Leo X. bestieg, verband für immer das Großmeisterthum von Calatrava, von St. Jago und von Alcantara mit der Krone von Spanien; ein Bescheid, dessen prämiäre Wichtigkeit man beurtheilen wird, wenn man ersieht, daß die großmeisterlichen Einkünfte aus dem einzigen Königreiche Jaen im J. 1763 an 1,700,000 Reales de Bellon betragen.

Dem Orden hingegen ist diese Verbindung nicht sehr nützlich geworden; ursprünglich ein geistlicher und weltlicher Orden, ist er hiedurch allmählig zu einem gewöhnlichen Hoforden geworden, und nicht einmal sein Besitzthum haben die Könige ungekränkt erhalten. So gingen unter ihrer Verwaltung die Comthuren Osuna und Macqueba, woraus man seitlich Herzogthümer bildete, verloren, und auch das für Karls IV. Kiebling Godes errichtete Herzogthum Alandia verfiel, wenn wir nicht irren, aus dem westlichen Theile des alten Klostersgebietes von Calatrava. Im J. 1760 brach der Orden 74 Pfründen und Kirchhöflein, namentlich Almagro, Almodovar, Calatrava und Manzanares in Bancha, Almonacid de Zorita in der Provinz Madrid, Martos, St. Jago de Calatrava, Arjonilla, Higuera de Calatrava und Torre Don Jimeno in Jaen, Belmez in Cordoba, Cañala in Sevilla, Alcañiz in Aragonien; 54 Comthuren, 16 Priorate und 3 Monastierhöfe, welches alles in fünf Bezirke, Almagro und Campo de Calatrava, Martos, Almonacid de Zorita, Almodovar und Campo und Almaden vertheilt war. Die beiden ersten dieser Bezirke wurden durch weltliche Ordensritter (der General Vicarius des Bischofs von Martos besizt jährlich 3000 Dukaten), die andern durch Großwalcalden regirt. Die Comthuren ertrugen damals zusammen 110,000 Silberdukaten, oder, nach einer Angabe vom J. 1763, 1,073,576 Reales de Bellon. Die wichtigsten Comthuren sind Manzanores, deren Einkünfte man im J. 1786 zu 30,000 Dukaten berechnete; Zorita, Martos (3000 Pfes im J. 1758), Herrera, Castellanos, Havanilla, Alagon, Moral, Riebia, Sevilla. Dignitates sind: der Großcomthur von Cassilien (111,576 Reales de Bellon Eink.), der Seeprerträger, der Großcomthur von Alcañiz, der Prior, der Großsacristan, der Baumeister, Alle Comthuren und Dignitäten zusammen



vertheilen 300 Lotten oder Ritterpferde. Die Stellen des Priors und Groß-Sacristans, so wie die 16 Priorate, sind ausschließlich den Ordenspriestern bestimmt. Der Prior ist ein säkularer Prälat, der seinen Unterthanen die menores ertheilt. Zwei der Priorate sind förmliche Klöster für Ordensmönche, die andern zum Theil nur einfache Pfarreien. Die Nonnen von Calatrava unterscheiden sich allein durch das Ordenskleid von den übrigen Töchtern St. Benedicts. Des Nonnenstifters zu Barrio de St. Felices oder Burgos haben wir bereits gedacht. Ein zweites wurde 1479 zu St. Salvador de Villula, in dem Cerengel von Eguenja; das dritte und ansehnlichste zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, von dem Großkomthur Walter von Padilla in der Stadt Almagro zu Ehren von H. V. Himmelfahrt gestiftet. Die Klosterfrauen, oder, wie sie eigentlich heißen, die Comthurinnen von Almagro, müssen, gleich den Mittern, eine Wonnecode befolgen. Das Ceremonienkleid der Mitter besteht, nachdem der Antipapst Benedict XIII. im J. 1397 erlaubte, Capulcer und Mantelet abzulegen, in einem weißen Mantel mit einem roten Altentrenne auf der linken Seite. Nachdem auch im J. 1540 den Mittern erlaubt worden, zu heirathen, haben sie nur noch die Gelübde der Amme, des Gehorsams und ehelicher Keuschheit, welchen sie 1652 ein viertes, das der Verheißung der unbedeckten Empfängniß, hinzusetzten. Im J. 1652 wurde die Ordensregel zum letzten Male revidirt. Nach den ältern Statuten waren die Mitter wahre Mönche: sie trugen wollene Hemden, mußten völlig angekleidet schlafen, im Oratorium, in dem Refectorium, in der Küche Stillsitzen beobachten, Derjenige, der einen Fehler geschlagen, oder dem Großmeister ungebührlich gewesen, durfte in den nächsten sechs Monaten wederessen tragen, noch ein Pferd besetzen, mußte auch während dreier Tage sein Wahl von der Erde nehmen. Wer sich einer Unkeuschheit schuldig gemacht, mußte ein ganzes Jahr lang von der Erde speisen, drei Mal wöchentlich bei Wasser und Brod fasten, und alle Freitage die Disciplin nehmen. — Des Ordens Wapen ist ein rothes Lilienkreuz im silbernen Felde. Gleich den übrigen spanischen Ritterorden steht auch der von Calatrava unter dem 1489 errichteten Consejo real de las Ordenes, bei dem er seinen eigenen General-Procurator und Fiscal hat. Vergl. Francisco Caro de Torres: historia de las Ordenes Militares de Sant-Jago, Calatrava y Alcantara, des de su fundacion hasta el Rey Don Phelipe II. Ep Madrid 1629. fol. — Fr. Francisco Rades de Andradia: Cronica de las tres Ordenes y Cavallerias de Sant-Jago, Calatrava y Alcantara. En Toledo 1572. fol. Gabriel Lasso de la Vega: Discursos de las Ordenes militares de Espanna. Map. Hieronymo Mascarenhas: Apologia historica por la Illustrissima Religion y inclita Cavalleria de Calatrava, su Antiquedad, Extension y Grandezas entre las militares de la Espanna. En Madrid 1651. 4. — Ej. Raymundo Abad de Fitero de la Orden de Cister, fundador de la sagrada Religion y Cavalleria de Calatrava. Ib. 1653. 4. — Ej. Deliniciones de la Orden y Cavalleria de Calatrava. Ib. 1661. fol. — Ej. La historia del aseo convento de Calatrava. Map. — Joseph Miquell y Mar-

ques Teatro de la Cavalleria militar. En Madrid, 1642. fol.

Aus dem Gefagten geht übrigens hervor, daß zwei verschiedene Orte den Namen Calatrava führen. Der eine, Calatrava la vieja (Ortium), ein Marktflecken, liegt auf dem südlichen Ufer der Guadiana, nordöstlich von Ciudad-Real, auf einer Höhe, das Kloster hingegen, auf dem Ufer der Guadiana, südlich von Ciudad-Real, auf einem Berge, in der Mitte mehrer Dörfer, worunter Hilbis das bedeutendste. Campo de Calatrava, das Gebirge von Calatrava, heißt das Hügelland, welches sich über die Flächen Mancha erhebt, und sie mit der Sierra Morena verbindet. Es ist zugleich das ursprüngliche Klostergebiet.

(v. Stramberg.)

CALCAR, Johann van, oder auch Hans und Jan van Calcar genant, ein berühmter Maler aus der niederländischen Schule und Nachfolger des Johann van Eyck<sup>1)</sup>. Er wurde etwa 1500 zu Calcar, einer Stadt im Herzogthum Klerve, geboren, von welcher er seinen Zunamen führte, da er sonst mit seinem eigentlichen Namen Hans Stephans hieß. Von seiner Herkunft und Jugendjahre, und von wem und wie er zuerst in seiner Kunst angeleitet worden, ist nichts bekannt. Seine Hauptmuster in denselben waren theils Johann van Eyck's Gemälde, theils aber auch Titian's Meisterwerke. Wahrscheinlich genoss er auch den Unterricht des letzteren. Denn in den Jahren 1536 oder 1537 war sein Wohnort oder doch sein Aufenthalt in Venedig, wo ebenfalls Titian sich zu der Zeit aufhielt. Van Calcar lebte daselbst mit einem Weibchen aus Dordrecht, das entweder schon mit ihm nach Venedig gegangen, oder ihm dahin nachgefollt war, und ihr elterliches Haus heimlich verlassen hatte. Von den Eltern derselben wurde nachher durch den Magistrat in Dordrecht entdeckt, daß sie daselbst eine Werberberge hielten, und bereits seit Jahren mehre Reisende, die Geld bei sich führten, auf die schändlichste Weise umgebracht und in ihren Keller begraben hatten. Auf Verlangen des Dordrechter Magistrats wurde die nach Venedig entflohen Tochter daselbst vor Gericht gezogen, und gesagt, daß sie aus Abscheu vor den Gräueltathen ihrer Eltern das Haus derselben verlassen hätte, doch wäre sie als ihr Kind nicht im Stande gewesen, sie der Obrigkeit anzuzeigen, worauf man sie in dieser Hinsicht wieder frei ließ. Man glaubt, daß dieser Vorfall mit van Calcar's Gesellschaften, der natürlich zu Venedig Aufsehen erregen mußte, ihn beunruhigt habe, von dort nach Rom zu gehen. Hier sollen ihn einige italienische Maler aus Eifersucht und Reid seines Geldes beraubt haben. Er starb daselbst in den besten Jahren seines reifen Alters im Jahr 1546.

Van Calcar ist unter den niederländischen Malern ein Genie und Künstler vom ersten Range, und hat ins

1) Dessen: Het Leven der nederlandsche en eenige Hoogdutchsche Schilders, door Karel van Mander en Jac. de Jongh. I. Dool. Amsterd. 1764. p. 102 — 103. 249. 250. — Hierin's Geschichte der schonen Künste. II. Bd. Hannover 1817. S. 463. 464. 465. — Johann van Eyck und seine Nachfolger, von Dehnanen & Geygenhauer. II. Bd. Frankfurt a. M. 1822. S. 173 p. 145 und andere treffliche Nachrichten.

besondere den Vorzug, daß er von allen seinen Landsleuten, die seine Kunst kräftig haben, den großen italienischen Meistern am nächsten, ja fast gleich kommt, ohne sich jedoch von der Nachahmung zu entfernen. Seine Gemälde sind in Hinsicht ihrer Gegenstände durchaus eigen und geniale Schöpfungen; in der Manier aber zeigte er vorzüglich dem Titian, dessen Darstellungsart er so nahe kam, daß selbst große Kenner und Künstler seine Arbeiten für Titiane hielten. Unter andern wurde einst Colonus zu Neapel durch einige Gemälde v. Calcar's so gerührt, daß er in Gegenwart verschiedener Maler sagte: Diese sind von Titian. Die anwesenden Maler erwiderten: Euer Urtheil ist recht und gut; aber sind diese Gemälde nicht von Titian's Hand, sondern von Johann van Calcar, dessen Manier der titianischen so gleich ist, daß die kundigsten Beobachter sie nicht unterscheiden können. Auch nach Vasari's Urtheil<sup>2)</sup>, der in Neapel von Calcae persönlich kennen lernte, war seine Manier so schön und geschmackvoll, daß man sie nicht für eine niederländische halten konnte.

Seine Gemälde sind selten. Eins davon, eine Mater dolorosa, befindet sich in der Vossischen Sammlung, und ist von einer hohen Schönheit. Die geist- und geschmackvolle Johanna Schopenhauer macht davon folgende ansehnliche Beschreibung<sup>3)</sup>: „Ein weiler, dunkelblauer Mantel umgibt im herrlichsten Hais tennert die schöne Gestalt, wahrscheinlich das Portrait einer edlen, noch jugendlichen Frau. Nichts kann einfacher und dabei doch herzergriffender gedacht werden, als der tiefe Ausdruck unendlichen Schmerzes in den schönen Zügen dieses Gesichts. Und doch ist über dem Ganzen eine so unbeschreibliche Anmuth verbreitet, daß wir dabei eine Art wehmüthiger Freude empfinden, ein solches Bild so getragten zu sehen. Er weint nicht mehr, denn alle ihre Thränen sind längst vergossen; sie klagt nicht, denn ihr Schmerz ist zu groß für jede Klage. Sie weiß, es gibt keinen Trost mehr für sie auf Erden, aber sie hat sich darein ergeben, nicht aus weiblicher Schwäche, sondern im festen Vertrauen in Gott und seinen Willen. Die Linde der schönen Hände ruht auf der noch schmerzlich wogenden Brust; die Rechte ist erhoben, als deute sie auf einen Gegenstand ausser dem Bilde, zu welchem das Gesichts, wahrscheinlich ein Ecce homo, verlieren ging.“ — Ein paar andere, sehr schöne Gemälde von Calcars befinden sich in der kaiserlich ökonomischen Gallerie zu Wien. Das eine, von vorzüglicher Schönheit, stellt eine Geburt des Heilandes vor, und insbesondere, wie Joseph an der Krippe desselben die Hirten empfängt. Wie in Correggio's berühmte Nacht strahlt dabei von dem Kinde ein vorzüglich schönes Licht. Dieses Gemälde, das nur sehr klein und kaum über eine Spanne groß ist, besaß einst Peter Paul Rubens, und legte darauf einen so hohen Werth, daß er es immer von solchen Studien absonderte, die, die er wol abstellen wollte. Nach seinem Tode kaufte es der berühmte teuts-

sche Maler, Joachim von Sandrart, und verkaufte es wieder an den Kaiser Ferdinand III., der es mit sich nach Prag nahm, von wo es im Verfolg nach Wien gekommen ist. — Das andere, eben daseibst vorhandene Gemälde von Calcar, stellt das Bildniß eines bürgerlichen Mannes dar, in schwarzer Kleidung, und einen Brief in der Hand haltend. Der ihm steht ein Tisch, auf dem ein Buch und verschiedene Schriften liegen. Es ist eine halbe Figur in Lebensgröße, und auf Leinwand gemalt<sup>4)</sup>. — Außerdem besaß die kaiserliche Gallerie in Wien, nach Fiorillo's<sup>5)</sup> noch zwei Portraits von v. Calcar. — Auch in der Galerie des Museums zu Paris ist ein Gemälde von Calcar's befindlich; das Portrait eines schwarz gekleideten Mannes vorstellend, mit dem rechten Arm an den Schaft eines Säules gelehnt, den linken bedeckt ein Mantel<sup>6)</sup>. — Noch wird ein in der Collegiatenkirche zu Antwerpen befindliches schönes Gemälde für eine Arbeit von Calcar gehalten. Es stellt den Heiland vor, wie er zwölf Jahre alt mit seinen Eltern nach Jerusalem geht. Es ist ein großes Bild, mit vielen Figuren, und sehr kunstvoll in Hinsicht der Gesichter und Fleischfarbe. Vorzüglich schön ist der Kopf des göttlichen Knaben. Das Ganze hat ein buntes, prächtiges Colorit. Fiorillo behauptet indeß, daß dieses Gemälde nicht von v. Calcar, sondern weit älter sey.

Von Calcae war übrigens auch ein vorzügliches Meister im Zeichnen, sowohl mit Kreide, als auch mit der Feder. Besonders gelangen ihm dabei die Schraffirungen, und auch hierin steht er mit Titian auf einer Höhe, so daß er in seiner Manier von diesem großen Meister fast nicht zu unterscheiden ist. Von seiner Hand sind die herrlichen anatomischen Figuren in dem berühmten Werk des Argus Andreas Vesalius<sup>7)</sup>, die man fälschlich dem Titian zugeschrieben hat. Auch die Bildnisse der Maler, Bildhauer und Architekten in Vasari's Beschreibung von dem Leben derselben, eibern größtentheils von v. Calcar her; sie sind mit einer festen Hand schön und kräftig gezeichnet. Sodann besaß der Stempelschneider Marc de la Wange zu Utrecht in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Gesichtsplatte von dem Kupferstecher Otto Heinrich von der Pfalz, worauf sich mehrere sehr feine Zeichnungen von antiken Figuren in ihrer ursprünglichen Tracht befanden, die von v. Calcar verfertigt waren.

Von Calcar's Bildniß, in Kupfer gestochen, hat Karl van Mander in seinen Lebensbeschreibungen der rühmter holländischer und teutscher Maler, im I. Theil bei E. 104 aufbehalten. Es ist zwar ziemlich roh gearbeitet, doch nicht ohne andeutende Züge von Feinheit des Gemüths und Tiefe des Sinnes.

(J. Ch. H. Gittlermann.)

CALCATURCLAVIS. Calcaturstake, Calcaturhebel, Balgclavis, Balgstake, Balghebel, heißt an der Digel derjenige Hebel, auf welchem der

1) Beschreibung der Gemälde der L. L. Gallerie, Wien 1790, Erste Abtheilung, S. 32. 2) In drei angeführten Werken, S. 464.

3) Notice des Tableaux exposés dans la Galerie du Musée. Paris 1814, p. 26, No. 200. 4) Anatomia, etc. de h. m. corporis humani, Lib. 7.

2) In diesen Viss. de' più eccellenti Pittori, Scultori ed Architetti, 1678, 1680, und nachher in mehreren Ausgaben. 3) In den angef. Werken, S. 177.

Salgstreter oder Calcant mit dem Fuße tritt (calcare), um denselben durch das Gewicht seines Körpers (wie eine Last, Glavis, daher der Name Calcaturclavis) niederzudrücken und dadurch den Orgelbals aufzuschieben. Die Reibe des neben einander liegenden Calcaturclavis oder Balghebel wird eben darum auch die Calcaturclaviatur genannt. (Aelung l. s. musica mechanica organoedi, schreibt überall „Calcaturclavis!“ und Herr Schlimbach in s. Buche über die Orgel schreibt es ihm überall nach!).

Von dem richtig abgemessenen Verhältniſſe dieses Hebels hängt die richtige Wirkung der Balge sehr wesentlich mit ab. Vergl. die Art. Balg und Balgclavis.

(Gfr. Weber.)

**CALEDONISCHE MUSIK** (hochschottische oder gälische). Es wird, bei der noch immer gewöhnlichen Vernachlässigung des Geschichtlichen der Musik unter den Russen selbst, kaum fremd sein, wenn wir gewagt werden, daß auch selbst die geschicktesten Meister in der Composition nicht den geringsten Begriff von der musikalischen Eigenheimlichkeit eines Volkes haben, daß schon allein durch Dßians Namen die Beachtung aller gebildeten Kunstfreunde weithin und theuer sein sollte. Eine seltsame Verwechselung des Alt- und Neu-schottischen ist selbst in neuen wissenschaftlichen Schriften über Musik beinahe zur Regel geworden, wozu wahrscheinlich J. Haydn's Sammlungen schottischer Gesänge und L. Beethoven's sächtscher Lieder nicht wenig beigetragen haben mögen. L. Beethoven bildete sich in seiner Phantasie ein ganz eigenes Utopien, unter welchem er sich Schottland vorstellte, und gab nach diesem Gebilde in seinen sogenannten schottischen Liedern etwas, was ihm und seiner reichlichen Erfindungsgebe allein angehörte — und J. Haydn verarbeitete schottisch gewesene, entnommene bereits durch Zuschauen und Änderungen verallgemeinerte, oder durch ihn selbst und durch seine melodischen Einschreibungen umgestaltete, durch die Hinzufügung des gewöhnlich Haemusischen unserer Septimen soles ganz unkenntlich gemacht zu Weisen, die nichts weniger, als echt schottische genannt werden können. Wenn auch eine und die andere Melodie, wie sie von dem lezt genannten Meister und von einigen andern Componisten gegeben wurde, wirklich in dem heutigen Nieder-schottland geungen werden sollte: so würde man doch auch in diesen Häuſen sie nur mit Unrecht als eigentlich schottische Melodien bezeichnen; da bekanntlich Nieder-schottland seine alterthümlichen Sitten völlig abgelegt hat, und in allen Dingen, sogar in der Sprache, ganz eigentlich englisch geworden ist. Man würde sich einen hinlänglichen Begriff von dem Wesentlichen der alt-schottischen Gesänge nicht sowohl durch die andern der rührten Beschreibung derselben von ältern musikalischen Schriftstellern (z. B. von Burnes „Abhandlung über die Musik der Iren“, von Rameau u.), sondern hauptsächlich aus genauer Betrachtung alt-schottischer Melodien, haben und zum Glück nicht wenige übrig geblieben sind, und die in neuern Zeiten aus dem Munde des Volks gekommen, und in unsere Noten übertragen wurden, hüben können. Schon der Charakter der Hochschotten, der treuen Hellen aus gewöhnlichen väterlichen Sitten, das

bei Bergvölkern bekanntlich öfter gefunden wird, als bei den Bewohnern ebener Strecken, würde eine nicht geringe Gemüthsleistung für das Echo derselben abgeben, wenn die ganz eigenheimliche Beschaffenheit ihrer Melodien, die in allen calcedonischen Gesängen unverändert wiederkehrt, nicht einen viel haltbarern Reiz dafür lieferte. Wir besitzen eine ganze, sehr schätzenswerthe Sammlung echt gälischer Nationallieder, die Hr. Macdonald, Wittgub der Einbürger-Gesellschaft, herausgab, die ihren Werth noch ganz besonders dadurch sehr erhöht, daß überall mit der größten Genauigkeit die Prodig oder die Infel (der Hebriden) angegeben worden ist, wo sie vom Volks gesungen wurden. Sie ist aber so theuer, daß nur sehr wenige Exemplare derselben nach Deutschland gekommen sind, so daß also nur Einzelne hin und wieder Gelegenheiten haben können, sich daraus zu unterrichten.

Zeit Dßians ehewürdige Harbengesänge auch unter uns Aufsehen erregten, welches durch mancherlei nicht unwichtige Ereignisseiten eben so sehr, als durch verschiedene Übersetzungen seiner wunderbaren Behmühobachtungen, besonders durch die Vertreibungen von Alward und Rhode, bedeutend gehoben wurde, wendeten auch die Musikfreunde mit Lernbegierigern unter uns ihr Augenmerk wieder lebendiger den seltsamen Musikweisen jenes alten merkwürdigen Volkes zu. Hr. Alward, der in seiner Vorrede so belehrend über Dßians Weise und überhaupt über die ganze Art der Dichtung jenes Helens sohnes gesprochen, und uns unter andern auch verheißt hatte, künftig sich einmal noch über die gälischen National-Melodien zu erklären, wurde verständigst auf solche rufen, sein Versprechen möglichst bald zu erfüllen: es ist aber, so viel uns bekannt ist, nichts von ihm darüber geschrieben worden. Neuerer verbeängte in Deutschland den alten Wunsch, und es erschien, so viel ich weiß, unter uns nichts einigermaßen Ausfällisches über die Musik der Calcedonier, als mein kurzer Versuch einer überschüssigen Darstellung in der Leipz. musikal. Zeitung Nr. 9. vom Jahre 1823. Ein französisches Werk des Herrn L. W. Meier de Cauffure, Professore der Mineralogie und Geologie zu Genf, das in Paris und Genf 1821 in 3 Theilen erschien, und am meisten sich über Geographie verbreitete, nahm im Ten Cap. des 3. Bandes auch einige Rücksicht auf Dichtkunst und Musik der Calcedonier, und brachte den Gesangland von Renem in Ansehung. Wenn die Bemerkungen des Reisenden in Hinsicht auf Dßians Dichtungen auch bereits durch Alward's Belehrungen weit übertreffen, und auch die gälischen Berichte etwas zu weitläufig und dunkel gerathen waren: so hatte sich der Hr. Verf. doch schon um der Musikfreunde willen, die er auf Gegenstände verwendete, die ihm nur Neben-dinge sein mußten, den Dßianer mit allem Rechte verdienst. Seitdem ist die Sache ziemlich wieder in Vergessenheit gekommen, und von keinem genauer untersucht worden. Das Wissenswürdigste von der alt-schottischen Musik besteht in Folgendem:

Die Hochschotten haben eine von der unsern ganz verschiedene Scala, deren Intervallum sich kaum genau ermitteln lassen dürfte, und deren Eigenheit ihre Musik einen von der unsern ganz verschiedenen Charakter mittheilen



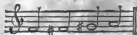
muß. Es hat etwas sehr Auffallendes, daß diese ihre Scala ganz dieselbe ist, die sich bei vielen asiatischen Völkern des grauen Alterthums, namentlich bei den Chinesen und Hindu's entfinden vorfindet. In welchem Zusammenhang diese bemerkenswerthen Erscheinungen mit einander stehen, gehört nicht hieher, sondern für ein eigenes Werk, dessen Ausarbeitung mich noch beschäftigt, und das, will man es, den Liebhabern solcher Gegenstände noch im Laufe dieses Jahres übergeben werden kann.

In allen echt caledonischen Gesangsweisen fehlen nämlich stets die Quarte und Septime unterer gewöhnlichen Tonleiter in jeder Tonart gänzlich. Ihre Tonleiter gesalter sich folglich so:



Da diese Tonreihe immerfort gleichmäßig wiederkehrt, und bei mehreren Völkern gerade auf dieselbe Art angetroffen wird: so wird man die mangelnden Töne nicht für bloß zufällig weggeliebene ansehen können, vielmehr wird man diese Übergehungen der Quarte und Septime für uralte, weit verbreitete Regel, die Tonleiter auf- und absteigen zu lassen, annehmen haben. Daß eben diese Tonleiter eine uralte gescheitete gewesen ist, sehen wir deutlich aus dem, was wir von der Musik der Chinesen wissen, die wir gleichfalls in diesem Werke, vorzüglich nach P. Amiot, behandelt haben. Wir sehen dort, daß den Chinesen seit langer Zeit alle 12 halben Töne, in welche unsere Detaben-Eintheilung noch zerfällt, genau bekannt waren. Dennoch hielten sie an ihrer alten, nach unsern Begriffen mangelhaften, Tonleiter fest und behaupteten sogar, daß in dieser vorzugsweise eine nicht zu beschreibende großartige Wirkung ihrer heiligen Musik zu suchen sey. Trotz dem, daß man die Mittel in den Händen hatte, jener uns sonderbar vorkommenden Tonleiter das Fehlende hinzuzufügen, hielt man im Gegentheil diesen Mangel für einen hohen Vorzug, und überließ andern ihre vollstündigeren Tonleiter mit nationalem Eclat. Wenn auch die Frage, wie irgend ein Volk auf seine Tonleiter gekommen sey, durchaus nur mühsamlich, im allgemeinen nur mit „nach und nach“ in verschiedenen Zeiträumen, wie bei der Schöpfung, bis sich irgend eine gefällige Ordnung aus dem Chaos entwickelte“ beantwortet werden kann: so dürften sich doch einige Gründe auffinden lassen, die dem Alterthum der chinesischen und caledonischen Tonleiter vor der unsern das Wort reden. Dabei wollen wir auf das vorzüglich ungeheure Alterthum des chinesischen Volkes gar keine Rücksicht nehmen, und allein auf die Natur der Sache sehen. Wir haben dabei auf zweierlei National-Nichtungen in Aufhebung der Musik zu achten. Einige haben in ihren musikalischen Anfangsversuchen sich mehr zu einigen Instrumenten, als zum Gesange geneigt: die meisten jedoch haben den Gesang vor allen Dingen hoch gehalten, und sich an und durch ihn das auf eine gewisse Stufe der Bildung emporgehoben. Hätte es mehr Völker gegeben, die nicht das natürlichste musikalische Werkzeug, die menschliche Stimme, den anfangs sehr armen

künstlichen Instrumenten hätten vortreten müssen: so würde die Verschiedenheit der alterthümlichen Tonleiter noch viel größer seyn, als sie wirklich ist. Wo mehr Musikinstrumente vorzüglich gelten, und die ersten musikalischen Annahmen veranlassen, da muß sich die erste einigermaßen genügende Tonleiter hauptsächlich darnach richten, was man mit einiger Reinheit auf solchen Tonverhältnissen herausbringen kann. Ein Beispiel der Art bieten uns, nach Hrn. Banks Nachrichten, die Insulaner auf Otaheiti. Diese liebten vorzugsweise eine Vielse der Höhe, die sie noch dazu, selbst an einem, mit der Nase anbliesen. Da sie nun auf ihrem Lieblingsinstrument nicht mehr als 4 Töne rein hervorbringen im Stande waren, so bestand auch der ganze Umfang ihres Tondereichs nur aus diesen 4 Tönen, die also in aufsteigender Terz ihre Tonleiter ausmachen mußten.



Welche Armuth! und dennoch wird zum Lobe menschlicher Erfindungsgeist verstärkt, daß sie mit diesen geringfügigen Mitteln recht angenehme Melodien zu schaffen gewißt hätten. Weit weniger Zufälligkeiten waren bagegen diejenigen Völker unterworfen (und es waren natürlich die meisten), die ihr angeschaffenes Tonverzeug so lange gebrauchten, bis sie es zu irgend einer Fertigkeit gebracht, und etwas genau Wiedererkennendes darzustellen gelernt hatten. Unter diese müssen auch namentlich Indier und Caledonier gerechnet werden, deren Instrumente nur zur Begleitung des Gesanges da waren, und erst in der Folge, wiewol auch dann noch äußerst selten, für sich allein benutzt wurden. Hier scheint es nun dem Naturs gange der Tendenz vor allem angemessen, daß zuerst weder zu große, noch zu kleine Tonconferenzen nach und nach so feilgehalten werden, daß sie wiederkehren, und dadurch eine gewisse Reihenfolge bilden können. Die natürlichsten Tonhöhen, was wir noch täglich an unsern Kindern bemerken können, sind aber eben diejenigen, die in der chinesischen und caledonischen Scala wirklich vorhanden sind. Wir sehen, daß die ganze Tonleiter seinen einzigen (gegenau) halben Ton enthält, und daß sie nur aus ganzen Tönen und kleinen (nicht großen) Terzen besteht. Und gerade diese Tonverhältnisse sind es, die unsere, für Musik auf gewöhnliche, nicht außerordentliche Art begabten Kinder am ersten und bestimtesten treffen lernen. In der Regel liegen ihnen halbe Töne zu eng, und es vergeht nicht selten eine geraume Zeit, ehe sie das Verhältnis von e zu f gehörig festhalten lernen. Gewöhnlich geben sie f viel zu hoch an: und doch sind sie von Kindheit auf an unsere Tonleiter durch das Gehör gewöhnt! Wie viel, wie ohne allen Vergleich schwieriger mußten also die Verhältnisse der halben Töne Völkern werden, die noch gar kein Tonverhältnis kannten, sondern sich erst irgend eines zu suchen hatten! Sie können keine andern, als die leichtesten, d. i. weder zu nahe noch zu entferntesten Tonverhältnisse anfangs aufgestellt, und in irgend eine Ordnung gebracht haben. Wie es mit der na-

türlichen oder großen Secunde ist, so ist es auch mit der kleinen Terz (nicht mit der großen). Die große Terz erfordert eine gewisse scharfe, mehr aufwärts schwebende Tonfestigkeit, die von unsern Kindern anfangs nur selten rein hervorgebracht wird. Hier stehen sie in der Regel unter, und nähern sich oder erschaffen auch wol viel eher die kleine, als die große Terz, weil die erste sich näher an die am leichtesten gesunde Secunde anschließt. Die große Terz hingegen scheint ihnen schon zu fern zu liegen. Auch scheint eine gewisse Trägheit der Stimmwerkzeuge sie anfangs abzuhalten, die hinaufsteigende große Terz rein darzustellen. — Diehien vor nun zu den natürlichen Schwärzungen, halbe Töne und große Terzen anfangs rein und sicher hervorbringen, noch den natürlichen Gesang aller Holgetöne einer Scala auf ihren Grundton: so wird es sehr begreiflich, warum s und h anfangs aus der Tonleiter weggelassen, und weshalb gerade die kleinen Terzen von e zu g und von a zu c weit leichter getroffen werden mußten, als alle nähern und entferntern Töne. Und so scheint uns dann diese Tonleiter weit naturgemäßer und für den Anfang einer musikalischen Gesangstonleiter viel geeigneter, als viele, vermehrt durch diejenige, die man nur zu leicht für die einzig mögliche zu halten geneigt wird, aus den ersten Anblick zusehen werden. — Was man aber auch in der Erklärung dieser Sache nicht nur uns überinkommen wollen, so wird doch Niemand das Factum selbst zu leugnen im Stande seyn. Auch diese dionische, äolische und caledonische Scala ist die älteste, die wir kennen; sie hat unter verschiedenen Völkern lange Zeit existirt, ist bei manchem, wie bei den Bergschotten, die einzige geblieben; ja sie existirt in manchen Hindustämmen noch bis auf diesen Tag, und hat sich folglich ein Völkertum erworben, dem man nichts als Willkürlichkeit entzuegmessen hat. Daß man nun diese Tonleiter durch Gewohnheit lieb gewann, daß besonders solche Völker, die an ihren alten Sitten mit treuer Vorliebe festhielten, sie nicht wieder aufgeben wollten, daß sich ihre Art, musikalisch zu empfinden, ganz und gar mit dieser Tonleiter verschmolzen hatte, wird jeder nur zu natürlich finden. Die regelmäßige Verbindung dieser Scala, und die nach und nach aufgefundenen Übergänge aus einer Tonart in die andere, wozu wir weiter unten reden werden, setzen ein altes System voraus, das uns im Laufe der Zeit zwar fast gänzlich in Vergessenheit gerathen ist, das aber jenen Völkern als das beste erwichen, auch noch in einer Zeit, wo sie bereits andere Musiken kennen gelernt hatten. Daß hingegen andere, in allem übrigen auch viel ungebildete Völker, so weit als wir nämlich zurückblicken im Stande sind, gleich anfangs unsere gewöhnliche Tonleiter gebrauchten, sehen wir an den Lippen und Kehlen; eben so, daß unter unsrigen unser Dur, unter andern unser Moll, und unter verschiedenen Leuten von beiden, sondern eine ganz eigene schillernde Scala vorbrachte, und ihnen die natürliche geworden ist — das alles beweist nur, daß in dieser Sache die größte Verschiedenheit vorkamte und auch ebnals sein mußte. — Aus allen diesen Thatsachen ergibt sich, daß es sehr leicht nenant werden muß, wenn wir unsere nun gewöhnliche Durtonleiter schlechthin die natürliche

zu benennen und annehmen, mit welchem Beistande jedo andere aus gleichen Gründen gleichfalls benannt werden könnte. Ich wüßte in der That nicht, wo und die Natur selbst irgend eine unserer Tonleiter dargeboten hätte!

Nur vermische man in dergleichen Dingen die Gegenstände nicht mit einander. Es ist etwas ganz anderes, wenn man fragt: Welche Tonleiter ist die schicklichste für harmonische Verwebungen? oder wenn gefragt wird: Welche Tonleiter ist die älteste und welche konnte am wahrscheinlichsten am ersten aufgefunden und festgehalten werden? Über die letzte Frage haben wir uns erklärt: die erste dagegen wird freilich von den Meisten dahin beantwortet werden, daß man, wie gewöhnlich, den Beweis für die unsere aus dem Erfolge selbst nimmt. Allerdings hat man die Erfahrung für sich, wenn man unserer Scala in harmonischer Hinsicht das Wort redet. Dehnt man die Regel einer mit Harmonieen zu betrachtenden Scala dahin aus, daß man einen Umfang von 8 Tönen, von Grundtone bis zur Octave darunter versteht, und nicht bei unserm Dur und Moll allein stehen bleibt, vielmehr die sogenant gleichischen, oder richtiger die Kirchentöne mit dazu nimmt: so gibt es allerdings keine Scala weiter, auf welche man jemals eine musikalische Harmonie nach unserm Sinne (des Wortes) gedaut hat. Es werden sich demnach unsere harmonischen Gesetze auch nur nach unsern Tonleitern richten können, und durchaus auf keine andere, als auf solche, deren Umfang auf Dreizehnweihen gegründet ist, anwendbar seyn. Daß aber unsere, auf Octaven Tonleitern gegründeten harmonischen Regeln durchaus nichts gegen solche Tonleitern beweisen können, auf welche sie nicht angewendet werden können, ist schon daraus klar, daß damals, als jene Scala entstand, noch nicht im geringsten eine Nothwendigkeit der Harmonie in unserm musikalischen Sinne gedacht wurde.

Kein einziges Volk hat im Beginn seiner musikalischen Kunst die Harmonie (was wir darunter verstehen) gekant oder nothwendig gefunden, selbst die alten Griechen nicht. Was man auch in Hinsicht auf die Griechen in unserm Tagen wieder dafür hat vorbringen wollen: nichts davon hat nur einigermaßen Stand gehalten; auch scheint die Annahme nicht minder gegen alles Geschichtliche, als gegen die Natur der Sache zu verstoßen. Ebräeen, Indier, Ägypter, Perser, Caledonier und selbst Hebräer und Griechen konnten keine mehrstimmig harmonische, nur melodische Musik. Daß nun für melodische Zwecke die Tonreihe, von welcher hier die Rede ist, höchst Vorkommen schaffen konnte, ergibt sich aus den musikalischen Überbleibseln namentlich unsern Volkes (der Hochschotten) so scheinbar, daß Niemand das Bedacht auch nur das Geringste dagegen einzuwenden haben kann. Dagegen würde strebt die Eigentümlichkeit dieser auf caledonische Tonleiter gebaueten Weihen unsern harmonischen Fortschritten so sehr, daß die allermeisten dadurch nur durchwässert werden. Da aber deswegen diese alterthümliche Scala gar keiner Harmonie fähig so, ist eine andere Frage, die wir keineswegs geradezu mit Nein beantworteten möchten. Wer wollte wol mit Überlässigkeit zu behaupten sich getrauen, daß unsere Harmonie (Weise die einzig möglichen wären? Leicht möglich, daß sich in der

Folge in unserm eigenen, auf unsere Tonleiter gebaueten Harmonie: Es trübe manches anders gestallten kann, was die jetzt für unmöglichlich angesehen wird. Es hat sich schon vieles geändert, und was sonst unter das Hässliche gefaßt wurde, wird jetzt bereits den Schönheiten zugesählt. Es hat sich also noch nicht auf den Höhepunkt der Untrüglichkeit emporgeschwungen. Daß demnach unsere Harmonie-Gelehrte nicht die einzig möglichen sind, und daß auch für die altchthonische Tonleiter irgend ein Harmonisches System (nur ein anderes, als das unsrige) aufgefunden werden könnte, ist mir eben so gewiß, als es unmöglichlich ist, daß unsere Tonleiter nicht als die einziger und als kein natürliches angesehen werden darf. Wären jene Völker nicht in ihrer Eigenheimlichkeit der Bildung gehemmt, theils durch willkürliche Gewalt zu tief nidergebeugt, theils ganz und gar auf andere Bildungswege fortgerissen worden; so würden sie höchst wahrscheinlich mit der Zeit selbst dahin gekommen seyn, sich ihre eigenen Harmonien-Systeme zu bilden, die von den unsren eben so verschieden, als ihre Tonleiter da seyn würden. Wie weit sie es darin gebracht hätten, wer wollte darüber rechten? — Sprechen wir aber auch ihrer Musik die Möglichkeit einer eigenenthümlichen, folgerichtigen Harmonisirung zu; so müssen wir ihr doch auf das Zuverlässigste alle Harmonie nach unserm Sinne in der Wirklichkeit absprechen. Alle ihre Gesänge wurden unisono, es versieht sich von Kindern und Frauen um eine Octave höher, vorgetragen. Nur selten finden wir, daß eine Quinte dazu schlägt, und bei den Hochschotten brumt der Dudesack einen einsörmig fortlaufenden Bass, was noch keine Harmonie genannt werden kann.

Dennoch finden sich in den caledonischen Gesängen gewisse Modulationen, die aus einer Tonart in die andere führen. Aber auch diese gehören einzig dem Ton der Weibliche an, und beziehen sich keineswegs auf eine Änderung der fortzumenden, das ganze Lied begleitenden Töne. Diese melodischen Modulationen müssen für einen, wenn auch noch geringen, doch schon bestimmten Theil unterworfenen Fortschritt caledonescher Tonkunst angesehen werden: denn in den ältesten Gesängen sind sie nicht vorhanden; diese blieben in der Regel genau in ihrer Tonart. Dabin gehören alle omissianische Gesänge. Da nun diese unter ihnen in dem höchsten Ansehen standen, und bis in die neueste Zeit vorzüglich im westlichen Theile des Berglandes und auf den Hebriden gesungen wurden; so haben sich auch die meisten Lieder der Art noch erhalten. Viele haben nur eine einzige Melodienreihe, wie die Nocturne; äbnlichen Weisen, nach denen die meisten Lieder des Omissian gesungen wurden. Andere, gleichfalls nur einer Tonart angehörende, setzen zur Melodie des Vorsängers noch eine besondere des Chores, wie die Jorram oder Schifferlieder, die also aus zwei Theilen bestehen. Nach Omissian ruhmvollsten Zeiten verließ man diese Einfachheit, und fing an in den melodischen Verwicklungen einige Ausweichungen zu versuchen. Diese Ausweichungen gaben sich sogleich durch Töne kund, die in der eben herrschenden Scala des Grundtones nicht liegen, was aber in derjenigen, in welche eben übergegangen wird. Wie lange also ein späterer Gesang in seiner ersten

Tonart bleibe, hört man an der schwebenden Quarte und Sexte. Mangeln die Töne f und h, so geht das Lied aus C; fehlen g und cis, so geht es aus D u. c. Treit nun in einer solchen Melodie aus C einmal f ein: so ist es ein Beweis, daß das Lied in B oder D modulirt. Denn die Caledonier hatten sich auch eine eigene Moll-Scala gebildet, die dadurch entsteht, daß sie den dritten und den fünften Ton ihrer Tonleiter um einen sogenannten halben Ton erniedrigten, i. B.



Hr. Necker de Caussure nennt diese Tonreihe eine höchst barbarische, was wir nicht finden. Er gesteht jedoch zu, daß sich noch einige solcher Minores-Gesänge erhalten haben. Ob nun, wie wir vermuthen, diese Moll-Scala sich schon zu Omissian Zeiten gebildet hatte, oder ob sie ein Erzeugniß späterer Zeiten ist, wo man schon anfing, einige Mannigfaltigkeit in die einfachen Weisen zu bringen, können wir nicht mit Bestimmtheit nachweisen. So viel ist aber ausgemacht, daß diese Moll-Scala sich weit öfter in spätern Liedern findet, die schon einiger Modulation unterworfen waren. Man scheint sie also mehr in gemischten Liedern, als für sich allein bestehend, angewendet zu haben; was aber noch keinen Beweis gibt, daß diese Moll-Scala nicht schon früher da gewesen und als selbstständig für sich allein benützt worden wäre. Dies ist kein solches Lied aus der Molltonleiter in Gesicht gekommen. Der dazu gehörige Text derjenigen, die noch übrig sind, wird am besten zeugen, ob man diese Minores-Melodien vor oder nach Omissian Zeiten zu setzen habe.

Wenn auch in den Übergängen der aus verschiedenen Tonleitern zusammengesetzten Lieder eine sehr mannigfache Freiheit herrscht; so bemerkt man doch in den meisten schon eine gewisse Regel. Gewöhnlich geht man aus einem Haupttone gleich in den nächstfolgenden Grundton sowohl über als unter dem ersten Hauptgrundtone. Ordnet das Lied in ihrem Voran, so wird meist in den nächsten darüber liegenden Ton modulirt. Jedoch es dagegen in ihrem Moll an, so wird gewöhnlich in den nächsten tieferen Ton fortgeschritten. Auch pflegen sehr oft Dur und Moll mit einander zu wechseln. Wäre i. B. die Haupttonart Dmoll (d e f a b d), so würde die nächste Modulation Cdur seyn; Gmoll würde also in Fdur übergehen. Geht man aus einem Dur-Tone in einen andern über, so steigt man meist um einen Ton höher. Demnach würde man aus Cdur in Ddur fortgeschritten. Sollte man nach genaueren Untersuchungen nicht finden, daß man in solchem Falle lieber in Dmoll fortgeschritten wäre? oder vielleicht auch so, daß in der zweiten Tonleiter Dur und Moll sich verwechselte, und der Gang der Tonleiter etwa folgender gewesen wäre: d e f a h d? — Ehe diese Lieder eintreten, wird jedes Mal zu der noch herrschenden Tonleiter ein fremder Ton gesetzt, welcher der folgenden angehört, den man den letzten in eine andere Tonreihe nach ihrem Systeme annehmen könnte. Man wird sich also vorstellen müssen, daß man diese Ausweichungen eines Überganges, der erst im nächsten Tacte erfolgt, wieder

zur geistlichen Scala reicht, noch daß man, wo sich in einem Liede eine st. claudate Quarte oder Sextime hören läßt, ein solches Lied gleich ohne alle genauere Aufsicht für nicht echt erklärt. Ist es echt, so wird die Modulation im nächsten Tacte den sichersten Beweis dafür geben. Nicht ganz ungewöhnlich ist es auch, daß diese Modulation schon im 2ten Tacte beginn und von einem Tacte zum andern regelmäßig wiederholt wird.

Wenn übrigens Hr. Rector de Cauffure, nachdem er ganz richtig gefolgert hat, daß sich in solchen Melodien gar keine ihrem Charakter angemessene Harmonie-Begleitung nach unserm Systeme geben lassen könne, ohne dadurch eine andere als eine widerwärtige Empfindung zu erregen — behauptet, daß die Begleitungsdäße immer nur die nächsten Töne, 4. B. auf C gleich D oder B seyn könnten; so ist das nur ein großer Irrthum. Diese aus verschiedenen Tönen gemischten Gesänge waren ja nicht eher aufgefunden, als bis auch der Dufelsack mit seinem festlaufenden Brummton unter den Hochschotten heimlich geworden war. Da nun diese Art Gesänge auch sehr häufig mit diesem Instrumente begleitet wurden; so mußte ja auch in der Modulation derselbe Brummack fortlingen, gerade so, als ob in der Melodie keine Tonleiter, Veränderung vorgefallen wäre. Wie aber die alten Caledonier mit ihren Harfen u. s. w., außer den dazu gegriffenen Unlison-Tönen, sonst noch ihre Lieder begleitet haben, ist uns völlig unbekant. Sehr wahrscheinlich ist es jedoch, daß auch bei Harfenbegleitung von gar keinen Accorden die Rede gewesen ist, es wäre denn, daß zuweilen zum Eintritten mit seiner Octave noch eine Quinte, vielleicht auch, um der Einwirkung ihres Dufelsacks willen, den wir bald werden kennen lernen, noch eine große Terz (in Dux) statt der Quinte dazu gegriffen, und also ein unvolles ständiger Dreiklang angeschlagen worden wäre. Von einer eigentlichen Theorie der Musik, wie sie unter den Chinesen, die im Bau ihrer Liedweisen den Caledonier vollkommen gleichen, Statt gehabt hat, kann hier kaum die Rede seyn, man mußte denn die eben dargelegten Gesänge einer etwas künstlichen Anordnung und Durchsicht ihrer Melodien schon mit diesem Namen belegen wollen.

Eben so wenig kann ihnen mit Grund irgend eine Notenschrift beigemessen werden. Denn wenn auch Einige um der Volkswunderthaten willen gemeint haben, daß die Caledonier wahrscheinlich ihre Melodien, wie die alten Gallier, mit Buchstaben/Noten aufgeschrieben hätten; so hat sich doch bis jetzt auch nicht ein einziges Denkmal zur Unterstützung dieser Meinung auffinden lassen wollen, was, wären dergleichen Notirungen da gewesen, um so eher sich gefunden haben würde, da mehrere alte, wenn auch nicht uralte, Handschriften caldonischer Gedichte vorhanden sind, von denen einige mit längst vergessenen, am meisten noch den altäth.ischen Schriftzügen abwechselnd Buchstaben aufgeschrieben wurden. Von Allen wird dagegen zugestanden, daß ihnen die Erbdämonen und Ernie dringender als völlig unbekant gewesen sind. Das wird jedoch nicht hindern, daß die beiden Dux- und Moll-Scalaen seit den Zeiten, wo man anfing beide mit einander zu verbinden, zuweilen einen Untercheidungsston von

einander aufnahmen, wenn das seltsame Gefühl der dichtenden Sängre es erheischte. Solche Verwechselungen verschiedener Tongänge sind unter allen Völkern, die noch keine feste Regel der Aufzeichnung ihrer Melodien kennen, nichts seltenes; vielmehr mischen sich da die Töne oft so wunderbar und schwerm so eigenthümlich, daß man kaum weiß, wie man sie nach unserm Art andeuten soll. Da nun die spätern Aufzeichner solcher Volksmelodien, die von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatten, Kreuze und Dee hinzugefügt haben; so mag wohl auch das durch zuweilen dem eigenen Wesen jener alterthümlichen, von den unsern völlig abweichenden Gesänge manche Gewalt angethan worden seyn.

Daß die alten Iren (Ircländer) mit den Caledonier einen und denselben Wellklang ausmachten, daß dieselbe Sprache und Art der Kunst, obwohl mit kleinen nicht nicht überall genau anjüngenden Unterschieden beide nicht weniger, als ihre Vorhologie und der von ihnen Irtiren erbaute Meerdaem von Basalt säulen verband, ist schon aus Ofland Gesängen jedem bekant. Wie sehr und wie lange aber vorzüglich diese von den Engländern unter jocher Insel gedrückt worden ist; wie nach oft wiederholten, nicht selten ausweichenden Redeliegen das alte Well in seiner Urliste nach und nach völlig vernichtet worden ist, so daß eben hier kaum noch ein Schattenbild des alten Liedens übrig geblieben ist; braucht nur färlisch angedeutet zu werden, um auf dieser Insel jetzt nichts als Aethnambuliches unter den wenigen, die noch Iren genant werden, zu suchen. Was man also in unsern Zeiten irische Melodien nennt, weil sie dort gesungen werden, hat mit dem Alterthümlichen meist nichts mehr gemein. Am meisten alterthümlicher Sinn herrscht noch auf einigen Inseln der Hebriden.

Die Instrumente, die unter den Caledonier gewöhnlich waren, sind die Harfe, der Eruth und der Dufelsack.

Die gäelische Harfe heißt in ihrer Sprache Clairseach, war nicht mit Darm sondern mit Stahlsaiten besogen, und wurde mit den Nägeln gerissen. Jedermann weiß, daß diese Harfe Oflands Lieblingsinstrument war, mit welchem er alle seine Gesänge begleitete. Ueberhaupt war sie der Liebling aller alten Barden, nicht bloß der caldonischen und irischen, sondern auch der gallischen. So lange ihre Töne alle ausgezeichneten Tage ihres Lebens verschärften, so lange glänzte auch jenen Völkern ihre goldene Zeit. Seitdem sie in Admahne kam, seitdem die uralte, sehr einfache Art dieses Bardens Instrumentes sich zu verändern anfing, verschlimmerten sich die Tage der Ehre der Berge und der Wellen immer mehr. Ihr Gebrauch wurde selten. Zwar hing das treue Volk lange an den heiligen Sitten seiner Väter; lange hielt sich jeder Clan seinen eigenen Barden, der für ihn besonders ein ganz eigens Lied, das ihm und den Seinen allein gehörte, zu dichten und mit seiner Harfe zu begleiten hatte: allein die alles übermächtigende Zeit brachte auch diesen Gebrauch nach und nach zur Ruhe. Lange schon schläft der Bardens Liebling mit seinen Sängern vereint in den Nebelbergen der Hochschotten unter demselben Steine. Vor mehr als 100 Jahren wanderte dort der letzte Harfen-

fäner, Kory oder Koderick Dal, von Schloß in Schloß, und wurde überall freundlich aufgenommen. So wie aber die alt-patriarchalische Regierung der Clans völlig zu Grunde gegangen war, schwebte auch die Harfe ihrer Sänger, als hätte sie den Untergang ihrer Beschäuer nicht überleben wollen. Zwar wanderten vor einiger Zeit (wahrscheinlich ist es noch jetzt der Fall) in Irland und Wales einige Harfenspieler umher: aber die alten Varden sind es nicht; selbst ihre Harfen haben sich verübert, sie sind melodischer, und, wenn man will, vollkommener, oder doch vielfachiger geworden. Die alten Vardenharfen waren viel kleiner und hatten nur eine kleine Anzahl Drahtsaiten, die nach der diatonischen Consonanter (wahrscheinlich mit Abweichungen von der unsern) gestimmt waren, um aus verschiedenen Tönen spielen zu können. Es sind uns noch einige Stücke für die alte, echt caledonische Harfe übrig geblieben. Es sind Lieder von langsamen Rhythmen und von sehr klagenhem Gesänge, wodurch sie den alt-hinesischen sehr ähnlich werden, auch im Ausdrücke.

Der Cruth war eine Art Guitare oder unförmliche Violine mit langem Bauche (Kasten), und aus dem Stege waren 5 oder 6 Darmfäden gespannt, die mit einem Bogen, wie die Saiten der Violine, gestrichen wurden. Er hat Ähnlichkeit mit dem Crooth der Gallier, und eine etwas entferntere mit der einen Art des chinesischen Kin, dessen Erfindung dem Foushi zugeschrieben wurde, und von dessen Wunderwirkungen nicht genug gerühmt werden konnte. Er gehört gleichfalls zu den uralten Instrumenten der Caledonier, und ruht schon längst, wie die Harfe. Man findet ihn in ihren ältesten Gedichten nicht selten erwähnt.

Der Dubelsack (gälisch „piob gällich“ genannt) ist zwar in sehr alter Zeit unter ihnen schon bekannt gewesen, scheint jedoch lange unter den Varden kein besonderes Ansehen erlangt zu haben, und wird in keinem ihrer Gedichte erwähnt. Er ist also wol später erst in das Land gebracht worden, und hat sich nur nach und nach unter dem Volke Ansehen zu verschaffen gewußt, so daß er immer mehr zum Lieblings-Instrument geworden ist, das jetzt unter den Bergschotten überall und bei jeder Gelegenheit gehört wird. In Gesellschaft mit der Trommel feuert er sie in Schlachten an, und verschönert ihre häuslichen Feste. Seine Einrichtung weicht von der gewöhnlichen etwas ab. Der caledonische Dubelsack hat 3 Schnarrsaiten (boardons), selten nur 2, und eine eigentliche Schalmie, die auf der Vorderseite 7 Löcher und auf der Hintersseite eins hat. Der tiefste Ton ist g, und die 7 Vorderlöcher geben die Töne a b c d e f g. Die tiefste Schnarrsaite läßt den tiefsten Ton der Schalmie (a) um eine Octave tiefer hören, die mittlere läßt die Terz h, und die kleinste die höhere Octave der tiefsten erklingen. Diese 3 Schnarrsaiten bilden einen unvollständigen Begleitungsgesang oder neuen gälischen Lieder.

So groß nun auch dadurch die Einfachheit ihrer Musik sein muß; so erweckt doch noch jetzt der Ton ihres Dubelsacks den Schotten dieselbe Empfindung, wie den Schweizern ihr einfacher Rubreigen, wozu die Liebe zu ihren Bergen und zu ihren anderweitigen Lebensgewohnheiten

ten gewiß nicht wenig beiträgt. Ihre Melodien haben durchaus etwas Klagenart, wie von einer wunderbaren Wehmuth Durchdrungenes, und der selbst am eigentlichen Hauptcharakter derselben ist ein freies Abbild ostianischer Dichtungsart. Aberall, wo die Kunst der Musik sich noch in ihrer Kindheit befindet, also auch bei den Schotten, wird man bemerken, daß Volk und Dichter am lebendigsten von der Verwahrheit und von den Wundern ihrer Tonkunst erfüllt sind. So war es bei den Chinesen und Indiern, so bei den alten Aegyptern und Griechen, und nicht anders verhält sich's bei den Caledoniern. Was auch die genannten Völker des Alterthums Wunderbareres von den höchst einfachen Weisen ihrer Tonkunst gerühmt haben: der schottische Wunderglaube steht ihnen nicht im geringsten nach. Wie Wenigem von jeder War und ist noch die einfache Kindheitsthat zu treiben; was ihr das Leben verschönt, dem weicht sie dankbar ihre Liebe, und schmückt es aus mit den glänzendsten Farben einer Phantasie, die ihren Schattengestalten leuchtendere Schönheiten andichtet, als ihnen die schändliche Wirklichkeit nicht zu geben im Stande wäre.

(G. H. Fink.)

CALÉPIO, Ambrogio da, Calepio oder, wie er sich per anagramma zuweilen nannte: Pellissarius, wenn auch nicht der erste, doch der berühmteste aller früheren Lexikographen, so daß lange Zeit in Italien und Frankreich ein Lexikon überhaupt ein Calepio genannt wurde. Er war aus dem edlen Geschlechte der Grafen von Calepio, in oder bei Bergamo 1435 geboren, und trat 1451, oder noch anders 1453, in den Augustinerorden. Dies, und daß er im hohen Alter erblindete, sind beinahe die einzigen Umstände seines Lebens, die man kennt. Er starb zu Bergamo 1511. Er arbeitete viele Jahre an einem lateinischen Lexikon, welches wahrscheinlich zuerst in Neggio 1502, fol., unter dem Titel: *Dictionum interpretationum* erschien, woraus Jöcher ein besonderes Werk gemacht zu haben scheint. Mit vielen Verbesserungen gab er es noch einmal, 1505 und 1509, heraus. In den folgenden Jahrhunderten ist es sehr oft von verschiedenen mit Ertfahrungen in mehreren Sprachen bearbeitet und herausgegeben worden, so daß die spätern Ausgaben den ursprünglichen wenig ähnlich sehen. Die vollständige und reichste Ausgabe ist die: Basel 1590 und dann 1627, in 11 Sprachen, worunter auch polnisch und ungrisch. Andere geschätzte Ausgaben sind: Vonn 1586, 2 Vol. fol. in 10 Sprachen, und Ebenfalls 1631, 2 Vol. fol. in 8 Sprachen. Faciollat besorgte zu Padova 1788 in 2 Vol. fol. eine Ausgabe in 8 Sprachen, wozon 1772 ein neuer Abdruck in 7 Sprachen erschien, und früher hatte Posses rat einen Auszug, Lepden 1654 in 4, ebenfalls in 8 Sprachen herausgegeben. Jöcher führt noch ein Werk von Calepio an: *De laudibus inclitae civitatis Venetiarum*, wozon Tiraboschi nichts weiß, welcher nur von einigen ungedruckt gebliebenen Oben redet, dem b. Augustin und der b. Clara in Ehren, welche nebst dem Original: Was nuskrift des Worterbuchs im Augustiner-Kloster zu Bergamo aufbewahrt wurden.

(Blanc.)

CALICION. Nach Koch's musikal. Lexikon war dies der Name eines ehemaligen lauteinischen Saiteninstrumentes mit 5 Saiten, in der Stimmung g e f a d



(soll wol heißen J.). — Nicht unwahrscheinlich ist aber der Name Calixen, das dann unrichtig geschriebene Wort Calixen, und dann gleichbedeutend mit Calixione. (Goltfr. Weber.)

CALIX-ELF, der, (Fluß), einer der größeren Ströme des schwedischen Lapplands, entspringt aus mehreren zusammenhängenden großen Seen, am Fuße der nordwestlichen Grenzalpen, weit im Westen der Kirche Jusfjället, und bildet die Grenze des Selwars, und Jusfjället-Lappland, bis er in das Pastorat Öfers-Torndal tritt, hieß beim Dorfe Tärnde den Tärnde-Elf, einen Arm des Flusses Torndal, aufnimmt, und dann mit den durch die nordbottischen Pastorate Öfers-Calix und Reber-Calix sich den Weg zum Meere bahnt. Der Tärnde läuft der Calix 14 oder 15 Meilen lang parallel mit dem, nur einige Meilen entfernten, Torndal, geht dann 10½ Meilen ganz südlich zur Kirche Öfers-Calix, von welcher bis zur Mündung ¼ Meile im Süden der Kirche Reber-Calix, die Entfernung nur 6½ Meile beträgt. Der Calixfluß hat viele, zum Theil unschätzbare, Wasserfälle; die Ufer sind meist eben und steinig, doch auf weiten Strecken fruchtbar und wohl angebaut.

Nach und in dem 9 Meilen langen und 4 Meilen breiten Pastorat Öfers-Calix gibt es keine Fahrwege; der Calixfluß bildet die einzige Verbindungsstraße. Das Pastorat Öfers-Calix ist mit Bergen ausgefüllt; der Kirche gegenüber liegt der Lappberg, welcher um Johannis ein freien Standpunkte zur Beobachtung des Mittersonnen darbietet; um Weibachsen kann man freilich kaum 2 Stunden des Tage lesen; weite fruchtbare Lande strecken umgeben die Kirche; doch ist Doerbrönnen der Hauptnahrungszweig. An den Ufern der Flüsse erreicht das Gras zuweilen eine Länge von mehr denn 2 Ellen, ohne deshalb unschmackhaft zu seyn. Die Einwohnerzahl war im J. 1815, 1609; die Zahl der Schornen war im J. 1815, 62, der Gf. Roden 27.

Das Pastorat Reber-Calix ist 6 Meilen lang und 6 Meilen breit; die Zahl der Einwohner war im J. 1815 aber 3653, denn es dauert viel Korn und treibt ansehnliche Viehwirtschaft und Fischei; Robben und Eeerögel werden erlegt, auch Schiffe gebaut; denn ein Theil des Pastorats grenzt an den bottnischen Meerbusen, das ansehnliche Dorf Öre hat einen trefflichen Hafen, Brettermühlen und Stabbammer. Im J. 1816 wurden im Pastorat geboren 127 und starben 66. Im Norden ist das Pastorat mit Bergen ausgefüllt. Über „Herc Berja's Kräftigheit“ oder das Gesicht Karls IX. an die Pflanz Reber-Calix vergl. meine Reise durch Schweden u. Bd. 2. Leipz. 1823. S. 167. 168. — In Öfers-Calix wohnen meistend Schweden, wenige Finnen; in Reber-Calix sind alle Einwohner Schwedischer Abstammung. (v. Schubert.)

CALKOEN, Jan Frederik van Beek-C., ein berühmter holländischer Mathematiker und Astronom. Er wurde geboren zu Grönningen 1772 am 5. Mai, und da sein Vater als reformirter Prediger nach Amsterdamm berufen wurde, seit seinem vierten Jahr holländisch erzogen. Er studierte anfangs Theologie, und zwar auf der Universität zu Utrecht, wo er dann Bonnetts (s. diesen Artikel) Schüler wurde; doch wachte er auch großen

Fluß auf Sprach-, Alterthums- und Geschichtskunde, unter der Leitung der Professoren Raa und Care, so wie auf Naturkunde und Philosophie, unter der Anweisung des Professors Ruyss. Insbesondere aber benutzte er den Unterricht des Professors Hennen in der Mathematik und Astronomie, so daß er dadurch demogen wurde, sich diesem Fach ganz zu widmen, und das Studium der Theologie aufzugeben. — Er blieb sieben Jahr als Student zu Utrecht, dann aber besuchte er die deutschen Universitäten zu Leipzig, Göttingen und Jena, und hielt sich acht Wochen zu Göttingen auf, wo er täglich die dortige Sternwarte besuchte, in Begleitung des damaligen Directors derselben, des Herrn von Zach, mit dem er eine genaue Freundschaft schloß, und nachher einen fortwährenden Briefwechsel führte. Sodann machte er bei seinem Aufenthalt in Deutschland die Bekanntschaft des Herrn von Lindenau, seßigen Directors der gothaischen Sternwarte, und des berühmten berühmten Astronomen Bode, so wie anderer vorzüglicher Gelehrten seines Faches, die ihm bei seiner damals schon ausgezeichneten Gelehrsamkeit ihre Freundschaft schenkten, und nachher einen wissenschaftlichen Briefwechsel mit ihm unterhielten. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1799 erst außerordentlicher, dann 1804 ordentlicher Professor der Astronomie auf der Universität zu Göttingen, bald aber, 1805, zu Utrecht, als Nachfolger seines dort verstorbenen Lehrers Hennen. Nicht nur auf seinem Posten strebte er seinen Lehrlingen und den Wissenschaften nützlich zu seyn, sondern auch als Correspondent der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, und als Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Haarlem, Rotterdam, Utrecht, Leiden und in Seeland. In der Kommission für die Maße und Gewichte des Königreichs Holland war er so thätig, daß er dafür von dem Könige Ludwig (Bonaparte) ein sehr feines Belohnungsschreiben erhielt, und von demselben zugleich zur Anerkennung seiner Verdienste als Gelehrter zum Ritter des Unions-Ordens, und bei der Stiftung des holländischen Instituts der Wissenschaften zu Amsterdam zum Mitglied der ersten Klasse desselben ernannt wurde. Für seinen Ruhm als eines der ersten und vorzüglichsten Gelehrten seines Landes, sprechen die vielen von ihm nachgelassenen Schriften, die er theils besonders, theils in den Werken der gelehrten Gesellschaften, wo er als Mitglied gehörte, in verschiedenen Sprachen herausgegeben hat. Die meisten derselben betreffen die erhabenen Gegenstände der Mathematik und Astronomie. Er war übrigens auch ein freisinniger Philosoph, wie dies sein ästhetisches Werk in holländischer Sprache: Euroalus, über das Schöne, Haarlem 1802, bezeugt. Seine lateinische Abhandlung: über die Unerwerthe der Alten, zeigt tiefen Irrthumsentwurf. Allgemein interessant ist sein von der Kaiserlichen Gesellschaft zu Haarlem gekrönte Preischrift: über den Ursprung des mosaischen und christlichen Gottesdienstes, zur Widerlegung des Werks von Dupuis: Origine de tous les cultes. Er wachte bei einem langen Leben der Welt noch manche reife Früchte seiner ausgebreiteten Kenntnisse und großen Gelehrsamkeit geliefert haben; aber er starb bereits, an einem unheil-

baren Ubel, in der vollen Kraft seines Lebens, 1811 am 25. März. Mehrere seiner vollendeten und halb vollendeten gelehrten Arbeiten sind durch seinen frühen Tod in der Handschrift liegen geblieben. Mit einem rastlosen Eifer in seinem Wissenschaftstreibe verband er, obgleich ein ausgezeichneter Mathematiker und Astronom, einen echten wissenschaftlichen Sinn, und zeigte solchen insbesondere auch in seinen letzten Gesprächen mit verschiedenen Freunden, in dem er unter andern den eigenthümlichen Wunsch äußerte, daß er, wenn es möglich wäre, — außer der Anhörung einer wohl überdachten, auf Überzeugung und aus dem Herrn fließenden, vernünftigen christlichen Predigt von der Unsterblichkeit der Seele — sein irdisches Leben beschließen möchte! (Aus Solandrischen Nachrichten.) (J. Ch. H. Gittermann.)

**CALLIONYMUS**, Calirrhous, Elaeorhous Barcolensis, Kettfisch, Abgrundfisch, sind synonym; sie gehören dem Daital, Spinnenfisch, den Vallas im Stern Bande f. Reifen, Abnd. S. 207, Nr. 49, und Nov. Act. Petrop. 1. p. 349. tab. 9. fig. 2, 3, und im 3. Bande seiner Zoographia Rosso-Asiatica, p. 122. beschrieben hat. In dem letztern Werke nennt er ihn *Elaeorhous*, weil er gefunden hatte, daß die Merkmale und Eigenthümlichkeiten seines Körpers dem Genus *Callionymus*, der Gattung der Spinnfische, nicht entsprachen, da dieser fettgallerartige Daitalfisch keine Bauchflossen, wie die übrigen Callionymi, und überdies ganz abgegliederte Kiemen deckel und gabelförmige Schwanzflosse hat. Da bei ihm dieser ungewöhnliche und seltene Fisch, welcher eine naturhistorische Merkwürdigkeit des Daitalreises ausmacht, ganz nackt, ohne Schuppen, glatt, weich, farbenlos und so fett, daß er bei warmem Wetter bis auf die Gräten zerfließt. Seiner äußerlichen Gestalt nach steht er einiger Maßen den Seeabarten (*Trigla*) ähnlich. Die zunächst am Daitalsee wohnenden Russen nennen ihn *Solom jarnka*, welches soviel bedeutet, als Grundfisch, weil er nur in den tiefsten Abgründen dieses Sees zu leben scheint. Die Tungusen aber nennen ihn *Diofkan*. Er fällt nie in die Netze der Fischer, die im Daital fischen, sondern wird bloß nach heftigen Stürmen, welche die Abgründe des Daitals aufzuwühlen scheinen, in großer Menge todt am Ufer ausgeworfen, oder oben auf dem Wasser fuderweise umherbrechend gefunden, besondrer aber in Haufen am südlichen Ufer des Sees. Die Russen fangen, sobald sie mehrere Haufen dieser Fische eingetrossen haben, den Bran aus, und verkaufen oder vertauschen ihn an die Chinesen, welche davon, wie man aus ihrer häufigen Nachfrage vermuthet, einen vortheilhaften, aber bis jetzt nicht bekannt gemachten Gebrauch machen sollen. Die Russen deuten diesen Fischbeiz bloß um das durch Wasser und Sonne hart gewordene Fett der damit zu erweichen und wieder geschmeidig zu machen; denn geseihter ist dieses Fett nicht, und selbst die Krähen und Wöden mögen diese ausgeworfenen Fische nicht verzeihen. Dieser Fisch ist sowohl der ungewöhnlichen Substanz seines Körpers, als seinem ganzem abentheuerlichen Baue und seiner Gestalt, selbst seinem besondern Wesen, halte und Lebensart nach, ein seltenes, anomales und merkwürdiges Thier, welches, meines Wissens, noch

in keiner europäischen Fischsammlung, außer etwa in einigen wenigen Sammlungen von Peterburg und Moskau aufbewahrt wird. Vallas, welcher sich im Juni und Juli 1772 an den Ufern des Daitalsees aufhielt, wußte sich deren mehrere durch einige nach Jessolet abgefertigte Boten, theils getrocknet, theils in Spiritus aufbewahrt, zu verschaffen. In den Gläsern voll Brantwein, in welchen die letztern aufbewahrt wurden, schwamm der Thier, der aus ihrem haltbarhaltigen Körper ausgeschmolzen war, theilweise oben auf. Die einzige Abbildung, die wir bis jetzt von diesem merkwürdigen Fische dessen, befindet sich im ersten Bande der Nov. Act. Petrop. p. 349. Tab. 9. fig. 2. 3., ist aber sehr schlecht. Eine bessere habe ich nach einem von spätem Reisenden an das Museum der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Peterburg eingelangten wohl erhaltenen Exemplare gemalt. Vallas versichert in seiner Reisebeschreibung, 3. Bd. S. 290, daß diese Fische nicht lebendig zum Vortheil gekommen sind. Was ihm mochte, sagt er, nicht ohne Wahrheitsliebe, daß sich diese Fische nur in den tiefsten Schländen des Daitals aufhalten, welche in der Mitte und selbst an vielen Orten nicht weit von dem nördlichen steilen Gebirgsufer mit Eichen oder Tannen, das eine Länge von 3 bis 400 Klaftern hatte, nicht haben ergründet werden können. — Was für Ursachen und Veränderungen in dem See selbst nur todt in die Höhe bringen, ist schwer zu sagen. Ich halte diese Ursachen für vulkanische Ausbrüche im Grunde des Sees, in dessen Schländen Kiese durch das einbringende Wasser zersetzt werden, wodurch diese Thiere plöthlich und in Menge getödtet werden, als Grundbewohner im See, lebendig (sonst aus) gesehen worden sind. Vallas selbst sagt auch ausdrücklich: „Gemeinsam werden diese Fische im Sommer nur durch bestirgt, von der steilen Bergseite her wehende oder nördliche Stürme hauptsächlich an die Jessoletische Küste und um die Seltengische Mündung ausgeworfen. Man sieht sie auch nach einer unruhigen See oft felderweise todt an der Oberfläche schwimmen, und manche Jahre sind sie so häufig ausgeworfen worden, daß sie wie ein Wall am Seeande hin gelegen.“ In einer folgenden Stelle, S. 291, wird diese neue Vermuthung durch die besondern Charakteristik dieser eigenthümlichen Art der Stürme, die man *Topheene* nennt, und die vulkanischen Ausbrüche auf dem Grunde des Meeres ihren Ursprung veranlassen, bestätigt. „Die Daitalfahrer haben einen besondern *Compos*, auf welchem nur 3 Winde bezeichnet sind. Alle zwischen Nord/Ost und Süden wehenden Winde, mit welchen man von der Seltengischen Mündung geschwind über den See kommen kann, heißen *Dagufin*, weil sie von diesem Ditt (*Dagufin*) gleichsam her wehen. Alle Winde zwischen Nordwest und Südwest, die gleichsam aus der großen Buche des Daitals kommen, werden *Kulufin* genannt, und endlich werden die gerade aus Norden oder von der gebrüchigen nördlichen Küste reichenden mit einem allgemeinen Namen *Gorraa Pogoda*, d. i. Bergwinde, belegt, und diese sind

unerwartete und recht wüthende Dürre, die zwar von kurzer Dauer, aber desto gefährlicher sind, weil sie bei geringer Breite die Schiffe an der südlichen fischen Küste zum Stranden oder Scheitern bringen, auch wol gar, wenn die Segel nicht geschwind genug eingeregelt werden können, in Gefahr setzen, umzuschlagen oder wenigstens den Mast zu verlieren. Bei den übrigen Winden ist so viel Gefahr nicht, als bei diesem! u. s. w. Noch mehr Bestätigung und Gewissheit erhält meine Meinung durch die Schilderung des Bodens und der Gebirgsform, in welcher man die Natur und Wirkung vulcanischer Ausbrüche nicht verkennen kann. „Die Tiefe des Vaisals in der Mitte und am nördlichen Ufer ist so groß, daß man oft mit mehreren Fathleinen seinen Grund hat finden können. Der See ist gleichsam eine ungeheure Kluft, welche das von einander gerissene Gestein aufgeschan hat, und in welche sich die umliegenden Ströme ergossen haben. Das gebirgige Ufer selbst zeigt überall Spuren der gewaltsamsten und mächtigsten Veränderungen (Erdrevolutionen), zugleich aber des höchsten und grauesten Alters thums Kennzeichen.“ Diese gesammelten Schilderungen und die Uebereinstimmung derselben mit allen den Erscheinungen, die ich selbst am Cap Sangar, an den offenbar von einander gerissenen Gesteinsspalten in der Van Diemens Strafe und allen übrigen furchtbaren Merkmalen des Tophobos, den wir auf unserer Erdumseglung erleben, gesehen habe, lassen mit keinem Zweifel übrig, daß jene große Menge todtter Fische im Vaisalsee, die man sonst nie lebendig zu sehen besah, Opfer der Erdbrände oder vulcanischen Ausbrüche in den Abgründen des Sees geworden sind. Man denke sich nur, wie die Schwefeldämpfe der Soli satoren über dem Wasser und in der Luft schon alle atmende Thiere ersticken; man erinnere sich der Erscheinungen der Thiere in der Hundsgrotte, und man wird es sehr natürlich finden, daß auch im Wasser das Atmen der Fische dadurch gehindert werden müsse. Durch keinen Sturm, er sey auch noch so heftig, kann aber das Meer so sehr beunruhigt und in so hohem Grade zur sogenannten Klappsee (Seap-Sipp der Engländer) bewegt werden, als durch vulcanische Ausbrüche auf dem Boden desselben, die an den japanischen und chinesischen Küsten nichts Seltenes sind, und fast in jedem Jahre ihre Schiffe versenken und zertrümmern.

Diese Fische, wenn man sie im Sommer nach den sogenannten Bergstürmen in großen Haufen todt am Ufer des Sees ausgeworfen findet, sind fast alle von gleicher Größe, meistens 6 bis 7 Zoll lang. Da man sie noch niemals lebendig gesehen, nie ihre Lebensweise, Nahrung, Fortpflanzung u. s. w. in den tiefen Abgründen des Sees hat beobachten können, so weiß man bis jetzt nicht, wo sie laichen, wovon sie leben, welchem Thiere sie wieder zur Nahrung werden, ja man kennt ihren Magen, ihre Eingeweide, den ganzen innern Bau ihres Körpers und ihre ganze thierische Ökonomie noch nicht einmal. Die ganze Beschreibung beschränkt sich bloß auf die äußere Gestalt.

Der große, viereckige Kopf des Fisches ist unten an der Grundfläche eckig, oben auf dem Scheitel platt, und hat an den Schläfen eine fischförmige Gräte mit 2 Knöpfen und weichen, kurzen, glatten Kiemenbedeckeln, die an ihrem Umfange mit 5 Einrückungen oder Gruben markirt sind, und hinten einen kleinen dreieckigen Kiemenbedeckel als Zugabe haben. Die lang vorgestreckten Kieme bilden einen Schnabel, welcher platt, breit und vorn abgerundet ist, und wenn sie geöffnet werden, einen weiten Rachen, in welchem die halb knorpeligen, halb fackigen Kieme als die festesten Theile erscheinen; ihr Rand ist dick und erhaben nach außen gebogen, und mit sehr vielen kleinen, haftenförmigen Zähnen besetzt, so daß er ganz rauh anzufühlen ist. Der Unterkiefer ist etwas schmaler als der obere, hat aber eine glatte, vom dem Oberkiefer vortretende Spitze. Hinten im Munde ist alles glatt, und man bemerkt eine stumpfe Zunge. Die Kiemenbögen sind lang mit doppelten, stumpfen Zähnen besetzt. Die Kiemenhaut ist schmal, von der Kehle rückwärts aus einander weichen, und durch 6 sehr von einander abhebende Knochenstrahlen unterstüzt; man bemerkt auch noch einen fackelartigen, aber dieser ist mit den Kiemenbedeckeln verwachsen. An der platten Stirn steht auf jeder Seite ein schwarzes, großes Auge, mit einer Netzhaut bedeckt, und einfache Nasenlöcher unter denselben. Der Körper ist ganz weich, schuppenlos, blaß, schlüpfrig, weißlich, sieht aus wie ein Stück Fett oder Seife, ist zusammengebrückt, läuft verdünnt vom Kopfe bis zum Schwanz herab. Das Oberhäutchen ist dünnhäutig, die Seitenlinie ist matt und undeutlich, so daß man sie kaum bemerkt, und liegt dem Rücken näher als dem Bauche. Merkwürdig ist an diesem Fische, daß ihm die Bauchflossen fehlen, doch hat ihn Bloch im Systeme weder unter den Hexapterigia als neues Genus aufgenommen, noch unter den Octoprygia als Callionymus angenommen, worfür ihn Pallas früher herbeigeführt hatte. Auch hat Schneider, der Herausgeber des Bloch'schen Systems, ob er gleich sonst alle Pallas'sche Entdeckungen benutzt hat, diesen Fisch, so viel ich gesehen habe, nirgend eingeschoben.

Unter allen seinen Flossen sind die Brustflossen die längsten: denn sie sind fast halb so lang, als er selbst. Jede Flosse hat 13 bünne, steife, borstenartige und bogensförmige Strahlen, die insgesamt sich in dünne, bewegliche, weiche Ähren oder Faseren endigen; diese faserförmigen Fasern aber hängen insgesamt mit der breiten, weißlichen, durchsichtigen Haut zusammen, welche die Flossenstrahlen mit einander verbindet, bis an ihre äußerste Ende, wo sie immer schmaler wird und gleichsam abgeschnitten erscheint; die ersten 10 Flossenstrahlen sind die längsten. Die erste Rückenflosse ist klein und hat 8 kurze Strahlen, die ziemlich weit von einander stehen. Die zweite Rückenflosse ist größer, und hat 28 steife, am Ende eben so gefaserte Strahlen, wie die Brustflossen, von denen der dritte bis zum letzten die längsten sind, und vor den übrigen herausragen. Alle Flossenstrahlen der Rückenflossen haben unten an der Wurzel einen weichen Knoten oder undurchsichtigen Punkt an der Stelle, wo die Dornenstrahlen eingelenkt sind. Diese Punkte haben das



Ansehen der Fetzeln. Der After liegt weiter vom Kopfe als vom Schwanz entfernt, ungefähr im vierten Viertel der ganzen Länge, und nicht weit hinter ihm beginnt die Afterflosse, welche der zweiten Rückenflosse gerade gegenüber steht, und nicht der von gleicher Größe ist; sie enthält 52 Strahlen, von denen die beiden ersten sehr kurz sind, der dritte aber bis zum 16ten länger werden. Die gabelförmige Schwanzflosse ist unter allen übrigen am stärksten und ausgedehntesten; sie hat 13 feste, getheilte oder verästelte Strahlen, welche durchaus deutlich gescheidet sind.

Dies ist ungefähr die Beschreibung des wohlgehalteten Exemplars, welches ich abgezeichnet hatte. Jetzt noch die Ausmessung der einzelnen Theile.

Die ganze Länge des Fisches betrug 6 Zoll 10 Linien, die Länge des Kopfes 1 Zoll 11 Linien, die Breite des Rachens 1 Zoll. Der Raum von der Mitte des Schnabels randes bis in den Nasenlöchern 4 1/2 Linie, die Augen 9 1/2 Linie, der Abstand beider Augen von einander 4 Linien, Raum zwischen beiden Nasenlöchern 5 Linien, bis zur Kiemensöffnung 1 Zoll 4 Linien, bis zu den Brustflossen 1 Zoll 11 Linien, Länge derselben 2 Zoll 6 Linien, Abstand des Afteres von der Schnabelspitze 2 Zoll 7 Linien, Raum zwischen dem After und der Afterflosse 4 Linien, Länge derselben 2 Zoll 6 Linien, von dieser bis zur Schwanzflosse 9 1/2 Linie, Länge der Schwanzflosse mit ihrer Theilung oder beiden Lappen 11 Linien, Abstand des Schnabels von der ersten Rückenflosse 2 Zoll, Länge derselben 8 1/2 Linie, Raum zwischen ihr und der zweiten Rückenflosse 3 1/2 Linie, Länge der zweiten Rückenflosse 2 Zoll 7 Linien, Raum von ihr bis zum Schwanz 7 1/2 Linie. (N. G. Tilesius.)

CALLISEN, Heinrich, geb. den 11. Mai 1740, gest. zu Kopenhagen am 6. Febr. 1824, war der Sohn eines Predigers zu Prenzlau im Hinterpommern. So gern auch sein Vater den viel versprechenden Jüngling auf der Schleswiger Domschule hätte fortkubiren lassen, so sah er sich doch durch seine beschränkten Tage, und bei eilf Kindern genöthigt, ihn im 15. Jahre nach Kopenhagen zu dem Vater und Regimentschirurg Spierling in die Lehre zu schicken, und als Barbierbursche einschreiben zu lassen. Im Jahre 1768 zum Gesellen losgesprochen, ward Callisen von dem Justizrath und Generaldirector der Chirurgie, Simon Krüger, auf besondere Empfehlung, ins Haus genommen, unter dessen und des Dr. Hønermann Leitung er sich nicht nur unermüdet im Zergliedern und in der Veranstaltung anatomischer Operationen übte, sondern auch durch Benützung der Krügerschen Bibliothek der Literatur seiner Wissenschaft immer mehr Gesichtsmacht abgemann.

Als in der schon 1769 erfolgte Tod seines Vaters gebot den bescheidenen Sohn, nun auf Mittel zu seiner Selbsthaltung zu denken. Nachdem er ein Jahr Erlöse eines Landchirurgen gewesen war, lehrte er nach Kopenhagen zurück, wo ihn Spierling als Compagnon Chirurgen anstellte. Zu dieser Zeit (1769) stand sein Verhältniß zu Krüger, und Callisen würde wol seinen jetzt drückenden Verhältnissen haben erliegen müssen, wenn er nicht, entzückt über die Janssens, mit der ihm ein Dr.

Meier befreundete, seinen Abschied genommen, und sich an den Justizrath und Generaldirector Hennings gewendet hätte. Dieser stellte ihn beim anatomisch-chirurgischen Amphitheatrum als Oberchirurgus an, in welchem Posten er 1761 und 62 ein paar Seckelstücken bezog. Hierauf ward er Pensionär des Amphitheatrons, und darauf nach Untermandat des Friedrichshospitals, wo ihm, als Professor des Generaldirectors, alle wichtige anatomische und chirurgische Operationen zugewiesen wurden. Im Jahre 1766 unterwarf er sich bei der medizinischen Fakultät dem Examen rigor. in lateinischer Sprache, nachdem er schon ein Jahr lang über Anatomie und Chirurgie Lehrvorträge gehalten hatte.

Im Jahre 1767 setzte ihn ein königl. Reisestipendium in den Stand, eine wissenschaftliche Reise nach Holland und Frankreich zu unternehmen. Nach einem fast zweijährigen Aufenthalt in Frankreich besuchte er London, und schrieb hier, so wie früher zu Paris, in seinen Jahrbüchern Abhandlungen, die ihm den Zutritt in die Versammlungen der dortigen Societäten und Akademien verschafften. Da sein Stipendium nicht ausreichte, ihn in London zu erübrigen, so trieb er, in Verein mit dem Dentisten Marchetti, einen eintägigen Handel mit Zahnpulver und Zahnbürsten.

Im Jahre 1771 ward er vom König Christian VII. als Oberarzt der Flotte und des Seckelhofhospitals, gleichwie als Divisionschirurgus der zweiten Abtheilung der Seelente nach Kopenhagen zurückgerufen, wo er so gleich seine öffentlichen chirurgischen Vorlesungen eröffnete, und 1772 bei der Universität die medicinische Doctorwürde annahm. Seine Privatpraxis gewann bald einen bedeutenden Umfang, und von dieser Zeit an stieg Callisen von Stufe zu Stufe.

Er erhielt 1773 die Professur der Chirurgie, mit Beibehaltung seiner Admiralitäts- und Wundarztsstelle, und mit dem Verprechen, Hennings als Generaldirector zu succediren. Im Jahre 1774 ward er ordentliches Mitglied des Collegii medicum, in demselben Jahre Ritvorleser der chirurgischen, dann der medicinischen Übungsgesellschaft, 1776 Arzt des Seeflottenkorps, und zugleich Mitglied einer Commission zur Bildung junger, vaterländischer Wundärzte, 1778 Mitglied der Commission, welche sich die neue Einrichtung des Seckelhofhospitals angelegen machte; und 1784 erhielt er den Titel eines wirklichen Justizraths.

Einen Ruf als erster Professor an der chirurgischen Lehranstalt in Berlin, der an ihn 1787 erging, lehnte er ab, erhielt dagegen 1791 seinen Sitz neben dem Generaldirector in der Kopenhagener Akademie, und nahm im folgenden Jahre seinen Abschied als Divisionschirurgus. Nach Hennings Tode (1794) ward er wirklicher Generaldirector und erster Professor der Chirurgie, auch 2 Monate später Mitdirector des Friedrichshospitals, legte nun aber seine übrigen Staatsämter nieder. Dennoch blieb ihm in seinen Lehrvorträgen und in seiner immer ausgebreiteten Privatpraxis ein sehr ausgedehnter Wirkungskreis, dem er bis in sein höchstes Alter mit fleißiger Sorgfalt und Thätig-

seit vorband, weshalb ihn auch sein König 1802 zum weltlichen Erbschatz, 1809 zum Ritter des Dannebrogordens, 1812 zum Konferenzrath, und 1813 zum Commandeur des Dannebrog ernannte.

Zu Anfang des Jahres 1805 bekam er die gewünschte Entlassung von seinem akademischen Lehramt, das er 40 Jahre ehmüthig verwaltet hatte, mit Beibehaltung des Generaldirectoriats und seines Jahreshalbes. Am Schlusse seiner letzten öffentlichen Vorlesung überreichte ihm seine dankbaren Schüler eine große goldene Medaille mit dem Brustbilde des Verstorbenen und eine passende Umschrift.

Erl 10 Jahre später schränkte er seine Thätigkeit mehr auf ärztliche Consultationen ein, nahm aber noch mit besonderer Vorliebe an den Arbeiten der Vaccinationscommission Theil, deren Jahresberichte an die k. dänische Kammer damals fast alle von ihm abgefaßt wurden. Erst in den letzten Jahren seines Lebens fühlte er immermehr die Bürde des Greisenalters, und verschied mit der Ruhe, die das Bewußtseyn reuerfüllter Pflichten und ein reines Gewissen schenkt, betrauert von seiner Witwe, 6 Kindern und 22 Enkeln.

Die vorzüglichsten, von Callisen hinterlassenen Schriften sind folgende: *Disput. inaugur. de praesidii Classia reginae amittentem turniti methodo*, praes. C. G. Kratzenstein. Havniae 1772. 8. *Institutiones chirurgicae hodiernae, in usum auctum adornatae*. Havniae 1784. 8. Teutsch übersetzt: Feant, und Leipz. 1786. I. II. 8. Theoretische und prakt. Wundarzneikunst für unsere Zeiten, oder Callisens Grundsätze des ganzen Chirurges, zum allgemeinen Gebrauche eingerichtet von Aug. Alex. Richter. Halle 1785. 8. *Esslem* der neuern Wundarznei, aus dem Lat. überf. von K. E. Kühn. Neue von dem Verf. verm. u. verbes. Aufl. Kopenhagen 1800. I. u. II. Thl. 8. *Principi della Chirurgia moderna*. 7 Vol. 8. *Fysisk medicinske Betragtninger over Kjøbenhavn etc.* Kopenh. mit Callisens Portrait. I. 1807. II. 1809. 8. Ein und zwanzig in der k. medicin. Gesellschaft vorgelesene, und späterhin gedruckte Abhandlungen, 20 lateinische und 1 dänische sind in den Schriften dieser Gesellschaft aufgenommen, außer mehreren in denselben vorgelesenen, die sich zum Theil in der Bibliothek der k. chirurg. Akademie, als Manuscript, finden. Häufig dänische Abhandlungen, welche in den Denkschriften der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften eingedruckt, und zugleich einzeln in Quart abgedruckt sind.

Callisens Retroslog s. in dem literar. Anzeigee der Allgem. medicin. Annalen von 1825. 6tes Heft. S. 861 u.

(Th. Schreger.)

CALMAR, eine alte Seefahrt an der Ostsee, auf der Küste und auf Quarnholmen, einer kleinen Insel an der Küste Smålands, der Insel Öland gegenüber, regelmäßig gebaut, im J. 1815 mit 4536 Einwohnern; die meisten Häuser sind von Holz; einer der beiden Märkte ist mit Bäumen bepflanzt; der Hafen ist vorzüglich, der

Handel wird ins Jns und Ausland in (im J. 1814. 75) eigenen Schiffen mit Eisen, Kautschu, Brettern, Kalb, Stein von Öland etc. getrieben; die Stadt hat 2 Schiffe werfte. An Häfchen findet man eine Poststation und mehre Schnupftabakfabriken.

Von der Stadt haben Calmar e Län (der östliche Theil oder das Küstenland des Provinz Småland, nebst der Insel Öland, welche Insel nur 1819 bis u. mit 1824 ein eigenes Län bildete), und Calmar e Stift (Bisthum, welches den südlichen Theil von Calmar e Län und Öland begreift) den Namen, weil der Landeshöfning und der Bischof in der Stadt Calmar (einer der drei Städte — Wexleröv und Wimmerby — des Län) ihren Sitz haben. Das Stiftsconsistorium bilden, unter Präsidium des Bischofs, ein Dompropst und die 6 Rectoren des Gymnasiums (gestiftet 1692), neben welchem eine Trivialschule, als niedere Schule, beide im alten Bischofshause (denn das neue Schulgebäude beansprucht mit dem theologischen Theil der Bibliothek) besteht; jetzt (1817) zählt die Gymnasialbibliothek 3 die 4000 Bände, auch einige arabische Manuscripte, und sind mit denselben ein ansehnliches Münzkabinet und eine kleine naturhistorische Sammlung verbunden.

Am großen Markte liegt das Rathhaus, und mitten auf dem Markte die prächtige Domkirche und Dänischem Stein; die mächtigen Gewölbe tragen sich selbst ohne Pfeiler. Außer der Dom- oder Stadtgemeinde hat Calmar eine Schlossgemeinde, in welcher der (älteste) Theil von Calmar, der auf dem festen Lande liegt, gebört; die kleine Schlosskirche befindet sich im Schlosse. In diesem alten, ehemals sehr festen Schlosse, ward der Reichstag gehalten, wo am 20. Juli 1397 die Calmar-Union beschlossen wurde, die aus Schweden, Norwegen und Dänemark ein Reich unter einem dänischen Könige bildete: jetzt dient der Union's Saal zum Kornmagazin der Krone; in dem wohl erhaltenen Schlafzimmer der Königin Margaretha wird die kleine Bibliothek der Landhausपालungsseelschaft (gestiftet 1811) des Län Calmar, deren Direction in Calmar ihren Sitz hat, aufbewahrt; in dem anstoßenden Audienzsaale hält die Gesellschaft ihre Versammlungen; im Trabantenstalle sind die landwirthschaftlichen Instrumente aufgestellt. Im Durchgang des zweiten Stockwerks findet man einen Stein mit Schneckenmägen, auf welchem die Ritter nach der Wahlzeit ihren Umgang halten mußten, ihre Rüstern bis zu zeigen. Von einem der 4 Thürme hat man eine weite entzückende Aussicht auf das Meer, über Öland, Calmar und die feendliche Umgegend, auch das nahe im Süden gelegene Bergedüne Stenö, wo im Mai 1502 Gustaf L. von Lübeck kommend, landete, um sein unterdrücktes Vaterland zu befreien; Ludwig XVIII. welcher als Flüchtling auf Öland und Land floh, und sich einige Zeit in Calmar aufhielt, ließ in Stenö, zum Gedächtniß des großen Königs, eine schöne heimerne Tafel mit Inschrift errichten. Im alten Schlosse haben ferner ihr locale die Arbeits- und Correctionsanstalt der Stadt (für umherstreichende Wüßgänger) und die Schule des Arbeitshauses, in welcher arme Kinder weiblichen Geschlechtes

Wohnung, Arbeit, Unterriht, Kleidung und Nahrung erhalten; Theil der großen Arbeitsanstalt, die im J. 1817 gestiftet, mittelst freiwilliger Gaben und Beiträge besteht, auch erwachsene Arme außerhalb der Anstalt durch monatliche Anstehungen und Arbeit unterfügt.

Der Stadtstirchhof liegt in der Nordvorstadt. In der Stadt findet man das Bänd-;Bazaroth, mit welchem ein Hospital (für Irren) vereinigt ist. Die alten Gefängnisse der Stadt, wie die Hafenschranken, Fährsträßen und Grimalär, werden nicht mehr unterhalten. — Eine Buchdruckerei besteht, in welcher eine Zeitung „Posten“ erscheint. Die Bibelgesellschaft des Eufis hält in Calmar ihre Versammlungen; auch findet man noch eine Armenaschule und eine Sonntagsschule. Vor Kurzem erhielten das Kirchn- und Schulwesen, wie die milden Stiftungen der Stadt Calmar bedeutende Legate durch Peter Wif, der früher Schweizerischer Generalkonsul in Langer war. — Der Sund, welcher die Dflische Ems land von der Insel Hlab trennt, führt den Namen Calmar; und er ist bei Calmar 1 Meile, ober- und unterhalb die 2½ Meilen breit. (v. Schubert.)

Calocirites f. Chlamys.

CALYPTRA (Entomologie) nennt Dfensheimer eine Gattung der Schmetterlinge aus der Familie der Eulen, die aus sechsbeinigen Raupen hervorgehen, und durch sehr große Zäfer sich auszeichnet. Er bringt Romb. thalictori und libatrix Fabr. dahin. Latreille (Fam. natur. p. 476.) behält die Benennung Calyptra nur für erstere bei, und errichtet für letztere die Gattung Gonoptera. (Germar.)

CAMALDOLENSER, Einsiedler und Mönche eines Ordens, dessen Stifter Romuald, aus Ravenna, war. Er leitete seinen Ursprung von den Fürsten von Ravenna her, und drohte seine erste Jugend in Wohlleben und Ausschweifungen zu. Auf der Jagd geriet er einst in eine stille, einsame Waldgegend. Die Abschiedsdenkheit des Hiesigen ließ ihm die Stimme seines erwachsenen Gemüths vernehmen, und zum ersten Male ergriff ihn der Gedanke, daß Abschiedsdenkheit, für ein bedecktes, defaktes Gemüth, wol der passendste Zustand seyn dürfte. Ein unglücklicher Zweifelskampf, in welchem sein Vater ein neben Verwandten tödtete, und bei welchem Romuald, gewöhnlich, gegenwärtig war, erschütterte ihn so, daß er sich in das Benedictiner: Kloster von Monte Cassino begab, um dort 40 Tage lang Buße zu thun, nach Eile berer, die einen Weichenmord bezogen hatten; denn Romuald achtete sich schuldig, obgleich er seinen unmittelbaren Theil an jenem Ereignis genommen hatte. In dieser Zeit machte er eine genaue Bekanntschaft mit einem der Mönche, welcher ihn besänftigte, der Welt zu entsagen und ins Kloster zu gehen. Romuald war ausfang sehr abgeneigt; als ihm aber dieser die Erleuchtung des heil. Eulinaris verprieß, und Romuald denselben in zweien Geschichten erlebte, so trat er in den Orden wider den Willen seines Vaters, dessen Zorn er lange zu fürchten hatte. Jetzt bewies er einen solchen strengen Eifer in Beobachtung der Klosterregeln, daß er seinen Mitbrüdern ein bewunderndes Beispiel ward, und durch strengen Tadel noch überdies ihren Unwillen reizte. Sie beschloßen,

ihn aus dem Wege zu räumen; Romuald aber, von ihrem Vorhaben benachrichtigt, entfernte sich aus dem Kloster mit der gern ertheilten Erlaubnis seines Vaters, zu einem bedürftigen Einsiedler, Marino, in das Bruchbüsche zu gehen. Dieser nahm ihn willig auf, und behandelte ihn aber sehr hart. Er pflegte täglich alle Plagen auswendig zu singen, wobei ihm Romuald beistehen mußte. So oft diesen nun sein Gedächtnis verließ, erhielt er von seinem Meister einen Schlag auf das linke Ohr mit einem Stäbchen. Er bemerkte bald, daß er anfangs das Gebete auf diesem Ohre zu verlieren, daher hat er seinen Lehrer, ihn künftig lieber auf das rechte Ohr zu schlagen, welche Demuth denselben so rührte, daß er ihn fortan milder behandelte, ja selbst die gekörte Hochachtung für ihn fastete. Romuald ging bald darauf mit ihm und einigen andern nach Kataolinen in Spanien, wo er gleichfalls als Einsiedler lebte. Er lebte jedoch wieder nach Italien zurück und erfuhr, daß sich sein Vater in das Kloster des heil. Severus, bei Ravenna, begeben habe, um der Welt zu entsagen, aber in seinem Entschlusse schon wieder wankend werde. Sogleich eilte Romuald zu ihm, seinem geistlichen Vorkind zu leben. Da er aber sein Gebete fand, so legte der fromme Sohn seinen Vater fest, und setzte ihn ins Gefängnis, ließ ihn fleißig fasten, und bewirkte so eine glänzliche Zerknirschung, nach welcher er ins Kloster bleiben wollte, und auch in denselben blieb. Der Ruf von Romualds Heiligkeit verbreitete sich, und der Kaiser Otto III. übertrug ihm die Oberaufsicht in dem Kloster Clasio. Doch auch hier misfiel er den Mönchen wegen seiner Strenge, weshalb er selbiges wieder verließ. Er legte hierauf noch vier Klöster in Italien an; doch in seinem Willen die Mönche die vorgeschriebenen Regeln genau beobachten, deshalb ging jetzt Romuald in eine eulame Gegend, auf den Apenninen, welche Calmaldi, von Campo Maldoli, hieß, entweder nach dem Besizer Maldoli, oder nach dem verführten Namen: campus amabilis. Hier sah er im Traume eine Leiter, welche bis in die Wolken reichte, auf welcher Männer in weissen Kleidern auf- und abgingen. Er nahm dieses für einen Versuch, einen neuen Orden zu stiften, und so errichtete er 1012 zu Camaldoli eine Bruderschaft von Einsiedlern, welche nach ihrem ersten Wohnorte, Camaldolener genannt wurden. Nach dem gedachten Traumgesichte schrieb er ihnen vor, sich weiß zu kleiden; ein langer Rock, ein Escapulier, eine runde Capuze und Schuhe machten ihre Bedeckung aus; Hemden trugen sie nicht. Die Regel war streng. Jeder Einsiedler wohnte in einer abgesonderten Zelle, und nur bei dem gemeinschaftlichen Gebete saßen sie sich. Ihre gewöhnliche Nahrung bestand in Wasser und Brod, Sonntag und Donnerstags ausgenommen, wo sie Gemüse aßen. Fleisch war für immer verboten, woson nur Krankheit und Altersschwäche erlaubten konnten. Einige beobachteten bei den gewöhnlichen großen Fasten ein ununterbrochenes Schwergen, andere aber hundert Tage hinter einander. Nach diesen Einrichtungen begab sich Romuald nach Eitel in Umbrien, bei Corvo Ferrato, schloß sich dort ein, und verlebte sieben Jahre in einem ununterbrochenen Schweigen. Viele Beirther und Anhänger strömten ihm zu

und nun errichtete er ein Kloster, wodurch die Camaldulenser Eremiten oder Mönche entstanden, da jene bloß Einsiedler waren. Als Kaiser Heinrich II., der Heilige, nach Italien kam, beschloß er Romuald in sich, hatte eine lange Unterredung mit ihm, und soll an ihn die Erhebung des Klosters Montserrat gemacht haben. Endlich sichtete Romuald die Abtätigung seines Ordens. Er begab sich in das Kloster Val de Casio; schon 20 Jahre vorher hatte er seinen Schülern vorausgesetzt, daß er daselbst sterben werde, und hier beschloß er auch sein Leben in einem hohen Alter 1037; nach andern 1037. Papst Alexander II. bestätigte 1072 den Orden der Camaldulenser; der Prior derselben hieß General. Rudolph, der vierte General, milderte 1102 die Verfassung dieses Ordens in etwas, welcher sich sehr vermehrte, und nach fünf Congregationen unterworfen ward.

Die erste, die Congregation der heiligen Einsiedler, war die ursprünglich in Camaldoli errichtete; die zweite, die Congregation des heil. Michael di Murano. Das Kloster, wovon sie den Namen hat, ward 1212 gestiftet, und liegt unweit Venedig. Alle 5 Jahre wird ein anderer General gewählt, welcher sich General der Mönche und der Einsiedler nennt, ohne daß ihn jedoch letztere anerkennen, indem diese einen eigenen General unter sich wählen. Diese Congregationen gehören 55 Klöster in, und 8 Konventen desselben Ordens sind ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen. Die Hauptbeschäftigung dieser Mönche ist Psalmen zu singen. Fast die Hälfte des Jahres lassen sie, schlafen auf Strohfässen und essen nie Fleisch. Ihre Kleidung ist, mit geringen Abweichungen, wie die der Einsiedler. Die dritte Congregation ist die von dem Berge della Corona, aus Einsiedlern bestehend. Ihr Stifter war Paulus Justimann, ein Venedier. Das Hauptkloster, 10 Meilen von Perugia, dem Heilande gewidmet, hat seinen Namen von seiner Lage Monte della Corona, und gab auch dieser Bruderschaft den Namen. Regel und Kleidung ist die mehrmals erwähnte. Diese Einsiedler bewohnen meistens die Spitzen hoher Berge. Die vierte Congregation ist die Tucinische, 1601 gestiftet von Alexander de Lera, und besitzt ebenfalls aus Eremiten. Die fünfte endlich war in Frankreich die Congregation unserer Frauen von der Tröstung. Ihr Stifter war Bonifacius Anton von Lyon, von der tunicischen Congregation, welcher 1626 diese, die ebenfalls aus Eremiten bestand, in Frankreich stiftete. — Auch Camaldulenserinnen gibt es, von denen 1086 das erste Kloster zu Weickano, im Teckonschen, von Rudolph, dem vierten General des Ordens, gestiftet ward. Es wuchsen in 24 Klöstern an, wovon 8 unter den Mönchen, die übrigen unter den Einsiedlern stehen. Die Ordensleitung ist auch hier, wie sie der erste Stifter Romuald vorschrieb \*).

Literatur: Helios, des ordres monastiques. T. V. ca. XXI. p. 236 seq. Paris 1718. 4. Teutsche

Encyclopädie, 4. Bd. Frankfurt a. M. 1780. 4. (s. d. Art.) (A. Herrmann)

CAMARASA, starke Marktsiedler der spanischen Provinz Catalunien, in der Vigiera von Lerida, oberhalb Valaguer, an dem Segre gelegen, war, samt den aragonesischen Gütern Niela, an dem Tolen, in dem Corregimiento von Calatayud, und Villafeliche, an der Ebro, in dem Corregimiento von Daroca, altes Eigenthum des mächtigen Hauses Luna. Des Franz Fernandez von Luna Tochter, Francisca Mlogia, erste Markgräfin von Camarasa, verheiratete sich mit Diego de los Cobos, des Bedens von St. Jago Deslehnern und Groß-Cambout von Leon, Adelantado perpetuo von Capota, Herrn von Sabote, Jimena, Xena und Deeres, sämtlich in Jaen gelegen, einem Sohne des Franz von los Cobos, der ebenfalls Groß-Cambout von Leon, Großschatzmeister von Castilien, und Karls V. Etatsrath und Liebhaber gewesen, und der Maria de Mendoza, 7ter Gräfin von Ribadavia (in Galicien an dem Bino). Der Markgraf von Camarasa Söhne, Franz Michael und Alvaro de los Cobos, stifteten jeder eine besondere Linie: die ältere erließ mit Franz Michaels Enkelin, welche in dem von ihr gegründeten Kloster del Angel zu Granada den Schleier nahm; Camarasa und ihre übrigen Besitzungen fielen daher an die jüngste, von Alvaro bestammende Linie des Hauses los Cobos. Alvaros Sohn, Diego, 9ter Graf von Ribadavia, verheiratete sich mit Isabella Manrique de Mendoza die Gräfin des Castrogery, wesslich von Burgos in Kastilien, und Villaprique, dann Astudillo, unweit Castrogery; dieses Sohn, Emanuel Gomez, 10ter Graf von Ribadavia, 8ter von Castrogery, 3ter von Villaprique, wurde, durch den Abgang der ältern Linie, 4ter Markgraf von Camarasa, auch Graf von Niela, und als Vizekönig von Sardinien den 21. Juli 1668 in einem Aufreibe getödtet, von Isabella Doctorecarrero drei Söhne hinterlassend. Der älteste derselben, Baltasar Gomez Manrique de Mendoza de los Cobos u. Luna, 8ter Markgraf von Camarasa, Graf von Castrogery, Niela und Villaprique, Herr von Astudillo, Gormat, St. Martin de Baigen, Belindere, Cordobilla, Rucl (sibid.) von Saragossa, Villafeliche, Sabote, Jimena, Xena, Torres und Canena (in Jaen), Grande von Spanien, Ritter des goldenen Vlieses, der neapolitanischen, demnachst des spanischen Galeeren General, auch Vizekönig von Aragonien, lebte in unschätzbare Ehe mit Isabella de Velasco, des 4ten Markgrafen von Jodart Tochter, daher er in dem Majorat seinen Bruder Alvaro, 11ten Grafen von Ribadavia, und Gouverneur von Galicien, zum Nachfolger hatte. Camarasa u. s. w. wird noch heute von des Alvaro Nachkommen besessen.

(v. Stramberg)  
CAMBOUT, französisches Haus, ursprünglich aus Bretagne herkommend. Alain I. von Cambout lebte gegen Ende des 12ten Jahrhunderts. Alain III. war des Herzogs von Bretagne Bräutigam im J. 1312; Renat, Herr von Cambout, Chef-de-bois und Blais, des St. Michaelens Ritters, Hauptmann über 50 Kanen, kön. Rath und Ober-Hof- und Ober-Jägermeister von Bretagne, starb im März 1577, nachdem er mit Francisca

\*) Die Strenge dieses Ordens, welcher seinen Mitglidern große Drang auflegte, bei Betheiligung an Speise, daß man gewissermaßen Kopfbedeckung, Karmäner, aus Camaldulenser sammelte, spottweise und im gemeinen Volk genant hat.



Habe die Herrschaften Coislin, in dem Bisthum Nantes, umweit Pontchâteau, und Mezeone, ererbt hatte. Der älteste Sohn, Franz, folgte dem Vater, wie in den Gütern, so in den Ämtern, war zugleich Gouverneur von Nantes, erwarb durch Kauf die Baronie Pontchâteau, und starb 1625. Seine Gemahlin, des Cardinals von Richelieu Tante, Louise du Vescis, Frau auf Becay, verm. 1567, hatte ihm drei Söhne geboren: der älteste starb in der Kindheit; der jüngste, Ludwig, wurde der Anführer der Linie von Becay, von welcher unten; der mittlere aber, Karl, ließ Coislin, neben welchem er auch Pontchâteau, la Roche - Bernard, Launiquien, Combon, Poffignol, Blais und Chef-de-bois besaß, im August 1634 zu einem Marquisat erheben, war Ritter glich des geheimen und Staatsraths, Ritter der königlichen Orden, Gouverneur von Brest, General-Intendant in der Nieder-Bretagne, und starb 1648. Sein und der Wittippsine von Georges, Frau auf Secur in Vorbringen und la Mogulade in Bretagne ältester Sohn, César, Marquis von Coislin, Graf von Crépey, bei Mainz, General-Oberster der Schweizer und Graubündener und General-Intendant, zeichnete sich bei verschiednen Gelegenheiten, in dem Rheinübergange bei Mainz, in dem Kückzuge von Venbres, bei der Einnahme von Hesdin und Aread aus, und starb im J. 1641, nur 28 Jahre alt, an den Wunden, die er in der Belagerung von Aire empfangen. Seine Wittwe, Maria Segurier, des Königs Tochter, trat 1644 zur zweiten Ehe mit dem Marquis Lavall; der zweite Sohn, Peter von Cambout, geb. 1637, wurde Domherr zu Paris 1647, Abt zu St. Victor selbst 1653, zu St. Johann in Amiens und zu St. Silbas-au-bois 1670, Prior von Argentail, Longchamp, Longpont, St. Peter zu Abbeville und zu R. D. du Guais, Bischof von Orleans 1665, Comthur des h. Geistordens 1688, Cardinal 1697, und, nachdem der Cardinal von Bouillon in Ungnade gefallen, im Sept. 1700 Groß-Älmosensirer von Frankreich. Er starb zu Versailles den 5. Febr. 1706, den Ruf eines der würdigsten Prälaten des Reichs, und eines vollendeten Hofmanns zurücklassend. Sein älterer Bruder, Armand, geb. den 12. Sept. 1635, folgte dem Großvater in seinen Verfügungen, erbte von der Mutter Villeneuve und St. Remy in Champs-pagne, war Ritter der königlichen Orden, Mestre de Camp von der sogenannten leichten Cavalerie, sodann General-Intendant von der Armer, und General-Intendant in der Nieder-Bretagne, und starb den 16. Sept. 1702, nachdem Ludwig XIV. zu seinen Güssen Coislin mit la Roche-Bernard, Pontchâteau und Brignan im December 1663 zu einem Herzogthum und Pairie erhoben. Seine Gemahlin, Magdalena von Halgoet, Frau auf Kargre im la Rochetouffe, hatte ihm sechs Kinder geboren. Der älteste Sohn, Peter, Herzog von Coislin, Marquis von Pontchâteau, Obrister eines Cavalerie-Regiments, lebte in kinderloser Ehe mit Louise Marie von Aleser, und starb den 7. Mai 1710, nachdem drei seiner Brüder ihm bereits im Tode vorausgegangen. Der fünfte, Heinrich Karl, geb. den 15. Sept. 1664, war zuerst Rittersirer, wurde sodann Älter Älmosensirer des Königs, den 3. März 1682, Abt von St. Georges de Descherville,

bei Rouen 1684, Bischof von Metz den 26. Mai 1697, Comthur des heil. Geistordens den 15. Mai 1701, Ritz glich der königlichen Akademie 1710. Durch seines Bruders Tod fiel ihm das Herzogthum Coislin und das gesamte Vermögen seines Stammes, durch einige Eeren befallte in dem hause Sulis die Grafschaft Sien anheim, und er gebrauchte diese Reichthümer zu den edelsten Zwecken. So erbaute er z. B. in Metz, um die Dürre der drückenden, für die Moralität so gefährlichen Enquartierungslast zu entheben, mit einem Kostenaufwande von mehr denn 50,000 Thalern, die sogenannte Caserne von Coislin. Er starb 1733; seine einzige, mit dem Herzog Maximilian Peter Franz von Sulis verheiratete Schwester, Magdalena Armand, kinderlos, im J. 1721.

Ludwig, der Anführer der Linie von Becay, war Gouverneur der Insel Hieron; sein Sohn, Hieronymus, ererbte die Carheil, Villeneuve und Carchein, in dem Bisthum Nantes; sein Enkel, Renat, wurde im Juni 1685 zum Grafen von Carheil ernannt; sein Urenkel, Jakob, Marquis von Cambout, Graf von Carheil, Herr von Villeneuve, Gouverneur der Insel Rhups und des Schlosses Sautin, Brigadier und Inhaber eines Dragonerregiments, fiel in dem Gefechte bei Carpi den 9. Juli 1701. Jakobs zweiter Sohn, Anna Franz Wilhelm, ward Bischof von Tarbes im J. 1719; Jakobs Enkel, Peter Armand, Graf von Carheil, erwarb das Marquisat Coislin vermöge Abtriebsrechts, und starb 1738, von Renata Angelica Talhouet, Gräfin von Keravien, mehrere Söhne hinterlassend, deren ältester, Karl Georg Renat, Marquis von Coislin, Graf von Carheil, Brigadier, fiel im J. 1740 mit Marie Anne Louise Adelaide von Mailly-Nudempré verheiratete. Dessen Nachkommenschaft ist, unseres Wissens, noch nicht erloschen. (v. Stramberg.)

CAMELEONIENS. Unter dieser Benennung bildete Cuvier (Népon. anim. T. II. p. 50.) seine fünfte und vorletzte Familie der Saurier, und begriff darunter das einzige Gen. *Chamaeleon* der Amphibionen. Linne und de la Cépède hatten die Chamaeleone befangen sich auch unter dem Gen. *Lacerta* aufgeführt; zu nentri dagegen (Synopsis reptil. p. 45.) dieselben schon zu einem eigenen Geschlechte erhoben, und nicht unpassend zwischen seine Gen. *Gecko* und *Iguana*, Daudin aber (Hist. nat. des Reptiles. T. IV. p. 179.) weniger richtig zwischen *Gecko* und *Scincus* gestellt. Doppel (die Ordnungen, Familien u. s. w. der Reptilien. München, 1811. S. 30.) brachte jenes Genus zu der Familie der Iguanoides, zwischen Basiliscus und Draco; Ofen (Zoologie, Abth. 2. S. 306.) zu seinen Vogelgeschaffen - Echtern; Goldfuß (Zoologie, Abth. 2. S. 169.) zu seiner Familie Lacertae. In der neuen Zeit hat der nun verlorbene ausgezeichnete Amphibiolog Werner den Chamaeleonen eine höchst verdienstvolle Stelle angewiesen. Wir finden sie nämlich in seinem Anweisung Systematis Amphibiorum. Marb. 1820. p. 161. als eine eigene Familie, Prendentia, unter der Ordnung Pholidota Squamata, und zwar mit der vorhergehenden Familie, Incedentia, wozu das Gen. *Chirotes* oder *Biananus* gerechnet ist, hinter den Schlange.

gen, durchaus von den übrigen Säuthern, mittelst jener, anseht. Daß dies als eine höchst willkürliche und unnatürliche Eintheilung erscheinen muß, leuchtet wol bald in die Augen. Am richtigsten hat die Chamäleon unschreitig Quoyre als eine eigene Familie der Saurier betrachtet, die durch ihre beschriebenen Eigenthümlichkeiten und, bei seinen von den übrigen Sauriern vorkommenden, Sonderbarkeiten in der That eine solche Kennnung von diesen notwendig machen. Sie dürfen aber durchaus nicht von den Sauriern getrennt werden. Cuvier stellt die Chamäleons zwischen seine Geckoniens und Scincoidiens: und scheint es jedoch der natürlichen Verwandtschaft nach gemäßer, jene Familie zwischen die Iguanians und Gekkonians einzuschalten. — Das Weitere sehe man bei Mr. Chamäleon. (Leukart.)

**CAMELUS, Kameel.** Eine Gattung des Viehs der Gattung (Pecora L.), welche sich durch mehrer Bildungsverhältnisse zum Theil von allen übrigen Gattungen dieser Säuthiergruppe unterscheidet, und in manchen Punkten den Einhufern nähert <sup>1)</sup>. Die Kameele sind durchgängig ohne Hörner; ihre Oberlippe ist gespalten, wie bei Hasen; der Kopf, zumal wegen der seitlich sehr hervorragenden Orbitae, von eigenthümlicher Form. In der Länge der Halses stehen sie nur der Giraffe nach. Die Afterbühse stellt ihnen, und die Vorderbühse sind klein; sie treten aber nicht bloß mit diesen, sondern mit allen Zehengliedern, die eine harte Sohle haben, auf. Der Schwanz ist wälsig lang oder kurz, und erreicht die Knie nicht. Ganz vorzüglich weichen sie durch das Verhältniß des Schädels von allen übrigen Wiederkäuern ab, indem sie 2 seitliche spitze Vorderzähne im Intermaxillarknochen, nur 6 Vorderzähne im Unterkiefer und nicht mehr als 5 Backenzähne in jeder Reihe, oder eben unten gar nur 4 haben (während die übrigen Pecora sämtlich im Unterkiefer 8 Vorderzähne besitzen). Außerdem steht ein flacher Eckzahn jedesseits oben und unten, auf welchen bei den eigentlichen oder Höcker-Kameelen noch ein kleinerer folgt. Die Unterkieferhälsen verlaufen von regelmäßig, hingegen bleiben das Kinn und Büchelbein in der Fingruhel gesteckt; — so ist es auch bei den Einhufern oder Pferden, aber der feinem Wiederkäuer, außer den Kameelen. Im Zwerchfell befindet sich ein Knochen, der (wenigstens beim Dromedare und der Gaggone) konstant gefunden ward <sup>2)</sup>. Die Salivdrüse fehlt. Jedesseitig vereinigte Zellen münden in großer Anzahl in den ersten oder zweiten Magen, oder in beide. In diesen, bei andern Pericoribus nicht vorkommenden Zellen, wird Wasser aufbewahrt, oder (nach Wabern) abgesondert. Dadurch weichen die Kameele geschickt, das Getränk längere Zeit einzuhalten zu können, und vermöge dieser Eigenschaft und ihrer sonstigen Widerstandskraft, Ausdauer und Stärke wol aus dem Menschen möglich, große Weiten durch Wüsten und wasserlose Gegenden mit ihrer Hilfe zu unternehmen.

<sup>1)</sup> Vergl. Meckel über den, in dem Skelet ausgesprochenen Übergang von den Wiederkäuern durch die Kameele zu den Einhufern in der Naturgeschichte d. Thiere, v. d. P. Physiologie, V. S. 113.

<sup>2)</sup> S. Jäger in Meckels

Die Kameele harnen rückwärts, aber ihre Nahrung richtet sich bei der Vergattung nach vorn, und das Männchen bedeckt dabei das uidegelegte Weibchen auf gewöhnliche Weise. Das Embryo der Frucht gleicht dem der Pferde, und ist ohne deutliche Corbidenen.

Es zerfällt diese Gattung in 2 Unterabtheilungen, welche von mehreren neuern Zoologen zum Rang der Genera erhoben werden.

**A. Höckerkameele oder eigentliche Kameele, Camelus, Cuv. Illig.** Diese haben einen oder zwei große Fethböder auf dem Rücken; einen kleinen Eckzahn hinter jedem großen; lange Ohren; einen fast förmig gebogenen langen Hals; durch eine gemeinschaftliche dreizeh Sohle verbundene, nur an der behaarten Spitze getrennte Zehen; nackte wärsige Schwielen an den Brust-, am Ellenbogengelenke, der Handwurzel und am Knie der Hinterfüße (jedem Orts eine); gleichsam Sohlen, auf denen sie niedergelegt, ruhen. Die Weibchen haben zwei Zitzenpaare.

Man fand diese Kameele, welche größer als Pferde sind, fast nur im domesticirten Zustande; ja es ist zu bezweifeln, daß sie irgendwo noch im ursprünglich wilden Stamme existiren, indem die angeblich wilden Höckerkameele, welche nach Palästina und einiger anderer Schriftsteller Angaben in der großen Tatarei und Tibet vorkommen sollen, nur sehr gelassen und halb verwilderte zahme Thiere sind. Als Hauptnahrung von großer Wichtigkeit, sind sie in einem großen Theile von Afrika und Asien verbreitet, wo sie zum Reiten und Lasttragen in den Ebenen gebraucht werden. Man grüßet sie sehr, nicht, sich zu bewegen, und so niesegeirge werden sie beladen. Wenn die Last zu groß ist, stehen sie nicht an. Die Stäcken tragen oder weit über 1000 Pfund. Sie nehmen mit dünnen flachen Zedern viel, fressen aber auch gern Baumlaub, wenn sie Gelegenheit dazu haben; können lange hungern und selbst in südlicherer Hitze und glühendem Sande sehr gut 10 bis 12 Tage lang dauern. Eine wittern Wasser in sehr bedeutender Ferne, und eilen mit hoch gehaltenem Kopfe und verdoppelter Schritte demselben zu. Im Nothfalle sollen die Reisenden sie schlachten, um das in ihrem Magenmagen befindliche flache Wasser zu trinken. (Bucca fand 4 Maß reinbaren Wassers in einem Dromedare.) — Wenn sie reichliche Weide haben, so nehmen ihre Fethböder an Größe zu, die dann bei säglicher Kost oder Futtermangel wieder schwächen, indem das Fett ausgesogen und zur Ernährung verwendet wird. Die Reisen durch die Wüsten werden in zahlreichen Caravanen, bei welchen sich oft viele 1000 Kameele befinden, gemacht.

Der gewöhnliche Gang der Höckerkameele ist ein weites Traben, wobei sie den Kopf in die Höhe, und den Schwanz ziemlich waagrecht halten. Man treibt sie durch Gesang und Spiel an, und macht dadurch ihren Gang langsamer oder schneller. Es sind gelebrige, sanfte und lenkame Thiere, jedoch zeigen sich die Hengste, zumal zur Brunstzeit, oft sehr fähig und diese, so daß sie durch Peiten und Schlagen Menschen beschädigen, und zuweilen wol gar tödten. Man castrirt daher fast alle männlichen Kameele, welche man zum Reiten und Lasttragen brauchen will, und nicht zur Zucht nöthig hat. Zur Brunstzeit sondern Hautdrüsen hinter dem Kopfe eine

braune, sinkende Schmiere ab; auch schmilzt den Hengsten dann das Baumenfell mit der Wolla zu bedeutender Größe an, und tritt, wehligst bei den männlichen einhöckerigen Kameelen, beim Ausarbeiten als eine große, rothe, bäurige Blase rechts oder links aus dem Maule heraus 1). Die weiblichen tragen ein Jahr und werfen 1 Junges, welches 1 bis 2 Jahre lang von ihnen gesäugt wird.

Man benutzet ihre fette Milch, ihr Fleisch, Fett, Haare, Fell, wie auch den Urin und Mist.

Über die spezifischen Verhältnisse der Höckerkamelen herrschen verschiedene Ansichten; jedoch unterscheiden den die meisten Naturforscher folgende zwei Arten:

1) *Camelus Dromedarius* L. Das gemeine, arabische, einhöckerige Kamel, oder Dromedar, Dämmeel und Medjin der Araber nach Farkäl (Bullon hist. nat. XI. 1. 9. Schreber Edugh. Taf. 303. — Cuvier Ménagerie du muséum. Taf. ohne Nummer. — Fr. Cuvier et Geoffroy Hist. d. mammifères. Livr. 13 et 18.). — Diese Art hat nur einen einzigen Höcker oben in der Mitte des Rückens; sie ist schlanker, höher, weniger stämmig und weniger lang behaart, als die folgende, übrigens variabel und die sehr durch seine anderweitigen bestimmten Merkmale von ihr zu unterscheiden. Sie ist am meisten verbreitet, am meisten beobachtet und am häufigsten in Deutschland zu sehen; dies letztere theils wegen des seit langer Zeit bei Pisa bestehenden Kamelgeschäfts, wo neue diese Art gezogen, und von Kameelführern öfters gekauft und dann zu uns gebracht wird. Die ganze Länge von der Schwanz bis zum After beträgt 7 Fuß 6 Zoll, die des Schwanzes 1 Fuß 2 Zoll; die Höhe bis zum Höcker, die seitlich zumal veränderlich ist, etwa 6½ Fuß. Das Haar ist weich, fast wollig, am längsten auf dem Rücken, unten am Halse, auch wol an Schenkeln und Schultern; das des Schwanzes ist dick, wie Pferdehaar, und lang. Die Farbe ist bei einigen braun, bei andern grauröthlich, theils sehr weißlich.

Dieses einhöckerige Kamel (das Schiff der Wüste von Arabern genannt), machte den Reichtum der Araber von Jacobs Zeiten bis auf die unsrigen aus. Jener Patriarch zählte 6000 Kameele unter seinem Viehstande, und auch die neuern Araber schätzen noch eben so ihren Reichthum nach der Anzahl dieser nützlichen Thiere. Ohne sie würde ein großer Theil von Afrika elend seyn: durch sie wird der ganze Handel unter heißen und heißen Himmelsstrichen geführt. Bei einer fargen Lebensart, wo man ihnen kaum einige Hände voll Datteln oder ein Paar Kumpen von Dohnen oder Gerstenmehl reicht, und wo sie sogar, wenn auch dieser Vorrath vergeht, sich bloß von einigen dornigen Pflanzen, die sie und da zerstreut in der Wüste wachsen, ernähren müssen, trägt ein großes Kamel doch eine Last von 1000 bis 1200 Pfund. Sobald man ihnen das Zeichen zum Beladen gibt, fällen sie nieder, stehen aber sogleich wieder auf, wenn sie fühlen, daß die ihnen aufgebürdete Last ihren Kräften angemessen ist, und lassen sich kein Pfund mehr auflegen.

Durch Schläge lassen sie sich nicht zwingen, ihre Schritte zu beschleunigen, sie gehen vielmehr schneller, wenn man sie mit Güte behandelt, oder sie durch Wischen und Mist dazu aufmuntert. Ich fand auf Teneriffa, als wir unsere Reise von Dretaba und St. Christophel de la Laguna und Eta. Cruz zurückmachten, Schenkzeit, ein Paar Tage auf einem Kamele zu reiten, welches mich durch Gesang, Biscotto's und andere Nahrungsmittel, die ich ihm von Zeit zu Zeit reichete, so lieb gewonnen hatte, daß es mir nachließ, wenn ich ihm zuerst, sich sogleich im Gehen umfaß, wenn ich ihm Worte, die es gern hörte, sagte und vorsang. Dies Thier-machte so große Schritte, daß ihm die Maulhiere kaum nachschmecken konnten. Das Kamel ist den Arabern ebenso unentbehrlich, als das Rennthier den Tungusen. Die Araber und Perser flehen das Fleisch der jungen Kameele, und halten es für Leckerbissen. Schon Alhendant (lib. IV. c. 130.) erzählt, daß die persischen Konarchen ihre Tafeln mit einem jungen Kamele besetzten. Die Milch dieser Thiere ist die Hauptnahrung der Araber, und der Mist ist die gewöhnliche Fütterung der Caravanan, die durch die Wüsten ziehen und nirgend Holz auf ihrem Zuge finden. Im Winter sind sie mit längern Haaren bedeckt, die im Frühling ausfallen. Man sammelt sie sorgfältig, oder streicht sie von Zeit zu Zeit ab, um sie zu Abdrückstücken und Feldzeltdeden zu verwenden. Im Sommer sind die Haare kurz. Bevor aber die große Hitze eintritt, füttern ihnen die Araber den Lein ein, um ihnen die Insekten abzuhalten. Diese Kameelart kommt in Afrika und in den wärmern Theilen von Asien vor. In Ägypten und längs den Ländern, welche das Mittelmeer begrenzen, in Marocco, der Wüste Sabara und in Äthiopien ist es das gewöhnliche Lastthier. In Asien ist es ebenfalls gemein, z. B. in der Türkei und Arabien, allein man sieht es kaum weiter nördlich, als Persien, weil es für ein kälteres Klima zu empfindlich ist. — In Indien trifft man es häufig. Hier wird es sowohl zum Fahren als zum Reiten gebraucht. Zu dem letztern Gebrauche legt man ihm ein Polster auf den Rücken, das mit einer scharlachrothen oder seidenen Decke bedeckt ist. Es vorrirt in der Farbe, Größe, Stärke und Schnelligkeit, und soll mild oder vermischt in den Wägen zwischen Indien und China leben. S. Chin, ein chinesischer Naturforscher (nach Du Halde II. 225.), berichtet, daß die Kameele in den nördlichsten Theilen des Reichs mit gefunden würden. Man zählt 4 bis 5 Varietäten dieser Art: 1) die turkomanische, 2) die arabische, 3) den Dromas und 4) einen Bastard vom Dromedar und Transpaltier, 6½ Fuß hoch. Das türkische oder turkomanische ist das größte und stärkste; auch das arabische ist dauerhaft und stark; es geht den Tag 30 englische Meilen. Der kleine Dromedar, welchen man auch Waibar und Nagash nennt, ist vorzüglich ein Schnellläufer. Er hat einen kleinen Höcker und einen schlanken Wuchs, ist auch nicht so groß, wie die andern, wird niemals zum Lastträger gebraucht, sondern bloß zum Reiten. In Arabien geht man sie zu Weiten laufen auf und bedient sich ihrer zum Kuriren, Reiten, weil manche 100 englische Meilen in einem Tage zurücklegen können. Leo Africanus (338.) berichtet sogar,

5) S. Memoires scientifiques de Paris, Decade prima. Ann. 1825. p. 147.

daß sie 9 Tage hinter einander so große Reisen machen könnten. Die afrikanischen Kameele sind, wenn auch nicht die schnellfüßigsten, doch die stärksten und dauerhaftesten unter allen, und diese mögen wol 9 Tagereisen hinter einander machen können; denn sie beweisen dies dadurch, daß sie die entlegensten und furchtbaren Wästen von Numidien bis Äthiopien durchwandern müssen.

2) *Camelus Bactrianus*, das Trampelschier oder zwelhöckerige Kameel. *Bechti Leo Afric.* 358. Es redet's Säugethiere, Taf. 304. *Buffon hist. nat.* XI. p. 211. 426. tab. 22. *Pr. Alpin hist. Aegypt.* I. p. 223. tab. 13. " *Camelus diaphus*. *Baltzer, Beitr. zur Zoogonie in Wetterauer Annalen.* IV. S. 163. *Santi sur les chameaux de Pise, in Mém. du Muséum de Paris.* XVII. p. 320. *Mecheri der Araber und Hasghu der Türken.*

Das Trampelschier, der Becht oder Bechti hat 2 Kethhöder auf dem Rücken, ist zwischen den Schulterblättern 6 bis 7 Fuß hoch, hat langes dunkelbraunes Haar und viel krauses Wollenhaar. Der Schwanz reicht bis zur Hälfte des Lattenschwanzes herab. Es paart in der Farbe, in der Größe, in der Stärke wie das vorige, ist aber doch im Ganzen stärker und nicht so empfindlich gegen die Kälte. Die Tataren und Mongolen brauchen es als das vorzüglichste Lastthier vom caspischen Meere an bis ins chineische Reich. Es hält sogar die kälteste Kälte aus: denn man findet es am Baikal-See überall, wo Buren und Mongolen große Herden halten; sie werden zum Theil von den Karavanen gemietet und zum Waaren-Transport gebraucht, welcher zwischen Meesau, Ranking und Peking über Nachtas unterhalten wird. Diese sind jedoch weit kleiner als diejenigen, welche in der westlichen Tatarei wohnen. Hier leben sie den Winter über von Weiden; und andern Hausmen, und werden von dieser Nahrung elend und gering, sie verlieren ihre Haare im April und geben den ganzen Mai hindurch, wo es in diesem rauen Klima friert, nach.

Wenn sie gut geüben und wachsen sollen, so müssen sie gemäßigtes Klima, trocknen Boden und salzige Sümpfe haben. *F. Baptiste Fischer* (*Synops. Mammalium* p. 435.) zählt 4 Varietäten dieser Species, 1) die orientalische, 2) die taurische, a) die weiße und b) die gelbweiße oder isabellfarbige. Auch *Vallas* über die Mongolen und in seinen Reisen erwähnt der weißen, welche aber selten und den Höfen und Priestern beigelegt seyn soll. Aus allen, was ich von ihr erfahren habe, scheint es ein Rhino oder Katerlat, d. h. ein krankes Thier zu seyn, so wie die isabellfarbige: denn sie sollen rosenrothe Augen und schüchternes fettes Haar haben. Wenn ein solches Thier stirbt, so wird das Fett seiner Höder sorgfältig aufgeschmolzen und als Arzneymittel von den Priestern aufbewahrt. Man findet in den Gräbern daffiger Gegenden Wännen und Geräthe, welche mit Abbildungen von diesem Thiere besetzt sind und verrathen, daß es auch den Völkern der Vorzeit von Werth gewesen. Die Chinesen haben eine sehr schnellfüßige Varietät, welche sie mit dem allegorischen Namen *Jang, Xos, So* oder das Kameel

mit den Höden des Windes belegen. Es wird nicht zum Lasttragen, sondern dlos zum Reiten gebraucht. So wie die Chinesen einen starken Bumberglauben auf die Heilkräfte des Leimes und der Gallert-Bomblon vom Zebra und Suagga in der Ausrüstung haben, so setzen sie einen gleichen Werth auf das Kameelfett oder Buckelöl gegen Geschwüre und Etodungen und treiben Handel damit. Diese Art von Kameelen, von welcher *Vallas* (in *Specil. Zool. Fasc. XI. p. 4. n. 2.* — in *f. Zappagali. Rossica Asiatica* Tom. I. p. 193. 197. und in f. Buche über Mongolen) sehr interessante Nachrichten gegeben und die Namen, welche ihnen von allen russischen Romadenbüchern, die sich mit ihrer Zucht beschäftigt haben, beigelegt worden sind, beizufügt hat, ist in Arabien selten, gilt da für ausländisch und wird nur von vornehmen Leuten gehalten, wie aus *Portul* und *Niedbör* berichten. Die Kameele, welche man *Brown's* (p. 448.) und *Legn's* (*hist. Harbadoes* 58) Nachrichten zufolge in Jannina und Sardados eingeführt hat, haben nicht geüben wollen und schlechte Dienste geleistet, weil man sich nicht in ihre Wartung und Pflege zu finden verstanden hat. Eine der besten Abbildungen von dieser Kameels Species hat uns *Geistler* in *Vallas's* neuester Reise durch die süblichen Provinzen des russischen Reiches geliefert. Auch eine Heldenthat der Kameele muß ich hier anführen, welche freilich sehr relativ ist, weil gewöhnlich Pferde, die nicht an den Anblick der Kameele gewöhnt sind, vor denselben erschrecken und anbrechen. *Vetro* in seinem *state of Russia.* London 1716. p. 277. erzählt sie. Bei *Pleslow*, kurz nach der Schlacht von Narva wurde die ganze schwedische Kavallerie durch die Kameele, welche die russischen Hülfskuppen der Tataren, Buren, Kalmücken etc., die im Vordereiffen gebraucht wurden, bei sich führten, in die Flucht geschlagen. Das Geschrei der Kameele konnte man besonders Abends weit und breit hören; sie gaben einen Ton von sich, wie ein wiedererdr Eiel, zwischen welchem sich ein Hundegeheul mitunter hören ließ. Die der Buren waren die kleinsten, es kostete eine 40 Rubel, sie wurden auch bisweilen gegen 10 Pferde vertauscht. Die kalmückischen und taurischen Kameele hingegen sind größer, schöner und unter Jildchen besser gezeugt und gehalten, und werden kaum gegen 20 Pferde vertauscht und nie unter hundert Rubel verkauft. In dem rauen Klima und den kalten Wohnungen der Mongolen und Buren werden die meisten weißen und weisgelblichen Kameele geboren, und in Taurien bisweilen ganz schwarze, diese sind aber unter allen die seltensten.

Außer den Spielarten, die uns *Vallas* beschreibt, erwähnt *Evermann* noch einer andern, welche in der Bucharei-eindeimlich seyn soll und dort den Namen *Lul* führt; sie hat nur einen Höder auf dem Rücken, weicht aber vom Dromedar-Kameel darin ab, daß sie eine weit längere schwarzbraune krause und gekrauselte Wölle hat, weit stärker und robuster ist, auch eine weit schwerere Last trägt, dennach ist sie nicht so gut auf langen Reisen zu gebrauchen, weil sie frühzeitig ermüdet.

Die von *Sofianus* (*Acta Acad. Nat. Curios.* XII. p. 1.) nach drei, unter Mammothzähnen, am Fuß des Altaigebirges gefundenen Zähnen aufgestellte, angeb-



sich eigene, fossile Gattung *Mericothierium* ist noch zu vier nicht von den Höckeramelelen verschieden.

B. Schaßamelele (*Auchenia* Illiger, Lama F. Cav. Geoffr. Nodum. Fischer). Diese haben lange Ohren, keinen zweiten kleineren Eckzahn hinter jedem großen, keine Hülshäute auf dem Rücken; die Schwelen fehlen, oder befinden sich nur an Brust und Kuten und sind wenig merklich. Die Beine sind ganz getrennt. Am Euter nur zwei Ziegen. Sie sind bedeutend kleiner als die Höckeramelele. Die Weibchen tragen nur 6 Monate und werfen ein Junges. Wie jene Bewohner der alten Welt und der Ebenen sind, so diese nur Bewohner der neuen und der Gebirge. Sie werden bloß in Südamerika gefunden, theils wild, theils gezähmt und als Lastthiere benutzt; doch sind sie als solche weit weniger verbreitet und weit minder wichtig als die Höckeramelele. Die Bestimmung ihrer Arten und Varietäten ist schwierig. Molina und Gmelin zählten 5 Species; mehrere neuere Schriftsteller nehmen deren 3 an; Cuvier \*) aber erklärt, daß man täglich nur 2 Arten derselben unterscheiden könne, nämlich:

1) *Camelus Glama* Lin. *Auchenia Glama* Desmarest. Das Lama oder Glama, spanisch Lama (Abbild. Schreber Äugth. 1. 306. Geoffr. et Fr. Cuvier Hist. d. Mammiferes livrai. 31 tab.) hat fast die Größe eines Hirsches, ist etwa 4 Fuß hoch, 6 Fuß lang und gegen 3 Centner schwer. Das Haar ist schlicht, an Kopf, Bauch und Hüften sehr kurz; der Schwanz kurz, ziemlich aufrecht; an der Brust ein Höcker, welcher ein gelbes Fett ausschüttet. Das Lama war das einzige Lastthier der Peruvianer, als ihr Land entdeckt ward. Man braucht es noch, zumal bei den Bergwerken von Potosi, um das Erz nach den Städten zu schaffen, doch jetzt wegen der Einführung der Maulthiere und Pferde weit weniger als ehemals. Der Gang der Lamas ist aber in den steilsten und gefährlichsten Pässen noch sicherer als der der Maulthiere. Sie tragen etwa 100 Pfund in gemessenem, langsamen Schritte täglich 3 bis 4 Meilen weit. Sie können auch Hunger und Durst lange ertragen, trinken wenig, fressen viel auf einmal; sind jährlich als Höckeramelele; versetzen langem gütlichen Gebrauch und sind nicht durch Schläge zum Ausweichen zu bewegen, wenn sie ermüdet oder überladen sind. Sie sind anmuthige, sanfte und geliebte Thiere, außer zur Brunnzeit, welche zu Ende des Sommers fällt, wo die Männchen fast wüthend werden. Wenn sie böse sind und gereizt werden, werfen sie Speichel wol 10 Fuß weit ihrem Veleidigen entgegen. Ihre Stimme ändert dem Gewichte der Pferde. Die zahmen Lamas sind von verschiedener Farbe, gewöhnlich braun, rothbraun oder zimtbraun, öfters weißgestreift, auch ganz grauweiß. Eine auch gezähmte, kleinere Rasse mit sehr langen hängenden Haaren am Kumpfe ist das Alpaca (*Camelus Pacos* Erxleben, *Auchenia Paca* Desmarest abgebildet in Geoffr. et Cuvier Hist. d. Mammif. livr. 33.) Das wilde Lama lebt auf den Anden Peru's herdenweise, an den Grenzen der Schneeregion. Es ist etwas größer, schlanker als das zahme und immer von brauner Farbe.

Dies ist auch das Guaguo der Reisbeschreiber, *Camelus guanaco* Gmel.

2) *Camelus Vicuña* L. *Auchenia Vicuña* Desmarest, die *Vigogae* (Abbild. Buff. Suppl. VI. XXVIII. Schreber Äugth. 1. 307.). Hat nur die Größe unserer Ziegen und sehr zartes meist labellwärtsiges, an den untern Theilen weißes, wellartiges Haar und lebt wol in zahlreichen Herden auf Schneeregionen der Anden, besonders Chile, zumal in den Provinzen Coquimbo und Copiapo. Sie ist sehr scheu, mühsam zu jagen und schwer zu fähnen und dauert nicht gut in den Thälern. Ihr feltes Haar wird zu den schönsten Tüchern verarbeitet. In ihrem Magen bilden sich Bezoare.

Das sogenannte Pferd mit gespaltenen Hufen, *Equus bisculus* des Molina, ist vielleicht nichts anders als eine Art der Schaßamelele. (Tilgusius.)

CAMPANULARIA Lamarckii. (Animans sans vertèbres, tom. 2. pag. 113. no. 2.) Campanulaire grimpante ist die scutellaria unilora und volubilis des Ellis (Solander tab. 4. lig. e f e f.) und Pallas (Elench. Zooph. p. 12. no. 70.) keine mikroskopische Scytopolpu, welche aus den Tangarten kriechen, und deren fels- oder glockenförmige, häutige oder hornartige Schüssel auf fadenförmigen gewundenen Stielen oder Nöbdrhen stehen, und parasitisch sich an den Tangen herumwinden; die sehr lebhaften Nöbdrhen oder Saugwarzen dieser Thierchen sind mit 10 bis 12 strahlenförmigen Fühlhäden umgeben, und suchen sich bei der geringsten Erschütterung des Wassers in ihre glockenförmigen, am obern Rande gezähnten Füllchen zurück. Aus den auf den Tangen fort kriechenden gewundenen Nöbdrhen erheben sich festhängende orale Bläschen, oder meistens quer gerundete Eierbehälter oder Fortpflanzungsorgane. Linné rous hat diese mikroskopischen Pflanzenthiere, welche als durchsichtige, weiße, gewundene Nöbdrhen, oder verästelte Fäden, welche gleichsam wie Wäse oder Schimmel schwarzend die Scytopflanzen überziehen, und die sich häufig auf japanischen, samischadischen und brasilianischen Fucis gefunden habe, und die nach Linné unter die kriechenden Scutellarien gerechnet werden, *Clytia* genannt, und ihnen unter diesem Namen ein neues Genus eingeräumt: es gehört dahin *Clytia volubilis*, *verticillata olivacea* und *ramosa*. S. Exposition méthodique des genres des Polypiers (Zoophytes d'Ellis et Solander) par Lamarck. Paris 1821. p. 13. tab. 4. fig. e f e f. Die beste Abbildung und Unterscheidung der mit ihr verwandten Arten findet man in Philosoph. Transaction. Vol. LVII. p. 436. Tab. XIX. fig. 9. a., und in Ellis Naturgeschichte der Corallinen, Tab. XIV. In dem ersten Werke ist sie mit der *Zoantha australis* oder *Actinia sociata* verglichen, weil die unilora auch wie jene immer nur ein einziges Nöbdrhen, oder nur eine mit strahligen Tentakeln umgebene Saugwarze aus der reichlichen Nöbdrhen hervorsteht. (Tilgusius.)

CAMPIDANO MAGGIORE, Weist der Provinz Arborea auf der Insel Sardinien, enthält 8860 Fium., auf 140 Ital. Quadratmeilen. Unter seinen 12 Ortschaften

4) Règne animal sec. edit. 1. p. 258.

5) S. Lückhart de equo bisculo Molinae. Götting. 1816.

ist das Dorf Cobrad mit 8000 Einwohnern wegen der Größe und Schönheit seiner Weintrauben berühmt. (Nach Dymant. Neue allg. geogr. u. stat. Ephem. 33. Bd. S. 269.)

Campidano Milis f. Milis.

Campoplex f. Ophiion.

**CANCIONERO**, ist der spanische Name für jede Sammlung von Volksliedern und irdischen Gedichten überhaupt, welche im allgemeinen Canciones heißen. Im 11ten, vorzüglich aber im 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts sind die meisten dieser geistlichen, moralischen, erotischen, scherzhaften, großentheils aber auch historisch-romantischen Gesänge entstanden, woran die Spanier so unendlich reich sind. Von sehr vielen, besonders den historischen oder Romanzen, sind die Dichter unbekant geblieben, und sie mögen lange von Mund zu Mund gegangen seyn, und große Veränderungen in den Worten und in der Sprache überhaupt erfahren haben, ehe man aus den Gedichten kam, Sammlungen davon zu veranstalten. Die älteste Sammlung dieser Art, die man kennt, ist die, welche Juan Alfonso de Baena, unter Juan II. (1484—95) anlegte. Sie führt den Titel: Cancionero de poetas antiguos, ist aber noch Manuscript in der Bibliothek des Escorial. Nach ihm unternahm Fernando del Castillo eine große Sammlung alter Gedichte, welche unter dem Namen: Cancionero general bekannt und oft gedruckt worden ist. Die älteste Ausgabe ist wahrscheinlich vom Jahr 1510, wovon aber jetzt vielleicht kein Exemplar mehr vorhanden ist. Als die zweite kündigt sich die von 1514 fol. an, welche in Valencia, von Jorge Castillo gedruckt, erschien; die pariser Bibliothek besitzt sie. Von späteren Ausgaben kennt man: Toledo 1517. fol., 1526 ohne Druckort, es ist vermuthlich die, welche sich auf der Bibliothek in Göttingen befindet; Sevilla 1535; Ebd., 1540; Anvers 1557. 8., u. Ebd. 1573. 8. Jede dieser Ausgaben weicht von der andern in Zahl und Anordnung der Gedichte und in Lesarten derselben ab, und obwohl die neuern Absichte manche Lieder hinzugefügt haben, so fehlen ihnen dagegen auch wieder andere, welche in den älteren Ausgaben stehen. Viers auf sechsen die geistlichen Gedichte: himnas sacras, oder Obras de devocion; dann folgen die Werke der einzelnen Dichter, deren Zahl schon in den ältesten Ausgaben an 136 beträgt, und zuletzt kommen Gedichte theils von denselben, theils von andern genannten und ungenannten Verfassern. Nur wenige unter diesen Gedichten sind historisch oder Romanzen, welche zu eignen Sammlungen Veranlassung gegeben haben. Außer dem Cancionero general gibt es noch viele Sammlungen ähnlicher Art unter verschiedenen Titeln. Die bekanntesten sind: Melos de Nancorades, Valencia 1565, von Alfons Isquierdo besorgt, es ist aber nur der erste Theil erschienen; Florista de varia poesia, por D. Diego Ramirez Pagan, Valencia 1592. 8.; Jardin de Amalores, herausgegeben von Lorenzo de Alcala, Valencia 1583; und eine aus derselben Sammlung: Primera parte del Jardin de Amalores, por Julian de la Puente, Zaragoza 1611. 12.; Tesoro de divina poesia, por Estevan de Villalobos, Toledo 1587. 8.; El cancionero general de la doctrina christiana,

por Juan Lopez de Ubeda, Alcalá 1579 u. 1586. 8.; Primera parte de las flores de poetas ilustres de España, por Pedro de Espinosa, Valladolid 1605. 4.; Poesias varias de grandes ingenios Espanoles, por Josef Alfay, Zaragoza 1654. 4. — Später, erst gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, fing man an, die historisch-romantischen Gesänge, wovon sich im Cancionero nur wenige finden, besonders zu sammeln; diese, unter dem Namen Romanzen bekannt Gedichte, mögen zum Theil von hohem Alter seyn und Jahrhunderte lang im Munde des Volkes gelebt haben, ehe man sie aufgeschrieben. Sie umfassen die ganze ältere Geschichte Spaniens, beginnen mit dem Untergange des westgothischen Reiches unter Rodrigo, beenden dann die alten Heidenfagen von Karl dem Großen und seinen Paladinen, viele merkwürdige Begebenheiten der spanischen Geschichte, vorzüglich das Leben des größten Nationalhelden, des Edo, und enden endlich bis auf die letzten Kämpfe mit den Mauren von Granada. Die Romanzen dieser letzten Gattung machen einen vorzüglichsten Bestandtheil der romanhaften Geschichte des Hines Perez de Hita, Historia de las guerras civiles de Granada, aus, welche oft, auch in Deutschland, gedruckt worden. Die älteste Sammlung von Romanzen ist enthalten in dem Cancionero de Romances, welche nur wenige erotische Romanzen, dagegen die meisten jener alten historischen Gedichte enthält. Es sind davon folgende Ausgaben bekannt. Cancionero de Romances en que estan recopilados la mayor parte de los romances castellanos. Nuevamente corregido y añadido en muchas partes. Anvers 1553. 8. die frühere hier vorausgesetzte Ausgabe ist unbekant; dann wieder zu Antwerpen 1573 Lisboa 1581; Barcelona 1587 u. 1628, und dieselbe noch öfter. Die historischen Romanzen allein, ohne alle fremde Beimischung, gibt das Romanero historiado von Lucas Rodriguez, Alcalá 1579; ferner: Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la cronica de España. Anvers 1566, und Silva de varios romances, Barcelona 1611 und öfter. Die Romanzen vom Edo, die frühesten von allen, sind in mehreren Sammlungen besonders vorhanden, so in: Historia del muy noble y valeroso cavallero, el Cid Ruy Diaz de Bivar, en romances, recopilados por Juan de Escobar. Lisboa 1615. 12.; und in einer Madrider Ausgabe ohne Jahr, so wie in: Tesoro escondido de los mas famosos romances asi antiguos como modernos del Cid. Barcelona 1626. 12. — Bei weitem seltener, als alles bisher genannte, ist der Romanero general, wovon man überhaupt nur zwei Ausgaben kennt, die eine von Miguel de Baezgal, Madrid 1604, 2 Vol. 4.; die andere von Pedro de Flores, Madrid 1614. 4., herausgegeben. Eine dritte, welche Bouetier unter dem Titel: Romanero general en que se comienen todos los romances que ardan impresos, aora nuevamente añadido y emendado, Madrid 1604. 4., anführt, ist wahrscheinlich nur eine Verwechslung mit der Ausgabe des Flores von 1614, wenigstens kennen de Baezgal und Diez nur die beiden ersten. Diese Sammlungen enthalten über 1000 Romanzen, vorzüglich maurische und erotische; dagegen fehlen fast alle historische und Ritter-

romanzen; nirgend sind die Verfasser angegeben, und die Gedichte sind ohne alle Ordnung durcheinander gemorren. Bei der großen Seltenheit der meisten dieser Sammlungen ist es erfreulich, daß in neuerer Zeit sowohl in Spanien selbst, als auch in Deutschland mehrere Sammlungen von Romanzen und lyrischen Gedichten der Spanier überhaupt veranstaltet worden sind. Dahin gehören einige Theile des *Parnaso español* von Josef Lopez, 1768, 81 Vol. 8.; die *Coleccion* des Don Ramon Fernandez, Madrid 1797, 20 Vol. 8., und die *Poesias selectas* von Don M. J. Quintana. In Deutschland sind erschienen: *Silva de romances viejos*, publicada por Jacopo Grimm, Vienna 1815, 8.; sie enthält vorzüglich historische Ritterromane; *Samlung der besten alten spanischen historischen, Ritters und Mannischen Romanzen* von Ch. D. Depping. Alsenburg u. Leipzig 1817, 8., mit einer lehrreichen Einleitung und Anmerkungen; *Floresta de rimas antiguas castellanas*, ordenada por Don Juan Nicolas Bohl de Kaber, Hamburgo 1821, 3 Vol. 8.; jeder Band ist eingetheilt in *Rimas sacras doctrinales, amorosas und festivas*. Diese Sammlung, welche die historischen Rittersromane ganz ausschließt, enthält dafür einen reichen Schatz an Liedern aller Art, worunter auch viele bisher noch ungedruckte.

Auch die portugiesische Literatur ist reich an Liedern und Gesängen, nur fehlen ihr fast ganz die historischen und Ritterromane; vielleicht auch deshalb, weil Portugal seine Kämpfe mit den Mauren viel früher beendigt, als Spanien, und seine Thätigkeit mehr auf Ceresarten und Entdeckungen gelenkt hat. Auch in Portugal standen im 15ten Jahrhundert mehrere Sammlungen von Liedern, welche aber Manuscript geblieben sind; das sind die *Cançioneiros* genaue. Die älteste gedruckte Sammlung ist die von Garcia de Resende, Lisboa 1516, fol., die selbst noch größer ist, als das spanische *Cançionero general*. — Die Italiener besitzen keine solche Sammlungen, wie denn auch überhaupt die volkreichste Poesie der Lieder und Romanzen ihnen gänzlich fehlt. Das Wort *Canzoniere* wird daher in Italien nur jurellien als *Collectivum* für die sämtlichen lyrischen Gedichte eines Autors, besonders wenn vom Petrarcha die Rede ist, gebraucht; doch ist der Ausdruck kleine dafür bei weitem gebräuchlicher. (Blanc.)

CANDA, eine neue von Lamouroux gestiftete Vögelgattung aus der dritten Ordnung der Cellarien (*Serularia* Lin.), von der bis jetzt nur eine Species, *Canda arachnoidea*, aus Neuholland, durch Piren und Lesueur bekannt geworden ist, welche sie nach einem Mädchen aus der Küste von Timor, die in ihrer Reifebeschreibung vorkommt, und dort abgebildet ist, *Can da* genannt. Es ist eine weidenförmig verzweigte, fleische *Cellularia*, deren Äste durch querlaufende Seitenästen mit einander vereinigt sind. Die Zellen stehen wechselseitig, sind oben abgestumpft, und öffnen sich nur an der vordern Fläche; an der hintern ist alles geschlossen, und nichts als eine der Länge nach verlaufende Furche, die absteigenden Pinnulae der Zellenfächer und der gestaltähnliche Wuchs zu bemerken. Die querlaufenden, wie Spinnenfäden erscheinenden Fasern haben Gelegenheit gegeben, sie mit dem specuellen

Nägeln. Encyclop. d. W. u. z. XXI.

Beinamen *arachnoidea* zu bezeichnen; sie ist in *Lamoureux polypterus flexibles*, p. 132, no. 241, pl. 2, fig. 6, a B C D, und in dessen franz. Ausgabe vom *Elis Solans* derselbe Wert, S. 5, Taf. 64, Fig. 19—22, beschrieben und abgebildet.

(Tilseus.)

CANDIT (*Mineralogie*) nennt Bourmon ein Bosfil, das in dicken Massen mit seltener Absonderung, muthigem glänzendem Bruche, von schwarzer Farbe, jedoch in dünnen Splittern blau oder grünlich durchscheinend bei Candop aus Euphon vorkommt. Seine Eigenschaften beträgt 3,617, seine Härte kommt ziemlich mit der des Topases überein. Durch Reibung erhöht es seine elektrische Kraft und vor dem Löthrohre ist es unschmelzbar. Nach Smelin besteht es aus 57,20 Thonerde, 18,20 Talkerde, 20,514 Eisenoxydul, 3,254 Kieselerde und Spuren von Mangan. Es scheint vom Eisenspinell kaum wesentlich verschieden zu seyn. (Germar.)

CANIZARES, D. Joseph de, spanischer Lustspiel dichter, der zu Ende des 17. und Anfangs des 18. Jahrh. am Hofe zu Madrid lebte, zeichnete sich vornehmlich in den comedias de figurones aus, worin Grobheiten sich durch Schaulustigkeit geltend machen. Die Franzosen rühmen die Regelmäßigkeit seiner Stücke, die ihren Reiz aber mehr ihrer Karikaturzeichnung und ihrem dramatischen Leben verdanken. Er schrieb sehr viele Stücke, von denen man den größeren Theil in dem Katalog von 4403 Lustspielen, welchen die Erben von Francois Moliere 1755 zu Madrid herausgaben, angeführt findet. Jetzt halten sich davon nur noch sein *Musico por el amor* und sein *Domine Lucas*, den man als Lanzhanters Student treffend charakterisirt hat. (H.)

CANSTEIN, eine aus 5 Dörfern bestehende Herrschaft im Amte Nordberg, Herzogthums Westphalen, mit einer Pfarrkirche zu Heddinghausen und einem eigenen Gerichte zu Canstein. Die ganze Herrschaft zählte 162 Häuser und 1243 Einwohner; sie hat mehrere Papiermüllern, Eisenhämmer, eine Ziegelhütte, einen bedeutenden Wald und bei Drentosen auch Kupfer-Erz. Ober dem Dorfe Canstein liegt das Schloß gleiches Namens, an einen großen Felsengel, einen *Edel* oder *Kant*-Stein gelehnt, auf dem früher auch ein Felsstuhl des westphälischen Herzogthums stand. Es war Eigenthum der Familie Kade, welche sich nach verschiedenen Besitzungen, i. B. von Beverheim, v. Kegelnderg und hiez von Canstein (s. d. vor. Art.), aber immer das gemeinfame Stammeswappen, einen Raben, beibehielt. Sie nahm das Schloß 1320 von Kurköln zu Lehn und besaß es ausschließlich, bis 1558 die Hälfte davon, durch Heirat, an die jetzt gräfliche Familie Spiegel zum Dusenberg kam, welche nachher die ganze Herrschaft an sich gebracht hat.

(Joh. Suibert Seibert.)

CANSTEIN, Raban Freiherr von, geb. zu Canstein (s. d. vor. Art.) im Herzogthum Westphalen den 19. Aug. 1617, studirte zu Bittenberg die Rechte, machte nachher Reisen durch Holland, England, Frankreich, Schweden und Deutschland, lernte bei dieser Gelegenheit

\*) In einer alten Handschrift heißt es: „N. Kade von Canstein, N. sine Tron, N. N. N. N., alle Räuber, etc. etc.“

die verwittwete Herzogin von Braunschweig, Anna Sophia von Brandenburg kennen und wurde, die ihn erst als Rath, nachher als Obermarschall angestellt. Sie empfahl ihn dem Kurfürsten von Brandenburg, der ihn 1650 zum Hauptmann von Hornburg, 1652 zum Geheimenrath und 1653 zum Kammerpräsidenten ernannte. Im J. 1659 übertrug ihm derselbe die Hauptdirection des Kammerwesens in allen seinen Landen, ernannte ihn gleichfalls zum Obermarschall und ferner zum Hauptmann von Zehdenitz und Nebenwalde, so wie zum Landeshauptmann von Preusslau und Stordau. Nach vielfachen öffentlichen Staatsgeschäften, von denen wir hier nur seiner Gesandtschaft zur Wahl Kaiser Leopolds, wodurch er seinem Gesalbten den Freireichthum Titul erwarb, gedenken wollen, legte er 1669 die Oberhofmarschallstelle und nachdem er hieauf auch den Wechsel des Glücks in mancher Widrigkeit erfahren, nicht gar lange vor seinem Tode die übrigen Stellen nieder, um endlich im Alter die Ruhe angestrichen zu genießen, die er durch so mannigfaltige Auszeichnungen und Vorränge im bürgerlichen Leben vergesond zu besitzigen gesucht hatte. Er starb zu Berlin am 22. März 1680. Nicht blos die Liebe seines Fürsten, welche die gedachten vielfachen Anstellungen beurfunden, sondern auch das Vertrauen des Volks, daß dieser Mann in einem hohen Grade, so daß man von ihm wol rühmen darf, sein Verdienst so durch seine Anerkennung übertraffen worden. Er war nicht blos ein vortrefflich gebildeter, erfahrungreicher Staats- und Geschäftsmann, sondern, was in solchen Verhältnissen viel seltener ist, auch ein wahrhaft frommer, rein moralischer Mensch. In beider Hinsicht war sein praktischer Sinn durch nicht gemeine Studien gebildet. Geschichte, Philosophie, Sprachkunde, Jurisprudenz und Theologie hatten an ihm einen nicht gemeinen Verehrer, welches nicht blos seine vielen, in den preussischen Archiven niedergelegten, sehr gelungnen Vorlesungsführungen, sondern auch seine übrigen zahlreichen Schriften bezeugen. Letztere sind zwar, so viel bekannt, selten gedruckt, aber deswegen von Zeitgenossen nicht weniger gerühmt, und besitzen 1) in neuen Übersetzungen berühmter, hauptsächlich theologischer Werke, aus fremden Sprachen, 2) in vielen eignen Abhandlungen, theologischen und rechtlichen Inhalts. Seine Eddne waren: Karl Hildebrand, Freiherr von Canstein (f. Zhl. XV. S. 102) und Philipp Ludwig, welcher am 11. Juli 1708 bei Badenau als königl. preuß. Obrist der Genéralen blieb.

(Joh. Suibert Seibertz.)

CANTECROY, Cantecrode, altes Schloß, 1½ Stunden von Antwerpen, bei Moersel, in der vormals gen brabantischen Weiteren Oben gelegen, übertrug Walther Wolcoert, Donnerstag vor Jahr 1295, samt den dazu gehörigen Gütern in der Pfarrei Moersel, dem Herzog Johann II. von Brabant, der solches im folgenden Jahre, 1296, an Wilhelm, Herrn von Berchem und Raes, aus dem Hause der Verhouthen von Grimbergen, welcher, Johann von Raes, Johanns Sohn, und

Cosinus Esfel, wird den 16. September 1449 mit der Burg Cantecrode, und den dazu gehörigen Dörfern Moersel und Coghem belehnt. Johanna von Raes, Johanns (f. 1503) Tochter zweiter Ehe, Frau aus Houtain-lez-dal, verheiratete die Herrschaft 1547 an Heinrich von Pontallier, aus Jülich, von dessen Töchtern, Claudina, Rosa und Beatriz, folgte, abermals durch Kauf, an Nicolaus Perrenot, Herrn von Granvelle, übertrug (28. Mai 1549). Der Cardinal von Granvelle, des Nicolaus ältester Sohn, der auch die brachbarten Güter, Moersel, Douhaunt und Hebe, als eine Pfandschaft, und der Abtei Lobbes Probstei Contighe erblich erwarb, übertrug diesen ganzen Gütercomplex seinem Bruder Thomas, zu dessen Gunsten Philipp II. Cantecroy, im Juli 1570, zu einer Grafschaft erhob. Des Thomas Sohn, Franz, Graf von Cantecroy, starb zu Prag im J. 1607 ohne rechtmäßige Nachkommenchaft, nachdem er seiner Schwägerin Petronella Sohn, Franz Thomas von Dörselt, zum Erben eingesetzt, doch so, daß dieser der Perrenot-Granvelle Namen und Wapen annehmen mußte. Franz Thomas verkaufte das Schloß Cantecroy, die Dörfer Moersel, Edehem und Lurphagen, den 5. Mai 1616, an Johann Raes, bezieht sich jedoch ausdrücklich auf die eines Grafen von Cantecroy besor. Am 3. December 1620 wurde er, ohne Zweifel, aus Rücksicht auf seine Verbindung mit Caroline von Österreich, Markgräfin des H. R. N., einer natürlichen, am 1. März 1607 legitimirten Tochter Kaiser Rudolfs II., in des H. R. N. Hintersatz erboben. Er starb den 5. Januar 1629. Sein einziger Sohn, Eugen Kropold, Graf von Cantecroy, Fürst des H. R. N., gewöhnlich der Fürst von Cantecroy genannt, starb, der letzte Mann seines Hauses, im Februar 1637; seine junge Witwe, die Prinzessin von Cantecroy, Beatriz von Lusance, geb. 1614, verm. 1635, hatte der Herzog von Lothringen, Karl IV., schon früher, 1634, in Besaucon kennen gelernt, und ihr schon damals von Heirath gesprochen, obgleich er seit 1621 mit der Herzogin Nicole, Tochter Heinrichs II., und der eigentlichen Erbschaftsbesitzerin von Lothringen, vermählt war. Damals hatte die Prinzessin von Pfalzburg das tolle Werk hintertrieben, und das Fräulein von Lusance heirathete den Prinzen von Cantecroy. Jetzt, nach des Prinzen Tode, erneuerte Karl IV. seine Werbung, und die Witwe wurde ihm, April 1637, in herkömmlicher Form angetraut, nachdem einige Postulanten erklärt, sie hätten Karl IV. Heirath mit der Herzogin Nicole für ungültig. Trotz aller Bemühung in Rom konnte der Herzog indessen niemals die Befestigung seiner zweiten Verbindung, über welche in Vöhringen und Frankreich zahllose Schriften erschienen, erwirken. Als er 1641, nach langem Umherirren in Teufelskand, in Gesellschaft der Beatriz, Marggräbe bei Nancy, besuchte, strömte das Volk, hoch erfreut, nach schmerzlicher Trennung der geliebten Herrscher wieder zu sehen, schaarenweise herbei; bei dieser Seltsamkeit sollen einige Mütterchen im Tummel der Entzückung, geschrien haben: Gott erhalte den Herzog, seine zwei Weiber und sein Kind. Die Herzogin Nicole starb den 18. Februar 1657; längst schon war der Herzog Lebenskraft für die Prinzessin von Cantecroy erloschen, ihre

\*) Vergl. Joh. Suibert Seibertz, vollständiges Verzeichniss der neuesten Geschichte, Bd. 1. S. 108. Bd. 2. S. 270.

Stelle in seinem Herzen nach Maria Isabella von Lubre, Stiftsdame zu Pouttau, weil, Sie sollte dem Herzog den Verlust der einen Gemahlin ersetzen, und er ließ den Pfarrer von Richardeville nach Mirecourt kommen, um sich Angesichts seiner, mit der von Lubre zu verloben (1663). Die Prinzessin Beatrix elkte herbei, Eiuspruch zu thun, sie wurde aber zu Mattincourt, 4 Stunde vor Mirecourt, zurückgewiesen; mit gebrochenem Herzen kehrte sie nach Besancon zurück, und eine lebensgefährliche Krankheit war der Reize einzige Frucht. Der Herzog, hiedurch erweicht, vielleicht auch nur um der Kinder willen (Beatrix war die einzige seiner drei Frauen, welche ihm Kinder gegeben, nämlich den Prinzen von Baugesmont, und die Prinzessin Anna), schickte seinen Günstling Disaucourt, mit Vollmachten, nach Besancon, um sich die Prinzessin von Cantecrooy nochmals, par procureur, antzauen zu lassen (20. Mai 1663). Erstene Verbindung der 6. Sacramente, sagte Beatrix zu ihrem Aste, Ehe und letzte Ölung. Wirklich starb sie 16 Tage später, den 5. Juni 1663, und der Herzog heirathete nun nicht die feierlich verlobte Braut, das Fräulein von Lubre, sondern ein 13-jähriges Kind, Marie Louise von Arcmont.

Jobann Maes besaß die Herrschaft Cantecrooy nicht gar lange, sie wurde gerichtlich verkauft, und den 23. April 1627 von Philipp Gobines (Gubenus) erstanden; von dessen Erbin Sibylla von den Berge kaufte solche, 16. November 1652, Karl von Biennes, Baron von Enne. Diese Familie hat Cantecrooy bis auf die neuesten Zeiten beßsen.

(v. Stramberg.)

CANTELM, neapolitanisches Haus, welches den jüngsten Sohn Duncans I., König von Schottland, als seinen Ahnherrn betrachtet. Dieser, Eberhard, und, wegen seiner ungewöhnlichen Geistesgaben Canclum (Guiscard, Schlaupopf) genant, soll, so erzählt der Prosopace, Elias de Baroli, um die Mitte des 12. Jahrh. und eine Urkunde König Karls II. von Großbritannien, vom 1. Januar 1683, dem Mörder Maderby zu entfliehen, sich nach der Normandie, deren Herzog sein naher Anverwandter war, begeben, den ersten Krenzug mitgesmacht, und sich endlich in der Provence häuslich niedergelassen haben. Sein Sohn, nach dem väterlichen Beinamen, Cantelmus genant, besaß Luc, unweit Draguignan, und Trillo, sein Enkel Rossaing. Gem. Phanetta von Bour, gebrauchte wies den Namen Cantelmus als einen Geschlechtsnamen. Rossaings Enkel, Jakob, einer der Begleiter Karls von Anjou auf dem Zuge nach Apulien, erhielt als Belohnung seiner Thaten in der Schlacht bei Benevento, die Stadt Popoli in dem biesseitigen Abruzzo. Er besuchte auch in der Eigenschaft eines sicilischen Gesandten den Hof Kaiser Rudolfs. Sein Sohn, Rossaing II. wurde, nach Karls von Anjou Tode, von dem Papste, dem er wider die Colonna's gebietet, zum Senator von Rom und Grafen der Campagna ernant, und starb als Großhauptmann der Stadt Neapel 1310. Diefes Sohn, Jakob II., der mit Philippa de Reale die Stadt Bovino in Capitanata, Balasoli, Cerri u. s. w. erberbathete, war 1295 Justitiarius und General-Capitain des biesseitigen Abruzzo, und verheirathete 1312—1313, als des Königs Robert Viarius, die Stadt For-

renz gegen Kaiser Heinrich VII., der sich am Ende gendschloß, die Belagerung aufzuheben. Jakobs II. ältester Sohn, Johann, wurde in den Grafenstand, seine Baronie Bovino zu einer Grafschaft erhoben; Jakobs II. Urenkel, Rossaing IV., Berengar und Jakob, fielen bei König Karl III., nachdem sie sich dessen Feinden zugesellt, in Ungnade, erhielten jedoch Verzeihung, und dem Berengar wurde zugleich das Amt eines Großkammerers, und die Grafschaft Arce unweit Sorra, dem Jakob aber die Grafschaft Diveto in Basilicata verliehen. Rossaings IV. ältester Sohn, Jakob, erbte von dem Oheim Diveto, und wurde von König Ladislaus, dem er in allen seinen Kriegen getreulich beigeblieben, zum Grafen von Popoli ernant. Diefes jüngerer Sohn, Anton, Ster Graf von Popoli, erbte von seinen Vetter die Grafschaft Arce, und hinterließ solche in seinem letzten Willen, samt Diveto, seinem ältern Sohne, Nicolaus, während der jüngere, Dnaphrius, der Ahnerr der Linie von Pettorano (siehe unten), Popoli haben sollte. Nicolaus machte sich aber die gesamte Erbschaft an, und ergriff, sich des Raubes zu verschämen, die Partei des Königs von Aragonien; seine Dienste belohnte Alfons mit dem Herzogthum Sorra, welches ihm der König von dem Wagen herunter, auf dem er seinen triumphirenden Einzug in die Stadt Neapel hielt, verlieh. Wie Nicolaus seinem Bruder gethan, so that sein Erbknecht, Peter Johann Paul, 2ter Herzog von Sorra und 1ter von Diveto, dem seinigen, indem er sich der von dem Vater diesem zugesachten Grafschaft Popoli mit Gewalt bemächtigte. Alle Befehle des Königs vermachten nicht, ihn zur Weberserkattung zu bewegen, ihrer gänzlich entboden zu seyn, trat er der großen Verschönerung des Herzogs von Ceffa, des Marino Marsan, bei. Das Unternehmen nahm jedoch ein trauriges Ende, und der Herzog von Sorra mußte seine Tage als ein Verbannter in Ferrara beschließen. Seinen Söhnen, denen so viel geliebt war, daß sie in Mantua ein Kloster, und den anstehenden Palast Cantelmo erbauden konnten, gab Kantrich Zug nach Neapel, dem sie sich angeschlossen, für einen Augenblick die Hoffnung, das confiscirte väterliche Eigenthum wieder zu gewinnen; sie verschwanden indeffen gar bald, und mit ihr diese ganze Linie des Hauses Cantelmi. — Johann, des 2ten Herzogs von Sorra Bruder, erhielt nach dessen Tode die Grafschaft Popoli als sein Eigenthum, welchem der König auch den 29. November 1461 Diveto hinuzufügte, zurück. Sein Sohn Rossaing, 2ter Graf von Popoli, ein verführter Krieger, wurde 1514 durch seinen Hauscapellan ermordet, sein Enkel, Johann Joseph, 1ter Herzog von Popoli, Graf von Ortona in Abruzzo, erbielt, nachdem er alle seine Kinder überlebt, von Karl V. die Erlaubniß, über seine Leben zu verfügen; er gab sie seinem Vetter Julius Cäsar Cantelmi, Herrn von Pettorano und starb 1660. Sechs Jahre später, 1666, wurde sein Hahengedicht, la Psiche, gedruckt.

Dnaphrius, Cantelmi, des ersten Herzogs von Sorra Bruder, zu schwach, diesem die Grafschaft Popoli zu ererben, ließ sich endlich mit Mifidena, in dem biesseitigen Abruzzo, abfinden, erbte auch von seiner Mutter, einer Marano von Camerino, Pettorano und Valle Sola

cura, beide südlich von Sulmona, in dem dießseitigen Abruzzo gelegen. Sein Vorfahr, Julius Cäsar, erbt nach des Hergogs Johann Joseph Tode, Popoli, und hinterließ solches, da er selbst kinderlos war, seinem Bruder Detavio, dem Vater des Fabritius und Großvater des Joseph und Andreas. Joseph wurde 8ter Hergog von Popoli, Herr von Pettorano und Valle Soscara. Andreas, geb. zu Pettorano den 2. August 1598, war dem geistlichen Stande bestimt, eine unüberwindliche, von seinen Angehörigen lange bekämpfte Weigung, trieb ihn aber, sein Glück im Kriege zu versuchen. Seinen ersten Feldzug machte er in dem Veltlinischen Kriege. Sodann diente er dem Kaiser in Teutschland und gegen Weiblen Sador, so wie in der zweimaligen Belagerung von Casale, vor Riva della Paglia und vor Ponte Stura. Als Maestro di Campo führte er 1631 ein Regiment Neapolitaner nach den Niederlanden, und im folgenden Jahre nach Teutschland, wo er bei der Einnahme von Speyer und dem Entsatze von Frankfurt gebrauchet wurde. Im J. 1634 vertheidigte er Erevenswerth, und das von ihm dasebst angelegte Fort Cantelmi gegen wiederholte Angriffe der Holländer; dafür, für die Befestigung von Kerpen, und die Beschüßung der eldevischen Lande, hatte die Infantin, Regentin der Niederlande, ihm ein Gehalt von 20,000 Thalern zugesagt, er schlug solches aber großmüthig aus. Im J. 1635 vertheidigte er die Ehrenfeste acht Monate lang gegen den Prinzen Friedrich Heinrich und die Hauptmacht der Holländer. Unmittelbar darauf nöthigte er die vereinigten Franzosen und Holländer, die Belagerung von Wöven auf eine schimpfliche Weise aufzuheben. Im J. 1637 wurde er zum Gouverneur der Provinz Lufenburg, welche er aus dessen vorher dem Marschall von Châtillon und 12,000 Franzosen abgewinnen mußte, ernant. Seine letzte und glänzendste That auf dieser Seite war die Einnahme von Jopp. Im folgenden Jahre, 1638, stand er den Holländern gegenüber, welche sich der Feste Calloo und Verredbroek auf dem westlichen Ufer der Scheide bemächtigten und nur eine Stunde von Antwerpen eine belohnende unüberwindliche Stellung inne hatten. Alle Generale hielten sie darin für unangreifbar, nur Cantelmi nicht, und er wollte seine Meinung so einleuchtend zu machen, daß der Cardinal Infant ihm endlich erlaubte, einen Anlauf zu wagen. Er war so wohl berechnet und so kräftig ausgeführt, daß die Holländer, nachdem sie auch ihren sämtlichen Heilverschanzungen vertrieben worden, und nur an Gefangenen 2000 Mann zurücklassen, in der darauf folgenden Nacht Calloo in aller Eile räumten. Im J. 1640 besetzte er das Amt eines Maestro di Campo generale; im folgenden Jahre war er, vermöge der Bestimmungen der königlichen Disposition vom 19. Juli 1641 Mitglied der Junta, welcher, nach des Cardinal Infanten Tode, die Regierung der Niederlande interimistisch übertragen worden. Im J. 1643 that er, als Maestro di campo generale der Provinz Flandern, während Hatz court vor St. Omer lag, einen Einfall in die Picardie; auch war er gegen den Prinzen von Oranien nicht unglücklich. Im folgenden Jahre wurde er nach Spanien berufen, von dem Könige auf das gnädigste empfangen, und

statt des Don Philipp de Silva zum Vizekönig nach General-Capitain von Catalonien ernant. Sofort nöthigte er den Marschall von La Morthe, die Belagerung von Saragosa aufzuheben, er eroberte Balaguer nach vier tägiger Belagerung mit Sturm, er machte dem Grafen von Hatz court den Übergang des Segreflusses mit nur 5000 Mann elender Infanterie geraume Zeit streng, und wie Hatz court endlich erzwungen, was beinahe jederzeit erzwungen werden muß, vertheidigte er Balaguer vier Monate lang gegen das treffliche, trefflich angeführte französische Heer. Zuletzt, nachdem alle Mittel der Gegenwehr erschöpft, führte Cantelmi sein kleines Häuflein durch die feindlichen Linien, und durch einen der künstlichsten, aber beschwerlichsten Märsche, in Sicherheit. Diese Anstrengungen, der Kummer über den gänzlichen Mangel an allen Kriegsbedürfnissen, an Soldaten, Waffen und Geld, verkürzten jedoch seine Gesundheit, es befiel ihn ein schleichendes Fieber, und er starb zu Alcuieres, unweit der Hauptstadt von Aragonien, den 8. November 1645; seine irdischen Reste wurden zu Saragosa in der Domkirche beigesetzt; sein Leben hat Leonardo de Copua beschrieben. Cantelmi war auch selbst Schriftsteller, seine kriegerischen Handchriften kamen an den Prinzen von Asturien, und werden vielleicht noch zu Madrid in der königlichen Bibliothek verwahrt.

Des Andreas Neffe, des Hergogs von Popoli ältesten Sohn, Fabritius, wurde von Philipp IV. zum Fürsten von Pettorano ernant und hinterließ vier Söhne. Der älteste, Joseph, 7ter Hergog von Popoli, erzeugte eine einzige Tochter, die, um den Glanz des Hauses zu erhalten, an den jüngsten von ihres Vaters Brüdern verheirathet wurde. Der zweite, Jakob, geboren 1645, wurde von dem Cardinal Franz Barberini, dem er einige Dienste geleistet, dem Papste Innocentius XI. empfohlen, von diesem mit einer reichen Abtei versehen, und als Inquisitor nach Malta, als Runtius nach der Schweiz, nach Benedig, nach Polen und nach Augsburg, der Krönung Josephs I. beizuwohnen, geschickt. Alexander VIII. beilebte ihn am 13. Februar 1690 mit dem Purpur; bald darauf erhielt er das Erzbisthum Capua, und 1691 von Innocentius XI., dem er wählen helfen, das bis her von diesem befehlete Erzbisthum Neapel. Auf diesem letzteren Stuhle geriet er mit den Vizekönigen und mit den päpstlichen Runtien in große Streitigkeiten, gelegentlich welcher er nicht selten die Grenzen der christlichen Sanftmuth überschritt. Der übrigens exemplarische Bischof starb den 11. December 1702. Andreas, der dritte von des Fabritius Söhnen, starb zu Genna mit dem Rufe eines unerschrockenen Seemanns. Der jüngste endlich, Rossignol, geb. 1653, wurde durch die Vermählung mit seines Bruders einziger Tochter Beatrice (1690) 8ter Hergog von Popoli, diente als General-Major in Africa, Sicilien, Spanien und Flandern, und wurde 1696 zum General der neapolitanischen Artillerie ernant. Karl III. ließ ihm, dem eifrigen Anhänger Philipps V. seine Güter confisciren. Im J. 1713 wurde er von Philipp V. zum General-Capitain des von den Württern geräumten Catalonien ernant, weil er aber Barcelona nicht besetzen konnte, wurde ihm das Commando wieder abgenommen. Dafür

erhielt er am 26. Juli 1717 den h. Geiſtorden, und im J. 1722 die Würde eines Grande-ſterre Klaſſe. Er war auch Hauptmann der italieniſchen Gardes du corps, Gouverneur des Pajns von Aſturien (Don Ludwig), ſodann deſſen Obriſtpfeifer, und ſtarb den 16. Januar 1723. Mit ſeinem Sohne Joſeph, geb. 1691, 9tem Herzoge von Popoli, 4tem Fürſten von Vettorano, der 1727 bei der Belagerung von Gibraltar als Trüdgabier diente, iſt, wenn wir nicht irren, der Mannſtamme deſſes Hauſes erloſchen. Es war derſelbe, ſeit dem 22. April 1717 mit Catharina Verba von Vouffers, des Marſchalls Tochter und Ehrendame der Königin von Spanien, ſo wie ſeine Schweſter Camilla Cantelmi, ſeit dem 16. Januar 1724 mit Leonardo Doco, Prinzen von Monte Mileto, einem Neffen des Papſtes Benedict's XIII. einem Abkömmling des berühmten Beherrſchers von Ceſalonia und Jante, verheirathet. (v. Stramberg.)

CANTER, Wilhelm und Theodor, beide als Philologen in römischen Kunſten, waren Söhne des Senators zu Utrecht Lambert Canter. 1) Wilhelm, geb. zu Utrecht den 24. Juli 1542, unternahm nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien literariſche Reiſen durch Teutſchland, Frankreich, und Italien, und wählte dann Löwen zu ſeinem bleibenden Aufenthalt. Um ganz ſeinen geistlichen Arbeiten leben zu können, nahm er wieder ein Amt an noch verheirathete er ſich; ſelbſt die Freundschaft fand er ſtörend, und nur von Gelehrten nahm er, jedoch auch ſehr ſelten, Beſuch an. Jede Tag geſtunde war bei ihm einer beſondern Arbeit gewidmet, und von ſeinem daſie entworfenen Plane wich er niemals ab. Seine übermäßige Anſtrengung zog ihm aber eine ausdehnende Krankheit zu, an welcher er noch vor Vollendung ſeines 33. Jahres, den 16. Mai 1574, ſtarb. Die Schriften, welche ihm den Ruhm eines ſcharf und tief blickenden Kritikers erworben, ſind: 1) *Novae Lectiones*, eine Sammlung trefflicher philologiſcher Bemerkungen; 1. M. Baſel 1564 in 4 Büchern, 2. M. Daſ. in 7 Büchern 1566, und 3. M. 1571 zu Antwerpen in 8 Büchern. Gruet hat ſie in den dritten Band (p. 574 ſeqq.) ſeines *Thesaurus criticus* aufgenommen in 9 Büchern; das neunte Buch beſteht aber bloß aus dem 31. Kapitel des 4. Buches der übrigen Ausgaben. — 2) *De ratione emendandi graecorum auctores Syntagma*, worin die Hauptquellen der Verberbnis griechiſcher Texte angegeben ſind, erſchien in einer zweiten Ausgabe vermehrt zu Antwerpen 1571; zuerſt erſchien ſie als Anfang des 4ten Theiles von ſeiner Ueſetzung der Reden des Kriſtides. (S. auch Jebb Ed. Aristidis T. 2. p. 621 ſeq. und im *Classischen Journal* V. p. 203 ſeq. 361 ſeq.) — 3) *Aristidis orationes*, 3. Th. Baſel 1566. F. — 4r Theil in der Ausgabe von Jod. Kriſtides. — Als Herausgeber von *Schriften griechiſcher und römischer Classiker* hat er ſich Verdienſte erworben um Aſchylus (Antw. 1580), Sophokles (Daſ. 1579), Euripides (Daſ. 1571), worin er zuerſt einige Ordnung in die Gdore brachte. — *Aristotelis Pepli fragmentum s. Heronum Homericorum Epitaphia* Frag. 1566, Antw. 1571. Canter war der Erſte, welcher dieſe anonymen Epitaphien dem Ark

oteles zuſchrieb. Angehängt ſind *Ansonii Epitaphia* Hieron. — Anmerkungen hat er geleſert zu Cicero's Briefen und den Büchern de officiis, zu Propertius, Arnobius. Seine *Variae lectiones ad Biblia graeca* ſtehen im 6. Bd. der Antrepiſchen Biblioglotte. Überſetzt hat er außer dem Kriſtides und einzelnen Stücken anderer Redner den Klopſtron, Stoibius, Plethon und einige Schriften des Seneca's. (Die Nachweiſungen über ihn ſ. in Saxii Notaeomastion III, 410. 650.)

II) Theodor, geb. zu Utrecht 1545, geſt. zu Leuwarden 1617, liebte wie ſein Bruder die literariſchen Beſchäftigungen, ohne ſich jedoch ſo von dem Leben zurück zu ziehen. Noch nicht zwanzig Jahre alt, gab er ſchon ſeine *Variae lectiones* heraus (Antw. 1574 in 8 Theilen Thes. III. p. 712 ſeq.). Den Arnobius gab er mit kurzen Anmerkungen (Antw. 1582. 8.), die in der großen letzteren Ausgabe des Arnobius (1651. 4.) wiederholt ſind, heraus. In ſeine handſchriftliche Sammlung aller Fragmente antiker Dichter hineingeſchrieben iſt, wiſſ man nicht; ſeine Anmerkungen zu Clement Alexandrinus beſaßen ſich zu der Zeit, als G. Burmann ſein *Trajectum eruditionum* (1738) herausgab, in Draſenborſche Bibliothek. (Nachweiſungen über ihn ſ. in Saxii Notaeomast. III. 479.) (H.)

CANTI CARNASIALESCHI, Carnavals oder Faſtnachtsgeſänge. Seit unendlichen Zeiten ſind in den meiſten ſüdeuropäiſchen Ländern, vorzüglich aber in Italien, die Wochen von den heil. drei Königen bis zur Aſchermittwoch eine Zeit der Ausgelaſſenheit und der Luſt; theils als Erinnerung und Fortſetzung der alten Saturnalien, theils als vorweggenommene Entſchädigung für die Entbehrungen und den Ernſt der darauf folgenden Faſtenwochen. Beſonders ſind es die letzten Tage vor dem Anfange der Faſten, wo das Volk, ſich ſelbſt ein Feſt daſſend, in jeder Art von Tollheit und Ausgelaſſenheit, in mancherlei luſtigen und albernen Verkleidungen, auf den Straßen umherſchwärmt. Gdörſe's meiſterhafte Beſchreibung des römischen Carnavals kann am beſten dazu dienen, einen Begriff von dieſer Volksluſt zu geben. Ähnliches war auch von jeher in Florenz geſchehen, als Lorenzo de' Medici (1448 — 1492) auf den Gedanken gerieth, die allgemeine Luſt durch ſinnreiche Luſtſpiele und Darſtellungen zu erheben. So ſah man nun, auf ſeine Veranlaſſung, bald ernſte, bald heitere und muthwillige Luſtſpiele zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen, bei Nacht durch die Straßen ziehen; bald war es der Einzug eines Triumphtators, bald ein Aufzug verſchiedener Handwerker, bald ein Wagen mit allegoriſchen oder mythologiſchen Perſonen beſetzt, von einem Geſolge begleitet, welches wieder ernſt und luſtiger Art, wie es die Darſtellung ſodete, ſang. Lorenzo ſelbſt dichtete mehrere ſolcher Reſer, und ſein Beifall fand viele Nachfolger. Dieſe Sitte mag ſich gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts erhalten haben. Die bei ſolchen Gelegenheiten geſungenen Reſer, *Canti carnasialeschi*, wurden nach und nach geſammelt; und zu euſtand die erſte größere Sammlung dieſer Art, die von Francesco Grazzini beſorgte: *Tutti i trionfi, carri, mascherate, o canti carnasialeschi andati per Firenze dal tempo del magnifico Lorenzo 1466*.



clio de' Medici, per infino a questo anno presente. Florenza 1559. Er enthält Berichte von Lorenzo de' Medici, Angelo Poliziano, Filippo Strozzi, Jacopo Nardi, Francesco Giambullari, Giambattista Gelli, Antonio Memmami und Giambattista Ottomajo. Des letzteren Canzoni, ovvero mascherate carnascialesche sind, vollständig als in der obigen Sammlung, besonders gedruckt: Firenze p. Torrentino 1560. 8., und in vielen Exemplaren der früheren Sammlung sind die Blätter, welche die Berichte des Ottomajo enthielten, ausgeschnitten und das gegen diese zweite Sammlung eingeklebt worden. Die neueste, von Ninalbo Bracci besorgte Ausgabe der Canti Carnascialeschi ist: Cosmopoli (Lucca p. Benedini) 1750. 2 V. 8. mit 43 Kupfern erschienen. In Gamba, Serie de' testi, werden noch vier ältere, äußerst seltene, Sammlungen solcher Berichte aufgeführt, welche ohne Angabe des Druckorts oder der Jahrzahl, vermutlich aus dem 15ten Jahrhundert sind. (Blume.)

CANULEJUS, war Tribun im J. N. 309; die Consulationen desselben führten die Plebs zuerst zum Connubium; dann veranlaßten sie die tribuni militum consulari potestate; nächst denen alle Magistratus und 453 sogar das Oberpontifikat den Plebejern eröffnet wurden. S. Eusebius über die Entstehung, Entwicklung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom. 1829. Wal. Göt. Anz. St. 160. (H.)

CANZLER ist aus dem lateinischen Worte cancellarius gebildet, welches wiederum von cancelli, ein Gitter, ein Verschluss, besteht. Nach Bosius Cancelli ist das griechische Wort *κρυπτή*, *κ*, eine Doppelstühle, oder ein Verschluss mit einer solchen, die Wurzel von dem obigen. Cancelli nun waren die Schranken, durch welche die Richter von der versammelten Plebs geschieden wurden, und cancellarius hieß der Beamte, der an den Schranken oder dem Gitter stand, entweder um den streitenden Parteien den Eintritt in dieselben zu verstaten, oder die Befehle der Richter zu vernehmen und zu vollziehen. Daber hatten ihn einige für einen bloßen Thürhüter — Cruturus in inscript. 647. 6. —; doch scheinen sich seine Verbindungen nur aus den innern Raum des Gitters erstreckt zu haben. — Magn. Aurel. Cassiodorus (er f. 563) Epist. VI. L. XI. varior. — so daß er mehr ein Erbknecht der Gerichtspersonen gewesen. So viel ist über diese Würde in der römischen Verfassung bekannt.

Am Hofe der fränkischen Könige waren die Canzler schon bedeutende Männer. Sie besorgten die geheimen Correspondenzen der Fürsten, und fertigten Urkunden aus, welche sie gewöhnlich auch unterschrieben. Doch kommt die Benennung Canzler in den Merovingischen Urkunden nur selten vor. Zuerst liest man diesen Titel in einer Schenkung von Carlmann an die Äbtissin Etalio und Malmei (Monum. Th. IV. C. 713.), dann in einer Urkunde von Gisela, Schwester Karls des Großen; ferner in einer Urkunde Ludwigs des Deutschen (Schöjllin Alsacia diplom. p. 89.) und unter Carl dem Dritten (er f. 888) wo man die Unterschrift findet: Hebarhardus cancellarius ad vicem Luitberti Archiepiscopi recognovit et subscripsit. Unter den ersten fränkischen Königen

waren sie Notarien, setzten Testamente auf und führten gerichtliche Geschäfte, acta publica. — Lex ripuar. Tit. 49. §. 2 — 6. und Tit. 88. Leg. Longobard. Tit. 37. §. 12. in capitulo. Carol. M. L. 3. c. 43. in capitulo. 3. an. 803. capitulo. 1. an. 812. in capitulo. Ludovici Pii an. 824. c. 1. Karl der Gr. hatte deren schon, so wie Eginhard, sein Biograph, sein Geheimschreiber oder Canzler war. Unter den Merovingischen Königen hießen sie: summi cancellarii, Oberkanzler; oder auch Siegelbewahrer. Wegen der gänzlichen Unwissenheit der Laien waren die Canzler immer von geistlichem Stande. Der Canzler Karl des Einfältigen († 929) hieß Fulco, Erzbischof von Rheims; Hugo Capet († 996) hatte zu seinem Canzler Adalardus, gleichfalls Erzbischof aus der nur genannten Stadt; Ludwig der Heilige († 1270) begleitete sein Canzler Baldwin auf seinem Zuge nach Tunis. Unter Ludwig VIII. († 1498) erweiterte der Canzler Guarrinus diese Würde bedeutend, und brachte es dahin, daß der Canzler unter die Päpste versetzt wurde. Der Canzler Philipp VI. († 1350), Pierre deger, besaß den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Clemens VI. Die grausame Regierung Karls IX. († 1574) wird durch den trefflichen Canzler de l'Hospital fast einzig erheitert. Dagegen dagegen unter Franz I. († 1547) bewies nur allzusehr, wie viel Mißes von diesem wichtigen Posten aus gethan werden konnte. Caillo unter Heinrich IV., und le Tallier unter Ludwig XIV. sind hinreichend bekannt.

Nach dem Absterben der Karolinger in Teutschland hatte Konrad I. († 919) den Bischof Salomon von Constanz zum Hofkanzler, und den Erzbischof von Salzburg, Pilgrinus, zum Erkanzler. Da jedoch die höhern Geistlichen, die zum Theil selbst Reichsfürsten waren, nicht immer am Hoflager bleiben konnten, so vertraten Canzler ihre Stelle, und recognoscirten und gegenzeichneten die Urkunden. Die Canzler waren also von den Erzkanzlern abhängig; ob sie zuerst von diesen oder von den Kaisern gewählt wurden, ist unentschieden. Vor dem 13ten und 14ten Jahrhundert kommt der Name Canzler selten in den Urkunden vor. Er bezieht meistens noch auf Notarii, Capellani, Geheimschreiber, oder schlechte Schriftschreiber. 1289 findet sich diese Benennung zuerst in einem Schenkungsbriefe der brandenburgischen Markgrafen Otto und Konrad in Jeng Brandenburg. Urkunden; dieser Canzler war Cononius zu Etmahl. Seit dem 15. Jahrhundert erhebt die Canzlerstelle eine höhere Bedeutung. Wenn früher dürftige Kenntnisse und ein barbarisches Latein ausgereicht hatten, so genügte dieses allmählich nicht mehr, und noch weniger im 16. Jahrhunderte in Teutschland seit der Reformation. Die Regierungsgeschäften der Fürsten wurden weitläufiger und verzwickter; die Canzler mußten daher sehr unterrichtete Männer sein, denn sie hatten nun die Geschäfte eines Ministres zu besorgen. Das war fast in allen andern Ländern derselbe Fall. In Rom ging, unter den Päpsten, alles durch die Hände des Canclero. S. S. Bernardus Epist. 313. Der den Angelegenheiten, samt, nach Spelman, der Name Canzler im 16ten Jahrhundert unter dem Könige Edward-er, und seine Geschäfte waren auch die bereits oben erwähnten. (Georg Adam Survear de Cancellario

principis. 1675.) Noch immer vermag der Canzler in England (chancellor) viel in dem Lande, wo nur der Buchstabe des Gesetzes gilt, indem er dem Könige sehr nahe steht, und zuweilen der Verwalter von des Königs Gewissen (the keeper of the Kings conscience) heißt, wenn er bei diesem Gesicht und Naturrecht stehend macht. (Jacobs new law dictionary, art. chancellor.)

— In Spanien war der Erzbischof von Toledo zugleich Canzler — cancellus — von Castilien, wovon unter Alfons IX. († 1230) der Anfang gemacht worden soll. (Beckmanni Syntagma dignitatum illustrium, civilium, sacrarum, equestrium; dissert. XVIII, de Episcopis, c. IX, p. 1388.) Den ersten Platz am Hofe nahm der Capellan ein, den zweiten der Canzler. (De Salcedo theatrum Honoris. L. 16. Tit. 1. Lib. 4. c. 13, p. 386.) Auch dort war sein Hauptgeschäft, königliche Schreiben zu entwerfen und zu versenden. — Im Könige reich Polen war im 16. Jahrhundert der Canzler Johannes Zamiatius wegen seiner Tapferkeit und Beredsamkeit berühmt. — In Dänemark zeichnete sich um dieselbe Zeit Nicolaus Haas als Canzler durch seine Fleißamkeit und Thätigkeit aus; in Schweden Elias Sparre, in gleicher Eigenschaft, so wie im Böhmern der Canzler Adamus und in Sachsen David Weiser (Matthaei Dresseri de Cancellariis munitie et dignitate oratio. Lipsiae 1594.)

Reichs canzler war der Erzbischof von Mainz. Auch kleinere Fürsten hielten sich Canzler, wie Lumbert II., Beherrscher der Donauhinne.

Geistliche Canzler gab es ferner in den Klöstern und Cisterciern. Anfangs bestand ihr Amt nur darin, den Ort zu bewahren, wo der Bischof und die Geistlichen zusammenkamen, um Urtheile zu sprechen, oder auch Gottesdienst zu halten. Nachmals versahen sie die Stelle der Notarien, setzten Verträge auf, und sahen die Bittschriften durch, die man den geistlichen Versammlungen überreichte. Daher heißt es in einem Decrete der Kirchensynodalung zu Narbonne im 8. Jahrhundert: *Pro Arrico Cancellarius hoc decretum scripsit*. In Frankreich hatten die meisten Klöster ihre Canzler, um so mehr, da Karl der Große den Bischöfen 805 befahl, dergleichen zu halten. (Anastasius in vita S. Joannis Leemysnar. c. 1. num. 6.) Zu Anfange des 9. Jahrhunderts machten die traditionellen Fuldenser verschiedene Canzler ihres Klosters namhaft.

Die Hauptkirchen hatten gleichfalls Canzler, denen oblag, den Gottesdienst zu besorgen, oder über dessen rechte Abwartung zu wachen; die Schulen zu besuchen, die Siegel zu unterschreiben zu bewahren, und zum Predigamt zu versprechen (Statuta eccles. Londinens. T. 3. p. 839.)

Die Stifts capitäl und Prälaten hielten auch Canzler, denn außer dem Exiße und Conventseigel führten sie noch ein eigenes, das der Canzler verwahrte, auch recognoscirte und gegenzeichnet er die von den Bischöfen und Äbten ausgefertigten Briefe und Urkunden.

Die Universitäten fanden ferner noch unter Canzlern. Professoren und Studierende galten damals für Geistliche, Clerici, und waren es auch größtentheils, weshalb erhielten sie in dem Canzler auch ein geistliches Aemth, wozu man gewöhnlich den Bischof oder Dompropst nahm, in dessen Eigenschaft die hohe Schule lag. Die Päpste wählten möglichst taugliche Männer hierzu. Der Canzler der Universität besaß die Professoren, wachte über den Unterricht, sowie über die Eitten der Studierenden, und ertheilte die akademischen Grade. (Menneraeus de Academ. Parisiens. c. 7 sequi Stephanus Paschasius in disquisit. Franc. c. 21 sequi.) Und auch in Deutschland war vor der Reformation auf allen Universitäten diese Verfassung; wie in Heidelberg, Leipzig, Rostock, Greifswalde, Jüngoltsberg, Tübingen, Wittenberg und Frankfurt a. d. D.

Den Grafen standen bei den alten Gerichtsverfassungen in Deutschland noch Canzler zur Seite bei den Gerichtstagen. In dem Capitulare Lotharii Tit. 3. c. 12 ist daher verordnet, daß der Canzler ein rechtlicher Mann seyn solle, der in Gegenwart der Erbsen die öffentlichen Urkunden ablesse. In Frankreich fand den Gemeinden (communes) ein Canzler vor, dem jedes Mal ein Schein der, greffier de la ville, zugegeben war.

Endlich heißt bei Ritterorden, in statischer Beziehung, der erste Beamte ebenfalls Canzler, der zuweilen einen Vicekanzler unter sich hat. Bei einigen ist den heißt er auch Großkanzler. Er ist Siegelbewahrer des Ordens, und alles, was in Ordensangelegenheiten ausgefertigt wird, soll in seiner Gegenwart besiegelt werden. Es liegt ihm ferner ob, alles, was bei Capitels tagen vorzulesen ist, vorzutragen, auf die Statuten zu halten, und die übrigen Ordensglieder nöthigenfalls an ihre Pflichten zu erinnern. Sein Ordensband, sowie seine Kleidung, ist von der der übrigen Ritter unterschieden. Gewöhnlich wird nicht ersodert, daß er von Adel oder altem Adel sey (\*\*).

(A. Herrmann.)  
CAOUTCHOUC, Fetherhart, Lederhart, elastisch Harz, Resina elastica, Gummi elast., Resine elastique, Resine de Caoutchouc etc., ein eigenthümlicher, weicher, lederartiger, elastischer, zum Theil nicht ohne Zerlegung schmelzbarer und brennbarer Pflanzensaft (vegetabilisches Caoutchouc), der leichter als Wasser ist, aber sich so wenig in diesem, als in Weingeist auflöst. Man hat ihn vorzüglich in den Triakoden, Urtereen, Kobellen, Contorten, ja selbst in den Eukoreen und Papavereen gefunden.

a) Das echte exotische Pflanzens Fetherhart,

\*\*) Folgende Quellen sind benutzt worden: Du Fresnois Glossarium ad scriptores mediae et infimae aetatis. T. II. art. cancellarius. Frankfurt teutsche Encyclopädie, Th. 5. Art. Canzler. Jacobs new law dictionary. Art. chancellor. Giovanni Bianchini Repertorium des teuffen Eiste. a. fetherhart. Giovanni enciclopo Gloriosa mundi. Beckmanni syntagma dignitatum illustrium civilium, sacrarum, equestrium. De Salcedo theatrum Honoris. Matthaei Dresseri de Cancellariis munitie et dignitate oratio. Lipsiae 1594. Christ. Fr. Weeberli de Cancellariis veterum commentatio. Dissert. 706. Georgius Adamus Struvén, de Cancellariis principum. Jenae 1070.

\*) Christ. Fr. Weeberli de Cancellariis veterum commentatio. Dissert. 706.

welches erst seit dem Jahre 1736 durch Bouquet, und seit 1751 durch Fresneau und Aublet bekannt, von La Condamine aber in eben diesem Jahre beschrieben, und seitdem von Herissant, Macquer, Richard, Thoreau, Julian, Grossef, Berniard, Frommendorf, Bourcier und Bauguélin, Thomson u. A. genauer untersucht worden, ist ein ursprünglich milchiger, gelblichweißer, an der Luft häutig consistenter, und in dieser, so wie durchs Alter nach und nach sich bräunender Pflanzensaft, der aus den Rindeneinschnitten eines zu den Ericaceen gehörigen Baumes (Cheve) im State Mississipi an dem Arkansee und rothen Fluß, in Gujana u. von selbst fließt. Manche Bäume geben 150—200 Pfd. Caoutchouc, das man dort in Formen gießt, um Flaschen, Spitzeln, Fackeln u. daraus zu machen. Auch das Holz ist sehr elastisch.

Außerdem findet sich dies Caoutchouc in eigenen Saftbehältern der *Hevea Guyanensis* oder *Siphonia Caoutchouc* Schreb. (bei den Indianern *Kaoutchouc* oder *Kapuchu*), in denen der *Cassylova elastica* aus der Jussierischen Ordnung *Urtica*, des *Cactus Ficus Indica* und *religiosa*, *Fic. nymphaeae* fol. L., und *Fic. popul. Willd.*, *Fic. elliptica* und *prinoides* Humb. des *Atacarpus integrifolius*, der *Urceola elast. Roxburgh* (*Tabernaemontana elast. Spreng.* einer *Contorta*), der *Faba Lamarck.* (*Tabernaemontana gummiifera* Spreng.), der *Cecropia peltata*, *Hippomane biglandulosa*, *Sapium Aucuparium Jacq.*, *Laureiros Fernicia*, wahrscheinlich aus der Gattung *Toxicodendron Capense* Thunb. u. a. südamerikanischen Gehölzen. Jedoch ist das aus *Tabernaemont. elast. Spt.* gewonnene Federharz nicht so elastisch, oder jähler als das amerikanische; es löst sich in Kaliputrol auf, und gibt dann einen guten Firnis. *Lobelia Caoutchouc* Humb. liefert das in Luito verkaufliche Federharz. Auch andere Lobelien sind, wie die *Campanuleae*, an die sie grenzen, zum Theil reich an ätherischem Milchsaft. Bis jetzt ist es aber noch unbekant, von welcher unter allen diesen Pflanzen unser verkaufliches Federharz kommt.

Bemerklich wird dergleichen Milchsaft in Schichten auf Bion aufgetragen, und so lagenweise über Feuer getrocknet; reiner fällt das Harz aus dem in Flaschen verschlossenen Saft nach einiger Zeit zum Theil nieder, während ein Theil gelöst bleibt, der erst an der Luft, oder bei Zusatz von Chlorin sich niederschlägt, woraus *Heureux* schließt, daß ein Theil davon im Milchsaft in einem deroxydirtten löslichen Zustande existire.

Das im Wauche getrocknete Federharz in Flaschenform, wie wir es erhalten, ist vom Anfange an braun, durchscheinend, in dünnen Schichten wohl durchsichtig, fest, jähre, sanft und etwas schlüpfrig anzufühlen, höchst elastisch, so daß sich ein Streifen davon beim Erwärmen zusammenzieht, und beim Erkalten wieder ausdehnt, wobei er freie, durch die Lippen bemerkbare Wärme entweicht, und seine Elastizität verliert, die er aber durch Eintauchen in kaltes Wasser wieder erhält. Das Caout-

chouc ist ferner 9335 spec. schwer nach Brisson, riecht schwach, doch eigen aromatisch, und ist ohne Geschmack. Es erweicht sich in kochendem Wasser, und läßt sich dann in Streifen innig zusammenkleben. — Über Feuer, oder bei 125°, schmilzt es, nach Richard, leicht unter Entwicklung weißer, etwas würzig riechender Dämpfe, wird und bleibt, erkalten, so dick, wie schmieriges Öl oder Wagentheer. Ringer gelinde geschmolzen, geknetet es nach dem Abkühlen zu einer schwarzen, brüchigen Masse. Bei der trocknen Destillation gibt es kohlenwasser- und Kohlenwasserstoffgas, ein Ammonium haltiges Wasser, dessen Ammonium wol von einer beigemischten stickstoffigen Materie herrühren mag, ferner ein farbloses, brenzliches Stinköl, welches bei gelinder Destillirhitze gelb und flüssig, nach Speck, bei heftigerer braun und dick, noch stärker riecht, und wovon ein Theil, nach Richard, in Alkohol sich auflösen soll, der andere nicht. Die rückständige, wenig schwammige, schwer verbrennliche Kohle läßt nur Spuren salziger Asche zurück.

Leicht entzündlich, brennt es in der Luft, wie Öl, mit heller, weißer, stark rauchender, etwas stinkender Flamme. Bei unterbrochenem Fortbrennen bleibt es in dem obigen bläulichen Zustande zurück.

In der Luft färbt es sich gelblicher, und wird zuletzt bräunlich, höchst wahrscheinlich vermöge eines ihm eigenen Pigments. Unauflöslich in kaltem und siedendem Wasser, schmilzt es in diesem wie eine Haut auf. In wässriger Salzsäure und in Alkohol gleich unlöslich, wird es durch letztern bloß entfärbt, und schmilzt, damit gesocht, auf. In Schwefelsäure löst es sich, nach Lavanus, zum Theil auf. Absoluter Schwefeläther, und zwar, nach Juch, 1 Pfd. davon, löst 1 Loth und noch mehr derselben auf. Durch Alkohol und Wasser wird diese Auflösung getrübt. Verdunstet läßt sie das Harz unverändert zurück. Schwefeläther mit hervorsteigendem Weingeist löst nur äußerst wenig auf. In Salz- und Salpeteräther schmilzt es, nach Richard und Pfaff, auf, wird weiß und löst sich auf. Nach Julian soll sich das Federharz mit Eiern, Baum- und Leinöl, und mit Wipernfest, aber nicht mit Ricinusöl verbinden. Nach Richard wird es von Lein- und Weiböl gar nicht, wenig von Rüböl, desto mehr von Mandelöl, noch besser von künftigen Ölen, am leichtesten von Camomillenöl, ziemlich leicht, zumal erwärmt, von Guaiak, Bernstein, Kummel, Kalyputrol, Angelika, Worcheln, Rosmarin, Terpenbain, Muskat- und Wachöl; kaum von Melissen- und Orangenblüthöl, gar nicht von Dippelöl, Thieröl, von Lavendel, Rosin, und Zimmtöl aufgelöst. In kaltem geringstem Dregöl schmilzt es, nach Casafure, zum 30fachen auf; beim Erhitzen löst sich ein Theil auf, während der andere, der sich auch als Federharz verhält, unlöslich bleibt; die Auflösung löst, nach Jachtroni, beim Verdampfen unverändertes Caoutchouc zurück. Das in kochendem Wasser erweichte löst sich immer leichter auf, aber die Auflösung ist um so schwieriger, je mehr sie Harz enthält; sie läßt an der Luft eine schmierige, aber länger in derselben sich zu Federharz wieder gekaltende Masse zurück, und, beim Vermischen mit Weingeist, diesen, als einen jähren, an der Luft austrocknen-

1) Reval. C. Sprengel l. Stolz; 2) Berl. Jahrb. f. d. Pharm. XXVI. 1. S. 9—13.

den Schleim fallen. Bei erfolgbarer Verdunstung des Fetts und Ätheröle bleibt es mit Verlust seiner Elasticität, hier noch ganz elastisch zurück.

In Kalklauge wird es weich und schmierig, und soll sich zuerst, nach Thomson, aber nicht nach Thard und Berniard, darin auflösen.

Vitriolöl verflücht es, unter Entwicklung von schwefelhaltigem Gas, oder bildet damit in der Wärme eine terpentinartige Masse, aus der Wasser, nach Thard, ein schwarzes, drüsiges Harz abscheidet, ohne doch, gleich den Harzen und dem Campher, nach Hatchett, zugleich Kunsferbstoff zu liefern.

Von der Salpetersäure wird es, nach Fourcroy, gelb gefärbt, unter Entwicklung von Stick- und kohlensaurem Gas, nebst Blausäuredunst, und zum Theil in Sauerstoffsaure, zum Theil in eine Fettmasse ähnliche Substanz umgewandelt. Sechs Theile rauchender Salpetersäure lösen, nach Thard, unter Aufbrausen, 1 Theil Fieberharz mit dunkelbrauner Farbe vollständig auf. Wasser schlägt aus der Auflösung gelbe, in Weingeist, Säuren und Kalken, aber nicht in flüchtigen Olen lösliche Flocken nieder, welche bei 100° sich entflammen.

Das Caoutchouc besteht aus Wasserstoff, Kohlen, Stick- und Sauerstoff; ersterer waltet in der Mischung vor.

Der Nutzen dieses Harzes ist jetzt ausgebreiteter, als jemals. Zuerst gebraucht man es bei uns bloß zur Austilgung der Bleistiftschrift und Zeichnung auf Papier, Pergament u. dgl. m. n. wendeten es zur Verfertigung chirurgischer Werkzeuge, z. B. biegsamer Catheter, Bougies, Kernen, Nöhren u. dgl., Spiralen und Spitzendröhren, Brustwarzenbüchsen oder Ringe, Bruchbänder u. dgl., die käuflichen Fieberharzsalbchen insbesondere zu Milchpumpen, Sauerstoffgasbalancoren u. c. Caoutchoucstreifen zu reinlichen Leitungen chemischer Gefäße (s. Stratingh a. a. D. S. 238.) mit Vortheil an. Ferner gibt, nach Litin, das gelsmolzene, oder in Terpenthinöl, Schwefelnaphtha u. dgl. aufgelöste, einen festen Fienis bildende Caoutchouc einen weit bessern Überzug für Metall, um sie gegen Oxidation (Rost) zu sichern, als Fettsigkeiten, oder andere Harze. Er läßt sich durch warmes Terpenthinöl mittelst einer Bürste leicht wieder wegnehmen. Derselbe Fienis, mit Ruß, Wexen, oder Leinöl verseht, welche durch Bleiglätte ausdornend gemacht sind, dient auch zum Überstreichen des zu aerostatischen Maschinen u. bestimmten Taffets u. c., steht aber hier dem Kopal, oder Bernsteinfienis nach. Überhaupt trocknet er ohne Zusatz von Trodenkrissen sehr schwer und langsam; (vergl. den Art. Steinöl.) — Endlich dient das Caoutchouc, in Derg oder Terpenthinöl gelöst, zum Wollen, Seiden u. a. Zeug vollkommen wasserdicht zu machen.

b) Unter ein helmisches Pflanzengestalt, das dem exotischen in manchem Betrachte ähnelt, aber zwei

der sehr wesentlich davon abweicht, wird gewonnen durch Ausziehen des getrockneten Rindfleischs von *Euphorbia Cyparissias* u. a. Euphorbiaceen, aus Latexen, aus den europäischen Feigenbäumen u. c., vom *Papaver somniferum*, *Cichorium Intybus*, *Asclepias syriaca*, *Ficusum album* u. c. d) mittelst Wassers und Weingeists, wo dasselbe zurückbleibt, als eine weiße oder gelbliche u. c., an der Luft auch im Dunkeln, aber im Wasser, selbst am Lichte nicht sich bräunende, in der Kälte harte und spröde, in gewöhnlicher Temperatur weniger, als das eigentliche Fieberharz, elastische Masse, die in der Hitze weich, übermäßig dehnbar und stehend wird, leichter, als das wirkliche Fieberharz, schmilzt, und beim Erkalten wieder erstarrt d). Nach John J wird es durch Schmelzen in einer theerartigen Flüssigkeit, verdrängt mit Flamme, und zeigt beim Ausblafen derselben den Geruch und theersartigen Rückstand des echten Fieberharzes. Im Wasser ist es, nach Caradori nur schwierig, nach John gar nicht auflöslich, eben so wenig in Weingeist, leicht aber im Äther und in erwärmten Ätherölen, durch Weingeist daraus fällbar; auch löst es sich in siedenden Fettsölen auf. Durch Ammonium wird es erstarrt, und bei längerer Digestion erweicht, ohne sich in ihm und in den übrigen Kalken aufzulösen. Wohlthut es aber in erhaltener Salpetersäure. Bei fortgesetzter Erhitzung scheidet sich eine gelbe, fereibliche, bittere Substanz ab, ohne daß dabei Sauerstoffsaure gebildet wird.

II. Mineral-Caoutchouc, oder fossiles Fieberharz ist, nach Hatchett, eine braune, durchscheinende, weiche, minder zähe und elastische Substanz, wie das eigentliche Caoutchouc, von 0,926 spec. Gewicht, von ebenem, flachmuschligem, schwach fettglänzendem Bruche, und bituminösem Geruche. Es löst sich wieder in Wasser, nach Weingeist, schmilzt in Stein- und Terpenthinöl auf, wird vom Vitriolöl nur oberflächlich verkohlt, schmilzt leicht und verbrennt dann mit Flamme. Mit 10 Theilen Salpetersäure digerirt, und hierauf abgedampft, liefert es eine zähe, pomeranzengelbe Masse, aus welcher Wasser Kunsferbstoff auszieht, mit Nachlassung einer pomeranzengelben, leicht in Weingeist löslichen, und daraus durch Wasser fällbaren harigen Materie.

Dieses merkwürdige Mineral, welches bis jetzt ganz oder fast allein aus der Obingrube in Derbyshire des schränkt war, ist neuerdings in Southbury, 20 engl. Meilen nordwestlich von New Haven, gefunden worden. Es bildet hier 1 Zoll breite und mehr Zoll lange Werten zwischen den Fasern des Atlas Spaths oder sauren Kalksteins. Seine Farbe ist schwarz; leicht nimmt es Eindrücke von dem Nagel an, und läßt sich zwischen den Fingern in eine völlige Kugel kneten. Einige Varietäten haben mehr Härte, einen harzigen Glanzschein und einen Muschelbruch. Es dient mit außerordentlichem

2) S. Schweigger's Journ. n. 1822. VI. S. 363 u. c. — Stratingh's Journ. n. 1822. VI. S. 237 u. c. — Du Ront's Journ. n. 1822. VI. S. 255 u. c. 3) S. Pelletier's Journ. n. 1822. VI. S. 502 u. c. 4) S. Pelletier's Journ. n. 1822. VI. S. 216 u. c.

5) S. Schweigger's Journ. n. 1822. VI. S. 363 u. c. — Stratingh's Journ. n. 1822. VI. S. 237 u. c. — Du Ront's Journ. n. 1822. VI. S. 255 u. c. 6) S. Pelletier's Journ. n. 1822. VI. S. 502 u. c. 7) S. Pelletier's Journ. n. 1822. VI. S. 216 u. c.

4) S. Pelletier's Journ. n. 1822. VI. S. 363 u. c. — Stratingh's Journ. n. 1822. VI. S. 237 u. c. — Du Ront's Journ. n. 1822. VI. S. 255 u. c. 5) S. Pelletier's Journ. n. 1822. VI. S. 502 u. c. 6) S. Pelletier's Journ. n. 1822. VI. S. 216 u. c.

Manie, dickem schwarzen Rauch und einem aromatischem harigen Geruche. Während des Brennens fallen Tropfen des flüssigen Feuers schnell hinter einander mit einer Art vesicantem Geräusch, ganz wie bei dem Räucher-Cordulor, und es schmilzt auch ganz so, wie dieses. Auf Papier gerieben, läßt es einen schwarzen Streif und mit einer feinen Politur an. Über Bleistiftspuren nimt es nicht vom Papier weg it. (Th. Schreger)

(Capr. Capreil f. Seeräuberei.)

CAPIDAVA (auf der Peutingerischen Tafel schreibet hat Cavidava), ein Castell in Kärnten, Krain, 18 Mil. nördlich von Triest (wo heut zu Tage der Fleden Fischerat steht), welches außer der Jüngerin (i. d. des Aemilianus), auch Hierotles und der dyantische Kaiser Constantinus Vergyrogentus \*) laut; das heutige Cerna wo da (Schwarzwasser, d. h. Schwarzwasser). Als Besatzung lag hier eine Abtheilung Reuter. (Huny.)

CAPITAIN oder Hauptmann, ist bei den Krieges heeren eine befante Ehrenstelle, mit der gewöhnlich der Oberbefehl über 100 bis 200 Soldaten verbunden ist, daher die Capitaine (span. Capitan, ital. Capitano) bei den Römern, die zuerst ein auserwähltes Heer hatten, Centuriones hießen. Nach dem Untergange des römischen Reiches in Europa, wo überall die kaiserliche an die Stelle des lebenden Soldaten traten, die entweder Anführer aus ihrer Mitte bildeten, oder unter dem unmittelbaren Befehle ihres Vorgesetzten standen, scheint wol zuerst die Benennung Capitain oder Hauptmann für die Anführer kleinerer Abtheilungen aufgefunden zu seyn, von dem die letzteren angeworben und unterhalten wurden. Offenbar hatte diese Benennung ihren Ursprung von der Stellung des Ersten Offiziers im Gefechte, an der Spitze seines Haufens; als Ehrenstelle findet sie sich in Frankreich 1445 bei den von Karl VII. errichteten 15 Ordnung-Compagnien, deren jede aus 1 Capitain oder Rittmeister, 1 Lieutenant, 1 Führer, 1 Fähnrich und 100 Reitern (Hommes oder Gens d'Armes) oder 600 Mann bestand, weil jeder Ritter 1 Page, 1 Knappen (Couvillieur) und 3 Armbrustschützen (Archers) bei sich hatte. Auch das Fußvolk setzte Karl VII. auf einen regelmäßigen Fuß, und bestimmte die Größe der Armbrustschützen auf 16,000 Köpfe, die unter 4 Obersten in 28 Compagnien getheilt waren, welche von eben so viel Capitains befehligt wurden. Denselben Namen führten auch die Anführer der deutschen Langknechte (Lansquenets); ein solcher Hauptmann oder Capitain hatte damals unter seinem Haufen (Bähnlein) der 400 Köpfe stark war, 200 Halbschützen mit Luntenscheiben — die nach ihrer Größe Ganze oder halbe Hasen hießen; — die übrigen führten in lange Stiehe (Piquen) und Harnische, oder Hellebarten und Schlachtschwerter, welches besonders von den Ober- und Unteroffizieren geschähe. Die Kriegeshaufen zu Fuß standen unter dem Befehl des Obersten, der seinen Capitainen den Auftrag und Befehl gab, ihre Compagnien in der von ihm bestimmten Stärke (300 — 600 Mann) zu vers

ten, in den Waffen zu üben, und mit den aus der Kriegskasse erhaltenen Geldern zu bezahlen. Eine Einrichtung, die mit einem Modifikationen bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts bestand, und erst nach und nach dahin abgeändert ward: daß der Capitain nicht mehr die, nach ganz von dem Staate übernommene Versorgung und Verpflegung seiner Compagnie zu besorgen hatte; dadurch aber auch großen Theils das Interesse am Wohl oder Wehe der einzelnen Individuen, und die Mittel verlor, sich ihre Liebe zu erwerben. Über monatliche Bezahlung war bei den Langknechten das 3. fache des Soldes der Gemeinen (bei den Deutschen 40 bis 60 Gulden). Bei der französischen Infanterie, wo Ludwig XII. zuerst abtheilte Capitaine und Lieutenants anstellte, bekamen jene den Oberbefehl über die Banden, welche anfangs 2000, nachher aber nur 500 Köpfe stark waren, als Franz I. im Jahr 1522 ein Heer von 50,000 Franzosen, Deutschen und Schweizern nach Italien führte. Auch die 1534 in den Provinzen errichteten 7 Legionen waren jede in 6 Bänden zu 1000 Mann getheilt, die von einem Capitain befehligt wurden. Diese Legionen gingen wegen ihrer schlechten Mannesucht ein; nach der Schlacht von St. Quentin aber wurden sie von neuem errichtet, und bei jeder 15 Capitaine angestellt, welche die 400 Mann starken Compagnien unter sich hatten. Die alten Banden, die wegen der fortwährenden Kriege sich zertheilt, oder fast zerfallen waren, wurden nun zusammen gezogen und in Regimenter formirt, deren Ventur (Commanier, liv. 4.) zuerst bei dem Jahre 1558 erwähnt. Bei der Reiterei waren anfangs die Capitaine der völlig gebarnschten Gens d'Armes oder Lanzier unabhängig, und standen bis unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls. Die Cornetten oder Compagnien zu Pferde waren 20 bis 200 Mann stark, unter denen sich die Lanzier, Schützen und Knechte zusammen befanden, bis im XVI. Jahrhunderte die Schützen von den Bernschützen abgetrennt wurden und ihre besondern Capitaine erhielten. An Besetzung bekamen diese auf jedes Pferd ihrer Cornette 4 Reichsgulden monatlich, folglich bald mehr, bald weniger, nach Vertheilung der Stärke der Compagnien. Diese waren bei dem Spanier seit Ferdinand und dem Katholischen 50 Bernschützen stark, deren jeder 50 leichte Reuter bei sich hatte, und 10 Capitain hieß Quadrillero, denn Capitain war bloß die Benennung des Feldherrn; daher 1 gran Capitain die Benennung des Gonsalvo von Cordova, welche ihm die hochwichtige Sprache seiner Landesleute, wol nicht mit vollem Rechte beilegte. In Frankreich und den Niederlanden führte daher der Oberbefehl lange Zeit den Namen Capitaine-général. — Seit dem 16. Jahrhunderte finden sich bei der Artillerie Capitaine, weil sie gleich den andern Truppen in Compagnien eintheilt war; auch das Fußvolk wies stand unter einem Hauptmann, der 20 Reuten befehligte. Die letztere war bei der Reiterei stärker, als bei dem Fußvolk, denn der Capitain bekam bei den Reutieren 80 Kronen monatlich und 10 Reuten, bei den Schützen oder Fußvolkern aber 70 Kronen und 10 Reuten. Bei der Infanterie hingegen hatte der Cap

\*) S. S. 111 u. 112. Deutsch, u. VI. S. 270 K.

\*) lib. II. c. 10. 1.

kain nur 2 Reispferde und einen vorstehenden Wagen zu seinem Gepäck. Im 30jährigen Kriege war mehr Ordnung bei den Heeren, deren Befassung sich schon der gewöhnlichen nähert. Der Capitain von der Infanterie erhielt monatlich bei den Kaiserlichen 120 Rthlr. und bei den Schweden 61 Rthlr. Es scheint, daß diese Sätze bei den spätern Bestimmungen der neuen Zeit nur Nothwendigkeit haben. Eine Hauptmanns Stelle kostete damals bei den Franzosen, wo die Chargen verhältnißlich waren, 12,000 Livres. Im 17. Jahrhundert hatte der Capitain bei den Franzosen — den Monat zu 45 Tagen gerechnet — 75 Livres; die Westliche 135 Livres, und die Neutrale 100 — 300 Livres. Bei den Preußen war die Befolzung des Capitains der Infanterie — den Monat zu 30 Tagen — 32 Rthlr. Da er zugleich die Werbung seiner Compagnie besorgen mußte, hatte er die Erlaubniß, einen Theil Soldaten 10 Monat im Jahre auf Urlaub geben zu lassen und ihre Löhnung ihnen zu behalten. Man ahmte in der Folge bei den meisten deutschen Armeen diese Einrichtung nach, durch die der Capitain in den Stand gesetzt ward, als ein vorgerangter Vater an seiner Compagnie zu hanteln. Bei den Franzosen und Niederländern fand jedoch keine Verurlaubung statt; die Capitaine hatten keine andere Einnahme, als ihren Sold; der Etat lieferte dem Gemeinen Alles in Natura, und dem Capitain blieb nur die Übung der Compagnie und die Ausübung der polizeilichen Aufsicht der denselben. Seit 1806 ist jene, dem Capitain vortheilhafte und dem gemeinen Soldaten erspriessliche Einrichtung überall abgesehafft, und dagegen die bis daher bei den Franzosen bestehende angenommen worden. Es finden nun zwei besondere Gattungen Capitaine statt: 1ster und 2ter Klasse, wovon jene 834, 100 die 1034 Rthlr., die letztere aber 50 bis 66 Rthlr. monatlich bekommen. Eine dritte Klasse sind die auf halben Sold gesetzten (Capit. reformés), die nicht völlig entlassen sind, jedoch fürs Erste keinen wirklichen Dienst thun, und deshalb nicht ihre volle Bezahlung erhalten.

*Capitaine d'armes*, bei den alten Deutschen der Rüst- oder Rostmeister, ein Unteroffizier, welcher die Gemeinliche und überhaupt die Vorstände der Compagnie in seiner Aufsicht und Verrichtung hat und für ihre gute Erhaltung Sorge trägt. Wendelin Schildts facht sagt: „bei den Rost mit ungedrucker Wache vom dem Dunkel der Soldaten reißt, daß die Müssigen glänzend werden!“

*Capitaine des Avanturiers* oder *des brigands*, hießen ehemals in Frankreich die Anführer einer Gattung leichtere Truppen, die von ihnen ohne besondern Befehl des Königs auf eigene Kosten angeworben, und durch Banden und Plünder unterhalten wurden. Zwar haben sich im 15. Jahrhundert die Könige von Frankreich öfter gezwungen, sich dieses Geschehens im Kriege zu bedienen; Gra: 1. aber befall 1343, die herumtollenden Banden aufzusuchen und ohne Schonung zu tödten.

*Capitaine des guides* heißt derzeitige Offizier, der wegen seiner Terekenntnis die Aufsicht über die Betten und Wachen hat und die Marsch-Routen entwerfen muß. Die Guides waren bei der französischen Armee

in besondere, bestellte Compagnien formirt, deren Capitain monatlich 350 Liv. bekam, und die 19 Mann stark von dem Ober-Generaal aus der Reiterei gewählt ward, um ihm zu einer Art von Leibwache zu dienen, und ihm beim An- und Abmarsch u. dgl. zu begleiten.

*Hafen-Capitain*, hat in den Häfen die Ceremoniale und alle dahin gehörende Etablissemens unter seiner Aufsicht, sorgt für die Reinigung des Hafens und für die, von den im Hafen liegenden Schiffen zu beobachtende Ordnung, daher er in den deutschen Seestädten auch den Namen des Hafenmeisters führt.

*Kapier-Capitain*, der Befehlshaber eines — gewöhnlich von Privatpersonen zum Kriege angekauften — Schiffes, womit er während eines Seezuges, mit Erlaubniß der Regierung (Kaufbriefen) verfahren, die feindlichen Kauffahrer hinwegnimmt, die Colonien und überseischen Besitzungen des Feindes plündert und zerstört, mit einem Worte: letztem allen nur möglichen Schaden zufügt, jedoch ohne die Neutralen anzugreifen, wofür er verantwortlich ist und seine Urheber bisweilen Kautelen stellen müssen. Der Kapier-Capitain muß ein erhabener und gewandter Mann, und mit unerschütterlichem Muth und schnellem Entschluß begabt seyn, um sich durch seine, noch so groß schreiende, Gefahr aus der Fassung bringen zu lassen, und seine Befagung (die Kapergefahr) in Ordnung zu halten, die gewöhnlich, wie Wallenstein's Krieger, von allen vier Winden zusammengebracht sind.

*Schiff- oder See-Capitain* sind die Oberbefehlshaber eines Kriegsschiffes, die sich gewöhnlich in 2 Klassen theilen, von denen die Erste den Befehl über die Linienfahrtschiffe, die Zweite aber über die Frequenten führt, daher sie bei den Spaniern auch Frequenten-Capitains heißen. Die kleineren Kriegsfahrzeuge, Kutter, Brigs, Schoops und Bomber werden gewöhnlich bloß von Schiff-Leutenants commandirt. Der Schiff-Capitain hat, als solcher, einen ausgebreiteten Wirkungskreis, und 300 bis 1000 Mann unter seinem Befehl, daher auch mehrertheils den Rang eines Obersten von der Landarmee. Er muß eine vollständige Kenntniß der Mathematik und Naturk., mit besondener Heftigkeit verbinden, um dem stürmenden Elemente, mit dem feindlichen Feuer mit ungründlicher Nähe entgegen zu gehen. Im Besonderen seine Stelle oben auf der Schanze (dem Hintertheile des Schiffes), wo er alles übersehen und folglich die nöthigen Befehle geben kann. Die Führer der Kauffahrer werden nur uneigentlich Schiff-Capitains genannt, da sie bloß Schiffe sind und als solche keinen besondern Rang haben.

*Etabs-Capitaine* oder *Capitain de l'etab*, nannt, heißen die Führer solcher Compagnien, die einem höhern Etabs-Capitaine gehorchen, oder auch wol eine fürstliche Person zum Chef haben, wie es bei den Gardes steht oder der Fall ist.

In Frankreich führen auch andere Vorgesetzte von Civilbehörden den Titel Capitaine; z. B. die Aufseher der königl. Gebäude, der Ober-Jägermeister (Capit. des chasses), der Ober-Zoll-Inspector u. s. w.

*Capudan Pascha*, der Großadmiral und Ober-

Inspector des türkischen Seewesens, über das er mit unumschränkter Gewalt herrscht, und alle Seeräuber einsam absetzt. Unter ihm stehen nebst dem, um das Arsenal herum liegenden Theile der Vorstadt Pera in Constantinopel, alle Seefästen, Häfen und Inseln, von denen er einen Theil seines Einkommens, so wie aller gesammelten Beute erhält. Er ist allezeit Vorsteher von 30000 Mann und Mitglied des Divans; im Kriege aber Anführer der großen Flotte. (v. Hoyer.)

**CAPITANA** hieß ehemals, als Galeerenflotten noch im mittelländischen Meere üblich waren, die Haupt- oder Admiralsgaleere. Das vornehmste Fahrzeug der Verflüchtigen führt ebenfalls diesen Namen. (v. Hoyer.)

**CAPITO**, Caius Ateius, ein römischer Jurist, welcher unter Augustus und Tibers Regierung lebte. Nicht von niedriger Herkunft, aber ohne berühmte Vorfahren, schwang er sich durch Schmeichelei gegen das Staatshaupt zu einer bedeutenden Stelle im State empor, und gelangte zur Würde eines Consul suffectus. In der Rechtswissenschaft benutzte er den Unterricht des P. S. Attus. Wenig ihm der Ruhm bedeutender Gelehrsamkeit aus im antiquarischen Fache zuerkannt wird, so scheint er doch in seinen Schriften weit weniger durch freie philosophische Forschung das Gebiet der Wissenschaft erweitert, als durch streng juristische Beurtheilung der Meinungen seiner Vorgänger früheren Irthümern gesteuert, und überhaupt eine vorherrschende praktische Richtung gehabt zu haben. In allen Beziehungen war ihm sein großer Redenbühler, M. Antistius Labeo, entgegengesetzt; nicht bloß als eifriger Verfechter der Freiheit, freisinnigen Gesinnungen Feind, sondern auch als Jurist von echt wissenschaftlichem Bestreben, und durch freien philosophischen Forschungsgeist geleitet. So konnte es nicht fehlen, daß Capito und Labeo, beide ausgezeichnet durch Talent und Gelehrsamkeit, aber nach ganz verschiedenen Richtungen strebend, Nachahmer und Schüler fanden, welche, die Ansichten ihrer Meister genauer ausbildend, sich allmählig in verschiedene Secten trennten, die man sich aber ja nicht mit slavischer Anhänglichkeit an die Worte des Meisters, oder gar mit Verfolgungsgeist zu denken hat. Unter den Schriften des Ateius Capito werden und genannt: ein Werk über das Verbrechen, von welchem eine Abhandlung über die Opfer (de iure sacrificiorum) nicht verschieden gewesen, sondern nur einen Abschnitt desselben ausgemacht zu haben scheint; eine Schrift über die Amtspflichten der Senatoren; eine Sammlung von Briefen, und ein Werk unter dem Titel Coniectanea, in mehreren Büchern, deren Anzahl über dreihundert betrug. In den Pandecten Justinians ist keines von Capito's Werken excerptirt, doch wird er öfters erwähnt, und bald Ateius bald Capito genannt, auch haben sich mehrere Fragmente aus demselben bei Gellius, Festus und Macrobius erhalten. (Dirksen.)

\*) Das Tacitus vielleicht diesen Gelehrten, zum Vortheil des republikanischen Lobes, mit dessen Denkungsart er mehr übereinstimmte, zu sehr ins Schwere gerichtet? Die Schriften über ihn darüber alle vollständig und hauptsächlich über Labeo, und sollen daher bei diesem Artikel angeführt werden.

**CAPITOLO** bedeutet zwar auch im Italienischen überhaupt einen Abschnitt eines profanen Werkes, ein Capitel, hat aber in dieser Sprache noch die eigenthümliche Nebenbedeutung erhalten, daß darunter ein Gedicht in terza rima verstanden wird; mag es nun ein für sich bestehendes kleines Gedicht, oder ein Theil, ein Gesang eines größeren Gedichtes in dieser Versart sein. So werden die Trionfi des Petrarca, das Diamante des Fazio degli Uberti, das Quadregio des Federigo Frezzi, weil sie in Terzinen geschrieben sind, in Capitoli getheilt. Nur beim Dante macht man eine Ausnahmeh; selten findet man die Gesänge der Divina Commedia Capitoli überschrieben, sondern beinahe immer Canti, wie sie auch der Dichter selbst genannt hat. Seit dem 16. Jahrhundert aber versteht man unter Capitolo ein kleines, selbstständiges Gedicht in terza rima, scherzhaften oder satirischen, nicht selten auch schlüpfrigen und schmuggigen Inhalts. Am meisten hat sich in dieser Gattung Francesco Berni (+ 1536) ausgezeichnet, nach welchem daher die scherzhaften Poesie der Italiener auch wol poesia bernesca oder berniesca genannt wird. Betsahe jeder irgend bedeutenden Dichter und Schriftsteller jener Zeit hat auch einige Capitoli geschrieben; so hat man dergleichen von Mauro, Della Casa, Varchi, Molza, Girumola, Stravini, Selli, ja selbst von Galilei und von Machiavelli. Seil, Bion und Laune werden in diesen Gedichten verschwendet, am niedrige, bizarre oder eckhafte Gegenstände, wie die Pest, die Hungernoth, die Schulden, die Lüge u. s. w. paralogisch zu erheben; und wenn diese Dichtungen auch von der einen Seite allerdings die traurigen Zeichen der Gesinnungslosigkeit, des sittlichen und religiösen Verfalls jener Zeiten sind, so gethnen sie sich doch vor ähnlichen Werken anderer Nationen durch die sorgfältigste Feile und die höchste Eleganz der Sprache aus. (Manc.)

**CAPOTASTO** (wofür man häufig, und dardarfich genug, den hier sinnlosen Namen Capo d'astro gebrauchen hört), heißt auf Saiten-Instrumenten mit Hunden (siehe den Art. Bund), wie die Gitarre, Gambiolo u. dal., der Sattel, über welchen die Saiten von den Wirbeln aus zum Griffbrett hinlaufen, und auf welchem sie also in ihrem natürlichen Zustande aufliegen (im Gegensatz der übrigen Saiten oder Hölzer, auf welche die Saiten erst beim Greifen niedergedrückt werden); also Haupt-Bund, Haupt-Sattel, Haupt-Griff, capo-tasto. Zur Bequemlichkeit der Gitarre-Spieler hat man die Einrichtung erfunden, je nach Bedürfnis den Hauptbund beliebig auch um einen oder mehrere halbe Töne höher zu verlegen, welches dadurch geschieht, wenn man, mittelst irgend einer Vorrichtung, die sämtlichen Saiten zwischen dem Hauptbunde und dem nächsten Bunde, oder auch zwischen diesem und dem folgenden u. s. w. beständig niedergedrückt erhält, welches leicht dadurch bewirkt werden kann, daß man sie entweder an der besagten Stelle mit einer Schnur oder Saite fest niederbindet, oder daß man denselben ein dazu bestimmtes Leisten von Holz oder Elfenbein u. quer über die Saiten befestigt und festbindet oder beschraubt, wodurch dann der nächst vor der Unterbindung befindliche Bund nimmere die Stelle des Hauptbundes, des capotasto, vertritt. Die Einrichtung, welche diese



Vorrichtung gewährt, besetzt, wie man leicht einsieht, darin, daß der Sultanspieler gar leicht i. B. aus Cudar spielen kann, indem er auf solche Weise den Hauptstump um einen halben Ton höher versetzt und dann nur ganz bequem aus C-Dur zu spielen braucht. Nicht selten wird nun auch dem oben erwähnten zum Aufschrauben bestimmten Stüchchen Holz in der Name Capretto beigezogen, Gemeinlich wird wol, auch auf anderen Saiten-Instrumenten, dem nächst dem Wirbelsaaten befindlichen Sattel oder Rissen der Name Hauptstättel, capotasto, beigelegt, und diesem Sprachgebrauche gemäß wird denn auch vom sogenannten Dammensteinspiel oder Sattelmachen beim Violoncellspiele der Name capotasto gebraucht: *lat. il capotasto.* (Gfr. Weber.)

Capra ovina f. am Ende des Bandes.

CAPRETTA, Gaudenzio Erich, geb. zu Venedig den 22. Nov. 1730, gest. im Kloster St. Giovanni Evans gestiftet zu Parma den 11. Dec. 1806. Er trat erst in das Kloster la Praglia und vollendete seine Studien in Rom, um darauf zu Florenz und Vavia die Theologie zu lehren. Endlich erhielt er die Professur des canonischen Rechts auf der Universität zu Parma. Hier war es, wo er im Namen der Stadt den König von Schweden Gustav III. bewillkommnete, und ihm eine bei Bodoni prachtvoll gedruckte Schrift, betitelt: *Gustavus III. Socius Rex regiae potestatis restitutor ac publicae tranquillitatis asserior.* Parmae 1784. überreichte. Er beschrieb darin die merkwürdige Staatsumwälzung von 1772, ohne zu ahnen, daß sie zum gewaltsamen Ende seines Helden bei tragen würde. Die Republik Venedig belohnte den Verfasser, der zu ihren Nobilit gehörte, indem sie ihm mit einem Jahresgehalt den Titel eines Abate verlieh. Juss VII., der mit Capretta in einem Kloster gewesen war, ernannte ihn zum Abate di governo. Vergl. L. Belonio Orazione funebre sul Capretta. Venezia 1806.

(Graf Henckel von Donnersmarck.)

CAPRICCIO nennt man in der Musik jedes Tonsstück, welches noch mehr als die sogenannte Phantasie, von den gewöhnlichen Formen der Tonstücke abweicht, und dadurch wol gar ins Comberbare, Wunderliche, oft sogar Nektische und Barocke übersteigt, für welches Alles der Tonsetzer, indem er die überschritt Capriccio über sein Tonsstück schreibt, sich gleichsam der Mühe entheben will, Rechtfertigungsgründe anzugeben, an deren Statt gleich die überschritt antwortet: ich habe eben das um so wunderbar geschrieben, weil ich nun grade so schreiben wollte; es war eben so eine Caprice von mir u. s. w. Es ist übrigens nicht zu läugnen, daß der rechte, wahre Genius auch in der ungeregelten Form eines Capriccio trefflich Schönes zu schaffen vermag, wozu es an Beispielen nicht fehlt. Auch gibt man den Namen Capriccio oft solchen Übungsstücken, in welchen der Tonsetzer absichtlich Schwierigkeiten andäuft, gleichsam bloß aus Caprice, eigentlich aber in der Absicht, dem Spielern den Gelegenheit zu geben, sich im Besingen sonst sehr bräuglicher Schwierigkeiten zu üben. (Gottfr. Weber.)

Capudan Pascha f. Capitain.

Carbonculus f. Granat.

CARDIADERUS, Rißergattung von Desean

(Spec. gen. des Coleopt. Tom. III. p. 22.) errichtet, aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) und der Abtheilung thoracici, welche sich von Pogonius durch ein hinten stark zusammengelegenes herzförmiges Halsstück unterscheidet. Als einzige desante Art gehört dahin Card. chloroticus, den Fischer (Entomogr. ruthen. Tom. II. p. 10. tab. 46. fig. 8.) unter dem Namen Dapfus chloroticus besant machte. (Germar.)

CARDONA (Geschichte). Cardona wurde durch Ludwig den Frommen noch bei seines Vaters Lebzeiten den Nothen genommen, ging aber bald wieder verloren. Wsifried II. Graf von Barcelona, eroberte den Ort auf neue im J. 880, und machte ihn zu einer Grenzfestung gegen die Ungläubigen, deren Verwundung er Burggrafen (Wicondes) anvertraute. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Burggrafen einer singulären Linie des Hauses der Grafen von Barcelona angehörten; über die Zahl derselben, und die Ordnung, in welcher sie auf einander gefolgt sind, herrscht aber große Ungewißheit, so daß Kiebet, des Archivars des Hauses, ihrer 21, Salazar de Castro, der Fürst der Genealogisten, nur 15 annimmt, deren 18ter zu gleich der 1ste Graf von Cardona geworden wäre. Raymond, nach Salazars System der 9te Wiconde von Cardona starb 1276, sein Enkel Raymond, in kinderloser Ehe mit Wilhelmina von Montpelier lebend, hatte 1319 eine schwere Fehde mit dem Infanten Alfons, und 1321 eine andere mit den Einwohnern von Narresa zu bestehen. Dieses Bruderssohn, Hugo II., 13ter Wiconde, wurde seiner getreuen Dienste wegen, den 4. December 1375 von König Peter IV. von Aragonien in den Grafschaften, Cardona zu einer Grafschaft erhoben, und starb 1400. Mit seinen Söhnen theilte das Haus sich in drei Linien, von Cardona, Belpuz und Gelsano. Johann Raymond Folch, des Grafen Hugo ältester Sohn, Cadeja de S. Juan Baptista genant, trat in der großen Frage um die Erbfolge in Aragonien (1412), auf des Grafen von Ugeles Seite, und ward ein Vater von drei Söhnen; der jüngste, Jakob, Bischof von Ugeles 1455, wurde den 18. December 1461 mit der Cardinalwürde bekleidet, und starb den 1. December 1466. Hugo, der mittlere, wurde der Abhänger der Herren von Guadaleste; der älteste aber, Johann Raymond Folch II., 1ter Graf von Cardona, heirathete mit seiner Gemahlin Johanna, des Grafen Peters von Prades älteste Tochter (die jüngere wurde des ältern Königs Martin zweite Gemahlin), die Grafschaft Prades, nordwestlich von Tarragona, und die Baronie Entenza, leistete auch dem Könige in der großen Empörung der Catalonier, zuletzt als Oberfeldherr von Catalonien, die wichtigsten Dienste. Er starb 1471. Sein Enkel, Johann Raymond Folch IV., 3ter Graf von Cardona, wurde von Ferdinand dem Katholischen zum Connetable von Aragonien, auch den 7. April 1491 zum Herzog von Cardona ernant, und mit der neuen Markgrafschaft, bisherigen Grafschaft Pallas, einem sehr weitläufigen Gebiete an den französischen Grenzen, zwischen den Büchern von Andorre und Aran, befestigt. Er starb 1513, sein ältester Sohn, Ferdinand II. im J. 1543, mit Hinterlassung von vier Töchtern, deren älteste, Johanna Folch von Cardona, 3te Herzogin von Cardona,

ihrer Väter sämtliche Besigungen, Cardona, Pallas, Prades, Entença, Vilamuri, an ihren H. nach, Alfons von Aragonien, 2ten Herzog von Segorbe, brachte. Durch ihre Tochter, Johanna, kamen dieselben, samt Segorbe, an die Markgrafen von Comares, aus dem Hause Cordoba; dem letzten derselben, Ludwig Raimund Sohn von Aragon, Cordoba und Cardona, wurde Cardona, während der kurzen Herrschaft des Franzosen in Catalonien entzogen, und im April 1642 von Ludwig XIII. seinem Vorkönig in Catalonien, dem Markschall von la Mothe Houdancourt, als ein doppelte pairie verliehen, ein Ereigniß, das nicht wenig dazu beitrug, den empörten Catalonien die Augen zu öffnen, und ihnen die fremde Herrschaft zu verleidern. Ludwigs, des 2ten Herzogs von Cardona Erbtochter, Catharina Antonia, war an Franz Thomas de la Cerda, 2ten Herzog von Medina Cell, verheiratet, Cardona und ihre übrigen Staaten kamen hiernächst an das Haus Medina Cell, und sind denselben, fortwährend geblieben.

Die Linie von Guadaleste (in dem Gouvernement von Valencia, der Provinz Valencia) wurde von Hugo, dem mittlern von Johann Raimund Solichs 1. Erbprinzen geistlich, welchem in der Erbtheilung Guadaleste und andere Güter in dem Königreich Valencia, sämtlich von seinem mütterlichen Großvater, dem Herzog Alfons von Gandia betrübend, zugesallen waren. Sein Sohn, Johann, war des Prinzen Karl von Viana Oberhofmeister, Kämmerer und Minister (Valido), der ihn auch mit der Herrschaft Caspaccio, in der Merindad von Diste in Navarra, beschenkte; seiner Urenkel ältester, Sando, erster Markgraf von Guadaleste, auch Anführer von Aragonien, ezejente mit Maria Colon de Toledo, des Herzogs Diego von Braganza Tochter, drei Kinder, die Ehedne aber, Chrisstoph, 2ter Markgraf von Guadaleste, und Ludwig, Herr von Alcudia, nördlich von Guadaleste, starben kinderlos, und das einzige Kind, welches die Tochter, Maria Ruiz Colon de Cardona, nach der Früher Tode die Markgräfin von Guadaleste, und Erbim eines groß-n. Processes um das Majorat des Hauses Columbus, in ihrer Ehe mit Franz de Mendoza, dem durch seine Gesandtschaften, Kriegszüge und Grausamkeiten in Deutschland, besonders am Rieckterbrunn, so bekannt gewordenen Admiranten von Aragonien, geboren, starb in der Wiege. Guadaleste fiel daher an Philipp von Cardona, einen Sohn Johanns, der mit Aloisia de Borgia die Baronie Castellanos de Segorbe ererbt, und Alfons des 2ten Markgrafen von Guadaleste. Philipps Nachkommenschaft erlosch mit seinem Urenkel, Alfons Thomas de Cardona, 2tem Markgrafen von Guadaleste und Admiranten von Aragonien (Gen. Maria de Patreclino, des Fürsten Octav Juan von Vindobona älteste und Erbtochter, gest. den 4. August 1699 ohne Kinder. Wegen der Erbfolge in Guadaleste entspann sich hiernächst ein großer Streit zwischen den Vertretern von Castellanos, und den Markgrafen von Harlia, der endlich zu letzteren Gunsten entschieden wurde. — Philipp, des 2ten Markgrafen von Guadaleste jüngerer Bruder, Anton, dessen Markgraf, welches zu Gunsten seines Sohnes, Alfons Solich, zu einer Markgrafschaft erhoben wurde. Anton's Enkel, Joseph, zum Unterschiebe

von seinem ältern Bruder, dem 2ten Markgrafen von Castellanos, gewöhnlich der Graf von Cardona genant, wurde in dem spanischen Successionskriege als einer der eifrigsten Anhänger Karls VI. berühmt, und zur Belohnung zum wirklichen kais. geheimen Rath, zum Präsidenten des oberk. Raths der Niederlande, zum Ritter des goldenen Vließes, und zum Oberhofmeister der Kaiserin ernant, auch den 2. September 1716 in des H. R. N. Fürstenthum erhoben. Mit seinem Vetter, dem Don Sales Solich de Cardona, Erzbischof von Valencia, und früher des Franziskanerordens Commissarius für Indien, sodann kais. geheimen Rath und Präsidenten des Raths von Spanien, in Wien, gest. den 22. Juli 1724, stand er geraume Zeit an der Spitze der in Wien so mächtigen und zugleich so übermächtigen spanischen Faction.

Hugo II., des 2ten Grafen von Cardona zweiter Sohn, Hugo Solich, erhielt in der Erbscheidung die Baronie Belpuig, zwischen Lerida und Gerroera. Sein Urenkel, Raimund, 1ster Herzog von Comma in Terra de Llorca, Graf von Oliveto in Basilicata, 2ter Baron von Belpuig und Calanga, darf den berühmtesten Feldherren des 16. Jahrhunderts beizurechnen werden. Er war Vorkönig von Neapel seit 1509, als ihm 1511 der Oberbefehl über das vereinigten spanisch-päpstliche Heer übertragen wurde, und obgleich er in dem Treffen bei Ravenna dem Glücke und dem Unglücke, „des Rages von Italien“ unterliegen mußte, so gelang es ihm doch, begünstigt durch die von den Schweizern gemachte Divergenz, die Franzosen gänzlich aus der Lombardie zu verdrängen. Er starb den 10. März 1523, nachdem er mit Isabella de Neapels die Heirathen Palamos in der catalonischen Begeria Gerona, Avelino in Principato ultra, und Trivento in Capitanata, erheiratet, auch seinen Nachkommen das Erbamt eines Großadmirals von Neapel erworben. Sein ältester Sohn, Anton, der mit Maria de Quersens eine Tochter Margaretha (Gem. Adam von Dietrichstein auf Ralsobura, Kaiser Maximilian II. Liebhabin; Margaretha wurde demnach des g-n. Cardinals von Dietrichsteins Mutter, und die Wifrau des fürstl. Dietrichsteins (seiner Mutter) erzeugt, wurde blödsinnig; es folgte demnach in dem Majorat der jüngeren Söhne, Ferdinand Solich, 2ter Herzog von Comma, Graf von Palamos, Calanga und Oliveto, Baron von Belpuig und Lénola, Herr des Bales Almenad in dem Marquidato in dem Königreich Valencia, welcher durch seine Vermählung mit Beatriz von Cordoba, eines Enkels des großen Capitäns, die Herzogthümer Erffa in Terra di Llorca, und Baena in dem Königreich Cordoba, die Grafschaft Cadra, Zonajar, Donna Vencia, Rute, sämtlich in Cordoba gelegen, an sein Haus brachte. Seines Urenkels Enkel, Felix Freimantel, 2ter Herzog von Erffa, Herr von Comma und 2ter von Baena, 1ster Graf von Cadra und Palamos, Wigende von Zonajar, Groß-Admiral von Neapel, Baron von Belpuig, Lénola und Calangan, Herr von Rute, Zombra, Albenen, S. Jago de la Puerta, Marpatita und Ceron, Comthur von Estriana, auch eine Zittlung General-Capitän des Dreans, erernte einiges Ansehen, als er 1705 in dem Präd. druz. Streite zwischen den Hauptleuten des von Philipp V. neu geschaffenen Leibwache und

den Granden, sich, gleich selbst erster Hartwmann der spanischen Gardes du corps, den Granden angeschlossen. Dessen Bruder, Emanuel de Cardona, Cerdona o Guzman, wurde Graf von Montejuma, durch seine Vermählung mit Katalina Domina de Montejuma o Samiente, 4te Gräfin von Montejuma, der ältesten Tochter des Joseph Camacho de Valladolid, gewesenen Biscobos von Mexico, und der Hieronyma de Montejuma o Loaysa, 3ter Gräfin von Montejuma.

Die Linie von Golefano stamt, gleich der in Pespueg, von einem jüngern Sohne des 1sten Grafen von Cardona ab. Anton, ihr Ahnherr, war Graf von Calataveleta in Val di Majzora, und Biscobus von Sicilien; dessen Sohn, Peter, wurde 1446 von König Alfons zum Grafen von Golefano, in Val Demene, gemacht. Peters Urerben, Antonia, 4te Gräfin von Golefano, brachte das Herrschthum ihres Hauses an ihren Gemahl, Anton des Aragon, 2ten Herzog von Montalto. (Vergl. die Hist. Cabra, Cordona und Sessa, herausg. Bern. Jos. Lobet, Genealogia de la Casa de Cardona, ó la declaracion del arbol genealogico de los Duques de Segorbe y Cardona. 1665. 4. *Seicht und unzuverlässig.* — Memorial sobre la Grandeza, que siempre pretendio la Casa de Guadalupe. — *Laur. Grassa, Responsorium juridico historicum pro Exc. Dño Pedro Antonio de Aragona, Duce Segorbi et Cardonae ruper successione ducatum S. gorhii et Cardonae. Neapol. fol.* — Memorial de Grandeza por el Almirante de Aragon).

(v. Stramberg)

CARENCY, Kirchdorf in dem französischen Departement Pas-de-Calais, in dem Bezirke von Bethune, unweit der Quelle des Soudier, in der Nähe von Arras und Lens gelegen, war das Stammbaus großer Fürstlicher, die auch Bucquoy, nimmst Bapenne, Dufant der Arras und Aubigny, zwischen Arras und St. Paul, belagerten. Wilhelm, des letzten Fürstern von Carency Erbtochter, Catharina, brachte die Besitzungen ihres Hauses an ihren Gemahl, Nicolas von Condé, Herrn von Beloeil und Montargis, † 1293. Ihre Tochter, Catharina von Condé, Frau auf Condé (Schlossbühl), Carency, Aubigny, Bucquoy und Dufant, wurde an Jakob von Châtillon, des Grafen Guido von Fies und St. Paul ersten Sohn, Herrn von Luge in Languedoc, verheirathet und Mutter von zwei Söhnen. Hugo's, des ältesten († 1429), Erbtochter, Johanna, Frau auf Carency, Aubigny, Bucquoy, Luge und Condé, vermählte sich 1335 mit Jakob I. von Bourbon, Grafen von la Marche und Bourbier, und starb 1371 als die Stammutter des gesamten Hauses Bourbon. Von einem ihrer Enkel, dem dritten von Johans I. Söhnen, auch Johans genannt, der mit Carency, Aubigny, Bucquoy, Dufant und l'Escluse abgesungen worden, stammen insbesonbere die Bourbons von Carency ab. Johann, ohne Kinder von seiner ersten Gemahlin, Catharina von Airois, des Grafen Philipp von Eu Tochter, verließ sich in Johanna von Vendomois, Hamelin und der Witze von Dessen Tochter, die an Gerard Neussart verheirathet war, und erzeugte mit ihr, bei der Neussart lebten, mehrere Kinder (den Ludwig von Bourbon, genannt der Verbrante,

und den Johann von Bourbon). Neussart starb, und der Prinz war folglich bereit, an seine Stelle zu treten, was indessen in den Kirchengesetzen bedeutende Hindernisse fand; endlich erlaubte der Official von Mars (3. Sept. 1420), daß die Liebenden von dem Priester von Sanguis, fürs Braut getraut wurden, und Papst Eugen IV. bestätigte am 15. Mai 1438 in einer eigenen Dispensationsbulle die längst vollzogene Ehe, legitimirte auch, insofern solches nöthig, die in selber gebornen Kinder (Edöne). Dem ungeachtet wurde, nach Johans Tode (vor dem Januar 1438) die rechtmäßige Geburt dieser Edöne angefochten, doch, nach einer strengen Untersuchung, von dem Pariser Parlament anerkannt (den 31. März 1461). Peter von Bourbon, Herr von Carency, der älteste, geb. im Februar 1424, wurde unter Ludwig XI. als Kassenrath beehrt um Lode vererbt, doch mit Rücksicht auf seine Abstammung begnadigt, und nur mit der Entziehung seiner Güter bestraft. Er lebte in kinderloser Ehe mit Hippine von Blois, hinterließ aber eine natürliche Tochter, Catharina, verm. 1469 an Bertrand von Salemar. Peters jüngster Bruder, Philipp auf Dufant, war mit Catharina von Lalaun, auf Cenebleu und Brulle, verheirathet, und ein Vater von sechs Kindern, die indessen sämtlich ohne Nachkommenchaft verstarben (namentlich Philipp, der dem Connetable von Bourbon in die Verbannung folgte). Jakob von Bourbon, der mittlere von Johans eblichen Söhnen, Herr auf Carency, Aubigny, Bucquoy und Nochefort, war des Herzogs Johann II. von Bourbon General, Lieutenant und Statthalter in der Grafschaft Clermont, erhielt am 20. April 1469 von Ludwig XI. die seinem Bruder Peter entzogene Herrschaft Carency als ein Geschenk, war mit Antoinette von la Tour, aus dem Hause Alençon, die ihm die Cassellancien Budge und Courac, dann 11,000 Goldtaler zubachte, verheirathet, und lebte noch 1493. Johann, der jüngste seiner Söhne, auf Nochefort und Arien, starb kinderlos, der ältere aber, Karl (Titular-) Graf von la Marche, Fürst von Carency, Herr von Aubigny, l'Escluse, Bucquoy, Douamp, Combles, Aret, Wendat (bei Aret), Nochefort (bei Aret), Boins, St. Georges, Leraut, nahm noch einander drei Frauen, Desideria von Berg, Automerte von Chabannes und Catharina von Alençon, wovon die letztere allein ihm Kinder gegeben, starb zwischen 1503 und 1506 auf seiner Burg Aret, an dem Milier, in Bourbonnais, dicht an der Grenze von Auvergne gelegen, und wurde bei den Celestiniern zu Vichy in der Capelle des Hauses Bourbon beigesetzt. Karls ältester Sohn, Bertrand, heir. der Margarine, unbereit, und auch Johann, der jüngste Sohn, und die eine Tochter, Louise, blieben unverheirathet. Die jüngste Tochter aber, Isabella, Frau auf Carency, Aubigny, Combles, Bucquoy und Wendat, wurde durch Vertrag vom 22. Februar 1516 mit Franz von Ecdars, Herrn von la Baugupon, verheirathet, und die Stammutter der Fürstinnen von Carency aus dem Hause Ecdars. Nach der Prinzessin Diana Tode kam Carency an Philipp von Heffencourt, mit dessen Tochter (im Sept. 1620) an Jakob Louisin de Frontenoe, dessen Sohn, Kees aus Philire, 1643 Carency zu einer Grafschaft und Markgrafschaft, erbe-

sich, welche des Nicolaus Philipp Sohn, Franz Joseph Loutain, an Maria Anna Herrand de la Bayette, des Grafen von Rancres Witwe, verkaufte. Diese, selbst kinderlos, schenkte Carenum ihrem Stiefsohne, Claudius Edmund von Dreuz, Grafen von Rancres, verm. mit Maria Theresia von Montmorency, Logog. Die Gräfin von Rancres überlebte ihren Mann und ihre zwei Töchter, sie erbt daher sowohl Carenum als Rancres, unweit Nîmes lieu, und vermacht beide Güter ihrem Neffen, Philipp Franz von Montmorency-Logog, gewöhnlich der Chevalier von Montmorency genannt, Herrn von Loisy bei Amiens, von Carbonnet und Poulaingville, königl. franz. General, Lieutenant und Brigadier der Gardamirer.

(v. Stranberg.)

CARENUM. (Entomologie.) Käfergattung aus der Familie der Lauffläser (Carabici) und Junst der Fingerrläser (Scaritides), durch sehr kurze mit dickem Endgliede versehene Fäßer ausgezeichnet, wozin als einzige bis jetzt bekannte Art *C. cyaneum* (Scarites cyaneus Fabr. Oliv.) aus Neuholland gehört.

(Germar.)

CARINARIA, Relschnecke. (Corno Schumacher.) Schnecken-gattung, von Lamarck errichtet, früher theils zu Argonauta, theils zu Patella gezogen, welche Cuvier unter die Gasteropoden, Lamarck als einer besondern Ordnung, welche er Heteropoden nennt, angehörig einordnet. Jeunssac bringt sie in eine besondere Familie — Pterotracheiden — die er an die Patelliten anschließt. Die Schnecke besitzt einen gedrungenen Kopf mit zwei Augen, und am Bauche statt des Fußes eine oder mehrere Hautausbreitungen, die als Schwimmschiffchen dienen und nicht paarweise stehen. Der ganze Körper ist langgestreckt, gallertartig, durchscheinend, hinten in einen Schwanz endigend. Das Herz und Kiemen liegen außerhalb dieses Körpers und bilden eine herabhängende Masse, welche in eine Schale eingeschlossen ist.

Die Schale dieser Thiere ähnet einem, an den Seiten zusammenge-drückten, an der Spitze spiralförmig gerundeten Füllhorne, ist aber sehr dünn und zerbrechlich. Sie bedeckt nicht das ganze Thier, sondern schließt nur an die Kiemen am hinteren Theile des Körpers an und läßt leicht ab.

Es gibt wenige hieher gehörige Arten: 1) *Carinaria vitrea* Lam. (Mart. Conch. I. Tab. 18. fig. 163. D'Argenv. App. tab. 1. fig. B.) Die Schale mit Avers leffen und einem gezahnten Rückenfel, lebt im indischen Meere, und die Schale erreicht fast 3 Zoll Länge. 2) *C. fragilis*, die Schale mit längsfalten, ohne Rückenfel. An den Küsten von Afrika und beträchtlich kleiner, als vorige. 3) *C. cymbium*, die Schale I. tab. 18. fig. 161. 162. Gualt. tab. 12. fig. D.) Die Schale sehr klein, kegelförmig, mit stumpfer, gekrümmter Spitze, mit Querrunzeln, die von Längsfalten durchkreuzt werden. Im mittlern ländischen Meere. Die Schale nur von der Größe eines Sandornes.

Die Gattung Pterotrachea Lam. enthält noch Euviers Vermuthung vielleicht nur schalenlose Thiere dieser Gattung.

(Germar.)

Carinthon f. Hornblende.

CARION, Johann, geb. zu Bietzheim im Wite-

tembergischen 1499, gest. zu Berlin 1538, war Professor der Mathematik zu Frankfurt a. d. O., wo Melanchthon sein Schüler war, und kurburgischer Hofastronom. Seine beiden eigenen Werke, Ephemerides und Practicae astrologicae, astrologischen Inbalt, verschafften ihm seinen Ruhm, desto mehr aber eins, dessen Verfasser er bloß heißt, nämlich seine chronologisch verfaßte, nach der vier Monarchien-theorie eingetheilte, allgemeine Weltgeschichte, bekannt unter dem Titel *Carionis Chronicon*, die im 16. Jahrh. mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, häufig aufgelegt und übersezt wurde. Carion hatte allerdings ein ähnliches Werk verfertigt, welches er Melanchthon zur Durchsicht zusendete, der es auch unter Carion's Namen herausgab: *Chronika meniglist* nützlich zu lesen (Wittenb. 1532. 8.); Melanchthon aber schrieb darüber an Camerarius: Ego totum opus relexi, et quidem germanice; und Pucier, Melanchthon's Schwiegersohn und Fortsetzer dieser Chronik, sagt in seiner Ausgabe von 1572: (Melanchthon) totum abolevit una litura, alio conscripto, cui tamen nomen Carionis praefixit. Diese teutsche Chronik wurde von Hermann Bonn ins Lateinische übersezt (Hall in Schwaben 1537), dann von Melanchthon von neuem (1558, mit jetzt noch für die Zeitgeschichte bemerkenswerthen Notizen bereichert), und fortgesetzt bis zum Jahr 1546 von dem verdiensten Chronologen Job. Junk (Frankf. 1546. 1555.) Bei spätern Ausgaben finden sich auch weitere Fortsetzungen. Carion ließ aber auch sein eigenes Werk drucken, welches er dem Markgrafen von Brandenburg, Joachim, widmete. Dieses schließt mit mehreren auf Karl V. angewandten Prophezeiungen, und ist dasselbe, welches Jean Leblond ins Französische übersezt hat. (Paris 1556. 16.) — E. Bayle. — Villenave in der Biogr. univ. T. VII. — Bgl. Meusel's Bibl. hist. Vol. I. P. 1. p. 176 sqq. — *Saxii Onomast.* III. 139 sq. — *Wachlers Handb. d. Geogr.* d. Litt. IV. 110.)

CARIS. (Entomologie.) Eine von Latreille aufgestellte Milben-gattung (Acarinae) mit sechs vollständigen Beinen, walmig vorgestrecktem Rücken, langen, viergliedrigen Fühlern und leberartigem, plattem Körper. *Caris vesperilionis* lebt als Schmarotzer auf Fiebermäusen. (Germar.)

Caris f. Ctenostoma.

Carlovazce f. Carlowitz.

Carlovecz f. Karlstadt.

CARLOWITZ, Carlovazce (Br. 45° 12' 21" N. 37° 50') östlich. Stadt in dem Peterwardener Regimentsbezirk der slawen. Militärgränze, am rechten Ufer der Donau und am Fuß des Carlowitz Gebirges. Es ist gut gebaut, hat 1 griech. Kathedrale, 2 griech. und 1 kathol. Kirche, 1 Hospital, 1060 Häuser und 5800 Einwohner, worunter 19 Konstante, 38 Krämer, 220 Handwerker und 49 Wirthe. Es ist der Sitz eines griech. Epischops, des vornehmsten Bischofs der nicht-unierten griech. Einwohner der östlich. Monarchie, unter welchem die Bischofämter zu Kreb, Dachs, Ofen, Vaskatz, Temeswar, Betschew und Karlstadt stehen, seines Konfistoriums und Domkapitels und hat 1 Seminar für griech. Geistliche, 1 griech. Gymnasium, 1 serb. Rationalschule, 1 Kirchsalschule und 1 lat-

thol. Hauptschule. Die niedere Gerichtsbarkeit ist in den Händen des, zur Hälfte katholischen und griech. Magistralen. Die Stadt treibt nicht unbedeutenden Handel, da die Hauptstraße von Ungern nach Semlin und der Türkei hier durchgeht; hat ansehnlichen Fisch-, besonders Hausseefang und vornehmlich Weinbau. Die Hügel, welche sich von Carlowitz bis Kamenny längs der Straße hinziehen, liefern den unter dem Namen Carlowitzher Ausbruch und Wermuth bekannten wohlriechenden Wein. In geschichtlicher Hinsicht ist die Stadt merkwürdig durch die im J. 1777 zur Einrichtung der Kirchen- und Schulpfarrschaft hier gehaltene Synode der nicht unirten orthodoxen Bischöfe, besonders aber durch den im J. 1699 hier geschlossenen Frieden (s. den folg. Art.). Das Haus, in welchem damals die Conferenzen gehalten wurden, schenkte Kaiser Leopold dem Franciscaner zur Erbauung der Kirche S. Maria de la Pace. (Leonhardi.)

Carlowitz v., Geschlecht, s. am Ende des Bandes.  
**CARLOWITZER FRIEDE.** Unter des teutschen Kaisers Leopold I. Regierung brach im J. 1691 der langwierige Türkienkrieg aus, während dessen im J. 1683 so gar Wien belagert wurde. Im J. 1684 verband sich Venedig, 1686 Polen mit Oesterreich, und 1690 trat auch Peter I. als Feind der Porte auf. Der Krieg wurde bis 1690 mit großem Glücke für die kaiserlichen Waffen, von da an aber, durch Ludwig XIV. Einwirkung, mit gleich großem Nachtheile geführt. Schon seit 1690 hatten England und Holland einen Frieden zwischen beiden Mächten zu vermitteln gesucht, weil beide wünschten, daß Leopold, der seine Macht hatte theilen müssen, mit ganzer Macht gegen Ludwig XIV. am Rhein auftreten könnte; dieser aber hatte die Porte, selbst in ihrem Kriegunglücke, stets davon zurückzuhalten gesucht, bis endlich die schreckliche Niederlage, welche Eugen den Türken bei Sentha (den 15. Aug. 1697) beigebracht hatte, sie zur Abschlusung eines langwierigen Waffenstillstandes bewog. Dieser wurde in dem, an der Donau umweit Peterwardein liegenden, Dorfe Carlowitz am 26. Jan. 1699 auf 25 Jahre abgeschlossen. Insofern der Bedingungen desselben sollte der Kaiser ganz längen auf der linken Seite der Donau, nebst Eisenbürgen und Slavonien, die Poete aber Temevar während dieser Zeit behalten. Polen erhielt Kaminitz, Dobolin und die Ukraine zurück, Venedig erhielt das eroberte Morea. (H.)

**CARMER,** Johann Heinrich Casimir, Graf von, Großkanzler des Königsreichs Preußen und aller königlichen Provinzen, Chef des Justiz, und wirkliches geheimer Staats- und Justizminister, geb. in der Grafschaft Sponeheim den 29. December 1721. Er machte sich ein gründliches Studium der Rechtswissenschaft zu einer Aufgabe, die er ehrenvoll löste, und trat, nach Vollendung der akademischen Studien, in die Dienste des preussischen Staats. Seine Kenntnisse, strenge Redlichkeit und sein redlicher Eifer für Gemeinwohl lenkten die Schritte Friedrichs II. auf ihn, der ihn zum schließlichen Justizminister in Preußen ernannte. Auf diesem Posten erwarb er sich anerkannte Verdienste durch Reglement des Hypothekensystems, durch Einführung des landständlichen Electorats in Schlesien (nachher auch in Pommern), durch Verthei-

sachung des Geschäftsganges, Abschaffung vieler unnützen Schreibereien, und die Errichtung einer ökonomischen Gesellschaft <sup>1)</sup>. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung hatte Friedrich II. die Verbesserung der Rechtspflege, und besonders die Abkürzung der Processen zu einem Eigensinn seiner besonderen Aufmerksamkeit gemacht. Der damalsige Justizminister, nachherige Großkanzler von Coecej <sup>2)</sup>, mit dem er hierüber sprach, erklärte eine gänzliche Veränderung des Justizwesens für nothwendig, und erbot sich, einen Entwurf hierüber zu machen. Da dieser des Königs Beifall fand, so kam unter Coecej's oberlicher Leitung nach seinen Ideen, eine Verbesserung des Civilrechtswesens und Gerichtspflege zu Stande, die wenigstens den auffallendsten Mängeln der bisherigen Verfassung steuerte. Die Processen wurden abgekürzt, alte abgehandelt, und solche Einrichtungen getroffen, daß alle Processen künftig in Jahresfrist entschieden werden könnten. Der Anfang wurde damit in Pommern gemacht, und darauf die Reform in den übrigen teutschen Provinzen des Königs fortgesetzt, auch gab Coecej 1750 den Codex Fredericianus heraus, welcher die neue Ordnung der Dinge enthielt. Da aber diese Justizreform, bei ihren unverkennbaren Vorzügen im Einzelnen, doch im Ganzen noch sehr mangelhaft war, so beschloß der König noch im letzten Decennium seines Lebens, eine Revision und Umgestaltung der ganzen Gerichtsrechts- und Gerichtspflege vornehmen zu lassen. Diese übertrug er dem nach Berlin berufenen und zum Großkanzler erhabenen Freiherrn von Carmer, und der Erfolg zeigte, wie glücklich der König gewählt hatte. Der neue Großkanzler hatte eine vielfache, zugehörige Aufmerksamkeit auf die Mängel und Gebrechen des Justizwesens gewendet, den besten Mitleid, ihnen abzuheben, nachgedacht, viel Heilsames und Wichtiges entdeckt, sich aber auch überzeugt, daß nur durch einen Wechsel mehr gelehrter, redlicher und erfahrener Männer der Zweck einer möglichst vollkommenen Reform erreicht werden könnte. Den Anfang machte er damit, daß er eine neue Processordnung entwarf, welche den 20. April 1781 Gesetzeskraft erhielt, und vor dem alten Rechtsgange des Processen den Vorrang hatte, daß die Sache sogleich gänzlich eingeleitet, und allen späteren Einwendungen, welche nur die Absicht hatten, die Entscheidung zurückzuhalten, vorgebeugt wurde. Zugleich betrieb Carmer mit großer Thätigkeit die Abfassung eines neuen Gesetzbuchs, und ein königlicher Cabinetsbefehl vom 14. April 1780 sprach die Grundzüge aus, welche dabei alle Norm dienen sollten. Carmer übergab die Entwürfe, so wie sie theilweise zu Stande kamen, der öffentlichen feierl. Prüfung philosophischer und praktischer Rechtsgelahrten, und belohnte die vorzüglichsten der eingegangenen Bemerkungen und Critiken. So kam 1791 das allgemeine preussische Gesetzbuch zu Stande, welchem König Friedrich Wilhelm III. durch eine Befehlsmachung vom 1. Juni 1794, unter dem Namen allgemeines Landrecht, Gesetzeskraft theilte <sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Man sehe keinen Widerspruch mit dem Prediger CARMER, die Geschichte der schlesischen ökonomischen Gesellschaft betreffend, in dem ökonom. u. literarisch. Taschenb. für 1794. <sup>2)</sup> Vorgänger des Hrn. Coecej (Samm.) im 18. Jhd. dieser Encyclop. S. 144. <sup>3)</sup> Allgemeines Gesetzbuch für die preuss. Staaten. Berlin 1794.

Fünfzehn Jahre lang hatte Carner an diesem Werke, einem der schönsten Denkmale der praktischen Cultur des 18. Jahrhunderts, mit rastlosem Eifer gearbeitet; durch Muth und Klugheit hatte er vieleache Hindernisse überwunden, und so seinen gemeinnützigen Zweck erreicht. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er den schwarzen und rothen Adlerorden, auch war er königl. Commissar bei der pommerischen, ost- und westpreussischen Landtschaft. Nachdem er länger als 50 Jahre dem preussischen State die wichtigsten Dienste geleistet hatte, lag er sich am Abend seines Lebens auf das Gut Rügen unweit Glogau zurück, und starb daselbst den 28. Mai 1801. Ein seltenes Maß von tiefer Einsicht, Thätigkeit, Festigkeit, Übung in Geschäften, und ein hoher Sinn für Gerechtigkeit zeichneten ihn in jedem Verhältnisse aus \*).

(Haur.)

Carnool f. Chalindoa.

CARNUS. Eine von Nisch (Germar) und Zins den's Wagaz, d. Entom. III. Band. S. 505. errichtete Fliegenart aus der Familie der Conoposariae, die sich durch eingeledrige verkrümmerte Füßler, kugeln kaum vorragenden Köpfel und stempelförmige Laster auszeichnet. Die einzige bekannte Art: Carnus hemapterus (Germ. Faun. Ins. Eur. fasc. IX. tab. 24. 25.) lebt als Schmarotzer auf Staaren, hat ungefähr die Größe eines Flohes, und läuft sehr schnell. Von den Flügeln bemerkt man nur sehr kurze Adern, doch wurde ein männliches Exemplar mit einem ausgebildeten (schmalen) Flügel gefunden, der jedoch nur bis gegen die Mitte des Hinterleibes reichte.

(Germar.)

CAROLATH, Kirchdorf in Schlesien, unterhalb Weuthen, auf dem rechten Ufer der, in dem Regelsitz dieses Fleckens gelegen, ist einzig durch ein stattliches Schloss und als der Hauptort des Fürstenthums Carolath merkwürdig. Das Dorf war in ältern Zeiten derer von Dohren Eigentum, gehörte aber bereits 1537, samt Luppen, dem Franz von Nechenberg, dem auch nach Melchior von Nechenberg und seines Sohnes Tod die benachbarte Stadt Weuthen zufiel. Franz erbaute in Carolath statt dem hölzernen Herrschaftshause, eine massive Burg, doch auf schlechtem Grunde, verweigerte selb. Ansehen durch eine Menge, seinen Nachbarn gemachte Concessionen, und mußte endlich 1661, einer Bürgeracht wegen, Carolath und Weuthen um 60,000 Thaler an den berühmten Fabian von Schönaich verlaufen. Fabian verbesseerte und erweiterte die Burg in Carolath, vergrößerte die Herrschaft durch den Ankauf von Willau, Tautau, Buchwitz, Gruchwitz, Bielawe, legte neue Vorwerke an, rodete die überflüssigen Wälder aus, und erhöhte durch

besseren Anbau den Werth seiner Güter. Er hatte bereits 1556 um 60,000 Thaler die Herrschaft Auslau erkaufte, besaß pfandweise das Amt Wadswitz, die Burg in Spottau, samt Herrschaftsdorf, Wachsborn und Wittgenhof; in dem Saganischen Sagan selbst, Sorau und die Burg zu Freistadt, und starb 1691. Sofort ließ der kaiserliche Hof alle seine Besitzungen, theils weil Fabian seine Kinder hinterlassen, theils weil ihm mancherlei Unterschleife zur Last gelegt wurden (daß er sich das Eigentum von Sorau durch das Vorgeben, es sey nicht viel mehr, denn ein Kroutgarten, zu verschaffen gesucht, erzählt Wagnus) sequestriren, und theilweise verkaufen. Carolath und Weuthen erlangte der Verstorbenen Bruder, Georg von Schönaich, 1595 um 110,000 Thaler. Georg gründete das Gymnasium in Weuthen, erbaute, nach dem ein Blitzstrahl im J. 1597 die Burg zu Carolath in Asche gelegt, das heutige schöne Schloss, auch die Vorwerke Landstern und Helfers, und starb den 26. Februar 1619, nachdem er aus seinen Gütern, zunächst zu Gunsten eines Brudersohns, des Johann von Schönaich, ein Majorat errichtet. Johann, bei dem Ausbruche der böhmischen Empörung nur 26 Jahre alt, und nicht sowohl, wie seine Vorgänger, der Augsbürgischen Confession, sondern vielmehr der schwäbischen Secte der böhmischen Brüder zugethan, war unter allen Schlesiern vielleicht der eifrigste im Dienste des Winterkönigs, der auch bei ihm auf der Flucht nach Berlin einkehrte; später ließ Johann sich gebrauchen, um die Requisitionsmisive der schlesischen Stände dem Flüchtling nach Holland zu überbringen. Darüber wurden seine Güter sequestrirt und theilweise eingegeben (namentlich Willau und die benachbarten Dörfer, welche dem neuen Jesuitencollegium in Glogau zur Aussteuer dienten), er selbst aber starb 1639 ohne Kinder in Polen, wohin er sich geflüchtet. In dem Majorat folgten ihm Sebastian, und sodann Johann, Freiherr von Schönaich; des letztern Sohn, Johann Georg, wurde den 14. Nov. 1697 zum freien Stande, herrn, Carolath zu einer Stambesherrschaft, im Range auf Trachenberg folgend, erhoben. Johann Georg, Reichsgraf den 6. Febr. 1700, starb den 23. Nov. u. J. Sein Sohn, Hans Karl, geb. den 15. Juni 1688, verlebte den 3. Februar 1715 mit einer Gräfin von Dobna, aus dem Hause Schlobien, war einer der ersten Schlesiern, die sich dem Dienste Friedrichs II. widmeten, dafür wurde er sogleich nach der Occupation von Schlesien, den 6. Nov. 1741 in den preussischen Fürstenstand, mit Einschränkung auf die Primogenitur, erhoben, zum Präsidenten der Oberamtsregierung und des Consistoriums zu Breslau, zum pöperatlichen Präsidenten des Oberfürstentums, endlich zum wiesischen geheimen Etats- und Kriegenschatzmeister, auch von Kaiser Karl VII., der freilich solche Feindschaft gegen den angeborenen Regenten nicht unbelohnt lassen durfte, und nicht deßhalb belohnen konnte, zu seinem geheimen Rath ernannt. Der neue Fürst erhob auch sogleich einen Proceß gegen das Jesuiten-Collegium in Glogau, wegen Willau und der übrigen, vor 120 Jahren confiscirten Carolathischen Güter, und wir dürfen wohl kaum erinnern, daß das Collegium in diesem Rechtsstreite unterliegen mußte. Hans Karl starb den 11. Oct. 1763.

4 Bde. 8. Neue Ausgabe unter dem Titel: Allgem. Landrecht f. die preuss. Staaten. Bd. 4. Th. 1796. 8. Kottinisch: Jus Borussiae-Brandenburgicum commune, lat. vers. (a F. Ph. Eisenberg et alia). Th. 1800. Vol. IV. 8. Vergl. (a F. Ph. Handb. der rechtl. Liter. 1. Bde. 3. Abth. u. den titel Landrecht (allgem. für die preuss. Staaten) im 6. Bde. des Comentar. der titel Landrecht. 4) W. u. L. f. d. 1. Aufl. Bd. 1. in 8. Beiträge zur Rechtsgesch. des preuss. Rechts. 3. Th. 237 ff. Wittenberg. Verlags. W. u. L. 1801. S. 205. — Carner's Bildniß findet man vor dem ersten Bande des Wagaz, der Verlagsbuchh., vor der Berlin. Remarische. Jun. 1785, und vor dem 8. Bde. der Königl. Encyclopädie.

Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Johann Karl, erhielt im J. 1753 für alle seine Nachkommen die preussische Fürstenthümlichkeit, im J. 1759 seine Entlassung als Generals-Kapitän der Cavalerie und Chef eines Cuirassier-Regiments, worin im J. 1764 außerordentlicher Gesandter bei der Republik Polen, besaß eine Zeitlang das alte Schönschönische Majorat Wellendorf, nach Jäntschwitz und Schlawitz in dem Rheinbayerischen Kreise, erkaufte Goblitz in dem Rosenbergschen Kreise von Oberhessen, und die Herrschaft Saabor in dem Grünbergischen Kreise, und starb den 23. Februar 1791, nachdem seine Gemahlin, Johanna Wilhelmina, des Fürsten August Ludwig von Anhalt-Cöthen und der Gräfin Christiana Johanna Amalia von Promnitz Tochter, ihm am 17. Januar 1786 vorausgegangen. Sein ältester Sohn, der Fürst Heinrich Karl Erdmann, geb. den 3. Nov. 1759, besaß, als Erbprinz, Kuttlau, erbte auch von dem letzten Grafen von Promnitz die Herrschaft Raumburg am Oberrhein, überließ sie jedoch in der Auseinandersetzung der väterlichen Allodialverhältnisse seiner Schwester, der Gräfin von Schönschönburg, gleichwie seinem Bruder, dem Prinzen Herzogin, Saabor, dann das Gut Köllmichen in dem Glogauer Kreise, und starb vor wenigen Jahren. Sein ältester Sohn, der heutige Fürst, Heinrich Karl Wilhelm, ist den 29. Nov. 1783 geboren. Zu der Staudesherrschaft Carolath, wie dieselbe 1741 in ein Fürstenthum verwandelt wurde, gehören eigentlich nur die Stadt Weuthen, die Pfardtörfer Carolath, Alt-Bielawe mit Landstron, und Neu-Gruchwitz, dann die Dörfer Neu-Bielawe, Hohen-Tobran, Eiche, Neu-Gruchwitz, Kubnau, Lippin mit Marienthal, Reinberg, Nosenthal, Schönaich und Polnisch-Tarnau, welches alles, bis auf das einzige Kubnau, ein aronbirtes Ganzz von etwa 4½ Quadratmeilen ansmacht; heutzutage pflegt man aber auch die spätern Erwerbungen des fürstlichen Hauses, den Markflecken Kuttlau, die Pfardtörfer Milkau, Rabau und Kieding mit dem Leichvorwerke, die Dörfer Budwitz, Pfaffen-dorf, Köblau, Suchau Nr. 1, Beitzsch, Buchwald jenseit der Oder, Giedrich, Dobersitz, Ködleren, Köllmichen, Neu-Krang mit dem Markvorwerke, Rentersdorf, Cäbinengrund und Teutsch-Tarnau zu dem Fürstenthum zu rechnen. (v. Stramberg.)

**CARTHÄUSER.** Der Stifter dieses strengen Mönchsordens war der heil. Bruno. Er wurde in Köln gegen 1050 von adeligen und frommen Eltern geboren, und zeichnete sich, wie gewöhnlich, schon in seiner Kindheit durch Klugheit und Bescheidenheit aus, so daß auch die geachteten Eltern ihn dem Studium der Theologie widmeten. Ob er seinen Schulrufus zu Laon oder in der normannischen Abtei Bec vollbrachte, ob er seine höhern geistlichen Kenntnisse in Paris, oder unter der Leitung des damals berühmten Eberharden zu St. Martin in Tours, des nachmalig verstorbenen Bisthums, sich erwarb, ist ungewiß. Nach vollendeten Studien wurde er Canonikus in seiner Vaterstadt und darauf zu Rheims. Dort führte die damalige Geistlichkeit, verleitet durch das verführerische Beispiel des dortigen Erzbischofs, Manasses, ein höchst uns geistliches Leben, was dem frommen Bruno in seiner tief-

sten Seele betrübte, und ihn endlich zum Entschlusse brachte, die böse Welt zu verlassen und ein einsames, Gott geweihtes Leben zu führen. Da aber bekanntlich nicht leicht ein Mönchsorden ohne Wunder entstehen kann; so wird von den Nachfolgern des heiligen Mannes und von vielen Andern die Geschichte der Entstehung des Ordens so eingezeichnet: In Paris starb 1082 ein damals berühmter Doctor der Theologie, dessen Name Naimundus Dios-corus gewesen seyn soll. Er war Eberherr der Kirche u. l. Fr., und hatte in dem Rufe untadeliger Sitten, ja großer Frömmigkeit gestanden. Sein Tod machte Aufsehen, und die ganze Universität ehrte den Verstorbenen durch die feierlichste Begleitung. Man wollte seine Leiche in der Kirche u. l. Fr. beisetzen und las das gewöhnliche Amt. Als der Geistliche zu den Worten gekommen war: „Quantas habeo iniquitates et peccata,“ erhob der Todte zum Schreden Aller das Haupt und rief mit dumpfschmetterlicher Stimme: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes angeklagt worden.“ Man versuchte das Leichenbegängnis bis auf den nächsten Tag, und fing das Totenamt vor einer großen Anzahl Neugieriger von neuem an. Und siehe, bei denselben Worten richtete sich die Leiche noch höher auf, und rief mit noch schrecklicherer Stimme: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes gerichtet worden.“ Gucke und Entsetzen überfiel Alle, die es hörten, und die Feier wurde zum zweiten Male unterbrochen und auf den folgenden Tag verschoben. Der Zulauf der Menge war unschreiblich, und viele waren die ganze Nacht in der Kirche geblieben, um den Ausgang des Wunders desso gewisser mit anzuhören. Und am dritten Tage, bei denselben Worten des Priesters, sprang die Leiche aus dem Sarge, auf, stand, fürchtbar aufzusehen, auf beiden Händen, und brüllte mit gräßlicher Stimme, daß die ganze Kirche dröhnte: „Ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes verdammt worden.“ Bestärkung und Strafen des mächtigsten sich Aller, und die Leiche des Unglücklichen wurde auf den Finger geworfen. Natürlich sprach man viel davon, aber dethen wollte sich niemand weiter, als der bereits fromme Bruno, der den verdamnten Doctor gesamt und ihn für einen frommen Mann gehalten hatte.

Diese erbauliche Geschichte findet man nicht nur als Einleitung der alten Statuten dieses Ordens, in dessen meisten Klöstern, besonders in den Parthern, sie auch allgemein zu schauen war; sondern sie gelangte auch zu der Ehre, in das römische Brevier aufgenommen zu werden. Als aber Papst Urban VIII. eine Verbesserung desselben angeordnet hatte, wurde diese Erzählung gestrichen. Es gleich fanden sich mehrertheiliger dieses Wunders, hauptsächlich unter den Jesuiten, deren einer der Jesuit P. Theophil Nagnaud war, in seiner „ersten Mauer gegen die starken Geister.“ Weil er in der Vorrede den des rühmten Hrn. v. Bruno ziemlich bitter angegriffen hatte, schrieb dieser mit siegreichen Ständen: *Delensis Breviarii romani correctio circa historiam St. Brunonis, seu de vera causa recessus St. Brunonis in Eremitum, wo sogar ein Brief des heil. Bruno mitgetheilt wird, den Bruno an den Pfropf Rudolph zu Rheims schrieb, um ihn zu belehren, worin jener Wundergeschichte auch nicht mit einem Worte gedacht wird u. s. Die Gründe der Verthei-*



niger blieben auch so schwach, daß selbst der gläubige Heiligt, der die Geschichte dieses Streites weiter erzählt, sehr schwankend wird, und lieber die ganze Begebenheit in's Ungewisse stellt.

Bruno hatte für sein Unternehmen 6 mit ihm übereinstimmende Seelen gefunden, unter denen auch Landwin war. Nach mancherlei Überlegungen, wohin sie sich wenden sollten, schlugen einige den frommen, oder, was eins war, den Mönche liebenden Hugo, Bischof von Grenoble, vor, schützten die rauhen Berge der Umgegend dergestalt zweckdienlich für ihre einsiedlerische Lust, daß man einig wurde, sich dorthin zu begeben. Sie hätten auch kaum eine schicklichere Stelle und ein geeignetes Mann wählen können; denn Hugo war so sehr vom mönchlichen Geiste durchdrungen, daß er sogar sein Bisthum niedergelegt und ein Jahr lang das Mönchskleid getragen hatte, was er nur auf Befehl Gregors VII. wieder ablegte und in sein Amt zurückkehrte. Die sieben ansehnlichen Männer waren also völlig nach seinem Sinne, und er hätte ihnen gewiß alle mögliche Hilfe geleistet, wenn er auch nicht in entweichender Nacht durch einen Traum vom Herrn dazu willig gemacht worden wäre. Sieben Eterne hatten sich nämlich vor ihm in einen leuchtenden Kreis gestellt, die umgen vor ihm her und führten ihn in die Wüste Chaireuse (Carthause), wo er mit Staunen einen von Gott selbst erbauten Tempel erblickte. Wie hätte nun der fromme Bischof die 7 Männer nicht mit Entzücken aufnehmen und ihren Entschluß, Gott zu dienen, ohne den Menschen lästig zu seyn und mit ihnen umgehen zu müssen, billigen sollen! Zwar hielt er es für seine Pflicht, das Schreckliche des grauenhaften Deserts, wohin er sie zu führen habe, lebendig zu schildern. Je mehr er aber das Däe und Nebelwolle der Gegend ihnen vormalte, desto größer wurde die Freude der 7 Entschungengebeln, und mit bewegtem Herzen trat er den furchtbaren Weg mit ihnen an. Er schenkte ihnen nicht nur alles, was von dem, nur von wilden Thieren bewohnten Wale ihm gehörte, sondern versprach ihnen auch noch alle mögliche Unterstützung, und bewog auch den Abt des Klosters Chaise Dieu, wo er ein Jahr lang als Mönch gelebt hatte, den frommen Einsiedlern gleichfalls sein dortiges Reihthum abzutreten. Soalich fing man an sich dafelbst so gut als möglich einzurichten, erbauete ein aussehnliches Bisthaus, und noch weit armseligere, von einander abge sonderte Zellen, in deren jeder anfangs zwei wohnten, welche nothgedrungen eine Einrichtung jedoch bald verbessert und jede Zelle nur für einen bestimt wurde.

Der gelehrte Rabillon, und nach ihm einige andere sehn nach diese ihre erste Einrichtung in das Jahr 1084; Jeinol beweist aber völlig überzeugend in seinem 7. Bande, daß es 1086 geschehen ist.

Alle betrachteten den eifrigen und in Gelehrsamkeit unter ihnen ausgezeichneten Bruno als ihren Prior, und folgten seinem Beispiele. Ohne anfangs schriftliche Statuten zu verfassen, lebten sie mit einander in hoher Strenge, verbanden sich zu einem heiligen Stillschweigen und unterredeten sich nur mit Gott. Den größten Theil des Tages sangen sie das Lob des Unendlichen, und schienen nur einen Leib zu haben, um ihn zu quälen. Auf

das Beten folgte Handarbeit aller Art: am liebsten beschaftigten sie sich mit Abschriften fremder Bücher, um ihren geringen Lebensunterhalt zu gewinnen. Dabei unterstüzte sie Hugo sehr eifrig, und schenkte den übeln Weg nicht, um sich mit ihnen den himmlischen Dingen zu unterhalten. Ja er nahm den Bruno sogar zu seinem Gewissensrathe, und deichte ihm oft. Sechs Jahre hatten sie in ihrer Wildniß in beständigen Fußtübungen zu gebracht, als ganz unerwartet die kleine Gemeinde durch einen Befehl des Papstes gestört wurde. Urban II., der früher Mönch im Kloster Klagen, und darauf Bischof von Ostia und Brunos Schüler gewesen war, gebot seinem Lehrer, zu ihm nach Rom zu kommen. Das letzte seine Genossen in die größte Betrübnis, und sie entschlossen sich sämtlich, aus Liebe zu ihm, mitzugehen. Sie übertrugen die Sorge für ihre Carthause ihren beiden Freunden, dem Hugo und dem Abte zu Chaise Dieu, und reisten zusammen ab. Der dankbare und den frommen Bruno eben brauchende Papst empfing sie mit aller Auszeichnung, gab ihnen ein Haus ein, und ernannte den Bruno zum Kirchenrathe, wo er eine Menge Beschäftigung fand. Leider tonen die Ensamkeitsovertrauten hier in dem menschenreichen Rom das heilige Stillschweigen nicht so bewahren, wie in ihrer Carthause, und sie fühlten sich schwer gedrückt. Der Papst willigte für Bruno's Gefährten in die Bitte, sie wieder zu entlassen ohne den frommen Bruno, der nun an seiner Statt den Landwin als ihren Prior einsetzte, versprach sich oft schriftlich mit ihnen zu unterhalten, und hielt Wort. Seine treuen Ermahnungen und ihr eigener Eifer bewahrten sie auch vor allen Versuchungen des Satans, der ihnen öfter in menschlicher Gestalt aufsteht, und ihre gar zu strenge Enthaltensamkeit als widerrechtliche Verwegenheit darzustellen bemüht war. Gott selbst aber stärkte sie durch Gesichte. Dem Bruno selbst geschah seine Lage keineswegs, die übrigen hielten Gesichte wurden ihm zur größten Last. Endlich erhielt er auch vom Papste die Erlaubnis zurückzukehren. Da wünschten ihn die Einwohner von Nieggio in Calabrien, etwa um das Jahr 1096 zu ihrem Erzbischof, und der Papst, der eben eine Reise nach Frankreich vor hatte, willigte ein. Bruno aber erschrak vor der neuen Ehre, schenkte sich auch mit dem Papste die Reise nach Frankreich anzutreten, fürchtend, er möge dadurch in neue Gesährten verwickelt werden, und entschloß sich, lieber in Calabrien sich eine andere Einöde zu suchen mit einigen gleichgesinnten Herren, die er in Rom gewonnen hatte. Mit diesen machte er sich auf den Weg, fand in dem Erveugle Equilare einen schicklichen Platz, die Einöde la Torre, und richtete sich dort auf gleiche, fast noch ärmlichere Art ein. Auch in dieser Wildniß konnte er nicht lange verborgen bleiben. Roger, der Graf von Sicilien und Calabrien, fand ihn einst, als er sagte, und wurde von seinen Tugenden so gerührt, daß er ihm allem Beistand leistete und seine Einsiedelei bedeutend vergrößern ließ und ihm die Kirche St. Etcpban in Beero (im Busche) erbauete. Die Freigebigkeit des Grafen gegen den frommen Mann wurde ihm von großem Segen, und ein nächstliches Geschick, in welchem ihm Bruno erschien und ihm schnell zu den Waffen zu greifen rief, rettete ihn aus den Gefahren einer furcht-

boren Verschönerung. Bruno that nun nichts anders, als daß er seinen neuen Anhängern dieselbe Einrichtung gab, wo seinen ersten Freunden, die er nie vernachlässigte, und ging ihnen fleißig in allen Exempeln einer ausgesetzten Abordnung des Fleißes nach. 1101 fühlte er seinen Tod nahen. Er vermalte daher alle die Eimen noch einmal um sich, tröstete und ermahnte sie, erklärte ihnen besonders noch vieles von den Geheimnissen der Religion, namentlich die Lebre vom heil. Abendmahl, die damals durch Berngar in manderlei Geseß gebracht worden war, und verschied am 6. October.

Ob nun gleich bis dahin die Welt wenig Kenntniß weder von seiner Einrichtungen, noch von seinem Tode genommen hatte; so geschähen doch auf seinem Grabe nicht wenige Wunder, unter welchen vorzüglich ein Gesundbrunnen zu erwähnen ist, der in der Nähe seines Grabes entsprang. Daß von der unachtsamen Menge selbst dieser Segen nicht beachtet wurde, kann weniger befremden, als es Verwunderung erregen muß, daß auch sogar seine bis jetzt folgamen Anhänger sich so wenig davon rühnen ließen, daß sie bald darauf anfangen immermehr von ihrer Strenge nachzulassen, bis sie völlig in der Ungebundenheit des argen Weltlebens versunken waren. Man vermehrte es sehr übel und besaßte sie endlich damit, daß man ihr Kloster den besser angeschriebenen Cisterciensern gab, die es jedoch nach einiger Zeit wieder den Mönchen von Fleury (Flore) abtreten mußten. Länger als 400 Jahre hatte der heilige Mann in seiner Grubst unbeachtet, außer von den Einigen, geschlafen, als Leo X. der sich sonst lieber um Gemälde und Mosaik als um Gräber kümmerte, sich selbstam erregt fühlte, das Unrecht, was bisher dem Cister und seinem Orden geschehen war, wieder gut zu machen. Er gab nicht allein das Kloster den Carthäusern, als den rechtmäßigen Besizern, zurück 1513, sondern ließ auch den verstorbenen Todten auf eine höchst ausgezeichnete Art heilig sprechen und gebot, daß ihm an seinem Todestage ein kirchliches Fest gefeiert werden solle 1514. Die Leiche des Heiligen wurde ausgraben und zur größten Verwunderung fand sich, daß sie immer noch nicht verwest war, im Gegentheil sich so gut erhalten hatte, daß man seinen Kopf in viele Theile zerlegen und an viele Orte merkwürdige Überselbst des heiligen Hauptes zur Erbauung der Menge versenden konnte, wovon die vornehmsten Carthäuser Italiens, Frankreichs und Deutschlands Zeugniß geben. Gregor XV. ließ das Fest des neuen Heiligen in das römische Breiter setzen und Clemens X. erhob es sogar zu einem doppeiten. So war denn endlich der Heilige zu allgemeiner Verehrung der ganzen römisch-katholischen Kirche gelangt, so daß man Kirchen und Altäre ihm weihen durfte, obgleich zu seinen Bezzeiten nur die beiden angeführten Carthäuser von ihm gegründet worden waren.

Unterdesen war in der großen Carthause, wie das Kloster bei Grenoble genant wird, auf den Prior Landwein, Peter der Franke gefolgt auf diesen Johann I., den man als den zweiten Cister des Ordens betrachtete

wegen seiner weisen Verwaltung und der tüchtigen Geseße (Gewohnheiten der Carthause genant), die er einführte, ohne sie durch Christ zu verewigen, was erst der auf ihn folgende Prior der großen Carthause, der ehrwürdige Gingo (Gingnes) auf Verlangen des Bischofs von Gies noble und der Prioren der 3 übrigen Carthäuser des Portes, St. Eulph und Meriac; mehrte gab es damals noch nicht ins Werk sezte. Gingo war kaum 4 Jahre Mönch gewesen, als er um das Jahr 1130 zum Prior erwählt wurde, als welcher er 1137 farb. Die nach seinem Ramen genannten Statuten führen eigentlich den Titel *Constitutiones carthausiae* und sind auch mehr eine treue Schilderung des damaligen Lebens der Carthäuser, als wirklich Geseße. Das Hauptsächliche ist folgendes: Man machte viel und doch wurde das Wachen noch strenger, als anfangs. Das heilige Stillschweigen wurde hoch und streng beachtet. In hohen Festen oder Capiteltagen durften sie sich mit einander unterhalten und mit dem Koch reden; auch die Gäste durfte man mit Gespräch umterhalten. Jeweilen war es ihnen auch vergönnt, mit einander zu arbeiten und dabei zu reden. Das Gespräch wurde in dem kleinen Kloster, einem Nebengebäude an der Seite der Kirche, gehalten. Im großen Kloster wohnten die Mönche oben, die Laienbrüder und Kranken unten. In einigen Festen i. B. an Capiteltagen, speiseten sie gemeinschaftlich. Zu gewissen Zeiten bereichte sich Jeder seine geringe Wahlzeit in seiner Zelle. Zu jeder Wahlzeit tranken sie Wein, außer an den vielen Enthaltungstagen. Dreimal wöchentlich hatte Jeder die Erlaubniß, sich mit Wasser, Salz und Brod in begnügen, wenn er wollte. Jährlich wurde 5 Mal zur Ober gelassen, an welchen gleichlichen Tagen man ihnen etwas mehr Essen und einige Erquickung richtete. Das Fasten ging mit Kreuzeserhöhung an und dauerte bis Ostern, also das ganze Winterhalbjahr. Dann aßen sie täglich nur ein Mal, enthielten sich aber des Weins und anderer strengen Übungen. Ihr Brod bestand aus grobem Weizenmehl: einentliches Weißbrod erhielten nur Kranke. Man beschwor sich das Haupt regelmäßig 6 Mal im Jahre und stillschweigend. Keinem Fremden, außer Mönchen anderer Orden, mit denen sie Umgang haben durften, wurde der Zutritt auf ihren Chor gestattet. Mönchen nahmen sie nicht unter dem gewöhnlichen Jahre und hielten ihnen zuvor die Schürze ihrer Regel unumwunden vor. Keine Einer ihre Strenge nicht aushalten, wurde ihm vorgeslagen, in einen gelindern Orden zu treten: später wurde ihm auch erlaubt, in die Welt zurückzukehren. Der Prior, der von den übrigen nicht in unterworfen war, wurde von der ganzen Gemeinde gewählt. Er hatte mit den Gassen zu thun und durfte das Ordensstatuten der Gasse freihet wegen brechen. Der Procurator war sein Vice im untern Hause. Ubrigens war es dem Prior nicht erlaubt, aus den Grenzen der Carthause zu gehen. Es waren aber zweierlei Grenzen (Termes) festgesetzt: Grenzen der Mönche für ihre Ergüdungen (Spacieren, Spaziamment) und Grenzen der Besizungen. Prioren durften nicht aus den Grenzen ihrer Häuser gehen. Ihre Zellen waren sehr ärmlich ausgestattet; selbst der Kirchen

schmuck war armseelig, nur der Kelch durfte von Gold und Silber seyn. Außerhalb der Grenzen ihrer Besetzung war ihnen kein Besizthum gestattet. Auch war es den Mönchen nicht erlaubt, sich nach gehaltenen Todtenmessen auf Lakosten der Todten zu mäßen, was damals sehr gewöhnlich war. — Die Laienbrüder, die wol in keinem andern Orden so schlecht gehalten worden sind, hatten anfangs weniger zu beten, als später. Täglich bekamen sie ein Mal Wein: Donnerstags und an hohen Festen des Morgens und Abends. Sie hatten einen Bäcker, Schuhmacher, Färber, Oberhirten und Aufseher über Felder und Scheunen. Des Freitags fasteten sie bei Wasser und Brod, in den Fasten, im Advent u. auch Wittwochs. Ihre gewöhnliche Mittagspeise war keine andere, als die der Mönche, Kräuter, Wurzeln, Früchte. Vom 1. December bis Ostern bekamen sie Haferbrod, im Advent nöthentlich ein Mal ein Walzenbrod. Im Advent und in den Fasten wurden sie nöthentlich ein Mal gezeißelt. Jährlich mußten sie 4 Mal zur Ader lassen, erhielten aber dann etwas bessere Nahrung und waren von der Arbeit befreit.

Man sieht, daß in diesen Citten und Gewohnheiten der alten Carthäuser noch von keiner Fleiscenthaltung ausdrücklich die Rede ist, auch noch nicht von bestimmten Strafen. Einige Zeit nach Guigo setzte Bernhard de la Tour (auch Dom Alfier genannt) andere Statuten auf, die *Statuta antiqua*, die aus drei Theilen bestanden und die Verordnungen aller Generalcapitel bis zum Jahre 1258 enthielten. 1259 wurden sie gebilligt. Die Generalcapitel sind vom Prior Anthelm eingeführt worden, dessen erstes 1141 gehalten worden ist. Anthelm starb 1151. — In diesen sogenannten alten Statuten wird schon viel gesagt über Vernachlässigung der sonstigen Zucht, über zu vieles Ausgehen der Mönche, über oft getadelte Kleiderpracht und über Schmausereien. Deshalb wurden nun *Usqueque* verordnet, wobei der zur Rede Gestellte nur immer zu antworten hatten: „*mea culpa*“ (durch meine Schuld). Hier ist nun auch ausdrücklich vom Fleiserverbote Erwähnung gemacht. Sogar die Kranke befehlen es nicht. Die übrigen Punkte sind den frühern Kapiteln gleich. Auch die Zahl der Mönche jedes Klosters blieb 13 und 16 Laien. Doch waren noch 7 Bekehrte oder Oblaten hinzugefügt worden, die man *Reddus* (redditi, Zugedene) nannte. Diese waren nach einer Bulle Gregors I. vom Jahre 1232 für den Heilbau bestimmt, trugen die Kleidung der Bekehrten, hatten, wie sie, ein Probejahr und thaten eben so Profeß.

Als 1367 Wilhelm Rainaud (Rainaldi) Prior und General der großen Carthause wurde (was immer vereint war), machte sich der eifrige Mann, der um der Liebe zum Orden willen sogar den Cardinalsstuhl ausgeschlagen hatte, auch dadurch verdient, daß er abermals eine Sammlung ihrer Statuten veranstaltete, die man *statuta nova* nannte, die nur wenig Bemerkenswerthes zu dem schon Defanten hinzuhut 1368. Das Kochen in ihrer Zelle war längst abgekommen. Wer das Stillschweigen brach, wurde mit Ruten gezeißelt. Jedes Kloster soll ein tüchtiges Gefängniß für die Übertreter haben: denn das Ausstoßen

der Sünder, das früher gebräuchlich war, wurde untersagt und lieber, war das Vergehen groß, lebenslängliches Gefängniß verordnet worden. Es durften auch schon mehr Mönche, als sonst, in jedem Kloster sich befinden, und man spricht hier zuerst auch von Donaten und Psrindacra, beide Laien, von denen die ersten zuweilen auch geistliche Kleider tragen durften. Damals war es gewöhnlich, auch trockene Messe zu lesen, d. i. ohne Opfer zu bringen. Das wurde in der Folge abgeschafft, und täglich lasen sie nur eine Messe der heil. Jungfrau in ihren Zellen, die mit den Worten anfang: *Salve sancta parens*.

Das Schisma vom Jahre 1378 nach Gregor XI. Davo brachte auch unter unsern Mönchen eine Spaltung hervor. Ein Theil erkannte Clemens VII. als Papst, ein anderer Urban V. Der letzte, zu dessen Partei Italiener und Leutige gehörten, ernannte Johann von Barri, den Prior zu Trisult 1379 zum Generalvikar, der auch vom Capitel zu Rom 1382 zum General des Ordens ernannt wurde und in der Carthause zu Florenz wohnte, wo er früher Prior gewesen war. Urbans Anhänger hielten ihr Capitel 1383 zu Rombach bei Wien und entschlossen sich, das Capitel fernehin in ihrer ältesten Carthause St. Johann von Leiz zu halten. Diejenigen, welche Clemens als Papst anerkannten, hielten ihr Capitel in der großen Carthause. Beide Theile wählten sich demnach ihre Generale. Als darauf 1410 drei Päpste zugleich auftraten (Gregor XII., Benedict XIII. und Alexander V.): gingen die Carthäuser in sich, und ihre beiden Generale Bonifacius Ferrer und Stephan Macon traten freimüthig ehrenvoll zurück, und man erwählte gemeinschaftlich einen einzigen General des ganzen nun ausgebreiteten Ordens in der Person des Priors, Johanns von Greifenberg (de Grilemont), eines gebornen Edelmannen, wodurch der gefährliche Zwiespalt glücklich beseitigt wurde.

Im Jahre 1495 war Franz von Vup (Dom Pietro, ein gelehrter Doctor) zum General ernannt worden, welcher eine dritte Sammlung ihrer Statuten ordnete, die 1509 bekannt gemacht wurde (*Tertia Compilatio Statutorum*), vor welcher die Historie mit dem verdamnten Doctor zu Paris im Bilde zu sehen ist. Diese Sammlung ist 1510 zu Basel auf Kosten der Carthause des St. Johannesevangelii bei Freiburg, eines Hauptklosters in den Rheingegenden, gedruckt worden. Wie Manches sich unter ihnen geändert hatte, ergibt sich hieraus klar. Es wird darin von Neuem die eingetiffene Pracht unterlagt und die fromme Ländlichkeit (*sancia rusticitas*) eingeschärft. Man soll das Goldmachen und die Elenneffen für Geld u. lassen. Die Sterbenden sollen nicht mehr auf geweihte Aste gelegt, sondern in ihren Betten gelassen werden, die nur ein wenig damit bestreut werden sollen. Über die Spaziergänge der Mönche werden Verfügungen getroffen, was bisher ausdrücklich noch nicht geschrieben war. Den Abtrünnigen soll nachgefeht werden und zwar auf gemeinschaftliche Unkosten aller Carthäuser. Die wieder Eingebrochenen sollen nach gehörigen Ceremonien in das härteste Gefängniß geworfen werden. Jetzt wurden auch

aus andern Mönchen oder Brüdern angenommen, jedoch ohne Aimer verwallen zu dürfen. Wo keine Weinberge sind, sollen die Mönche nur an Festtagen Wein erhalten, die andern Tage sich mit Bier begnügen: dagegen war es ihnen erlaubt, in Betten zu schlafen.

Eine vierte Sammlung (Nova collectio statutorum Ordinis Cartusiensis etc.) wurde unter dem General Bernhard Cassio, der sein Amt 1566 antrat, nach dem Capitel 1572 verordnet, welche Sammlung 1681 zum zweiten Male wieder aufgelegt wurde. Man beabsichtigte das mit, alle Satzungen kurz und bündig zusammenzufassen, um Alles desto besser übersehen zu können. Auch hatten einige Mönche mancherlei Befreiungen gewünscht, wozu abermals kleine Unordnungen eingetiffen waren. Deshalb vorzüglich war die neue Gesefsamlung 1578 verfaßt worden, konnte aber der mancherlei entstandenen Streitigkeiten wegen erst 1681 bekannt gemacht werden. Eben so uneinig war man bei Herausgabe der zweiten Auflage, so daß sich Innocenz Raffen genöthigt fah, sich deshalb an den Papp Innocenz XI. zu wenden, der auch diese zweite Ausgabe ihrer Gefese beftätigte 1682. Nach diesen neuen Satzungen ist der Gefang beim heiligen Amte viel länger; die Gebete für die Verstorbenen, die sonst in der Zelle gehalten wurden, sind in die Kirche verlegt; das Wachen ist strenger geworden; sie dürfen nicht mehr mit dem Koche, auch nicht mit den Gästen reden; die ganze Woche war nur ein einziger Spaziergang des Donnerstags erlaubt, außer an den Abertagtagen; die Kranken bekamen keine Erquickung mehr, dafür wurde aber den Mönchen an den Enthaltungstagen Wein gereicht. Der Procurator darf in Gefchäften auftreten, ohne es zuvor dem General gemeldet zu haben. Dagegen war alles Fasten bei Wasser und Brod, so wie das Gefes aufgehoben, daß man kein Besizthum außerhalb der klösterlichen Grenzen haben dürfe. Das Spielen mit Fremden oder mit Mönchen ist dem Prior streng untersagt. Die Zellen sollen fleißig visitirt werden. Dem Fleisshessen entsagt man: wer es thut, wird mit Gefängnißstrafe belegt, so lange es das Capitel beschließt. Über den Genuß der Fleishdiehe in Nothfällen wird bestig gestritten. Musikalische Instrumente waren auch in ihren Erholungen verboten, als Dinge, die sich zur Buzfertigkeit nicht eignen. Aufseherlich wird in der großen Carthause Generalcapitel gehalten und in jedem Kloster als Sonntage ein Pustcapitel, wo gebetet wird. Gebrochenes Stillfchweigen wird stets mit der Selbst bestraft. — Den Gebeten für die Verstorbenen gaben sie verschiedene Namen: Das Wonachar besteht aus zwei Psalmen und zwei andern Gebeten. Diese werden von denen gesprochen, welche die Leiche bewachen; in der Folge wurden sie von allen Mönchen für die verstorbenen Ordensbrüder gebetet. Die sogenante Agende ist ein Iobtenant von 9 Sectionen und die Tricennarien bestehen in einer Messe, die 30 Tage hintereinander, vom Begräbnißtage an, gelesen wird. Ubrigens ist die Anzahl der Psalmen und Pater noster, die sie täglich zu sprechen haben, in verschiedenen Zellen sehr verschieden gewesen. Obgleich ihre Zellen alle in dem großen Kloster sind, so ist doch jede von der

andern völlig abgefondert und hat eine Wohnkubel, ein Schlafzimmer, ein Kabinet, ein Eßzimmer und einen kleinen Gang mit Kammern für ihre nöthendigsten Gefache. Jeder Mönch hat auch eine kleine Scheune und sein Gärthchen, das er bebauen darf. Es steht jedem frei, zu drescheln, zu lesen, zu studiren ic. Dazu werden ihnen die nöthigen Werkzeuge gegeben. Nur drei Mal gehen sie täglich aus ihren Zellen, nämlich zur Messe, die noch vor Mitternacht gehalten wird, zur hohen Messe und zur Vesper. Die übrige Zeit bleiben sie verschlossen und speifen für sich, hohe Festtage ausgenommen. Daher hat es sich auch nicht selten ereignet, daß nicht wenige Mönche vom geschmolzenen Fette erstickt sind (le gras fondu), einer Krankheit, die man an Pferden kent, die übertrieben worden sind.

Vor Frauenbesuchen schäfteten sie sich mit ausgezeichneter Behufsamkeit. Nicht einmal in den Hof ihrer Kloster wurden sie gelassen. War ja ein Mal ein solcher Unfall geschehen: so wurde hinter Thüren her gefegt. Im Jahre 1418 wurde der Prior in Paris vom Generaleapitel bestraft, weil er die Königin in seinem Kloster aufgenommen hatte. In der Mitte des 15. Jahrhunderts war es jedoch erlaubt worden, Prinzessinnen den Eintritt zu gestatten. Eine seltene Ausnahme ist es, daß in Rom viele Frauen ihre Kirche besuchen. Der Grund dieser Erscheinung ist in der Lage dieser Kirche zu suchen; sie befindet sich nicht im Innern des Klosters.

Die Kleidung dieser Mönche besteht aus einem Koche von weißem (in der Regel grobem) Luch mit weißledernem Hürtel oder häfnerem Stricke, oder vom beiden zugleich zusammengehalten, nebst einer kleinen Kapuze (cuculla), an welcher sich, ebenfalls weiß, eine Kapuze befindet. Im Chore tragen sie eine etwas größere Engul (was bei andern Mönchen Scapulier heißt). Geben sie aus, tragen sie schwarze Kappen, weite Chorröde zum Überwerfen mit gleichfarbiger Kapuze. Ihre Hemden sind häfner oder von Serge (Cilicium), denn Leinwand ist ihnen verboten. Auf dem bloßen Leibe sind sie noch mit einem Stricke umgürtet, Zombat genannt. Jederbeden sind verboten; sie schlafen auf Strohsäcken und grobroollenen Sacken, auch auf der Messe auf Bänken.

Auch die Kleidung der Bekehrten ist weiß. Geben sie aus, haben sie eine lasonienbraune oder graue Kutte. Sie lassen sich den Bart wachsen. Leinwand ist auch ihnen untersagt. Die Kleidung der Donaten ist braun oder grau und reicht nur bis über das Knie; dazu haben sie ein knappanliegendes Käppchen von gleicher Farbe auf. Ohne Erlaubniß dürfen auch sie nicht ausgehen. Sie tragen keinen Bart, thun auch der größern Gefahr wegen, der sie ausgesetzt sind, weiter kein Belübbe, als daß sie gemeinschaftlich leben und dem Orden treu und dienstbar seyn wollen. Von den Ordenssaffen sind sie frei, bekamen aber späterliches Essen und Trinken, als die Mönche.

Die erste Befestigung des Ordens erfolgte von Leo ban II. Alexander III. wiederholte sie 1170. Martin V. befestigte sie 1420 von dem Zehenten ihrer Einkünften und Julius II. septe alle Carthäuser der Welt unter den Gehorsam der großen Carthause und des Generalcapitels.

Helvet gibt 270 Carthäuser an, unter denen nur 5 Frauenklöster sich befinden. Sie sind sämtlich in 16 Provinzen getheilt, jede mit 2 Visitatoren, die vom Capitul gewählt werden. Die große Carthause ist sehr ansehnlich, ob sie gleich sechsmal abgebrant ist. Der letzte Brand fiel 1676 vor. Dabei demerken wir zugleich, daß wir von der neuesten Geschichte des Ordens aus Mangel an völlig glaubwürdigen Nachrichten ganz absehen müssen. — So sehr man also auch anfangs gegen alle Pracht effecte, so wenig ist man doch dabei geblieben. Es finden sich mehrere äußerst prächtige Carthäuser, z. B. in Pavia, Nancy &c. Die prächtigste, ob sie gleich dem Umfange nach zu den kleinen gehört, möchte doch die Carthause zu Neapel seyn. Sie überrreift an Schmuck und Reichthum alle anderen. Das ganze Kloster ist von dem besten carthaischen Marmor erbaut und das Gernzist in demselben ist von der größten Pracht. Unter einem einzigen Prior daß über eine halbe Million Thaler an allerlei Verzierung, wie Silberzeug, Gemälde, Statuen u. s. w., verwandt werden können.

Der Orden erfreut sich vieler Heiligen; 4 Eucharistie sind aus ihm hervorgegangen, auch Nichten, der Erzbischof von Lyon und Erbkämmerer des Königs von Frankreich, gehört ihnen an. Sie haben der Kirche 70 Bischöfe und Erzbischöfe gegeben, und nicht wenige Schriftsteller haben sich unter ihnen befannt gemacht, unter welchen der angefehene Dionys. Kikel ist, gewöhnlich Dionys der Carthäuser und Doctor extaticus genant.

Carthäuserinnen gab es stets nur wenige im Verhältniß. Was auch daraus das Erbot des heiligen Eustachius einen Antheil haben, so war es doch weder die einzige, noch die vornehmste Ursache; vielmehr betrachtete der Orden, der gegen das weibliche Geschlecht überhaupt sehr eingenommen war, sie als eine drückende Last. Schon in Raimunds neuen Statuten 1368 wurde verboten, noch mehr Nonnenklöster zu stiften, was in der neuen Sammlung 1581 wiederholt wurde. Die Abneigung des Ordens gegen sie ging so weit, daß selbst die Geschichte dieser Renner auf Veranlassung ihrer Brüder im Dunkel gelassen worden ist. Denn als Raimon in der Fortsetzung seines Werkes den Ursprung und Fortgang der Geschichte der Carthäuserinnen liefern wollte, widersetzte sich der ganze Orden diesem Vorhaben und Raimon unterließ es. Helvet berichtet, daß man hauptsächlich über diesen Punkt wenig oder nichts von dem schwäbischen Zerber erzählt. Das erste Nonnenkloster, sagt er hien, scheint nach Franz du Vau zu Einiges Zeiten entstanden zu seyn. Wenigstens findet man dort seit 1116 in Verband gegründete Frauenklöster in Verdun, Velle, Courbeis, Ragny, Parvaul und Salverand (in der Provence), in welchem letztern der unermessliche Leichnam der heil. Rosalinde begrabt war. Von diesen allen bestit kein einziger mehr. Zu Helvet Zeit fanden sich noch 5 bis 6 Nonnen-carthäuser, von denen er 5 nams daß zu Madrid weiß. Vermutlich der Genoble, gestiftet 1234, Melan in Savoyen, gestiftet 1288, Calette an dem Rhone 1299, Gohne im Sprengel von Arras, 1508 und Bruges 1344. — Erst 1266 wird in den Capitul

gen der Frauenklöster Erwähnung gethan. Sie stehen ganz unter der Leitung der Mönche, sind dem großen Generalcapitel unterworfen und sind gehalten, jährlich schriftlich ihre Untwerflichkeit von neuem zu bezeugen. In allen Dingen richten sie sich nach den Mönchen, außer daß sie Mittags und Abends gemeinschaftlich essen. Die Priorinnen sind verpflichtet, ihrem Vear oder Vorgesetzten ihres Hauses zu gehorsamen. Vor Zeiten nahm man durchaus keine Mächtig von ihnen, und es war ihnen erlaubt, mit ihren Gemainschaften spazieren zu gehen. In der Folge wurde Beides geändert. Mönchen wurden schon vom 11. Jahre angenommen, von dem tridentinischen Concil an nicht unter dem 15. Jahre. Von diesen Zeiten an wurde auch der Spaziegang mit den Mönchen aufgehoben. Nicht einmal diese zu scheiden war erlaubt. Geschenke durften sie weder nehmen noch geben, außer auf ausdrückliche Erlaubnis der Priorin. Nur ihre Eltern und nächsten Verwandten konnten sie besuchen; selbst mit diesen sprachen sie nur mit heruntergelassenem Schleier und in Gegenwart einer anderen Nonne. Keine darf ein Eigenthum besitzen. Alles muß der Priorin angedeliefert werden. Alle schlafen in ihrer Regel, selbst die Laienschwester. Keine darf jemals zur Messe dienen und die Abtsinnen dürfen ihnen keine Beichte abnehmen, noch sie absolviren. Ihre Kleidung ist gleichfalls weiß, nur den weißen Mantel haben sie eigen. Die Strenge des Eustachiusens ist etwas gemäßiget. — Man vergleiche Helvet im 7. Bande, die pragmatische Geschichte der Mönchsorden im 4. B., Innoc. Masson, Annales Ord. Carthus. Pet. Orland. Chronicon Carthus.; Jacq. Corbin histoire sacrée de l'ordre des Chartreux.

(G. W. Fink.)

#### CARTHAGO. I. Geographie und Geschichte.

Einer der merkwürdigsten Staaten der alten Welt war ohne Zweifel Carthago; ein Staat, welcher von den kleinsten Anfängen ausgehend so mächtig ward, daß er mit Rom um die Weltbeherrschung kämpften konnte, welcher durch seinen Handelsverkehr über die Enge und Beschränktheit seines politischen Egoismus hinausgehend, alle Völker und Länder der damals bekannten Welt mit einander verband und ihre Interessen ausglich, der zugleich aber auch durch Bildung und Cultur in jeder Art sich auszeichnete, und die größten Männer für die Geschichte des Kriegs und des Friedens herverbrachte; ein Staat, dessen Weisheit und Regierung, nach der Cicero und Aristoteles Zeugnis, daraus am meisten erkannt werden kann, daß er 600 Jahre in einem ununterbrochenen Wachsthum und ohne fast nur nomadische innerliche Stürme zu erleiden, blühte, und endlich, als er wegen innerer Entartung fiel, doch einen rühmlicheren Untergang fand, als alle andere Nationen des Alterthums, nachdem sie entact waren, gefunden haben. Auch erlag Carthago weniger seinen eigenen Verberber, als der Gewalt und Zügel der Römer und der Uimacht des Seeheldes. — Keine Geschichte ist aber dunkler als die carthagische, denn über die ersten 4 Jahrhunderte derselben wissen wir fast gar nichts, oder es sind uns nur Fabeln oder doch sehr zweifelhafte Berichte darüber aufgetrieben; und auch die spätere Geschichte ist lückenhaft, und was wir davon haben, ist Bericht der

Feinde oder doch der Ausländer, die kein Interesse hatten, uns Carthago und seine Verhältnisse treu und nach der Wahrheit darzustellen, oder dieses Staates nur gütlich, und ohne Eitelkeit anzusehen, erwähnen. Denn die gesamte Literatur der Carthager ist untergegangen, so jauchzig sie auch früherhin gewesen seyn mag. Zur Zeit ihrer Blüthe drang sie nicht bis nach Griechenland und Rom wegen des Gegenfades zwischen orientalischen und occidentalischen Sprachen und Sitten, und nur sehr selten schienen Griechen und Römer die punische Sprache erlernt zu haben, die ersten aus Eitel, indem sie die Carthager als Barbaren verachteten, die andern aus Ungelenkheit des Geistes zur Zeit ihrer kriegerischen Größe, und beides deshalb, weil die Carthager gewiss alle fremde Sprachen verstanden und übten, indem sie als ein Handel treibendes und Handel suchendes Volk genüßigt waren, den fremden Völkern in ihren eigenen Sprachen entgegen zu kommen. Zwar führt Justin XX, 5. ein Gesetz in Carthago an, welches verbot, ne quis postea Carthaginiensis, aut literis Graecis, aut sermoni studeat; ne aut loqui rum huteat, aut scribere sine interprete possent; aber eine solche Beschränkung, auch wenn sie wahr seyn sollte, kann ihrer Natur nach besonders bei einem vielfach verkehrten Volke, nicht von Dauer und Erfolg seyn; und daß später dies Gesetz nicht mehr galt, beweiset das Beispiel Hannibals, der selbst griechisch verstand und griechische Bildung erhalten hatte, und auch Griechen um sich hatte, die seine Geschichte schrieben. — Daher ist viel eher zu erwarten, daß die Carthager sich das Fremde, besonders griechische Literatur und Kunst angeeignet haben, als daß die carthagische Literatur den Griechen und Römern, sehr wenige etwa nur angenommen, bekannt geworden sey. Als der römische Senat die 28 Bücher des Mago über den Ackerbau aus dem Carthagischen ins Lateinische übersezen ließ, schienen sich nur wenige in Rom gefunden zu haben, die punisch verstanden (cl. Plin. Hist. nat. XVIII, 3.), und wegen der übrigen Bücherstücke, die in Carthago gefunden waren, war man so unbestimmt und legte so wenig Werth darauf, daß man sie den Numidischen Königen schenkte (Plin. l. 1.), und in späterer Zeit schenken diese Bücher nach dem Verfall von Jugurtha's Reich zur Zeit Cäsars nicht besonders durchsicht worden zu seyn. Salustius, der selbst in Africa Statthalter war, und dort schon einiges Interesse an der Geschichte dadurch zeigte, daß er sich um Bücher bekümmerte, verstand kein Punisch, sondern ließ sich Bücher (qui regis Numidialis diebantur) interpretiren, aus welchen er uns in seiner Geschichte des Jugurthinischen Krieges späterhin einige Auszüge über die ältere afrikanische Geschichte gegeben hat, die freilich für Carthago nur wenig auszuweisen, und die auch Salustius, ohne besondern Werth auf sie zu legen, nur deshalb mittheilt, um Nachrichten zu geben, die von den ältesten einigermassen abweichen und neu seyn möchten. Ob späterhin Juba, der Sohn des von Cäsar besiegten Numidischen Königs Juba, in seiner römischen Geschichte, die er griechisch schrieb, über die Verhältnisse zwischen Rom und Carthago einheimische Quellen benützt habe, ist auch sehr ungewiß, da uns über Juba's vortreffliches Werk, das Plutarch so viel benützt (angem. Encyclop. d. W. u. K. XLX

zu haben vorgibt und häufig rühmt (Plut. Caes. p. 733. d. ἐκ παλαιῶν καὶ Νουμάδου, Ἐκ τῶν τοῦ πολυμάχου τοῦ ἐν ἀφρικῇ συγγραφέων) keine ausführliche und genügende Nachrichten übrig gelassen sind, und es auch überhaupt zu bezweifeln ist, daß dieser, der seine Bildung in Rom gebolt hatte und ein Unterthan dieses Volks geworden war, sich in der Wissenschaft eigenhändig erpalten haben könnte; und gewiß würden wir durch Plutarch im Leben des Fabius und Marcellus etwas davon erfahren haben, wenn Juba in der Geschichte des 2ten punischen Krieges von der gewöhnlichen Darstellung abweichende Nachrichten gegeben hätte. Daß aber der punische Krieg in der Geschichte carthagischer oder aus Carthago's Seite schreibender Schriftsteller eine ganz andere Gestalt hatte, als die wir jetzt aus den römischen Historikern kennen, liegt theils in der Natur der Sache, theils ersieht man es auch aus dem Leben des Hannibal beim Repes, wo ohne Zweifel die Geschichten des Sthenus und Scyllas zum Grunde liegen. So aber ist alles eigenthümlich carthagische oder den Carthagern günstige und beschränkte Geschichtszugang fast ganz verlohren, und die Feststellung dieser Stadt mit ihrer ganzen Herrschaft, Sprache, Sitten und Bildung ist so gründlich von ihren Feinden vorgenommen worden, daß kaum einmal eine Krone oder eine Inschrift aus der alten Zeit der Blüthe übrig geblieben ist; und was noch etwa davon vorhanden ist, ist entweder uns leserlich, oder lobt kaum die Würde, es zu entziffern. Dazu auch hat selbst die Natur ihren Eingramm an den Küsten des carthagischen Gebietes und insbesondere des Grundes, auf dem Carthago stand, ausgewaschen, so daß uns nicht einmal eine deutliche Vorstellung von der Lage der Stadt, ihren Mauern und Häfen mehr möglich ist, indem bald die Küsten wengespült, bald große Landstrecken angeschwemmt sind, und die Klüfte über Land versändert haben. Daher bleibt uns nur übrig, die Geschichte und Alterthümer Carthago's aus fremden Quellen zu studiren und zu entwickeln. Was diese Quellen betrifft, so sind sie theils nicht unbekant, theils kann ein jeder dieselben leicht bei Diefelb. Allgem. Gesch. I. 1. p. 776. und bei Diefelb. in der neuesten Auflage seiner Ideen z. II. 1. oder bei Diefelb. 1. 1. Gesch. der Carthager nachsehen. Wir wollen hier nur bemerken, daß über die carthagische Geschichte die Acten noch keineswegs geschlossen sind, und daß trotz mancher vortrefflicher Vorarbeiten dazu die Abfassung einer eigentlichen und umfassenden Geschichte von Carthago, so wie diese große Volk es verdient, noch immer eine Aufgabe bleibt, die eines bedeutenden Historikers würdig wäre. Die folgende Darstellung der carthagischen Alterthümer und Geschichte wird sich im ganzen freilich an die Resultate der Forschungen früherer Gelehrten halten müssen, doch werden wir auch gar häufig Gelegenheit finden, wo wir von den bisher allgemein gewesenen Ansichten abzuweichen und einen eigenen Weg zu versuchen gezwungen sind.

Lage Carthago's. Carthago lag unter 36° 40' N. Br. und 27° 48' ö. L., und zwar nach Syrien (Libye. 95. 96.) im innersten Winkel eines großen Meerbusens, der vom Promontorium Ilermaeum (Cap Vena) im Westen und dem Promontorium Apollinis (Cap Zibib) im Osten

gebildet wies, und eine Tiefe von fast 15 Meilen hat. Die Stadt lag auf einer Halbinsel, die sich südlich vom Ausflusse des Bagradas von Westen nach Osten in das Meer erstreckt, und von welcher eine lange, ungefähr eine halbe Stunde breite Erbjungung gegen Süden hinablies und so den See von Tunis mit dem Meerbusen abschloß. Die Landenge, durch welche diese Halbinsel mit dem festen Lande zusammenhing, war 25 Stadien (eine starke halbe deutsche Meile) breit, die ganze Halbinsel aber hatte einen Umfang von 360 Stadien (etwa 9 deutschen Meilen). Die Landenge, welche die Halbinsel mit dem Continente verband, war durch eine dreifache Mauer geschützt, welche von dem See von Tunis querüber nach der entgegengesetzten Seite geführt war, 30 Ellen Höhe hatte und alle 210 Schritt einen Thurm von 4 Stodwerken. Die Dicke der Mauer war 30 Fuß, und in denselben waren die Ställe für 300 Elephanten, für 4000 Pferde, für 24,000 Soldaten, nebst Magazinen u. s. w., so daß also diese Besatzung der übrigen Stadt gar nicht zur Last fiel. Nur ein Theil der Mauer, der gegen die Häfen hin sich erstreckte, war schwächer, und dieser wurde daher auch später von den Römern zum Angriffspunkte ausersehen. Die Halbinsel bildete an ihrer südlichen Spitze, gegen den See von Tunis hin, wiederum eine geräumige Bucht, welche größtentheils durch eine andere kleine Landzunge, welche sich neben der zuerst genannten Landzunge herzog, eingeschlossen wurde. Diese Bucht, von der übrigens jetzt gar keine Spuren mehr vorhanden sind, bildete den Hafen von Carthago, der überaus geräumig und sicher war, und durch 2 vorspringende Landzöge und eine zwischen diesen liegende kleine Insel in 2 Theile getheilt wurde. Man schiffte aus dem größeren Hafen durch einen nur 70 Fuß breiten Eingang, der durch eine eiserne Kette verschlossen werden konnte, in den inneren Hafen. Der Vortreflichkeit dieser Häfen hat gewiß Carthago zu meist seine Stärke und seine Macht zu verdanken, und doch sind die Nachrichten der Alten über dieselben, namentlich des Appian und Polobius in vollkommenem Widerspruch mit einander, zumal wenn man die gegenwärtige Gestalt der Landenge mit ihren Beschreibungen vergleicht. Der äußere Hafen war für die Handelsschiffe bestimmt und war groß genug, um eine bedeutende Anzahl derselben zu fassen. Die kleine Insel, welche vor der Einfahrt in den inneren Hafen lag, war besetzt, und hier befanden sich Schiffsmagazine und eine Wohnung für den Oberbefehlshaber der Flotte; auch verbinde die Höhe der Insel mit ihrer Gebäude, daß man vom Meere oder vom äußeren Hafen aus in den inneren Hafen hineinsehen konnte. Dieser letztere war nur für die Kriegsschiffe bestimmt und hatte für 220 derselben Raum, und jedes Schiff hatte seine besondere Lagerstätte zwischen zwei ionischen Säulen, welche ein Gebäude trugen, das über dem Schiffe stand, und aus welchem foglich alle Bedürfnisse zur Ausrüstung des Schiffs in dasselbe hinabgelassen werden konnten. Diese Schiffsmagazine bildeten eine Art von geschlossener Gallerie, und außerdem war noch die ganze Hafeneinfahrt durch eine doppelte Mauer geschlossen, durch welche nur ein einziger Thor in die Stadt ging, so daß nicht nur der Kriegshafen den Einbrüchen aller verschlossen

war, sondern auch der Handelshafen so gänzlich gesichert werden konnte, daß, wenn es nöthig war, keiner in der Stadt erfuhr, was in den Häfen vorging. — Der große Raum der ganzen Halbinsel, welcher einige Quadratmeilen betrug, war nach der See Seite hin, besonders im Norden, nur durch eine einfache Mauer geschützt, indem die zahlreichen Klippen und die Steilheit des Ufers selbst schon hinreichenden Schutz gewährten. Zunächst nach dem festen Lande und der Mauer hin, vielleicht an dieselbe anstoßend, lag das Castell Borsä (Mons, Burg), dessen Umfang verschiedne angegeben wird, und das wieder durch eine mehrfache Mauer gesichert war; den übrigen Raum nahm größtentheils die Stadt ein, von welcher der Theil zunächst am Hafen, Le thon genannt wurde (so hieß auch die Insel, welche den Eingang zum inneren Hafen schloß). Der andere hieß Magara (Magaria, Magalia), war aber weniger mit Gebäuden bedeckt, und enthielt daher auch Gärten und Acker von so großer Ausdehnung, daß hier Vließ war, ganze Kriegerheere aufzustellen; denn 700,000 Menschen, aus welcher Zahl die Bevölkerung Carthago's angegeben wird zur Zeit der Belagerung, als alles in die Stadt zusammengedrängt war, füllten einen Raum von einigen Quadratmeilen nicht. Außer der Burg werden noch mehrere Hügel innerhalb des Umfangs der Stadt unterschieden und viele große prächtige Gebäude, z. B. der Tempel des Aesculapins, der selbst eine Art von Festung war. Von der ganzen herrlichen Stadt, der größten und schönsten des Alterthums, ist nichts übrig geblieben, als Trümmer einer Wasserleitung und einige Eisensteine, von denen es übrigens sehr zweifelhaft ist, ob sie dem alten tyrischen Carthago angehören. Jetzt liegt auf dem angeborenen Raume, auf der entgegengesetzten Seite der Hafenstadt Cöthen, ein elender Flecken El Merna (Hafen).

Geschichte Carthago's. Merkwürdig ist die Sage über die Bevölkerung des nördlichen Afrika's, die aus Callistius aus punischen Quellen (Jug. 21.) aufbehalten hat. Afrika nämlich heißt es, hatten zu Anfang Götuler und Liboe eine, rohe und ungebildete Völker, welche vom Fleische wilder Thiere und von Kräutern sich näherten, wie das Vieh; es waren Menschen ohne Sitte, ohne Geseze, ohne Obrigkeit; unklug und unverschämte, hatten sie keine Wohnung, als wo die Nacht sie überfiel. Aber nachdem in Hispanien Hercules seinen Untergang gefunden hatte, und sein Heer, das aus den mannigfaltigsten Völkernschaften zusammengesezt war, nach Verlust seines Führers sich in kurzem zerstreute, so schrieben die Meder, Perser und Armenier unter ihnen nach Afrika hinüber und hieselbst sich dort an der Küste des Mittelmeers an, die Perser mehr in der Nähe des Decane. Diese kehrten ihre Schiffe um und gebrauchten sie als Hütten, weil in dem Lande dort kein Holz war. Sie aber vermischten sich allmählig durch Heirathen mit den Götulern; und weil sie bald in dieser Gegend, bald in jener sich auszubauen vertriehen, so nannten sie sich selbst Numidier. Und auch Syrtin und noch waren die Wohnungen der numidischen Landente, die sie selbst Magalia nannten, längliche und gewölbte Hütten, umgefaßter Schiffsrüden ganz ähnlich. Die Meder und Armenier aber verbanden



sich mit den Libyern und diese Aethiopen bald ihren Namen Weher in Mauren um. Die Perser aber wurden die mächtigsten und eine Schaar der Numidier zog aus von den Eiben ihrer Väter und besetzte den Theil des Landes, der dem spätern Carthago zunächst lag. Diese Numidier nun, im Vertrauen auf ihre Macht, bewanzen ihre Nachbarn durch Waffen oder durch Furcht, und es wurden sich großen Ruhm, besonders die zunächst am Meere wohnenden, und so wurde nach und nach der nördliche Theil Africa's von den Numidiern besetzt, und alle besiegten Völker verschmolzen mit den Siegern zu einem Volke und einem Namen. Später aber gründeten die Phönicië, theils um die überflüssige Volksmenge abzuweisen, theils aus Eroberungslust, nachdem sie den Pöbel und andere unruhige Menschen dazu aufgemuntert hatten, Hippo, Hadrumetum, Leptis und andere Städte an der Küste von Africa; und diese Städte wurden bald sehr blühend und gerächten ihren Mutterstaaten zum Schutze und zur Zierde. Was aber Carthago betrifft, so hält Salustius es für besser, über dasselbe zu schweigen, als zu wenig davon zu sagen u. s. w. — Aus dieser Sage, die wenigstens ebenso viel Gewicht hat, als die Fabeln der Griechen, geht hervor, daß der Ansturm der Phönicië in Nordafrika schon ein Reich besaß, welches nicht so roh und barbarische Nationen umfaßte, als die übrigen Völker des nördlichen Africa waren, die wir aus Herodot IV. 168 seeg. kennen, sondern Nationen, die, indem sie erobernd auftraten, eine feste Statteinrichtung und bürgerliche Verfassung voraussetzen lassen, Nationen, mit denen es der Mühe werth seyn konnte, in Verkehr zu treten, und mit denen die Anknüpfung fester Verhältnisse übershaupt möglich war. Was es übrigens mit der persischen Abstammung der Numidier auf sich habe, wollen wir das hin gestellt seyn lassen; immer aber ist es interessant zu sehen, wie auch diese Völker die Anfänge ihres Staatslebens aus dem Orient herleiteten und an den fabelhaften Herkules anknüpften. Mit diesen Numidiern nun knüpfte die Phönicië, nach dem Handel mit dem Innern Africa's begierig, Verbindungen an, und gründeten in dem Ende die Handelsplätze an der Küste, welche Salustius in der angeführten Stelle nennt, und außer diesen auch noch Utica, Leptis major, Tunes u. s. w., indem sie auf friedlichem Wege ihr Verhältniß zu den Numidiern zu den stimmen suchten, und zwar so, daß zugleich ihr Interesse und das der Bewohner des Landes dadurch beruhen wurde. Dieses liegt in der Natur der Sache und kann mit Gewisheit angenommen werden; denn eine andere Möglichkeit für die Gewinnung des afrikanischen Handels, der wegen der Eigenthümlichkeit des Bodens und des Himmels vor Jahrtausenden keine andere Wege nehmen konnte, als die er jetzt nimmt, gab es nicht, als wenn man Stapelplätze auslegte und Märkte, wohin die Caravanen die Güter des inneren Africa's brachten, und wo sie gegen die Güter des Meeres und Nordens umgetauscht wurden. Und daß dieses nur durch freundlichen und friedlichen Umgang und Verkehr wirklich ausgedrückt werden konnte, ist eben so gewis. — Auch hat sich bei spätern Schriftstellern (Procopius, Bell. Vandal. II. 10.) und bei Strabo (Xaraar) die Sage erhalten, daß Ebanander bei Eroberung

Canan's durch Josua, vor diesem fliehend, sich nach der Küste des nördlichen Africa in die Gegend des spätern Carthago gewandt und dort niedergelassen hätten; dies sollte sogar noch in den Tagen der Banden 540 nach Chr. Geb. eine Säule der Gegend mit einer phöniciënschen Inschrift bezeugen. Über die Echtheit dieser Inschrift ist viel gestritten worden, und allerdings möchte auch manches gegen dieselbe einzuwenden seyn, auf jeden Fall waren es dann aber doch Ebanander oder Ebananiter, welche sich hier niederließen, keine Phönicië, welche die Einwanderung der Juden gar nicht betraf, die also von denselben auch nicht aus ihren Eiben gedrängt seyn konnten; und so hat denn diese angebliche Einwanderung der Ebananiter mit den wirklichen phöniciënschen Colonien nichts gemein.

Die Anlage dieser phöniciënschen Colonialstädte aber fällt in eine sehr frühe Zeit, in's Davidische oder Salomonische Zeitalter, als die Phönicië im alleinigen Besitze aller köstlichen Güter der Erde durch ihren Handel waren, und sie ihre Flotten bis nach Persien sandten, um diese Güter herbeizuführen. Die Anlage von Utica namentlich wird von Aristoteles 287 Jahre vor der Erbauung Carthago's gesetzt, von Velleius in die Zeiten des Cedrus, der ein Zeitgenosse Sam's war, zur selben Zeit, als auch Gad es in Hispanien von den Phöniciërn gegründet wurde, und daß diese Stadt die älteste unter den phöniciënschen Colonien in dieser Gegend gewesen sey, mag vielleicht aus dem Namen selbst geschlossen werden können, indem PNY auf Phönicië die Alte heißt, im Gegensatz mit der später gegründeten neuen Stadt oder Carthago, so daß, als diese neue Stadt sich erhob, der eigentliche Name der ältern Stadt verloren ging, und nur die Benennung der Altstadt (Utica und Tysa) übrig blieb und allgemein wurde.

Die Zeit nun, wann diese Neue Stadt oder Carthago gegründet wurde, wird sehr verschieden angegeben, so wie auch über die Namen der Gründer und die Umstände der Gründung sehr abweichende Nachrichten bei den alten Schriftstellern sich finden. Am höchsten hinauf setzen die Erbauer Carthago's Aprian, nämlich auf 50 Jahre vor Troja's Zerstörung, und Philitus, nämlich 400 Jahre vor der ersten Olympiade, also etwa 1236 oder 1234 vor Chr. Geb. Andere setzen sie später, und fast bei jedem Schriftsteller finden sich verschiedene Jahre. Eusebius legt sie bald 1216, bald 894, bald 814 Jahre vor Chr. Geb., Livius 92 Jahre vor Rom's Erbauung oder 846 vor Chr. Geb., Julius 72 Jahre vor Rom's Erb., Velleius 65 Jahre vor Rom's Erb., oder 819 vor Chr. Geb. Gewöhnlich wird das Jahr 878 vor Chr. Geb. angenommen und danach die Dauer des carthagischen Staats bis zur Zerstörung der Stadt auf 732 Jahre berechnet, und dieser Annahme wollen auch wir folgen, weil mit Bestimmtheit doch nichts ansumachen ist. — Die Ursache, warum eine so große Verschiedenheit der Angaben sich findet, ist leicht zu erklären. Höchst wahrscheinlich bildete sich diese Stadt nach und nach von Utica aus, indem die überhand nehmende Volksmenge sich auf der so trefflich gelegenen und nur wenige Meilen entfernten Halbinsel ansiedelte; römische Auswanderer mochten hins

zusammen und die Zahl der Anbauer vermehren; so entstand ein besterger Ort, *Phoca* oder *Phocaia*, und nach Verlauf langer Zeit erhob sich endlich, durch Begünstigung unbekannter Umstände, die Stadt Carthago, welche sodann, wie schon der Name andeutet, bald anfang, eine Rebendublerin von Utica zu werden, um sie später gänzlich zu verdunkeln. Wir übergehen daher die Sage von der Einwanderung der Dido oder Elisa, welche vor ihrem Feinder Pogmalion stehend, sich hier angelockt haben soll, nachdem sie von den Einwohnern der Gegend ein Stück Land erkaufte, das sie mit einer Döfchenhaut umspannte; eben sowohl auch die Sage, die wir bei Appian und Philostratus finden, daß Zorus und Carthodon diese Stadt gegründet hätten. Letzteres ist nur eine etymologische Spielerei der Griechen, und die Sage von der Dido, obwohl sie eine historische Grundlage haben mag, ist auf jeden Fall im Wunde der Nachwelt entfallen worden; denn das Dido eine Döfchenhaut in so dünne Streifen geschnitten, daß sie damit einen Raum von 22 Stadien (über 3 tausend Meilen) umspann habe, ist offenbar nur ein Scherz, indem es physisch unmöglich ist, auch mit den feinsten Werkzeugen dieses in Stande zu bringen. Daher möge die Sage von der Dido, welche uns ausführlich Justin, Appian und Virgil nebst dessen Commentator Servius erzählen, unter dem Titel Dido nachgesehen werden; der Geschichte gehört nur so viel an, daß der Ort für den Anbau von Carthago nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch friedliche Uebereinkunft mit den früheren Bewohnern der Gegend gewonnen wurde. Wenn wir daher die Vorstellung aufgeben, welche man gewöhnlich von der jungen Stadt Carthago hat, daß dieselbe nämlich von Anfang an schon als ein eigener und in sich abgeschlossener Staat, der einzeln an einer einsamen Küste gelegen, aber in großen Dingen einmal bestimmt, sich geltend gemacht habe; sondern wenn wir Carthago als das betrachten, was es war, nämlich als eine Ansiedlung uticensischer und tyrischer Kaufleute, in der Mitte zw. Utica und Tunis gelegen, von welchen die erstere schon mehrere Jahrhunderte in Macht und Ansehen gestanden hatte, von beiden Städten nur 2 oder 3 Meilen entfernt, als ein Pflanzort, der gewiß aus den Wüstenländern gehörig Boden, nicht auf numerischem angelegt wurde, und eben deshalb im Anfange unter dem Einfluß von Utica stehen mußte, wenigstens sich nicht durchaus frei entwickeln konnte: so wird man von selbst darauf Verzicht leisten, in der ersten Zeit, seit der Stiftung etwa ein Jahrshundert lang und länger noch, eine eigentliche Geschichte dieser Stadt zu erwarten. Orte der Art, die nur Etapenplätze für Waaren sind, oder eine Zucht, in welcher Schiffer gegen den Sturm sich sichern, haben keine Geschichte und können diese erst dann erhalten, wenn plötzlich das Verhältniß sich ändert, sie sich unabhängig machen und anfangen, als freie Gemeinwesen eine Rolle zu spielen.

Wenn nun der Zeitpunkt gekommen sei, in welchem Carthago von Utica sich unabhängig machte und dadurch zuerst in die Geschichte eintrete, das läßt sich schwerlich bestimmen, indem kein ausdrückliches geschichtliches Zeugniß darüber vorhanden ist. Doch liegt eine Vermuthung sehr

nabe, die wir uns nicht scheuen hier auszusprechen. Iosephus erwähnt (IX, 14. 2.), und zwar aus sehr guten Quellen, nämlich aus der Geschichte des Alexander von Ephesus, der tyrische Geschichtsbücher benutzte hatte, daß 715 vor Chr. Geb. Sidon und die meisten übrigen den Tyriern unterworfenen phöniciischen Städte sich gegen die herrschende Stadt empörten und den assyrischen König Salmanassar gegen die gemeinsame Unterdrückung zu Hilfe riefen, wodurch ein Krieg entstand, in welchem die Tyrier eine jährige Belagerung aushalten mußten, dens noch aber zur See siegen und ihre Feinde endlich zuwürgen, die Belagerung wieder aufhoben. Dieser allseitige meine Aufstand gegen Zorus scheint auch auf die Colonien sich erstreckt zu haben, die schwerlich ohne Theilnahme bleiben konnten; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß damals auch Utica sich den Empörern angeschlossen. Carthago dagegen, aus natürlichem Widerstreben gegen die oberrherrschende Nachbarschaft, scheint das tyrische Interesse verfolgt zu haben, und da der Sieg sich endlich für Zorus erklärte, so mußte Carthago für seine Treue belohnt werden, und dies geschah wahrscheinlich durch Aufhebung der Abhängigkeit von Utica, woraus bald Obergehalt über diese Stadt gefolgt seyn mag. Ein Beweis freilich kann hierfür nicht gegeben werden, doch möchte wol hieraus die Veranlassung zu erklären seyn, mit welcher theils die Tyrier dem Kampfes ihre Theilnahme an einem Feldzuge gegen Carthago verweigerten (523 vor Chr. Geb.), theils die Carthager in ihrem Vertrage mit Rom (406 nach Chr. d. St., 348 v. Chr. Geb.) der Tyrier auch erwähnen, als in dem Bündnisse mit einzuschließen (was ein Jahrhundert später in dem Bündnisse Hannibals mit Philipp von Macedonien nicht mehr geschah, weil damals Zorus schon untergegangen war, woraus auch abzuschließen ist, daß dieses Zorus die alte phöniciische Mutterstadt ist, und nicht, wie einige meinen, eine unbekannte Colonie in der Nähe von Carthago, die mit Utica gleiche Rechte gehabt hätte), und außerdem jährlich eine Gesandtschaft nach Zorus sandten, um der Mutterstadt Ehre in beweisen und dem Herkules zu opfern; eine eigenthümliche Erscheinung, die erklärt werden und einen bestimmten Grund gehabt haben muß, indem überhaupt verglichen gegen die Natur des Verbündnisses einer Colonie zum Mutterstate ist, auch nichts ähnliches in der alten und neuen Geschichte sich findet, und am wenigsten dieses von Zoricern und Carthagern erwartet werden mag, die nur allzufehr in der Geschichte durch die Treue und Nachsichtigkeit verurtheilt sind, mit welcher sie überall nur durch ihr augenblickliches Interesse sich haben bestimmen lassen. Wohlthaten des Mutterstates gegen die Tochter erzeugen immer und überall nur Unthat; hingegen eine bedeutende Wohlthat, die der Tochterstat dem mütterlichen State erwiesen, wenn dieselbe auch aus einer ganz andern Quelle hervorgegangen war, kann eine bleibende Anhänglichkeit sichern, indem sie mehr als ein Werk der Freiheit erscheint und nicht als ein Pflichtgebot, das dem Menschen jederzeit lästig ist. — Ganz vorzüglich aber scheint Carthago nach dem Falle der Mutterstadt Zorus durch Nebucadnegar (600 vor Chr. Geb.) an Macht zugenommen zu haben, denn wenn auch Zorus, d. h. die Zusefstadt, nicht von Nebucadnegar en-

stört wurde, wie man gewöhnlich annimmt (man vergleiche die vortierliche Abhandlung über Torsus von Gesenius in seinem Commentar zum Jelasas tom. II. p. 707.), so waren doch die Phönicië von dem an in allen ihren Bewegungen gebündelt, und sie haben sich genöthigt, den Handel im Osten den griechischen Inseln und Küstenstädten allmählig zu überlassen, so wie Carthago nach und nach den Handel des Westens an sich eß; und das ehemals abgelmaltige Torsus wurde 3 Jahrhunderte später persische Provinz oder doch wenigstens diesem Reich dienbar, wurde immer unbedeutender bei der innern Auflösung der persischen Herrschaft, bis es endlich durch Alexander der seinen Untergang fand. Früher, als in Nebuchadnezzar's Zeit, die Ausbreitung der carthagischen Herrschaft über die Küsten und Inseln des Mittelmeers und besonders über Hispanien zu sehen; möchte nicht thöulich seyn, denn es läßt sich nicht denken, warum die Phönicië ohne Noth ihre Handelsvortheile aufgegeben, die Oberherrschaft über ihre Colonien preisgegeben und an die Carthager gütlich überlassen haben sollten; und wenn schon nach Diodor die Carthager 160 Jahre nach Gründung ihrer Stadt, also nach unserer Annahme 718 Jahre vor Chr. Geb. (obee richtiger, da Diodor wol dem Timaeus folgt, und dieser die Gründung Carthago's ins Jahr 814 vor Chr. Geb. setzt, im Jahr 654 vor Chr. Geb. die Insel Sardinien besetzt haben, so ist das doch wol nur ein einzeln stehendes Unternehmen, und die eigentlichen auswärtigen Eroberungen Carthago's auf Sicilien, Sardinien, Corsica, an der Mauritanischen und Hispanischen Küste fallen, wenigstens nach dem Justin zu schließen, erst in die 50 Jahre, welche der Herrschaft des Carus und Combes vorausgehen, also in die Zeit, die unmittelbar auf das Reich des Nebuchadnezzar folgt. Ein großer Schade ist es aber, daß Justin die Geschichte des Trogus Pompeius gerade in der Geschichte Carthago's so überaus mangelhaft excerptirt hat, indem er, der einzige von denen, die über Carthago's Geschichte absichtlich handelten, der uns vollständig erhalten ist, leichtsinnig mit kurzen Worten über einige Jahrhunderte hinweggeht, während er weitläufige Anekdoten erzählt, die immer hätten unergänzt bleiben können. Freilich ist auch noch die Frage, ob Trogus wirklich mehr Nachrichten über die ältere Geschichte Carthago's, als wir bei Justin finden, aufzeichnet gehabt habe; wenigstens nach den noch vorhandenen Prologen seiner Geschichte zu schließen, ist dieses nicht einmal anzunehmen. Von jener ältesten Zeit aber an, bis auf die Empörung des Malchus berichtet Justin uns nur, daß der Staat durch mannigfaltige Unglücksfälle und innere Zwissigkeiten zerfallen worden sey, daß man auch an Trogus gelitten und deshalb Menschenopfer gebracht, und daß man heftige und langwierige Kriege mit den Ainsanern geführt habe. Was nun die innern Zwissigkeiten betrifft, so können diese auch auf die Verhältnisse mit Utica gehen, bei welchen alle Einwohner Carthago's betheiliget seyn mußten; und was die Kriege mit den Ainsanern anlangt, so waren diese eine nothwendige Folge der Ausbreitung ihrer Herrschaft, welche die Carthager nach dem Einfluß der Phöniciënsen Macht versuchten. Denn da die Stadt allmählig an Volksmenge

zunahm, bedrängte durch ihre Lage, indem sie gleich einer natürlichen Festung jeden Angriff von der Landseite, wie von der See her, abwehrte, so war doch auch ein Gebiet nöthig, das durch Fruchtbarkeit und Anbau im Stande war, der Volksmasse die erforderlichen Lebensmittel aus der Nähe zu verschaffen. Hierin eignete sich nun aber kein Landstüch besser, als das südlich von Carthago gelegene Land, welches an der nach Süden hinablaufenden Meeresthale entlang bis zur kleinen See hin sich erstreckt. Dieses Land, eines der fruchtbarsten in der Welt, ist gegen Westen und Süden durch hohe Berge vor der Hitze und den Gluthströmen der Wüste geschützt, gegen Osten aber den kühlenden und beständigenden Seewinden ausgesetzt, so daß es fast ohne künstliche Bearbeitung und Bewässerung handverfertigte Frucht trägt. Nach Norden und Westen hin sich ausbreitend, hinderte außerdem die Nähe Utica's, und so folgten die Carthager gern der Einladung des schönen Bodens im Osten und Süden ihrer Stadt, um dort sich auszubreiten, und so muß man sich nicht wundern, wenn man gegen Westen hin, wenige Meilen von dem Thoren Carthago's entfernt, selbst in der blüthenreichen Periode des Staats, schon auf die Numidische Grenze stößt, während gegen Süden und Osten hin das Carthagische Gebiet über 100 Meilen weit sich ausdehnte. Die Westnähme dieses Landes erreichte aber die Carthager natürlich in Kürze mit den Numidern, den frühern Bewohnern desselben, die ohne allen Zweifel in diesen Gegenden nicht als Nomaden umher gezogen seyn, sondern sich ansiedelt, Städte gebaut und Land für den Ackerbau ausgetheilt haben werden. Was immerhin der Name Numidier *Nomaden* bedeuten, umherziehende, wandernde Völker, so ist doch nicht zu erweisen, daß sie nicht theilweise hin und wieder ihre wandernde Lebensart verlassen und feste Wohnsitze gegründet haben sollten. Die Natur eines Landes und die Sitten der Menschen stehen immer in einem Wechselverhältniß, und das Entgegengesetzte und Widersprechende wird sich nie finden, oder sollte ein unnatürlicher Zustand wirklich eine Zeit lang statt haben, so wird er nicht lange dauern. Auch sagt unser Bedänsinn's Heubod mit klaren Worten (IV. 167. 191): daß die Völker nöthig von den Toren's See leiste Nomaden wären, und es möchte zu viel geihan werden, wenn man das *ovraia nomadika* (dies) bloß von der Zeit verstehen wollte, da es eben so wol auch auf den Namen bezogen werden kann, was bei Herodot auf genug geschieht. Dabei haben andere Forscher geschlossen, auch diese Völker wären frühere Nomaden gewesen, später aber Ackerbauer geworden, und zwar sey diese Umwandlung der Nomaden in Ackerbauer durch die Carthager geschehen; oder dergleichen ist gegen alle Geschichte und ohne Beispiel, und dem widersprechen die zahlreichen echt Numidischen Städte, welche überall genannt werden und äusserst blühend waren, auch an Dritten, wohin die Carthager ihre Herrschaft nie erstreckt hatten. Leider kennen nicht immer die Europäer, durch die heillosen Bewohner jener Gegenden abgelenkt, den Tod u des alten Numidien's nicht genau; jedoch ist das gewiß, daß dieses Land keine Steppe ist, wie die Steppe Afriks von der Chinesischen Mauer bis zur Wolga oder zum

Den; auch daß es nicht überall sich gleich ist, sondern daß feuchtbare Ebenen mit engen Thälern und grasreichen Matten auf den Abhängen der Berge mit einander abwechseln, wobei notwendig auch eine große Mannigfaltigkeit unter den Bewohnern entstehen mußte (vergl. Ritter Erdkunde I. S. 938, 344 etc.) und so fast wie ausser alle Überzug, daß wie noch heut zu Tage, so auch damals die Numidier in drei verschiedene Classen sich getheilt haben, in Aferbaner, welche den Tull, d. h. das niedrige Land an der Meeresküste, welches in einem großen Bogen die Berberei umflummt und meistens einige Tagereise breit ist, bewohnen; in Hirten, welche feste Wohnsitze besaßen, das Land unter sich ausgetheilt hatten und Dörfer (Mapalia) und Städte bewohnten, auf dem Plateau des Landes gegen das Atlas-Gebirge zu; und in umherziehende Jorden, welche hauptsächlich den südlichen Abhang des Atlas gegen die Wüste hin bewohnten, ein weites unermessliches Land, voll der schönsten Weiden, das heutige Silbulger- oder Dattel-Land. Und dieses war die Heimath der Numidischen Scharen, die im Carthagischen Heere später als Soldaten dienten, ihre Pferde ohne Zaum regierten und als die besten Reiter der Römern so gefährlich waren. Dagegen beherzten Masinissa und Syphax etc. die Hirten auf dem Hochlande in dessen ganzer Ausbreitung, eine Herrschaft, die ihnen weiter von Carthagern noch Römern streitig gemacht werden ist; und nur den Saum, das gesegnete Land an der von Carthago nach Südosten sich erstreckenden Küste, erstreckte die Carthager und Römer und schützten seine Ränder, um sich den Besitz dieses Landes zu erhalten und zu sichern.

Wegen des Besitzes dieses Landes aber wurden die Kriege geführt, deren Justin XLVII. 7. und XIX. 1. erwähnt; Carthago bedurfte des Landes, um seine Volksmenge zu ernähren, und es besaß die Macht, um die Eroberung zu machen. Jedoch scheint die Eroberung nicht bald gelingen zu seyn. Vielmehr ein ganzes Jahrhundert oder noch länger, zwischen 600 und 400 vor Chr. Geb. wurde deshalb mit den alten Besitzern gekämpft, und selbst nachdem diese unterjocht waren, war man genöthigt, langwierige und blutige Kriege mit den Numidiern der Berge zu führen, welche ihren Stamngrossen in Hüthe kamen und deren Unterdrückung durch Einfälle in die Carthagische Provinz zu rächen suchten. In diesen Kriegen mit den Numidiern glückte vorzüglich ein Carthagischer Feldherr Namens Mithras (Mithras, Mithras, Mithras) (Justin XLVII. 7. und dazu die Aufzählung), der große Thaten gegen die Afrikaner vollbracht hat; was er aber ausgerichtet hat, bleibt verpöht und ungewiß, und die Nachricht Justin XIX. 1., daß die Carthager den Afrikanern späterhin wieder Tribut bezahlet hätten, läßt auf eine nicht immer glückliche Folge dieser Kriege oder auf öftere Unterwerfung derselben und eine nur sehr allmähliche Erweiterung ihres Gebietes schließen. Zwar möchte man meinen, daß diese Stelle Justin's auch eben so gut von einem Tribut zu verstehen sey, mit dem die Carthager die Einfälle der bergbewohnenden Numidier in ihr Gebiet abkauften (was ihnen nützlich war, als immer einen Krieg gegen Menschen zu führen, die sie wol schlagen, aber nie vertilgen und unterwerfen konnten), so daß

also immerhin damals schon die Küste bis an den letzten See unterjocht seyn konnte; doch scheint uns das Still-schweigen Herodot's hier von besonderer Wichtigkeit zu seyn, aus dem unserm Bedünkens gar nicht hervorgeht, daß die Carthager zu seiner Zeit (etwa 450 vor Chr. Geburt) schon weit hin gegen Süden und Osten ihrer Stadt geberrscht haben. In seiner Beschreibung Libyens erwähnt Herodot des Carthagischen Gebietes mit seinem Worte, und während er die Völkernamen, welche zwischen Ägypten und dem Atlas die Küsten bewohnten, ausführlich nennt, so vernimmt wir durchaus nicht, daß diese Völker den Carthagern unterworfen gewesen sind, was Herodot aus seiner Art gewiß nicht übergehen haben würde, vielmehr erscheinen sie alle als frei, indem er sagt, sie hätten sich um die Eroberungspläne des Perser-Königs Cambyses durchaus nicht gekümmert, und summierten sich auch noch nicht um die Perser. Freilich haben einige aus Herodot V. 42. schließen wollen, die Carthager hätten schon zur Zeit des Cleomenes (ungefähr 500 vor Chr. Geb.) bis an den Fluß Cynops die Küste besessen, und das wüssten auch Schweißbänder durch seine Rote in dieser Stelle glauben machen; aber wenn dort die Carthager herrschten, so würde es unnützlich seyn, wie Diodorus dort in der feuchtbaren und schönsten Gegend, die Herodot sonst, fast 3 Jahre hatte bezaubert können, ehe er von dort wieder vertrieben wurde; wodurch also das ganze Raummoment zusammenfällt und die Stelle von *Mastoris* zu *na* *Asiavor* zu *Karagdonior* muß abgelesen werden: er wurde von den Bewohnern der Gegend, den Masen, die mit andern Ebdornen und Carthagern verbunden waren, vertrieben, was auch der natürliche und angemessene Sinn jener Stelle ist. — Wir sehen und demnach gewöhnen, die gewöhnliche Meinung von der frühen Ausbreitung des Carthagischen Gebietes in Afrika sehr zu modificiren, und die Vollendung desselben gegen Osten erst um das Jahr 400 vor Chr. Geb. etwa anzunehmen. Damals wurde denn auch die Grenze gegen Etrurien durch die Aeneas-Palaestorum festgesetzt, was ganz mit Salust. Jug. 81. zusammenstimmt, welcher angibt, daß dies zur Zeit der höchsten Blüthe Carthago's geschehen sey. Zur Zeit des Mithras nun (etwa 550 vor Chr. Geb.) kämpfte man also, den Thoren Carthago's noch viel näher, um das gesegnete Land.

Früher jedoch, ehe noch die Carthager in Afrika ein großes Gebiet gewonnen, breiten sie sich auf den Inseln des Mittelmeeres aus. Die Insel Eubus (Ivica) scheint eine der ersten andauernden Besitzungen der Carthager gewesen zu seyn (siehe oben), darauf vielleicht Malta (Diod. V. 12.); dann folgen Untersuchungen auf Sicilien, deren Zusammenhang wir wenig kennen, die aber doch ihren Zweck erfüllt haben müssen, indem Justin (XLVII. 7.) erzählt, jener schon erwähnte Mithras habe lange und glücklich auf Sicilien gekämpft. Schon früher hatten Phöniciere sich hier niedergelassen, überall an den Küsten, des Handels mit den Siciliern halber, Emporien angelegt, und auch die nahe gelegenen Inseln besetzt. In ihre Fußstapfen traten die Carthager, doch wissen wir nicht, wann und unter welchen Umständen, und nahmen, was früher den Phöniciern gehört hatte, in Besitz. Aber



zu derselben Zeit erwachte auch der Handelsgeld der Griechen, die zahlreiche Niederlassungen auf Sicilien gegriindet hatten, und deren Städte sich bald mit unbeschreiblicher Macht erhoben. Da stießen sie mit den Carthagenern zusammen, denen sie das alleinige Recht auf den heiligen Handel nicht gönnen wollten. Es kam zu Kämpfen, in welchen freilich die Carthager oft die Sieger waren, die aber doch am Ende einen ungünstigen Erfolg hatten, indem die Carthager gezwungen wurden, nach und nach eine Stadt nach der andern in Italien aufzugeben. So ward Italien, das die Hauptstütze der Carthaginischen Macht hatte werden sollen, die Ursache zu Carthago's Untergang. Das Einzelne dieser Kriege bis auf die Zeit Scipio's ist gänzlich unbekant. — Zugleich mit Italien strebten die Carthager auch nach dem Besten Sardinien's, und hier waren sie glücklich. Denn schon der öfter genannte Malchus hier eine bedeutende Niederlage erlitt, weshalb er von den Carthagenern verbannt und zu einem Unruhr- und Bürgerkriege gezwungen wurde (Just. l. 1.), so wurde doch von seinem Nachfolger, dem Mago, dem Stammvater eines großen Hellenengeschlechtes Carthaginischer Könige und Feldherren, der Plan weiter fortgeführt und die Insel allmählig in den Gewalt der Carthager gebracht. Früher war Sardinien in dem Besitz der Etrusker, und zur Zeit des Porus sehen wir die Carthager noch im Bunde mit den Etruskern gegen die auswandernden Phocier, denen sie ihre Niederlassung Alalia auf Corsica nicht gönnen. Daher ist es unwahrscheinlich, daß die Carthager damals schon bedeutende Fortschritte auf Sardinien gemacht haben sollten. Doch als in der Folge die Macht der Etrusker, durch die immerwährenden Kriege mit Rom, im 5. Jahrhundert vor Chr. Geb. gebrochen wurde, scheinen sich die Carthager mehr ausgedehnt zu haben; Calario und Sulci wurden erbaut und fast die ganze Insel besetzt, welche nun eine Kornkammer für Carthago wurde, und deren Bergwerke die Stadt bereicherten; nur im Innern blieben die rohen Stämme frei auf ihren Gebirgen. Die Kämpfe übrigens, durch welche die Insel in den Besitz der Carthager kam, kennen wir näher nicht, so wie wir auch nicht wissen, ob die Einwohner der Insel oder die Etrusker dem Malchus die eben erwähnte Niederlage beibrachten. Das Resultat nur muß genügen, daß Sardinien endlich unterworfen wurde; und vielleicht waren die 2 Jahrhunderte, die Sardinien nun etwa unter carthaginischer Vormachtigkeit stand, die glücklichste Zeit, der sich diese Insel erfreut hat. — Auch auf Corsica siedelten sich früher Carthager an, wie zu vermuthen steht in der 2ten Hälfte des 6ten Jahrhunderts vor Chr. Geb.; und hier, bei Corsica, traten die Carthager zuerst gewissermaßen in der Geschichte auf. Nämlich die Niederlassung der Phocier auf Corsica, wo sie Alalia angelegt hatten, erregte die Eifersucht der Carthager und der Etrusker, welche früherhin, so wie Sardinien, so auch Corsica, besetzt gehabt zu haben scheinen. Vielleicht auch um sich gegen die Raubereien derselben in schützen und um die durch neue Ankömmlinge verstärkte Colonie nicht allmählig werden zu lassen, zogen Carthager und Etrusker mit 120 Schiffen gegen die Phocier von Alalia, welche ihnen nur 60 Schiffe entgegenzustellen hatten. Die Phocier

erhielten freilich den Sieg, verloren aber 40 Schiffe, deren Mannschaft die Feinde nachher steinigten, und da auch ihre übrigen 20 Schiffe die Schnäbel verloren hatten, so konnten sie sich in Alalia nicht länger halten, weshalb sie Corsica verließen und sich nach Abgium begaben, in dessen Nähe sie Velia anlegten. Auf diese Erschlagung, welche etwa im 5. Jahr 543 vor Chr. Geb. fällt, scheint die Ansiedlung der Carthager auf Corsica unmittelbar gefolgt zu seyn; doch können wir nicht bestimmen, ob Kriege mit den Eingebornen oder mit den Etruskern der Einnahme der Insel vorausgingen. Gewiß ist aber, daß zur Zeit der Kriege mit den Römern Corsica im Besitz der Carthager war.

Wann die Carthager auf der Nordküste von Africa, nördlich von Carthago, und an der Küste von Hispanien sich ausbreiteten, läßt sich gleichfalls nicht bestimmen. Daß sie schon zu Herodot's Zeit (470 vor Chr. Geb.) außerhalb der Säulen des Hercules handelten, sagt derselbe selbst (IV. 196.); und wenn dieses der Fall war (ja es scheint, als wenn der Ort, von dem Herodot spricht, etwa an der Küste Guinea's zu suchen sey, indem seine Möglichkeit eines gegenseitigen Verständnisses Statt fand, weshalb die Einwohner wol Veger und keine Maurer waren), so scheinen Etalonen an der Küste Africa's, ohne die eine so schnelle Schiffsahrt nicht möglich war, nicht gewohnt zu haben, und diese machen denn auch Ansiedlungen an der Hispanischen Küste sehr wahrscheinlich. Ferner scheint damit auch der berühmte Verlus des Hanno in Verbindung gebracht werden zu müssen, welcher noch wenig schon eine Zeitlang vorher Statt gefunden haben mußte, ehe die Carthager solche Handelsfahrten nach dieser entlegenen Küste, außerhalb der Säulen, machen konnten. Denn bei dem Handel der Carthager mit den östlichen Africanern, den Herodot am angeführten Orte beschreibt, ist von einer schon alten Gewohnheit die Rede, und des Hanno Seereise war eine Entdeckungseise in unbekante, bisher unbefuchte Gegenden. Was aber das Denkmal selbst betrifft, das und über diese Seereise des Hanno erhalten ist, so muß dieses, obwohl so viele ausgezeichnete Geographen und Historiker demselben sehr gelehrte Commentare gewidmet haben, dennoch in der Form, wie wir es jetzt besitzen, als ein sehr zweifelhaftes und zweideutiges Nachwerk erscheinen. Denn, wenn es in dieser Schrift heißt, Hanno habe auf einer Flotte von 60 Schiffen eine Menge von 30,000 Menschen mit Proviant und allem Zubehör weggeführt, habe 7 Städte gegründet, welche natürlich mit allen Bedürfnissen zum Leben sowohl, als zum Anbau und zur Vertheidigung ausgerüstet seyn mußten, und er sey nachher doch noch weiter gefolgt und habe immer noch eine Flotte zusammengehalten; so ist dieses eine Nachricht, die sich in sich selbst aufhebt. 60 Kriegsschiffe hätten für eine solche Expedition nimmer ausgereicht; eine Transportflotte von mehreren Hunderten von Lastschiffen hätte die Kriegsschiffe begleiten müssen, und doch werden theils solche in dem Verlus nicht erwähnt, theils hatten die Carthager damals in einer Entdeckungseise von sehr ungewissen Folgen, nicht so viele Schiffe übrig. Auch

ist es augenscheinlich, daß der Verfasser des Periplus diese 50,000 Kolonisten auf den Kriegsschiffen hat unterbringen wollen, denn wozu hätte es sonst einer Zahl von 50 Kriegsschiffen bedurft, da man nicht mit seefahrenden Nationen zu kämpfen hatte, und eine so zahlreiche Flotte sich selbst nur hinderlich gewesen wäre. Wie blühend mußte ferner auch damals schon das Gebiet der Carthager in Afrika seyn, wenn es ohne Weiteres 50,000 Kolonisten und zwar Krieger, also nur von einem Theil der Bevölkerung des Carthagischen Gebietes, abgeben sollte und konnte zu einer fast verlorenen Unternehmung? Wie ist es auch denkbar, daß eine so große Anzahl von Kolonisten sich freiwillig hätte zu dieser Unternehmung einfinden sollen, und wie war es möglich, dieselben mit Gewalt dazu zu zwingen, oder sie auf der Reise im Jume und nachher in der Treue zu erhalten? Auch enthält der Reisebericht des Hanno, dessen Plinius erwähnt, ganz andere Nachrichten, als der vorliegende; er betraf nicht eine einzige schranke Entdeckungsfahrt, sondern eine Umschiffung von ganz Afrika bis nach dem Arabischen Meerbusen hin, und daß eine solche Umschiffung von den Carthagern wenigstens bis auf die Zeit des Herodot noch nicht unternommen gewesen ist, ergibt sich mit vollkommener Gewißheit aus dem Entschwiegenen Herodots da, wo er der ägyptischen Versuche in dieser Art gedenkt (IV. 45.). Anderer Schwierigkeiten und Widersprüche nicht zu gedenken, so ist nicht voranzusehen, daß die Carthager, welche sonst so eifriglich den andern Nationen ihre Handelswege verheimlichten, ihre Geheimnisse auf einer öffentlich in einem Tempel aufgehängten Tafel sollte ausgeplaudert haben, sofern die Nachrichten, die sie gaben, Wahrheit enthielten; enthielten aber, was der Augenschein lehrt, ihre Nachrichten Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten jeder Art, so ist es offenbar, daß auf dieselben kein Gewicht zu legen ist, und daß es verlorene Mühe ist, die Einzelheiten dieses Reiseberichtes deuten zu wollen. Mit einiger Accommodation ist dieses freilich möglich, wie auch neuere Versuche gezeigt haben; jedoch wird die Wissenschaft und besonders die alte Geographie und Geschichte nichts damit gewinnen. Daß übrigens diesem sogenannten Reiseberichte des Hanno etwas Wahres zum Grunde liege, wollen wir nicht leugnen; wir halten es sogar für wahrscheinlich, daß die Carthager häufige Entdeckungsfahrten unternahmten, und gewiß untersuchten sie in großer Ferne die Küsten eines Landes, aus dessen Innern sie durch den Caravanenhandel so große Schätze an Gold, Edelsteinen, Elfenbein und Gewürzen erhielten. Wir leugnen nur die Glaubwürdigkeit der Schrift in der Form, wie sie und aus dem Alterthum gekommen ist.

Es erschienen und also zu der Zeit, als Rom, ohn mächtig und in sich selbst zerrissen, seine Könige vertrieb und noch 50 Jahre lang, hatte, oft verweisungsvolle Kämpfe mit seinen Nachbarn zu bestehen hatte, die Carthager schon als Herren fast aller Küsten des Mittelmeeres; denn wenn ihr Gebiet auch noch nicht besonders weit in Afrika sich ausdehnte, so waren doch an diesen Orten

Städte gegründet, die ihren Schiffen zu Stationen und ihrem Handel zu Vorrathslagern und Märkten dienend; auf allen Inseln des Mittelmeeres hatten sie Besitzungen, ja an der Südküste Hispaniens, wo sie gleichfalls in der Fußstapfen des Phöniciers getreten zu seyn scheinen; und es mag nicht unwahrscheinlich seyn, daß sie, wie ein angeblicher Reisebericht des Herodotus uns meldet, auch gegen Norden hin, an den Küsten des Atlantischen Ozeans fortgesetzt sind, und Britannien, Island, die Decaden und Schetlandischen Inseln, ja sogar Norwegen und Thule besaßen haben. Ueberall, wohin sie kamen, wurden, wie es scheint, Niederlassungen gegründet; mit den Völkern, welche dieses nicht zulassen wollten, oder welche sie nicht zu bezwingen hoffen durften, schloßen sie friedliche und freundliche Verträge an. So mit Galliern und Ligurern, welche nebst den Hispanern für Gold ihnen das Zinkblei für ihre Hare lieferten. Ob die Verträge mit den Ägyptern und Syriern geschlossen hatten, wissen wir nicht, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Carthager die Griechischen und Ägyptischen Häfen besuchten, wie denn auch namentlich Herodotus in Ägypten von Carthagern die Nachrichten erhielt, die er uns hin und wieder über ihre Handelsunternehmungen gibt. Besonders aber bestanden lange Zeit genaue Verträge mit den Etruskern, Verträge, welche sich nicht nur auf Handelsverhältnisse, und die Beschäftigung ihrer beiderseitigen Bürger und Unterthanen bezogen, sondern sogar auf Kampfgemeinschaft und gegenseitige Garantie ihrer Besitzungen. Von diesen Bündnissen haben wir zwar nur eine allgemeine Notiz bei Aristoteles Polit. III. 5. II. übrig behalten, welche aber wegen der dort gebrauchten Ausdrücke keinen Zweifel läßt, daß wir uns diese Verträge auf dieselbe Weise und, wenn wir nicht, in denselben Formen zu denken haben, wie die ältesten Bündnisse zwischen Carthago und Rom, die uns Polybius (III. 21. seqq.) mittheilt. Die Römische Eitelkeit nämlich hat in späterer Zeit, in die Tage der Vertreibung der Könige, die Abschließung eines Handelsvertrages und Bündnisses auch zwischen Rom und Carthago gesetzt, wodurch uns glauben gemacht werden soll, als hätten auch Römische Schiffe damals (509 vor Chr. Geb.) das ganze Mittelmeer bis nach Carthago oder gar bis nach Hispanien hin beschifft. Jedoch ist dieser sogenannte erste Vertrag, den nur Polybius im Widerspruch mit allen andern alten Schriftstellern kennt, mehr als zweifelhaft, und möchte vor einer unbefangenen Kritik schwerlich bestehen. Denn, wenn auch Polybius sagt, die Worte dieses Bündnisses seien auf einer ebenen Tafel aus dem Capitulum eingegraben gewesen, und er selbst habe die Tafel gesehen, so fügt er doch hinzu, daß weder er die Schrift verstanden habe, noch daß diejenigen sie gezeigbar verstanden hätten, welche sich die Mühe nahmen, ihm dieselbe zu deuten. Auch enthält die Übertragung der Worte, die er uns gibt, mehrfache historische Widersprüche, die gerade in einem solchen Document am allerwenigsten erwartet werden dürfen. Endlich aber widerspricht der Inhalt des Bündnisses überhaupt allem Bemerklichen, was uns irgend beglaubtes über den Zustand und die Verhältnisse des

damaligen Rom's aufbehalten ist. Gewiß waren die Römer damals kein seefahrendes und handelndes Volk, auch wurden sie dieses erst nach dem ersten punischen Kriege. Die Geschichte weiß, außer der Anlage des Seehafens Ostia durch Anus Marcius, die aber noch der moschischen Zeit angehört, nichts von einem römischen Landhandel oder Seehandel. Die römische Staatsverfassung, Verfassung, Sitten, wobei der Ackerbau die Grundlage bildete, das Schuldenwesen der Römer, die Agrarischen Gesetze und ihre Ursachen, die Quellen von unzähligen Unruhen und Aufständen, alles dieses weist uns hinsichtlich Rom's vom Meere weg auf eine ganz andere Thätigkeit und Beschäftigung der alten Römer in allen ihren Etünden. Wie hätten die Römer ihre Sitteneinsicht 5 Jahrhunderte erhalten, wenn sie alle Küsten des Mittelmeers durchwandert hätten? wie wäre es möglich gewesen, daß sie 5 Jahrhunderte lang ohne fremde Wissenschaften und Künste blieben, ja diese als etwas durchaus Unrömisches verschmäheten, wenn sie handelnd und seefahrend alle Küsten des Mittelmeers besuchten? wie wäre es denkbar, daß sie, die so lange schon Seeräuber getrieben hätten, zu Anfang des ersten punischen Krieges kein Schiff besaßen, ihre Legionen auf Zügen über die Meerenge nach Sicilien setzen mußten, und erst nach dem Muster eines gestandenen cartthagischen Schiffes Kriegsschiffe zu bauen erlernten? — Soll etwas Wahres an dem Bündnisse zwischen Rom und Carthago in der Form, wie Polybius es gibt, sein, so ist nur anzunehmen, daß die Eifersucht, welche damals zwischen Carthago und Etrurien stattfand mußte, Einsicht gehabt habe auf die Möglichkeit eines solchen Vertrags mit Rom, indem Rom, seit der Vertreibung der Könige, eine natürliche Feindin Etruriens, und von Etrurien aus äußerste bedrängt, schon deshalb eine natürliche Verbündete Carthago's geworden war, so daß Carthago sich bezogen fühlte, dieselben Etapulationen eines Vertrages, welchen sie sonst mit den seefahrenden Etruriern gehabt hätten, nun auch den Römern, wenn sie gleich noch keinen Handel trieben, zu gewähren. Wahrscheinlicher aber möchte es noch sein, daß, wenn Rom zu den Zeiten der letzten Könige das Haupt eines latinischen etruskischen Bundes war (Nepos röm. Gesch. I. S. 396. 2te Aufl.), es, ungeachtet es selbst keinen Handel trieb, dennoch in das cartthagisch-etruskische Bündnis mit eingeschlossen wurde, eben sowohl als auch die übrigen etruskischen Städte, die mitten im Lande lagen, und nie mit eigenen Schiffen auf dem Meere erdienen, an den Vergünstigungen des Vertrages Theil hatten. So konnte denn, auch nachdem durch die Vertreibung des Tarquinius und den Krieg mit Persien alle Verbindung zwischen Rom und Etrurien zerfallen war, in Rom die Erinnerung an ein ehemaliges Handelsbündnis mit Carthago, in welches es selbst mit eingeschlossen war, übrig geblieben sein, und der römische Stolz verheißt nicht, mit dem Decemviren eines so alten Bündnisses zu prunken, wie die Familien der römischen Großen oft mit Ahnenbildern prunkten von Vorfahren, die nie gelebt hatten, oder doch nie die Trümmer gesehen hatten, mit deren Ehrentempel man sie schmückte.

Wegen Geogr. d. B. u. K. XXI.

Bemerkenswerth ist aber der außerordentlich schnelle Wachsathum der cartthagischen Macht während des 6ten und 5ten Jahrhunderts vor Chr. Zeit. Allerdings war dieses bedingt durch ein kräftiges, rüstiges, inneres Leben und durch die Weisheit seiner bürgerlichen Institutionen, wovon wir unten reden werden; ganz besonders aber war es begünstigt mehr, als irgend ein anderer Staat des Alterthums, durch seine äußeren Verhältnisse. Carthago hatte nämlich, fast einsam in der Mitte der Südküste des Mittelmeers gelegen, keinen Nebenbuhler in seiner Nähe, durch welchen es beschränkt gewesen wäre. Mit den Phöniciern verknüpfte es Bande der Pietät, und die phöniciereische Macht war schon im Sinken. Utica und die andern phöniciereischen Colonien in der Nähe, waren unter ehrenvollen Bedingungen in ein Bündnis aufgenommen, das sie, ungeachtet es ihren eigenen Wachsathum nicht hinderte, doch von Carthago abhängig machte. Das mächtige Carthago lag fast 200 Meilen von Carthago entfernt, so daß die feindseligen Veräbrungen, obschon sie nicht ausblieben, Carthago nicht gefährlich werden konnten. Die numidischen und maurischen Könige nesten die Carthager mehr, als daß sie ihnen hätten Gefahr bringen können, und selbst wenn sie von den Carthagern Tribut empfangen, so waren sie doch eher Carthago's Unterthanen zu nennen. Die sicilischen Griechen dachten, eine jede Stadt, nur an sich selber, waren durch Parteinengen zerfallen, oder durch Tyrannen gelähmt, die meistens zu ihrem Schutze das Bündnis der Carthager suchten; ein allgemeines Laudesinteresse als Sicilier taten sie nicht. Persien lag zu fern, um in unmittelbare Verührung mit Carthago kommen zu können; und wenn auch Cambyses auf die Unterwerfung Carthago's dachte, so hinderte ihn doch daran die Widerspeltlichkeit der Phöniciere, welche nicht gegen ihre Kinder ins Feld ziehen wollten, und zu Lande, von Ägypten aus, Carthago anzugreifen, schien besonders nach dem Willen des Gelbweines gegen Ammonium und Elphenen unmöglich. Selbst Alexander's Weltsturm berührte die Carthager nicht, und des Porthus Ehrgeiz wurde früher gebrochen, ehe er die Carthager auf ihrem Vorden angreifen konnte; der einzige Feind von Bedeutung, den Carthago fand, ehe es mit den Römern zusammenstieß, war Agathocles; doch auch dieser wurde durch die Verhältnisse in seiner Feindschaft gezwungen, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Erst der Römische offenbarte die Schwäche einer Republik, deren Macht allein auf Handel und Geldbesitz begründet war, und die als der Kern ihrer Vertheidigung nicht die Legionen ihrer bürgerlichen Jugend, sondern Schwärme von barbarischen Söldnern betrachtete. So sehen wir den Hauptgrund von Carthago's Macht darin, daß es von den Umständen so begünstigt war, daß es von keinem Feinde angegriffen wurde, der ihm gewachsen gewesen wäre, und überhaupt keinen Feind hatte, den es selbst nicht als solchen aufsuchte, ja daß sein eigener Vertheidiger wohl verstanden darin bestand, mit allen Völkern, selbst durch scheinbare Aufopferungen, im Frieden zu leben.

Daber war es der erste Schritt zu Carthago's Verderben, daß es sich, verlockt durch ehrgeizige Könige und Geldhorden dazu verleitet, in eine Unternehmung gegen



Stellen einließ, die seinem Interesse eigentlich ganz fremd war. Carthago war seiner Natur nach kein Eroberer der Stat, so wie auch Sidon und Tyros und die übrigen phöniciſchen Städte keine erobernde Statten gewesen waren, sondern wie diese durch Beiderung und Übung der Künſte des Friedens eine weltſtoriſche Bedeutung ſich erworben hatten, so hätte auch Carthago denſelben Weg verſolgen ſollen. Allein die Gelegenheit und das Vermögen verführten ſie, weiter hinaus zu ſtreben, als ihr Interesse es erforderte, und das Beſingen ihrer Unternehmung auf Carthagen mochte ſie verleiten, zu hoffen, daß auch auf Sicilien daſſelbe zu erreichen ſeyn könnte. Wahrscheinlich haben die Feldherren und Seuffeten, aus dem Hause des Mago, des Nachfolgers des auführerischen Malchus, zu dieſem Unternehmen ihre Landſleute aufgefordert, die allerdings läſtern ſeyn mochten nach dem Beſitz der ſchönen Inſel, deren Bergſpitzen von der carthagischen Burg aus erſtant werden ſauten, und welche alle Güter, nach denen nur Menſchen ſich begehnen mögen, im Überfluſſe beſaß. Schon Malchus hatte, wie oben bemerkt, einen Theil Siciliens unterjocht, was aber nur ſo viel heißen mag, daß er die ehemals phöniciſchen Pflanzſtädte auf Sicilien nunmehr den Carthagern zu gehorchen zwang. In den jünächſt folgenden Zeiten ſcheint die Eroberung von Carthagen die Carthager hauptsächlich beſchäftigt zu haben; nach Unterjochung dieſer Inſel aber brachen die ſiciliſchen Kriege aufs neue wieder aus, und zwar mit um ſo größerem Nachdruck, als ſelbſt durch den Einfluß und die Verwältung des Mago, Carthago in ſeinem Innern durchaus umgeſtaltet worden war. Denn dieſer Mago war nach Juſtin (XIX. 1.) der Schöpfer des carthagischen Kriegswefens, und ohne Zweifel auch der Urheber der Verfaſſung, die uns Ariſtoteles ſchildert. — Die Kunde aber, die wir von dem neuen Beginn dieſer Kriege auf Sicilien haben, beſteht nur in einer dunkeln Notiz bei Juſtin (I. 1.) und in einer kurzen gelegentlichen Anführung bei Herodot (VII. 168.), indem Gelon den Griechen des Feſtlandes vorwirft, daß ſie ihn früher nicht in dem Kriege, den er gegen die Carthager zu beſtehen gehabt habe, unterſtützt hätten; daher muß es und genügen, daß es ein grave bellum war, in quo et diu et varia victoria praehatium fuit, und auf dieſen Krieg mit Gelon iſt auch wahrſcheinlich die vorhergehende Stelle bei Juſtin: Siciliae populus propter assiduas Carthaginiensium injurias, ad Leonidam — concurrentibus, zu beziehen. Daraus ſoll Darius, König von Perſien, gleichfalls nach Juſtin (I. 1.), die Carthager zur Kampfgenoffenſchaft im Kriege gegen die Griechen aufgefordert haben; doch dieſe lehnten dieſelbe ab, indem ſie zu ſehr durch Kriege mit ihren Nachbarn, den Numidiern, beſchäftigt wären; deſgleichen ſoll ſpäter Xerxes mit ihnen ein Bündniß gemacht haben, zuſolge deſſen die Carthager die ſiciliſchen und italiſchen Griechen angreifen ſollten, während Xerxes das eigentliche Griechenland mit Krieg überzöge. So ſagen wenigſtens Ephorus und Diodor. Aber Herodot's Stillſchweigen bleibt und ſeine ganz abweichende Darſtellung widerlegt dieſe Nachricht vollkommen (vergl. Dapſmann Forſchungen II. 1. S. 186.), und es iſt nach unſerer Anſicht eher zu glauben, daß die Carthager ſtug

den Zeitpunkt, in welchem ganz Griechenland in Bewegung und Verſtürzung war wegen des Perſerkrieges, benutzten haben, um auch für ſich Vortheile zu gewinnen, und ihre Pläne gegen Sicilien auf eine, wie es ſchien, leichte Weiſe endlich in Erfüllung zu bringen. Kein Moment ſonſte günſtiger für die Carthager ſeyn, als dieſer, und deſhalb degenutzten ſie die Verwirthung des Tyrannen Zerillus aus Himera durch Theron von Agrigent, um ſich in die Angelegenheiten der Inſel zu miſchen. Ein Heer von 30 Moriabden ſchiffte mit einer Flotte von 200 Schiffen, unter Einführung des Hamilar, des Sohnes des Mago, nach Sicilien, nachdem man 3 Jahre lang in Italien, Hispanien und Gallien die tapferſten Krieger gewonnen, und dieſe durch Löhner und Numidier vermehrt hatte. Mag dieſe Zahl immerhin vergrößert ſeyn, indem Herodot an die unermesslichen Heere der Barbaren gewöhnt, gern den übertriebenden Siciliern die großen Zahlen glaubte, und auch Ephorus, dem Diodor (XI. 1.) folgt, ſich in dem Ummäſigen geſällt; ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß die Carthager alle Kraft angeſtrengt haben, um ſo möglich mit einem Gewaltſchlage jezt dem ſiciliſchen Kriege ein Ende zu machen, und daß dieſes Heer, wenn auch nicht 300,000 Mann ſtark (denn wie hätten die auf dem engen Raume ernährt oder überhaupt nur angewandt werden ſollen?), doch zahlreicher war, als die Heere gewoſen waren, die Carthago ſonſt ins Feld geſtellt hatte. Aber die ſiciliſchen Griechen erhielten an den Tyrannen von Syrakus und Agrigent, Gelon und Theron, tapferen Vertheidiger ihrer Unabhängigkeit. In der Schlacht bei Himera wurde die Hälfte des carthagischen Heeres getödtet, die andere gefangen genommen, Hamilar ſelbſt erſchlagen, die Schiffe verbrant oder genommen, ſo daß nur auf einem Nachen die Vorſchaft der Niederlage nach Carthago kam. Während die erſchrockenen Carthager einen Angriff Gelon's fürchteten und zur Abwehr ſich rüſteten, gedachte dieſer nur des Friedens; und es kam ein Friede zu Stande, in Folge deſſen die Carthager ihre Entwürfe gegen Sicilien aufzugeben verſprochen, und dem Gelon 2000 Silber-Talente bezahlten, welcher Summe die Carthager freiwillig noch 100 Talente Goldes für des Gelon Frau, Damacarte, beilezten. Des Hamilar Andenken ward, ungeachtet des unglücklichen Ausgangs ſeiner Unternehmung, in Carthago in den Tempeln geehrt.

Nun ruhten 70 Jahre lang die Kriege der Carthager auf Sicilien; man ſchien eingeſehen zu haben, daß Sicilien ſeine leichte Beute werden würde, und daß es für Carthago nützlich wäre, einen ſiegreichen Verſeher mit den dortigen Griechen und den Eingebornen zu unterhalten. Auch haben ſie ohne Zweifel ihre alten Landungsplätze, Emporien und Colonien, z. B. Panormus, Moſra, Aliboeum u. ſ. w. durch den Siciliſchen Frieden ſich erhalten. Während dieſer Zeit geſchah übrigens auch die Unternehmung der Athener unter Alcibiades gegen Syrakus, und die Athener ſchickten ſogar eine Geſandſchaft an die Carthager, um auch dieſes Volk, den alten Gegner der ſiciliſchen Griechen, zur Kampfgenoffenſchaft aufzufordern. Wie kam es, daß Carthago jezt ruhig ſaß? Wahrſcheinlich war es den Carthagern nicht verborgen, welche weit ausſehende Entwürfe dieſer Expedition der

Äthener gegen Sorafuls zum Grunde lagen; sie wußten ohne Zweifel, daß Alcibiades nach der Eroberung Siciliens auch Carthago zu unterjochen beabsichtigte. Darum konnte Carthago die übermächti Äthens nicht weinlich, durfte sie also auch nicht fördern. Dennoch aber mußte es auch den Carthagenern lieb sein, wenn Sorafuls durch den Krieg mit Äthens geschwächt wurde; darum leisteten sie auch den Sorafulanern keine Hilfe gegen Äthens, sondern erwarteten gerüstet, aber vollkommene Neutralität haltend, den Ausgang. Als nun die Athensische Macht bei Sorafuls erliegen war (413), und auch die Sorafulaner durch den langen Krieg sich geschwächt hatten, so brachen sie auf, um den Moment der Ersparung und Ermattung zu benutzen, und die Streitigkeiten zwischen den Sorafulanern und Selinuntiern gaben ihnen nun den Vorwand dazu her (410).

In die Zwischenzeit, zwischen beiden sicilischen Kriegen der Carthager, setzt Justin noch Kriege mit den Maurern, Numidiern und Afrkanern (welcher letztere Name wol die ackerbauenden Völker in der Nähe Carthago's bezeichnet soll), und das Resultat dieser Kriege war, daß Carthago sich endlich des Tribut entbehrte, den es diesen Völkern zu bezahlen hatte. Doch darf dieses wol nichts anders heißen, als daß Carthago die Geldsummen, mit denen es die Einfälle der rohen Völker früh her abzulaufen pflegte, fortan nicht mehr bezahlte. Denn wenn Carthago im Stande war, 30 Myriaden, größtentheils Soldaten, gegen Himera zu schicken, so würde es doch wohl auch viel eher vermocht haben, die Obermacht der kleinen afrikanischen Völkerschaften von sich abzuhütteln.

In dieselbe Zeit gehört, nach Justin, auch die Einschickung eines Collegiums von 100 Richtern, welche das Amt hatten, die aus dem Kriege zurückkehrenden Feldherren zur Rechenschaft zu ziehen. Alle diese Kriege nämlich wurden von den Söhnen und Enkeln jenes Mago, des Nachfolgers des Mithras, geführt; und so erlangte dieses Geschlecht eine Macht und einen Einfluß, der, wenn er nicht gehemmt ward, für die Freiheit der Bürger und die Sicherheit des Staats gefährlich werden mußte. Doch scheint dieses Gericht nur eine Zeit lang bestanden zu haben, und ist bei der allmählig fortschreitenden Ausbildung der Aristokratie wahrscheinlich bald in Unthätigkeit gesetzt und endlich ganz aufgelöst worden; wenigstens finden sich seit dem ersten Kriege mit Rom nur noch sehr ungewisse Spuren der Thätigkeit desselben.

Im J. 410 vor Chr. fing aber die Kriege zwischen Carthagenern und Griechen wieder an, und dauerten nun mit geringer Unterbrechung gegen 150 Jahre fort. Den Kampf begann Hannibal, der Enkel des bei Himera ersiegenden Hamilcar, indem er mit einem Heere von angeblich 100,000 Mann den Gesagranen Hilfe brachte gegen die Selinuntier. Selinus und Himera wurden zerstört, und mit Ruhm und Beute beladen kehrte Hannibal nach Carthago zurück. Nun schöpfte man die Hoffnung, Siciliens Eroberung werde gelingen, und Hannibal, dem Himilcon zur Erlte gesetzt wurde, ward noch einmal mit einem Heere, das gegen 200,000 Mann stark gewesen seyn soll, nach Sicilien geschickt, ohne weitem Vorwand. Der Zug ging gegen Agrigent, das damals eine Bevöl-

kerung von 200,000 Menschen hatte. Nach langer Belagerung, während welcher Hannibal starb, die Carthager manche Verluste erlitten, und mehr als einmal in die äußerste Bedrängniß gerietzen, wurden die Agrigentiner endlich genöthigt, ihre Stadt zu verlassen, welche sodann von den Siegern ausgeraubt und gänzlich und planmäßig zerstört wurde. Im folgenden Jahre zerstörte Himilcon auch noch die von den Einwohnern verlassenen Städte Gela und Camarina, schloß dann aber, nachdem er durch eine Pest die Hälfte seines Heeres eingebüßt hatte, mit dem Dionysius, der diese Umstände benutzte hatte, um sich zum Tyrannen in Sorafuls zu machen, einen Frieden, in welchem Dionys den Carthagenern außer ihren früheren Besizungen und Colonien, das Land der Sicaner, d. h. das Innere des Landes auf der Westseite der Insel, die Städte Selinus, Agrigent und Himera abtrat, so wie auch Gela und Camarina, in welche letztere Städte aber die alten Einwohner zurückkehren durften; dafür aber mußten die Carthager den übrigen Siciliern Freiheit und Unabhängigkeit zusichern. — Somit war sichtlich die größte westliche Hälfte von Sicilien in die Gewalt der Carthager gekommen. Jedoch war dieser Friede nur eine Täuschung von Seiten des starkflugen Dionys. Wenn man auch nicht behaupten darf, daß Dionys die Tyrannet in Sorafuls nur erstrebt habe, um Sicilien vom carthagischen Joche zu befreien, so ist es doch gewiß, daß dieses das Hauptziel war, das er, so lange er die Herrschaft führte, verfolgte, und daß es lediglich sein Verdienst ist, wenn nicht ganz Sicilien von den Carthagenern unterworfen wurde. Des Dionysius Thaten müssen weiter nach ihrem Erfolge, noch nach den Mitteln, durch welche er sie ausführte, gemessen werden, sondern er gehört zu den Werkszeugen, deren sich die Vorsehung bedient, um ihre großen Zwecke zu schaffen, und die nicht Werth haben durch das, was sie sind, sondern durch das, wozu sie drufen werden. — Dionys benutzte den Frieden, um gegen die Carthager mit ungemeiner Anstrengung den Krieg zu rufen, und nachdem er den noch freien Theil Siciliens mit sich verbündet hatte, erklärte und begann er den Krieg. Die Carthager, durch eine Pest geschwächt, konnten nur geringen Widerstand leisten. Dionys eroberte Motra, eine carthagische Colonie, an der blutige Raube genommen wurde, die meisten griechischen Städte, die den Carthagenern unterworfen waren, fielen von diesen ab, und nur die ursprünglich carthagischen oder phöniciischen Städte blieben den Carthagenern getreu, so daß es schien, als solle dem Dionysius die Befreiung Siciliens gelingen; als plötzlich Himilcon, der carthagische Statthalter, mit einem neuen Heere von 100,000 Mann auf Sicilien erschien (so nach Timäus; Ephorus hat nach seiner Weise wieder 30 Myriaden cf. Diodor XIV. 64.), mit denen er 30,000 Sicilier verband; auch begleitete ihn eine zahlreiche Flotte. So nahm er Motra wieder, eroberte Messina, schlug des Dionysius Unterfeldherren Leptines zur See, und zerstörte 100 Schiffe mit 20,000 Mann, so daß er im Stande war, Sorafuls selbst zu Wasser und zu Lande zu belagern. Nur mit Mühe hielt sich Dionys gegen die Feinde, die von außen ihn bedrängten, und den Aufbruch, der in der Stadt gegen ihn ausbrach, und er wäre verloren gewesen,

wenn nicht die Pest im carthagischen Heere ausgebrochen wäre, so daß allgemeine Rathlosigkeit und Verzweiflung die Carthager ergriff. Diesen Umstand benutzte Dionos, machte einen Ausfall gegen die Carthager, schlug sie, verbrannte ihre Flotte und brachte sie so sehr ins Gedränge, daß Himilcon mit 300 Talenten für sich und die carthagischen Krieger in seinem Heere den Rückzug erkaufen mußte. Diesen Rückzug aber genährte Dionos nur deshalb, weil er, um selbst in Syrakus herrschen zu können, die Carthager nicht ganz vernichten durfte; alle übrigen im Heere aber, die nicht geborne Carthager waren, und namentlich die heimischen Bundesgenossen der Carthager, wurden preisgegeben, und von Dionos niedergebauen, oder gefangen, oder zersprengt. Himilcon lebte auf 40 Schiffen mit den Trümmern seiner Macht zurück, und gab sich in Carthago selbst den Tod. Nur einen geringen Theil der carthagischen Herrschaft hielt noch Mago in Sicilien aufrecht; die Insel gehorchte größtentheils dem Tyrannen. Nach einigen Jahren versuchte zwar dieser Mago, als oberster Feldherr Carthago's, indem er mit einem großen Heere wieder nach Sicilien kam, den Dionos zu verdrängen; allein er erlitt eine große Niederlage bei Casala, wo er selbst mit 10,000 Mann fiel; und das übrige Heer wäre verloren gewesen, wenn Dionos, indem er die Räumung von ganz Sicilien und Eskartung der Kriegskosten zur Bedingung für den freien Abzug des eingeschlossenen Heeres machte, dieses nicht zur Verzweiflung gebracht hätte. Das Heer wählte den jüngeren Mago, den Sohn des gesunkenen Feldherrn, zum Nachfolger, und dieser schickte den Dionos durch einen Waffenstillstand, übt seine Krieger in den Waffen, während sein Heer der Friede verbanbelt wurde, und schlug darauf den Dionos bei Cronion so gänzlich, daß dieser alle Früchte seines frühern Sieges wieder einbüßte. Mago, der sein Glück nicht mißbrauchte, schloß mit Dionos einen Frieden, in welchem dieser den Carthagern 1000 Talente bezahlen mußte, und der Fluß Haldeus (Camisus) zur Grenze zwischen dem carthagischen und syrakusianischen Gebiete festgesetzt wurde (383 vor Chr. Geb.). Dieses war ein sehr geringer Gewinn, der durch einen Krieg von 30 Jahren, durch unsägliche Aufopferungen und Verluste, und durch Verwüstung von fast ganz Sicilien unter die Herrschaft der Syrakusaner viel zu theuer erkauft worden war. Auch erreichte nur die Gunst des Glücks Carthago mehrmals während dieser Zeit vom Untergange, besonders als nach der Flucht des Himilcon alle afrikanische Unterthanen der Carthager, über die Aufopferung ihrer Landsteuere zornig, zu den Waffen griffen, 70,000 Mann stark Limes eroberten, und wenn sie einen Feldherrn gefunden hätten, Carthago leicht in die äußerste Bedrängnis hätten bringen können. Aber die süderlösen Feinde, die auch Mangel an Lebensmitteln litten, zerstreuten sich bald wieder, und Carthago, das Zeit hatte, sich zu erholen, war im Stande, ohne bedeutenden Verlust, die Wüstenländer wieder zum Eschorfamt zurückzuführen. Auch späterhin, nach dem Frieden des Mago, hatten die Carthager wieder eine fürchterliche Pest, welche bestiger als alle frühern Epidemien dieser Art gewesen zu seyn scheint, zu bestehen, und diese hatte wiederum zur Folge, daß die Afrikaner und

Carbinier die Schwäche und Verwirrung des Staats benutzten, um das ihnen aufgelegte Joch abzuschütteln. Nur mit großer Anstrengung konnten sie wieder zur Ruhe gebracht werden. So ruhten eine Zeit lang wieder die Kriege auf Sicilien, bis Dionos noch einmal, kurz vor seinem Tode, seinen alten Plan, die Carthager aus Sicilien zu vertreiben, wieder aufnahm. Er entriß ihnen Selinus, Entella, Erge, und belagerte Akrothum, wiewol vergeblich. Ein Waffenstillstand endete den Krieg für den Winter, und während desselben starb Dionos, so daß nun endlich die Carthager vor diesem gefährlichen Feinde Ruhe hatten.

Während der Regierung des jüngeren Dionos war Friede zwischen Carthago und Sicilien, nur daß die Carthager den Dion besänftigt zu haben scheinen bei seinem Unternehmen, den Dionos zu vertreiben. Später konnten sie ihr Interesse besser, als sie auf alle Weise dem Timoleon Hindernisse in den Weg zu legen suchten, als er nach Sicilien kam, um die Insel von dem Joch ihrer Tyrannen zu befreien. Als Dionos die Herrschaft niedergelegt und die Städte ihre Freiheit wieder erhalten hatten, so räumten die Carthager eine Flotte und ein Heer, das auf 70,000 Mann angegeben wird, um diese Umwälzung der Dinge auf Sicilien zu hindern, und dem Unternehmungsgeiste des Timoleon einen Damm entgegenzusetzen; denn bei dem durch den langen Kampf zwischen Griechen und Carthagern erzeugten Hass, schien Timoleon nicht eher in seiner Unternehmung stehen bleiben zu können, als bis er die Carthager gänzlich von der Insel verdrängt hatte. Timoleon begreute dem carthagischen Strategen Hanno und seinen Scharen mit einem Heere von nur 13,000 Mann, schlug ihn aber am Erimeus so gänzlich, daß nur wenige Trümmer des Heeres nach Akrothum sich flüchten konnten (389). Timoleon fand aber in Sicilien selbst so viele Hindernisse für seine Unternehmung, daß er seinen Plan nicht ganz auszuführen im Stande war, sondern sich begnügen mußte, einen für die Sicilier nur einigermaßen günstigen Frieden abzuschließen. Alle griechischen Staaten sollten frei sein, und der Halpus die Grenze des carthagischen Gebiets.

22 Jahre lang ruheten nun die Waffen zwischen Carthago und Griechen. In Carthago erob sich der übermächtige Hanno, und strebte einmal, wiewol vergebens, nach der Tyrannei; sein Vorhaben ward entdeckt, das erstmal verjagte, weil der Stat sich nicht mächtig genug glaubte, einen so gewaltigen Bürger zu bestrafen; das zweitemal aber, als Hanno die Sklaven bewaffnet, die Burg besetzt, und die numidischen und maurischen Fürsten aufgewiegelt hatte, wurden die Waffen gegen den Auführer ergriffen, und auf die schrecklichste Weise ward er mit seinem ganzen Geschlechte vertilgt. — Griechenlands dagegen war immer mehr in sich selbst zerfallen und hatte dadurch dem Ebrizide des macedonischen Philippos Gelegenheit gegeben, sich einen Thron aufzurichten, welcher bald über den ganzen damals bekannten Erdkreis emporragte sollte. Denn was er nicht vollendete, führte sein Sohn Alexander aus, welcher, nachdem er die Griechen geschmettert hatte, nach Asien hinüberging, das persische Reich in wenigen Wochen zertrümmerte, und alle

Kinder vom Hellschiffe und der kochenden Wüste an bis zum Indus und den ferstischen Gebirgen als Sieger durchzog. Damals ward auch die Mutterstadt Carthago's, das uralte Tyros zerstört, und durch Anlegung von Alexandria der Sitz und der Mittelpunkt des Weltthaus des für den Osten verrückt, so daß die Phöniciër keine Hoffnung hatten, jemals ihre Bedeutendteit und Größe, auch unter den günstigsten Umständen, wieder zu erlangen. Welche Rolle damals Carthago gespielt habe, ob es den bedrängten Tyrern während ihrer 7 monatlichen Belagerung nicht einige Hilfe, wenn auch heimlich, geleistet, oder ob es ganz ruhig zusehen, um nicht den Zorn des Weltfürmers zu erregen, der auch das Unmögliche möglich zu machen schien, wissen wir nicht. Nach Curtius (11. 2.) sollen carthagische Abgeordnete dadurch, daß sie Hoffnung auf Unterstützung von Carthago gemacht, Ursache gewesen seyn, daß die Tyrer sich dem Alexander widersehten; nachher aber sollen sie die Hilfe verweigert haben, weil ihre Stadt selbst von den Syrafianern belagert würde, so daß sie nicht helfen könnten, wenn sie auch wollten, in dem sie selbst der Hilfe bedürften. Doch dieses ist ein arger Verstoß des Curtius gegen die Chronologie, indem er den 24 Jahre früher erfolgten Sturz des Agathocles in eine Zeit mit der Belagerung von Tyros setzt. Nach Diodor (XVII, 40 und 41.) wurde nur ein Theil der Weiber und Kinder aus Tyros nach Carthago gebracht, ohne daß die Carthager weitere Hilfe versprochen und geleistet hätten, was auch durch Justin (XII, 10.) bestätigt wird, welcher nicht nur der Entfernung aller unfriedfertiger Menge nach Carthago erwähnt, sondern auch glaublich macht, daß die Tyrer wirklich daher Hilfe erhalten hätten; nach Arrian (II, 24.) wurde der carthagische Heere von Alexander im Tempel des Herkules bei Eroberung der Stadt gefangen genommen, aber ungekränkt wieder entlassen. Schwerlich sind die Carthager ganz ohne Theilnahme am Kampfe gewesen, und wenn sie auch nicht wesentlich Hilfe sandten, so unterstützten sie doch wohl die Tyrer ins Geheim; wenigstens ist es immerhin ehrenwerth, daß sie nicht auch, wie die Phöniciër von Sidon, Arabus und Byblos und die Cyprer sich mit Alexander verbündet gegen Tyros, und nicht durch ihre Flotte die Eroberung desselben erleichterten. Späterhin jedoch wurden sie ängstlich, und besonders das neu erbaute Alexandria fürchtend, schickten sie Gesandte an Alexander, um ihn zu besänftigen oder zu gewinnen. Der Erfolg dieser Gesandtschaften ist unbekant; auch starb Alexander bald nachher.

Kaum aber war dieses Metter verschwunden, so erneuerten die Carthager wieder ihre Angriffe gegen Eilicien. Sie sandten ihren Feldherrn und Suffeten Hamilcar dahin, und dieser begünstigte den Agathocles, sich der Herrschaft von Syrakus zu bemächtigen. Hamilcar glaubte, nichts könne den Carthagern gefährlicher seyn, als die Freiheit der Griechen; aber auch von ihren Tyrannen sollten sie nur Böses erfahren. Kaum sah sich Agathocles im Besitz der Herrschaft von Syrakus, so suchte er auch schon die übrige Insel in seine Gewalt zu bringen, und gerieth dadurch mit den Carthagern in Streit. Hamilcar, statt den Agathocles zu hemmen, vermittelte einen Frie-

den zwischen ihm und den Eiliciern, nach welchem diese frei seyn, Syrakus aber die Hegemonie haben sollte. Die Carthager dagegen sollten im Besitz von Selinus, Himera und Heracleia bleiben. Hierdurch ward Agathocles als unumschränkter Gebieter anerkannt. Die Carthager über ihren Feldherrn jähnen, verbannten diesen zum Tode, hielten aber das Urtheil noch geheim, bis es zurückgekehrt wäre. Doch Hamilcar kam ihrer Abwendung durch einen freiwilligen Tod zuvor. An seine Stelle wurde nun Hamilcar, Sohn des Hamilcar, nach Eilicien gegen den Agathocles gesandt, und dieser wählte mit größerem Eusse aufzutreten. Zuoberst hinter er den Agathocles, sich Aggrigent's zu bemächtigen, und rüstete dann ein großes Heer, um in Verbindung mit vielen Syrafianischen Exiliciten ihm noch wirksamer die Spitze zu bieten. Ein Sturm zerstörte zwar einen Theil der Flotte, und die Carthager verloren einen großen Theil ihrer angesehensten Bürger im Schiffbruch, so daß in Carthago, als Zeichen der Trauer, die Mäner mit schwarzen Tüchern behängt wurden; jedoch stellte Hamilcar durch neue Werbungen bald seine Macht wieder her, verringerte mit sich viele Eilicier, die vor dem Wütherich Agathocles entflohen waren, und besiegnete demselben den dem Hügel Etna, im Gebiete von Gela, wo es zur Schlacht kam. Agathocles, der schon den Sieg in Händen zu haben glaubte, wurde geschlagen und warf sich in Gela, um den Hamilcar dadurch von Syrakus abzuwehren; da dieser sich aber nicht irren machen ließ, und fast alle Städte von Agathocles abhies, so sah dieser sich genöthigt, sich nach Syrakus zurückzuziehen und dort eine Belagerung zu beschien. Da er aber, bei der allgemeinen Abneigung der Syrafianer gegen ihn, die er durch jede nur mögliche Wuth und Grausamkeit aufgereizt hatte, einen unglücklichen Ausgang voraussehen mußte, so entwarf der kluge und gewaltige Mann, der, wenn er ein besseres Gemüth gehabt hätte, gewiß einer der größten Männer in der Geschichte genannt werden müßte, einen ungeheuren Plan, der ihn rettete, und Carthago an den Abgrund des Verderbens brachte, und wenn auch es nicht fürzte, doch die schwache Seite der Republik so offenbarte, daß der Muth und den Nachkommen dadurch eine für Carthago höchst verderbliche Lehre gegeben war. Agathocles setzte, nachdem er für die Treue der Syrafianer Eilicien mit sich genommen, und seinem Bruder Antanderus den Befehl in der Stadt übertragen hatte, im Angesichte der carthagischen Flotte mit 60 Schiffen nach Syrakus; landete, obgleich von jener verfolgt, glücklich, verbrante selbst seine Schiffe, um den Seinigen die Vortheilhaftigkeit zu zeigen, entweder zu fliehen oder zu sterben, und verbreitete nun nach allen Seiten seine Waffen. Die Carthager waren in äußerster Bestürzung, weil sie aus der Ankunft des Agathocles auf den Untergang ihres Heeres in Eilicien schlossen. Da sie aber hierüber Sicherheit erhielten, dachten sie an die Abwehr, und rüsteten unter Anführung des Hanno und Bomilcar (welche beide Strategen genannt werden und von welchen Bomilcar einer der Suffeten war), ein Heer von 40,000 Mann zu Fuß, 1000 Reuten und 2000 Wagen, welches Heer aus den Bürgern der Stadt bestand, indem man theils die Kriegsbölker der

verbündeten Städte und aus dem Gebiete nicht erwarten oder ihnen nicht vertrauen durfte. Agathocles hatte während dessen schon einen großen Theil des carthagischen Gebiets erobert. Wo er gelandet ist, wissen wir nicht, indem die Lage der Stadt, die Diodor nennt, (XX. 8.) Megalopolis, ungewiss ist. Doch ohne Zweifel landete er an der Ostküste des carthagischen Landes in der Provinz Syracium, indem theils hierauf die Beschreibung von der Fruchtbarkeit des Landes, das wie ein Garten angebauet gewesen sein soll, am besten paßt, theils wegen der sechs tägigen Fahrt des Agathocles, die durch viele Hindernisse gehet war, anzunehmen ist, daß er weiter in die Bucht der kleinen Syrie hinausgeleitet, und es endlich auch gewiss ist, daß er in die Bucht, an deren Ende Carthago liegt, nicht einließ, weil sonst seine Ankunft sogleich in Carthago wäre bekannt geworden; doch hierin brachten erst die Flüchtlinge aus dem Gebiete und die zurückkehrende carthagische Flotte selbst die Nachricht. Auch gibt Diodor die Entfernung von Leucocinium, wohin sich Agathocles nach der Eroberung von Megalopolis wandte, auf 2000 Stadien von Carthago an, welches 50 teutsche Meilen wären. — Die carthagischen Heerführer jagten dem Agathocles entgegen und lagerten sich auf einem Hügel. Agathocles lieierte ihnen die Schlacht, die sie wünschten, und schlug ihre 41,000 Mann mit etwa 14,000 Mann, die er bei sich hatte. Der Stratego Hanno fiel, und Bomilear, welcher nach der Herrschaft in Carthago strebte, gab den Kampf auf, weil er es für nützlicher für sich hielt, wenn Agathocles die Carthager fortbauend in Schreden setzte. Daher zog er sich, als wäre er geschlagen, zurück in die Stadt, und Agathocles verheerte nun das ganze carthagische Gebiet, oder vielmehr die Unterthanen auf gegen Carthago, schlug sogar in der Nähe der Stadt sein Lager auf und schloß diese ein, während noch immer das carthagische Heer unter Hamilcar Syracus belagerte. Aber auch hier waren die Carthager unglücklich. Antandrus hielt sich, und ungeachtet die Carthager ihn durch die Nachricht vom Untergange des Agathocles zu räumen suchten, so verweigerte er dennoch die Übergabe, bis vom Agathocles die Vorstadt seines Lagers anlagte, welche die Seinigen so sehr ermutigte, daß sie bald nachher den Hamilcar zurückschlugen und ihn selbst mit dem größten Theile seines Heeres tödteten. Die Carthager über diese Niederlage in der äußersten Verzweiflung, beschloßen durch Opfer und Gaben die Günst der Götter wieder zu erkaufen, und sandten deshalb große Geschenke nach Syrus an den Hercules, ja sie sollen dem Kronos 500 Knaben geopfert haben. Aber sie versöhnten die Götter nicht. Agathocles eroberte nach einander Drumetum, Tapsus, Tunis und viele andere Städte (gegen 200 nach Diodor) und herrschte fast willkürlich im carthagischen Gebiete, durchzog die fernsten Theile desselben, machte mit numidischen oder libyschen Fürsten Bundesgenossenschaft, und lockte sogar den Dphelas von Syrene mit einem Heere nach Carthago, und vereinigte dieses Heer, nachdem er den Anführer ermordet hatte, mit seinen Scharen. So schien Carthago verloren, denn nicht nur drängte von außen ein Feind, wie Carthago ihn noch nie gesehen hatte, sondern auch von innen drängte der Verräther Bomilear

dem Gemeinwesen Gefahr, indem er seine Würde als Suffet und Strategie dazu benutzte, um sich zum Vorrathen von Carthago zu machen. Jedoch zwangen die Angelegenheiten Siciliens den Agathocles, welcher nach dem Untergange des Dphelas und nach der Eroberung von Utica den königlichen Namen angenommen hatte, zur Rückkehr nach Sicilien, indem er, da er die Carthager für besiegelt hielt, den Widerstand der Sicilier jetzt beendigen zu können hoffte, und vielleicht nach Unterwerfung der Sicilier auch an die Eroberung von Eubäa Italien dachte. Agathocles ließ seinen Sohn Archagathus mit dem Heere als Befehlshaber in Afrika zurück und schiffte mit 2000 Mann hinüber nach Sicilien; doch war Agathocles weder in Sicilien glücklich, noch gelang seinem Sohne eine Unternehmung gegen Carthago. Dieser theilte seine Macht und wurde so von den Carthagern überfallen und sein Heer größtentheils aufgerieben. Agathocles eilte nach Afrika zurück; aber hier war einmal das Glück von ihm gewichen. Das Lager der Carthager gerieth in Brand; und statt daß die Scharen des Agathocles dieses hätten benutzen sollen, so ergriß sie ein panischer Schrecken, der die Auflösung fast des ganzen Heeres zur Folge hatte. Das aufwüthende Heer theilte den Agathocles, der nur mit Mühe über die Wuth sich entzog und nach Sicilien zurückfloß, wo er nur mit der größten Anstrengung sich endlich in Syracus wieder festsetzen konnte. Die in Afrika zurückgelassenen Krieger des Agathocles ermordeten dessen Söhne Archagathus und Heraclidas, und machten für sich einen Frieden mit Carthago, den dieselben gern gewährte, und sie größtentheils in seinen Sold nahm. So von den auswärtigen Feinden befreit, so lang es der Stadt, auch den innern Feind zu besiegen. Bomilear, der schon im Besitz des größten Theils von Carthago war, wurde wieder hinausgetrieben und in die Vorstädte geworfen, wo er mit seiner Wache gefangen genommen wurde und den Kreuzestod starb. Nach des Agathocles Entfernung sandten die Carthager sogleich wieder ein Heer nach Sicilien, allein dieses scheint dort nichts Bedeutendes haben unternehmen können. Bald wurde ein Friede mit dem Tyrannen unterhandelt, in welchem die Carthager für den Besitz der Städte, welche sie sonst schon gehabt hatten, dem Agathocles 500 Talente und 200,000 Scheffel Getreide gaben, woraus sich, da Agathocles damals durchaus nicht furchtbar war, die Schwäche der Republik ergibt. In der Folge zwar beabsichtigte Agathocles noch einmal einen Angriff gegen die Carthager, wurde aber darin vom Tode unterbrochen. — Auch in den folgenden Zeiten, nach des Agathocles Tode, als Sicilien noch immer der Schauplatz innerlicher Verwirrungen und Kriege war, suchten die Carthager ihren Plan in Sicilien zu verfolgen, doch mit geringer Anstrengung und mit wenigem Glück; auch fehlten und die genauern Nachrichten darüber. Die Erschöpfung der Republik hinderte ein kräftiges Auftreten. Mäno, der Mörder des Agathocles, ward von Carthago aus unterstüßt und machte sich zum Tyrannen von Syracus; die Syracusaner mußten sogar 400 Talente geben. Dennoch wurde Mäno bald vom Hierax vertrieben, und obdiesem dieser von den Carthagern eine Niederlage am Flusse Tes

riß erlitt, so konnte diese es doch nicht hindern, daß im Scipio Thonion und Scipiostratus um die Herrschaft stritten, und daß die Soldaten des Agathocles auf ihrem Heimwege nach Italien sich treuloser Weise der Stadt Messana bemächtigten, in welcher sie von dem an unter dem Namen der Kammerlinder schalteten. Ein wilder und geschehener Zustand war auf der Insel allgemein, und diese hätte nothwendig in die Gewalt der Carthager gerathen müssen, wenn diese damals von den langen Kriegen und der inneren Zerrüttung, besonders aber von den Wunden, die ihnen Agathocles in Afrika geschlagen hatte, schon einigermaßen wieder sich erholt gehabt hätten. Daraus deutet auch wol hin, daß Carthago in dieser Zeit 2mal sein Bündniß mit Rom erneuerte; oder wenn bei den Wunden der Schicksale diese 2 Erneuerungen wol nur auf eine einzige zusammenfallen möchten, so scheint doch der Zusatz des Livius, daß diese Erneuerung von Carthago aus gesucht worden sey, zu bekräftigen, in welcher bedrängten Lage sich diese Stadt damals befand.

Wald auch erhob sich gegen die Carthager ein neuer Feind, der ganz besonders die Aufmerksamkeit derselben auf sich zog und zur Wachsamkeit sie aufforderte. Der epirische Porbus, ein tapferer, talentvoller und vor allen seinen Zeitgenossen kriegsunbiger König, hatte damals durch Geschick und Glück im Westen Reichthums ein mächtiges Reich gegründet, und führte in sich den Ruf, dem macedonischen Alexander nachzuehmen, auch andere entlegene, durch Meere geschiedene Völker zu unterjochen. Sein Auge war zunächst auf Italien, dann aber auf Sicilien, Sardinien und Carthago gerichtet, und bei den Hilfsmitteln, die er besaß, bei seinem Ruhm, als der größte Heerführer der Zeit, besonders aber bei den eigenthümlichen Verhältnissen der Länder, gegen welche er zunächst nun seine Waffen wenden konnte, schien es für ihn nicht ganz unmöglich zu seyn, seine Pläne zu verwirklichen. Italien war freilich damals größtentheils schon unterjocht von den Römern, aber nach einem 50jährigen alles verheerenden Kriege, und auf die Hilfe und Unterstützung seiner neuen Unterthanen konnte sich Rom nicht verlassen, vielmehr, sobald es in Italien angegriffen wurde, standen alle diese als Feinde mit dem Angreifer gegen Rom. War aber die römische Oberherrschaft über Italien zertrümmert, wer konnte dann dem Porbus wehren, über die schmale Meerenge nach Sicilien zu gehen, und es war eben so wahrscheinlich, daß dorthin Porbus von den Siciliern eben sowohl als Befreier vom carthagischen Joche gerufen werden würde, als die Italiener in ihm einen Befreier vom römischen Joche erkannten. Wie hätte also Carthago, wenn Porbus mit der Kraft Italiens nach Sicilien kam, diesem dort im Kampfe widerstehen können! Und was Carthago vom Porbus nach Beywundung Siciliens zu gefahren hatte, wenn er dann etwa auch nach Afrika überzuziehen sich entschloß, das hatte Agathocles zur Gewissung geliebt. Daher war es die Furcht, daß die carthagische Politik, diesem Plane des Porbus bei Zeiten zu begegnen, und es gebührt der Weisheit der Republik das Lob, daß nichts versäumt worden ist, was zu diesem Zwecke dienen konnte. Mit einem Scharf-

blicke, der weit über die politische Beschränktheit jenes Zeitalters hinausreichte, schlossen sie den Römern sich an, erneuerten die freundschaftlichen Verhältnisse, die schon früher mit diesem Volke angeknüpft worden waren, und aus einem allgemein gestellten Vertrage, welcher nur Gleichheit und Wechselseitigkeit des Rechts bedingte, ward nun ein förmliches Offensiv- und Defensiv-Bündniß zu einem des ständigen Zwercks. Jedoch die Römer, groß im Glück wie im Unglück, am größten aber in der Selbstschätzung und Selbstbeherrschung, nahmen die Hilfe nicht an, welche die Carthager darboten; denn so sehr auch den Römern, bei dem gänzlichen Mangel an Kriegsschiffen, eine carthagische Flotte zum Gebrauch gegen den Porbus hätte erwünscht seyn müssen, so schlugen sie dennoch, als Mago mit einer Flotte von 120 oder 130 Schiffen, wahrscheinlich den Statuten des Vertrages gemäß, anlangte, diese Hilfe aus, weil sie nicht zugeben zu dürfen glaubten, daß ein Reich, das durch eigene Kraft gegründet wäre, durch fremde Kräfte vertheidigt würde. Mago aber blieb nicht unthätig; denn wenn er auch nicht Gelegenheit fand, an den italischen Küsten, selbst mitkämpfend, eine Rolle zu spielen, so versuchte er doch als Friedensvermittler zwischen Porbus und den Römern sich geltend zu machen, und da dieses nicht gelang, so lag er auf der Lauer, um Sicilien zu hüten, damit es nicht mit dem Porbus gemeinsame Sache machte und das carthagische Joch abwürfe. Ganz besonders aber trachteten nun die Carthager, während die Römer und Porbus in Italien einen wechselseitig verheerenden und vernichtenden Kampf führten, durch Anstrengung aller Kraft inwischen die Eroberung Siciliens zu vollenden, und belagerten Scipiostratus zu Wasser und zu Lande mit einer Flotte von 100 Schiffen und einem Landheer von 60,000 Mann. Die Scipiostratus jedoch sandten in der äußersten Noth eine Botschaft an Porbus, und flehten ihn an, nach Sicilien zu kommen, und da der italische Krieg, durch den fast unnatürlichen Widerstand, den die Römer ihm entgegensetzten, nicht eben nach seinem Wunsche ausfiel, so beschloß Porbus dieser Einladung zu folgen, um auf Sicilien leichtere Vortheile zu ernten. Porbus schiffte 277 von Tarent nach Tarentum hinüber, ward vom Tyrannen Zonarchion freundlich aufgenommen, zog gegen Scipiostratus, von wo bei seiner Ankunft die Carthager sich zurückzogen, verheerten den Thonion und Scipiostratus, welche sich in die verschlossenen Stadtheile von Scipiostratus getheilt hatten, mit einander und mit den Scipiostratern, gewann darauf Agrigent und mehrere andere Städte, vereinigte ein ansehnliches stilles Heer mit sich, und eroberte nun eine Stadt der Carthager nach der andern, Heraclea, Selinus, Segesta, Erax, Panormus u. a. Zuletzt aber brach sich der Tyrann, daß die Carthager aus äußerster Vertheidigung, seine Macht. Mehrere Friedensanträge der Carthager wies er ab, denn die einzige Bedingung, die er stellte, war, daß die Carthager ganz Sicilien räumen sollten; und schon ging er damit um, nach Afrika selbst sein Heer hinüberzusetzen und die Carthager dort anzugreifen, als die Lage der Dinge auf Sicilien sich plötzlich änderte. Die Carthager nämlich, indem sie sich nicht im Stande sahen,

dem Vorrhus, da alle Sicilien offen oder insgeheim sich für ihn erklärten, im Felde zu widerstehen, und da sie fürchten mußten, nach Verlust einer einzigen Hauptschlacht alles zu verlieren, schränkten sich auf den Wertheißungskrieg ein, und beschloffen die Zeit abzuwarten, indem sie wol einfahen, daß die Begeisterung, mit welcher die Sicilier an Vorrhus hingen, sich bald würde abgekühlt haben. Insgeheim aber waren sie auf alle Weise thätig, den Widerwillen, der bei der Annäherung und dem übermüthigen Vorhubs sich gar bald bei den Siciliern erzeugt hatte, anzuspüren und anzufachen, und als dieser nun übermäßige Opfer von den Siciliern verlangte, ihre Führer und Fürsten beleidigte, den Thron sogar eroberte, so brach die Empörung allgemein aus, und die Carthager hatten nun erreicht, was sie wollten. Ein großer Theil der sicilischen Griechen, besonders die Eorakusaner, schlossen sich nun wieder an die Carthager an, Hilfsvölker kamen ihnen sogar aus Italien und Vorrhus sah sich in kurzem genöthigt, alle seine Eroberungen wieder aufzugeben und den ersten schicklichen Vorwand zu benutzen, um die Insel wieder zu verlassen. Als die Samniten und Larentiner ihn dringend zur Rückkehr nach Italien aufforderten, leistete er ihnen Folge, überließ Sicilien seinem Schicksale, und schiffte sich auf der Meerenge ein nach Aegium. Aber ungeachtet er eine Flotte von 110 Kriegsschiffen hatte, so überfielen ihn die Carthager und zerstörten seine Flotte, von welcher sie 70 Schiffe verfesten und die übrigen bis auf 12 unbrauchbar machten, mit welchen Vorrhus nach Locri entkam.

Auf diese Weise vom Vorrhus befreit, trachtete Carthago mit neuem Eifer nach der Vollendung der Eroberung Siciliens. Aber hier traten jetzt 2 neue Gegner auf, welche mit jungen Kräften aufs neue wider den Carthago unübersehbare Hindernisse in den Weg legten; nämlich Hiero II. von Eorabus und die Ramertiner in Messana; und die Kämpfe mit diesen erfüllen die nächsten folgenden Jahre; doch ward der Theil der Insel, der nicht dem Hiero und den Ramertinern gehörte, allmählig immer mehr und mehr den Carthagern einsehbar, und da jene bald selbst mit einander in Streit gerieten, so lauerten diese auf die Gelegenheit, um beide, ohne großen Aufwand von Macht, zu vernichten. Als Hiero die Ramertiner bei Mola, am Flusse Longanus, schlug und bedeutend schwächte, nahmen sie sich der Unterliegenden an und zogen mit einem Heer in ihre Nähe, um sie gegen Hiero's Übermacht zu schützen oder selbst diese Gelegenheit zu benutzen, Messana zu erobern; vorzüglich aber mochten sie wol deshalb auf Messana ein besonderes nachsames Auge haben, weil sie von dort der Gefahr von den Römern fürchteten. Und wirklich brach, noch ehe Sicilien, das Ziel 30-jähriger Anstrengungen, ganz erobert war, der Krieg mit den Römern aus, wodurch Sicilien für uns verloren ging.

Nach glücklicher Unterwerfung Unter-Italiens, und seitdem den Römern ganz Italien vom Flusse Naera bis nach Aegium und Locri gehörete, konnte es ihnen nicht gleichgültig seyn, wenn Sicilien der Herrschaft des übermächtigen Carthago's unterworfen wurde. Auch konnte

ein Stat wie Rom, der erobrend so weit schon vorgebrungen war, seiner Natur nach nicht stille stehen, sondern mußte fortstreiten, und wo das Land seinen Unternehmungen schloß, jenfeit des Meeres eine neue Laufbahn für Eroberungen und Siege suchen. Hierzu war Sicilien am geeignetsten, und schon Vorrhus hatte geahnet, daß diese herrliche Insel namentlich der Kampfplatz für Rom und Carthago werden würde. Auch den Carthagern war dieses nicht verborgen geblieben, und deshalb hatten sie, nachdem sie selbst nur von Vorrhus befreit waren, alle Sorge getragen, daß Larent nicht in die Gewalt der Römer kommen möchte. Polybius war hat die Ansicht, daß die Römer durch ihre Einmischung in die Angelegenheiten der Ramertiner die erste Ursache und Veranlassung zum Kriege gegeben hätten; aber diesem widerspricht nicht nur Livius, welcher ausdrücklich sagt, daß die Carthager, indem sie mit einer Flotte den Larentinern beigestanden, das Bündniß gebrochen hätten, (was auch noch XXI. 10. in der Rede des Hanno wiederholt und weislauffer von Drosius ausgeführt wird), sondern auch Polybius gibt uns I. 13. genugsam zu verstehen, daß noch ganz andere Ansichten über die Ursache des Krieges bei den Schriftstellern, namentlich bei Villinius und Fabius, sich fanden. Es wäre auch schwer zu begreifen, wenn die Carthager, die im Besitz einer so mächtigen Flotte waren, und von den Römern so leicht nichts zu fürchten hatten, dem Falle Larent's so ruhig zugesehen hätten, und den Einwurf, den man machen könnte, daß die Römer, wenn die Verträge von den Carthagern gebrochen worden wären, dieses wol schwerlich bis ins 3te Jahr ungeahndet gelassen hätten, widerlegt sich von selbst durch die Art der Carthager Einmischung, wie sie Drosius erzählt, besonders aber durch den Umstand, daß es den Römern noch an einer schicklichen Gelegenheit zur Rache an Carthago, zumal da sie bei Larent ihren Zweck erreicht hatten, fehlte. Als aber die Ramertiner, von Hiero und den Carthagern zugleich gedrängt, sich nach Rom um Hilfe wandten, so entschlossen sich die Römer erst nach langem Bedenken zu einem Kriege, dessen Wichtigkeit und Bedeutung sie wol ahneten, und der ihnen um so gefährlicher werden mußte, als sie keine Seemacht besaßen, die es mit der carthagischen hätte aufnehmen können. Doch ihr Verhängniß riß beide Völker mit sich fort. — Die Römer sandten 264 den Consul Appius Claudius mit einem Heere den Ramertinern zu Hilfe, und dieser ging mit Begünstigung der Etrümen auf Sizilien über die Meerenge, zog in Messana ein, in übereinstimmung mit den Einwohnern, welche die Carthager aus der schon von ihnen besetzten Burg vertrieben, und schloß dann an einem Tage das Heer des Hiero in die Flucht und versprengte das carthagische Heer, so daß er in der Folge bis nach Eorabus vordringen und zur Belagerung der Stadt selbst Anstoß machen konnte. Als nun im folgenden Jahre die Römer beide Consuln mit ihren Heeren nach Sicilien hinüber schickten, und diesen mehr Städte der Eorakusaner und Carthager zuhielen, so beschloß Hiero von der carthagischen Partei zur römischen überzugeben, und unterhandelte mit den Consuln wegen des Friedens, den die Römer ihm unter sehr günstigen Bedingungen zu



gestanden, da ihr Interesse erforderte, eine Macht zu gewinnen, welche durch eine Flotte, die ihnen fehlte, sie zu unterstützen im Stande wäre. Die Carthager dagegen, welche einen so schnellen Ausbruch des Krieges mit Rom wol nicht erwartet hatten, machten nun größere Vorrichtungen, und mit zahlreichen, in Gallien, Ligurien und Hispanien gemorbenen Seidnarrscharen traten sie jetzt in Sicilien auf, indem sie Agrigent zum Mittelpunkt ihrer Unternehmungen machten. Aber die römischen Consuln, von Hiero thätig unterstützt, schlugen die carthagischen Feldherren Hanno und Hannibal, und eroberten rathlich, nach vielen Verlusten und Bedrängnissen 262 Agrigent, das schwer dafür büßen mußte, daß es sich den Carthagern ergeben hatte; worauf denn auch die meisten sicilischen Landstädte zu den Römern im folgenden Jahre übertraten. Um nun auch die Seestädte, welche die Carthager durch ihre Flotten noch behaupteten, zu erobern, beschloffen die Römer auch eine Seemacht sich zu verschaffen, und daueten in schleunigste Eile eine Flotte von 120 Kriegsschiffen, und nach Verlauf von 60 Tagen war, wie die Römer erzählten, diese Flotte zum Auslaufen bereit. *Mae nae* der Consul Cornelius Scipio so unglücklich, mit 17 Schiffen bei Lipara von den Carthagern gefangen genommen zu werden; aber nun erhielt L. Duilius den Oberbefehl über die Flotte, und dieser schlug an der Küste von Molae die carthagische Flotte unter Hannibal, indem er durch die von ihm erkundeten Entermaschinen den Seekampf in eine Landschlacht verwandelte, so vollkommen, daß die Carthager 50 Schiffe verloren, und Hannibal mit dem Rest seiner Flotte in der größten Verwirrung nach Carthago zurückkehrte. Duilius erntete für diesen Sieg bei seinem Volke unsterblichen Ruhm, und Hannibal entging nur durch List jetzt noch dem Kreuzestode; und wirklich war Carthago durch diese unerwartete Niederlage so sehr gelähmt worden, daß die Römer es wagen konnten, jetzt auch Sardinien und Corsica mit ihren Flotten anzugreifen, den Carthagern bedenkliche Niederlagen dort zuzufügen und auf beiden Inseln sich festzusetzen, während ihr Landheer auf Sicilien eine Stadt nach der andern eroberte. Ja die Römer wurden durch den Lauf ihrer Siege so kühn gemacht, daß sie schon daran dachten, den Krieg nach Africa selbst zu versetzen, und 256 brachen sie mit einer Flotte von 350 Schiffen, unter Anführung des L. Manlius und M. Atilius Regulus von Messana aus, um nach Africa zu segeln. Bei Cenomus kamen ihnen die Carthager mit 35 Schiffen entgegen unter Hanno und Hamilcar. Die Carthager verloren in der Schlacht 94 Schiffe und ihre ganze Flotte wurde zerstreut, und umgestürzt segelten nun die Römer hinüber nach Africa, wo sie bei Sinespa landeten, diese Stadt eroberten, ungeheure Beute in der Umgegend machten, und darauf die Flotte nach Sicilien zurückzuziehen, während Regulus mit nur 40 Schiffen und 15,000 Mann Landtruppen in Africa zurückblieb. Die Carthager sahen nun dasselbe Schicksal wieder nahen, das ihnen 50 Jahr früher Agathocles bereitet hatte, ja sie mußten ein noch

schlimmeres fürchten, weil die Römer gefährlichere Feinde waren, als ein griechischer Tyrann hatte seyn können. Sie erwähnten 8 Strategen, den Hasdrubal, Volsar und Hamilcar (Barcas 1), welcher letztere noch bei Heracles auf Sicilien stand, und welchem daher sein Amt, wahrscheinlich auf außerordentliche Weise, verlehrt wurde. Hamilcar und Hasdrubal beschloffen sodann das carthagische Gebiet gegen den Argulus zu vertheidigen; jedoch als sie sich bei Adis dem Regulus, der diese Stadt belagerte, entgegenstellten, wurden sie von den Römern angegriffen, und obgleich das carthagische Fußvolk tapfer stritt, gänzlich geschlagen, so daß sie 17000 Tode und 5000 Gefangene verloren. In Folge dieser Schlacht ward fast das ganze carthagische Gebiet von den Römern erobert oder besetzt, Regulus nahm Tunis ein, und eine große Anzahl Städte ergab sich ihm ohne Schwertstreich (die Zahl dieser Städte wird wol sehr übertrieben auf 300 angedr.) und er machte sogar schon Anstalt zur Belagerung Carthago's selbst. Da sank den Carthagern der Muth, und sie schickten an den Regulus Unterhändler wegen des Friedens, den Regulus auch gern abgeschloffen hätte, da er die Sendung eines Nachfolgers fürchtete, der ihm den Ruhm der Beendigung des Krieges vorweg genommen hätte. Aber Regulus mußte sich an die Bedingungen halten, welche ihm für den Fall des Friedens von Rom aus vorgeschrieben waren, und verlangte daher von den Carthagern die Abtretung Siciliens und Sardinien's, die unentgeltliche Rückgabe aller römischen Gefangenen und Auslösung der carthagischen, Erstattung der Kriegskosten und die Erlegung eines jährlichen Tributs, so wie auch, daß sie seinen Krieg führen oder sein Bündniß schließen sollten, ohne Zustimmung der Römer, selbst nicht mehr als 1 Kriegsschiff halten, die Römer aber mit 50 Dreideckern in ihren Kriegen unterstützen: Bedingungen, die von Carthago die Antwort herbeiführten, daß ein solcher Friede ja um nichts besser seyn würde, als die Eroberung ihrer Stadt selbst; und deshalb zogen die Carthager es vor, den Krieg wieder zu erneuern und das Glück noch ein Mal zu versuchen. Und das Glück bot ihnen dies Mal einen Mann dar, der im Stande war, die Republik in kurzer Zeit vom Untergange zu retten. Ein griechischer Abenteuerer, der Lacedaemonier Xanthippus, war mit einer Werbung aus Griechenland nach Carthago gekommen, und da er öffentlich geäußert hatte, daß nur die Ungeschicklichkeit der Feldherren Ursache an den Nies derlagen der Carthager wäre, so hatte ihn der carthagische Senat zu Nothe gezwungen, und die Strategen selbst

1) Polybios, Anarac und Kepes scheinen nicht davon zu wissen, daß dieser Hamilcar, der später so berühmte Hamilcar Barca, der Vater des Hannibal gewesen sey, ja sie lassen seinen Zweifel, daß dieser ein anderer gewesen sey, als jener. Des Cicero da officiis III. 26 geht ihm ausdrücklich der Vater des Hannibal: M. Atilius Regulus quum consul iterum in Africa in insidiis captus esset, dicit Xanthippum Lacedaemonio, imperatore capto, patre Hannibalis Hamilcare, juratus missus est etc. Diese Reden ist immer interessant: more non magis Carthago cui se solliciti Hamilcarem in dissertis dixerunt.

hatten ihm die Leitung des Krieges übertragen. Xanthippus gewann bald das Vertrauen nicht nur der Behrden, sondern auch der Krieger, die er unerschütterlich in den Waffen übte, und nach kurzer Zeit zog er mit einem Heere von 12000 Mann Fußvolk, 4000 Reutern und 100 Elephanten, auf welche er hauptsächlich die Hoffnung des Sieges gründete, gegen den Regulus in den Kampf. Die Römer waren durch Verstärkung aus den von den Carthagenern abgefallenen Provinzen zu einem Heere von 30,000 Mann angewachsen, und hatten also bedeutend die Übermacht. Dennoch lagerte sich Xanthippus nicht, wie die früheren Selbherren gethan hatten, auf Anhöhen, sondern in der Ebene, um von seiner Reuterei und den Elephanten den besten Gebrauch machen zu können; und so geschah es denn auch. Die carthagische Reuterei schlug die römische sogleich in die Flucht; die Elephanten brachten die römische Schlachtreihe in Verwirrung, und der Angriff der carthagischen Phalanx entschied dann die Schlacht zur gänzlichen Vernichtung des römischen Heeres, das bis auf 2000 Mann niebergefallen wurde. 600 Römer, mit ihnen der Consul, wurden gefangen. Dieser merkwürdige Sieg, den unter dem Oberbefehl des Hamilcar die Kriegsgötter und das Talent des Xanthippus erschoten hatte, rettete plötzlich Carthago vom Untergange. Freilich erlitten die Carthager bald nachher eine nicht unbedeutende Niederlage zur See am Vorgebirge Dermäum, indem sie es hatten hindern wollen, daß die bei Clupea eingeschlossenen 2000 Römer, welche aus der Schlacht bei Tunis sich gerettet hatten, von der römischen Flotte befreit würden; aber dagegen überfiel die römische Flotte ein Sturm beim Vorgebirge Pachonum, der ihre ganze Flotte von 350 Schiffen bis auf 80 zerstörte, so daß die Carthager fürs erste von den Römern nichts mehr zu befürchten hatten. Die Carthager erhielten daher Zeit, ihren Verlust wieder herzustellen; und da Xanthippus es fürs rathsamste hielt, um dem Reibe, der ihn verfolgte, zu entgehen, mit der ihm gewordenen reichen Beute nach wieder in sein Vaterland zurückzukehren, so sandten die Carthager Flotte und Heer, unter Anführung des Hasdrubal und Carthalo nach Sicilien hinüber, welche Agrigent eroberten und zerstörten. Dagegen aber rüsteten auch die Römer wieder eine Flotte von 300 Schiffen, eroberten eine der wichtigsten Städte der Carthager auf Sicilien, Panormus, und wagten sogar wieder eine Landung in Afrika, die aber mißlang, indem die römischen Schiffe auf Sandbänke gerieten und die Carthager die Küste besetzt hatten; und da bald nachher ein Sturm wieder die Hälfte der römischen Flotte zerstörte, so gaben die Römer den Seeskrieg auf und beschloßen den Krieg zu Lande allein auf Sicilien fortzusetzen; doch auch hier ward mehr Jahre nichts von Bedeutung ausgeführt, indem die veränderte Taktik, die Xanthippus im carthagischen Landheer eingeführt hatte, auch dieses jetzt den Römern gefährlich machte. So wagte es denn 250 Hasdrubal von Lipbäum aus, daß die Carthager jetzt zu ihrem Hauptwaflensplatz auf Sicilien gemacht hatten, den römischen

Proconsul Metellus bei Panormus anzugreifen; allein er wurde geschlagen, indem die Elephanten, die bei Tunis das römische Heer vernichtet hatten, nun den Carthagenern selbst zum Verderben gereichten; denn von den Römern wild gemacht und zurückgetrieben, brachten sie das carthagische Heer in Unordnung, und dieses wurde nun von den Römern leicht niedergebauen. Die Römer erbeuteten 100, nach anderen noch mehr Elephanten, die des Metellus Triumph verherrlichten; Hasdrubal aber büßte seine Niederlage mit dem Kreuzestode. Durch diesen Sieg ermutigt, dachten die Römer, nach dem die Friedensverhandlungen, die der gefangene Regulus nach dem Willen der Carthager in Rom machen mußte, mißglückt oder abgewiesen worden waren, wieder an einen Feldzug gegen Afrika, und rüsteten zu dem Ende wieder eine Flotte aus von 240 Schiffen; auch beschloßen sie vorher Lipbäum zu erobern, weil sie von dort aus den kürzesten Weg nach der carthagischen Küste hatten. Aber die Carthager verteidigten Lipbäum mit der äußersten Anstrengung und Tapferkeit, und ungeachtet die Römer den Hafen durch einen Damm zu verschließen suchten und durch eine Flotte sperrten, so gelang es doch den Carthagenern die Stadt immer wieder aufs neue zu verproviantiren, und durch unausgesezte Ausfälle ward das Landheer der Römer aufgerieben. Und als nun der römische Consul Claudius Pulcher einen Versuch mit der Flotte gegen Drepanum machte, um dieses wenigstens zu erobern, so ward er von dem Befehlshaber der carthagischen Flotte Nubelbal angegriffen und verlor 93 Schiffe mit der Mannschaft; und da eine neue Ausrüstung der Römer unter dem Consul Junius Pulus gleichfalls kein glückliches Resultat hatte, und die römische Flotte von 120 Schiffen, theils von den Carthagenern, theils vom Sturme zerstört wurde: so schien das Glück sich so entscheidend für die Carthager zu erklären, daß es den Anschein hatte, als würden die Römer nicht länger den Carthagenern den Besitz Siciliens streitig machen können. Dazu kam, daß eben damals die Carthager zum Befehlshaber ihrer Flotte den Hamilcar Barca machten, der mit der größten Einsicht und nicht ohne Glück nun mehrere Jahre, zuerst, wie es scheint, in untergeordneter Stellung, dann aber als Strateg den Krieg gegen die Römer führte. Hamilcar plünderte nämlich mit seiner Flotte die Küsten Italiens bis nach Cambrinauf, besetzte auf Sicilien, in der Nähe von Panormus die Höhe Epictete, die er zu seinem Waffenplatz machte, und von wo aus er die Römer unaufhörlich beunruhigte und angriff, und besetzte die Stadt Erp, deren höher liegende Burg die Römer inne hatten. Auf diese Weise zeigte sich Hamilcar thätig vom Jahre 248 bis 242, freilich nur im kleinen Kriege, aber auch hier immer bedeutend, weil die Römer durch ihn verhindert wurden, ihren Hauptzweck, nämlich die Eroberung von Lipbäum und Drepanum, mit mehr Nachdruck zu verfolgen. Deshalb beschloßen die Römer, eine neue Flotte mit besserer Bauart auszurüsten, indem sie wol einsahen, daß ohne eine bedeutende Seemacht Lipbäum und Drepanum nicht erobert werden könnten, und so erließen denn plötzlich, ehe die Carthager es ahndeten, der Consul zu

tatus Catulus 242 mit einer zahlreichen Flotte vor Sisyphium und Drepanum, deren Belagerung nun auf's eifrigste fortgesetzt wurde. Die Carthager, welche nun gezwungen waren, auch wieder eine Flotte auszurufen, sandten den Hanno mit 400 Schiffen (die aber nicht alle Kriegsschiffe waren) ab, um Eroz, das auch von den Römern belagert wurde, zu verproviantiren, und dort den Hamilcar mit einem Theile seiner Mannschaft einzunehmen. Aber der Consul Catulus kam dem Hanno zuvor, und zwang ihn, ehe er noch seine Schiffe entsenden konnte, bei den ägäischen Inseln zur Schlacht, die dann Hanno unter den ungünstigsten Umständen liefern mußte. 60 carthagische Schiffe wurden versenkt, 70 andere mit 10,000 Mann erobert, die übrige Flotte nach Carthago zurückgetrieben, wo Hanno mit dem Tode sein Unglück büßen mußte. — Diese Niederlage der Carthager entschied den Ausgang des Krieges. Die Carthager waren freilich nicht so erschöpft, daß sie nicht im Stande gewesen wären, den Krieg noch länger fortzusetzen; denn daß es ihnen nicht an Hilfsmitteln schelte, bewies der nachfolgende Söldnerkrieg, und über die Kräfte ihres States täuschten sich gewiß die Carthager nicht. Aber sie sahen sehr wol ein, daß sie nicht im Stande seien würden, eine neue Küstung zu beweinigen, ehe die belagerten Städte Sisyphium, Drepanum und Eroz, welche ihnen allein fast noch auf Sicilien übrig geblieben waren, und welche an allem Mangel litten, von den Römern zur Übergabe gezwungen werden mußten. Daher sahen sie zur Rettung ihrer Heere kein anderes Mittel, als den Frieden, welchen zu unterhandeln sie dem Hamilcar den Befehl und die Vollmacht erteilten. Hamilcar, der nach einem vergeblich versuchten Ausfalle, noch immer in Eroz eingeschlossen war, geborcht, vor Unmuth knirschend, dem Besetze seiner Mitbürger, und schloß mit dem Catulus einen Waffenstillstand ab, durch welchen er freilich die Heere der Republik rettete, aber zu den demüthigenden Bedingungen sich verketten mußte, daß Carthago die Oberherrschaft über Sicilien und die umliegenden Inseln aufgeben, die römischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld ausliefern, und eine bedeutende Kriegsteuer in bestimmten Fristen bezahlen sollte. Nach Abschluß dieses Waffenstillstandes zog Hamilcar sofort die carthagischen Befehlshaber aus den belagerten Städten und schickte sie nach Carthago, weil Catulus auch gefordert hatte, daß Hamilcar mit seinen Kriegern die Waffen strecken und durch's Joch gehen sollte, und Hamilcar fürchtete, daß wenn der römische Senat etwa die Friedensbedingungen verwürfe, er sich und die seinigen gegen die Schande nicht würde schützen können. Wirklich ändernten auch die 10 Männer, welche zur Abschließung des Friedens von Rom aus gesandt wurden, die Bedingungen des Catulus dahin ab, daß die Carthager nicht in 20, sondern in 10 Jahren 2200 eubdische Talente und außerdem noch 1000 Talente jährlich bezahlen sollten. Die Ausdrücke hinsichtlich der Friedensbedingungen wurden übrigens, theils wegen der Eile, mit welcher Hamilcar verfahren war, theils wol auch mit Absicht von den Römern, um immer wieder eine Veranlassung zu Vergrößerungen oder zum Kriege zu ha-

ben, sehr unbestimmt gestellt; und so geschah es, daß nicht klar ausgesprochen wurde, welche Inseln die Römer unter den Inseln um Sicilien herum verstanden wissen wollten; die Carthager begriffen darunter die kleinen Inseln, etwa die ägäischen und liparischen Inseln; die Römer aber stützten sich später auf diesen Artikel, als sie die Gelegenheit wahrnahmen und auch Sardinien und Corsika besetzten. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob die Römer nach dem Frieden Sardinien und Corsika ganz wieder ausgegeben haben, nachdem sie beide Inseln im Jahre 239 besetzt hatten; wenigstens bestimmt wird es nie gesagt, und wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die Carthager nach der Niederlage des Regulus, wieder festen Fuß auf Sardinien und Corsika faßten, so schließt dieses doch nicht aus, daß nicht die Römer auch einige Besitzungen dort behalten haben konnten. So also scheinen die Römer auch nach dem Frieden noch wenigstens einen Theil von Sardinien und Corsika behauptet zu haben, in dem die Carthager keine Zeit hatten, sich nähere Erklärungen über die Artikel des Friedens geben zu lassen, und mit allem Aufsehen sehen mußten, was die Römer damals dictirten. Auch ward im Frieden noch ausgemacht, daß die Carthager den Hiero nicht mit Krieg überziehen sollten, daß kein carthagisches Kriegsschiff sich den Küsten Italiens oder der mit Rom verbündeten Länder nähern dürfte, oder daß sie Söldner in Italien würden. Vielleicht aber wurde gar nicht ein Mal ein bestimmtes Document über den Frieden aufgesetzt, und daher auch wol die verschiedenen Ansichten, die sowohl bei den verschiedenen Schriftstellern, als auch bei den Staatsmännern späterer Zeiten über diesen Frieden sich finden. Denn indem Polybius und Livius den Hamilcar sich beklagen lassen über die römische Treulosigkeit, die den Carthagern Sardinien widerrechtlich entziffen hätte, so läßt Sallust (Bell. Cat. 51. 4.) den Cäsar auf's bestimmteste sagen, daß die Römer auch in den punischen Kriegen nie ihr eigenes Glück gemisbraucht, oder die Treulosigkeit ihrer Feinde wieder mit Treulosigkeit vergolten hätten.

Durch diesen unglücklichen Ausgang des ersten Krieges mit Rom hatte Carthago allerdings große Opfer gebracht, doch hätte es diese Opfer bald wieder verwenden können, wenn nicht andere noch viel unglücklichere Ergebnisse gefolgt wären. Daß Carthago gezwungen worden war, Sicilien aufzugeben, war kein so großes Unglück, da es vielmehr für sein Interesse viel besser sorgte haben würde, wenn es von Anfang an nie nach dem Besitze Siciliens gestrebt hätte. Carthago mußte überhaupt weniger nach dem Gewinn von Länderbesitz trachten, als nach friedlichem Verkehr mit andern Staaten, durch welchen ein freier und unbehinderter Absatz ihrer Waren begünstigt wurde. Hätte Carthago nur Masse gehabt, sich nach dem Kriege wieder zu erholen, es würde aus dem Handel mit den stillstehenden Griechen einen größeren Gewinn gezogen haben, als früher durch die immer bestirrende Herrschaft über einzelne Theile der Insel. Eben so wäre auch der Verkehr Sardinien und Corsika's leicht verschmerzter worden, und die Bergwerke Hispaniens, welche Hamilcar später der Republik er-

warb, wegen das, was man in Carthago verlor, hundertfach wieder auf. Aber Carthago erhielt seine Ruhe und Erholung.

Hamilcar hatte nach Abschluß des Waffenstillstandes, ehe noch der Friede förmlich beschworen war, den Oberbefehl über das Heer zu Lilobäum niedergelegt, und der Suffet Gisgo, der nach Sicilien hinüberkam, hatte die carthagischen Kriegsvölker nach Afrika zurückgeführt. Die Carthager aber, welche sofort den Römern 1000 Talente bezahlten und ihre Gefangenen loskaufen mußten, hatten kein Geld, um den Söldnern ihre rückständige Löhnung zu bezahlen, und auch wol keine Lust, ihnen das außerordentliche Geschenk zu entrichten, welches ihnen Hamilcar auf Sicilien im Namen der Republik eigenmächtig versprochen hatte. Da die umhätige, zügellose Menge aber in Carthago Gemaltheitigkeiten zu begehen drohte, so schickte man die Söldner mit aller ihrer Habe, ihren Weibern und Kindern nach der benachbarten Stadt Sica, um dort zu warten, bis der Staat ihre Forderungen würde befriedigen können. Hier um sich selbst überlassen, wurden die Söldner immer unruhiger, und als Hanno, ein angesehener, aber nicht beliebter Mann, der einige Zeit vorher Suffet gewesen war, unter ihnen erschien, um mit ihnen wegen eines Nachlasses ihrer Forderungen, namentlich des versprochenen Gesentes, zu unterhandeln, so brach der Aufbruch förmlich aus; Hanno mußte die Flucht ergreifen, und die Söldner, 20,000 Mann stark, verließen Sica und zogen gegen Carthago, in dessen Nähe sie bei Tunis ein Lager aufschlugen. Die Carthager, in ihrer Rathlosigkeit und Rathlosigkeit, legten sich wiederum auf's Unterhandeln, verschlimmerten aber dadurch nur die Sache; und als endlich Gisgo gesandt wurde, um ihnen das Geld, das man ihnen noch schuldete, und das man inzwischen zusammengebracht hatte, auszuzahlen, so erhoben sich Spendius, ein entlaufener Campaner, und Mathos, ein Libyer, und berebten die Söldner, sich nicht zu trennen und keinen Vergleich anzunehmen, sondern die Waffen gegen die ohnmächtige Republik zu ergreifen. Wer widersprach, wurde sogleich gefesselt, dem Spendius und Mathos die Anführung übertragen, Gisgo mit seiner Begleitung zu Gefangenen gemacht, und das von ihm mitgebrachte Geld geraubt und unter das Heer vertheilt.

Nachdem so förmlich die Fahne des Aufstandes erhoben war, gedachte man zunächst daran, die Bewohner und Städte des carthagischen Gebietes zu den Waffen zu rufen. Diese, immer unwillig gehorchend, hatten für ihren Abfall zu den Römern, nach der Niederlage des Regulus, schwer büßen müssen. 8000 Libyer, welche zu den Römern damals übergegangen, waren zur Strafe an's Kreuz geschlagen worden. Viele Jahre hatte der Krieg gedauert, und erst kurz vorher scheint die Unterwerfung Libyens wieder zu Stande gekommen zu seyn. Diesen Krieg hatte als oberster Feldherr Hanno zu führen gehabt, und dieser hatte sich besonders durch die Bezwingung der großen libyschen Stadt Hecatompolis (deren Lage man nicht kennt?)<sup>2)</sup> einigen Ruhm erworben, jedoch

auch durch seine Härte die Unterthanen empört; und da die Noth des Staats außerordentliche Opfer erforderte, so war von den Unterthanen, deren Abgaben man verdoppelt hatte, und von denen man die Hälfte des Ertrages ihrer Felder verlangte, der Tribut mit der größten Strenge eingefordert worden. Unter diesen Umständen fanden die Boten des Mathos leicht Gehör, und indem man die herrschende Stadt für völlig wehrlos hielt, so beschloßen die Unterthanen, mit nur sehr geringer Ausnahme, diese Gelegenheit zu benutzen, um das lästige Joch endlich einmal abzuschütteln. Nur die Bundesstädte Utica und Hippo blieben noch getreu, und wurden dafür von den Empörern belagert, deren Heer in kurzem durch den Zutritt der Libyer, auf 70,000 Mann anwuchs.

Die Carthager übertrugen in dieser Verdrängniß dem Hanno, der noch an der Spitze eines Heeres stand, den Oberbefehl; die Bürger wurden in den Waffen geübt, Reuterei und Flotte gerüstet. Aber Hanno verstand den Krieg nicht; er schlug zwar die Anführer der Utica in die Flucht, aber statt sie zu verfolgen und zu vernichten, zog er sich in sein Lager zurück, und ward dort vor den immer umherstreifenden Feinden überfallen und nach großem Verluste in die Stadt zurückgedrungen, alles Kriegsgeräthe aber ward vom Feinde erbeutet. Voll Unmuth darüber nahmen die Carthager dem Hanno den Oberbefehl, und übertrugen ihn dem Hamilcar. Dieser hatte nicht mehr als 10,000 Mann, doch wirkte der Schrecken seines Namens, daß die Anführer sogleich die Belagerung von Utica aufgaben, und bald darauf hatte er das Glück, den Spendius mit einem Theile seines Heeres am Bagradas zu schlagen, und durch den Numidier Naravasus verstärkt, gelang es ihm nicht lange nachher, den Spendius und den Fuzaritus, den Anführer der Gallier, im Gebirge zu schlagen. — Während dessen hatte aber auch nach Carthago hin der Aufbruch sich verbreitet, indem die Söldner hier ihre Anführer Vostar und Hanno tödteten und alle Carthager auf der Insel erschlugen. Da nun Hamilcar die in den letzten Schlachten Gefangenen sehr milde behandelte, ihnen frei stellte, in carthagische Dienste zu treten, oder von ihm befreit in ihre Heimath zurückzukehren, und viele der Empörer dadurch zum Rücktritt bewogen wurden, so führten Spendius und Mathos einen ungelieblichen Boten aus Carthago vor, der dort abgeschickt seyn sollte, um die Söldner zu warnen vor den Verdrachten unter ihnen selber; und dies gab dann Gelegenheit, nicht nur alle die unter ihnen, welchen man nicht trante, aus dem Wege zu räumen, sondern auch den noch immer in Gefangenschaft gehaltenen Gisgo, und 700 andere

nicht vieleicht Veranlassung gegeben haben zu der wunderlichen Nachricht bei Damiandus Marcellinus (XVII. pag. 184 Lind.), nach welcher die Carthager sogar einmal das Aegyptische Uebel erbeuten haben sollen. Thebes inter cetera pendentes et inter Carthagine impiois accursu ducet apprehendere Poenorum; posteaque raptum Perarum sex ille Cambyzes — aggressus est etc.?). Theben heißt auch die Handerthörigkei schon bei Herodotus liegt eine Vermuthung hierbei zum Grunde. Denn etwa ein Jahr hundert vor Cambyse's Tod Carthago noch nicht so mächtig, um einen Feldzug gegen Aegypten zu unternehmen, und an einen Zug zu Lande dahin ist noch weniger zu denken.

<sup>2)</sup> cf. Polyb. I. 73. und Diod. XXIV. sac. de virt. et viz. und s. u. Weisung's Note. Sollte dies Erbeutung von Hecatompolis

Carthager auf die grausamste und schrecklichste Weise zu Tode zu martern; und um alle Möglichkeit der Verbesserung abzureißen, wurden gleiche Martern einem jeden gefangenen Carthager angedroht. Hamilcar sah nun die Nothwendigkeit ein, einen Verrücktenkrieg gegen die Aufrechter zu führen, und vereinigte sich deshalb mit dem Hanno, der noch immer einen Theil des Heeres befehligte. Aber bald wurden die Feldherren zwietrachtig unter einander, und statt den Krieg nachdrücklicher und zum Verderben der Feinde zu führen, erleichterten sie diesem seine Siege. Dazu kam noch, daß Unfälle jeder Art die Carthager heimsuchten. Eine Flotte, welche aus der Provinz Emporia Proviant und Kriegsbedürfnisse herbeiführte, versank; Eacbinien ging eckungslos verloren, und auch Utica und Hippo, die bisher den Soldnern Wohnstätten hatten, und die auch früher zu den Zeiten des Agathocles und Regulus immer treu geblieben waren, fielen jetzt, da sie Carthago's Untergang für unvermeidlich hielten, plötzlich ab, und stellten sich nun mit der heftigsten Erbitterung an die Spitze der Feinde. Diese Noth erforderte neue Maßregeln. Die Carthager wandten sich um Unterstützung an Hero von Soracus, und dieser sandte Lebensmittel; dergleichen an die Römer; und diese versuchten nicht nur den Frieden zu vermitteln, sondern als das nicht gelang, gaben sie den Carthagern alle noch in Italien drückende Gefangenen unentgeltlich zurück, erlaubten den italienischen Kaufleuten, den Carthagern Proviant zuzuführen, sandten ihnen selbst sogar Getreide, und gestatteten ihnen, jedoch nur für die Dauer dieses Krieges, in Italien Söldner anzuwerben. Und als römische Kaufleute von den Carthagern entweder aus Noth aufgeplündert, oder weil sie dem Feinde Lebensmittel zugeführt hatten, aufgefunden und in's Meer geworfen waren, so ahndeten die Römer dieses für den Augenblick nicht, obgleich sie später sich darauf beriefen, als sie den Carthagern ihre noch übrigen Besitzungen auf Sardinien wegnahmen. Sodann erklärte der carthagische Senat, daß einer der Feldherren seine Stelle niederlegen, der andere aber allein den Oberbefehl führen sollte, und daß das Heer zu wählen hätte. Das Heer wählte den Hamilcar, und Hanno mußte zurücktreten. Hieburch ward freilich die oberste Leitung des Krieges dem überlassen, der allein dazu geschikt war; allein es war dadurch, daß dem Heere die Wahl des Feldherren überlassen war, ein Beispiel aufgestellt, das zum Verderben der Republik diente, so wie auch die Feindschaft zwischen dem Hanno und Hamilcar, welche sich nun unversöhnlich entpann und auch auf ihre Häußer sich vererbte, von den unglücklichen Folgen war. — Hamilcar zog mit seinen Unterführern Hannibal und Mambas aus, um den Aufrechter, die schon beknown hatten, Carthago zu belagern, im Rücken alle Zufuhr abzuschnitten. Dieses gelang, und die Feinde saßen sich genöthigt, mit 50,000 Mann dem Hamilcar zu folgen. Dieser leckte sie in eine gebirgige Gegend, Prien genant, wo er sie ringsum umschloß, einschloß und aushungerte; und als sie endlich erzwungen waren, zu unterhandeln, ließ Hamilcar die Anführer seßeln, und da die übrigen darauf zu den Waffen griffen, diese sämlich von seinen

Elefanten niedertritten. 40,000 Mann fanden so ihren Untergang, und nun unterwarf sich auch bald ein Theil der libyschen Städte wieder dem Sieger. Darauf zog Hamilcar mit seinem Heere zurück, um auch den Mambas und die übrigen Aufrechter zu vernichten, welche sich in Tunis vertheidigten. Durch zwei Läger ward Tunis eingeschlossen, und der gesannene Spentius Angestrich der Mauern an's Kreuz geschlagen. Doch als Mambas sich durch einen Ausfall rächte, in welchem er viele Carthager, unter andern auch den Unterführern Hannibal, zu Gefangenen machte, und diese gleichfalls freizugehen ließ, so schlug dieses Unglück die Carthager so darnieder, daß Hamilcar die Belagerung von Tunis aufgeben mußte, und 30 Senatoren in seinem Läger erschienen, welche von ihm verlangten, daß er, um die Parteien in Carthago zu beruhigen, mit dem Hanno sich wieder versöhnen, und den Oberbefehl theilen sollte. Hamilcar gab nach, versöhnte sich mit Hanno, und beide verfolgten dann den Mambas, der sich von Tunis entfernte und weiter in das Innere Libyens zurückgezogen hatte. Dieser, nachdem er in mehreren kleinen Treffen geschlagen war, beschloß endlich, eine entscheidende Schlacht den Carthagern zu liefern; aber sein Heer ward überwunden und größtentheils niedergebauen, Mambas selbst gefangen und später in Carthago unter schrecklichen Martern hingerichtet. Die abgefallenen Städte ergaben sich nach und nach wieder den Carthagern, zuletzt auch Utica und Hippo, aber erst nach langer Belagerung. Eacbinien aber blieb verloren; es hatte sich den Römern in die Arme geworfen, und als die Carthager Anstalt machten, die Insel wieder zu erobern, erklärten die Römer sie für ihr Eigenthum, indem sie schon durch den lutatischen Frieden ihnen abgetreten sey; und die Carthager mußten sich sogar zu einem neuen Tribut von 1200 Talenten verstehen, als Strafe dafür, daß sie es gewagt hätten, ein Land sich aneignen zu wollen, auf welches die Römer ein vollständiges Recht hätten.

Der Söldnerkrieg hatte auf die angegebene Weise, nach einer Dauer von 3 Jahren und 4 Monaten, zwar sein Ende erreicht; nichts desto weniger dauerte aber der Krieg gegen die Libyer und Numidier, welche es mit den Aufrechern gehalten hatten, noch längere Zeit fort. Diesen Krieg führten Hamilcar und Hanno gemeinsam und nicht ohne Glück; denn grade in dieser Zeit erst scheint die Herrschaft der Carthager über die Nordküste von Afrika weiter ausgedehnt worden zu seyn, insofern als verschiedene numidische Stämme in ein Verhältnis der Abhängigkeit gebracht wurden. Wenigstens erscheinen erst von dieser Zeit an die zahlreichen numidischen Reiterheeren, welche so lange Zeit hindurch den Carthagern das Ubergewicht über die Römer gaben, und welche im 2ten punischen Kriege eine fast neue Erstärkung waren, der die Römer nichts ähnliches entgegen zu stellen hatten. Jedoch als Hamilcar, nach Vernichtung des libyschen Kriege, wieder nach Carthago zurückkehrte, so ward er dort von ein Gerücht gefoltert, indem ihm Schuld gegeben wurde, durch seine eigenmächtigen Versprechungen an die Söldner und durch sein ungemäßigtes Verfahren die Leiden des Söldnerkrieges über Carthago gebracht zu

haben. Hamilcar sah kein anderes Mittel, sich zu retten, als sich dem Volke, bei dem er beliebt war, in die Arme zu werfen, und unter den Vornehmen durch den Einfluss seines Schwiegersohnes Hasdrubal eine Partei sich zu schaffen, die er durch die Ausfahrten, die er ihnen in der Ferne auf großen Gewinn eröffnete, an sich fesselte. So entging er der Gefahr, ward wieder Strategie und das Gericht wurde über ihn nicht gehalten. Nachdem nun Hamilcar den Hanno vom Heere entfernte, und das Heer durch Geschenke und reichliche Beute sich gereizt gemacht hatte, so ging er ohne Wissen, wenigstens ohne den Beistand des carthagischen Volkes und Senates, mit seinem Heere hinüber nach Hispanien, und hier wieder zu gewinnem, was Carthago auf Sicilien, Sardinien und Corsica verloren hatte. Über die Unternehmungen des Hamilcar in Hispanien sind wir nur sehr unvollkommen unterrichtet, doch scheint folgendes gewiß zu sein. Hamilcar begab sich zuerst nach Gades, einer uralten Stadt, welche auf abulische Weise, wie Utica, Hippo, Hadrumetum u. a. von den Phönikiern gegründet, in Carthago im Verhältnisse zu einer abhängigen Bundesstadt stand, und wol nur ein geringes Gebiet hatte (etwa die heutige Insel Leon), in dem die Carthager sich hier mehr auf einen freundlichen und friedlichen Verkehr mit den Einwohnern beschränkt, als auf weitläufige und schwer zu erhaltende Eroberungen eingelassen hatten. Dieses Gebiet weiter auszuwehnen, war nun die Absicht Hamilcars, und zwar, was allein nur eigentlich wünschenswerth war, über das Thal des Baetis-Strromes bis zu den Gebirgen hin, welche dasselbe umgeben. Dieser fruchtbare und schöne Theil Hispaniens, mußte in jeder Hinsicht reizen, besonders aber die überaus reichen Bergwerke der Sierra Morena in der Gegend der nachher in den Römern Kriegen so oft genannten Städte Castulo, Antibili, Alituris und Mentesissa, welche auf eine kunstmäßigere Weise zu bebauen für Carthago von dem größten Gewinne seyn mußte. Mit den diese Gegend benachbenden Völkern wurden die Kriege geführt, von denen wir nur kurze Notizen bei den Schriftstellern finden, und die Unterwerfung dieses Landes gelang so vollständig, daß nach Verlauf von wenigen Jahren die Carthager hier unumschränkt geboten, und die Einwohner des Landes in völlige Knechtschaft gebracht und zum Frohndienst in den Bergwerken, in denen sie auf empörende Weise ausgetrieben wurden, gezwungen werden konnten. Hamilcar legte an der Küste die Stadt Ilerca zuweilen an, fand aber bald nachher, in einem Aufstande der sämtlichen südhispanischen Völkerschaften, bei der Belagerung der Stadt Ilerca durch den König der Dretaner seinen Tod. 9 Jahre hatte Hamilcar hier den Oberbefehl mit fast königlicher Gewalt geführt, wie es scheint, ganz gegen die frühere carthagische Sitte; doch wurde ihm dieses gestattet, weil der Gewinn aus der Eroberung des Landes, besonders die Ausbeute der Bergwerke so groß war, daß Hamilcar, ungeachtet er seine Parteilgenossen in Carthago berückte, und sich selbst ein ungeheures Vermögen sammelte, doch auch den carthagischen Staat mit bedeutenden Summen wieder füllen konnte. Die Carthager erkannten nun des Hamilcars Schwiegersohn und bisherigen Gefährten seiner Unternehmungen und

Sieger, den Hasdrubal, zum Selbstherrn in Hispanien, damit er Hamilcars Entwürfe noch weiter verfolgte, und dieser war in seinem Streben nicht weniger glücklich. Er schlug die Völkerschaften, welche sich gegen Hamilcar erhoben hatten, namentlich die Dretaner, in mehreren Schlachten, erweiterte die carthagische Herrschaft weiter an der Küste des Mittelmeers entlang über Genuada und Murcia, vielleicht auch einen Theil von Valencia aus und legte hier mehrte Städte an, besonders aber das in späterer Zeit so wichtige New-Carthago, welches er zum Sitz der carthagischen Herrschaft in Hispanien bestimmte, wozu es auch durch seinen vortheilhaften Hafen und seine geringere Entfernung von Carthago besonders geeignet war. Auch war eine neu gebaute Stadt dem Hasdrubal zu Verfolgung seiner weiteren Pläne viel geeigneter, als Gades, das als eine uralte Municipalsiedlung bedeutende Vorrechte besaß und sich den Wünschen Hasdrubals nicht so unbedingt fügen mochte. Irig ist es, wenn man, wie gewöhnlich geschieht, meint, daß Hasdrubal schon damals den größten Theil Hispaniens der Herrschaft der Carthager unterworfen habe. Diese Ansicht kann nur aus gänzlichem Unkenntnis der Natur des Landes hervorgehen. Was hätte es den Carthagern genützt, über die eben Verglachten und Waldgebirge Estremadura's und Neucastiliens zu herrschen, wo Nationen wohnten, die eben so arm als feindselig und unzugänglich waren; und gar, wenn sie noch weiter in die Gebirge von Arcañencia und Leon hätten vordringen wollen, wo sie noch weniger einen Preis des Sieges gehabt hätten? Der Urfang des carthagischen Gebietes in Hispanien, vor dem Ausbruche des 2ten Krieges mit Rom, ergibt sich am besten, wenn man auf die Grenzen sieht, welche die römische Provinz Baetica späterhin hatte; denn diese war der Gewinn der Römer in jenem Kriege. Alle weitere Kriegsunternehmungen der Carthager in Hispanien geschahen nur, um die räuberischen Einfälle der wilden hispanischen Stämme aus dem Innern des Landes abzuwehren, oder sie zu zwingen, ihre kriegerische Jugend zum carthagischen Kriegsdienste für Sold zu stellen. So umfaßte das Gebiet, das Hamilcar und Hasdrubal der Republik in Hispanien eroberten, nicht mehr, als die Küste vom Suero bis zum Baetis und Anas (von der Segura bis zum Guadaluquivir und zum Guadiana), und erstreckte sich im Innern bis zu dem Gebirge, das sich zwischen den Quellen dieser Flüsse hinzieht; allenfalls hatten die Carthager auch an der Küste Hispaniens außerhalb der Meerenge bis zum Tagus hin, noch einige Ansiedelungen zum Behufe des Handels mit Britannien und dem Norden; Lusitanien selbst aber blieb frei, und wenn wir später auch lusitanische Reuter im carthagischen Heere sehen, so waren dieses Söldner, so gut, als die meisten übrigen hispanisch-carthagischen Kriegsvölker. Hasdrubal verstand es nun in ganz vorzüglichem Grade, mit diesen Völkern des innern und westlichen Hispaniens freundliche Verbindungen anzuknüpfen und ihre Jugend für Carthago zu bewaffnen, und so mochte es allerdings scheinen, als wenn die Carthager, ungeachtet sie kaum über ein Viertel des Landes geboten, dennoch Herren über das ganze wären, indem die Streikräfte desselben ihnen zu Gebote standen. Vielleicht war

dieses denn auch die Ursache, daß Hasdrubal in den Vers  
 dacht kam, als strebe er nach der Kleinhererschaft und  
 wolle sich in Hispanien ein Reich gründen, unabhängig  
 von Carthago; so wie wir sogar auch die Nachricht bei  
 einem seiner Zeitgenossen finden, dem Fabius Pictor (Po-  
 lyb. III. 8.), Hasdrubal wäre mit seiner Heere nach  
 Afrika hinüber gegangen, um in Carthago die Verfassung  
 zu ändern und auch dort sich zum Tyrannen zu machen,  
 was ihm aber mißglückt sei. Wenn auch dieses letztere  
 nun wol sehr zweifelhaft ist, so scheint es doch unläugbar,  
 daß Hasdrubal in Hispanien unumschränkt und willkürlich  
 gebot, daß die Parteien in seiner Privatfahst, der Haß  
 der Reider seines Glücks, ihn zu manchen Schritten der  
 Überhebung und Ungebühr verleiten mochten, die er un-  
 ter ruhigen Verhältnissen wol unterlassen hätte; und  
 daß er gewiß sorgfältig vernahm, in den Fall zu kommen,  
 seine Würde niederzulegen und in den Privatstand zurück-  
 treten zu müssen, weil dann sein Untergang gewiß war.  
 Daß die Römer aber den Hamilcar und Hasdrubal in  
 Hispanien so ruhig gewähren ließen, möchte auffallen  
 scheinen, weil sie wol die Gefahr hätte ahnen sollen, wel-  
 che ihnen von Hispanien her drohte. Jedoch waren die  
 Römer selbst damals so sehr beschäftigt durch die galis-  
 schen und ligurischen Kriege, welche mehr als einmal die  
 Römer in die größte Gefahr brachten und sogar eine Ver-  
 waffnung von ganz Italien nöthig machten, und bei wel-  
 chen die Carthager ohne Zweifel die Hand auch mit im  
 Spiele hatten<sup>3)</sup>; so wie die Carthager unaussprechlich auch  
 die Carbiner und Corsen aufregten, gegen die Römer zu  
 rebelliren, daß diese an keine auswärtige Unternehmung  
 denken konnten. Auch entging den Römern nicht, wie aus  
 dem Zeugnis des Fabius zu erhellen ist, daß Hamilcar und  
 Hasdrubal mit ihren Mitbürgern in Zwiespalt waren, und  
 wol gar daran dachten, sich in Hispanien unabhängig zu  
 machen; und so mochten sie diese Erhebungen in Hispanien  
 eher als eine Ursache zum gänzligen Falle Carthagos be-  
 trachten, als wie ein Mittel zur Wiederhebung desselben.  
 Doch aber mußte den Fortschritten des Hasdrubal ge-  
 steuert werden, und so ward denn eine Gefandtschaft  
 nach Neu-Carthago geschickt, welche Einsprache gegen  
 die weitere Ausbreitung der carthagischen Herrschaft  
 machen sollte. Jedoch mußten die Römer dem Has-  
 drubal ganz Hispanien bis an den Iberus unterlassen,  
 und nur Sagunt mit seinem Gebiete war, wenn wir  
 dem Livius trauen dürfen (Polybius nennt in seiner an-  
 geblichen Vertragsformel Sagunt gar nicht), gegen die  
 carthagische Herrschaft geschützt. Ubrigens schloß Has-  
 drubal diesen Frieden aus eigener Machtvollkommenheit  
 ab, ohne daß Senat und Volk in Carthago denselben  
 bestätigten, und auch Hasdrubal hatte wol nicht die  
 Absicht, ihn länger zu halten, als es seinem Inter-  
 esse gemäß wäre, obsondern er immerhin auf ein Land

verzichten konnte, von dessen Besitz er sich keinen Vor-  
 theil versprechen durfte. Hasdrubal ward aber, noch  
 ehe er seine Entwürfe, welcher Art diese auch sein  
 mochten, zur Reife bringen konnte, ermordet, und das  
 Heer erwählte nun des Hamilcar großen Sohn, Han-  
 nibal, zum Nachfolger in der Würde eines Strategen  
 und Beherrschers des carthagischen Hispanien, indem  
 dieser, da er seit seinem 9ten Jahre in Hispanien ge-  
 lebt, unter seinem Schwager Hasdrubal die Reuterei  
 angeführt, und selbst eine Hispanierin, eine Bürgerin  
 aus Castulo, zur Gemahlin hatte, die hispanischen  
 Verhältnisse am besten kannte, und als Sohn des gro-  
 ßen Hamilcar und wegen seiner eigenen Thaten die  
 Gunst des Heeres besaß. Der carthagische Senats, in  
 welchem die baccinische Partei die Oberhand hatte, und  
 das Volk gaben der Wahl des Heeres ihre Zustimmung,  
 so entgegen eine solche Wahl auch an und für sich den  
 Gesetzen der Republik war; und Hannibal, damals 26  
 Jahre alt, stand nun an der Spitze eines bedeutenden  
 Heeres, hatte die Schätze Hispaniens in seiner Gewalt,  
 und suchte eine Landbahn, seinem Ehrgeize angemessen.  
 Die ersten 3 Jahre seiner Anführerschaft brachte er  
 theils mit Kriegszügen gegen die hispanischen Völker-  
 schaften in Innern des Landes, die Olcader, Baccarer  
 und Carpetaner hin, theils griff er Sagunt an, eine  
 griechische Colonie aus Carthago, welche durch die  
 Begünstigung des schönen Landes (es lag in der Nähe  
 des heurigen Valencia) und durch die Kraft und Zu-  
 gend ihrer Bewohner zu außerordentlicher Macht und  
 Blüthe schnell sich erhoben hatte. Wol mehr Fuß nach  
 Deute und der Fortgang seiner Unternehmungen, als  
 das Verlangen, eine Ursache in einem Kriege mit Rom  
 zu haben, bestimmten den Hannibal zum Angriff gegen  
 Sagunt, und er unternahm denselben gewiß deshalb im  
 Jahre 219, weil damals die Römer durch einen Krieg  
 mit den Illyriern beschäftigt waren, der so gefährlich  
 schien, daß beide Consuln zu denselben abgefangen wurden.  
 Die bedrängten Saguntiner (die, auch wenn sie in dem  
 Frieden des Hasdrubal nicht namentlich erwähnt waren,  
 doch wenigstens durch die Bestimmung früherer Friedens-  
 schlüsse, nach welchen Römer und Carthager die Gebiete  
 ihrer Bundesgenossen garantirten, vor einem carthagi-  
 schen Angriff hätten sicher sein müssen) baten die Römer,  
 als ihre Aufseheren, um Hilfe; diese aber schickten nur  
 Gefandtschaften an Hannibal, und als sie von diesem nicht  
 gehört wurden, nach Carthago, wo sie gleichfalls abge-  
 wiesen wurden. Sagunt unterlag während dessen seinem  
 Schicksale. Aber die Römer, die durch ein außerordent-  
 liches Glück in wenigen Monaten den Illyrischen Krieg  
 beendet hatten, erklärten nun den Carthagern den Krieg,  
 und rüsteten sich, denselben zu Wasser und zu Lande mit  
 gleichem Nachdruck zu führen. Der Consul, C. Sempronius  
 Longus erhielt eine Flotte von 160 Kriegsschiffen, und ein  
 Heer von 26,000 Mann, um damit nach Sicilien, und  
 von dort nach Afrika überzugehen. Der andere Consul,  
 M. Cornelius Scipio, sollte mit 60 Schiffen und 25,000  
 Mann nach Hispanien segeln, um dort die Carthager im  
 Mittelpunkte ihrer Macht anzugreifen; ein drittes Heer  
 von 20,000 Mann sollte Oberitalien gegen die aufstreb-

3) Die Muth bei Zonaras VIII. 19. B., daß die Carthager  
 während des ligurischen Krieges gerade auf Rom hätten zugehen  
 wollen, steht zu einsam und ohne alle weitere Deutlichkeit durch  
 andere Bemerkungen, als daß man Gewicht darauf legen könne,  
 nach ihrem Königsbegriff an dieser Stelle nur ein Schreibfehler des  
 Zon. für Italien zu sein. Die ersten Cons. des Zonaras haben  
 übrigens auch Königsbegriffen. —



rischen Gallier und Ligurier beschleunigen. Aber ehe Scipio nach Afrika und Carthago gelangen konnten, war Hannibal, den Carthager eben so unerspart, als den Römern, schon mit einer Macht von 100,000 Mann von Neu-Carthago aufgebrochen, war über den Iberus gegangen, hatte die tapfern Bewohner Cataloniens geschlagen und geschredet, und war dann durch Gallien bis an den Rhone gezogen. Hier fand er zuerst Widerstand, indem der Consul Scipio, der auf seinem Fugat nach Hispanien zu Massilia von Hannibals Zuge durch Gallien hörte und dort stehen blieb, ihm auf alle Weise den Übergang über den Rhone erschwerte, indem er die Bewohner des linken Ufers aufwiegelte, und auch selbst mit einem Theile seines Heeres am Kampfe Antheil nahm. Aber Hannibal zog den Rhone aufwärts, ging plötzlich über den Strom und schlug die Gallier in die Flucht, zog dann nördlich bis zum Jure und zum Lande der Allobroger, und ging nach zahlreichen Gefechten mit den Einwohnern auf der Straße über Chamberg und den kleinen St. Bernhard in der zweiten Hälfte des Decembers des Jahres 218 über die Alpen nach Italien, wo er, freilich mit nur noch 26,000 Mann, im Lande der Insubrer anlangte. Am Ticius erwartete ihn der Consul Scipio, der, nachdem er seinen Legaten und Bruder Ln. Scipio von Massilia aus mit dem größten Theile seines Heeres nach Hispanien geschickt hatte, mit den Legionen Oberitaliens, die aber durch einen Ausfall der Gallier sehr geschwächt und entmuthigt worden waren, ihm hier die Spitze bot. In der Nähe von Victumvium kam es zu einem Treffen, in welchem Hannibal die römische Reiterei schlug, worauf die Römer, da auch der Consul selbst verwundet worden war, sich genöthigt sahen, das transpadanische Gallien gänzlich aufzugeben, und sich über den Padus nach Placentia zurückzuziehen. Als Hannibal, mit dem sich nun auch ein großer Theil der Gallier vereinigt hatte, nachdrängte, verließ Scipio auch Placentia, und nahm an der Trebia eine feste Stellung, um den Consul Scipio zu erwarten, der zu seiner Unterstützung heranzukam. Dieser hatte nämlich auf Stellen den Krieg mit einem glücklichen Cestrefen bei Sipontum, der Eroberung von Malta und einer Landung an der afrikanischen Küste eröffnet, hatte aber bei der Nachricht von Hannibals Zuge nach Italien, Afrika aufgeben und nach Italien zurückkehren müssen, wo er zu Ariminum sein Heer aufschiffte und sich dann schleunigst mit Scipio vereinigte. Hannibal lieferte mitten im Winter den Consuln eine Schlacht an der Trebia, in welcher dieselben eine schreckliche Niederlage erlitten, und getwungen wurden, bald nachher, bis auf einige feste Plätze, welche sich noch vertheibigten, ganz Oberitalien zu räumen, und sich bis über die Alpen zurückzuziehen. Hannibal, welcher bald sah, daß er die Gallier, welche zwar die Römer hofeten, aber die Carthager nicht weniger scheuten, nicht zu einem allgem. meinen Kriege gegen Rom würde erregen können, beschloß, ungeachtet des Winters, eiligst über die Alpen zu gehen, um den Krieg mehr in das mittlere Italien zu führen, wo Völker wohnten, welche, noch immer unwillig den Römern gehorchend, nur auf das Eizmal zum Aufstauhe warteten; aber sein erster Versuch,

weiter vorzudringen, mißglückte, indem er in den Alpen einen bedeutenden Verlust durch Emporen erlitt, so daß er gezwungen war, seine weitere Unternehmung noch zu beschließen. Jedoch als der Consul des folgenden Jahres ihr Amt angetreten hatten, brach Hannibal, der sich bis dahin nur mit Mühe gegen die Verdrüßthei und die Nachstellungen der Gallier geschützt hatte, vom Padus auf (217), zog durch die Sämpfe mit großem Verluste nach Etrurien, umging den Consul Flaminius, der bei Arretium stand, und schlug die Straße nach Rom ein. Da Flaminius ihn unvorsichtig nachfolgte, so schloß ihn Hannibal am See Trasimenus ein, und vernichtete ihn mit fast seinem ganzen Heere. Rom schien verloren, da der andere Consul Servilius noch bei Arretium stand, und der Stadt nicht zu Hilfe eilen konnte, und auch eine von ihm abgeschickte Reitereschaar, unter Centenius, von dem siegreichen carthagischen Heere aufgerieben worden war. Hannibal aber zog nicht auf Rom los, sondern nachdem er vergebens Spoletum angegriffen hatte, wandte er sich seitwärts an die Küste des adriatischen Meeres, und rief die dort wohnenden Völkerschaften gegen Rom in die Waffen. Aber die Römer hatten einen Prodictator erwählt, den Q. Fabius Maximus, der durch weises Zaudern den Ungerathen Hannibals brach, ihn immer auf seinen Zügen begleitete, ohne sich jemals von ihm zu einer Schlacht zwingen zu lassen, ihm allen möglichen Abbruch that, und auf diese Weise die Achtung der römischen Waisfen bei den Bundesgenossen erhielt, sogar einmal den Hannibal bei Castrum so eng einschloß, daß er verloren gewesen wäre, wenn er nicht durch eine Kriesschliff sich gerettet hätte. So verging das zweite Jahr des Krieges, ohne daß Hannibal seinen Zweck, den Abfall der römischen Bundesgenossen, erreicht hätte, und wenn schon Hannibal den Minucius, den Magister Equitum des Fabius, der sich gegen den Willen des Dictators in ein Treffen eingelassen hatte, bei Ceronium schlug, so stellte doch Fabius den Verlust bald wieder her. Als aber die Consuln des folgenden Jahres 216 Aemilius Paulus und Terentius Varro an die Spitze der Heere getreten waren, gelang es dem Hannibal, dieselben, da sie sich dem Willen des römischen Volks, das eine schnelle Entscheidung verlangte, fügen mußten, bei Cannä zur Schlacht zu zwingen, in welcher vorzüglich durch die Überlegenheit der carthagischen Reiterei, die Römer gänzlich geschlagen wurden, so daß der eine Consul, Aemilius Paulus, und die Blüthe der römischen Bürger und Bundesgenossen gerödet wurden. Die Zahl der Erschlagenen wird auf 40,000 bis 70,000 angegeben. Nur einige wenige zerstreute Reste des Heeres retteten sich mit dem andern Consuln Terentius nach Venusia.

Nach diesem Siege, der so entscheidend war, als ihn Hannibal nie gehofft haben mochte, zog dieser doch nicht gegen Rom, da er über die Streiträfte, die den Römern noch zu Gebote standen, sich nicht täuschte, sondern er erntete die Früchte seines Sieges, indem er jetzt den Zustand der italischen Bundesgenossen der Römer förmlich organisierte. Zuerst empfanden sich die Campaner, darauf die Apulier, Hierpiner, fast sämtliche samnitische Stämme, die Lucaner und Brutier und fast alle griech.

sche Städte Süditaliens. Auch die Gallie in Oberitalien blieben fortbauend in den Waffen gegen die Römer. Rue die Latine und einzelne wenige Städte des mittlern und untern Italiens blieben treu, besonders durch die Wachsamkeit und unermüdete Thätigkeit des Prätors Marcus Caelius, der sogar bei Nola einige Vortheile über Hannibal erfocht; und als Hannibal gegen Ende des Jahres nach Capua in die Winterquartiere zog, konnte er sich der Hoffnung überlassen, im nächsten Feldzuge, wann die Kraft von ganz Italien gegen die Römer gerichtet wäre, die Herrschaft Roms über Italien zu vernichten und Rom selbst vielleicht zu zerstören. Und wenn man bedenkt, daß, so weit man dem Livius nachrechnen kann, Hannibal wirklich nach und nach über 200,000 Mann aus Italien zog, so hätte Rom allerdings unterliegen müssen, wenn Hannibals Meinung richtig, und Roms Macht und Staatskraft, wie die Carthago's, bloß auf seine äußern Hilfsquellen und seine Unterthanen, und nicht auf die Tugend seiner Bürger begründet gewesen wäre.

Aber während sich Hannibal diesen chimärischen Hoffnungen überließ, erlitten die Carthager in Hispanien Verluste, die durch das einstweilige Kriegsglück in Italien und die dortigen glänzenden Erfolge nicht aufgewogen wurden. Als Hannibal gegen den Willen des carthagischen Senats Hispanien verließ, um die Römer in Italien anzugreifen (wie es sagt Dio Cass. fragm. Peires. 47. 4. ganz bestimmt, und wenn die Carthager auch die Erneuerung des Krieges mit Rom billigten, so billigten sie doch nicht, daß Hannibal die Hauptmacht der Republik aus Hispanien, dem Mittelpunkt ihrer Hilfsquellen, hinausführe), so hatte er, um Hispanien nicht ohne Vertheidigung zu lassen, seinem Bruder Hasdrubal mit einem Heere von 15,000 Mann die Vertheidigung der carthagischen Provinz anvertraut, so wie er den Hanno mit 11,000 Mann zwischen dem Iberus und den Pyrenäen zurückgelassen hatte, um dieses auf dem Durchzuge eroberte Land in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Höchst wahrschijnlijk erwartete Hannibal nicht, daß die Römer, in Italien selbst angegriffen, ein Heer nach Hispanien senden würden. Jedoch der römische Consul Scipio, der wohl wußte, daß die Entscheidung des Krieges von dem Besitze Hispaniens abhängen würde, hatte sich durch die Gesandten Italiens nicht abdrücken lassen, dem Befehle des Senats zu genügen, sondern hatte von Massilia aus sein Heer, unter Anführung seines Bruders, drei tapfern, gewandten und talentvollen Cneius Scipio, nach Hispanien geschickt. Cneius Scipio landete zu Emporium, und eröffnete noch im Spätherbst, von den hispanischen Völkerschaften, welche das ihnen neuerdings ansehnliche carthagische Joch abzuwälzen strebten, unterstützt, den Krieg. Hanno wurde bei Scissis geschlagen, sein Heer vernichtet, er selbst gefangen, Hasdrubal mit einer ungesicherten Deute erobert, und auch Hasdrubal, der mit seiner Flotte zur Unterstützung herbeieilte, und bei Tarraco einige Vortheile erfochten hatte, ward wieder über den Iberus zurückgetrieben, worauf Scipio in Tarraco die Winterquartiere bezog. Auch läßt Livius (XXI. 61.) den Scipio noch in großen Schlachten, die mit den Carthagern verbündeten Iberern und Aufetanern unternom-

men; doch scheint wegen des Polybius Stillschweigen von dieser Unternehmung, zu welcher auch die Zeit fehlte, sein besonderes Gewicht hierauf gelegt werden zu dürfen. Im folgenden Jahre 217 eröffnete Hasdrubal den Krieg durch einen Angriff mit seiner Flotte. Jedoch zerstörte Scipio dieselbe in der Mündung des Iberus, und seitdem herrschten die Römer auch zur See an den Küsten Hispaniens, erschienen vor Reus-Carthago, und unterwarfen die Balearen und Ebusus. Auch zu Lande spielten die Römer den Meister; sie drangen bis an die Grenze der carthagischen Provinz vor, schlugen die mit den Carthagern verbündeten Fürsten Mandonius und Indibilis, und die mit den Römern verbündeten Celtiberer brachten dem Hasdrubal mehre Niederlagen bei. Viele hispanische Völkerschaften machten nun Bundesgenossenschaft mit den Römern, und als diese durch Verätherei Sagunt einnahmen, und die dort aufgeschobenen Fesseln den Völkerschaften wieder zurückgaben, ward ihr Anhang in Hispanien noch bedeutender; und da kurz vorher auch P. Scipio mit einer Flotte und neuen Truppen in Hispanien angelangt war, ward das Übergewicht der Römer entschieden. Nun konnten die römischen Feldherren, da ihr Heer selbst nur schwach war, und sie kein Geld hatten, um hispanische Soldaten zu bezahlen, den Hasdrubal durch die angeworbenen hispanier beschäftigen; und als es dem Hasdrubal, nachdem er von Carthago aus Unterstützung erhalten hatte, im Anfang des folgenden Jahres gelang, mehrere dieser Völkerschaften, namentlich die Carpetaner, zu schlagen, und er bald nachher durch ein neues Heer unter Humilcon unterstützt, es wieder wagen konnte, gegen die Römer die Offensive zu ergreifen, so schlugen ihn die Scipionen bei Ibea dergestalt auf's Haupt, daß sein ganzes Heer vernichtet oder zerstreut und das Lager erobert wurde, und Hasdrubal nur mit wenigen Begleitern kaum der Gefangenschaft entging. Freilich waren auch die Römer durch den Sieg sehr geschwächt worden, so daß sie bei der geringen Unterstützung aus Rom denselben kaum bewahren konnten; dennoch aber stiegen es nur von den Römern abzuhalten, sich den carthagischen Hispaniern durch einen Angriff auf dasselbe zu bemächtigen, und gerade zu derselben Zeit, als die Schlacht bei Enna Rom an den Abgrund des Verderbens gebracht hatte, war das Übergewicht der Carthager in Hispanien, wie es schien, verloren.

Auch wurden Hannibals Hoffnungen, als er im Jahre 215 aus dem capuanischen Winterquartier zog, keineswegs erfüllt. Die Unterstützung, die er von Carthago gefordert hatte, erhielt er nur sehr unvollkommen, seine eigene Armee war demoralisirt, und wenn auch die Italiker überall für ihn unter den Waffen standen, so hatten doch die Römer so ungeheure Rüstungen zu Lande und zu Wasser gemacht, daß sie mit viel zahlreicheren Heeren, als sonst, den Krieg zu führen im Stande waren. Und wenn gleich sich noch ein neuer Feind gegen Rom erhob, Philipp von Macedonien, welcher Gesandte an Hannibal schickte, und ihm ein Bündnis antrug, das auch abgeschlossen wurde, und in welchem sich Philipp an-

beistand machte, den Hannibal in Italien mit einer Flotte zu unterstützen, wogegen dieser ihm den Besitz des nördlichen Griechenlands anbot, so ward doch dieses Bündniß wenigstens dem Römern durch Gefangennehmung der cartthagischen Gesandten verrathen, daß sie ihre Absichten nicht geheim halten konnten. So führte denn der Krieg in Italien zu seiner Entscheidung, so sogar war Hannibal meistens im Nachtheile. Eine Unternehmung, welche die Cartbager gegen Sardinien machten, unter Anführung des Hasdrubal Calvus, mißglückte gleichfalls, indem Manlius Torquatus, der die Carthager auf Sardinien schlug, so daß Sardinien ganz wieder unterworfen wurde; und auch in Hispanien, wo nur Mangel an Unterstützung von Rom aus (denn alle Bedürfnisse des hispanischen Heeres wurden von römischen Privatpersonen gesichert) die Selpionen hinderte, noch entscheidender auszufechten, wurden 2 große Siege bei Iliturgi und Intibili errungen, nun schon in der cartthagischen Provinz, welche in voller Empörung gegen die Cartbager war, und in dieser vor den Römern unterstügt wurde. Freilich eröffnete sich für die Cartbager in diesem Jahre auch noch eine sehr wichtige Aussicht zur Wiedererwerbung Siciliens, welche so einladend war, daß sie derselben nicht zu widerstehen vermochten. Der alte König Hiero war nämlich, nach dem er 49 Jahre lang (seit 264) der treueste Römerfreund gewesen, gestorben, und hatte seine Herrschaft an seinen Enkel Hieronymus vererbt, einen unbesonnenen, leidenschaftlichen Jüngling, der vorzüglich durch zwei seiner Vormünder, Andronobus und Hippus, zur cartthagischen Partei hinübergezogen wurde. Hannibal benutzte sogleich die ihm dargebotene Gelegenheit zu einem Bündnisse mit dem Hieronymus, der alle Ermahnungen der Römer, die römischen Sache treu zu bleiben, höhnend abwies; und Hannibal sandte deshalb zwei gewandte Männer, Hippocrates und Epicles, nach Syracus, um das cartthagische Interesse dort mit allem Nachdruck zu vertreten. Zwar ward durch eine Verschwörung Hieronymus und das ganze Geschlecht des Hiero aus dem Wege geräumt, und der Freistat wieder besehelt; jedoch gelangten bald auch in diesem Hippocrates und Epicles an die Spitze der Verwilderung; und da diese auch bedeutend von Cartbago unterstützt wurden, so hatten sie große Hoffnung, die Römer ganz aus Sicilien zu vertreiben. Dieses veranlaßte aber die Römer im Jahre 214, den Consul Marcellus nach Sicilien zu schicken, welcher aber erst im Späthjahre dahin kam. Die Syracusaner geriethen in Furcht, und versuchten den Frieden zu erhalten. Da jedoch Hippocrates und Epicles die Feindschaft gegen die Römer begannen, und Marcellus nun Conitum mit Sturm nahm, so wurden auch die Syracusaner in den Krieg fortgerissen, und Marcellus begann schon in diesem Winter die Einschließung von Syracus, das dann, während des ganzen folgenden Jahres, 213, bis zur Mitte des Sommers, 212, belagert wurde, bis es endlich, trotz der müßigen Vertheidigung, in die Gewalt der Römer kam. Auch von Cartbago aus war man nicht unthätig gewesen, sondern hatte den Himilion mit einem zahlreichen Heere den Syracusanern zu Hilfe geschickt; und mit diesem verband sich Hippocrates, der an der

Spitze eines sicilischen Heeres stand, so daß beide im Rücken des römischen Heeres den Krieg führten, während die cartthagische Flotte Syracus mit allen Bedürfnissen versah. Erst nachdem Marcellus den Hippocrates bei Mylla geschlagen hatte, und das Heer des Himilion größtentheils von der Pest hingerafft war, gelang es dem Marcellus, theils durch Verrätherei, theils durch kluge Benutzung der in der Stadt herrschenden Zwietracht, einen Theil derselben nach dem andern zu erobern. Syracus mußte seinen Abfall schwer büßen; und nun wurde auch allmählig in den folgenden zwei Jahren das ganze übrige Sicilien erobert. Eine Zeit lang hielt sich noch Epicles in Agrigent, und Hanno mit einem cartthagischen Heere, und der tapferen Mutines, ein Jüngling des Hannibal, und Anführer der Reiterei, leisteten Marcellus noch Widerstand. Aber nach einer Schlacht am Himera ward auch der letzte Überrest der Cartbager vernichtet, und Sicilien nunmehr ganz zur römischen Provinz gemacht.

Mit nicht viel größerem Glücke für die Cartbager ward während dessen der Krieg in Italien und in Hispanien geführt. In Italien gelang es freilich dem Hannibal, nach langem vergeblichem Harren, durch die Verrätherei einiger Bürger, sich in den Besitz Tarent's zu setzen, an welcher Stadt ihm, wegen des vortheilhaften Hafens, sehr viel gelegen seyn mußte. Aber da die Römer sich im Besitze der Burg erzielten, und diese den Hafen beherrschte und sperrte, so hatte Hannibal auch hiervon keinen bedeutenden Gewinn. Zugleich war ihm die Hoffnung an Unterstützung vom macdonischen Philipp verfehlt worden. Als dieser im Begriff war, mit einer Flotte, dem Verträge gemäß, an der italischen Küste zu erscheinen, so überfiel der römische Prätor Valerius denselben so unerwartet bei Apollonia, daß Philipp sein Lager im Eichen ließ, seine Flotte selbst verbrannte, und ohne weiter Lust zu einem Kriegerzuge zu haben, in sein Reich zurückfloh. Und wenn auch Hannibal in einigen Treffen nicht unbedeutende Vortheile über die Römer erröckte, so ward er doch auch bei Xenoeum und abermals bei Nola geschlagen, und was das Wichtigste war, er entfernte durch seine Grausamkeit und Habgier die Italiker bald wieder von sich, so daß diese, da sie sein Unternehmen nicht schnell gelingen sahen, immer lieber in seinem Dienste wurden, und immer ängstlicher wieder dahin trachteten, einen billigen Frieden von den Römern zu erhalten. Am meisten schädete ihm die Ansehung Capua's, das von den Römern lange belagert wurde, und endlich bewogen die schrecklichsten Strafen zu kapituliren. Hannibal hätte Capua retten können, allein in seiner damaligen Lage glaubte er nicht alles in einer Schlacht auszuspielen zu dürfen, und sein Zug gegen Rom selbst hatte nicht nur nicht den Erfolg, daß Capua dadurch befreit wurde, sondern er verlor dadurch seine Achtung bei den Italikern, und übertrug sich selbst auch von der Unterwerfung Roms. Hannibal mußte nun in das untere Italien sich zurückziehen, kämpfte dort unentschieden; wenigstens ohne Glück, mehrer Mal mit Marcellus, und sah auch 209 Tarent wieder verloren gehen; und wenn es ihm gleich gelang, im folgenden Jahre 208 seinen tapfersten Begl,

ne, den Marcellus, durch Hinterlist zu fällen, so ward sein Glück dadurch noch nicht wieder hergestellt; er ers hielt im folgenden Jahre einen nicht minder tapferen Sieger am Claudius Nero, der ihn bei Crumentum schlug, so daß es ihm unmöglich wurde, seinen aus Hispanien zu Hilfe ziehenden Bruder, Hasdrubal entgegen zu gehen. Und als dieser am Metaurus von den oercenten Consuln Livius und Nero mit seinem ganzen Heere nieders gehauen worden war, und der eücksehbende Nero ihm das schon mordenbe Haupt seines Bruders vor das Thor seines Lagers werfen ließ, erkannte Hannibal sein und Carthago's Geschick. Nun mußte er das ganze übrige Italien aufgeben, und sich in die Südspitze des Halbins sel, in das Land der Brutier zurückziehen, das er von einem Meere zum andern wie eine Brücke verschonte; und er mußte sich damit begnügen, sich hier zu halten, bis er zur Rettung seiner von den Römern bedrohten Vas terstadt von dort zurückgerufen wurde. War er nämlich, nach dem Verlusse Italiens, in Carthago angelangt, so würde er gewiss dem Kreuzestode nicht entgangen seyn, mit welchem schon so viele carthagische Feldherren, bei viel geringerer Verantwor tung und Schuld, ihr Unglück hatten büßen müssen.

Während dessen war noch mannigfacher Wechsel des Glücks der Krieg in Hispanien entschieden worden. Im Jahre 214 hatte zwar Hasdrubal, der durch bedeutende Unterstützung von Carthago aus verstärkt worden war, zuerst die aufrührerischen Hispanier geschlagen und die Römer selbst in die Enge getrieben; jedoch bald nach her, als die römischen Feldherren mit ihrer Gesamtmacht erschienen, hatten sie eine Reihe von Schlachten gegen den Hasdrubal, seinen Bruder Mago und den Hasdrubal, Sigo's Sohn, bei Aliturgi, Bagera, Munda und Turis gewonnen, hatten Sagunt erobert und wieder hergestellt und sogar Cassulo, eine der wichtigsten Städte im carthagischen Gebiete, mit sich verbunden, so daß es kaum begreiflich ist, wie die carthagischen Feldherren, noch so vielen Niederlagen, noch im Stande waren, den Römern zu widerstehen; und nur die Schwäche der Rö mer selbst, die ihre Einbuße in den Schlachten nicht wie der zu ersetzen vermochten, macht dieses erklärlich. Dar her denn auch im folgenden Jahre gänzliche Waffenruhe in Hispanien, indem die Carthager den Hasdrubal nach Afrika zu rufen gezwungen waren, um dort den Krieg ge gen den numidischen König Sophax zu führen. Dieser Sophax, welcher einen großen Theil Numidiens zunächst der Grenze des carthagischen Gebietes beherrschte, war auf die Carthager erbittert, weil Hasdrubal Sigo sei ne Tochter Sophonisbe mit dem Masinissa, Sala's So hne, dem Häuptling der Massiler, eines andern numidi schen Stammes verlobt hatte. Von den Scipionen auf geregt und unterstützt, ergiebt sich Sophax der Waffen und brachte Carthago in großes Verdrägen. Jedoch ge wannen die Carthager den Masinissa zur Theilnahme am Kriege, und von zwei Seiten zugleich angegriffen, konnte Sophax nicht lange widerstehen. In mehreren Schlachten überwunden, mußte er um Frieden bitten, der ihm ge währt wurde, und Masinissa begleitete nun den Hasdrubal nach Hispanien, um dort mit einer Schaar numidi

scher Reuter die carthagischen Heere zu unterstützen. Die Scipionen mußten dieses ganze Jahr aus Schwäche sich ruhig verhalten und sich damit begnügen, den Cartha gern neue Feinde in Hispanien zu erregen und sich durch Bündnisse mit den Celtiberern zu versichern. Im Jahre 211 brach dann der Krieg aus's neue wieder aus. Die Scipionen, durch zahlreiche Scharen Hispanier unter stützt, theilten ihre Macht aus und wollten nun mit einem Schlage den Krieg beendigen. Aber En. Scipio ward von den Celtiberern verlassen und verrathen. V. Scipio wurde vom Hasdrubal besiegt, Mago, Masinissa und der Hispanier Individuell eingeschlossen und mit fast sei nem ganzen Heere niedergebauen, worauf die siegreichen Feldherren sich gegen den En. Scipio wandten, und auch diesen durch ihre Uebermacht anzugewinnen und vernichten. Nur ein kleiner Theil der Römer rettete sich aus beiden Niederlagen in das römische Lager, das unter dem Befehle des Legaten Fonteius stand. Diese schwachen Reste des römischen Heeres erstochten zwar unter Anführang eines fähigen römischen Ritters Marcus Scipianus, der sich an ihre Spitze gestellt hatte, noch einige Vortheile über die Carthager; aber diese beschränkten sich nur darauf, daß die Schaar glücklich wieder bis an den Ibaeus zurück gelangte, wo sie auch weiterhin unaangegriffen blieb. Die siegreichen carthagischen Feldherren, die beiden Hasdrubal und Mago, trachteten nun zunächst danach, die von ihnen abgefallene Provinz wieder unter das carthagische Joch zurückzubringen; aber theils durch die Härte, mit der sie verfuhrten, theils durch ihre Zwietracht unter eins ander verlorben sie bald wieder ihre Sache, und als nun der Prätor Claudius Nero mit frischen Truppen in Hispanien erschien, und die Reste des römischen Heeres unter Marcus an sich gezogen hatte, so konnte er im folgenden Jahre 210 schon wieder wagen, den Hasdrubal in der carthagischen Provinz anzugreifen; und er hätte diesen sogar im Waldgebirge eingeschlossen und mit seinem gau zen Heere zur Übergabe gezwungen, wenn sich Hasdrubal nicht durch eine List gerettet hätte. — Nun aber ers hielt der junge V. Cornelius Scipio, der Sohn des V. Scipio, ungeachtet er die Natur noch nicht verwal tet hatte, die Führung des hispanischen Kriegs als Procon sul, und alsobald änderte sich der Zustand der Dinge. Nachdem er im Winter zu Tarraco alle Vorkehrungen zum Feldzuge gemacht hatte, ward durch einen fähigen Gewaltthäter Neu Carthago überfallen und erobert, eine ungeheure Beute gemacht und durch Rückgabe der Geiseln, welche die Carthager hier bewacht hatten, die hispanischen Völkerschaften gewonnen, welche nun mit zahlreichen Scharen zu dem römischen Heere stießen. Darauf zog Scipio mit seiner Gesamtmacht dem Has drubal entgegen, der in einer festen Stellung bei Baela am Vätis in der Nähe von Cassulo stand. Scipio liess ungeachtet des schwierigen Geländes ihn angreifen, um ihn zu besiegen, ehe noch die andern Heere unter Mago und Hasdrubal Sigo herbeikommen konnten, und schlug ihn gänzlich. Hasdrubal aber floh mit dem Reste seiner Truppen, seiner Kriegskasse und seinen Elephanten nach dem Tagus, und des Krieges in Hispanien überdrüssig, entwarf er nun den Plan, im Rücken der Römer sich zu

neues Heer zu werben, während die andern beiden Feldherren den Scipio beschäftigten, und mit diesem Heere nach Italien zu ziehen, um seinen Bruder Hannibal zu unterstützen. Diesen Plan führte er aus, ohne daß Scipio es ahnete, konnte aber erst im folgenden Jahre, wahrer schmerzlich, indem er an der Seite des theacastischen Meeres über die Porenäen ging, nach Italien aufbrechen, während Hasdrubal Scipio und Mago mit Scipio um den Besitz der cartthagischen Provinz stritten. Der römische Prokonsul Silius erlocht einen denkwürdigen Sieg über den Mago und vernichtete dessen ganzes Heer, Scipio selbst aber konnte gegen den Hasdrubal, der immer vor ihm in die Gebirge auswich, nichts ausrichten, und nur der Gewinn der reichen Bergstadt Dringis ward ihm zu Theil. Deslo wichtiger aber waren die Ereignisse des Jahres 207. Während Hasdrubal, Hannibal's Bruder, nur ein Heer von 60,000 Mann von den Alpen herabstieg und ganz Ober-Italien eroberte, nachher aber am Metaurus erlag, verbannten Hasdrubal Scipio und Mago ihre, während des Winters wieder in's Ungewisse verstreuten Streitkräfte, um den letzten entscheidenden Versuch zur Rettung der cartthagischen Herrschaft in Hispanien zu machen. Scipio zog ihnen entgegen, obdoh nur bald so stark, als sie; in der Nähe von Bactula trafen sich wieder die Heere. Die Cartthager erlitten eine gänzliche Niederlage, die durch den darauf erfolgenden Abfall aller Hispanier noch bedeutender wurde, und nun haben sie sich genöthigt, den Rückzug anzutreten. Scipio schnitt sie vom Vordr und der Strafe nach Gades ab, trieb sie ans Meer, schloß sie ein und zwang sie durch Hunger zur Uebergabe, nur Hasdrubal und Mago selbst entkamen. So war Hispanien für die Cartthager verloren, und was früher cartthagische Provinz gewesen war, ward jetzt eine Provinz der Römer, welche in Folge des Sieges hier in die Rechte der Cartthager eintraten. Durch den langen Krieg war die Kraft der hier wohnenden Nationen schon gebrochen; die Bestrafung und Zerstörung von Aliturgi, Castulo und Iliapa im Jahre 206 vollendeten die Unterwerfung derselben, und da Mago, der sich noch einige Zeit lang in Gades aufhielt und von dort aus die Hispanier gegen die Römer aufreizete, abgerufen wurde, um nach Mauritanien zu gehen und den Römern dort einen neuen Krieg zu erregen, so unterwarf sich auch Gades den Römern, und dieser Theil Hispaniens hatte von dem an Frieden und Ruhe unter der Herrschaft der Römer.

Unter diesen Umständen, da Hispanien erobert und Hannibal in Italien zur Ohnmacht herabgedrückt war, schien es nothwendig, den Krieg nach Afrika selbst zu versetzen, um Carthago da anzugreifen, wo es am verwundbarsten war. Ohne Zweifel hatte Scipio die Absicht, schon von Hispanien aus festlich nach Afrika hinüber zu gehen, und in Verbindung mit den Numidiern den Krieg vor die Thüren Carthago's zu spielen, weshalb er denn auch selbst schon einen Besuch in Afrika beim Euphor abgesehen hatte. Aber eine längere Krankheit des Scipio, der wahrscheinlich vom Mago erregte Aufstand seiner Legionen, mehrere Empörungserfuche der Hispanier etc. hinderten ihn daran; und da er in Rom des Strebens nach tyrannischer Obermacht verdächtig wurde, so ward

er aus Spanien zurückgerufen. In Rom hatte Scipio viele Gegner, welche zwar nicht hindern konnten, daß er 205 Consul wurde, den Oberbefehl über Sicilien und auch die Erlaubnis erhielt, nach Afrika zu gehen, jedoch zugleich Ursache waren, daß ihm weder eine Flotte, noch ein Heer gegeben wurde, angemessen einem solchen Kriege, der die Erstling Carthago's betraf. Scipio aber, die Überlegenheit seines Talents irgend, rief Freiwillige auf, und erhielt Schiffe von den Bundesgenossen, womit er nach Sicilien ging, und hier den übrigen Theil des Jahres damit zubrachte, alle Vorbereitungen für den Feldzug in Afrika zu treffen. Mit 35,000 Mann segelte er 204 als Proconsul hinüber, und landete dem Vorgebirge des Apollon in der Nähe von Utica. Unbegreiflicher Weise hatte damals Carthago, ungeachtet es schon seit einem Jahre auf die Ankunft Scipio's gefaßt sein mußte, keine Flotte, um die Landung der Römer zu hindern, und wenn schon drei Heere unter Hasdrubal, Euphor und Masinissa gerüstet waren, so waren diese doch nicht stark genug, um den Römern die Spitze zu bieten; Masinissa war ein Verräther und ging zu den Römern über, und Euphor zog sich ohne Schwertschlag wieder in seine Heimath zurück. So ward denn Hasdrubal leicht zurückgeschlagen, und Scipio begann darauf die Belagerung von Utica, um diese Stadt zum Sitz des Krieges zu machen, jedoch mußte er nach 40 tägiger Belagerung wieder abziehen, und besetzte nun eine Landung, um dort zu überwintern, was ihm möglich wurde, da Carthago keine Flotte hatte, und Scipio also von Sicilien, Sardinien und Hispanien aus sich verproviantiren konnte; von der Landseite aber ward er durch zwei Heere unter Hasdrubal und Euphor eingeschlossen. Nach vergeblichen Friedensunterhandlungen im Winter, brach im Frühjahr der Krieg wieder aus, indem die Cartthager nun eine Flotte von 100 Schiffen gebaut hatten, und ein vereinter Angriff auf das römische Lager von der Land- und Seeseite ward beschlossen. Aber der Plan ward durch einen Numidier verrathen, und Scipio kam seinen Feinden zuvor, indem er die Nacht vorher ihre Lager überfiel und in Brand steckte und eine furchtbare Niederlage unter ihnen anrichtete, ohne selbst einen Verlust dabei zu erleiden; nur das am folgenden Tage eine eben anlangende Schaar hispanischer Söldner die Römer unerwartet überfiel und viele derselben tötete. Euphor zog sich nach Verluft seines Heeres wieder in sein Reich zurück, Hasdrubal aber ward seiner Strategen Würde entsetzt und zum Tode verdammt. Doch entging er dem Tode durch die Flucht, bildete eine Heerschar, und führte mit dieser noch einige Zeit lang den Krieg gegen die Römer fort. Scipio aber hielt es für ratsamste, den Euphor zuvörderst zu vernichten, ehe er einen entscheidenden Angriff auf Carthago wagte. Er sandte gegen ihn den alten Feind desselben, Masinissa (s. diesen Art.) und den Legaten S. Balus mit einem Theile des römischen Heeres. Euphor ward geschlagen und mit einem seiner Söldner gefangen genommen, seine Hauptstadt Cirta erobert, seinem Reiche ein Ende gemacht, das dem Masinissa zur Belohnung für seine Dienste gegeben wurde. Dagegen gerieth Scipio selbst durch einen Angriff der cartthagischen Flotte auf sein Schiffsager

In nicht geringe Bedrängniß, und die auf's neue versuchte Belagerung von Utica hatte so wenig Erfolg, als die von Hippo. Min beschloßen die Carthager, den Hannibal aus Italien zurückzusenken, und um dieses möglich zu machen, schloßen sie, unter dem Vorwande, einen Frieden unterhandeln zu wollen, mit Scipio einen Waffenstillstand auf 45 Tage ab. Scipio ging diesen Waffenstillstand ein, weil er entweder selbst der Ruhe bedürfte oder weil er dadurch dem Hannibal Zeit geben wollte, endlich einmal Italien zu räumen. Hannibal landete durch Begünstigung dieses Waffenstillstandes glücklich in Afrika, und Scipio setzte seiner Landung kein Hinderniß in den Weg, obgleich die Carthager sich nicht enthalten hatten, römische Proviantschiffe zu plündern und die deshalb nach Carthago geschickten Gesandten zu misshandeln. So war denn nun vom Frieden weiter nicht mehr die Rede. Hannibal war in Hadrumetum gelandet, um freien Spielraum für die Bildung eines neuen Heeres, besonders für die Organisation einer Reiterei, an der er ihm ganz fehlte, zu erhalten; und bald strömten ihm von allen Seiten Krieger zu; auch Vermina, der Sohn des Sophax, verband sich mit ihm. Hasdrubal ward zurückgerufen und begnadigt und seine Freischaar dem Hannibal übergeben; und Mago, der aus Argynen zurückgerufen war, wurde wieder dahin gesandt, um Soldaten zu werben. — Nun warf sich Hannibal zuerst auf den Massinissa, und entriß ihm fast das ganze Reich wieder, das er erst vor kurzem dem Sophax abgenommen hatte; und Scipio wagte es nicht, Carthago und die Küste zu verlassen, und so fortzuziehen und unangesehen und ihm unbekannten Gegenden, den Krieg zu führen. Als er aber befürchten mußte, daß der Consul Tib. Claudius Nero, der auch den Befehl erhalten hatte, nach Afrika zu gehen, ihm einen Theil seiner Kräfte entgegenstellen könnte, brach er im Sommer des Jahres 202 gegen Hannibal, der noch in Numidien stand, auf. Lange Zeit beobachteten sich hier die Feldherren gegenseitig und suchten sich einander zu überlisten; doch war Hannibal dabei im Vortheil, indem es nun dem Massinissa gelang, sein Land wieder zu erobern; und da Scipio nun auch den Hannibal selbst in einem Reutertreffen bei Zama besiegte, und ihm einen Transport Lebensmittel anfangs, so kam Hannibal so sehr in Bedrängniß, daß er nur durch einen Waffenstillstand, mit welchem er den Scipio täuschte, sich retten konnte. Da aber die Carthager, wie vor auswichen vor, diesen Waffenstillstand verwarfen, so mußte das Schwert abermals entscheiden. Scipio überraschte den Hannibal bei Barbus und zwang ihn dann in der Nähe von Zama oder Margaron zur Schlacht. Das carthagische Heer war hier durch die eigenen (oben erwähnten) Elephanten in Unordnung gebracht, die auf den Flügel aufgestellte Reiterei ward durch Julius und Massinissa geschlagen, und die Tapferkeit der römischen Legionen'soldaten warf das carthagische Fußvolk nieder. 20,000 Carthager wurden erschlagen, die übrigen verstreut und Hannibal selbst konnte sich nur mit wenigen Reutern nach Hadrumetum retten (19. October 202). Bald nachher wurde auch Vermina, der mit einem numidischen Heere zu spät anlangte, aufgerieben, und die römische

Flotte unter Lentulus schloß Carthago von der See her ein, während Scipio sich zur Belagerung der Stadt von der Landseite anschickte. Hannibal aber, der jetzt selbst nach Carthago kam, rieth zum Frieden, und dieser kam denn auch bald zu Stande. Die Carthager mußten alles während des Waffenstillstandes Genommene, ferner alle Gefangene, Überläufer, Elephanten und alle Kriegsschiffe bis auf 10 herausgeben, sie durften keine Soldaten mehr werben, und ohne Bewilligung der Römer keinen Krieg führen, mußten dem Massinissa alles herangeben, was sie seinen Vorfahren entzogen hätten, dem römischen Heere Proviant und Geld geben, in 50 Jahren 10,000 eubäische Talente bezahlen und 100 Geiseln stellen. Dieser Friede, ein Meisterstück römischer Politik, erhielt von Rom aus seine Bestätigung, obgleich einige römische Staatsmänner meinten, man hätte besser gethan, den Krieg nur mit der Zerstörung Carthago's zu endigen; Jes doch in der Abfassung des Friedens selbst lag schon die Nothwendigkeit des Untergangs von Carthago. Zwar würde ein auf der Höhe moralischer Kraft stehendes Volk, durch ein Unglück, wie das vorliegende, nur zu neuer Erhebung wieder sich angespornt gefühlt haben; jedoch das carthagische Volk war durch den langen Krieg so sehr entartet und in sich selbst aufgelöst, es war so sehr durch Parteilungen gelähmt und zerrissen, daß an ein Wiederaufstehen mit verdoppelter Kraft nach dem Falle nicht zu denken war. Freilich versuchte Hannibal, der noch einige Zeit lang an der Spitze des Heeres stand und dann als Exul die Leitung der inneren Verwaltung bekam, eine Reformation, von der er sich die Rettung des Staats versprach; nämlich er beschränkte die Macht der hundert Männer, welche in ihrem Amte als Richter sich eine lebenslängliche Gewalt angemessen hatten, und einen unersäglich despotischen gegen das Leben, die Freiheit und das Vermögen ihrer Mitbürger ausübten, wiederum auf 1 Jahr, und entriß ihnen dadurch das Übergewicht, das sie besaßen; auch verbesserte er die Verwaltung der Finanzen, in welche die dräseln Mißbräuche sich eingeschlichen hatten, und durch Entfernung dieser Mißbräuche, die bisher eine Quelle der Verwirrung für die Staatskasse gewesen waren, brachte er es bald dahin, daß nicht nur alle Staatsausgaben gedeckt waren, sondern es auch möglich wurde, daß schon nach 10 Jahren der ganze 50jährige Tribut an die Römer abbezahlt werden konnte. Aber Carthago war zu tief gefallen, um eine solche Reformation ertragen zu können. Hannibal hatte nicht nur die Aristokratie in der Wurzel ihrer Macht angegriffen, sondern er hatte, da der Senat ihm widersprach, einen neutralen, aber längst vergessenen Einrichtung gemäß, die Sache an das Volk gebracht, und durch dessen Zustimmung seine Absicht durchgeführt. Hierdurch hatte er aber nicht nur die Parteien, die ihm bisher schon widerstrebt hatten, sondern alle Aristokraten gegen sich aufgereizt, und in diesem Kampfe mußte der einzeln stehende Hannibal unterliegen. Seine Feinde flohen ihn in Rom an als Aufrechter und Aufwiegler zu einem neuen Kriege, den er mit Antiochus von Syrien gegen Rom unternehmen wollte, und dieses hatte zur Folge, daß die Römer

Gesandte nach Carthago schickten, um die Sache zu untersuchen. Hannibal aber, der seinen Untergang voraus sah, entließ und begab sich nun wirklich zum Antiochus, den er auf alle Weise zu bestimmen suchte, den Krieg gegen Rom zu beginnen, ehe die römische Übermacht so sehr anwuchs, daß sein Kampf gegen dieselbe nicht mehr möglich wäre. Antiochus ging ein und Hannibal bemühte sich, durch einen geschickten Unterhändler, den Torier Triso, auch die Carthager zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen; allein Hannibal's Feinde in Carthago entdeckten die Sache den Römern und veranlaßten dadurch seinen Plan. Während nun Hannibal vom Antiochus, der zwischen den Waffen der Römer und seinem eignen Unverstande unterlegen war, verrathen, als Flüchtling bei den Eretensern und dann beim Prusien in Bithonien umherirrte und auch von diesem verrathen durch Gift den Nachstellungen der Römer sich entzog, bewiesen die Carthager einem fast knechtischen Gehorsam gegen die Römer und erkaufen den Frieden von denselben durch immer neue Opfer. Sie ächteten den Hamilcar, einen Parteigänger, der während des macedonischen Krieges die Gallien in Ober-Italien gegen die Römer auflegelte, und unterstützten die Römer durch ungeheure Getreidelieferungen, und bezeugten den unaufrichtigen Forderungen des Masinissa, der eine carthaginische Provinz nach der andern, kräftig des letzten Friedens in Anspruch nahm, nur mit Klagen, die aber in Rom niemals erhört oder doch zu Carthago's Nachtheil entschieden wurden. So nahm Masinissa die fruchtbare Provinz Emporia, die Kornsammlung Carthago's weg, und erzwang noch eine Geldbusse von 50 Talenten. So nachher die Provinz Iopha. Und als die Carthager um Erlaubniß baten, die Waffen gegen die Numidier ergreifen zu dürfen, ward ihnen dieses verweigert, und da sie sich weigerten, die ganze Sache der Entscheidung des ältern Cato zu überlassen, so erlitten sie diesen harten Mann so sehr, daß dieser nun aus gelegentlichkeit und entschieden auf Carthago's gänzlichen Untergang unermüdet drang. Eine Zeit lang hinderte freilich noch Scipio Nasica, Cato's Gegner im römischen Senate, den Ausbruch des Krieges. Als aber die Carthager in Verbindung mit dem Archobates Jones, einem Enkel des Sophax, der noch einen Theil Numidiens beherrschte, ein Heer rüsteten, um den Masinissa anzugreifen, und auf Betrieb des Nasica eine römische Gesandtschaft nach Carthago ging, um den Streit beizulegen, so wurden diese Gesandten in Carthago, auf Anstiften des Eusebes Siso, der von seinem Frieden wissen wollte, auf das arglistigste beleidigt, welches denn eine neue Gesandtschaft von Rom aus zur Folge hatte, welche auf's bestimmteste die Verdrüßung der Flotte und Entlassung des Heeres verlangte. Drei Parteien kämpften damals in Carthago gegen einander, die eine Partei war römisch gesinnt, die andere hielt es mit dem Masinissa, die dritte wollte die Freiheit und Unabhängigkeit des Staats vertheidigen. Diese Freipartei, erbittert durch die unaufrichtigen Kränkungen durch die Römer und den Masinissa, welcher letztere, zum Ver-

derben Carthago's fast bis ans hundertste Jahr heran lebte, erbeß sich jetzt, vertriebe die Partei des Masinissa aus der Stadt, mißhandelte dessen Gesandte, welche um Zeugenthum zu fordern, gekommen waren, und ein Heer von 25,000 Mann zog unter Anführung Hamilcar's gegen den Masinissa ins Feld. Viele Numidier vereinigten sich zwar mit diesem Heere; dennoch aber schlug Masinissa die Carthager in einer großen Schlacht, schloß die Überreste des Heeres eng ein, zwang sie zur Übergabe und, durch Vermittelung der Römer, die Republik zu einem Frieden, in welchem sie sich dazu verstehen mußte, die Vertriebenen wieder aufzunehmen, die Libertäner auszuliefern und 5000 Talente in 50 Jahren zu bezahlen. Treuloserweise überließ noch Eusebes, Masinissa's Sohn, die wehrlosen Trümmer des carthagischen Heeres und ließ sie nieder. Die tief gebeugten Carthager verdammten freilich den Hamilcar und Carthalo, die Häupter der Freipartei, weil sie die Urheber des Krieges gewesen wären, zum Tode, und entschuldigten sich durch eine Gesandtschaft bei den Römern. Diese aber erklärten ihnen nunmehr den Krieg, und sandten 149 beide Consuln Manlius Repos und Marius Censorinus mit 84,000 Mann auserlesener Truppen nach Afrika. Die Carthager voll Entsetzen, gaben sich alle Mühe, das drohende Ungewitter zu beschwören, und schickten Gesandte nach Rom; und die arglistigen Römer versprachen ihnen, wenn sie 300 Geiseln, die Kinder der ersten Häuser, stellten, und thäten, was die Consuln verlangen würden, daß sie dann ihre Freiheit und ihr Gebiet behalten würden; zugleich aber erhielten die Consuln Befehl, nicht nachzulassen, bis Carthago zerstört wäre. Die Carthager stellten die verlangten Geiseln, und da die Consuln nun Auslieferung alles Kriegsgeräthes und aller Schiffe verlangten, so leisteten sie auch dieses. Dann aber forderten jene, sie sollten ihre Stadt verlassen, und sich 80 Stadien vom Meer entfernt, eine neue Stadt bauen. Nun ergriff die wehrlosen Carthager eine dem Wahnsinn ähnliche Wuth, und einstimmig ward vom Volk und Senat der Krieg beschlossen. Schnell wurden die Thore vor den schon sich nahenden Consuln verschlossen, die Mauern vertheibigt, mit beispiellosem Eifer alles zum Kampf nöthige bereitet, und in kurzer Zeit standen die Carthager gestärkt da, daß die Römer eine förmliche Belagerung der Stadt unternehmen mußten. Zwar hatte Unschon vor der Ankunft der Consuln die carthagische Stadt verlassen und mit Rom einen Frieden gemacht; jedoch zerfielen die Römer mit dem Masinissa, der es wol nicht gern sah, daß die Römer mit einem Heere nach Afrika gekommen waren, so daß sie die erste Zeit ohne Unterstützung von denselben blieben. Die Belagerung begann von der Land- und Seeseite zugleich, doch vertheibigten sich die Belagerten mit solcher Tapferkeit und fügten den Römern so mannigfaltige Verluste zu, daß diese sich bald genöthigt sahen, die Belagerung in eine Flotade zu verwandeln; und der früher verurtheilte Hasdrubal, der durch die Flucht sein Leben gerettet, und nun eine Freischar von 20,000 Mann zu-



Rettung seiner Vaterstadt versammelt hatte, so wie der Anführer einer bedeutenden Reuterthar, Himilco Phamadas, drängten das römische Heer so sehr in die Dürden, daß der Consul Manlius sich genöthigt sah, mit einem Theile seines Heeres gegen dieselben zu ziehen. Aber bei Nepheris im Gebirge schlug Hasdrubal die Römer, und nur die Eiligkeit des jungen P. Scipio rettete einen Theil des Heeres. Dieser Jüngling ward überaus Haupt jetzt schon, ungeachtet er nur als Tribun diente, der gefährlichste Feind der Carthager; zumal da er vom sterbenden Phamassa zum Wollführer seines letzten Willens ernannt, das Reich unter die Ehre desselben getheilt hatte und er nun den Gulusa bewog, mit einer ansehnlichen Schar den Römern zu Hülfe zu kommen. Auch Himilco Phamadas, durch Scipio's Ruhm angelockt, verließ die carthagische Partei und diente nun den Römern mit derselben Tapferkeit, wie früher den Carthagern. Als aber Scipio nach Rom zurückgekehrt war, um sich um Staatswürden zu bewerben, so geschah unter dem neuen Consul Caius Marcius Piso und dem Prätor Mancinus 148 vor Christus von Belang, und die Carthager konnten sich zu bedeutenderer Gegenwehr rufen, ganz Ebden gegen die Römer in die Wasser rufen, und sogar eine Verbindung mit dem macedonischen Andriscus eingehen. Erst als 147 v. Chr. Cornelius Scipio, der, während er um die Wölflin sich bewarb, durch die Stimme des Volks zum Consul erwählt war, vor Carthago anlangte, änderte sich das Glück. Der Prätor Mancinus hatte ihm zuvorkommen und durch einen kühnen Angriff mit der Flotte die Stadt nehmen wollen, in welche er auch schon eingedrungen war; jedoch hatte er so tapferen Widerstand gefunden, daß wenn Scipio ihm nicht noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wäre, er mit den Seinigen den Untergang gefunden hätte. Scipio stellte nun zuerst die ganz verfallene Kriegsmacht wieder her, nahm dann im Sturm den nördlichen Theil der Stadt, Regara, welchen er aber wieder verlassen mußte, indem er sich dort nicht halten konnte, und ließ nun von seinen Soldaten ein großes verschanztes Lager auf der Landenge von Meer zu Meer besetzen, wodurch er Carthago ganz vom festen Lande abschloß und sich gegen die Angriffe, mit welchen das carthagische Heer ihn im Rücken bedrohte, sicherte. Hasdrubal hatte nämlich, um desto nachdrücklicher die Stadt verteidigen zu können, den Oberbefehl in der Stadt selbst übernommen, und die Anführung des Heeres, das noch immer in und um Nepheris stand, einem gewissen Diogenes übertragen, welcher dieses bald bis auf 80,000 Mann vermehrt hatte. Durch dieses besetzte Lager ward gesichert, beschloß Scipio nun Carthago auszunähern, und damit die Stadt nicht von der See her verproviantirt werden könnte, baute er einen Damm ins Meer, durch welchen er den carthagischen Hafen sperrte. Die Carthager aber, mit dem Trost der Verzweiflung, gruben ihrem Hafen einen neuen Ausgang nach dem Meere hin, bauten eine Flotte, die sogar der römischen gefährlich wurde, und leisteten überall einen so unermüdblichen Widerstand, daß der ganze Sommer und

Herbst 147 hinging, ohne daß Scipio seinem Zwecke näher kam. Den Winter hindurch begnügte er sich, die Stadt eng eingeschlossen zu halten, und zog gegen die Heere, welche seinen Rücken bedrohten, und es gelang ihm auch mit Hülfe Gulusa's, den Diogenes bei Nepheris gänzlich zu vernichten. Dadurch war Carthago's Untergang entschieden, und im Frühlinge 146 begann die Belagerung aufs neue. Die durch die halb allgemeine Hungernoth emporgerathenen Carthager konnten nur noch schwachen Widerstand leisten, und so eroberte Scipio bald durch einen kühnen Angriff die Hafenstadt Corbon, welche theils von Hasdrubal selbst, theils von Scipio in Brand gesteckt und mit allen ihren Vorräthen in Asche verwandelt wurde; alle Einwohner wurden getödtet. 6 Tage dauerte der Brand, da ergab sich auch die Burg Dorja. Scipio gestattete den Einwohnern, 50,000 an der Zahl, freien Abzug; nur 900 Ueberläufer und unter ihnen Hasdrubal, suchten sich in den Tempel des Aesculapius, wo sie sich noch einige Zeit verteidigten. Endlich aber verzagte auch Hasdrubal und flehte Scipio um Gnade an, die er erhielt. Die Ueberläufer aber zündeten den Tempel an, unter dessen Schutte sie sich begruben; mit ihnen Hasdrubal's hochbetagte Gemahlin, welche für sich und ihre Kinder die Gnade des Siegers verschmähte. Die eroberte Stadt ward aus geplündert und von Grund aus zerstört. Die unermüdblichen dort gewonnenen Schätze flossen nach Rom, und rächten durch Untergrabung der Bürgertugend späterhin Carthago an seinen Ueberwindern. Die entlassenen Einwohner zerstreuten sich durch Ebden, die Gefangenen flossen meistens ins Kerker; Hasdrubal, der unermüdbliche Verteidiger seiner Vaterstadt, und der ein besseres Schicksal verdient hätte, büßte durch einen späten und ruhmlosen Tod innerhalb Italiens seine letzte Vergeltung, die es als Gewinn betrachtet hatte, sein Vaterland überleben zu dürfen. Die Stätte, auf der Carthago gestanden hatte, ward verflucht (Macrob. Sat. III. 9.), und diente lange als schauerhaftes Denkmal des Verfalls menschlicher Größe und Herrlichkeit. Das carthagische Gebiet, so weit es nicht zu Numidien gehörte, ward römische Provinz, und Utica, die Hauptstadt derselben, so daß diese Stadt, so wie sie die ältere war, auch lange noch Carthago überdauerte, und noch Jahrhunderte lang eine der wichtigsten Städte Afrika's war.

Vier und zwanzig Jahre nach der Zerstörung Carthago's führte, ungeachtet des Fluches, C. Gracchus eine Colonie von 6000 armen römischen Bürgern nach Afrika, um sich auf dem Schutte des alten Carthago anzusiedeln. Trotz der bösen Vorzeichen ward der Anbau in 70 Tagen vollendet, und die Stadt Junonia genannt. Späterhin ward die Colonie aber entweder wieder aufgegeben oder doch nicht gehörig unterstützt, so daß sie kein richtiges Gedeihen erhielt; auch lag sie wahrscheinlich nicht auf der Stelle des alten Dorja und Corbon, sondern wol auf der Nordseite des Halbinsel, wo jetzt El Werfa liegt. Zu Marius Zeit waren wenigstens noch die Trümmer der eigentlichen alten Stadt sichtbar. Julius Cäsar beschloß eine neue Ansiedlung, die aber erst von Augustus 44 ausgeführt, und nachher 29 noch einmal wiederholt wurde. Diese Stadt, welche

wieder den alten Namen Carthago erhielt, erhob sich bald zu einiger Blüthe, und mag dann allmählig wieder die Vortreibung des tyrischen Carthago erhalten haben. Unter Kaiser Septimius Severus erhielt Carthago die Rechte eines römischen Municipiums und gelangte nun zu solcher Macht, daß Herodian (V. II. 6.) behauptet, daß Carthago an Reichthum seiner Bewohner, an Volksmenge und Größe, unter allen Städten allein Rom nachstehe, mit Alexandria aber um die zweite Stelle weitest. Aber es war eine römische Stadt, keine punische mehr; römische Sitte und Sprache herrschte, und bald nachher ward Carthago auch eine der wichtigsten christlichen Städte des Reichs. Als 428 die Vandalen unter Geiseric Africa eroberten, ward Carthago der Sitz eines vandalischen Königreichs, und war noch eine herrliche und glänzende Stadt, als Briliacius sie 533 eroberte und damit dem vandalischen Reich ein Ende machte. Erst zum Jahr 706 war Carthago nun der Sitz griechischer Statthalter, und ward in diesem Jahre von Hasan, dem Numan, dem Feldherren des Chalifen Abdulmelik zerstört. Seitdem ist Carthago nur ein Haufe von Trümmern, in dem das benachbarte Tunes die Macht und Bedeutung Carthago's sich angeeignet hat. Wahrscheinlich hat die immer zunehmende Verwüstung der Küste, wodurch der Hafen unbrauchbar gemacht wurde, einen neuen Tabau auf der sonst so glücklich gelegenen Stelle verhängt.

II. Staatsverfassung Carthago's. Die gesetgebende Gewalt war in Carthago ursprünglich beim Volke, so wie die deliberative Gewalt in den Händen des Senats und die executive Gewalt in den Händen der Suffeten sich befand.

Das Volk, wenn es versammelt war, hatte die höchste Entscheidung über alle Dinge mit unbeschränkter Freiheit; doch wurde es deshalb nicht immer berufen, sondern nur dann von den Suffeten versammelt, wenn diese mit dem Senate sich nicht einigen konnten. Als das bei der Varciner mit dem Senate gebrochen hatten, so wandten sie sich an das Volk und setzten durch dieses ihre Absichten durch. Durch dieses bewerkstelligte auch Hannibal später seine Reform der Magistrate. — Das Volk war übrigens in Jünste (*triplas*) getheilt, welche im Senat repräsentirt wurden, und zwar im großen Rathe sowohl als im kleinen Rathe und in den Gerichten. Einen eigentlichen Adel gab es nicht, weil keine Stammerschiedenheit der Bürger Statt fand, wenigstens gibt es dafür keinen Beweis; vielmehr hatten alle carthagische Bürger, als solche, gleiche Rechte, und es gab dort nur rechtlich einen Unterschied zwischen Bürgern, Edelfreien, Fremden und Sklaven. Die Einwohner der Städte des carthagischen Gebiets waren Unterthanen, und hatten kein Bürgerrecht in der herrschenden Stadt; daher die Neutralität von Utica und Hippo mit Carthago. Nur in Zeiten besonderer Noth scheinen Fremde hohe Staatswürden bekleidet zu haben, z. B. Xanthippus nach der Niederlage durch Regulus; doch wird er vorsichtig Carthago bald wieder. Der größte Unterschied aber herrschte hinsichtlich des Reichthums, und nur der Reiche konnte Staatswürden bekleiden, weil er umsonst dienen, ja sogar seine Würde (ungewiß, wie? und von wem?) er-

kaufen mußte. Auch hatten berühmte Geschlechter diese Vorrechte, vornehmlich des Reichthums wegen, auf dessen Erhaltung und Vermehrung daher alle Sorge gerichtet seyn mußte. Vollbürgerschaft kam nur vom Vater her; Hasdrubal und Hannibal hatten hispanische Weiber.

Der Senat (*senatus*) bestand aus den Repräsentanten aller Jünste der Bürger, und zerfiel in den großen Rath (*synagros*) und den kleinen Rath (*synovia*). Der große Rath hatte über alle Geschäfte zu deliberiren und faßte auch die Mitglieder des kleinen Rathes in sich, der ein Ausschuss aus dem großen Rathe war. Dieser kleine Rath leitete alle bürgerliche Geschäfte, also alle Kammer- und Finanz- und Militär-Angelegenheiten, die Polizei etc. Ursprünglich war wohl die Gewalt dieses kleinen Rathes geringer gewesen. Später aber, als unter dem Volke Gewerbe und Handlung zu blühen und sich auszubreiten angingen, und es nicht leicht möglich war, das ganze Volk in ordentlichen Comitien zu versammeln, so mußte sich der kleine Rath auch die gesetzgebende Gewalt an, und befaß, wo er eigentlich nur ratthen sollte. Das war der Übergang zur Aristokratie, den Aristoteles bemerkt. Ein Ausschuss aus der Gerusia wieder war das Collegium der 100, welches den Auftrag hatte, die Erbfolge mächtiger Familien zu hindern. Doch unterdrückte während der punischen Kriege die lange Wüthe der Wuth einer dieses Collegium so sehr, daß es später nicht mehr genannt wird, oder wenigstens als Wirksamkeit verlor.

Die Suffeten, welche im Senate, wie in der Volksversammlung den Vorsitz hatten, so wie auch in den Gerichten, leiteten in oberster Instanz alle Geschäfte, sowohl bürgerliche als Militärsachen. Es waren ihrer 2, und sie wurden, wie die römischen Consuln, jährlich gewählt. Sie werden *Suffetes* genannt, *σοφαιτες*, *εργατοιοι*, *reges*, *praetores*, *dictatores*, *consulare imperium*, je nach tyrischen oder griechischen oder römischen Begriffen, weil sie die *μυρία* *εργη* waren. Der erste dieser Suffeten mußte in der Stadt bleiben oder durfte sie nur selten verlassen, er heißt bei griechischen Schriftstellern gewöhnlich *σοφαιτης*, *εργατοιοις* *επι* *της* *πολεως*. Die römischen Schriftsteller schwanken hinsichtlich seiner, und alle oben angeführten Namen werden von ihm gebraucht. Der andere Suffet, der oberste Feldhauptmann war, präsidirte allerdings, wenn er in Carthago war, zugleich mit dem *σοφαιτης* im Senate und in der Volksversammlung; nur stand ihm, wenn es Krieg gab, die alleinige Leitung der Kriegesangelegenheiten zu. Doch begriffte ihn eine Anzahl der Mitglieder des großen und kleinen Rathes auf seinen Befehlen, wovon der Grund wohl hauptsächlich in dem Mistrauen liegt, mit welchem der Senat die unumschränkte Feldherrnwürde bedrohte. Wahrscheinlich bestimmte der Senat auch, oder wie in andern Staaten des Alterthums das Loos, welcher von den beiden Suffeten den Kriegesgeschäften vorstehen sollte; und der Anfang des Ruins der carthagischen Verfassung war der Streit zwischen Hanno und Hamilcar über die Feldherrnwürde während des Sidonier-Krieges, und daß man dem Jette die Entscheidung überließ. Dieser Suffet hieß bei Griechen gewöhnlich *εργατοιοις*, bei den Römern *rex*, *praetor* (auch Hamilcar und Hasdrubal heißen so Livius XXI. 3.),

dictator etc. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß diese Strategiewürde, seitdem man auf Carthien, Sardinien und besonders in Hispanien kriegte, länger als 1 Jahr dauerte. Zuerst wurde derselbe Strategie wol das folgende Jahr förmlich wieder gewählt; später jedoch scheint diese Formalität unterlassen worden zu seyn, und die Dacetern kamen wol deshalb aus Hispanien und Italien nicht wieder nach Hause zurück, um nicht in Gefahr zu kommen, ihre Würde niederlegen zu müssen. — Die Suffeten wurden vom Senate vorgeschlagen und vom Volk gewählt. Später scheint aber auch das Volk eigens mächtig Suffeten gewählt zu haben, ja sogar das Heer. Das war der vererbliche Einfluß der Dacetern. Soll noch wegen Livius XXX. 7. ein dritter Suffet angenommen werden, so war dieser der Oberpriester, obgleich dieser unwahrscheinlich ist, weil in Carthago die Religion eine untergeordnete Rolle spielte, und die beiden Suffeten als solche schon das Recht hatten, für sich und das Volk und das Heer die allgemeinen Opfer zu bringen. Da der Senat in einem so vielfach thätigen und betriebsamen Volke hinsichtlich der Verwaltung der äußeren und inneren Staatsangelegenheiten beschäftigt war, — so ward ein eigenes Collegium der Richter (*ordo iudicum*) errichtet, das aus 104 Männern bestand, in dem der *praetor*; präsidirte und welches die Untersuchung in allen Rechtsfällen führte. Doch hatte dieses Collegium ursprünglich gewiß nur in Civilsachen Recht zu sprechen, weil nicht zu denken ist, daß in Carthago nicht, wie bei allen anderen Völkern des Alterthums, das Volk die Eriminaljustiz ausübte hätte. Später aber, da das Volk sich ungern versammelte, riefen diese Richter auch diese an sich, und dadurch wurden sie dem Ganzen gefährlich, hauptsächlich nachdem sie ihre Richterstellen lebenslanglich gemacht hatten, was vielleicht der Unschicklichkeit der Geschäfte wegen nöthig war. Was konnte nun den Einzelnen schützen, da von seinen Richtern keine Appellation Statt fand und sie lebenslanglich ihre Stellen bekleideten, also nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnten? Diese Richter waren wahrscheinlich die *Ventarchien* des Aristoteles, nämlich 5 aus jeder Zunft, deren dann 21 gewesen wären, wenn nicht vielmehr diese *Ventarchien* ein Ausschuss von 5 Männern aus je einer Zunft waren, welche das Geschäft hatten, für das Interesse ihrer Zünfte zu wachen und in den *circulus conviviens* desselben (Liv. XXXVI. 16.) oder den *συνεσις*; *συνεσις* des Aristoteles präsidirten, und dadurch einen sehr bedeutenden Einfluß auf alle Angelegenheiten des Staats besaßen. — Später beschränkte Hannibal die Dauer des Richters-Amtes wie der auf 1 Jahr. Richter konnte übrigens nur einer weis werden, der schon ein anderes Amt verwaltet hatte, und es scheint, daß sie sich selbst wieder ergänzten haben.

Die Städte in den carthaginischen Provinzen erhielten, so ferne sie nicht, wie die römischen Nummern, sich selbst ihre Obrigkeit wählten (i. B. Utica, Hippo, Gabes(?)) ihre Vorsteher von Carthago aus; Städte, die von Carthago selbst angelegt waren, i. B. Neus Carthago, wurden, wie es scheint, von den Abgeordneten des Rathes regiert. Ohne Zweifel ernannten aber diese Obrigkeiten der Städte die Suffeten mit der Gestalt.

Udgem. Emeclep. d. 20. u. 31. XXI.

III. Staats Einkünfte Carthago's. Das Staatsvermögen in Carthago scheint ohne Zweifel als viel bedeutender angenommen werden zu müssen, als in irgend einem andern State des Alterthums, und Carthago bietet in dieser Hinsicht ein in seiner Art einziges Beispiel dar, nämlich daß ein State sich so viele Jahrhunderte hindurch mit wenigen Ausnahmen nur durch sich selbst, ohne die Hilfsmittel und das Vermögen seiner Bürger in Anspruch zu nehmen, erhalten konnte. Daß in Zeiten der Noth freilich auch allgemaine Steuern aufgeschrieven wurden, eine Vermögenssteuer, der sich keiner, auch die Vornehmsten nicht, entziehen konnte, wenigstens daß geschicklich dieses geschehen durfte, liegt theils in der Natur der Sache, theils sagt es Livius ganz bestimmt (XXXIII. 46. *Vestigialia publica partim negligentia dilabebantur, partim praedae ac divisi principum quibusdam et magistratibus erant; quin et pecunia, quae in stipendium suo quoque anno pendereitur, deerat, tributumque grave privatis imminere videbatur*) und es ist mehr als wahrscheinlich, daß eine solche Vermögenssteuer mehr als einmal, besonders in den spätern Zeiten der uns glücklichen Kriege mit Rom und den Söldnern, den State aus der äußersten Verlegenheit retten mußte. Darum gestattete man auch, daß Eingeme, besonders die in obrigkeitlichen Würden Stehenden, sich auf alle Weise bereicherten, indem das, was sie sich selbst zuerlegten, späterhin dem State doch zu Gute kam; und so allein ist es erklärlich, wie der State erschöpft und dadurch gemaßregt seyn konnte, einen nachtheiligen Frieden zu schließen, und doch zugleich im Stande seyn konnte, unmittelbar nachher noch die größten Opfer zu bringen, die die frühesten bei weitem übertrafen. So i. B. während des Durs gertrieges nach dem ersten Frieden mit Rom. — Die gewöhnlichen und stehenden Ausgaben des Staats aber, die Erhaltung der Flotte so wie der Heere im Kriege wie im Frieden u. s. w., die Kosten der innern Verwaltung, die Staatsbauten, Anlegung und Erhaltung von Colonien u. s. w., wurden durch die Statseinkünfte nahmen gedeckt, welche unter der Aufsicht eines Quästors (wie Livius ihn nennt), standen, und welche so bedeutend waren, daß, ungeachtet durch die Habgier der Magistrate so viel verloren ging, dennoch in Friedenszeiten unermessliche Schätze aufgestaut werden konnten, welche die ungewissen, oft an so Fabelhafte grenzenden Anstrengungen im Kriege erleichterten. Auch ergibt sich der volle Umfang derselben daraus, daß, nachdem Hannibal die Verwaltung dieser Staats Einkünfte geordnet, d. h. dafür gesorgt hatte, daß, was bisher größtentheils nur Einzelne bereichert hatte, allein wieder in die Staatskasse floß, Carthago selbst nach allen Umständen des 2ten Krieges mit Rom, nicht nur Geld im Überfluß hatte, um den römischen Tribut mit einem Male zu bezahlen, sondern auch dem Hannibal fast genug zu seyn schien, um mit Antiochus — derneist einen Stein Krieg mit Rom bestehen zu können. — Diese regelmäiigen Einkünfte bestanden 1) in einem Tribute, den die Unterthanen der Stadt bezahlen mußten. Dieser Tribut war so vertheilt, als die Verhältnisse der carthaginischen Unterthanen zu Carthago selbst verschieden waren. Diese waren nämlich a) Bundesgenossen u. d. h. Bewohner

der altpönnischen Städte, welche zwar von Carthago abhängig waren, insofern als sie die carthagische Oberhoheit anerkennen, auch wol Kriegshülfe zu den carthagischen Heeren stellen mußten u. dergl., dennoch aber ihre eigenen Dörfer hatten, befestigt waren, und im Einzelnen einer völligen Freiheit genoßen. Solche Städte waren Utica, Groß- und Kleinskeptis, Hadrumetum, Hippo, Gades in Hispanien, vielleicht auch Panormus auf Sicilien und andere. Diese gaben gewiß keinen eigentlichen Tribut, und wenn Livius (XXXIV. 62.) sagt, Kleinskeptis habe an die Carthager täglich ein Talent Tribut bezahlen müssen, so ist das entweder eine Ausnahme gewesen, oder es ist auf das Gebiet von keptis zu beziehen, wie wol am wahrscheinlichsten ist. b) Verschiedene Nationen, wie z. B. die numidischen Stämme und die Maurusier auf beiden Seiten des Atlas-Gebirges, die Gätuler, Gindanen, Lothopyagen, Kasamonen u. s. w. in Afrika, ein großer Theil der hispanischen Völkerschaften im Innern und an den Südrandflüssen dieses Landes, die Bewohner der balearischen Inseln, die Gebirgsbewohner Sardiniens u. a. Diese Völker, wenn sie gleich zu Carthago's Unterthanen gezählt werden, standen unter eigenen Oberhäuptern und Königen, und stellten auf Carthago's Befehl Kriegshülfe für Geld, den Carthago bezahlte. Auch mögen sie zur Erhaltung des carthagischen Handels verpflichtet gewesen, für einen bestimmten Preis, den Carthago setzte, die rohen Erzeugnisse ihres Landes, oder Kriegsgedulfnisse, Vieh, Pferde, Elephanten u. dergl. liefern müssen; viel weiter aber erstreckte sich ihre Pflichtigkeit wol nicht, und es war dieses Abhängigkeitsverhältniß für diese Völker weniger eine Last, als ein Gewinn. c) Eigentliche Unterthanen. Diese waren a) Bewohner des östlichen Abhangs des Atlas-Gebirges von den Quellen des Bagradas bis zum Meere, und von Hippo Jaryus bis zum Tintofsee hinab. Dieser Landstrich, etwa 1600 Q. M. groß, durch hohe waldige Gebirge gegen die Gluthen der Wüste geschützt, wohlbewässert und vom Meere bespült, mit fruchtbarem Boden, war schon von frühe an von Völkern bewohnt gewesen, welche von den Carthagern allmählig unterjocht und durch Auswanderung zahlreicher Colonien zu einem den Carthagern verwandten Volksstamme umgeschaffen wurden. In diesem Gebiete sollen nach Strabo (XVII. 3. 15.) 300 Städte gelegen haben, nach andern noch mehr, welche aber alle, mit Ausnahme von nur sehr wenigen, unbefestigt waren, um desto leichter von den Carthagern im Zaume gehalten werden zu können, die aber, wenn ein fremder Feind erschien, alsobald eine Heute desselben wurden. Die Bewohner derselben (Asil, Libyes, Liby-Phoenices) mußten einen sehr bedrückenden Tribut bezahlen, größtentheils in rohen Producten, welcher Tribut in Zeiten der Noth erst bis auf die Hälfte der Jahres-Ernte gelindert wurde. Diese Naturalien mußten die Einwohner bis an die Küstentore oder Emporia liefern, von wo sie nach Carthago, oder wohin es sonst nützlich war, den carthagischen Flotten verschifft wurden. Von diesen Naturalien lebte die herrschende Stadt, erhielt die jährlichen öffentlichen Steuern, welche auf den Schiffswerken, in den Werks-

ten, Bergwerken u. s. w. arbeiteten, oder auf den Flotten als Rudern waren, und ernährte die zahlreichen Soldnerscharen. — b) Bewohner des carthagischen Gebietes auf Sardinien, Corsica, zum Theil auf Sicilien und in Hispanien in der carthagischen Provinz, die sich vom Ausflusse der Saubiana, den Süden der Sierra Morena entlang bis in den Quellen des Guadalquivir und dem Ausflusse des Segura erstreckte. Auch diese waren tributpflichtig, indem sie mit Gewalt der Waffen unterjocht waren, und mußten theils in den Bergwerken der Republick arbeiten, theils von den ihnen zur Bebauung angewiesenen Ländereien einen jährlichen Tribut in Naturalien bezahlen. Daß das Loos dieser Menschen sehr unglücklich war, geht aus ihrer Stellung hervor, sich gegen Carthago zu empören, sobald sich eine Gelegenheit dazu fand; obgleich auch nicht allzuviel hieraus geschlossen werden darf, und die meisten Nachrichten, die wir bei den Schriftstellern über harte und tyrannische Befehle der Carthager gegen ihre Unterthanen lesen, sind wol übertrieben, und diese Menschen haben es unter den Römern nachher und auch in den neuern Zeiten wenigstens nicht besser gehabt. — c) Die Bewohner der zahlreichen carthagischen Colonien an den Küsten Afrika's, am mittelländischen Meere bis zu den Säulen des Herkules, dann über dieselben hinaus gegen Süden hin bis nach Guinea, und an den hispanischen Küsten entlang bis nach Britanien, Irland, Norwegen und Island. Von welcher Art die Anspflanzung dieser gewesen sey, ist schwerlich auszumachen, indem es dazu an allen Nachrichten fehlt. Auch waren die Verhältnisse derselben gewiß sehr verschiedene. — 2) War eine Hauptquelle der carthagischen Staatseinnahme der Land- und Seehandel. Das Recht, Handel zu treiben, scheinen wir die Bürger Carthago's und der verbundenen altpönnischen Städte gehabt zu haben, und diese letzteren gewiß mit sehr vielen Einschränkungen; den Unterthanen war derselbe gewiß ganz verboten; wenigstens läßt sich nur daraus der Schleichhandel erklären, der so viel getrieben wurde und dem Carthago nie ganz unterdrücken konnte. Aber Handel Carthago's, sowohl Einfuhr als Ausfuhr, wurde nur auf carthagischen Schiffen betrieben, und selbst solche Nationen, mit denen man Handelsverträge geschlossen hatte, die also größere Vorrechte erhielten als andere, namentlich die Etrurier und Römer (s. h. dem carthagischen Gebiete in Afrika), ganz weggewiesen, oder durften nur unter Aufsicht eines carthagischen Beamten Waren ankaufen, was aber später auch aufgehoben und dahin modificirt wurde, daß sie nur Erlaubniß haben sollten, in dortige Häfen einzulaufen, wenn ein Sturm sie verschlug, oder sie das Schiff ausbessern oder Proviant einnehmen mußten. Aber nach Carthago zu kommen, war diesen in früheren Verträgen gestattet worden, woraus sich ergibt, daß auch deren nicht Verbinden dieses verweigert war. Indem so der carthagische Handel vor aller Concurrenz mit dem Auslande gesichert war, und sich der Staat bemühte, immer neue Bahnen dem Handel zu eröffnen, so konnte der Staat auch bedeutende Einnahmen von der Ausfuhr und Einfuhr und dem Vertrieb der Waren fordern, welche

Zölle den Staat bereicherten, ohne den Einwohnern zu drücken. Die Art und Weise der Erhebung dieser Zölle kennen wir nicht; wir wissen nur, daß zahlreiche bewaffnete carthagische Schiffe den Handel auf allen Meeren schirmten, den Seehandel hinderten, und daß an jedem Orte an der Küste vom State eingefegelte obrigkeitliche Personen waren, welche alle Handelsgeheimnisse ordneten. In späterer Zeit waren in der Erhebung der Zölle große Mißbräuche eingeschlichen, indem die Vornehmen, welche gleichfalls den Handel betrieben und zugleich am Statetrade saßen, sich wahrscheinlich diesen Zöllen zu entziehen suchten; doch ward diesen Mißbräuchen durch Hannibal's Statereform gesteuert. — Die Ste Haupteinnahme kam aus den Bergwerken der Inseln des Mittelmeers und Hispaniens, welche für Rechnung der Republik von den unterworfenen Nationen oder durch Sklaven des Staats bebauet wurden. Die wichtigsten derselben waren schon in der älteren Zeit, noch vor der Erweiterung der carthagischen Besitzungen durch Hamilcar und Hasdrubal, auf der Sierra Morena und der Sierra Nevada, die Hauptorte für den Bergbau waren hier Castulo und Dertinagis. Später gab es große Bergwerke in der Nähe von Irens Carthago, die ein gewisser Miletus entdeckt hatte, welcher dafür göttliche Ehre erhielt. Diese Bergwerke gaben noch zur Zeit der Römer eine tägliche Ausbeute von 25,000 Drachmen, also zur Zeit der Carthager wohl noch mehr. Viele der hispanischen Bergwerke waren auch in den Händen von Privatpersonen, wie denn die Familie der Barcas dergleichen Gruben von ungeheurer Ertrage besaß; doch scheint dieses nur Mißbrauch gewesen zu seyn, wie denn die Barcarer auch noch andere Eingriffe in die Rechte des Staats sich erlaubten. — Welchen Gebrauch die Carthager von der großen Masse edler Metalle, die sie auf diese Weise gewannen, machten, ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Die Menge des gemünzten Metalls scheint nicht größer gewesen zu seyn, als der Verkehr in Carthago selbst es erforderte; denn daß es überhaupt gar keine Münze in Carthago gegeben habe und zwar deshalb, weil kaum eine einzige, echte, carthagische Münze bis auf unsere Zeit gekommen ist, wird doch im Ernst schwer behaupten wollen. Die Tributzahlungen an Rom geschahen freilich immer nach dem Gewichte, so wie auch euböische Talente ihnen abgedruckt wurden; und als man bei Ablieferung der ersten Zahlung nach dem 2ten Frieden mit Rom in Rom das Silber nicht rein, sondern durch 4 Kupfer versetzt fand, mußten die carthagischen Gesandten in Rom Geld borgen, um den Ausfall zu decken (Liv. XXXII, 2). Zum Verkehr zwischen Carthago und seinen Colonien, besonders zum Behuf des Seehandels, dienten lederne Münzzeichen, über welche wir zwar nur eine nicht ganz verständliche Notiz bei dem Cosratrifer Plin in es übrig behalten haben, die aber wegen der Sache selbst keinen Zweifel übrig läßt. Römisch um das edle Metall nicht dem Verluste durch Schiffsbruch und Seeräuberei u. dgl. ausgesetzt, gab es in Carthago ein Leutergeld, d. h. Erdenbecken, welche mit einem ausgedrückten Zeichen versehen waren, und nach Art der neuern Banknoten vom State ausgegeben, und dadurch, daß es sie jedesmal wieder annahm und auf Verlangen in

fliegende Münze umsetzte, im Course erhalten wurden. Diese Einrichtung einer Staatsbank, eine der glänzendsten Entdeckungen der neuern Zeit gewöhnlich genannt, ist also eine carthagische Erfindung, und beweiset mehr als alles andere die Intelligenz seiner Regierung. Nur es laubten die Verhältnisse der übrigen Nationen nicht, diese carthagische Erfindung zu benutzen und anzuwenden, und bei den Römern war das Vertrauen der Bürger und Untertanen in den Jahrhunderten, welche auf die Zerstörung Carthago's folgten, nicht stark genug, um eine ähnliche Bank gründen zu können; und so ward diese Erfindung wieder vergessen bis auf die Zeiten der Venediger. — Auch kannten die Carthager schon öffentliche Anleihen, z. B. beim Könige Ptolemäus Philadelphus (App. I, p. 92.), so wie sie auch schon Kaperrie ausweihelten (Arist. Opp. II, p. 384.).

IV. Handel Carthago's. Der carthagische Handel war Landhandel und Seehandel. Der Landhandel war freilich nur von geringerer Bedeutung in Vergleich mit dem Seehandel, doch immer von großer Wichtigkeit. In diesem Handel nahm Carthago selbst zwar keinen unmittelbaren Antheil, insofern als carthagische Kaufleute nicht selbst in Caravanen das Innere Afrika's durchzogen; dieses geschah damals eben so wenig, als es noch jetzt von den Bewohnern der Nordküsten Afrika's geschieht. Wol aber wußte Carthago den Caravanen des Innern Afrika's Stapelplätze an den Küsten des Mittelmeeres zu eröffnen, und dadurch diesen Handel vorzüglich an sich zu ziehen, und eben zu diesem Ende wurden die langwierigen Kriege zwischen Carthago und Syrien wegen der Küsten der kleinen und großen Syrte geführt, indem durch den Besitz dieses sonst so unwichtigen Saumes der Wüste dieser Handel des Innern in den Besitz Carthago's gebracht wurde. Da die Natur dieser Länder seit Tausenden eine und dieselbe geblieben ist, so haben auch die Handelswege in der Wüste, die durch die Oasen bestimmt werden, sich seit den ältesten Zeiten nicht verändert, sondern wie dieselben zu Herodotus Zeiten waren, so sind sie auch noch jetzt, und umgekehrt, wie sie jetzt sind, so waren sie mehr oder weniger auch schon in Herodotus Tagen; und die Entdeckungen des Innern Afrika's in den letzten Jahren haben fast buchstäblich das bestätigt, was schon Herodotus im 4. Buche seiner Reisen umständlich erzählt. Diese Straße ging vom heutigen Tripolis und Lepcis major über Murzuk nach Bornu an den See Tfab in das Land der Neger und von dort an den großen Strom, der von Westen nach Osten fließt und zu einer großen volkreichen Stadt an demselben, welche keine andere als das heutige Timbuktu seyn kann, so wie der große Strom kein anderer seyn kann, als der Niger oder Joliba, der einige in dieser Gegend, und dessen Name auch weiter nichts, als einen großen Strom bedeutet. Die Waren, welche die Caravanen aus Murzuk (Fezzan) den Bewohnern Sudans brachten, bestanden, wie noch heut zu Tage, größtentheils in Salz und Datteln, wozu sie wieder Seidenen, Goldkörner, Elfenbein, Edelsteine u. s. w. zurückbrachten, welche die Carthager, die in den Küstentädten des mitteländischen Meeres ihrer harrten, ihnen wieder gegen andere Erzeugnisse ihres Landes oder gegen

europäische Producte abnahmen, und jene dann nach den europäischen Märkten führten. Zwar führten ähnliche Caravanen: Straßen auch nach Corene und nach Agorin, allein diese waren weiter und beschwerlicher, und so gelang es den Carthagern, sich fast in den alleinigen Besitz dieses Handels zu setzen. Auch mit den Numidiern und den Bewohnern von Nubien führten die Carthager einen einträglichen Handel, und auch hier mögen sie auf der 2ten Hauptstraße, die von Timbuctu nach dem Norden über Taflet führt, die Güter Sudans an sich gezogen haben. Auch an der Küste des Ozeans bis nach Guinea hinab erzielten die Carthager durch ihre Niederlassungen einen Markt für die afrikanischen Waren, welche sie dann zu Schiffen ihrer Stadt zuführten. — Von der größten Wichtigkeit aber war der carthagische Seehandel, der sich über alle Theile der damals bekannte Welt verbreitete. Die Carthager traten hierin in die Fußstapfen der Phöniciern, und wie jene suchten sie vornehmlich durch einen freundlichen Verkehr mit den übrigen Nationen der Erde den Handel derselben an sich zu ziehen und zu erhalten. Da wo Carthago von diesem Grundhage abging, da war es zu dessen Verderben. Von der Verschärfung des Handelsrechtes auf die Bürger Carthago's und der Bundesstädte allein ist schon oben geredet, so wie von der Ausschlüpfung aller Fremden von ihren Küsten und Häfen, so sehr ihnen nicht durch besondere Verträge dieselben eröffnet waren. Auch hatten die Carthager ohne allen Zweifel die Maxime, ihre Producte nicht roh, sondern verarbeitet zu verkaufen, und wenn wir dieses auch nur von einzelnen Carthagen, z. B. der Leinwand und baumwollenen Zeugen, bestimmt wissen, so ist doch auf keine Weise anzunehmen, daß sie nicht auch in andern Dingen diesen größten aller Vortheile wahrgenommen hätten, vielmehr blühte Carthago, so wie die andern Bundesstädte, durch Fabriken und Manufacturen jeder Art, so weit nur der Zustand der damaligen Welt dieses zuließ oder begünstigte. — So sehr aber auch die Carthager alle Fremden von ihren Häfen auszuschließen bemüht waren, eben so eifrig trachteten sie dahin, durch Handelsverbindungen unter Einzelnen oder durch Verträge der Staaten sich den Zutritt bei allen übrigen Bewohnern des Mittelmeeres zu eröffnen. Mit Corene, das so lange Carthago feindselig gegenüber gestanden hatte, ward ein eifriger Handel getrieben, und unter andern Cilprium gegen Aetium umgetauscht. In den ägyptischen Häfen lagen zahlreiche carthagische Schiffe, und hier erkaufte Herodot einen großen Theil seiner Nachrichten über Afrika von carthagischen Handelsleuten. An den Küsten Palästina's und Phöniciens waren die Carthager zu Hause, wie in ihrer Heimath, und wenn die nie ganz gekörnte Feindschaft der phöniciernischen Bundesstädte den Carthagern auch nicht den Haupthandel hier überließ, so war der Verkehr derselben dort doch gewiß auch nicht unbedeutend. Dasselbe gilt von Griechenland, wo ungeachtet der unaufhörlichen Kriege, welche die Carthager mit den sicilischen Griechen führten, dennoch die Handelsverbindung nie ganz aufhörte, weil die Carthager sich und ihre Waren umtreiben zu machen mußten. Wie wichtig den Carthagern der Besitz Siciliens schien, haben wir oben gesehen; doch

auch wo sie nicht geboten, küßten ihre Schiffe die Häfen. Malta und die benachbarten kleineren Inseln gehörten den Carthagern schon seit sehr früher Zeit, die dort einheimische Baumwolle wurde nach Carthago geführt, verarbeitet und gab einen bedeutenden Handelsartikel ab. An allen Küsten Italiens erschienen die carthagischen Handelsschiffe, und von den Tarentinern und Bruttiern an bis zu den Ligurern standen sie mit den mannigfachen Bewohnern dieses Landes in dem engsten Verkehr; über die Verträge mit den Etruriern und Römern ist schon die Rede gewesen. Mit der phocäischen Colonie in Asolia hatten die Carthager seitlich früherhin häufige Kriege, und oft mit Naxos theil geführt, weil Carthago eine ausblühende Handelsrepublik im Westen nicht dulden wollte; auch war es gelungen, die Massilioten von dem besseren Theile Hispaniens auszuschließen, und sie zu zwingen, den Handel mit dem Norden Europa's zu Lande durch Gallien, den Rhodan aufwärts und den Rhein hinab, zu betreiben; dennoch aber standen auch die Carthager mit den gallischen Völkern in freundlicher Verbindung. Über Hispanien ist schon früher gehandelt; dieses stand zu Anfang des 2ten Krieges mit Rom fast ganz den Carthagern offen und ward der Hauptstütze ihrer Macht. Die altphöniciernischen Colonien Taressus und Gades waren und blieben bis auf die Eroberung Hispaniens durch die Römer die Hauptniederlagen für den westlichen Handel, und die Carthager hatten sich hier so sehr alle Carthager schon seit den ältesten Zeiten bemüht, daß die Einwohner dieses Landes, ob schon fast ringsum vom Meere umgeben, durchaus niemals Schiffe gebaut und auf's Meer sich hinausgewagt zu haben scheinen. Carthagen, zum Theil Corsika, die an Eisen ergiebige kleine Insel Saba, die Balearen u. s. w. gehörten entweder den Carthagern, oder boten ihnen ihre Reichthümer zu gewinnreichem Handel dar, und daß, wie früher die Phöniciern von Taressus aus, so auch später die Carthager außerhalb der Meerenge bis nach Bruttanien schifften, um von dort Ann (καταναίος) zu holen, so wie nach den samlandischen Küsten wegen des Bernsteins, und nach Norwegen und Island, um gefalzene und getrocknete Fische einzutauschen, ist nicht nur durch einzelne zerstreute Nachrichten der Alten bekannt, sondern es ist sogar durch Untersuchungen und Beobachtungen der Neueren sehr wahrscheinlich und fast unzweifelhaft geworden, daß die Carthager dort, und namentlich an den Küsten Islands, Schottlands und Finnmarkens Niederlassungen angelegt haben, die sehr bedeutend gewesen seyn müssen, indem sich noch bis auf unsere Tage Spuren derselben erhalten haben. Von den Fabrikten carthagischer Handelsleute bis zu der Küste Guinea's ist schon mehrmals die Rede gewesen; charakteristisch ist aber die Art, mit welcher nach Herodot (IV. 196.) die Carthager mit den barbarischen Einwohnern jener Gegenden ihren Handel trieben. Sie ludten durch ein Rauchsignal die Einwohner an die Küste, wo sie ihre Waren niedergelegt und sich dann wider entfernt hatten. Jene ließen dagegen Gold neben die Waren hin, und entfernten sich. War den Carthagern das gebotene Gold hinreichend, so nahmen sie es, und ließen die Waren liegen, welche dann von den Einwohnern abgeholt wurden; genügte es aber

nicht, so entfernten sie sich wieder, bis die Einwohner so viel gebracht hatten, als jene begehrt. Dieser summe Tauschhandel soll nach dem Zeugnisse neuerer Reisenden noch jetzt auf dieselbe Weise und mit derselben Gewissenshaftigkeit bei den Regern von Timbuktu getrieben werden, wie zu den Zeiten Herodots. — Daß die Carthager auch die canarischen Inseln, und insbesondere Madeira besaßen, welches die Völkerei schon entdeckt hatten, sagt Herodot (V. 19 seq.) gewiß, wenn sie dort auch keine bleibenden Niederlassungen gründeten; ja es möchte nicht unwahrscheinlich seyn, daß carthagische Seefahrer bis an die Küsten des amerikanischen Continents vertriehen wurden, und von dort zurückkehrend der alten Welt die Kunde von dem fernem Eilande Atlantis brachten. — Im Einzelnen alle Artikel des Handels der Carthager durchzugehen, ist unmöglich, denn obgleich überall die Carthager als Handelsleute genannt werden, so wird doch über die Art ihres Betriebes nirgends ausführlich und im Einzelnen gehandelt. Es genüge, daß der carthagische Handel ein Welthandel war, daß er zu allen damals zugänglichen Völkern sich wandte, und alle damals wünschenswerthe Güter umfasste. Was von dem Senegal und Niger die Caravannen durch die Wüste herbeiführten, so wie die Pelze, Fische und den Bernstein des Nordens, den Weihrauch Arabiens und die Seide Indiens, so wie das Zinn und Blei Britanniens, fand mit den übrigen Gütern zwischen diesen Extremen liegenden Welt seinen Markt in Carthago. — Wenn dieser Handel auch zunächst Carthago bereicherte, so brachte er doch auch der übrigen Welt einen unberechenbaren Gewinn; er vereinigte die entlegenen Zonen mit einander, und verband Völker, die eines des andern Namen kaum gehört hatten, zu einem Interesse. Nationen, die noch viele Jahrhunderte sonst von den Fesseln thierischer Robheit gefangen gehalten wären, wurden durch die Carthager aus der Dummheit aufgeweckt, durch neue Vorstellungen und Begriffe erleuchtet, zu betriebsamer Thätigkeit ermuntert, und das gute Leben, das die Geschichte auf den britannischen Inseln, im Norden Galliens, Deutschlands und Scandiniaviens, bei der ersten Entdeckung dieser Länder schon vorfindet, war gewiß das Werk carthagischer Kaufleute, da ja heute noch Ueberreste punischer Sprache bei den Galen des schottischen Hochlandes sich finden, so daß es ungerecht seyn würde, wenn wir nicht sagen wollten, daß an das Schiff carthagischer Kaufleute, indem es Güter trug, auch das Gute sich angeknüpft hätte.

V. Kriegswesen in Carthago. Über das carthagische Kriegswesen mögen wenige Bemerkungen genügen. Die carthagische Kriegsmacht bestand in der Seemacht und Landmacht, welche beide von gleicher Wichtigkeit waren. Die Seemacht mußte zur Zeit der Blüthe des Staats sehr bedeutend seyn, indem ein so weit ausgebreiteter Seehandel, und besonders, wenn eine einzige Stadt das Monopol desselben behaupten sollte, nur unter dem Schutze zahlreicher bewaffneter Fahrzeuge, welche theils die Seeräuber abwehrten, theils die Küsten in ihrer ganzen Ausdehnung bewachten, gedeihen konnte. Und erwägt man nun die Ausdehnung des Landes und Seegebiets, innerhalb welches die Carthager die

Herrschaft des Meeres sich anmaßten, von den Grenzen Corene's an bis über die Meerenge von Gades hinaus, an den Küsten Afrika's entlang, über Hispanien und alle kleinen und großen Inseln des Mittelmeeres, so wird man begreifen, daß die Anzahl der Kriegsschiffe, die Carthago hielt, auch wenn es keinen Krieg führte, sehr groß seyn mußte. Auch die Flotten, mit denen Carthago in den heillosen und blutigen Kriegen auf dem Meere erschien, waren sehr zahlreich, und lassen die Flotten neuerer Zeit bei weitem hinter sich zurück. Diese Flotten waren von zuverlässigen Schiffstellern (namentlich von Polybios, der aber Uebertreibung feindlich ist) nicht selten auf 200 Kriegsschiffe und darüber, ja sogar in der Riefenschlacht bei Ecnomus (a. 256) auf 350 Schiffe angegeben, und davon werden namentlich noch immer die Transportschiffe, deren Anzahl oft noch auf das 3fache und 4fache steigt, unterschieden. In früherer Zeit, vor dem ersten Kriege mit Rom, waren diese Kriegsschiffe Dreiruderer; seitdem man aber mit Porosus hatte kämpfen müssen, der Schiffe von viel größerer Bauart hatte, fand man die Dreiruderer nicht mehr ausreichend, sondern war genöthigt, auch größere Schiffe zu bauen, und so hatte Carthago zuerst Viereruderer, nachher Fünferuderer, bei welcher Größe man später stehen blieb. Diese Vergrößerung der Schiffe und Vermehrung der Ruderkraft war um so unerläßlicher, als die Kampfkraft der Carthager, sowie der Griechen vor der Seeschlacht bei Myla (a. 260) vorzugsweise darin bestand, durch plötzliche Wendung des Schiffs mit möglicher Gewalt ein feindliches Schiff mit dem Schiffsschnabel in die Vorreife zu treffen, wodurch dasselbe zertrümmert werden mußte, oder so schnell und so nahe an demselben vorbeizustreichen, daß man ihm alle seine Ruder an der einen Seite abbrach, wodurch das Schiff gleichfalls wehrlos wurde. Die Römer erst, den Carthagern hierin nicht gemachens, verließen diese Seite, versuchten das feindliche Schiff zu entern, und dadurch den Seekampf in einen Landkampf zu verwandeln, in welchem die persönliche Tapferkeit der Krieger, die sich auf den Schiffen befanden, entschied. So ward denn seitdem auch die Bemanning der carthagischen Kriegsschiffe stärker, als sie früher gewesen war, und da Polybios (l. 26.) die Anzahl der Ruderer auf einer römischen Quinquereme in der Schlacht bei Ecnomus auf 400 angibt, die der Krieger auf 120, die Zahl der Menschen auf der carthagischen Flotte von 350 Schiffen aber auf 150,000, so folgt daraus, daß die Bemanning der carthagischen Schiffe eben so zahlreich gewesen sey, als die der römischen. — Die carthagische Flotte hatte ihren Hauptankerplatz zu Carthago selbst, wo sich ein eigener Hafen für die Kriegesflotte befand, mit 2000 für 220 Schiffe. Doch konnte der Hafen gewiß noch eine viel größere Anzahl von Schiffen fassen. Außerdem gab es gewiß noch eine große Menge Kriegshäfen, namentlich auf Molsa, Sicilien, Cardinen, in Utica, zu Hippo, Gades, Neu-Carthago u. s. w. Vorräthe für die Ausrüstung der Schiffe waren überall gesammelt, namentlich in Carthago und Hippo, und es scheint, als wenn alle carthagische Flotten entweder in Carthago selbst, oder doch in dessen Nähe erbaut wurden, oder erbaut werden mußten. Wo



ber die Carthager das Schiffsbauholz zogen, ist unser Wissen nirgends angegeben; ohne Zweifel aber von den waldreichen Bergen, die im Süden des carthagischen Gebietes sich hinziehen, und die auch noch heut zu Tage nicht ganz dämmlos sind. Was im übrigen die Ausrüstung der Schiffe betrifft, so ist uns darüber wenig bekannt. Jedoch das Schiff hatte seinen Namen, gewöhnlich nach einem carthagischen Gotte oder Heroen, wurde von einem Officier befehligt, den Polyb. I. 24. Eriarach nennt, wovon aus man vielleicht abnehmen möchte, daß auch in Carthago Privatpersonen von gewissem Vermögen gezwungen waren, auf eigene Kosten Kriegsschiffe auszurüsten, welche sie dann in eigener Person befehligten. Die Flotte, insofern sie ein Ganzes für irgend eine Unternehmung bildete, stand unter dem Befehl eines Admirals, der aber unter dem Strategen stand, der den Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht hatte. Die Ruderer waren nicht, wie bei den Römern, freie (socii navales), sondern Knechte, Sklaven, die man zu Tausenden auf den Sklavemärkten zu Lepis magna kaufte, also Regesclaven von derselben Art, wie sie noch heut zu Tage die Plantagen bauen, und die man wegen ihrer Ausdauer und Körperkraft wol allen andern vorzog. Die Zahl solcher Sklaven, die der Stat in Friedenszeiten jährlich unterhalten mußte, belief sich gewiß auf 50,000. — Die carthagische Landmacht war selbst in Friedenszeiten nicht minder bedeutend. Die großen und weit entlegenen Besitzungen der Republik verlangten zu ihrer Beauptung ein zahlreiches stehendes Heer, und es lag in der Natur der Sache, daß dieses Heer weitausends größtentheils aus Nationaltruppen bestehen mußte. In Carthago selbst lag zur Vertheidigung der Stadt und zur Erhaltung der Ruhe in derselben eine Besatzung von 20,000 Mann Fußvolk und 4000 Reutern, für welche, wie für 300 Elephanten, Casernen und Ställe in den Ringmauern der Stadt angebracht waren, und über diese Besatzung führte der Strateg der Republik unmittelbar den Oberbefehl. Ferner lagen carthagische Besatzungen in den festen Städten und Castellen, welche im carthagischen Gebiete in Afrika lagen, um dieses so ungern gehörende Volk im Gehorsam zu erhalten. Carthagische Besatzungen lagen ferner in Malta, in den sicilischen und sardinischen Städten, sowie in dem eroberten Theile Hispaniens, und man möchte wol nicht sehr irren, wenn man die Anzahl von Soldaten, die zu dem genannten Zwecke, so wie zum Dienste auf der Flotte alljährlich verwandt wurden, auf 50,000 annimmt. Wann daher Carthago einen Krieg zu führen hatte, so vermehrte es diese Scharen in's Ungeheure durch die Soldner, welche es für Geld und aus allen Nationen, die am Mittelmeere angrenzen, warb. Zuvörderst waren die Bewohner des carthagischen Gebietes militairpflichtig; sie stellten schwere Reuterei und

schwerbewaffnetes Fußvolk, und bildeten den Kern der carthagischen Heere. Ferner dienten als Soldner in dem carthagischen Heere Kassanonen und Lotobagener u. a. aus dem heutigen Tripolis und Syrien, wahrscheinlich als leichtbewaffnetes Fußvolk. Sodann Numidier und Maurer, alle Völkersämme aus beiden Seiten des Atlas von Carthago an, bis zum heutigen Fez und Marocco. Sie stellten reguläre und irreguläre Reuterei, die beste des Alterthums, welche dem Hannibal, so lange er sie hatte, im Anfange seines Feldzuges gegen Rom immer das Übergewicht über die Römer verschaffte, welche in Hispanien und auf Sicilien sich jedes Mal mit Ruhm bedeckte. Sehr zahlreich waren die hispanische Soldner, ausgezeichnet durch ihren wilden Muth, ihre unerschütterliche Ausdauer und ihre trefflichen Schwerter, die zu Hieb und Stoß gleich geeignet waren. Auch die lusitanische Reuterei war berühmte. Weniger geachtet, doch gleichfalls sehr zahlreich, waren die gallische Soldner; furchtlich im ersten Angriff durch ihre Schwerter zu zwei Händen, hielten sie im Handgemenge nicht aus. Geachtet waren Ligurer, Campaner, Etrusker und andere Soldner, die Italianer nannte. Die Carthager schienen nicht bewaffnet worden zu seyn, wol aber standen die balearischen Schleudrer, welche in großer Entfernung unsichtbar trafen, in großer Achtung. Solcher Soldner wurden zuweilen Hunderttausende angeworben. Niederlagen derselben wurden für nichts gehalten, wenn sie fern von Carthago geschahen, weil man die Soldner leicht wieder ersetzen konnte, und nicht selten opferte man sie auf, um die National- Carthager zu reiten. Denn seine Person vertraute der carthagische Feldherr diesen Fremden nicht an, sondern carthagische Truppen, Reuter und Fußvolk, umgaben ihn immer, und zunächst um ihn stand die heilige Schar, aus den ersten und edelsten Bürgern erlesen, oft gegen 2000 und darüber stark. — Über die carthagischen Kriegsmaschinen sind wir schlecht unterrichtet. Früherhin hatten sie auch Streikwagen, die aber seit dem Krieg mit Asgathales nicht mehr genannt werden. Von Porrbas lernten sie den Gebrauch der Elephanten, und wandten sie oft mit Glück an, oft aber gereichten sie ihnen auch zum Verderben. Über das Gepäck, das gewöhnlich sehr bedeuten war, und den gesamten Troß hatte ein befehlender Oberofficier die Aufsicht (Polyb. III. 93.). Auch gab es Feldärzte bei den Heeren. Die Disziplin war sehr streng; denn wie hätten sonst jene Barbarenhorden so dänigt werden sollen? Auch war der Oberfeldherr zugleich Oberpriester im Heere. —

VI. Kultur, Zustand Carthago's. Daß die Stufe der Kultur, auf welcher sich Carthago zur Zeit seiner Blüthe, d. h. in dem Jahrhunderte, das den Römern kriegen vordringend, befand, keine geringe gewesen sey, ist aus dem Obigen augenscheinlich. Allerdings wird man wissenschaftliche Cultur und Gelfchsamkeit bei einem Volke weniger suchen dürfen, das durch die ganze Art seines Lebens von der Beschaulichkeit abgerufen, und zur bürgerlichen Thätigkeit, dem Erwerbe durch Landbau oder Handel, oder durch Handwerk und Kunstbetrieb hingewiesen wurde, als vielmehr die Geistesbildung, durch

4) Sie waren alle Schwerbewaffnete, und das Fußvolk unter ihnen hatte Panzer von Eisen, tarsene Helme, große glänzende weiße Schilde von Elephantenaut mit eisernem Rande, Schwerter und Lanzen. Es war wohl die Disciplin, und bildete in der Schlacht eine Phalanx. Oftmals ward Carthago durch die Tapferkeit dieser Scharen gerettet. Ohne die äußerste Noth aber glaubte man das Blut der Bürger nicht Preis geben zu dürfen.

welche eben das praktische Leben gefördert wird und ge-  
deihet; obgleich dann auch der Geist, einmal angeregt,  
seiner Natur nach nicht steben bleiben, sondern, wenn er  
auch in der Hauptfache seine Thätigkeit dem äußern Leben  
wendet, doch auch nebenher in der Förderung des in-  
nern Lebens nicht ganz mißglückende Versuche machen  
wird. Cartilago war allerdings kein Athlen, und wir  
würden vergeblich in Cartilago einen Aischulos und So-  
phokles, einen Sokrates und Plato, einen Thucydides  
und Xenophon, einen Isokrates und Demosthenes suchen.  
Aber Athlen mit seinen Heroen der Wissenschaft und Kunst  
ist eine einsame Erscheinung in der Weltgeschichte, und  
hat sich seitdem noch nicht wiederholt; und auch was Rom  
späterhin in Wissenschaft und Kunst leistete, war größ-  
tentheils nicht eigenthümlich, sondern mühsam und un-  
vollkommen den Griechen nachgebildet. Von dem geistli-  
chen Leben aber, das in Cartilago herrschte, ist uns fast  
alle Kunde verloren gegangen, und nur aus den einzelnen  
Notizen, die uns noch geblieben sind, müssen wir auf  
das Ganze schließen. Von den Künsten und Handwerken  
zu sprechen, wird überflüssig seyn; drum daß die Erben  
der Phönizier die Kunst verstanden, Metalle zu verarbei-  
ten, Edelsteine, mit denen sie fast den alleinigen Handel  
treiben, zu schleifen und zu fassen, seine Gewebe in Leinen,  
Wolle, Baumwolle und Seide kunstreich und mannigfaltig  
zu bereiten und zu färben u. s. w., würde sich schon  
von selbst verstehen, auch wenn es nicht ausdrücklich von  
den Alten versichert würde; und so kann man mit Sicher-  
heit annehmen, daß die niedern Künste und Gewerbe,  
so weit sie dem Handel und dem Luxus dienen, nirgends  
in der damaligen Welt in größerer Vollkommenheit blühten,  
als in Cartilago, und zwar um so mehr, als in  
Cartilago eben diese Gewerbe und Künste nicht, wie mei-  
stens in Griechenland und durchgehends in Rom, von  
Sklaven betrieben wurden, sondern, wie bei den Phöni-  
ziern, eine ehrende Beschäftigung der Freien waren. Wenn  
daher der Luxus und die Pracht und üppigkeit in Argirion  
und Sprakus in der Beschreibung der Diodor fast allen  
Glauben übersteigt, so werden wir die Quelle davon wol  
mit ziemlicher Gewißheit in dem benachbarten Cartilago  
zu suchen haben, dessen Handelsflotte unaufhörlich die  
Häfen dieser Städte füllten. Doch auch in den edlern  
Künsten, die die wahrhaft humanen genant werden,  
blühten die Cartilager nicht zurück. Schreibkunst und Ma-  
thematik hatten sie schon von Iopos mitgebracht, und dies  
se werden in ihrem so mannigfaltig bewegten und reichen  
Leben nicht geruht haben. Dichter werden freilich bei  
ihnen nicht genant, auch mögen sie seltener gewesen seyn,  
da in Cartilago gewiß die Schreibkunst viel früher allge-  
mein geübt wurde, als in Griechenland; doch wer möchte  
behaupten, daß sie ganz ohne Dichter gewesen wären,  
zumal als Menschen von so glühender Leidenschaft, die  
auch auf afrikanischem Boden ihre orientalische Abkunft  
verlängerten. Das Theater mag ihnen allerdings ge-  
mangelt haben, wenigstens sind unsern Wissen keine  
Spuren eines solchen in Cartilago vorhanden. Doch dies  
war bei den Griechen auch dem Gottesdienste hervor-  
gegangen, und daher diesem eigenthümlich, und so möch-  
te es schwerlich in Cartilago zu suchen seyn, wo die Göt-

ter, die blutige Menschenopfer verlangten, durch heitere  
Spiele nicht versöhnt werden konnten. Aber Geschichte  
schreiber hatten die Cartilager, wie wir durch Sallustius  
und Plinius wissen; sie hatten Philosophen, wie der  
Akademiker Hadribal Citomachus, dessen Cicero so oft  
gedenkt, und dem er das Zeugnis gibt, er sey nicht nur  
scharfsinnig, wie es von einem Philo-  
sofen zu erwarten stehet, sondern auch sehr gründlich und ge-  
lehrt gewesen (Acad. Quaest. IV. 31.). Ganze Biblio-  
theken von punisch geschriebenen Büchern fand man bei  
Zerstörung der Stadt; und mußte nicht das meiste damals  
zu Grunde gehen? Auch das wenige, was gerettet war,  
blieb unbeachtet, und nur ein Werk über rationelle Land-  
wirthschaft von Mago ward in's Lateinische übersezt, aus  
welchem sich noch sehr werthvolle Fragmente bei Varro,  
Columella, Palladius und Plinius erhalten haben. Auch  
noch eines alten Werkes über Landwirthschaft von Ha-  
milcar erwähnt Columella XII. 4. 2., so wie denn über-  
haupt der Land- und Gartenbau in der alten Welt nir-  
gends in solcher Vollkommenheit betrieben wurde, als in  
Cartilago. Das ganze cartilagische Gebiet glich einem  
Garten, der durch unzählige Kanäle bewässert war, und  
in dem alle Früchte auf's üppigste gediehen, und die  
Schönheit der cartilagischen Felsen, die der ältere Cato  
von Cartilago mit nach Rom brachte, enschieden ja den  
Untergang der Republik. — Auch in der Architektur, der  
Mechanik, dem Wasserbau u. s. w. glänzten die Cartila-  
ger. Da sie einen eigenthümlichen Styl der Baukunst ge-  
habt haben, möchte zweifelhaft erscheinen, indem er  
wähnt wird, daß es Säulen ionischer Ordnung wa-  
ren, welche die Gebäude im Kriegshafen stützten, unter  
welchen die Schiffe lagen; doch lassen andererseits der un-  
geheure Umfang ihrer Tempel, namentlich des Tempels  
des Aesculapins, so wie die 6 Stöckwerke hohen Wohn-  
häuser ein solches vermuthen. In der Kunst, Schiffe zu  
bauen, übertraf keiner die Cartilager, und cartilagische  
Schiffe dienten daher auch den Römern zum Aufker, als  
sie sich eine Flotte erbauten. — Das gesellige Leben in  
Cartilago hatte viel von den Sitten der Griechen und Rö-  
mer Abweichendes, und mußte deshalb auch wol von ih-  
nen manche schiefe Beurtheilung erfahren. Das Volk  
war in Jünfte getheilt, und diese Jünfte hatten regelmä-  
ßige Versammlungen, in welchen die gleich Alten zusam-  
mentamen, und indem sie ein gemeinsames Wahl bielten,  
sich über die Angelegenheiten des States besprachen.  
Diese Sitte verglich Aristoteles mit den Essorien in  
Sparta und den cretensischen Phrebitien, obgleich sie wol  
eher mit den politischen Clubs der neuern Zeit in Eng-  
land, Frankreich oder den Schweizerrepubliken verglichen  
werden könnte. Daß in den Zeiten der Blüthe des States,  
da ein so ungeheurer Reichthum nicht nur bei den Hüp-  
tern, sondern durch alle Klassen des Volks allgemein war,  
nicht Elsten, Reichtum und Einfachheit erhalten werden  
konnte, ist leicht begreiflich, und Cartilag's Reichthum  
war zugleich sein Verderben. Der allgemein verbreitete  
Eian, daß für Geld alles käuflich sey, und daß auf dem  
Reichthum die Wohlfahrt und das Bestehen des States  
beruhe, wo der Einzelne, wenn er nur Geld hatte, sich  
den Pflichten des Bürgers entziehen konnte, mußte Carti-

thago im Kampfe gegen die Legionen Roms stürzen. Zu dem mußte der finstere blutige Gottesdienst der Carthager den Einn des Volkes verdünnern, und dasselbe eben so feig und feuchtsich machen gegen seine Herren, und versagt im Unglück, als hart, übermüthig und grausam im Glück und gegen Untergebene und Feinde; während auf der andern Seite der unzüchtige Dienst der Afrikte alles sittliche Gefühl untergrub, und das Volk so ausschweifend in der Wollust machte, wie die Alten und die Carthager schätzten. Daß aber gar vieles in der Schilderung der Alten, besonders hinsichtlich der punischen Treuslosigkeit und Grausamkeit, Ubertreibung ist, kann daraus abgenommen werden, daß Griechen und Römer die Carthager höchst selten in ihrer Heimath kennen lernten, sondern entweder nur mit ihren Kaufleuten, die alle Meere durchschifften, zusammenkamen, oder mit ihren Soldnerscharen auf Seelien oder in Italien kämpften. Daß diese Soldner, der Auswurf aller darbarlichen Nationen, durch glückliche Willkür den carthagischen Rassen verurtheilen machen mußten, versteht sich von selbst. Aber auch der Kaufmann, der mit unangenehmer Gefahr seinem Gewinn nachging, und dem alle Vortheile galten (wie es bei einem Handel, der Kleinhandlung ist, nie anders sein kann, und auch die Neuern haben es nicht besser gemacht!), konnte dem carthagischen Namen keine Ehre machen und Achtung erwerben, und wenn man den Kaufmann gleich nicht entbehren konnte, und ihn willig und mit Freuden annehmen sah und aufnahm, so haßte und verachtete man ihn nicht minder; und wenn man bedenkt, daß nach altrömischer Ansicht, ein Wachter für noch eins mal so strafbar und verderblich galt, als ein Dieb, so mag man sich nicht wundern, wenn die lides Punica sprüchwörtlich gebraucht wurde, um jede Art von Betrug zu bezeichnen. Ubrigens gehört der Geschichte diese Treuslosigkeit nicht an, vielmehr haben eben die Römer, welche am öftersten die lides Punica anklagen, auch in dieser Hinsicht sich als Meister der Carthager bewiesen. Auch der Vorwurf eines wollüstigen und unzüchtigen Lebens trifft die Carthager, wenn man die climatischen Verhältnisse obachtet, nicht mehr, als die Griechen und die späteren Römer; und der letzte müthige Kampf, durch welchen sie, von allen Seiten her verrathen und betrogen, und fast wehrlos gemacht, das römische Joch akzeptieren suchten, und nach Thaten ewig denkwürdiger Tapferkeit nur dem Talente des Scipio und ihrem Geschick erlagen, beweiset genugsam, daß nicht alle Tugend in dem Volke erloschen war, sondern daß es eben durch seine Tugenden einen Untergang fand, der dem von Sagunt und Numanz um nichts nachstand. Nec tantum Carthago habuisset opum sexcentos fere annos sine consilio et disciplina. Cic. de rep.

(Dr. U. J. H. Becker.)

VII. Die Religion der Carthager war im Allgemeinen dieselbe, wie die des Mutterlandes und auch der übrigen semitischen Völker, soweit sie Polytheisten waren, d. h. ein, von der ursprünglichen Reinheit schon sehr entarteter, Götterdienst, späterhin durch Verhältnisse des Landes und der Zeit, namentlich durch libische, späterhin römische Einflüsse, im Einzelnen umgestaltet. Die freilich meistens verfallenen, ziemlich zahl-

reichen Nachrichten bei den griechischen und römischen Classikern und bei den afrikanischen Kirchenvätern können daher ausschließlich durch festes Zurückgehen auf die uns schon, besonders durch das A. L., bekannte phöniciſche Religion richtig verstanden werden; da Griechen und Römer keine lebendige Ansicht von einer morgenländischen Religion hatten, und in den Göttern der Phönizier, wie der Ägypter und alten Deutschen, nur immer griechische und römische Götter, blos mit andern Namen, zu erkennen glaubten. Eine viel wichtigere und zuverlässigere Quelle sind allerdings Münzen und Inschriften; und vorzüglich sind gerade in den letzten Jahren mehrere im Gebiet von Carthago gefundene bekannt geworden, die auch schätzbare Aufschlüsse über manche Punkte geben <sup>1)</sup>; nur ist die Zahl derer, die sich auf Religion beziehen, immer noch gering, und die Auslegung hier und da zweifelhaft. Nachdem wir frübern mit diesem Gegenstande beschäftigten Belehrteten <sup>2)</sup> die betreffenden Stellen der Classiker (schon ziemlich vollständig zusammengetragen und im Einzelnen glücklich erläutert hatten, hat der verdiente Bischof Friedrich Münter in einer trefflichen Monographie <sup>3)</sup> mit der ihm eigenen Gelehrsamkeit, Gewandtheit und Combinationsgabe aus den zerstreuten Stücken ein Ganzes zu bilden versucht, in welchem auch von den Münzen und deren Emblemen häufiger und glücklicher Gebrauch gemacht ist. Ihm werden wir daher mit Benützung später gemachter Entdeckungen und eigener Forschungen über phöniciſche und punische Christenthümer vorzugsweise folgen; was übrigens in einem Werke, in welchem auch der phöniciſchen Religion ein besonderer Artikel gewidmet sein wird, auf das Beschränken, was sich aus sichern Nachrichten an Carthago nachweisen läßt, und auf das Phöniciſche nur da zurückgehen, wo es des organischen Zusammenhangs oder des Verständnisses wegen unumgänglich ist.

Wir werden würdiger die einzelnen Gottheiten, von deren Ursprung in Carthago zuverlässige Zeugnisse vorhanden sind, von den uralten einheimischen ausgehend, aufzählen, dabei die Eigenheiten ihrer Cultus erzählen, und dann einige Bemerkungen über sonstige religiöse Ideen und Einrichtungen, so wie über den Charakter und Einfluss ihrer Religion folgen lassen. Was die Reihenfolge der Götter im carthagischen Pantheon betrifft, so müssen wir bemerken, daß die in dem ursprünglichen phöniciſchen Religionsysteme mächtigste und vornehmste Gottheit nicht nothwendig gerade die Lieblings- und Schutzgottheit der Carthager, und daher bei diesen am eifrigsten verehrt sein muß. Das Letztere war mit der Astarte/Juno der Fall, doch gebührt der erste Platz billiger

1) S. Henr. Arenti Hamaker diatribe philologico-critica aliquot monumentorum Punicarum in Africa nuper repertorum interpretationem exhibens. Lugd. Bat. 1822. 4. Vergl. dazu die abweichenden Erklärungen derselben Inschriften von Gesenius, A. V. S. 1829. Nr. 111, und die derselben Inschriften von Quatremère im Nouveau Journal asiatique. T. I. pag. 1. 1828. Ritter H. A. Hamaker Miscellanea phoenicia. Lugd. Bat. 1828. 4. 2) Sam. Dochart in Poëticæ et Cæciliæ Verden 1692. Benedicthi Carthago. Francof. ad. Mo. 1704. S. 175 ff. 3) Religion der Carthager. 2te Aufl. Kopenhagen 1821. Vergl. Allg. Lit. Bez. C. D. 1822. Nr. 101. 102.

1) dem Baal. Wir haben schon anderwärts die Nachrichten über den eifrigen Dienst dieser Gottheit in Phönicien und allen phöniciſchen Colonien zuſammengerſtellt \*); was Carthago ſelbſt betrifft, ſo fehlt es ſehr an zuverlässigen Nachrichten, denn was Mänter in einem langen Kapitel \*) hieher gezogen, gehört ſaſt ausſchließlich dem Moloch oder Saturn an; deſſen ungeachtet führen ſchon die zahlreichen dann zuſammengeſetzten Rosmina, als Hannibal, Hasdrubal \*) auf ſiebzigen Baalsdienſt. Nur wird man vor allen Dingen die Fälle zu berücksichtigen haben, wo Baal allgemeiner Name für Gott, Herr iſt, und dann wol jedem Gotte beigeſetzt werden konnte, und wo es für den Baal vorzugsweiſe (בעל) ſteht. Daß das erſtere bei den Phöniciern namentlich der Fall geweſen, ſagen ausdrückliche Zeugniſſe, auch wird das Wort auf Inſchriften ſo gebraucht \*). Ob der Baal vorzugsweiſe bei den Kartägern der Sonnengott, oder, wie ich es von den Phöniciern zu ſehen geſucht habe \*), der Glückeplanet Jupiter geweſen, darüber laſſen ſich in einer von der urſprünglichen Quelle ſchon entfernten ſecundären Religion kaum Entſcheidungsgründe erwarten; wahr iſt aber, daß das Wort בעל bei den Carthagern mit gewiſſen Zuſätzen vorſinkt, mit welchen es dann vom Sonnengotte zu verſtehen iſt. Nämlich a) Balsamen Plaut. Poen. 5, 2, 67., d. l. בעל שמים Herr des Himmels, wie bei den Phöniciern *Βασιλειος* Euseb. praep. evang. 1, 10; b) בעל תמן d. l. deus solaris, Sonnengott, Sonnen-Baal, von תמן Sonne (Hieb 30, 28, Hobeſt. 6, 10.) mit der Adjektivendung \*). Unter dieſem Namen erſcheint es nämlich ſowol auf den zu Zeiten aufbewahrten Humbertſchen Motivſteinen, als auf einer andern, in Malta gefundenen, jetzt von Hamaker \*) und Lanci \*\*) beſant gemachten, von mir ſchon früher für dieſen Zweck erwähnten malteſiſchen Inſchrift \*\*). Von den erſtern leſe ich jetzt (größtentheils einſtimmig mit Quatremère) Nr. 3. ſo:

לרבח חלת ול

בעל לארנן ב

ערמח אש נר

ר ערשחרת

הסבר בן עברמלקר

„Unſerer Herrin Tholath und unſerem „Gotte, unſerem Herrn, dem SonnensGotte.“ „Der Weiſende (iſt) Eads-Aſchoret (Glück

„der Aſarte), der Schreiber, Sohn des Ebeds „Meſſar (Verehrer des Herkules)“.)“

Ehr ähnlich No. 2., welche nur an mehrern Stellen geſtitten hat:

לרבח חלת ו

לארנן בעל(ח)מן

אשר עבר אש

בן בר עשתרת בן

עבר אשמן

d. l. „unſerer Herrin Tholath und unſerem Herren, dem Sonnengotte. Der Weiſende (iſt) Ebeds-Eſchmān (Aesclepius, Verehrer des Aſculap), Sohn des Ebeds-Aſchoret (Verehrer der Aſarte), Sohn des Ebeds-Eſchmān (Aesclepius)“.)

Auch auf dem 1ſten und 5ten Steine iſt das Wort מן deutlich, und der Zuſammenhang ſcheint überall derſelbe geweſen zu ſein. Auf der malteſiſchen Inſchrift heißt es (nach Hamaker's Auslegung der erſten Worte):

נבכ כללה

בעל אלון

סלחה לב

א חמן

בן

u. f. w. w.

„Geſetzt hat Moſela, Beherrſcher von Elal, als Sühnung dem Sonnengott einen Stein“ u. f. w. Den Leſer des 1. Verſ. iſt dieſes מן ohne den Zuſatz Baal, und im Plural חמנים hienäſſig geläufig (ſ. 3 R. 26, 30. Jeſ. 17, 18. 27, 9.

12) Zur Rechtfertigung wird für dieſen Ausdruck Folgendes angeführt. Die oft auf Inſchriften (ſ. beſonders die Inscr. Melit. bilinguis) wiederkehrende Gruppe אש אשר אש נר אש vir voti (Quatremère: אשר אש נר אש אשר) Die drei erſten Buchſtaben der vierten Zeile liest Quatremère עבר, alſo zuſammen עברעשתרת (Knecht der Aſarte), wo denn das ר in dem Worte נר fehlen müßte. Dieſes ſcheint etwas zu ſehr von den Sigmis abzuweichen; welche רגל gleichen. Ich ſiehe daher das ר zu נר vnum, und nehme als Namen עשתרת (Glück der Aſarte), was Mel. 13, 10. (Glück Gottes) eine genaue Parallele gibt. (Aſarte war die Glücksgöttin.) Würde das ו wiederholt ein unvollständiges ב, ſo würde ich עשתרתך בך leſen, als Abkürzung; ſ. die zweite Humbertſche Inſchrift.

13) Wir begeben hier der im Alten Teſtament, wie noch jetzt in Dinarwet und Chriſtianſtal, blühenden Zelte, nach welcher die Namen in den Familien ſich ſo wiederholen, daß der Einzel wiederum den des Großvaters annimmt. — In dem Worte עשתרת עבר ſieht das ע, wie beſtimmt in No. 5., wahrſcheinlich liest man den wichtigen Buchſtaben פ auf, der für פער ע. erkläre ich das Num. pr. *Εὐφροσύνη* (ſ. Hamacker Miscell. phoenicia 5. 180) durch עבר. Noch weit ſtärker Abkürzungen zu Faſſung der Nomina, pr. nunt Hamaker a. a. O. (S. 184) Karthago = Mittelitalien, und wirklich finden ſie ſich in allen Sprachen. Man vergl. nur die gewöhnlichen Abkürzungen von Annae, Johanne, Charlotte, Elſabeth u. f. w. nicht die im gemeinen Leben, ſondern auch in der Schrift.

4) Id. VIII. S. 398 ff. 5) S. 5 ff. 6) S. zur Erklärung ſchriften VIII, 400. 7) A. Servius ad Aen. 1, 719. lingua punica deus Baal dicitur. Isidor. orig. VIII, 11. Bel scilicet babylonicum est... quod nomen (nomen?) et apud Assyrios et apud Aſios patescunt cultum est, unde et lingua punica Baal deus dicitur. Augustinus in ludd. g. 13. Verſ. die zweite Humbertſche Inſchrift, und die Inscr. Melit. bilinguis, von welcher daß die Rede ſein wird. 8) S. Euseb. a. a. O. Theſ. ling. hebr. u. d. v. בעל. 9) Miscellanea phoenicia tab. 3. an. 1. 10) Osservazioni sul Basorilievo fenico-agizico, che si conserva in Carpentrasso, fatto da Michelangelo Lanci. Roma 1825. gr. 4. 11) Wort rede zum hebr. Handwörterb. S. 31. die Zuzug. S. 26. Allgem. Encyclop. d. W. u. K. XXI.

Ezech. 6, 4. 6. 2 Chr. 34, 4.), und da die Chammamim nach 2 Chr. a. a. D. auf den Altären des Baal stehen, so ist nummehr wol kein Zweifel mehr darüber, daß darunter, wie es schon Jarchi genommen, den Sonnenbald verstellende Säulen, vielleicht in fonischer oder potamidischer Gestalt, zu verstehen sind, wie auf ähnliche Weise die Plurale Baals (בָּאִים) und Astarten (אֲסִרִּים) von den Baals; und Astartenbildern, und im Griechischen Ἐπειρί von den Hermen, dann in der spätern Kunstsprache von gewissen Brustbildern überhaupt, gebraucht wird <sup>14)</sup>.

2) In der Eigenschaft als Schutz- und Nationalgott der Phönicië und Carthago führte Baal die besondern Namen Melkarth, Melkar (b. l. מֶלְכָּר) König der Stadt, in welcher ihn die Griechen mit Hercules verglichen (s. VIII, 398, 399). So wie auf der phöniciësischen griechischen Inschrift von Malta מֶלְכָּר durch Ἡρακλῆς wiedergegeben ist, so wird es auch von alten Schriftstellern angegeben <sup>15)</sup>. Wo irgend die Phönicië und Punier Colonien stifteten, da bauten sie dem Hercules Altäre, den berühmtesten in Gades (s. VIII, S. 400): stets aber wurde die Mutterstadt Torsus als die eigentliche Heimath des Gottes betrachtet, weshalb aus allen Colonien, und selbst aus Carthago, alljährig Gesandtschaften mit reizen Geschenken an Echnen und Entlingen nach Torsus gingen, am reichlichsten, wenn der Etat bedrängt wurde, und Niederlagen das durch Glück und Wohlstand einiges schlüsserte Beweisen weckten <sup>16)</sup>: selbst an der Kriegsbeute ließ man den torischen Gott Theil nehmen <sup>17)</sup>, und dienten solche communia sacra zugleich in politischer Hinsicht, um das gute Vernehmen zwischen dem Mutterstate und der Colonie zu erhalten. Daß dem Hercules in Carthago Menschen geopfert wurden, sagt Plinius <sup>18)</sup> ausdrücklich, und fügt hinzu, daß deshalb und wegen des Misfallens der Römer an solchen Opfern das nach der Eroberung Carthago's nach Rom gebracht Standbild des Gottes wenig in Ehren gehalten, in seinem Tempel, sondern bloß unter freiem Himmel aufgestellt worden sey. Da Plinius seiner Verschwiegenheit erwähnt, so wird diese Stelle zugleich zum Beweise dienen können, daß auch der carthagische Hercules, gleich dem torischen, dem griechischen und römischen in Ansehung der Embleme ähnlich dargestellt wurde. Auf die Wichtigkeit, welche man auch in Carthago dem Beschützer der Städte beilegte, deuten endlich die damit zusammengesetzten Eigennamen, als Hamilcar (חַמְלִיקָר) (Enade des Hercules), Bomilcar (בְּמִלְכָּר) (erbeten von Hercules), Inscr. Humbert.) u. f. w.

14) S. die ausführliche Auseinandersetzung bei Hamaker in den Miscell. phoen. S. 50. Wiesent dieler Gelehrte in der Fassung jener Inschriften abweicht, was man bei ihm nicht nachsehen: und wir bemerken nur, daß der in dem angeführten Worte ererbende Zweifel an obiger Fassung, soweit sie früher bekannt war, und von der Unsicherheit herrührt, nicht von der Unmöglichkeit der frühern Hamaker dem durchans nicht überlegt haben. Da von einem andern Ort.

15) *Altiopros*, à mi l'indigène, sagt Euseb. praep. evang. 1, 10. 16) S. Polyb. asc. de legat. a. 114. Diod. 21, 14. Justin. 18. 17) Diod. 13. 108. 18) 36, 5.

3) Dem Baal steht im phöniciësischen Cultus überall als weibliche Gottheit die Astarte zur Seite, im M. L. und auf phöniciësischen Inschriften אֲסִרִּת (d. i. wahr scheinlich Stern, pers. ستاره, vermandt mit *astor*, engl. star, teutisch Stern, und zwar in der weiblichen Form: weiblicher Stern, worunter man die Venus verstand) <sup>19)</sup>, auch אֲסִרִּת, d. h. die Glückliche, Fortuna, Bede ein des Glücks, dem Venusstern zu verschreiben <sup>20)</sup>. Auch bei den Carthagern kommt sie unter erstem Namen vor, namentlich in Eigennamen von Personen, sowohl auf Inschriften (s. oben die beiden Humbert'schen), als sonst, z. B. Hostartus (בְּרַע אֲסִרִּת) von der Astarte erbeten), Gerastartus (גֵּרַע אֲסִרִּת) der Gastfreund der Astarte), Meluastartus (מְלֻא אֲסִרִּת) Mann der Astarte). Außerdem erscheint sie auf den oben erwähnten Humbert'schen Inschriften in Verbindung mit dem Sonnen gotte, Baal Hamman, unter dem Namen Ibolath, אִבְלַת, d. i. nach Hamakers wahrscheinlicher Erklärung s. v. a. אִבְלַת Zeugung, und daraus zusammengesogen (wie אִבְלַת aus אִבְלַת), also gleichbedeutend mit dem Namen Molitta (מִלִּיתָא), den die Göttin in Babylonien führte (Herod. 1, 199); und diese findet sich vielleicht auch in einem phöniciësischen durch *Aspidiados* übersehten Mannennamen אִבְלַת auf einer phöniciësisch-griechischen zu Athen gefundenen Inschrift <sup>21)</sup>. Schwermüthig verschieden ist der Name *Galeas*, welcher in der babylonischen Kosmogonie beim Verloren des Weibes des Belos, sonst auch Omorka genannt, und als Mondgöttin bezeichnet, beilegezt wird <sup>22)</sup>. Die Griechen und Römer nannten sie bald Juno <sup>23)</sup>, bald Venus <sup>24)</sup>, bald Vesta <sup>25)</sup>, am häufigsten Juno, unter welchem Namen sie nicht allein für die Schutzgöttin des alten Carthago galt, sondern auch im römischen Carthago eifrig verehrt wurde, meistens als: Juno Urania, co-

19) S. Comment. juv. 111, 337. 20) S. Thes.

ling. hebr. 1. p. 162. Schr. Handb. orient. u. d. W. אֲסִרִּת.

21) S. meine Erklärung in A. Böckh Corpus Inscription. graec. 1, 527. Dert habe ich mich für die Fassung אִבְלַת erklärt: da ich mich aber immer mehr überzeuge, daß der Unterschied zwischen אִבְלַת und אֲסִרִּת so genau beobachtet worden ist, so hält ich den Theil meiner Ansicht weg. Wenn freilich Hamaker auf die mehrerwähnten Humbert'schen Steinen auch den Gemahl der Thebat unter dem Namen אִבְלַת hat finden wollen, so muß dieses bei der eben gegebenen Erklärung ganz möglich sein.

22) Beross. fragmenta ed. Richter p. 50. Syncellus ed. Dindorf. 1, 52. Die Worte sind: *ἀγορεύει τῶν νεωτέρων γενεῶν ὅτι ὁ ὕψιστος ἄνθρωπος ἐκ τῆς γυναικὸς αὐτοῦ ὀνόματι, ἡμῖντος ἐκ τοῦ ὕψιστου ὀνόματος ὀνόματι αὐτοῦ ὀνόματι ὀνόματι*. In der Stelle selbst sind Mischsprachen, namentlich das, daß das gale. *galeas* s. v. a. das griech. *galeas* (ein der ursprüngliche Sinn ist aber fast ohne Zweifel: das Weib) sich aber aus dem Griech. entlehntes Werk gesetzt, galeasisch sei auch Ibolath, welches mit dem griechischen *galeas* übereinstimmt, während es doch vielmehr die Mondgöttin bedeute. (S. darüber Hamakeri distrib. p. 34.)

23) August. ad Iudae. 7.

24) Id. de civ. Dei IV, 10.

25) Euseb. d. 75.

24) August. ad Ps. 86.

26) S. Winter Act. 18.

lestia, Dea coelestis <sup>26)</sup>. Der Streit, ob unter ihr ursprünlich der Venus- und Glücksgöttin, oder der Mond, als weibliches, der Sonne zur Seite stehendes Princip zu verstehen sei, läßt sich aus den religiösen Verhältnissen Carthago's nicht entscheiden, aber richtig ist, daß sie beim Herodian (5, 6) als Mondgöttin erscheint. Was die Darstellung derselben betrifft, so weiß man von der paphischen Göttin, daß sie fast einem Gesicht in ionische Gestalt glich <sup>27)</sup>; wie man Ähnliches von den Baalsstatuen weiß (s. oben). Diese Figur findet sich nun auch auf dem 5ten und 4ten Hundert Jahren der Chelath und dem Baal's Hamman gemeinschaftlich geräthmeten Steine, also geskalt:



und ähnlich auf einem Stein des königlichen Antikenkabinet's in Dresden, ohne Zweifel aus dem römischen Afrika, den ich in einem Gipsabdrucke besitze <sup>28)</sup>, dergleichen auf Numen. Ein weatliches Bild derselben, welches die phöniciſche Dido mitgebracht haben sollte, befand sich in Carthago, und wurde von dem abergläubigen Thoren Hellogabalus nach Rom gebracht, um dort mit dem syrischen Sonnengotte vermählt zu werden, zu welchem Heilge die ganze ebnische Reich hochzeitſchenke ſteuern mußte <sup>29)</sup>; doch wird die Geſtalt der uralten göttlichen Deut nicht beſchrieben. Die von den Carthagenern mit der Aſarte für daſſelbe Weſen gehaltenen Juno Læcinia muß indeſſen nicht bloß menſchenähnlich, ſondern auch mit prächtigen Gewanden beſchleiert geweſen ſein, da Dionysius I. von Syracuſen einen feſtbarren Ehrlirer derſelben rambt, und den Carthagenern für 120 Talente verkauft <sup>30)</sup>. Die Dea Coeleſtis der ſpättern Zeit wurde meiſt mit Aſtrubuten, von der Ebnelle entlehnt, abgebildet <sup>31)</sup>. Wie im Orient die Jungfrauen und Weiber ſich der Aſarte und

Molitta zu Ehren Preis gaben <sup>32)</sup>, ſo die Matronen im Tempel der Aſarte zu Syra Venera, rtm drei Tages reiſen von Carthago <sup>33)</sup>, und noch die Kirchenväter reden mit großem Unwillen von der mit jenem üppigen Gottesdienſt in Verbindung ſtehenden Sittenloſigkeit <sup>34)</sup>. Wie ſpäter im A. Zei. Propheten des Baal und der Aſarte (H277 N277 1 Kön. 18, 19, 40, H277 N277 1 Kön. 18, 19.) erwähnt werden, die im Reiche Samaria den Propheten Jeſchaja's den Rang ſteigern machten, ſo war auch mit dem Juno-Tempel in Carthago ein der rühmter Drakel verbunden, welches noch ſpät, als die meiſten ſchon verſtummt waren, ſeinen politiſchen Einfluß behauptete <sup>35)</sup>; die Propheten waren aber Weiber <sup>36)</sup>, wie im Orient auch weiblich verkleidete Männer in dieſer Eigenſchaft vorkommen <sup>37)</sup>. Noch iſt die Aufzählung von Naturſeltenheiten im Juno-Tempel zu Carthago <sup>38)</sup>, wie zu Malta <sup>39)</sup>; deſgleichen die Aufzählung von Kriegsberichten im Tempel der Juno Læcinia zu demetren <sup>40)</sup>. Unter Konſtantin oder ſeinen Ebdnen ward der Haupttempel der Aſarte zu Carthago verlaſſen, geſchloſſen und der Zugang vermauert mit Dornenſträuch: eben daher entging ee vielleicht drei im Jahr 399 über alle Tempel und Böden verhängten Zerkörung, die ihn aber dennoch zu Anfang des ſten Jahrhunderts auf Veranlaſſung eines Gerüchtes, daß die Göttin ſich wieder in Beſitz ihres Heilighums ſetzen werde, traf <sup>41)</sup>.

4) Dem Baal und der Aſarte, als heilbringenden Göttern, ſtand im phöniciſchen Religioſenſtem der uns heilbringende Moloch (H277) entgegen, im urſprünglichen Geſtändniß der Planet Saturn <sup>42)</sup>, der als böſer Princip mit Menſchen- und zwai Kinderopfern geſühnt werden mußte, wie auch von den abgöttiſchen Hebräern nach einer von den Ammoniten angenommenen Sitte im Thale Hinnom oder Tophet bei Jeruſalem geſchab (1 Kön. 23, 10. Jer. 31, 32, 19, 6 ff.). Nach den Nabbinen hatte ſein ehrentes Bild dort einen Eierskopf, das übrige war menſchengeltig, der Leib, inwendig hohl, wurde von unten geheizt, und die zu opfernden Kinder ihm in die glühenden Arme gelegt. Ganz ähnlich aber wird die Statue des Képor oder Saturn zu Carthago von Diodor (2, 14.) beſchrieben. Sie war von Erz und hielt die Hände mit dem Rücken nach unten (χρῶς ὀπίσθεν, manus supinas) aufgeſtreckt, aber nach der Erde geſenkt, ſo daß die in die Arme gelegten Kinder in den darunter ſtehenden Feuerſchmelz rollten. Solche Eühnopfer wurden beſonders der Kriegsgötter und aus dem Calamitäten dargebracht. Als die Carthager eine

27) Tac. hist. 2, 3: Simulacrum deae non effigie humana: continuus orbe latine initio totum in ambitum, metae modo, exurgens, et ratio in obscurum.

28) Er gleicht im Äußern den Hundertſchen cippia. Oben ſieht ein halber Mond nebſt einem Stern (Zunel der Aſarte), darunter in einer Vertiefung das ioniſche Bild der Göttin



und in einer zweiten Vertiefung ein Kamm, wie auf dem 4ten Hundertſchen Steine (ſprachlich ſind die geräthmeten Epheten), wiſſen beiden die Inſchrift: A. OVILLIA. L. L. I. PHERATENO I. S. L. M. und unter dem Kamm VI. EID. NON. 29) Herodian. 5, 6. 30) Aesch. XII, 68. 31) Ekkel doct. numm. VII, p. 185. Apulei. Met. VI, p. 174.

32) S. mein Mithrad. unter חרש und חרשה, Herod. 1, 199, u. Comment. in Jer. II, 348.

33) Val. Max. 2, 6 v. 15: Sicca forum est Veneria, in quod se matrone conferant, atque inde procedentes ad quantum, doctis corporis minia contrahant, honesta nimium tam inboneste vinculo coniugia iuncturas. Vergl. Salm. c. 30.

34) Augustin. civ. dei II, 3. IV, 10. 35) Capitol. v. Maerini c. 3. 36) Ebdem. vita Periclia c. 4. 37) Jul. Firmicus de prof. relig. c. 4. 38) Plin. H. N. VI, 36. 39) Cic. Verr. IV, 40. 40) Polyb. III, c. 11. Liv. 28, 46. 41) Prosp. Aquit. Opp. 186. 187.

42) S. Comment. über den Jephthah II, 343, vgl. 327 ff.

Schlacht gegen Mithras des Todes hatten, schied man das Unglück dem Zorn des Kronos darüber zu, daß man ihm nicht mehr, wie in ältern Zeiten, die eifeln Kinder, sondern eigens dazu gekaufte und förmlich gemästete Knaben dargebracht habe <sup>43)</sup>. Bei angestellter Untersuchung zeigte sich auch, daß mehrere zum Opfer bestimmte Kinder von den Eltern auf die Seite gebracht worden, und nun wurden nicht allein 200 Kinder aus den eifeln Familien geopfert, sondern 300 Männer, die jener Unterdrückung wehrfähig waren, opferten sich dem freiwilligen Tode <sup>44)</sup>. Bei solchen Kinderopfern durfte keine Trauer sich äußern, die Mütter selbst unterdrückten durch Liebesküssen den Schmerz der zum Opfer vorbereiteten Kinder; während des Opfers selbst ward das Jammergeschrei der Unglücklichen durch eine lärmende Musik von Trommeln und Pfeisen unterdrückt (Plutarch a. a. O.). Man beobachtete dabei die Zustände der Hinausführenden, die für Lächeln andergegeben (Λαδοίριος φίλος) als gutes Omen galten <sup>45)</sup>. Tantum religio potuit suadere malorum! Und nicht bloß Kinder, auch Erwachsene, namentlich Gefangene <sup>46)</sup>, wurden geopfert, nicht bloß bei außerordentlichen Gelegenheiten, auch jährlich zu bestimmten Zeiten <sup>47)</sup>, triefen des Kronos Altäre von Menschenblut. Die Schlachtopfer wurden gewöhnlich nach dem Tode ausgetreten <sup>48)</sup>. Was an der Behauptung der Rabbinen fest, daß die dem Mosch geweihten Kinder häufig nicht wirklich bedrängt, sondern vermöge einer Wüthung und Vision des Gesehens nur durch ein heiliges Feuer, als reinigendes Element, gleichsam eine Feuertaufe, hindurchgeführt worden <sup>49)</sup>, läßt sich aus punischen Nachrichten seiner Entscheidung nicht näher bringen; sicher aber ist, daß selbst fremde Könige und Völker aus Menschlichkeit die Abschaffung dieser Gräueln von den Carthagenern veranlaßten <sup>50)</sup>, dessen ungeachtet aber die alte Barbarei zurückkehrte, und selbst im römischen Carthago <sup>51)</sup>, wenn auch vielleicht nur insgesam, fortbauerte. Man glaubte wahrscheinlich, solche Opfer einem Gotte um so mehr schuldig zu sein, da er selbst nach der Nothe mit seinem Beispiele vorangegangen war <sup>52)</sup>. Auf Inschriften und in Eigennamen punischer Personen findet sich keine Spur des Molech; vermuthet man den scheußlichen Namen zu nennen und zu scheitern. Um so wohlthätiger und heilbringender erschien dem Carthager, wie dem Phönizier,

5) **Esmon** (עֶסְמוֹן) *Esmonos*, den die Griechen und Römer durch *Aesculap*, *Aesculap* übersetzten <sup>53)</sup>. Man erklärt den Namen gewöhnlich durch *ἑσμός* octavus, als den achten der Kabinen; daneben möchte die Ver-

gleichung mit dem ägyptischen Schmin, d. i. dem einheimischen Namen für den Gott Mendes, den Gott der Zeugung, Mutterlichkeit verdienen. Wie beliebt der Cultus des Gottes der Phöniziern und Carthagener gewesen, zeigt der Umstand, daß kaum ein anderer Göttername so häufig in Eigennamen der Phönizier und Carthager auf Inschriften vorkommt, nämlich *עֶסְמוֹן* (Sohn des Aesculap) Inscr. Cit. III, *עֶסְמוֹן* (Aesculapio) Cit. XII. Hamberg. 2, *עֶסְמוֹן* (Aesculapio) Inscr. Carth. Münsteri, auch bloß *עֶסְמוֹן* Cit. V. VIII. XVII. XXII. Sein Heiligtum in Carthago wird öfter von den Clastern erwähnt <sup>54)</sup>. Es stand in der Citadelle (Borsa) sechszig Stufen hoch, war sehr fest, und hielt sich bei der Zerstörung von Carthago am längsten; auch erstand es im römischen Carthago wieder aus seiner Asche <sup>55)</sup>. In ihm wurden die *Verbenae Aesculapii* aufbewahrt.

6) Daß das Pantheon der Carthager auch einen Herrscher des Meeres gefand, ist an sich wahrscheinlich, doch ist weder sein punischer Name bekannt, noch sind Nachrichten über seinen Cultus in der Stadt erhalten. Wol aber wird gemeldet, daß die Carthager auf dem Bergberge *Solus* dem Poseidon einen Tempel erbaut <sup>56)</sup>, und daß der Feldherr Hannibal nach einem in Sicilien erlittenen Verluste eine Menge Opfer ihm zu Ehren am Meer versenkt habe. Mit den Attributen des Dregad und des Delphins sieht man ihn auf hispanischen Münzen <sup>57)</sup>, und wahrscheinlich war ihm auch hier das Pferd heilig, welches auf punischen Münzen und Steinen häufig abgebildet ist. — Zu den bisherigen Gottheiten, welche die Carthager mit ihrem Muttergote gemein und von ihm entlehnt hatten, kamen aber auch einzelne erst später von Fremden angenommene Culte, nämlich

7) Die Verehrung der sicilischen Göttinnen *Ceres* und *Proserpina*, welche man nach dem unglücklichen Kriege mit Dionysius I. in Carthago einführen, um die durch Plünderung ihrer Tempel persönlich bedrängten Gottheiten zu versöhnen <sup>58)</sup>. Man ernannte einige der vornehmsten Bürger zu ihren Priestern und nahm einen in der Religion erfahrene Griechen in deren Dienst. Noch zur Zeit des Tertullian bestand dieser Götterdienst; und er erwähnt, daß die Priesterinnen, obgleich verheiratet, in freiwilliger Absonderung von ihren Männern leben mußten <sup>59)</sup>. Kein carthagisch war ferner

8) Die Verehrung einiger vergötterten Heroen und Heroinen, namentlich der *Dido*, als *Eristeria* der Stadt, deren mitten in derselben gelegenen, mit einem Hain von Nadelholz umpflanzten Tempel *Silvius Italicus* beschriebt <sup>60)</sup>; der *Phlönien*, jener heidenmüthigen Bräuter, die bei einer Grenzstreitigkeit zwischen Carthago und Tyrene durch Selbstaufopferung, indem sie sich lebendig begraben ließen, dem carthagischen Gebiete große

43) Plut. de superst. c. XX. Auch in America wurden zu Corbi Zeit die zum Opfer bestimmten Menschen erst gewaschen. 44) Diod. a. a. O. Lucian. instaurat. I, 21, und über die Priesteropfer d. d. Diod. 13, 88. Justin. 18, 6, 31, 6, 12. Euseb. praep. 4, 16. Luc. Vives ad August. civ. 7, 79. 45) Schol. ad Plat. Min. in Siebeli anecdota, gr. p. 46. 46) Diod. Sic. 20, 65. 47) Porphyri. de abst. ed. Rader II, p. 150. 48) Sil. Ital. Pun. IV, 77. 49) 2. Jahn LXX, p. 2 Röm. 16, 3. 50) Justin. 19, 1. Plut. de sera nimia vindicta esp. 6. 51) Tertullian Apologie. esp. 8. 52) Euseb. praep. evang. 1, 11. IV, 16, 53) Damasc. ep. Phot. cod. 242.

54) Strabo XVII, a. 14. Apulian. Pan. 81. 55) Ambr. Florid. p. 301. 56) Scylax in Hudson geogr. min. I, p. 2. 57) E. Münster S. 101. 58) Diod. 14, 77. 59) Euseb. castr. 34. de monogamia, 17, ad uxorem I, 6. 60) I. 80. orig. Justin. XVIII, 6.



Zuwachs verschaffen, und denen auf jenen Grenzen die arae Philaeorum geweiht waren <sup>61)</sup>; des Susefien Has mitcar, der sich zur Eöhnung der Götter in die Glanzen stürzte, und dafür göttlich verehrt wurde <sup>62)</sup>; auch der sardinische Held To laus <sup>63)</sup> muß in Carthago verehrt worden seyn, wenigstens wird er in dem Tractat zwischen Hannibal und Philipp von Macedonien, worin mehre Götter als Zeugen des Bundes angerufen werden, genannt. Wir sehen zum Schluß des Göttervergleichnisses die Stelle hier, da sie einen Blick über das Pantheon von Carthago gewährt, wiewol auch die moerischen Landesgöttheiten darin genannt sind, und man nicht mit Sicherheit erfieht, welche Götter dem einen oder dem andern State angehören. „Eid, welchen abgelegt Hannibal der Feldherr, Wagenos, Morenos u. s. w. an Fenos phanos den Athener, Befehlenden des Königs Philipp u. s. w. im Angesicht des Zeus, der Heru und des Apollon: im Angesicht des Schutzgottes von Carthago und des Hercules und Joloos: im Angesicht des Mars, Triton und Poseidon: im Angesicht der und im Kriege beistehenden Götter, und der Sonne und des Mondes und der Erde: im Angesicht der Ströme und Bienen und Gewässer: im Angesicht aller Götter, welche Carthago besitzen: im Angesicht aller Götter, die diesen Pakt beglücken, und über diesen Eid wachen.“

Als allgemeine Namen der Götter komt vor 1) alomin und alomoth d. i. עלמין ועלמות superi superaeque, gleich in der ersten Zeile des punischen Gebetes beim Plautus <sup>64)</sup>, wozu der phöniciſche Eigennamen Abdalonimus zu vergleichen d. i. אבדלון servus sapientum, 2) wurden die Schutzgötter und Schutzgöttinnen auf Inſchriften gern als Herren und Herrinnen angedeutet ארר, ארר, ארר, f. oben die Humbertschen Steine).

Wie die Phöniciet, hatten auch die Carthager keinen erblichen Priesterstand. Das Priesterthum war mit edler Geburt, mit Reichthum und Ansehen im Volk, auch wol mit Staatsämtern verbunden. Man wählte die edelsten und unbescholtensten Bürger zu Priestern <sup>65)</sup>, und die Feldherren selbst verrichteten vor dem Feldzuge oder vor wichtigen Unternehmungen die Opfer <sup>66)</sup>. Priesterwürde und Priesterthum schloß indessen nicht vor roher Mißhandlung, und die Priester scheinen überhaupt nicht sacrosancti gewesen zu seyn; wenigstens ward der Priester Kartbalo von seinem eigenen Vater (der freilich an der Spitze eines aufrührerischen Heeres stand) in der Priesterkleidung aus Kreuz geschlagen <sup>67)</sup>.

Im Allgemeinen können die Carthager ein sehr religiöses Volk genannt werden. Die Religion durchdrang ihre ganze Denks- und Lebensweise. Schon dem Neugeborenen wurde ein Name beigelegt, der ihn als frommen

Bercher der Nationalgöttheiten bezeichnete <sup>68)</sup>; nichts Wichtiges wurde ohne die Götter beschloffen und begangen; kein glückliches Ereigniß war ohne feierliche Dankopfer, kein trauriges ohne Eühnopfer (f. oben) und Karthagenes jeglicher Art <sup>69)</sup>; auf Reisen, in das Krugesstümmel und auf die Seefahrten begleiteten den Carthager seine Venaten <sup>70)</sup> und das heilige im Lager aufgeschlagene Zelt, der bedräufliche Eistbüttel vergleichbar <sup>71)</sup>. In den neu angelegten Colonien war die Errichtung von Tempeln und Altären stets eine der ersten Besuche. Sie legten einen großen Werth auf Träume, auf Offenbarungen der Götter <sup>72)</sup>, und in dem Glauben an die feste Einwirkung sowohl als Vorausſicht der Götter bestanden sie nicht bloß einheimische Wriſſager und Orakelpriester, sondern beſchieden auch fremde Orakelstätten, als das Ammonos Orakel in Aegypten <sup>73)</sup> und Delphi <sup>74)</sup>. Sie lanten die Heiligkeit des Eides und eine rächende Nemesis <sup>75)</sup>, sie ehrten die Ruhe der Todten in ihren Gräbern <sup>76)</sup>.

Aber dennoch hatte die Religion auf dieses Volk nur einen geringen und wenigstens keinen wohlthätigen Einfluß; denn fern von dem reinmenschlichen Beteren Charakter des hellenischen Götterdienſtes war sie doch größtentheils nur ein finsterner, blutdürstiger, menschenfeindlicher Aberglaube. „Besser wäre es gewesen, sagt ein als allerdings für den griechischen Cultus und dessen ideale Aufſtellung lebhaft begeisteter Grieche <sup>77)</sup>, den Critias und Diagoras, anerkante Atheisten, zu Gesezgebern zu nehmen, als solche ein menschenverderbende Religion einzulassen. Nichts schlimmeres hätten die Dypnonen und Nicien, diese Feinde der Götter, wenn sie obdient hätten, einführen können.“ Ungeachtet daher alle Künste des Kriees und Friedens in Carthago blühten, und der Etat sich durch Ackerbau, Industrie aller Art, Seehandel, Finanzen, Eroberungen, zu einer seltenen Höhe empor geschwungen hatte, blieb der Volkscharakter im Ganzen genommen hart und barbarisch <sup>78)</sup>. Da ihre blutdürstigen Götter von einem jeden von ihnen so theure Opfer verlangen konnten, so schonten sie um so weniger des Blutes ihrer Mitbürger ſowol als der Fremden. Sie behandelten untergebene und unterworfenen Völker mit unmenschlicher Härte, besonders wenn Eigennuß und Habguth ins Spiel kam; die empörendsten Grausamkeiten wurden verübt, wo etwa ein Handelsmonopol gefährdet schien; die poena fides war sprichwörtlich geworden; und zu einem gräßlichen Sittenverderb, insbesondere der Weiber, gab ihre Religion selbst die nächste Veranlassung her.

(Gesenius.)

Carthagische Sprache f. Punische Sprache.

Carthagische Münzen f. Punische Münzen.

CARUANGA, ein Berg des alten Vannoniens, dessen Ptolemäus im zweiten Buche seiner Geographie es

61) Sallust. Jug. 61. Val. Max. V. 6. 62) Herod. 7, 187. Athenes. leg. pro christ. 32, 6. 63) Herod. Scot. Her. 76. Pausan. X. 17. 64) Polyb. VII. 9. 65) Pomponius V. 1. und das den Schellafien Siffana. 66) Diod. 14, 77. 67) Diod. XI, 21. XIII, 86. Nep. Hann. 2. Liv. XXI, 1, 45. 68) Justin. XVIII, 7.

69) S. über diese religiöse Namensgebung n. Comment. zu Jof. 7, 6. Rosgarten de prisae Aegyptiorum literaturae. S. 26, 27. 70) Diod. 19, 106. 71) Appian. Pun. 43. 72) Nep. Hannibal. cap. 8. 73) Diod. 50, 163. vergl. Amos 5, 26. Apocryph. 7, 43. 74) Cic. divin. 1, 34. 75) Sil. Ital. 3, 6. 76) Diod. 19, 2. 77) S. Plutarchus de superstitione 12. 78) Plut. resp. gerendas graecaecepta. a. 5.

wohnt, im heutigen Jfrien, in der Nähe der römischen Stadt Aemona (dem heutigen Labach, Labacum). Wird von Cellarius, Mannert u. f. w. nicht angeführt \*).

(Lumy.)

CARUS, Friedrich August, ein Gelehrter, der durch seine psychologischen Forschungen eine bessere Gestalt der Seelenlehre befordert hat. Er war der Sohn eines wadern und frommen Kaufmanns, und in Baugen in der Oberlausitz den 26. April 1770 geboren. Seine Erziehung im väterlichen Hause und der Unterricht, den er von mehreren trefflichen Männern in seiner Vaterstadt, auch auf dem Gymnasium erhielt, gaben seinem Geiste schon früh eine Richtung auf das Höhere. Ein rastloser Fleiß zeichnete ihn aus, der seiner Gesundheit nicht vortheilhaft war. Große Liebe für die classische Literatur wurde ihm von seinen Lehrern eingeplant. Diese befruchtete er auch, als er durch seinen trefflichen Lehrer, den Prediger Reikter, zum theol. Studium vorbereitet, 1788 die Universität Leipzig besog. 1791 ging er nach Göttingen, um seine akademischen Studien zu vollenden. Hier wurde Heyne sein väterlicher Führer und Freund. Im J. 1793 trat er in Leipzig als Privatdocent auf, nachdem er eine theologische Dissertation auf dem theologischen Katheder verteidigt hatte \*). Nachher wurde er auch Vicedeaneus der Theologie und Frühprediger an der Universität, 1796 außerordentlich, und nach Ablegung eines Rufes nach Göttingen, 1805 ordentlicher Professor der Philosophie neuer Eitlung. Er wirkte sehr belebend und anregend durch seine Vorlesungen, welche theils theologischen und historischen, theils philosophischen und philologischen Inhalts waren. Die Grundlage aller dieser Vorträge und seiner wissenschaftlichen Bestrebungen überhaupt war die Psychologie, deren empirische Seite besondrer sein beobachtender Geist in Anspruch nahm. Vornehmlich wendete er die Erfahrungseiteltheile auf Ergebe und Geschichte an. Er las diese zuerst in dem Winter 1797—98 zuerst nach dem Compendium Jakobs, späterhin nach eigenen Säzen, in denen er sich immer mehr von der kantischen Psychologie entfernte, und seinen eigenen Weg verfolgte. Mit diesen Vorlesungen verband er eine psychologische und eine anthropologische Gesellschaft, wozu viele lehrbegierige Jünglinge um ihn versammelten.

In dreien mit rastlosem Fleiße gehaltenen Vorträgen, wie in seinem ganzen Leben, sprach sich ein Sinn für das Erhabene und Keimnissliche in freier von Auctorität unabhängiger Forschung in zu bildreicher Form und ohne strenge wissenschaftliche Methode aus. Dies und die in consequente Einmischung verschiedenartiger philosophischer Principien in die empirische Psychologie, welche sich auch in der nach seinem Tode herausgegebenen Psychologie wahrnehmen läßt, legen ihm wahrlich den Vorwurf der Dunkelheit zu. Sein Verdienst in Hinsicht der Seelenlehre besteht vornehmlich darin, den auf solche und seine feine Abstractionen gebaueten Irrgebrüngen und Einscheidungen im psychologischen Gebiete entgegenzuwirken,

und auf die lebendige Selbstbeobachtung, als ursprüngliche Quelle der Lehre von den Seelenerscheinungen zurückgeführt zu haben, nur daß ihm das Verhältnis einer solchen Lehre zur Philosophie nicht ganz klar ward. Aber immer ersicht bei ihm die Wissenschaft in Gestalt der Humanität. Übrigens suchte er mehr durch lebendige Mittheilung in mündlicher Rede, als durch Schriften zu wirken. Deshalb ist außer einigen kleinen Aufsätzen, akademischen Schriften, z. B. Diss. de Cosmotheologiae Anaxagoreae sonibus. Lips. 1797. 4., mehreren Recensionen in der Leipziger Literaturzeitung, so wie in der Hallischen (Revision der Psychologie) bei seinem Leben nichts schriftliches erschienen. Aus seinem christlichen Nachlasse wurde den erst 6 Bände seiner Werke gesammelt \*\*), deren Inhalt aber der Verfasser größtentheils nicht für den Druck bestimmt zu haben scheint. Der Tod endete seine edle Thätigkeit zu schnell am 6. Febr. 1807. Zu seinem Gedächtniß wurde gehalten die Recitatio de Frid. Aug. Carus etc. virtutibus atque meritis etc. edita a Henr. Aug. Schott. Lips. 1808. 8., und eine Vorlesung zum Andenken des vereinigten Prof. Carus u. von M. E. Schwarze (11. St. der neuen teutschen Monatschrift 1807.), damit verbunden sich die Vorrede Hands zum 7ten Bande der nachgelassenen Werke. (A. Wendt.)

CASANOVA. In den Memoiren Casanova's wird von der Familie folgender Stammbaum gegeben: 1) Don Jakob Casanova, aus Saragossa gebürtig, Secretär des Königs Alfons V., entführte 1428 die Königin Donna Anna Valafra, die er nach erhaltener Dispensation heirathete. Deren Sohn war 2) Don Juan, welcher auf der Reise mit Columbus 1493 starb. Von ihm kamte 3) der Dichter Marco Antonio Casanova, dessen Sohn 4) Jakob Casanova, Oberster bei der Armee war, welche Karne als König Heinrich von Navarra führte, von dessen Enkel 5) Cajetan Joseph Jakob stammt, welchen die Kette einer Schauspielerin selbst auf die Bühne brachten. Er verheirathete sich nachmals mit der schönen Tochter eines Schuhmachers, welche zuerst in London die Bühne betrat, dann zu Venedig, und nach dem Tode ihres Mannes in Petersburg, Warschau und Dresden. Von mehreren Kindern aus dieser Ehe sind zu nennen: 6) Jakob, geb. zu Venedig 1724, 7) Franz, geb. zu London 1727, und 8) Johann, geb. zu Venedig 1730. Die denkwürdigsten von diesen sind die unter 3, 6, 7, 8 Genannten.

Marco Antonio Casanova war Epigrammenschreiber im Geiste Martial's. Die italienischen Literatoren stimmen darin überein, daß seine Gedichte allerdings geistreich, aber zu affektirt gewesen. Er war Secretär bei dem Cardinal Pompejus Colonna, und sein Parzeiesser für die Colonna verleitete ihn zu einer so heftigen Satire gegen den Papst Clemens VIII., daß er deshalb Rom verlassen mußte, und ohne des Papstes

\*) Vergl. P. Samuel, Timon Imago Antiquae Hungariae. (Wien 1754. 4.) p. 6.

\*\*) Historia antiquior sententiarum ecclesiae graecae de accommodatione Christo imprimis et Apostolis tributa.

\*\*) Cornu nachgelassene Werke, 1. u. 2. Band: Psychologie; 3. Bd.: Geschichte der Psychologie; 4. Bd.: Ueber den Ursprung der Philosophie; 5. Bd.: Psychologie der Hebräer; 6. Bd.: Ueber den Ursprung der Menschheit; 7. Bd.: Religionsphilosophie und Moralphilosophie. Leipzig 1808—10. 8. (Herausg. von Z. r. d. Band).

Großmuth dem Tode nicht entgangen seyn würde. Es wurde ihm späterhin selbst die Rückkehr nach Rom gestattet, wo er an der nach der Belagerung der Stadt im J. 1537 daselbst ausgebrochenen Pest starb. Virius Valerianus in seiner Schrift de solitudine literarum erzählt, daß der unglückliche Dichter in der äußersten Noth sein Brod betteln mußte, ohne es zu finden. Epigramme von ihm findet man in mehreren Sammlungen, besonders in den *Deliciae poetarum italorum*. Zuel hat Cancellotti in den *Poesie del Colucci* wieder bekannt gemacht.

Jakob Casanova de Seingalt ist der berühmte Abenteuerer, der erst in Padua die Rechts wissenschaft studierte, im 16ten Jahre die Doctorwürde erhielt, nachdem er im Eitelstreit de testamentis und im kanonischen über die Abhandlung disputirt hatte utrum Hebraei possint construere novas synagogas; dann in Venedig die niederen Weihen erhielt und zu predigen anfangt; Abtate wird; in Rom Secretär des Cardinals Aguirre, hierauf Jähndrich im Dienste der Republik Venedig; Violinpieler; Kabbalist. Nach manchem Umherstreifen erlangt er ausgedehnte Celebrität durch seine Eigenschaften in den Spielkammern, aus denen er mit eben so großer Umsicht als Kühnheit entfloh. Er schrieb darüber: *Histoire de ma fuite des prisons de la Republique de Venise, qu'on appelle les plombs*. (Prag 1788). Jetzt begab er sich nach Paris, und von nun an beginnt der dunkelste Wechsel seines abenteuernden Lebens, wie man es jetzt aus seinen eigenen *Memoiren* fest (Leipzig 1822—28, 12 Bände), die das Urtheil des Prinzen de Ligne über ihn bestätigen, daß Casanova ein Mann von vielem Geist, kühnzeichnetem Charakter und umfassenden Kenntnissen war. „Seine *Memoiren*, sagt derselbe, sind voll von dramatischem Interesse, schnell, hinreißend, launig erzählt, mit philosophischen Ansichten, neuen, erhabenen und unnachahmlichen Respirationen erfüllt. Der Egoismus derselben kann nicht ihren Werth, wol aber ihre Belantermachung hindern.“ Allerdings ist der Egoismus in diesem Werke so ungescheuer, daß er jeden sittlich Gebildeten empören muß, denn er war, um mit Metaphysikern zu reden, wie Hans Lüderich, der begehrt jede schöne Blum' für sich; allein für den, welcher Welts- und Menschenkenntnis erlangen und die Sitten seiner Zeit insbesondere wohl kennen lernen, gibt es kaum eins von größerer Wichtigkeit, denn dieser Spieler macht Europa zu seinem Schauplatz, und von Constantinopel bis Madrid, von Petersburg bis Neapel und Rom gibt es beinahe keine Hauptstadt, in welcher er nicht an den Höfen und in den Spelunken, in den größten und den geringsten Zirkeln eine Rolle gespielt hätte. Zudem kommt er mit den wichtigsten Personen seiner Zeit in Berührung, die er so trefflich schildert, als die Länder, Dürer und Sitten. Der Papst erhob diesen Glücksritter zum Ritter vom goldenen Sporn, und er sich selbst zum Herrn von Seingalt. Witten unter seinem abenteuernden Treiben fand er doch auch Mülhe, sich als Mann von vielseitigen Kenntnissen in andern Ehren

zu zeigen. Er schrieb: *Confutazione della Storia del governo veneto* d'Amelot de la Houssaye (Amsterdam 1769); *istoria delle turbolenze della Polonia dalla morte di Elisabet Petrowna sino alla pace fra la Russia e la porta ottomana*, in cui si trovano tutti gli avvenimenti ragioni della rivoluzione di quel regno (Prag 1774, 8 Theil.); *Dell' Iliade di Omero*, tradotte in ottave, rime (Venedig 1778); *locameron*, ou *histoire d'Edouard et d'Elisabeth, qui passeront quatre-vingt ans chez les Megaeiques, habitants aborigines de Protosme dans l'interieur de notre globe* (Prag 1788, 5 Bde.); *Solution du problème deliaque demontre* (Dresden 1796); *Corollaire à la duplication de l'Hexaedre donne à Dux en Boheme* (daf. 1790); *Au Suetilage sur son Dictionnaire des nouveaux mots français* (daf. 1797). In Paris lernte ihn Graf Waldstein bei dem venetianischen Gesandten kennen, und machte ihm, wegen seiner kabbalistischen und alchimistischen Kenntnisse, den Antrag mit ihm auf seine Güter nach Böhmern zu gehen. Casanova, damals eben ohne Geld, ohne Aussicht auf Reisen und Abenteuer, nahm den Vorschlag an, und wurde nun Bibliothekar des Grafen zu Dux in Böhmern bei Eßlitz; wo er die letzten 14 Jahre seines Lebens, ohne Ruhe halten zu können im Hafen der Ruhe, verlebte. Er starb im J. 1803. Eeel und anständig gegen den Himmel und die Menschen, sagt der Prinz de Ligne, verließ er das Leben. Er empfing die heiligen Sacramente mit angemessenen Gefühlen und Sentenzen: „Grosier Gott, ruft er aus, und ihr übrigen Zeugen meines Todes, ich habe als Philosoph gelebt und sterbe als Christ.“ Dies waren seine letzten Worte.

Francesco Casanova widmete sich der Malerei, und begab sich in seinem 25. Jahre von Venedig nach Paris, wo er durch einige kleine Schlachtenstücke dem großen Zeichner Parrotel bekannt wurde, der ihm, welcher auf das Colorit den vorzüglichsten Fleiß verwandte, den weisen Rath erteilte, die Basis aller Malerei, die Zeichnung, doch ja nicht darüber zu vernachlässigen. Eine bittere Kritik über ein ausgestelltes Gemälde trieb ihn von Paris weg, und er begab sich nach Dresden, wo er mit großem Eifer die Bilder der ausgezeichneten Maler in der Galerie copirte, und binnen 5 Jahren so große Fortschritte machte, daß er eine ähnliche Kritik nicht zu fürchten hatte. Dietrich wurde hauptsächlich sein Lehrer in dem Colorit. Ein von ihm verfertigtes Schlachtenstück verschaffte ihm eine Stelle bei der Akademie und zugleich eine Menge von Bestellungen, hauptsächlich von dem Prinzen Condé. Sein Ruf als Schlachtenmaler war so groß, daß er von der Kaiserin Katharina den Auftrag erhielt, ein Gemälde der Eroberung von Orskafow zu verfertigen. Er begab sich nach Wien und führte es daselbst aus. Mit einem großen Gemälde für Ludwig XIV. beschäftigt, überfiel ihn die Krankheit, an welcher er 1805 zu Brühl unweit Wien starb. Er wurde von den Meisten als ein würdiger Nachfolger Lebrun's, von der Meisten, Doud's und Bourguignon's gerühmt, aber das Urtheil über ihn ist nicht allgemein, und am strengsten das von seinem eigentlichen Feinde in den genauesten Kennern, welches jedoch

der Wein die Ligne nicht ungegründet fand. „Ich selbst, sagt dieser, habe ihm oft den Pissolen, oder Kanonenschuß vorgeworfen, dessen Dampf ihm die letzte Hand an seinen Bildern zu ersparen bestimmt war. Die Turbane seiner Türken glichen mehr Flecken und Kissen, als einem bestimmten Gegenstande; die Köpfe seiner Kasse malte er eigensinnig klein und kurz, wie die Neapolitaner, und zwar aus Grundsatze, weil seine Pferdepuppe so gebildet war. Überhaupt war er ein Sonderling wie sein Bruder.

(H.) CASANOVA, Giovanni, kam in seinem 8ten Jahre mit seiner Mutter, welche der Kurfürst von Sachsen und König von Polen für ihre Lebenszeit engagirt hatte, nach Dresden, wo er, erst unter Louis von Silvestre, dann unter Dietrich der Malerei sich widmete. Der König ließ ihn nachher nach Italien reisen, wo er 3 Jahre lang zu Venedig unter Piazzetta studirte. Als im J. 1752 Wengs von Dresden nach Rom zurückreiste, nahm er auf Befehl des Königs Casanova mit dahin, und dieser blieb bei ihm, bis Wengs im J. 1762 nach Spanien reiste. Innerhalb dieser Zeit war er mit Wengs in Florenz und Neapel gewesen. In allen diesen Orten zeichnete er viel und fast ausschließlich nach Rafael und den Antiken. In Rom gewann er den großen Preis beim Wettstreit der Künstler und bei der Akademie des Capitols, und malte nach der Abreise von Wengs das Bildnis Elymns XIII., welches dieser der Seebonne schenkte. Sein ältester Bruder, welcher an einer Stelle seiner Memoiren sagt, Wengs habe nicht einen einzigen würdigen Schüler hinterlassen und sein Bruder verdiene den Namen seines Schülers nicht (VII. 152.), läßt ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß er ihn einen großen Gemäldemaler nennt (II. 553.). Auf Kosten seines Königs reiste er, und vermittelte den Verkauf der Galerie des Herzogs von Modena für 100,000 Reichinen. Mit Winkelmann vertheilte er sich zur Herausgabe der Monumenti inediti, wozu er alle Zeichnungen verfertigte, auf gemeinschaftliche Kosten, was aber nachmals Streitigkeiten unter ihnen verursachte. Mehrere Anerbietungen zu Anstellungen schlug Casanova aus, und kehrte nach Dresden zurück, wo er 1766 zum Professor der bildenden Künste und Director der Akademie der Künste ernannt wurde. Über seine Gemälde s. Kellers Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern. Als Schriftsteller hat sich Casanova besant gemacht durch seinen *Discorso sopra gl'Antichi principalmente in Dresda* (Leipzig 1770. übersetzt das. 1771). Er starb zu Dresden gegen Ende des Jahres 1795.

(H.) CASCADE, ein Wasserfall, ist die Benennung einer Vorrichtung bei Wasserrädern, die in ihrer Wirkung einen feurigen Wasserfall darstellt. Sie besteht aus einem pyramidenförmigen Gerüste von Latzen, aus dem sogenannte Brillanten Brände, abwärts geneigt, angebracht sind, so daß in jeder horizontalen Reihe zwei Brände weniger sind, als in der nächsten unter ihr. Oben aus dem Gerüste schießt ein starker Brand senkrecht, und treibt sein glänzendes Feuer in dieser Richtung aufwärts. Die Brände sind aus

starkem Doppelpapier, gleich den Raketenhälsen gepappt, und mit einem lebhaft brennenden Saß von

1—5 Pfund Mehlpulver

$\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$  „ Rußetenpulver

$\frac{1}{2}$ —1 „ eiserne Bohrspirale aus dem Gewerksfabriken oder grünen Eisen

fest angeschlagen, wenn vorher auf das  $\frac{1}{2}$  innere Durchmesser des Brändes weite Brandloch, 2 Schaafeln klar geriebenen Thon und alsdann 2 Schaafeln eines saulen Saßes von 1 Pf. Mehlpulver und  $\frac{1}{2}$  Pfund klaren Kohlen, gesetzt worden.

Eine noch schönere Wirkung thut die bewegliche Cascade, wo an einer 6 Fuß langen, eisernen Stange, die aus einer 8—10 Fuß hohen Säule steht, und an der sich zwei hölzerne Räder über einander drehen, aus deren Felzen oben Brillanten Brände von der eben beschriebenen Art befestigt sind. Das obere viereckige Rad, hat rimpfändige (1½ Zoll starke), das untere, sechsstrichige Rad aber, rimpfändige Brände (an 2 Zoll Stärke); und jedes läuft auf einer hölzernen Kugel, die auf die Spindel geschoben und so befestigt ist, damit das Rad ohne Schleudern, gleichförmig auf ihr umläuft. Zu oberst der Spindel ist ein 2½ Zoll starker Ständer senkrecht befestigt und durch herabgezogene Stopirnsfäden mit beiden Rädern verbunden, um bei dem Zünden alles zugleich in Brand zu setzen.

(v. Hayn.)

CASCALIO, Name des eisenhüßigen mit Quarz körnern gemengten Sandes, der in Brasilien Diamanten führt.

(Germar.)

CASINETUS (Entomologie). Mac Leod beschreibt einen brasilischen Käfer, von dem er zweifelhaft ist, ob er vielleicht nicht als Weibchen zu einer Art seiner Gattung Pholiodorus, die als Untergattung von Lamprina betrachtet werden kann, gehöre, und nennt ihn Casinetus geotropoides. Die angegebenen Kennzeichen sind: die drei letzten Fühlerglieder bilden, wie bei Hister eine durchblätterte Kolk; die Fühler sind kurz; das zweite Glied der Antennalstange ist sehr kurz; das Kinn bildet einen Halbkreis. Der dreieckige Kopf ähnelt dem des Geotropus stercoratus, Kopf und Halsschild sind flachgedrückt. Das Brustbein ragt kaum hervor. Das fünfte Leertenglied führt vor der Krallen einen langen gabelförmigen Fortsatz. Die Haut ist schmutzig blau, der Körper unter erdfarbig, mit silbernen Schuppen bedeckt, Kopf, Halsschild und die Deckschilde in der Nähe des Schildhefts sind rauh.

(Germar.)

CASNONIA (Entomologie). Käfergattung aus der Familie der Carabici, und der Unterabtheilung mit abgerundeten Deckschilde, von Latreille (Histoire naturelle iconographique des ins. Coleopt. d'Europe. Livraie. I. p. 71) errichtet, der die Arten früher mit Agra vereinigt hatte. Fast gleichzeitig mit Latreille stellte Klug (Act. physico-medica Acad. Caes. Leop. Carol. Tom. X.

\*) Horae entomologicae I. p. 98.

Seet. II. p. 500) diese Gattung auf und nannte sie Ophiocera. Früher waren die hierher gehörigen Arten von den Schriftstellern zu Agra, Odacantha und Collivris gerechnet worden. Die Kennzeichen sind: abgestufte Decken; Flügel mit eiförmigem, beinahe spitzigem Endgliede; Flügel weit länger als der Körper; Tarsen fadenförmig, das vorstehe Glied zweifach; Halschilde sehr langgestreckt, vorn stark zusammengezeichnet; Kopf langgestreckt, hinter den Augen geförmig verengt. Dejean (Species general des Coleopteres Tom. I. p. 170) beschreibt vier Arten, von denen drei in America einheimisch sind, eine aus Bengalen stammt. Die bekannteste Art ist *C. pensylvanica* (Atelabus pensylvanicus Linn. *Odacantha pensylvanica* Herbst.) (Germur.)

CASSELLIUS, Cassellius, auch Casellius und Cassellius mit dem Vornamen Julius, ein berühmter römischer Rechtsgelehrter, im Zeitalter Cäsars und Augustus, etwa 30 Jahre vor Chr. Geb. Horaz rühmt ihn in der *Ars poetica* als einen gelehrten Kenner des Rechts, doch soll er sich mehr durch Muth, Feinheit, wohlangebrachten Eifer und treffenden Witz im mündlichen Vortrage ausgezeichnet haben. Der republikanischen Verfassung mit unerschütterlicher Treue anhangend, folglich ein Feind aller Usurpation, schlug er das Consulat aus, welches ihm Augustus übertragen wollte. Als er einst freimüthig gegen Julius Cäsar und dessen Dictatur sprach, und seine Freunde ihn deshalb warnten, sagte er: alt und kinderlos brauch' ich mir keinen Zwang anzuthun. Ein Buch bene dictorum, das er schrieb, ist verloren gegangen. (Baur.)

Cassianus, Bassus, f. Geoponica.

CASSIANUS, Johannes Massiliensis, war einer der vorzüglichsten Repräsentanten des Semipelagianismus, d. h. derjenigen Denkart, welche sich in der christlichen Kirche kurz vor und zu Augustin's Zeiten in Folge seines Kampfs mit den Pelagianern, vorzüglich in Gallien entwickelte, und welche, weil sie einen Mittelweg zwischen Augustin's und Pelagius Lehre besetzte, von einem späteren Zeitalter mit dem Namen Semipelagianismus bezeichnet wurde. Eben daher ist Cassianus für die christliche Dogmengeschichte sehr wichtig. Seine Lebensumstände sind größtentheils ungewiss. Sein Geburtsjahr, so wie auch sein Vaterland sind unbekant. So viel ergibt sich indessen aus den nachfolgenden Ereignissen seines Lebens, daß er nach der Mitte des 4ten Jahrhunderts geboren ward, und daß er ein Arianerthum war, dürfte sich mit ziemlicher Biforheit annehmen lassen. Seinen frühesten Religionsunterricht erhielt er in dem Kloster Bethlehem bei Jerusalem. Hier verband er sich mit dem Mönche Germanus, und machte mit ihm eine Reise nach Aegypten, der Wege des Mönchlebens. Sie besuchten die thebaische und scythische Wüste, wo sich Mönche und Einsiedler jeder Art befanden. Nachdem sie 7 Jahre hier zugebracht hatten (von 390—397), kehrten sie nach Bethlehem zurück. Doch noch einmal besuchten

sie die scythische Wüste wieder. Hierauf begaben sich beide Freunde nach Constantinopel, wo der berühmte Johannes, welcher wegen des Zaubers seiner Wortsamkeit den Namen Christophorus erhielt, den bischöflichen Rath inne hatte. Von ihm erhielt Cassianus die geistliche Weihe, und ward zum Diacenus ordinirt. Jener aus, gezeichnete Lehrer der griechischen Kirche hatte auf die Bildung und Denkart des Cassianus einen großen Einfluß. Als es der Cabale schlechtgeleiteter Menschen gelungen war, den berühmten Bischof von seiner Stelle zu vertreiben, schickte die dem Christophorus treu gebliebene constantinopolitanische Geistlichkeit im J. 403 den Cassianus nebst seinem Freunde Germanus an den Papst Innocentius I. nach Rom. Da Pelagius sich um diese Zeit in Rom aufhalten mußte, so ist die von einigen Gelehrten geäußerte Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß Cassianus hier die persönliche Bekanntschaft des Pelagius gemacht habe. Im 8. Jahr 415 erblinden wir den Cassianus in Ravenna, jener berühmten Handelsstadt der Gallia Narbonensis. Hier ward er Presbyter und verblieb daselbst bis auf's Ende seines Lebens. Bei dieser Stadt legte er, wie Gennadius de scriptoribus ecclesiasticis c. 61. erzählt, zwei Klöster, ein Manns, und ein Frauenkloster, an. Er folgte hierbei den Einrichtungen, welche er in Palästina und Aegypten hatte kennen lernen. Mit Recht wird er zu den ersten Gründern des Mönchthums in Gallien und dem ganzen Occidente gerechnet. Nach dem von ihm gegebenen Muster wurden viele Klöster in Gallien und Spanien angelegt, und seine Bücher die Institutio Coenobiorum erlangten das Ansehen einer Mönchsregel. Sein Todesjahr läßt sich nicht genau bestimmen. Nur so viel berichtet Gennadius, daß er unter der Regierung des Theodosius und Valentinianus gestorben sei.

Cassian's bis auf unsere Zeiten gekommene Schriften sind: 1) zwölf Bücher de Institutis Coenobiorum; 2) vier und zwanzig Collationes Patrum, enthaltend Unterredungen des Cassianus und Germanus mit ägyptischen Mönchen; 3) sieben Bücher de incarnatione Christi gegen den Nestorian. Die beste Ausgabe seiner Schriften ist die, welche der Benedictiner Gelehrte (Gazarus) in Atras (Atrebat) 1628 zum zweiten Male veranstaltet hat. Diese ist wiederum herausgegeben in Frankfurt a. M. unter dem Titel: Joannis Cassiani Opera omnia, cum commentariis H. Alardi Gazaei, coenobitae Vedastini (zu St. Bedast in Atras), ordinis sancti Benedicti. Ab eodem denuo recognita, commentariis ipsius tertia parte auctioribus illustrior reddita: novoque insuper in libros de incarnatione, qui desiderabatur, commentario locupletata, Francofurti 1722; und dann wiederum Lipsiae 1733. Für die Kenntniß des Cassianischen Lehrbegriffs ist die 13te Collation vorzüglich wichtig. Deshalb trat gegen dieselbe der eifrige Bekämpfer des Semipelagianismus, Prosper Aquitanus, auf, und schrieb sein berühmtes gewöhnliches Buchlein: de gratia Dei et libero arbitrio contra Collationem.

Einem Mönchen die sittliche Beschaffenheit des Menschen in seinem natürlichen Zustande, der der Schrift

\*) Valer. Max. lib. VI. cap. 2. ex. 12. Bestrandi vizeo. Cicov. Grotii vitae Ictov.

Ungem. Encyclop. d. W. u. A. XXI.

gemäß, darzustellen, und sie die beiden entgegengesetzten Abwege, des die Freiheit des Menschen vernichtenden Augustinismus, und des den Eigensinn und die Meinung eigener Verdienstlichkeit nährenden Pelagianismus vermeiden zu lehren, — dies war die Aufgabe, welche Cassianus sich stellte. Er suchte einen Vereinigungspunkt der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Gnade, wobei sowohl die Forderung der sittlichen Natur des Menschen, als auch sein religiöses Bedürfnis sich befriedigt fände. Aus diesem Gesichtspunkte ist der anthropologische Lehrbegriff des Cassianus, so weit wir ihn in seinen bis auf unsere Zeit gekommenen Schriften dargestellt finden, zu betrachten. Das Charakteristische der cassianischen Lehre liegt in der Ansicht, welche Cassian von dem Menschen in seinem gegenwärtigen Zustande hatte. Nach dem Augustinus ist der Mensch in seinem gegenwärtigen natürlichen Zustande sittlich todt, nach dem Pelagius gesund, nach dem in der Mitte stehenden Cassianus krank. Die Grundansicht des Cassianus und der eigentliche Grundton des von ihm entwickelten Semipelagianismus ist also: der Mensch ist seinem gegenwärtigen sittlichen Zustande nach von Natur zwar nicht todt, aber auch nicht gesund. Er ist sittlich krank, und bedarf daher des Arztes. Er muß aber mit seinem guten Willen dem Arzte entgegen kommen, um geheilt zu werden. Dabei gab Cassian auf eine ganz eigenhümliche Weise zu, daß gleichwohl einige, bei welchen sich dieser gute Wille nicht fände, durch die zukommende Gnade gebessert würden. Hierauf ward er durch die Betrachtung bestimmt, daß die Freiheit des menschlichen Willens der göttlichen Gnade keine Schranken setzen dürfe, so wie durch die neutestamentlichen Beispiele eines Paulus und Anderer, bei welchen die Gnade dem freien Willen zuvorgekommen sei. Aber auch bei diesen, bei welchen kein Entgegenkommen des freien Willens Statt fand, sollte keinesweges das Vermögen des Willens aufgehoben sein. Auch diese hätten durch eigene Kraft den Wunsch der Besserung, das fromme Verlangen der Gnade entgegenbringen können, obgleich die göttliche Gnade auf eine unerforschliche Weise ihrem Verlangen zuvorkam. Auch auf eine unübersehbare Weise sollte die Gnade, welcher Cassian immer einen großen Einfluß sowohl auf den Verstand als auch auf den Willen des Menschen beilegte, nicht wirken, wodurch doch dem Menschen das, wenn auch nur geringe Verdienst blieb, daß er dieselbe nicht beharrlich von sich zurückgewiesen habe. — Eine absolute Prädestination und Beschränkung der Erlösung auf die Auserwählten konnte Cassian nicht annehmen, weil er neben der Gnade den freien Willen des Menschen so nachdrücklich vertbeilte. Inbessen entwickelte er über die Vorherbestimmungstheorie und den Umfang der Erlösung seine Ansicht nicht ausführlich, sondern es kommen nur gelegentliche Äußerungen vor, die jedoch seine Annahme einer begrenzten Prädestination und der Allgemeinen heit der Erlösung unabweislich lassen.

Eine ausführliche Monographie über den Cassian nach dessen Leben, Schriften und Lehre hat der Unterszeichnete in drei Programmen: de Joanne Cassiano Mas-

siliensi, qui Semipelagianismi auctor vulgo perhibetur. Kostoehii 1824. 25, apud Sillauer in commissis zu geben versucht. Hiemit ist zu vergleichen Geßken's historia Semipelagianismi antiquissimae, Göttingae 1826.

(D. Gustav Friedr. Wiggers.)

**CASSIDA.** Schildkröte. (Entomologie). Käfersattung von Linné errichtet und von allen spätem Schriftstellern angenommen. Sie gehört in die Abteilung mit viergliedrigen Tarsen an allen Füßen, und zeichnet sich durch freies oder eirundes, unten ganz plattes, oben gewölbtes Körper, mit deutlich abgesetzten Rändern des Halsschildes und der Decken, sehr kleinen, oft ganz unter dem Halsschild verborgen liegenden Kopf und fadenförmigen, ziemlich langen, auf der Stirn dicht beisammenstehenden Fühler aus. Es sind kleine oder mittelgroße Käfer, welche dieser Gattung angehören, die auf Blättern vorkommen, und bei der Kürze ihrer Beine, wenn sie still sitzen, einer zufälligen Schuppe gleichen. Viele derselben besitzen im Leben auf den Decken und dem Halsschild, einen prachtvollen, gold- oder silberglänzenden Perlmutterechein, der mit dem Tode verschwindet, sich aber durch Aufstreichen des Körpers in warmen Wasser wieder herstellen läßt. Die Larven dieser Thiere, welche als *Nel* \*) abgebildet hat, sind ganz platt, am Rande ringsum mit Dornen besetzt und gewöhnlich mit ihrem Uratthe und den überbleibenden letzten Häutung bedeckt. Die Puppe ist ebenfalls sehr platt, mit kleinen, zahnförmigen Fortsätzen an den Seiten und einem breiten, vorn gerundeten und den Kopf bedeckenden Halsschild. Es sind sehr viele Arten dieser Gattung aus allen Welttheilen bekannt, die man in zwei Familien bringen kann. 1. Der Kopf auf der Oberseite ganz von dem halbkugelförmigen Halsschild bedeckt. *C. equestris*: oben grün, dicht und zerstreut punktiert, unten schwarz, der Rand des Hinterleibes und die Beine gelb. Besonders auf Rümpe. Hat lebend oft einen silbernechein um das Schildchen herum. *C. margaritacea*: fast halbkugelförmig, oben grün, mit Perlmutterechein, Decken mit Punktstreifen, Kopf und Brust schwarz, Beine und Hinterleib blaß. Ähnet einem Thaurpess, in dem sich die Sonne spiegelt. 2. Das Halsschild vorn ausgezogen, die Stirn unbedeckt (*Immotidum* Fabr.) und *C. bidens*, schwarz, Decken auf der Naht mit einem langen gemeinschaftlichen Strahl. Fast einen halben Zoll lang. In Brasilien einheimisch. (Germar.)

**CASSIODORUS**, Magnus Aurelius, stammte von einem im südlichen Italien tiefergegründeten Stamme ab. Er war zu Ecdiciacum in einem der sechzigsten Jahre des fünften Jahrhunderts geboren <sup>1)</sup>, und seine Jugend und

\*) Ins.: Bel. II. Scarab. terr. Class. III. tab. VI.

1) Die gewöhnliche Angabe, daß Cassiodor im Jahre 475 geboren sei, ist durchaus falsch, und die Annahme, in der man sich dadurch gemungen selber hat, daß nicht unter Cassiodor, sondern sein Vater in Decretis Dienten gewesen, fällt mit jener Annahme von selbst zusammen. In dem Var. lib. I. sp. 4. wird der Vater von dem Sohne so heftig unterschrieben, daß eine Erwähnung beider nur der Überschüssigkeit und dem Schreiben eine Schwierigkeit zu machen, ihre Entstehung verbannt. Der Kaiser's Vater wird an der angeführten Stelle gesagt, er habe den römischen Reich unter Valentinian merkwürdige Dienste geleistet,

Erhebung fiel in die Zeit, wo Odoacer dem weströmischen Reiche ein Ende und sich selbst zum Beherrscher von Italien machte. Da er jedoch weder in der Verwaltung noch in den Gesetzen des Landes eine bedeutende Veränderung vornahm, da vielmehr Rom seinen Senat und seine Consula behielt, und der Hof des barbarischen Königs sich mit den prunkreichen Titeln und Ämtern des untergegangenen Kaiserthums umgab, so blieb die Civilverwaltung in den Händen der Italiener. Dem Ansehen, welches seine Familie in den letzten Zeiten des Kaiserthums genossen hatte, und seiner ausgezeichneten Bildung verdankte es Cassiodor, daß er schon als Jüngling Odoacers Aufmerksamkeit auf sich zog, und an den Hof desselben berufen, schnell sein Glück machte. Er wurde zum Comes rerum privatarum ernannt, und verwaltete das Amt mit einer solchen Umsicht und Ineignenüßigkeit, daß ihn Odoacer bald darauf zum Finanzminister oder zum Comes sacrarum largitionum erhob <sup>3)</sup>. Dieses Vertrauen des Königs rückte Cassiodor durch seine Talente, aber vergalt es nicht durch eine dankbare Anhänglichkeit. Denn er scheint einer der Ersten gewesen zu sein, die den Odoacer im Unglück verließen. Als nämlich Odoacer im Jahre 490 dem ostgothischen Könige Theodorich entgegengehen mußte, und nach dem Verlust der beiden Schlachten am Fluße Senio und bei Verona genöthigt war, sich in seine Hauptstadt Ravenna zurückzuziehen, verließ Cassiodor, statt sich mit seinem Gebieter den Mühseligkeiten und Gefahren einer Belagerung auszuliefern, diese Stadt, und begab sich auf seine Güter nach Unteritalien. Er empfahl hier dem Sieger sogleich durch einen wichtigen Dienst. Denn er bewog die unteritalischen Provinzen und die Insel Sicilien, die anfangs Aene machten, sich den Gothen zu widersetzen, zu freiwilliger Unterwerfung unter Theodorichs Herrschaft. Unter diesen Umständen konnte es Cassiodor nicht anders als erwünscht sein, daß Theodorichs Vertrag mit Odoacer unmittelbar nach seiner Abschlusssung gedrohen, und Odoacer ermordet ward (493). In diesem Vertrage war dem Odoacer ein gleicher Antheil an der Regierung Italiens eingeräumt worden, und Odoacers Unwille über Cassiodors Verrath hätte für diesen hinderlich, oder sogar gefährlich werden können, wenn der Vertrag pünktlich vollzogen worden wäre; jetzt dagegen wurde er an Theodorichs Hofe mit offenen Armen aufgenommen, und obgleich Theodorich großmüthig genug war, in Liberius, der dem Odoacer bis an den Tod treu geblieben war, zu belohnen, so war er doch zu klug, um nicht Cassiodors früher geleistete Dienste anzuerkennen, und die Talente, welche noch mehr zu leisten versprochen, für sich zu gewinnen. Er beehrte ihn jedoch nicht sogleich in

der Nähe seiner Person, sondern schickte ihn als Präfekten nach Unteritalien, um die durch ihn zur Unterwerfung gebrachten Gegenden darin zu erhalten und zu besetzen <sup>4)</sup>.

Da Theodorich die Gothen und Italiener von einander getrennt hielt, so ging in der Lage der letztern keine Veränderung vor. Außer einem Drittel ihres Grundbesitzes verloren sie nichts; sie behielten ihre persönliche Freiheit, ihre Gesetze und Sitten; Theodorich schonte nicht allein ihre Religion, sondern auch die ganze Einrichtung der politischen Verfassung. Sein Hof war dem kaiserlichen Hofe selbst in den Gelehrten und Mächräthen nachgebildet; die ganze Beamtenhierarchie des römischen Reiches blieb in ihrer Form bestehen, und verhielt die Herrschaft eines barbarischen Königs. Da Theodorich dem ostförmischen Kaiser einen Vorrang zugesandt, so ersahen er in den Augen seiner italienischen Unterthanen als dessen Statthalter, und seine Gothen konnten für ein Miethheer gelten, das mit dem dritten Theile des Grundbesitzes besetzt ward. Während die Gothen auf ihre militärische Stellung angewiesen blieben, und ihren Heersführer nur als eine Art von Generalfeld umgaben, befreiten Italiener alle Staatsämter, und bildeten die prunkvolle und römische Seite des Hofes zu Ravenna. In diesem trat Cassiodor von neuem auf, nachdem er ein Jahr lang Präfekt von Unteritalien gewesen war, und durchlief noch und nach alle Stufen des römischen Beamtenwesens. Seine Kenntniß der römischen Gesetze, und seine Gewandtheit im Ausdrucke verschaffte ihm zuerst die Quaestur <sup>5)</sup>. Als Quästor war er bei der Abschlusssung von öffentlichen Schenkungen des Königs rechte Hand, und bei der Haltung von öffentlichen Reden die Stimme der königlichen Junge <sup>6)</sup>. Sein Eptl ward das Muster für Berichte und Briefe, und in allen von Cassiodor verfaßten Besamtmachungen und Schreiben, sie mochten an einen italienischen Beamten, oder an einen barbarischen Hof gerichtet sein, herrschte eine Eleganz, die sich in einem Schwalle von declamatorischen Worten, und in der Vermischung von gelehrtem Prunkte geltend macht <sup>7)</sup>. Nach der Quästur wurde Cassiodor zum Praefectus Praetorio, oder zum obersten Staatsminister ernannt; Theodorichs Ansehen mit seinen Dienstleistungen geizt sich in den Ehrenbezeichnungen, mit denen er ihn überhäufte. Denn Cassiodor wurde zum lebenslänglichen Patricius erhoben, und auf das Jahr 514 zum Consul ernannt. Sein unwürdiges Benehmen und seine unermüdliche Thätigkeit für die Verwaltung des gothischen Reichs entzog ihm dem Verdachte, welchen Theodorich in den letzten Jahren seiner Regierung gegen die Italiener faßte, und dem er Vortheil

und sich dann in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen; von ihm kann daher nicht selten, was Theodorich in dem alten Briefe ruhend erwähnt, Cassiodor habe sich als adulescentem unter seinem Vorgänger Odoacer in der Würde eines Comes rerum privatarum und sacrarum largitionum ausgezeichnet, sondern es muß sich auf den Sohn beziehen. In diesem Sinne muß aber ein Mann, der vor dem Jahre 490 so hohes Würden bekleidete, wenigstens zwischen den Jahren 490 und 465 geboren worden sein. <sup>2)</sup> Variar, lib. I, ep. 4.

3) Var. lib. I, ep. 3. Von dieser Verwaltung Unteritaliens sagt Cassiodor Var. lib. XI, ep. 39: Senemur me iudicem solum, et quibus privatus ab avis astavique profui, vicarius nianus sum meis fascibus adjuvare. 4) Variar, lib. V, ep. 4.3. Omnes, quos ad Quaesturas culmen evehimus, doctissimos aestimamus, quales legum interpretes et consilii nostri decet esse participes, dignitas, quae nee divitiis, nec solis natalibus invenitur, sed tantum eam doctrina cum juncta potest imitari prudentia. 5) Variar, lib. VI, formal. 5. 6) Erbschiff bezeichnen Cassiodors Eptl sehr treffend als eine barbara eleganza.



und Symmachus zum Opfer brachte. Cassiodor hatte durchaus keine Ursache, mit einer Regierung unzufrieden zu sein, welche ihm persönlich alle mögliche Ehre erwies, und für sein Vaterland einen bessern Zustand herbeiführte, als es seit langen Jahren genossen hatte. Er hielt sich daher von allen Verbindungen mit dem ostfränkischen Hofe und von allen Umtrieben gegen die gotthische Herrschaft entfernt, und verlor niemals Theodorichs Vertrauen.

So untergeordnet Cassiodor neben Theodorich aus geheimerer Persönlichkeit war, so wichtig, aber auch schwierig wurde seine Stellung nach Theodorichs Tode. Das von diesem Könige erhaltene Gleichgewicht zwischen den italienischen und gotthischen Elementen des Reichs konnte nur von einer eben so fräftigen Hand behauptet werden; allein Theodorich hinterließ keinen erwachsenen Sohn, sondern sein achtjähriger Enkel Athalarich folgte ihm nach. Die Mutter dieses Prinzen, Amalasuntha, führte mit der Aufsicht über seine Erziehung auch zugleich die Regierung, und folgte in beiden den Rathschlägen und Anweisungen Cassiodors. Ihre Vorliebe für römische und griechische Bildung verschaffte dem italienischen Elemente am gotthischen Hofe das Ubergewicht; die Gotthen sahen mit Ärger und Verdruß die Regierung in den Händen eines Weibes und eines Italieners, und ihren künftigen König sich mit Wissenschaften beschäftigen, die in ihren Augen keinen Werth hatten, während er die Übung in den Waffen vernachlässigte. Sie benutzten eine Gelegenheit, wo der Prinz um eines kleinen Vergehens willen mit der Aus der Gekerkung worden war, um ihn seiner Mutter zu entreißen, und ihn im Umgange mit seinen Altersgenossen und in der Weise seiner Vorarbeiten heranwachsen zu lassen. Von diesem Augenblick an war das Gleichgewicht zwischen den gotthischen und italienischen Bestandtheilen des Reichs gestört; Amalasuntha suchte durch eine Verbindung mit dem ostfränkischen Hofe eine Erlage, und durch Entfernung oder Ermordung ihrer Hauptgegner eine Erneuerung ihres Ansehens, allein sie vergrößerte dadurch die Abneigung der Gotthen, und ward zuletzt ein Opfer derselben. Kaum war nämlich ihr Sohn an den Folgen der rohen Lebensweise, welcher er sich im Umgange und nach dem Beispiele der Gotthen ergeben hatte, im Jahre 534 gestorben, so sah sie von allen Seiten ihre Feinde sich gegen sie erheben. Um sich wider dieselben zu schützen, vermählte sie sich mit Theodorichs Nissen, Theodat, dem einzigen männlichen Erbskling, der noch von dem alten Königsgeschlecht übrig war. Sie verpflichtete ihren Gemahl, sich mit dem Titel und dem Schutze der königlichen Würde zu begnügen, ihr aber allein die Verwaltung zu überlassen; allein Theodat hatte kaum die königliche Gewalt in seinen Händen, so ließ er Amalasuntha zuerst gefangen setzen und sah sie dann der Nacht ihrer Feinde Preis. Obgleich Cassiodor Amalasunthas leiten der Rathgeber gewesen war, so war er doch ein zu unentbehrlicher Mann, als daß ihn Theodat in den Sturz der Königin verwickeln hätte. Er behielt daher auch unter Theodat und nach dessen Ermordung unter dem folgenden Könige Witiges die Verwaltung der innern Angelegenheiten. Es war um so nöthiger, einen Italiener an der Spitze der Administration zu lassen, da der ostfränkische

Kaiser Justinian die Uneinigkeit unter den Gotthen zur Wiedereroberung Italiens zu benutzen suchte, und da es darauf ankam, die Italiener in der Treue und Anhänglichkeit an die gotthische Regierung zu erhalten. Cassiodor ließ auch kein Mittel unversucht, um durch Ermahnungen und Wachsamkeit alle Bewegungen und Aufstände seiner Landleute zu verhüten<sup>7)</sup>, allein die Gotthen waren nicht im Stande, den Waffen des kaiserlichen Feldherrn Belisarius zu widerstehen, und Cassiodor, der in seinem ganzen Leben den Mantel nach dem Winde gekehrt und den jedesmaligen Nachhabern gebuhlig und gehorcht hatte, hielt es jetzt für Zeit, die sinkende Sache der Gotthen zu verlassen. Nach dem mißlungenen Veruche des Königs Witiges, Rom den Kaiserlichen zu entreißen, begab sich Cassiodor im Jahre 538 nach Unteritalien in seine Vatersstadt. Da er aber zu alt war, um in den verwirrten Werthbältnissen sich eine neue politische Bedeutung zu erwerben, so zog er sich in ein von ihm bei Ecipacium erbautes Kloster zurück.

Mit Cassiodors Eintritt in das Kloster beginnt eine andere nicht minder nützliche und folgenreiche Seite seiner Thätigkeit. Er betrachtete das Klosterleben als einen Verein wissenschaftlich gebildeter Männer, und gab sich nicht allein Mühe, seine Mönche zu unterrichten, sondern hielt sie auch an, Abschriften nützlicher Bücher zu verfertigen. Dem abendäländischen Klosterleben gab Cassiodor eine Richtung auf wissenschaftliche Bestrebungen, und er eröffnete der gelehrten Bildung in den Klöstern eine Freisstätte, und sicherte den Christen früherer Zeiten ihre Erhaltung dadurch, daß er an die Stelle von Hand- und Hebelarbeiten das Bucherschreiben den Mönchen als eine würdige Beschäftigung vorschrieb. Diese Verbindung der Wissenschaft mit dem Mönchsleben ist unstreitig Cassiodors größtes Verdienst; denn seinem Beispiele folgten bald alle übrigen Klöster Italiens und die nach dem Wasser derselben späterhin jenseits der Alpen gestifteten. Für die von den übrigen Ständen verdachten und verschmähten Wissenschaften wurde auf diese Weise ein eigener Stand interessirt. Wie lange Cassiodor als Vorsteher der des von ihm gestifteten Klosters Vivarium noch gelebt habe, ist unbekant; er erreichte aber auf jeden Fall ein sehr hohes Alter. Von seiner politischen Thätigkeit gibt die Sammlung seiner verfaßten Briefe die beste Vorstellung. Er gab dieselbe kurz vor seinem Uebertritte aus öffentlichen Verhältnissen unter dem Titel *Variarum libri duodecim* heraus. Die fünf ersten Bücher dieser Sammlung enthalten die Briefe und Verordnungen, welche er auf Befehl des Königs Theodorich geschrieben hat; im sechsten und siebenten Buche sind die Instruktionen (*formulae*) für die verschiedenen Ämter des ostgothischen Reichs zusammengestellt; das achte, neunte und zehnte Buch umfaßt die unter den Königen Athalarich, Theodat und Witiges erlassenen Schreiben, und das elfte und zwölfte die von ihm selbst in seinem eigenen Namen ausgesfertigten Briefe. Von Cassiodors übrigen historischen Schriften sind und bloß ein Auszug aus der Kirchengeschichte des Eusebius, Eusebius und Theodorichs

7) *Variae*, lib. XII, cap. 5.

(Historiae ecclesiasticae tripartitae libri duodecim) und eine kurze dem König Theodorich gewidmete Chronik von Erschöpfung der Welt bis auf Justinus den Ältern erhalten. Unter seinen Lehrschriften sind am bedeutendsten: 1) eine Erklärung des ganzen Valters; 2) ein Handbuch der sieben freien Künste, und 3) ein Aufsatz über die Orthographie, um die Nichtigkeit und Genauigkeit der Buchstabenschriften möglichst zu machen. (Fr. Lorenz.)

**CASSITERIDES**, *Kassiterides* (*Kassiterides* bei Strabo und Ptolemäus), *Kassiterides* *ῥῆσος*, Zinninseln, unstreitig nach dem griechischen *κασσίτερος*, Zinn, gebildet<sup>1)</sup>, wie auch durch die Zeugnisse des Alterthums bestätigt wird. „Wir (Griechen) bekommen von den Kassiteriden Inseln den *κασσίτερος*“ sagt Herodot III, 115, welche Stelle überhaupt die älteste Erwähnung jener Inseln darbietet<sup>2)</sup>. Das Zinn oder überhaupt das plumbum, welches sich nach der Meinung des Alterthums auf den Kassiteriden Inseln erzeugt, brachte (nach Plinius VII. c. 56.) zuerst von dorther *Midas* *ἄριστος*, ein Mann, der nicht weiter bekannt ist, der aber vielleicht zu dem phrygischen Könige Midas in einiger Beziehung steht. Mit Benutzung auf Cassiodor Varr. II. epist. 151. und Hygin I. 274, wo gesagt wird, daß der phrygische König Midas das plumbum album et nigrum zuerst erfinden habe, möchte daher auch Harbun bei Plinius *Midas* in Midas Phrygius verändert, wenn es nur einige Codd. Mss. an die Hand gäben. Indeß behalten die Stelle bei Plinius, wo der erste *Herbertus* in

gung, und die Stellen bei Cassiodor und Hygin, wo von der ersten Erfindung des plumbum die Rede ist, auch abgesehen von der Person, immer noch einige Differenz. Bochart (Canaan I. c. 89.) will für den *Midas* bei Plinius haben *Melcartus* oder *Melcarthus*, d. i. der Herkules, welcher als Handelsgott die Phönicië auf ihren westlichen Fahrten begleitete, und Emblem ihres Handels und ihrer Schifffahrt nach dem Westen ist. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß die Phönicië die ersten waren, welche sich in den Besitz jenes Metalls zu setzen wußten, und, um sich das Monopol desselben zu erhalten, den Weg nach den Zinnlegenden vor allen andern sorgfältig geheim hielten (Diodor V, 38. Strabo III. p. 265. [175]). Daß indeß an den Fahrten der Phönicië nach den Zinnlegenden schon frühe Carthago, Gades und andere phönicië Colonien in Hispanien Theil genommen haben, wird Niemand bezweifeln. Ja wir können dies sehr bestimmt behaupten, da uns Plinius in der Ora maritima die Nachricht darüber aus des Carthagers Himilo Secreife erhalten hat. Er sagt: „Nach den Astronomen der Gegenden handelten nach hergebrachter Weise die Tartessier (das sind überhaupt die phönicië Colonien in Hispanien, vor allen in Gades); aber auch die Colonisten und das Volk der Carthager kreuzten zwischen den Säulen des Herkules und besaßen diese Meere, wovon der Punier Himilo, wie er es selbst versucht und erfahren habe, berichtet, daß die Fahrt in ungefähr vier Monaten gemacht werden könne.“ Auch die Phönicië, welche bei Strabo a. a. D. den Handel von Gades aus dorthin besaßen, sind wohl keine andern, als die Carthager und Gadiraner. Strabo erzählt nämlich: die Römer, um selbst jene Handelsplätze (wobey das Zinn bezogen wurde) kennen zu lernen, waren einst einem (phöniciënen) Schiffsherrn nachgesegelt; doch dieser hätte absichtlich sein Schiff auf eine Untiefe geworfen, und die nachfolgenden (Römer) ins Verderben mit hineingezogen; er selbst hätte sich auf einem Bruch gerettet, und von seinem State Ersatz für die Wagn erhalten, die er für das alles meine Interesse aufgeworfen hatte. Diese Strabonsche Erzählung weist deutlich genug auf die Eisenfahrt zwischen Carthago und Rom hin, welches letztere, nachdem es auch zur See eine bedeutende Stellung Carthago gegenüber eingenommen hatte, es nun versuchte, sich der Vorthelle auf dem Meere zu bemächtigen, in deren alleinigem, auch durch frühere vortheilhafte Verträge (s. Verlagen zu Heeren Ideen vom J. 1815, Th. 2. S. 701 ff.) gesichert ten Verträge seither das durch Schifffahrt und Handel so blühend gewordene Carthago und die phöniciënen Colonien gewesen waren. Und endlich gelang es auch, wie Strabo a. a. D. berichtet, durch wiederholte Versuche den Römern, den Weg nach den Zinnlegenden zu entdecken, und Publius Crassus, der selbst dorthin gesegelt war, lenkte darüber die gewünschte Auskunft geben. Darüber weiter unten.

Nach Strabo a. a. D. und Ptolemäus II. c. 6. waren

8) Magni Aurelii Cassiodori Senatoris opera omnia. Ed. Joh. Garetius Venet. 1729. 2 Tom. fol.

1) Dehaet (Canaan I. c. 38.) ist nicht abgeneigt, das Wort *κασσίτερος* in seinem Ursprunge für Phönicië zu halten, da die phalacischen und arabischen Formen für Zinn ihm ähnlich lauten. So hat 4 Mos. 31, 22. für das Hebr. כֶּסֶף (Zinn) Jonathan

כֶּסֶף *kassira*, der Hierosolymitan. Interpret כֶּסֶף *kassira*,

hebrae. der Hebräer קֶסֶף *kassir*. Im Talmud tractat,

Sanhedrin steht כֶּסֶף *kassirion*. Vgl. Sprengel

Geogr. von Ostbeitanien I. S. 6. Anm. h. Doch der Umstand,

daß jene orientalischen Wörter aus einer Zeit sind, wo sich die

griechische Sprache auch einen sehr großen Theil der damals bekann-

ten Welt angeeignet hatte, läßt vermuthen, daß sie erst nach dem

griechischen *κασσίτερος* gelernt sind. 2) Eben so geht es

heraus aus Ptolemäus (über eben J. Voss. de hispan. Gr. I. c. 24.) bei Strabo III. p. 219. 220. [147], der jedoch außer den

Kassiteriden Inseln auch das Gebiet der Barchonen, die oberhalb

Kastilien wohnten (hies sind die Barchani, wie aus dem Folgenden

ersieht), und Britannien als die Gegenden nennt, in welchen

jenes Metall sich erzeugt. So auch Dieder V, 38., der offenbar

aus Ptolemäus geschöpft hat. S. nach Strabo III. p. 205. [175].

Pompon. Mela de situ orbis III. b. 4. 2. Plinius IV. c. 22.

sagt, jene Inseln waren von den Griechen Kassiteriden genannt

wegen ihrer Reichthümlichkeit an plumbum, welches plumbum bekannt-

lich das *κασσίτερος*, das pl. album, unter sich begreift. Aus

Plinius (liber Solinus Polybius. a. 24. p. 32. c. Verh. nach

Escl. u. Esclat. u. Dionysius Periegetes u. Sol. ff. Dionysius

seht bei der Ursprung des Namens auf die Kassiteriden anzu-

weisen; er sieht er auch, daß die Kassiteriden die dichtesten zu

sein. „Er nennt sie Heptiden wegen ihrer westlichen Lage“ sagt

Esclatius a. a. D. S. und die Escl. und Paragrapfen zu Dio-

nyssus a. a. D. 1. Avienus Deser. orb. terr. 708 ff. und Pri-

scianus Perieges. 574 ff. Daraus werden die Annahmen

genom in Avienus Ora marit. 186. Dagegen Wundt; und West

Th. 2. S. 46. Anm. 15.

3) S. dein Bochart Canaan I. c. 39. und Heeren Aus-

sätze und Umarbeitungen aus der 4. Ausg. des Dren. 1827. Th. 2.

S. 165. 67.

der Kassiteriden; Inseln zehn, die eine Gruppe bilden<sup>4)</sup>. Plinius redet in der einen Stelle IV, 22. von mehreren Inseln, die von den Griechen Kassiteriden genannt wären; in der andern VII, 56. spricht er von einer. Auch Stephanus Byz. nennt nur eine Insel κασιτέραι; über diese weiter unten.

Was Estrabo a. a. D. und sein Abschreiber Eustathius zu Dionys. a. a. D. mit so großer Bestimmtheit und Genauigkeit über die Bewohner der Kaffirsten inseln berichten, das sieht zwar beim ersten Anblick nicht gerade einem ausgetrockneten Wädhren ähnlich, wird sich aber in Folge dieser Untersuchung als eine von Seefahrern, welche aus jenen Zingengegenden zurückkamen, gebildete Sage erweisen. Estrabo sagt: Eine von den jehn Kaffirsten ist unbewohnt; auf den andern wohnen schwarzrückige (*melanchrooi*) Leute, die Ethnonen gehen ihnen die zu der Fähe herab; in der Brust sind sie gegürtet; sie gehen mit Stöcken umher; sie sind den Negergöttinnen (*Gurien*) in der Traggabe ähnlich <sup>2</sup>). Sie leiden von Viehwuth, größtentheils nomadisch; von Metallen besitzen sie Zinn und Blei; für die und für Thiere häute tanschen sie sich von den Kausleuten (*Seefahrern*) irdene Geschirre, Salz und eherner Geräthschaften ein. Publius Erafus fand in ihnen friedfertige Leute, die schon in Folge ihres Wohlstandes in dem Seerufen einen neuen Erwerbszweig aufgesucht hätten. Dionysius 563. 564. läßt seine Hesperiden von dem wohnhabenden Volke der edlen Iberer bewohnen. Bei Aelienus (*Descriptio orb. terr.* 738. 739.) bewohnen Arbioper die Hesperiden; und in der *Ora maritima* V. p. heißt es von den oben erwähnten Nütruniden; Inseln: Sie sind bewohnt von einem zahlreichen, stolzen und kunstfertigen Volke, das sich ganz dem Handel widmet, und auf seinen Rähnen, die nicht aus Brettern, sondern aus Fellen verfertigt sind, über das Meer fährt.

Schwieriger als die bisherige Darstellung wird die Untersuchung über die geographische Lage jener Kaffiteiden, Zinseln, oder über den Platz, den ihnen die Alten auf ihren Ertraktaten angewiesen haben. Der Umriss, daß die Phönizier und ihre Pflanzstädte den Weg nach den Zinggegenden mit aller Eorgfalt verbargen, und daß wir bei der Frage nach jenen Zonen bloß auf die Berichte von Griechen und Römern verweisen sind, die, wenigstens aus früherer Zeit, und weiter nichts mittheilen können, als was sie von jenen faumännlichen Sinngegnern darüber erfahren, dieser Umriss muß unsere Aufmerksamkeit wenigstens auf ein größeres, unbefinnliches Gebiet des westlichen, dem höhern Alterthume selbst nur durch Küsten schiffahrt bekannten Oceans verheißt. Daß man indeß im Alterthume ziemlich allgemein die Kaffiteiden in den Westen von Europa und in die Nähe oder in die Richtung von Hispanien setzte, ist ausgemacht, und selbst aus Her

4) Bergl. Schel. zu Diemhufus Verieg. 561.; auch Eustathius dazu, der aus Strabo geholt ist. 5) Da lese mit Eustathius richtig a. a. D. und Cajane, zum Strabo a. a. D. *ὁμοῦς τῶς γυναικὲς ἡλικίᾳ*. Die gewöhnliche Lesart *ὁμοῦς τῶς ἡλικίᾳ* *τοῖς γυναικὲς*, um Nase und Mund herum und dem Bilde ähnlich (wegen der langen Haare), vertheidigt Raphael Fabrett. de Columna Trajani. c. 1. p. 19 ff.

6) Ortstafeln zu seinen Tafeln der alten Geographie unter Britanniae insulae. 8. jährl. Bernhardy Annotat. ad Dionys. Perieg. 30. 7) G. zu Mela de or. exact. vom Lyschulz.

Salma], zum Celin, p. 197. und Clover, Germania ant. I, 2, p. 19. 8) über den meiten Begriff und die Ausdehnung des atlantischen Meeres f. Bernhady Annotat. ad Dionys. Perieg. 30.

die sogenannten Kassetiden sind, da auch bei keiner dieser Stellen die Erwähnung des Zinnes, als des Hauptkennzeichens fehlt<sup>9)</sup>. Unter eben diesem Gesichtspunkte ist aufzufassen Plinius N. H. 84, 16., wo es heisst, dass nach der Fabel das Zinn von Inseln des atlantischen Meeres gebolt werde. Wenn man aber bei Plinius 4, 22. liest, die Kassetiden lägen Celtiberien gegenüber, nämlich Gebiete Hispaniens, das mitten im Festlande liegt, so muss man entweder unter dem hier gemeinten Celtiberien das ganze Hispanien, wie es mehrmals vorkommt, und zwar dasselbe namentlich in seiner Ausdehnung nach dem Westen verstanden<sup>10)</sup>, oder man muss das Celtiberiae bei Plinius für Corruptel halten. Plinius will dafür Celicorum Neriarum lesen, was sehr gut passt, da bei Plinius gleich darauf das Vorgelände der Heretada, welche mit den Artabris ein und dieselben sind, erwähnt wird (s. Calinasius zum Solim. S. 197). Claudius Ptolemäus II, 6. setzt die Kassetiden in den nördlichen Deraz; ihre Mitte hat nach ihm die Grabe d. n. 2. 42° d. B., 2. 45° d. B.). Somit würden wir die Kassetiden des Ptolemäus ungefähr eben da suchen müssen, wo wir sie bei Strabo und Diodor gefunden haben<sup>11)</sup>.

Zu späterer Zeit hat man sich viele Mühe gegeben, die Kassetiden der Alten auch auf der neuern Weltkarte aufzufinden<sup>12)</sup>. Doch ist keiner dieser Versuche glücklich zu nennen. Mehrere bedeutende Stimmen haben sich für die Ansicht erhoben, dass die britannischen Inseln (Mibion und Hibernia) die eigentlichen Zinnländer des Alterthums seien, und dass man sich unter ihnen die Kassetiden zu denken habe. So Bochart a. a. O., Delat a. a. O. und Cluver. German. ant. I, 2. p. 19. Für die Meinung, dass die britannischen Inseln die Kassetiden der Alten seien, spricht, dass auch bei Dioscor. V, 38. und Strabo III, p. 220. (147) Britannien unter den Zinnländern der Alten genannt wird. Eine große Menge Zinn, heisst es bei Diodor, kommt auch von der britannischen Insel in das gegenüber liegende Gallien; wir Kaufleute schaffen es auf Pferden durch das Festland der Kelten zu den Massiliensern und in die Stadt Karbo. Vergl. auch Diodor V, 22. Polybios III, 57, 8.; und Caesar de bello Gall. V, 12., nach welcher Stelle sich das Zinn im Mittellande von Britannien erzeugt. Ferner spricht für diese Meinung, dass Britannien noch heute zu Tage sehr wichtige Zinngruben besitzt, welches Metall vorzüglich die südwestliche Halbinsel Englands, Cornwallis, n. reicher Fähr hervorbringt. Auch ist es wol kaum zu bezweifeln, dass der kühne phöniciische Seefahrer, der sich nach Herrens sehr wahrheitslieblicher Annahme (Jden, Hist. Werke 1824. Th. II, S. 71.), um den Bernstein zu holen, die nach der Sijer und den preussischen Küsten zog, seiner Küstenschiffahrt ungeachtet auch die Brit-

tannien vorbrang. Dagegen aber ist, dass bei Diodor und Strabo a. b. a. O., ferner bei Strabo II, p. 181. (120) und p. 191. (129), bei Diogenes 565 ff. (s. dazu d. Schol., Paraphrasen und Eustath.) auch bei Avienus descr. orb. terr. 745 ff. Ora II, 112 und bei Priscian 577 ff. die britannischen Inseln von jenen inneren Eilanden deutlich unterschieden werden. Vergl. auch die angesführten Stellen des Plinius mit N. H. IV, c. 16 u. a. O. Auch muss, sobald man diese Ansicht durch Berichte des Alterthums zu erhärten versucht, dagegen bemerkt werden, dass bei Strabo III, p. 265. (175) von zehn Kassetiden die Rede ist; dass derselbe nirgend, außer da, wo er aus Poseidonios schöpft III, p. 220. (147), selbst in seiner Beschreibung von Britannien nicht, das Zinn unter den Producten Britanniens mit aufzählt, s. IV, p. 305. (199); dass auch Plinius nur das daselbst gesundene plumbum nigrum erwähnt, N. H. XXXIV, c. 17., dagegen im vorhergehenden 16. Capitel bemerkt, zu seiner Zeit wisse man bestimmt, dass das Zinn in Lusitanien und in der (benachbarten) Galläcia sich erzeuge.

Die meisten haben nun nach Camden in den Cornischen oder Scilly-Inseln im S. W. bei Sornwallis die Kassetiden der Alten finden wollen. Es sind dies eine Gruppe von ungefähr 145 (nach Andern 140) Inseln, zum großen Theile nur aus hervorragenden Felsen und Klippen bestehend, von denen die zehn größten den vorzüglichsten Kennzeichen, Zinn und Blei, hätten. Diese Meinung nimmt Mannert (Geogr. d. Gr. u. Röm. I, S. 445 ff. 1799.) nicht nur an, sondern glaubt sie auch aus dem Strabonischen oder Eratosthenischen Begriff von der Figur der Länder als die einzig richtige erweisen zu können. Diese Inseln, die Kassetiden des frühern Alterthums, vergass man aber nach Mannerts Meinung ganz, da der Zinnhandel seinen Gang aus Britannien durch Gallien nach Massilia in Lande nahm (Diodor V, 22. 38. Strabo III, p. 220. [147]). Auch Herrens (Athen Th. 2. Abth. 1. 3. Aufl. 1815. S. 178) stimmt darin bei, dass die Kassetiden der Alten keine andern als die Cornischen Inseln sein können, meint aber doch (Zusätze und Umarbeitungen aus der 4. Ausg. der Athen, Th. 2. S. 66), dass, obgleich diese Inseln das Ziel gewesen wären, der dortige Zinnverkehr auch das nahe Hibernien und Alibion umfasst habe, welche Inseln von den Seefahrern der Kassetiden mit ihren Kähnen besahen wurden. Auch findet er es aus der Bemerkung des Diodor V, 22. (fälschlich schreibt Herrens es Strabo), dass auf den britannischen Küsten (Diodor nennt dies das Vorgebirge Belerion) die einheimischen Völkerschaften im hohen Grade gastfreundschäftlich wären und durch den Verkehr mit (fremden) Kaufleuten mildere Sitten angenommen hätten, wahrscheinlich, dass auch Phöniciern und Carthager bis dahin kamen und Niederlassungen an diesen Küsten hatten. (Vergl. zu Diodor a. a. O. Caesar de bell. Gall. V, 14.)

Gegen die Annahme der Corlingischen Inseln erklärt sich Nonius (Hispania c. 93.), bei dem die große Anzahl der Corlingischen Bedenken erregt, wennwol er zugibt, dass das Ubrige auf sie passe. Doch wenn wir Camden u. A. glauben dürfen, dass unter diesen Inseln vornehmlich die zehn größern viel Zinn und Blei enthalten, so

9) D. Dionysius p. 533., d. Priscian 575., d. Avienus descr. 742. 743. Ora 106.

10) Vergl. hierzu Diodor V, 8., wo die Kassetiden eben so allgemein Iberien gegenüber gesetzt werden; nur dass bei Diodor durch die Angabe, „überhalb Hispanien u. s. w.“ noch eine nähere Bestimmung hinwinkt.

11) Vergl. Hauptmanns zweite Karte von Europa zum Vtelte nach dem Abriß des Mercator; und Mercatoris Adnotat. ad p. 11 ed. Bert.

12) Die vornehmsten Ansichten der neuern setzen man bei Eschschke zu Mela III, 6. §. 2. not. c. 248.

wäre dieser Kussloß beseitigt. Auch die Lage der heutigen Eorlingen scheint sich einigen Berichten der Alten über die Lage ihrer Kassiteriden aufzuschließen. (S. oben vornehmlich Strabo II. p. 181. [120]). Doch bleibt die Sache noch zweifelhafte genug, da der plötzliche Übersprung von den Kassiteriden des Alterthums auf die Eorlingen der neuern Zeit ohne weitere Nachweisung und Vermittelung immer als gewagt erscheinen muß. Ueberdies sagt Herodot (Iberu a. a. D.): „Da auf den Eorlingischen Inseln noch gegenwärtig Zinn gefunden wird, ist mir nicht bei der Hand.“ Wie haben es gleichfalls nicht untersucht; aber wundern dürfen wir uns doch, wie ein so gründlicher Forscher bei der bewussten Möglichkeit, daß dieses Hauptkennzeichen fehle, und ohne sich auf eine nähere Erörterung einzulassen, die heutigen Eorlingen so unversichtlich als die Kassiteriden des Alterthums bestellen konnte. Nonius aber meint a. a. D., daß die Eorlingen ehemals vielmehr die von Solinus Polyhist. c. 22. erwähnte Insel Etilura gewesen wären, deren Gewohnheit von Tacitus im Agricola II. Etilures genannt wurden. Doch die von Tacitus mehrmals erwähnten Etiluren sind ein Volk an der Küste Britanniens. (Vergl. Plinius N. H. IV. c. 16. (30) und dazu Harduin). Dieser Ircubum reißt dem Nonius nachgewiesen von Tischnud zu Mela a. a. D., bei dem auch das Obirge nachzuweisen ist. Nonius besetzt übrigens, daß er nicht wisse, was für Inseln die Kassiteriden heut zu Tage seyen; oder wenigstens sind sie nach ihm nicht fern von Glavum Brigantium, i. Corunna in Galicien, zu suchen, und die vornehmste ist jetzt Euariga. Bader (de Venedis et Eridano, Opus. p. 524.) scheint die Kassiteriden in das baltische Meer zurückzuführen; so würden sie in der Nähe der Bernsteinfäden zu suchen sein. Doch einer solchen Annahme vermag das Alterthum keine Zustimmung ganz. U. hagen endlich (histor. p. 169.) will die alten Kassiteriden wieder auf Britannien, das man vielleicht später dafür genommen, noch auf spanische Inseln übertragen, sondern meint, die alten Kassiteriden wären nicht mehr vorhanden, sie wären untergegangen. Darauf läßt sich freilich gar Nichts ers wiedern.

Meinen eigenen Untersuchungen zufolge kann ich die Kassiteriden im Sinne der Alten, wonach sie als eine bestimmte Anzahl besonderer, nahe bei einander gelegener, und durch die frühe Production des Zinns ausgezeichnete und nach diesem Metalle genannter Inseln erscheinen, nur für eine Fiction halten, erfunden für das Interesse des Handels von den phöniciſchen Kaufleuten, absichtlich beibehalten und fortgesetzt für dasselbe Interesse von den Carthagern und andern phöniciſchen Colonisten, ausgenommen und geglaubt von den Griechen und Römern. Ich gehe von dem unbestimmten und allgemeinen Namen Zinn in sein aus, um diese Ansicht zu erhärten. Wie haben schon oben gesehen, wie viel den Phöniciern und ihren Colonien daran lag, sich das Monopol des Zinnhandels zu erhalten, und wie sie den Weg nach den Zinngegenden vor allen sorgfältig geheim hielten; ein kaufmännisches Princip, welches die Engländer, Holländer und andere seegreube und handelsreibende Nationen bis

auf die neuesten Zeiten festgehalten haben. Auch konnten wir aus Herodot und Strabo ersehen, daß den Phöniciern dieses lange Zeit gelang. Aber sie wollten dieses Metall wieder an andere Völker, an Griechen, Römer u. s. f. verhandeln. Sol konnten sie beim Verkauf desselben die so nahe liegende Frage der Käufer nicht abweisen: woher sie denn das Zinn holten. Da aber ihr Interesse selbst, die Fragenben über die eigentlichen Zinnländer und den Weg dahin im Dunkel zu lassen, so antworteten sie: Von den Zinninseln. Mit dieser allgemeinen und unbestimmten Antwort war nun der Fragende ungenügend auf dieselbe Weise berichtet und der Wahrheit eben so nahe gebracht, als der, welcher heut zu Tage in seiner Unkunde nach den Eorlingen fragt, woher der Zucker komme, und die Antwort erhält: Von den Zuckerinseln. Wie von selbst drängt sich hiebei aus Herodot III, 115. die Bemerkung auf, daß die Phöniciern beim Abfage des Bernsteins sich auf ganz ähnliche Weise benahmen. Sie nannten, wenn sie um die Bernsteinlegenden befragt wurden, den nirgends zu findenden Fluß Eridanos, dessen Namen zwar Herodot a. a. D. für beſſerlich erklärt, der aber doch wohl erst griechische Übersetzung ist. Und sicherlich verbieth sich's eben so mit den berühmten Hyperiden; Gärten, aus welchen Herakles, b. i. Melastar, der als Gott der Schiffsahrt und des Handels die Phöniciern auf ihren westlichen Fahrten begleitete, die goldenen Äpfel (Gold) holte. Auch diese Hyperiden; Gärten, deren Name bloß auf den unbestimmten, weiten Westen deutet, hat man bald hier bald da, doch überall vergeblich gesucht. Vergl. unten Anm. 12.

Es koste jedoch in der Folge den Griechen nicht unbedeutend bleiben, daß das Colonienſystem der Phöniciern und ihr Seerhandel seine vorzüglichste Richtung von Osten nach Westen nahm, und daß die Küsten des gold- und silberreichen Iberiens ihnen ganz vorzüglich willkommenen Stapelplätze und Niederlassungen dargeboten hatten, daß auch kühne phöniciſche Seegler die Säulen des Herakles hindurch geſeuert waren. Das Mittelmeer war seit den Kämpfen mit den Persern und dem peloponnesischen Kriege den Griechen selbst bekant geworden; auf diesem Meere waren die Kassiteriden nicht zu finden; wo anders also konnten diese Inseln liegen, als jenseit der Säulen des Herakles, im Westen von Europa, etwas nördlich von Iberien, wie bei Strabo u. A., oder auch südlicher, wie bei Dionysius und Plinius? — Endlich kamen die punischen Kriege, die mit Carthago's gänzlicher Vernichtung endeten. Kom ging aus ihnen nicht nur als Siegerin zu Lande, sondern auch als Herrscherin auf dem Meere hervor. Kein Wunder, wenn es nun der Römer versuchte, auf dem frei gewordenen Elemente die Vorherrschaft zu ernten, die sonst das durch den Verkehr zur See zu Reichthum und Macht erhobene Carthago genossen hatte. Und der Römer Publius Cassius — welchen sonst unbekantem Mann wir doch unmöglich höher hinaufsteigen können, als in die Zeit nach den punischen Kriegen — fuhr, nach Strabo, selbst nach den Kassiteriden und gab darüber die gewünschte Auskunft. Doch dieser Publius Cassius hat sich betrogen, und hat diese Eilande niemals zu ſehen bekommen.

Er durchfuhr die Säulen des Herkules, kam auf Inseln, vielleicht auch nur an eine Küste von Hispanien<sup>13)</sup>, die er, weil er nicht weiter landeinwärts ging, für eine Insel hielt; fand daselbst Zinn, und glaubte nun auf den sogenannten Kassiteriden zu sein, so wenig auch die fruchtbarsten, wohlhabenden, dem Seewesen ergebenden Bewohner von Strabo in der nämlichen Stelle nach früheren Berichten geschätzten Kassiteridenvölkern ähnlich waren. Daß es aber die sogenannten Kassiteriden, die nach der jüngeren Vorstellung alle Länder an Reichthum des Zinnes übertrafen, nicht waren, sieht man daraus, daß die Römer, so viel wir wissen, die Entdeckung des Publius Crassus, die er so eheulich mittheilte, nicht weiter besuchten, sondern ihr Zinn nach wie vor aus Hispanien, später auch aus Britannien bezogen (Vergl. Diodor V, 38 und 22. Strabo III, p. 219. 220. (147). Plinius N. H. XXIV, c. 16.); wie auch daraus, daß selbst nach dieser Entdeckung Schriftsteller, wie Strabo und Dionysius, die viele Zeitgenossen waren, später auch Plinius u. A. über die Lage der Kassiteriden verschiedener Meinung seyn konnten.

Wenn wir auf diese Weise die Kassiteriden-Inseln als eine reine Fiktion der Phönicier betrachten mußten, so, so sehr sie auch war, nicht nur von Griechen und Römern, sondern auch bis auf die neuesten Zeiten unangesehen geblieben ist, so können wir doch fragen, woher denn nun eigentlich die Phönicier und ihre Colonien das Zinn geholt haben. So verwandelt sich die gedrückte Frage nach dem Zinn in eine in die weit sicherere nach den Zinngebirgen oder Zinnländern des Alterthums. Und hier weist uns Alles zunächst auf Hispanien und seine Küsten hin, auf das Land, wo die Phönicier auch ihre eichene Gold- und Silbergruben hatten<sup>14)</sup>, wo im Nothwesten von Lusitanien bei den Atabris die Erde von Zinn erblüht (Poseidonios bei Strabo III, p. 220. [147]); wo nach Plinius N. H. XXXIV, c. 16. die Gebiete von Lusitanien und Gallicia das nach der Fabel von Inseln als atlantischen Meeres geholte Zinn wirklich hervorbringen; wo südlicher der Bätisfluß dasselbe Metall in großer Menge mit sich führt (s. Calpurn. zum Solin. c. 202. b.), wo es endlich nach Diodor V, 38. an vielen Orten ausgegraben wird. Daher auch bei Aristoteles de mirab. auscult. c. 51. ausdrücklich *ο κασσιτερος ο Κιλικίας*, das bei den Keltsien in Hispanien gesungene Zinn. Auch ist es nicht zu übersehen, daß Dioskorus seine Hefferberiden von den wohlhabenden Iberern erwohnen läßt; s. oben. Hispanien ist also das früheste und wichtigste Zinnland der Phönicier und des Alterthums überhaupt.

Aber wer wollte es unwahrscheinlich finden, daß der

kühne phöniciische Segler später auch über die westlichen Küsten von Hispanien weiter nach dem Norden hinanfuhr gelte und sogar die Seefahrt nach dem nördlichen Britannien wagte? Daß er auf diesem Wege die näher und ferner gelegenen kleinern Inseln mit besah und untersuchte? Britannien (Vergl. die oben angeführten Stellen) und wohl auch einige kleinere Inseln wurden ihm die zweite Zinngrube nächst Hispanien. Über diese kleinern Inseln, unter denen man, weil es nun einmal Inseln sein sollten, später die Kassiteriden, bald hier bald dort aber immer vergeblich, heraussuchte, waren gewiß nicht sein letztes und am meisten befriedigendes Ziel. Hispanien gewährte noch immer und nächst ihm Britannien die reichste Ausbeute an Zinn.

Kaum wird noch jemand fragen, warum man die Kassiteriden in Inseln machte, da doch das Festland von Hispanien die frühesten und wichtigsten Zinngruben darbot. Es lag, wie schon mehrmals bemerkt, in dem Handelsinteresse der Phönicier, andere Völker und so auch die Griechen über die wahren Zinngebirgen in Dunkel und Ungewißheit zu lassen. Inseln mußten es sein, und zwar Inseln auf dem hohen Meere (*μεγαλας*), damit es keinem Andern einfiele, den Weg dahin, etwa zu Lande, zu versuchen; Inseln, welche die Aufmerksamkeit anderer Völker von dem eigentlichen Zinnlande, Hispanien, abzulenken, Inseln, bewohnt von abgesonderten, ungesessenen, Gurien ähnlichen Menschen, denen man zu nahe Bedenken trug; Inseln, die alle andere, eben weil sie nicht vorhanden waren, vergebens suchen sollten und als Inseln auch vergebens gesucht haben. Aber in dem Seebuch eines Carthagers, des Himilco, wenn anders die Nachricht der Avienus zuverlässig ist, waren die zinnreichen Atropiden nicht als Inseln, sondern als Gegenden, termini, aufgeführt.

Aber warum gerade zehn solcher Inseln? Ich will nicht erwähnen, daß Plinius in der einen Stelle nur von einer, in der anderen unbestimmt von mehreren, daß auch Herodot und Poseidonios nur allgemein von Kassiteriden Inseln sprechen. Hatte der Phönicier einmal auf die erste Frage „woher das Zinn“ so und nicht anders geantwortet, so konnte er die Antwort auf die zweite Frage nach der Anzahl seiner Inseln nicht füglich ablehnen. Eine bestimmte Zahl mußte also gesagt werden, aber auf keinen Fall eine solche, mit deren Hilfe die Reugier sich selbst weitere Aufklärung hätte verschaffen können. Ob und warum man nun gerade sagte zehn, das weiß ich nicht; aber es lohnt auch nicht der Mühe, es tiefer zu untersuchen.

Will man also mit dem anfangs bloß fingirten Namen Kassiteriden einen Begriff verbinden, der nicht aller Realität ermangelt, so hat man darunter allgemein Zinngebirgen oder Zinnländer zu verstehen, aus welchen die Phönicier und ihre Colonien dieses Metall holten; vor allen Hispanien, sodann Britannien, und vielleicht auch einige auf dem Zwischenwege dieser Länder gelegene Inseln. (A. Vogel.)

CASSIUS. 1) Andreas, ein Arzt, aus Schieds wog gebürtig. Nachdem er in Leipzig studirt, und in Göttingen, nach Vertheilung seiner damals berühmten ge-

13) Das letztere wird um so wahrscheinlicher, da Strabo sagt, Publius Crassus habe gefunden, daß dort die Metalle nicht tief aus der Erde herbeigegeben würden; sehr ähnlich dem, was Plinius N. H. XXXIV, c. 16. über das Zinn in Lusitanien als Gallien berichtet: *signi summa tellure arenosa*. Vergl. auch Strabo III, p. 219. (147). Diodor V, 38. 14) Im Nothwesten Hispanien, welches aus Hefferberiden heißt, sind gewiß die oben erwähnten Gärten der Hefferberiden mit ihren goldenen Früchten zu suchen.

Wagm. Leipzig, v. W. u. R. XXI.

wordenen Diss.: de triumviro inastinati cum suis  
thereseus 1668 promovir hatte, trieb er in Hamburg  
eine glückliche Praxis. Er machte sich besant durch Er-  
findung einer zu seiner Zeit als Mittel gegen die Pest be-  
ruhmt gewordenen Besoareffenz, und eines nach ihm ge-  
nannten, eine schöne Purgursfarbe liefernden Goldpräcipi-  
tates, wovon er Nachricht gegeben hat in seiner Schrift de  
extremo illo et perfectissimo naturae officio, de prin-  
cipe terrenarum sidere, Auro, de admiranda ejus natu-  
ra, generatione, effectibus atque ad operationes habi-  
tudinem (Hamb. 1685). Sein Lebensjahr ist unbekant. —  
Weller in der Cimbria literaria, welchem Jöcher  
folgt, macht aus diesem Andreas zwei Personen, Vater  
und Sohn; der erste soll, nachdem er 1632 zu Leiden pro-  
movirt, in Hamburg Praxis getrieben haben und der Er-  
finder der Besoareffenz gewesen seyn; der Sohn aber,  
nachdem er in Erdingen promovirt, in Lübeck praktischer  
Med. und der Schriftsteller über das Gold gewesen seyn.

2) Christian, des Andreas Bruder, war Camler  
und geheimer Rath des Bischofs von Lübeck, für welchen  
er mehrere diplomatische Geschäfte besorgte. Er war ein  
Freund von Hugo Grotius, und hat mehrere der Zeit ange-  
hörige Schriften herausgegeben. Er starb im J. 1676.  
(H.)

CASSUBEN, ein Volk in Hinter-Pommern. Eru-  
nen Namen hat es nach dem polnischen Chronisten Bogus-  
phal, der 1253 starb, von seiner Kleidung, die lang,  
weit und in weite Falten gelegt war <sup>1)</sup>. Eine Abtheilung,  
die dadurch beflagt wird, daß noch jetzt in Pommern  
tellen Röcke von groben wollenen Zeuge Cassuben genant  
werden <sup>2)</sup>. Sie hatten ehemals alles das Land inne, was  
die polnischen Herzöge den Pommern vor ihrer Befreiung  
abgenommen, entvölkert und mit ihren Unterthanen be-  
setzt hatten, nämlich Hinterpommern und die polnischen  
Palatinate nördlich der Warie <sup>3)</sup>. Dieses wird dadurch  
belegt, daß ihre Sprache mit der polnischen verwandt  
ist, sich zu derselben, wie das Plattendeutsche zu dem Hoch-  
teutschen verhält, und sie das Polnische, in welchem  
ihnen gesprochen wird, wohl verstehen. Die pommerschen  
Fürsten betrachteten sie schon im 13ten Jahrhunderte als  
ein besonderes Volk, und schrieb sich daher der Herzog  
Bogislaw 1291 Dux Slavorum et Cassubie <sup>4)</sup>. Unter  
dem Herzogthum Cassuben verstand man das Land an der  
Persante und weiter nach Bergen hin. Culberg war seine  
Hauptstadt. Jetzt haben sich aber die Cassuben hier ver-  
loren, und finden sich nur noch in den Herrschaften Lau-  
enburg und Wittenow, an der westpreussischen Grenze am  
Seebrande und an der Leba. Diese letztern weichen von  
den Teutschen und Wendem durch ihre Kleidung ab. Sie  
kleiden sich nur in schwarze oder weiße Leinwand und wol-  
lene Zeuge. Die Weiber tragen enge Röcke mit vielen

kleinen Falten, und die Männer kurze wollene Wamse  
über Kabatten. Und wie sie ebendem von den weiten schlüs-  
sigen Kleidern wahrscheinlich spottweise Cassuben genant  
wurden, so nennt man sie jetzt von ihren engen Kleidern  
Kabatten. Gegen die Teutschen sind sie mißtrauisch, heim-  
tückisch und betrügerisch. Ihr Haß gegen dieselben geht  
so weit, daß sie keine Veredelung oder andere Besserung  
mit ihnen dulden. Geschähe es, so würde der ver-  
meinte Schimpf mit Blut abgewaschen werden müssen.  
Auker dem, daß alle unterjochte Völker, so lange sie  
nicht die Sprache der Sieger annehmen, und damit das  
Zeichen des verschiedenen Ursprungs und der erblichen  
Unterjochung verlieren, das herrschende Volk hassen,  
soßen auch bei der Befreiung der Pommern die hartnäckig-  
sten Heiden von den Stammvätern der Cassuben gelassen  
seyn, und so dem Grund zu dem unausslöschlichen Haß ge-  
gen die Teutschen gelegt haben. Auch jetzt noch sollen sie  
verschiedenen heidnischen Gebräuchen anhangen, ihre Be-  
wohnelten äußerst geheim halten, und ihre Weisheiten,  
die sie Pommernennen nennen, bei ihren kirchlichen Ge-  
richteilen nicht länger dulden, als es die Gesetze verlan-  
gen. Da es in verschiedenen Gegenden an cassubischen  
Mädchen fehlt, und die cassubischen Männer kein Weib,  
das nicht von ihrem Volke ist, nehmen dürfen, so umt  
die Zahl der Cassuben ab, und die der teutschen Frauen  
zu <sup>5)</sup>. (Hörb.)

CASTANEDA, wildes Thal der spanischen Provinz  
Bathelien, mit dem Titel einer Grafschaft, im Westen  
von der Sierra Segurera und Saltillo, südlich von Cu-  
nabria, östlich von Carabajal, nördlich von Cabrera be-  
grenzt, längst schon durch seinen Namen seine natürliche  
Beschaffenheit an. Nichts gebricht in diesen Gebirgen,  
als Kalkstein, die hier die einzige Dreifurche ausmachen.  
Castaneda wurde im Mittelalter von mächtigen Baronen  
beherrscht, die ihr Erbdegräbniß in der Abtei zu Aguila  
del Campo hatten. Um das J. 1290 machte sich vornehm-  
lich Pedro Diaz de Castaneda durch eine schwere Feinde mit  
Johann Ruiz de Lara befeht. König Heinrich II. gab  
die Grafschaft Castaneda und Aguilar del Campo, an der  
Bisagra, seinem Bruder, dem Telso, Herrn von Billa-  
cana, der sie durch Testament vom J. 1370 seiner, an  
Johann Hurtado de Mendoza, Herrn von Remblil, von  
beiratheten, natürlichen Tochter, Maria, hinterließ.  
Heinrich II., der so bedeutende Herrschaften nicht in den  
Händen eines Unterthanen sehen wollte, nahm sie 1371  
zurück, und gab sie dem ältesten Sohne des Don Telso,  
dem Don Juan. Dieser fiel bei Alubaroto; seine Erb-  
tochter Aldonza wurde des Gonzales hernandez Manrique  
Gemahlin, der mit ihrer Hand zugleich den Besitz von  
Aguilar erlangte. Castaneda schenkte ihm König Ju-

1) Sommerberg Script. rer. siles. II. 14. Est quaedam  
gens Slavorum quas Cassubie dicuntur et hy a longitudine  
et latitudine vestium, quas plicare ipsos propter earum la-  
titudinem et longitudinem oportebat, antea appellati. Nam  
Haba in Slavonia plica seu ruga vestium dicitur. Unde  
Cass. Habi, plica ruga interpretatur. 2) Arndt hist.  
samslieb. Corvini. I. 2. 14. 3) Perera historica. 1782. p.  
601. 4) Gerken cod. diplom. brand. VII. p. 110.

5) Böhling höchstliche Nachrichten v. VII. Jahrg. 1779.  
S. 181. 189. u. 197. Obdacht! Obgleich aber wenigst-  
ens Steten. II. Band. S. 39. Nach östlichen Nachrichten  
ist der evangelische Prediger Menegusius in Danzig, Berghel  
eines teutlich-polnischen Weiberbuchs, von dem Convent der  
Hohen Nöden, Nauenstein, eingeladen worden, auf sein Haus  
die Fremde der alten Kalkuben zu kerkeln, und ein Weib  
ihrer altzeitlichen Sprache, so wie die sich von Wenden in Kunde  
erlangten Uebersetzungen dieser Pommern sorgfältig zu sammeln.



Jann II., hievu vornehmlich durch des Infanten Heinrich ansehnliche Dienen bewilligt; Garcias nahm aber davon, als von einem Erbküze, Besitz, und zugleich den Titel eines Grafen von Castañeda an. Der König, der unter dessen mit dem Infanten gefallend war, nahm dieses sehr bel auf, zumal nachdem Manrique den Beken, der ihn abmahnen sollte, mißhandeln lassen, statt zu gehorchen; und Diego Perez de Sarmiento erhielt den Befehl, mit 1000 Knechten gegen den Rebellen auszuweichen. Der Stat von Castañeda wurde ohne Mühe eingenommen (1421), und alle Anhänger des Manrique, insbesondere diejenige, die ihm bei der Besitznahme behilflich gewesen, mußten schwer, zum Theil mit dem Leben büßen. Garcias selbst, der sich im folgenden J. 1422 samt dem Infanten bei Hese geflüchtete, in der Hoffnung, Gnade zu finden, wurde mit seinem Beschützer verhaftet, und sein Eigenthum eingezogen. Doch erhielt er nach 6 Jahren, 1428, Freiheit, Güter und Würden zurück, und 1429 künzte ihm der König, nachdem Peter von Belasco für eine Ansprüche durch ein jährliches Einkommen von 60,000 Maravedis befriedigt worden, die Grafschaft Castañeda in Eigenthum. Garcias starb 1436. Sein Sohn Johann, 10ter Graf von Castañeda, Herr von Aguilar, übertrug 1442 mit Unigo Lopez de Mendoza, Herrn von Ota und la Vega, eine schwere Fehde wegen des Eigenthums von Lebana und Verna, erwarb für sich und seine Nachkommen das Amt eines Großkanzlers von Castilien, und hinterließ jedem seiner beiden Söhne ein Majorat. Der älteste, Garcias Fernandez, besaß Castañeda, Aguilar, Cortes etc., wurde nach dem seines Vaters Lebtztem um Markgrafen von Aguilar ernannt, und starb 1506. Dessen Sohn, Ludwig, wurde von Karl V. in der großen 1520 zu Aachen vorgenommenen Reduction der Brände ausdrücklich in der Brandgenossenschaft bestätigt. Der lezte Mann der ganzen Linie, Bernhard II., 7ter Markgraf von Aguilar, 10ter Graf von Castañeda und Buena, Großkanzler von Castilien, starb im Knabenalter den 31. Oct. 1662, und das Majorat fiel hiernach an Don Bernhard de Silva Manrique, 12ten Markgrafen von la Eliseda, dessen Mutter, Antonia Manrique, des 8ten Markgrafen von Aguilar Tochter, und Bernhards II. Lante gewesen. Bernhards de Silva Sohn, auch Bernhard genannt, 13ter Markgraf von Eliseda, Herr von Aguilar, starb 1675 kinderlos, und es überlebte ihn seine an Peter de la Cueva, 8ten Markgrafen von Flores Dabilla verheiratete Schwester, Francisca de Silva. Ihr Sohn, Anton Ferdinand Manrique de la Cueva, Silva o Jimeno, 14ter Graf von Castañeda, 11ter Markgraf von Flores Dabilla, 11ter von Aguilar, 8ter von la Eliseda, Graf von Buena, Herr von Castilleja, Villa Ribia, Cúria, Alcañala, Toranzo, Jorina etc., starb 1709 ohne Kinder; Castañeda und Aguilar fielen hiernach an die Herzöge von Calatona. (v. Strumburg.)

CASTEL RODRIGO. uralter Flecken der portugiesischen Provinz Beira, enthält auf 68 Gemeindeflecken, eine Marktsche und ein Armenhaus; in dem Castelle zeigt man noch den Palast der vormaligen Markgrafen. Christoph von Mentra, dessen Vater, Ludwig, Castel Rodrigo lange als Markgrabe regirt hatte, ließste Philipp II. bei der Bes

signahme von Portugal, vornehmlich durch Gewinnung der mächtigen und einflußreichen Männer, so wichtige Dienste, daß der König sich veranlaßt sah, ihm Castel Rodrigo als eine Grafschaft zu verleihen. Philipp III., seinen Vater noch überlebend, ernannte den Grafen zum Markgrafen von Castel Rodrigo, zum Grafen von Lumbares, zum Großcomthur von Alcantara und zum Granden; Christoph wurde auch der erste Bischof von Portugal. Mit Margaretha Cortereal verheiratete er die erblliche Hauptmannschaft der afrikanischen Inseln Terceira, Pico, S. Jorge und Faial, dann das Eigenthum eines Ausstrallandes, Terranova genannt. Sein Sohn, Emanuel de Moura Cortereal, 12ter Markgraf von Castel Rodrigo, Graf von Lumbares, in der Correio de Lamego in Beira Herr der Stadt Samrag, südwestlich von Castel Rodrigo, regirte die Niederlande von 1644—1647 als des Don Juan d'Autria General-Lieutenant; er war auch Statthalter, Majorat des hohen Raths von Portugal, Gesandter am römischen Hofe, Obrist, sp. v. e. e. Die Großcomthurei von Alcantara, die er gleichsam von dem Vater ererbte, vertauschte er gegen die Großcomthurei des Christofordens; er war nicht nur der Gelehrten Freund, wie er denn ganz besonders den Labama in der Brandigung des Nobiliario de Don Pedro Conde de Marcell unterstühte, auch nach des Labanna Tod das Werk in Rom 1640 zum Druck beförderte, sondern auch selbst Schriftsteller, wie sein ungedrucktes Werk: de las familias nobles de Espanna bezeugt. Ipsi in explicandis antiquorum Principum stemmatis aetate non tuisse patrem sagt Chifflet von ihm in Praefatione Viudicium hispaniarum. Emanuel's Sohn, Jann, 13ter Markgraf von Castel Rodrigo, war General-Gouverneur der Niederlande von 1664—1668, in einer höchst drangs vollen Periode, in welcher er nicht nur mit der frätigen Jugend und dem Glücke Ludwigs XIV., sondern auch in Madrid selbst mit einem Ministerium, das kaum verächtlicher gedacht werden kann, zu kämpfen hatte. Franz, der selbst in dem schmählichen Nachen Frieden seine seltsame Weisgaben, seinen politischen Scharfblick an Tag gelegt, früher Cardinien und Catalonien als Vicekönig regirt hatte, starb im December 1675, sein Hinterlassung zweier Töchter. Die älteste, Eleonora, war zwei Mal verheiratet, 1) mit Anlelo de Guzman, des 15ten Herzogs von Medina de las Torres jüngern Sohne, † 1677, als Vicekönig von Sicilien; 2) mit Karl Homor Dei, Herzoge von Nocera, Markgrafen von Almonaco, Vicerere und Villanova del Albal. Diefem, einem Italiender, wurden, als er wegen Castel Rodrigo die Rechte eines Brände in Anspruch nahm, viele Hindernisse in den Weg gelegt, denn man hielt ihn nicht für vornehm genug; er überwand sie aber sämtlich, und bedankte sich vor dem König den 29. Mai 1670. In der großen Fehde um die spanische Erbfolge trat er auf Philipps V. Seite, auf dessen Procurator er sich die Princessin Marie Louise Gabrielle von Savoyen antrauen lassen, Kaiser Joseph I. aber züchtigte ihn dafür durch Einziehung seiner mairändischen, damals über 20,000 Thaler jährlich eintragenden Güter. Die Markgrafen von Castel Rodrigo starb ohne Kinder, es überlebte sie daher zunächst ihre Schwester Johanna,

verm. 1) im J. 1668 mit Gilbert Pio, Fürsten von S. Gregorio, 2) mit Ludwig Contarelli; und sodann ihr Schwestersohn, der Prinz Vio. Mit diesem, der zuerst Gouverneur von Madrid, nachher Bischof von Catalonien gewesen, ist das Haus der Markgrafen von Castel Rodrigo gänzlich ausgefloren, die Güter in Portugal und auf den Azoren waren aber längst schon in der Revolution von 1640 verloren gegangen. — Vergl. Labanna de la Casa de Moura. (v. Stramberg.)

**CASTOREUM**, (als Nachtrag zu dem Artikel *Castoreum*, XV. Theil, S. 339 u.) Der Hauptunterschied desselben rührt von klimatischen Ursachen her; das meiste canadische ist, nach Buchner, (in dessen *Rezeptor*, für d. Pharmacie, XVII. 1.) echt und ungefälscht. Seine schlechtesten Eigenschaften haben ihren Grund in zufälliger Degeneration und Verderbniß. Manchebeutel enthalten viel fremdartiges, was nicht durch Reuchenshände hineingekommen seyn kann, z. B. Wurzeln, Holzsäfern, Haare, Spand u. dergl. — Ganz frisches Bergzeil ist eine Verbindung von Cholesteorine und einem Etherole, welches aber mit der Zeit durch Drydation zu Harz wird.

Alles Castoreum, sowohl das in; als ausländische, wohin nach, außer den oben genannten, das polnische gehört, kommt an Consistenz, Farbe, Glanz, specif. Gewicht, an Geruch und Geschmack, an physiol. gleicher Entwicklung und chemischer Mischung sehr verschieden vor, und kann dennoch ganz natürlich und unversälschten. Denn diese Verschiedenheiten sind unstreitig von mancherlei äußerlichen Einflüssen bedingt, unter denen der Alter steht, vom Alter und Geschlecht, von der Nahrung und Jahreszeit, in welcher das Thier erlegt wird, dann noch vorzüglich von der Art und Weise, wie und wie lange die Beutel getrocknet und aufbewahrt werden. Am besten geschieht das Trocknen bei Ausschluß der Luft, durch welche sich der Harzgehalt des Castoreum nur vermehrt. Seine Güte läßt sich nur nach der Flüssigkeit in Alcohol, und nach der Stärke an Geruch und Geschmack beurtheilen. Je weniger harzig, je glanzloser und zerbrechlicher solches ist, desto besser fällt es aus. Alle übrige sowohl physikalische als chemische Unterscheidungszeichen bleiben unsicher; (Vergl. *Allgem. med. Annalen*, 1826, 10. Heft, S. 1398. Trautwein bei Buchner a. a. D. XIV. 1. 4. u.) (Vh. Schreger.)

**CASTRAT** (in Beziehung auf Musik.). Es ist bekannt, daß die Singstimme der Knaben der weiblichen Singstimme im Klang ähnlich und an Umfang ungefähr gleich ist, daß sie aber in der Epoche der eintretenden Mannbarkeit zur Männerstimme, und also um eine Octave tiefer wird (i. Singstimme), welchen Übergang man *Mutiren* nennt. Man hat aber auch bemerkt, daß, wenn man dem Knaben das Mannbarwerden durch Kastration unmöglich macht, dadurch zugleich das Mutiren der Stimme verhindert, der ursprüngliche Stimmumfang erhalten, und so eine Männerstimme mit weiblicher Singstimme (Alts oder auch voller Sopranstimme) erkünstelt werden kann.

Eine wohlgelungene Kastrationsstimme hat, neben der Weichheit und Höhe der Weibestimme, zugleich mehr

Kraft als diese, welches hauptsächlich von dem größeren Umfange der, wenn auch nicht männlichen, doch von der Natur nach männlichem Maßstabe angelegt gewesenen Lunge, und der eben darum auch noch immer kräftigere Lungenmuskeln und sonstigen Respirationswerkzeuge herrührt; und was hauptsächlich darum vermag die Stimme eines guten Kastraten gar häufig zu leihen, was keine weibliche Sängerin zu erreichen vermag, und bei dessen Anhörung der enthaltsamste Italiener sein: „Ah! benedetto il cottello!“ (Ach! gesegnet sey das Messer!) nicht unterdrücken kann.

Von dem moralischen und rechtlichen Werthe solchen Mannheitsbraudes kann hier keine Rede seyn. Allein auch den Kunstwerth der Sache hat man häufig angefochten. Man will den Kastraten nachsagen, sie seyen schwachen Verstandes, bleiben ewig schlechte Schauspieler, sprächen die Worte schlecht, das r' gar nicht aus, verlören frühzeitig die Stimme, würden widerwärtig und dickhäutig und Invaliden u. dergl. Allein mehr glänzende Beispiele beweisen das Gegentheil. Daß freilich nicht alle Kastraten gleich vorzügliche Stimmen behalten, manche auch in den Jahren der ersten solchen Mannbarkeit den schönen Klang ihrer Kehle verlieren, und unglückselige Stimmer bleiben oder werden, kann man sich den selbst einbilden.

Manche haben es ferner schon an sich lächerlich und naturwidrig finden wollen, einen Mann — einen Saiten, Liebhaber, Heiden u. dergl. im hohen Sopran singen zu hören. Allein wenn diese Willkürer denn doch Alles in der Kunst so ganz der wirklichen Natur entgegen zu setzen wollen, so sehr ich nicht ein, warum sie denn überhaupt das Singen auf der Bühne dulden. Denn ich weiß nicht, warum es natürlicher seyn soll, daß ein Feldherr vor der Fronte singt, als daß er eben Sopran singt; da in der wirklichen Welt bekanntlich bei solchen Gelegenheiten eben so wenig Tenor, als Sopran gesungen wird. Denkt man sich aber einmal in eine ideale Welt hinein, wo die Leute singen, statt zu reden; so ist es denn doch ziemlich gleichgültig, ob er geht wenigstens in Tenor hin, ob man sich die Heiden als tenorierend, oder als sopranierend denke. — Und warum duldet man denn einen Sargis, Sextus, Tankred u. a. m. von Sängern im Sopran gesungen? und applaudirt gar einem, von einer Altistin im Tenor gesungenen Titus und Tamino?!!

Man wird vielleicht einwenden, daß ja doch jedermann eine zärtliche prima donna mit einer Bassstimme unbedingt lächerlich und widerlich finden müste, und so sehr, daß ein Sopran singender Mann es nicht weniger seyn könnte. — Allein das „folglich“ ist hier nicht bündig. So wie in dem Wesen und Charakter höherer Töne etwas Verklärteres liegt, als in den tieferen, so liegt in der Versetzung einer Stimme in eine höhere mehr ätherische Region, etwas Verklärteres, etwas poetischer, gereinertes, insofern das Herabziehen der feineren, klareren, poetischeren weiblichen Natur in den Umfang der, immobileren, gröberen, materielleren — kurz eben doch prosaischeren Männlichkeit, jene in eine Gröbe versetzt, mit welcher ein, statt im Tenor, nur im barbaren, feineren

den Sopraan singender primo uomo gewiß nicht verglichen werden kann.

Auch kann ich wenigstens aus meiner eigenen Erfahrung anführen, daß des Sopranisten Crescentini Darstellung des Romeo, in Wien, so ziemlich das Vollendetste war, was ich jemals auf einer Opernbühne gehört, und zwar nicht allein durch die bewundernswürdige Schönheit und Stärke der reich, ja verschwenderisch gegebenen Stimme, und die vollendetste technische Künlichkeit des Vortrages, sondern auch durch Tiefe und Aeol des Ausdrucks, und sehr anständiges, immer mehr als mittelmäßig gutes Spiel, welches namentlich im letzten Acte, im Augenblick, wo Romeo, die Dede des Corges aufstößend, einen unartikulirten, tonlosen Schrei ausstößt, bei einer jeden der, vielmal, ununterbrochen nach einander folgenden Aufführungen dieser Oper, jedes Mal über das gesamte Publicum eine so sichtbare, schauerliche Nüßigung verbreitete, daß sein Applaus sie zu profaniren wagte.

Die erste Veranlassung zur Entmannung der zu Sopranängern bestimmten Knaben mag in der ehemaligen italienischen Sitte zu suchen seyn, wonach kein Frauenzimmer weder in der Kirche, noch auf der Bühne öffentlich singen konnte, weshalb denn manche italienische Eltern (vorzüglich im Kirchenstate) ihre Söhne, um ihnen ihre schöne Stimme, und mit dieser eine ergiebige Nahrungsquelle zu erhalten, dem Schmitze preisgaben, — nicht selten auch wohl mancher Knabe seine Mannheft freiwillig unter das Messer lieferte. Das Entmannen wurde damals so eisenförmig und gewerbmäßig getrieben, daß chirurgische Entmannungskünstler förmliche Anhängerschaften über ihre Handthüre angeschlossen, mit der Ueberschrift: „Qui si castra ad un prezzo ragionevole“, hieße kann man sich um billigen Preis castriren lassen.“

Aber auch noch jetzt, wo die ursprüngliche Veranlassung solcher Verhümmelung aufgehört hat, und solcher Mannheitsraub sogar mit dem päpstlichen Bannstrahle verpönt ist, hat derselbe noch nicht aufgehört, und noch täglich hunderte man italienische Castraten in Kirchen und auf Schaubühnen in und außerhalb Italien.

Geschichtliche Notizen über den Ursprung und Fortgang der Kastration findet man gut zusammengetragen in Forcell's Geschichte der Musik, 2ter Bd. S. 708.

Gegenwärtlich mag hier noch die Bemerkung stehen, daß man in Italien in der limanonsprache den Namen *Castro* vermeidet, und statt dessen lieber den allgemeinen Namen *Musico* gebraucht, welcher an sich auch ganz paßend ist für einen solchen Eunuchen, welcher zu nichts weiter taugt, als zum Musikmachen. Durch diesen Sprachgebrauch ist aber der Name *Musico* gleichsam in Unrecht gekommen, so, daß kein ganzer Mann mehr *grm Musico* genannt werden wollte, und dieser Name also nach und nach dem Eunuchengeschlecht sogar eigenthümlich geworden ist. Daher erzählt auch Vogler launig genug, wie er in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Italien einmal in einer *Assemblee*, um zu sagen, er sey auch ein *Musikee*, die Phrase *a la Correggio* gebraucht habend: „anch' io son musico“ und wie man ihn da mit großen Augen angeschaut. (Gottfr. Weber.)

CASUISTIK, von *casus*, und insbesondere *casus conscientiae*, Gewissensfälle, bedeutet Unterluchung über besondere Fälle in unserm Handeln zur Beurtheilung ihrer Rechtmäßigkeit, ihres Verhältnisses zum Sittengesetze. Da wir täglich handeln, so haben wir auch täglich Veranlassung, über Rechtmäßigkeit einzelner Handlungen nachzudenken, und so sind wir im Grunde immerwährend Casuisten. Im engeren Sinne werden aber nur diejenigen darunter verstanden, die eine besondere wissenschaftliche Thätigkeit auf solche Untersuchungen wenden, und entweder einen vorgekommenen schwierigen Fall, oder oft vorkommende, auch wol bloß angenommene, erdichtete Fälle beleuchten.

Wenn die Wissenschaft der Sitten oder die Moral gehörig angedauert ist, so muß es denn in derselben eine geweihten sehr erleichtert werden, auch über einzelne Fälle zu entscheiden. Mit diesem Anbau stand es aber lange Zeit in der christlichen Kirche sehr übel, und doch traten bald Umstände ein, welche Entscheidungen über viele einzelne Fälle in den Handlungen unumgänglich nöthig machten, und zugleich, da die Idee der Buße bei Vergehungen eingetretten war, über die Art der Buße, welche in jedem besondern Falle geleistet werden müsse. Buße wurde schon früh bei denen angewendet, welche wegen Vergehungen von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, oder in schweren Verfehlungen abgefallen waren (s. den Artikel Buße), und man besam bald besondere Anweisungen darüber, welche *libri*, oder *codicilli*, oder *canones penitentiales* genannt wurden, und die man gewissermaßen zu den ersten casuistischen Schriften rechnen kann. Man hat solche Anweisungen unter andern schon aus dem 8ten Jahrhundert von Gregor dem Wunderthäter und aus dem vierten von Basilus dem Großen. Es vermehrten sich diese Bußbücher besonders, als seit dem 8ten Jahrhundert die Dhrnbeichte üblich wurde (s. den Art. Beichte), denn diese machte nöthig, daß die Beichtväter geschickt waren, über die mannigfachen Vergehungen zu urtheilen, ihre Verwerflichkeit genau zu bestimmen, um die angemessenen Bußstrafen festzusetzen. Im 16ten hundert sind aus dem 8ten Jahrhundert die Schrift des Johannes des Kalkers, Patriarchen von Constantinopel, und aus dem 7ten des Theodoros, Erzbischoffs von Canterbury. Ein ähnliches Werk wird auch dem Beda zugeschrieben, und aus dem 9ten Jahrhundert haben wir ein solches von Halitgae, Bischoff von Cambrev. Man hat auch mehrere Sammlungen von dergleichen alten Bußbüchern z. B. von Antonius Augustinus und Marinus, die man in des Joh. Albert. Jabeleius Bibl. graec. lib. VI. cap. I. volum XI. p. 75 sqq. aufgeführt findet. Man wird nicht erwarten, daß in diesen Schriften nach geäußerten Grundsätzen der philosophischen und christlichen Sittenlehre entschieden seyn soll, denn wie dinstig stand es in jener Zeit noch um die Erkenntnis solcher Grundsätze; man behalt sich, so gut man konnte, besonders mit Verweisung auf Aussprüche der Kirchenväter und der Synoden.

Am dringendsten aber ward das Bedürfniß solcher Entschreibungen über einzelne Gewissensfälle, als Papsi Innocenz II. auf der vierten lateranesischen Synode im J. 1215 durch den Canon: *Omnis utriusque sexus* die Öhrenbeichte zum Kirchengehege erhob. Von dieser Zeit an beschäftigte sich eine große Anzahl mit Untersuchungen über Gewissensfälle, und diese eigentlich sind es, die man Casuisten zu nennen pflegt. Wenn sich auch manche ihrer Schriften einigermaßen einem wissenschaftlichen Gebäude zu nähern scheinen, so besteht sie doch dem größten Theile nach aus bloßen Anbahnungen als der damals erdlichen Gewissensfälle, einige sind auch in alphabetischer Ordnung geschrieben.

Der erste, welcher, da die bisherigen Kirchengehege und Bußbücher nicht mehr ausreichen wollten, ein neues Hilfsbuch dieser Art verfertigte, war Raynaud von Ventasort um das Jahr 1230. Seine Schrift mit dem Titel: *Summa de poenitentia et Matrimonio*, gewöhnlich aber *Summa Raynaudina* genannt, bestand aus vier Büchern, davon das erste die Verbrechen gegen Gott abhandelte; das zweite die gegen Menschen; das dritte die Pflichten, Vergehungen und Strafen der Kirche; das vierte die Eheleben. Den Titel *Summa* führten nach diesen eine große Anzahl Schriften solcher Art. Unter diesen sind besonders berühmt geworden: die *Summa casuum conscientiae* den Alseanus aus Asti in Piemont gebürtig, welche aus acht Büchern besteht, und gewöhnlich *Summa Astesana* heißt. Dann die des Dominicans Bartholomäus de S. Concordio aus Pisa gebürtig, daher sie auch *Summa Pisanella* heißt. Beide im 14ten Jahrhundert. Aus letzterer nahm der Franciscanermönch, Angelus de Clamisso, im 15ten Jahrhundert seine Gewissensfälle zu seiner alphabetisch bearbeiteten *Summa Angelica*. Und endlich möge hier noch die *Summa c. c.* des S. p. l. e. r. i. e. s. durch seine Feindschaft gegen Luther drückte, genannt werden. Man kann nicht behaupten, daß es in diesen Schriften ganz an Echarifinn und richtigem Urtheile fehle; allein man kent die scholastischen Spitzfindigkeiten jenes Zeitalters, und kann sich daher nicht darüber wundern, mit welchem Eifer man auf Einbildung einer unzulässigen Frage einzelner Fälle ausging, welche fruchtlose Untersuchungen man machte, wie viele der fonderlichen Fragen man aufwarf. Bei dem Mangel aller sichern Moralprinzipie war ein stetes Schwanken unvermeidlich, und da sich die Aussprüche früherer Lehrer, auf welche man sich berief, oft selbst einander entgegengelezt waren, so konnte es nicht fehlen, daß durch diese Untersuchungen eine große Verwirrung in den Vorfichtern und in den Gemüthern entstand. Auch zur Milderung der Vergehungen war so mancher Grundsatze hervorgetreten, daß für die Entschuldig nicht anders, als großer Nachtheil daraus erwachsen konnte. Es war schon eine gefährliche Nachgiebigkeit, daß Alseanus in seiner *Summa* dem Priester erlaubte, wenn er etwas merke, daß der Beichtende die auferlegte Buße nicht vollziehen werde, denselben eine gefällige antworten.

Besonders das Schwanken, Hüten und Nachsehen zum Nachtheil der Eittlichkeit stieg auf eine hohe Stufe,

als im 16ten Jahrhundert die Casuistik in die Hände der Jesuiten kam. Wer kent nicht den Probabilismus der Jesuiten, nach welchem es gestattet ist, Vergehungen glimpflich, auch nach schwachen Gründen, die nur irgend einen Schein geben, und die nur irgend einige ansehnliche Männer billigt haben, zu beurtheilen, wodurch man auch das Verwerfliche zu vertheidigen in den Stand gesetzt wurde; wie man denn auch in allem erfindenisch war, wodurch Strafbarkeit gemildert, Gewissen beschönigt, und Befolgungen christlicher Grösse erleichtert wurden. Wer kent nicht die von den Jesuiten eingeführten *restrictiones* oder *reservationes mentales*, welche in geheimen Zurückhaltung eines eigenen Sinns bei zweideutigen Erklärungen und Versprechungen bestanden, und nach welchen man nicht an den durch die Worte nach gewöhnlichem Sprachgebrauche bezeichneten, sondern nur an den gegebenen Gedanken und vorbehaltene Sinn gebunden war. Dazu kam der besante Grundsatze, daß der Jwrt die Mittel beilige, und die Lehre von der sogenannten philosophischen Sünde, Sünde, welche der begehre, der von Gott keine Erlaubnis habe, oder auch bei der That an Gott nicht denke, da dann seine Verstandung gegen Gott statt finde. Auf solche Weise wurde natürlich alle Eittlichkeit untergraben, und zur Beschönigung jedes Lasters und jedes Frevels wurden Mittel an die Hand gegeben. — Sie dürfen uns übrigens zur nähern Darstellung der Verwirrung einzelner jesuitischer Casuisten den Raum nicht nehmen, und müssen es dabei verwunden lassen, einige Namen derselben aufzuführen, als: Ludwig Molina in Spanien; Francisus Toletus ebenfalls; Gabriel Vasquez ebenfalls; Thomas Sanchez, gleichfalls in Spanien; Francisus Suarez, in Spanien geboren, aber in Lissabon gestorben; Leonhard Less in Löwen; Paul Lessmann, ein Teutscher; Stephan Baum in Frankfurt; Antonius Diana in Sicilien; Antonius de Escobedo Mendoza, ein Spanier; Hermann Sandeman, ein Teutscher; Johann Caramuel Lobkowitz, in Seutru geboren, in Vigevano in Italien gestorben. Mehr hierüber kann man, außer in Schrobbs's Kirchengeschichte, auch unter andern in Jo. Francisus Buddei *hagae ad theologiam universam*. Lipsiae 1727. p. 705 ff. finden.

Die Jesuiten fanden indeß bei ihren raffinierten Arbeiten und moralischen Grundsatzen in damaliger Zeit auch Widerspruch. Man kent ja als ihre Gegner die Jesuitisten. Besonders lezte sich ihnen die Pariser Universität entgegen, und zu ihren einzelnen eifrigsten Gegnern gehörte Anton Arnauld, Doctor der Sorbonne, auf welchen der berühmte Blaisius Pascal folgte in seinen *provinciales*. Es entspann sich hieraus ein heftiger Streit. Ein Jesuit, Petrus Nicole, übersetzte nachmals das letzte des Pascals in das Lateinische, und dieser Nicole war der erste, der durch seine *Essais de Morale* in die Untersuchungen über die Eittenlehre eine bessere Methode brachte; ihm folgten darn Verard Lamoignon und Jacob Esprit; auch durften des Malebranche's Verdienste in seiner Schrift: *Traité de Morale*, nicht übersehen werden. — Länger als in Frankreich, blieb noch in Deutschland die katholische Kirche in Abicht der Moraldegradation zurück. Erst in der zweiten Hälfte des 18ten Jahr

hundertst findet man in dieser Wissenschaft einige lebendige vertheilte Bearbeitungen: z. B. von Augustin Zyppe und Joseph Lauber. Als ein Werk der katholischen Casuistik aus neuerer Zeit führen wir noch an: *Dictionarium casuum conscientiae* Benedicti XIV. jussu auctum e. coll. vers. moris Gerini, accommodatum. Augsb. 1763 und 1788.

Dass alle dergleichen Untersuchungen in der protestantischen Kirche eine andere Gestalt gewonnen, folgte notwendig aus dem Geiste derselben, aus ihrem innigern Anschließen an die heilige Schrift, aus ihren, von menschlicher Autorität, vom Einsehen der Concilien und von rühmten Kirchenrathesstellen unabhängigen, und hierarchischen, wie überhaupt weltlichen Zwecken abgewandten, allein nach Wahrheit strebenden Untersuchungen. Weit schneller schritt man im Aufbau der Moral und Begründung derselben durch sichere Principien fort, besonders die Caligatus dieselbe von der Dogmatik getrennt zu bearbeiten begann, wodurch natürlich eine große Anzahl casuistischer Untersuchungen entbehrlich wurden. Indes geschähe doch auch Zeit dazu, ehe man in der theologischen Moral eine beträchtliche Stufe erreichen konnte; daher thien aus diesem Grunde längere Zeit noch casuistische Untersuchungen unentbehrlich waren, und überdies bleiben auch der ausführlichst bearbeiteten Sittenlehre immer noch einzelne Fälle übrig, wo Zweifel durch genauere Untersuchungen gelöst werden müssen. Gibt es doch auch in unsern Tagen noch Gegenstände, über welche noch nicht alle einmüthig entschieden ist, z. B. über Nothfälle, Büchernachdruck u. s. w.

Es war natürlich, daß es gleich vom Anfange der Reformation an sehr viele Fälle gab, bei welchen über Zulässigkeit und Verwerflichkeit einzutreten werden mußte, und nur gar zu wenig konnten die bisherigen Untersuchungen der katholischen Kirche von den Protestanten benutzt werden. Es entstanden zunächst daraus eine große Anzahl einzelner Entscheidungen, die man nach einigen Jahren zusammen sammelte, welches z. B., um zunächst von der protestantischen Kirche allein zu reden, von Felix Bidemach, Abt zu Maulbrunn, im Jahre 1611, und von Johann Debesen, Prediger in Hamburg, im Jahre 1623 geschah. Hiernächst wurden dann auch neue Bearbeitungen casuistischer Werke unternommen. Einer der ersten und berühmtesten unter diesen Bearbeitern war Franz Balduin, ein Wittenbergischer Theolog, welcher von 1621 bis 1627 casuistische Collegien las, und einen *tractatus de casibus conscientiae* hinterließ. Ihm folgten Caspar Fink, Ludwig Duarte, Andreas Kessler, Leonhard Danbauer, Adam Osiander und andere. Diesen schlossen sich dann die sogenannten theologischen Bedenken an, die nicht allein dogmatische, sondern auch einzelne moralische Gegenstände behandelten, und von denen man bald mehrere Sammlungen veranstaltete; z. B. Felix Bidemach, Abraham Calcal, Joh. Andreas Quenstedt u. a. Besonders berühmt sind aber die theologischen Bedenken des breslauer Ph. Jac. Sprenger, das von man mehrere Sammlungen hat. Ein Leipziger Theolog, Christian Friedr. Börner, sammelte über zweihundert Bedenken der Leipziger theologischen Fakultät. Endlich

sind von großer Wichtigkeit die verschiedenen Sammlungen des halleischen Theologen Siegm. Jac. Baumgarten, von Gutachten, welche er größtentheils selbst, zum Theil im Ratzen der halleischen theologischen Fakultät auszusprechen beieitet hat. Sie sind: sieben Sammlungen theologischer Bedenken, Halle 1742 und 1744; zwei Sammlungen theologischer Gutachten, Halle 1755; und eine Sammlung einiger Bedenken der theologischen Fakultät in 2 Theilen, Halle 1747.

In der reformierten Kirche mußte man sich gleichfalls längere Zeit mit casuistischen Untersuchungen begnügen. Der erste berühmte Casuist in dieser Kirche war Wilhelm Verkins, Prof. der Theologie zu Cambridge, gestorben 1602. Er schrieb: *Anatoma sacra humanae conscientiae*, und *Decisiones casuum conscientiae*. Beide sind aus dem Engländischen in das Lateinische, das zweite unter dem Titel: *Gewissenspiegel*, auch in das Deutsche übersetzt. Sein Schüler Wilhelm Amesius schrieb: *De conscientia ejusque jure vel casibus*, libri V. jussu Amstelod. 1680. Der Engländer Robert Sanderson schrieb: *De obligatione conscientiae*, das zuerst in London 1674 herauskam. Von Joh. Heint. Alsted erschien 1621: *Theologia casuum*, und 1643: *Summa casuum conscientiae*. Er war zuerst in Hertenborn, dann zu Weitenburg in Siebenbürgen Professor der Theologie. — Endlich trat in dieser Kirche der berühmte französische Theolog Moses Amprat mit der ersten systematischen Behandlung der Sittenlehre 1625, unter dem Titel: *Morale chrétienne*, hervor. Dieser systematischen Bearbeitung folgten dann mehrere bis auf neuere Zeiten, z. B. Johann Hoenderck 1663; Jean La Placette 1692; Benedict Vietet, 1695; und Johann Friedrich Stapfer, 1757.

Wer die Geschichte der Casuistik genauer zu studiren wünscht, und sich nach Quellen und Hilfsmitteln umsieht, dem wird außer den Werken für Kirchengeschichte und theologische Literatur besonders die schon oben angeführte Isagoge in univers. theologiae von Buddeus gute Dienste leisten. (Mürrens.)

CASUS ist die lateinische Übersetzung des griechischen Wortes *πρᾶξις*, wodurch die Abwandlung eines Rennwortes in Bezug auf die Fallform bezeichnet wurde. Sofern dieses Wort das Declinatum bezeichnete, konnten die alten Grammatiker allerdings die Frage aufwerfen, ob der Nominativ der Einzahl auch als das Declinativum unter die Casus zu zählen sey. Sofern man aber unter dem Declinatum jedes der Form nach veränderte Nennwort versteht, wird man in der griechischen und lateinischen Sprache nur wenige Nominative in der unveränderten Stammform finden, welche man in der griechischen Sprache vielmehr dem Vocative, und in sofern auch dem neutralen Nominative zugetheilt hat. Dieses letztere anerkennend, haben die alten Grammatiker den Nominativ und Vocativ unter der Benennung *Casus reit* zusammengefaßt, und ihnen die übrigen Casus als *Casus obliqui* entgegengesetzt. Man sieht aber leicht, daß, wenn der Deutsche eben so die Fälle oder Fallformen in gerade oder abhängige theilt, hierunter etwas ganz anderes verstanden werde. Denn so wie sich das Wort

Fall nicht bloß auf die äußere Veränderung der Wortform, sondern auf den verschiedenen Gebrauch des Nennwortes zufolge seiner inneren Bedeutung bezieht; so soll auch die Unterscheidung gerader und abhängiger Fälle auf zwei verschiedene Arten der Verhältnisse reuten, in welchen ein Nennwort gebraucht wird. Auf diese Weise bezeichnet der gerade Fall den unabhängigen Gebrauch eines Nennwortes, oder dessen subjectives Verhältniß; der abhängige Fall dagegen die Art seiner Abhängigkeit von irgend einem andern Begriffe oder dessen objectives Verhältniß. Wiederholte Verhältnisse lassen sich auf eine dreifache Weise unterscheiden, obgleich für das subjective Verhältniß kaum zweierlei, für das objectiv dagegen oft sehr vielerlei Casus in den Sprachen zu seyn pflegen.

Die grammatischen Unterschiede des Subjectes wesen den Personen genant, deren erste den Sprechenden, die zweite den angesprochenen, die dritte dem besprochenen Gegenstand bezeichnen. Wenn man nun vom *Casus nominativus* oder *Nennfalle*, welcher den besprochenen Gegenstand nent, noch den *Casus vocativus* oder *Ruffall* unterscheidet, mit welchem man einen Gegenstand anredet; so sollte man auch einen *Casus locutivus* oder *Sprechfall* erwarren, der bloß deshalb in den Sprachen fehlt, weil eigentlich die Personenbezeichnungen durch besondere Wörter: ich, du, er, wir, ihr, sie, oder durch besondere Verbalendungen alle Unterscheidungen der geraden Fälle überflüssig machen, und der *Vocativ* nur um der segnanten Anrede willen aufgekomen ist. Ob übrigens eine Sprache den *Vocativ* vom *Nominativ* durch besondere Endungen unterscheidet, oder nicht, darauf kömmt es nicht an; sondern so oft sieht das gebrauchte Nennwort im *Ruffalle*, möge er vom *Nominativ* verschieden, oder ihm völlig gleich lauten, z. B. Dir, mein lieber Freund! statt Dir, meinem lieben Freunde, in Gesallen. Daß das objective Verhältniß, oder die Beziehung eines betheiligten Gegenstandes ebenfalls dreifach se, lehret die Vergleichung folgender Sätze: 1) der Arzt heilt den Krieger; 2) der Arzt heilt dem Krieger den Arm, oder der Arzt heilt des Kriegers Arm; 3) der Arzt heilt dem Arme des Kriegers die Wunden, oder der Arzt heilt dem Krieger des Armes Wunden. Hier sind dreierlei Objecte: Krieger, Arm und Wunden, wovon das letztere nur in einerlei, das mittlere und erstere aber in dreierlei Beziehung vorkömmt. Hiedurch lernen wir den *Casus accusativus* als das eigentliche Object oder den Zielfall kennen, worauf sich eine Handlung zunächst bezieht. Sind mehr betheiligte Gegenstände angegeben, so deutet der *Casus dativus* oder *Zwedfall* das entferntere oder mittelbare Object an, der *Casus genitivus* oder *Ergänzungsfall* dagegen, was mit dem nähern oder entferntern Objecte in irgend einer Beziehung steht.

Wenn nun schon der Zielfall auch gebraucht wird, jede Beziehung auf etwas, die Richtung wohin, das Maß und die Dauer zu bezeichnen, und eben so der *Zwedfall* auch das Bezweckte oder auch das Mittel zum Zweck, wie die Bestimmung nach Raum und Zeit, andeuten muß; so

läßt es sich leicht denken, daß des Ergänzungsfalles Gebrauch noch weit vielfacher sey. Dieser kann jede Beziehung auf irgend ein Nennwort bezeichnen, sie sey subjectiv oder objectiv, und vertritt daher auch des Objectives, besonders des Possessives, Stelle: er deutet den Theil eines Ganzen, oder auch das Ganze eines Theiles an, und steht insofern oft elliptisch: er gibt endlich den Gesichtspunkt an, von welchem aus etwas betrachtet wird, und kann insofern die Richtung woher, und jede adverbale Bestimmung der Art und Weise bezeichnen. Aus diesem vielfachen Gebrauche der angegebenen drei Casus ergibt sich einerseits leicht die mögliche Vertauschung des einen mit dem andern, andererseits die Vielseitigkeit der Casusformen in solchen Sprachen, welche nicht nur für mehr oder oben angegebenen Begriffe, sondern auch für manche andere zufällige Bestimmungen verschiedene Wortformen aufzuweisen. Bekannt ist die große Anzahl der Casus in der hebräischen und sinnischen Sprache; untersucht man aber die Sache genauer, so haben zum Theil die den Substantiven angehängten Präpositionen das Ansehen bloßer Formen und Abwandlungen der Nennwörter erhalten, wie der *Negativus* zur Bezeichnung des ohne, zum Theil hat man gewisse Modificationen der oben angegebenen Hauptcasus durch besondere Endungen unterschieden, so wie auch die lateinische Sprache von dem *Dativus* der Einzahl einen *Ablativus* zur Bezeichnung des Mittels ausgeschieden hat, der nicht nur an sich schon manche Beziehungen des griechischen Genitivs bezeichneter, sondern auch mit so vielerlei Präpositionen verbunden ward, daß er in den neuern Döchtertsprachen des lateinischen, welche die oben angegebenen Casus durch Präpositionen unterscheiden, zum Wortsamme geworden ist.

So einfach, als kaum die Declination im Normogisch-Lappischen aufgestellt hat, ist diese nun eben nicht, so daß, die mit Präpositionen gebildeten Casus abgerechnet, im Plural nur die sechs lateinischen Casus ausgehelt zu seyn den brauchen, im Singular aber selbst der Genitiv mit dem Nominativ, Accusativ und Vocativ zusammenzufallen, dennoch ist nicht zu leugnen, daß die 10 bis 15 Casus, welche man in der sinnischen und lappischen Sprache ausgehelt hat, nur als besondere Modificationen jener Hauptcasus zu betrachten sind. So scheidet sich der *Accusativus* im Sinnischen nicht nur in einen *totalis* oder *partialis*, je nachdem die Wirkung als vollendet oder unvollendet dargestellt wird; sondern auch der *Accusativus praedicativ* oder die Bezeichnung dessen, wozu etwas wird, erscheint als ein besonderer *Facitivus* oder *Mutativus*, welcher im Lappischen mit dem *Nuncupativus* oder dem *Nominativus praedicativ* zusammenfällt, im Sinnischen aber sich auch davon unterscheidet. Wiederholte scheidet davon ist im Sinnischen der *Penetrativus*, welcher Bewegung an einen Ort, oder Verlegung in einen Zustand bedeutet, so wie auch der *Ablativus* zur Bezeichnung der Ursache als Bewegung woraus, noch vom *Privativus* zur Bezeichnung dessen, von wo etwas ausgeht, unterschieden wird. Die Frage wo? oder wann? des antwortet der *Locutivus*; die Frage wie? der *Descriptivus*; und wie der *Dativus* zugleich das örtliche auf bezeichnet, so der *Mediatus* oder *Instrumentalis* das

örtliche über. Auffallenb ist es bei diesen vielfachen Unterscheidungen, daß dennoch die Casus auf mehrerlei Weise zusammenfallen, wie i. B. der letztgenannte Casus für Verzeichnung des Mittels zugleich die Stelle des lateinischen Dativs bei dem Verbo substantivo vertritt, und im Lateinischen der Factivus dem Noncuppativus gleichlautet. Ja! im Griechischen ist der Gebrauch des Nominativs und Accusativs so unbestimmt, daß bei dem Imperativ oft ein Nominativ des Accusativs, bei Passiven dagegen ein Accusativ des Nominativs Stelle vertritt.

Daß auch die lateinische Casus ursprünglich einen Locativus hatte, welcher im Singular auf *i*, im Plural auf *is* ausging, bezeugen Formen, wie *Romai, domi, ruri, foris*, welche die Römer, nachdem sie, wie fast alle indogermanischen Sprachen, den Locativus abgeworfen hatten, trügerweise für einen Genitiv oder Ablativ hielten, da doch die Ähnlichkeit des griechischen οἶκος mit οὐλ und des lateinischen ibi mit tibi vielmehr auf einen Dativ leitet, und der lateinische Ablativ *Roma, domo, rure, foris*, soviel, als der homerische Genitiv αἰδῶς, ähnlich dem οἰκῶδες, die Frage woher? beantwortet. Jedermann erkennt auch leicht die Begriffswanderschaft zwischen der Abhängigkeit und der Bewegung woher, und zwischen dem Areele ober der Bestimmung und der Ruhe: und da das Ziel zugleich auch als Richtung wohin betrachtet werden kann, so wird man nicht nur leicht begreifen, warum die griechischen Präpositionen auf die Frage woher? den Genitiv, auf die Frage wo? den Dativ, auf die Frage wohin? den Accusativ erfordern, sondern auch die griechischen Endungen jener Casus, mit welchen die deutschen ursprünglich eben sowohl als die lateinischen zusammenstimmen, aus den adverbialen Bezeichnungen jener Localbeziehungen ableiten. Statt aber in den Bemerk. dafür tiefer einzugehen, will ich auf den Artikel Declination verweisen, welchem nur noch παραδῶν für παρὰ, Soph. Oed. C. 522. Aesch. Theb. 654. παραδῶν für παρὰ, 825. beigelegt werden mag; und dagegen hier bemerken, daß die dastische Sprache ein eigenes Casuszeichen für den Fall besitzt, wenn das Substantiv im Handeln begriffen ist, und daß der in Handlung gefetzte Nominativ, welcher nicht bloß als grammatisches, sondern auch als reales Subject eines Transsitivs dasthet, dem Nominativ der Mehrzahl gleichlautet, und nur den Ton von der vorletzten Silbe auf die letzte wirft, i. B. guizōnac, die Menschen, guizōnac, der im Handeln begriffene Mensch.

Wie der in Handlung gefetzte Nominativ nur aus der Verbindung mit einem Transitive erkannt wird, so läßt sich auch die Entrung aller abhängigen Fallformen nur durch die Verbindung mit andern Wörtern bestimmen: jedes für sich allein gefetzte Kennwort wird als im Nominative stehend angesehen, welcher daher auch oft, gleich dem Vocative in der Areele, von aller Verbindung mit andern Wörtern losgerissen erscheint. Ein solcher losgerissener Nominativ verdient, nebst dem außer aller Satzverbindungen stehenden Vocative, allein den Namen eines *Casus absolutus*; gewöhnlich gibt man aber diese Benennung irgend einer abhängigen Fallform, welche die Stelle eines adverbialen Zusatzes vertritt, vor zur Vollständigung. Eusebius. d. 23. u. S. XXI.

Endung eines Satzes nicht wesentlich nothwendig scheint, und in einen besondern Redensatz sich auflösen läßt. Hätte man eine solche adverbiale Nebenbestimmung eines Satzes, wie es billig war, vielmehr *Casus adverbialis* genannt, so würde man im Griechischen nicht für einen *Nominativus absolutus* erklärt haben, was nur als Accusativ sich denken läßt, da ja nur ein Casus obliquus die Stelle eines durch eine Präposition auslöslichen Adverbs vertreten kann. Aber auch in der deutschen Sprache herrscht in Bezug auf einen solchen adverbialen Zusatz eine falsche Ansicht, welche hier berichtigt zu werden verdient. Sofern nämlich der adverbiale Zusatz an der Stelle eines besondern Redensatzes steht, muß er zwei Wörter enthalten, deren eines die Stelle des Subjectes, das andere die Stelle des Prädicates vertritt, und nur da, wo das Subject unbestimmt gelassen wird, kann ein einziger Participle jenen adverbialen Zusatz ausmachen. Der Lateiner gebraucht in beiden Fällen dazu seinen Ablativ als den eigentlichen Casus adverbialis, indem er sowohl *audito, als audita* re spricht. Der Grieche dagegen im ersten Falle den Genitiv, im zweiten aber den Accusativ gewöhnt, indem er zwar τὸν αὐτὸν ἰσχυρίζομαι, aber ἰσχυρίζομαι sagt. Der Deutsche setzt umgekehrt im ersten Falle den Accusativ, im zweiten den Genitiv, mit dem einzigen Unterschiede, daß er im letztern Falle, weil er das Subject nie, auch wo es unbestimmt bleibt, unbenannt lassen kann, das allgemeine Subject dem Participle nachsetzt, i. B. besagter Weise für dieses gesagt.

Gewöhnlich glaubt man, den Ausdruck unverticelter Sache mit *infecta* re vergleichend, der Deutsche gebrauche den Genitiv gerade so, wie der Grieche, als Casus adverbialis, und in dem Ausdrucke: dieses gesagt, so der Accusativ durch ein ausgelassenes habend zu erklären, ohne zu bedenken, daß im Deutschen jedes Participle durch Vorsetzung mit der vom nachfolgenden Substantive abhängigen Flexion zu einem bloßen Attribut werde, wie stehendes Fußes für den Fuß stehend, und daß bei dieses gesagt vielmehr setzen zu ergänzen so, wie es aus folgenden Versen Souquet klar hervorgeht:

Hoch alter guter Weise ist ich hier  
Am Wege, nur das Himmelsgelb mein Dach.

Wer auch bei diesen letzten Worten, wie man irrig bei den griechischen Accusativs ἴδω, παρὰ, προσηύκων, gesungen, an einen Nominativus absolutus denken wollte, brauchte nur, um sich von seinem Irrthume zu überzeugen, für das Himmelsgelb ein Wort männlichen Geschlechtes zu setzen, wie nur den Himmel über mir als Dach, wobei man freilich eben so irrig wieder an ein ausgelassenes habend denkt, ohne zu bedenken, daß, wenn man in dem Sage: „Dieses abgerechnet, ist das noch zu erinnern“ auch habend ergänzen wollte, dennoch nichts anders übrig bliebe, als auch habend für das Participial-Prädicat eines ausgelassenen Subjectes Accusativs zu erklären. Doch da dieses abgerechnet die Stelle des Satzes „wenn dieses abgerechnet wird“ vertritt, so ist dieses nicht sowohl ein von abgerechnet registrir, als vielmehr ein adverbialer Subjectes Accusativ, welchem abgerechnet als



Präbicat hinzugegeben ist. Wenn Klamer Schmidt sagt:

Dein Gott so groß! Dein Eiß so schön!  
Wie thäten wir zum letzten Mal uns scheu!

so stehen die *Nominativi absoluti* nicht in so wesentlichen Verbindung mit dem folgenden Satze, als mit dem vorhergehenden die *Accusativi adverbialis* in Gleim's Versen:

So folgen mir dem Menschenfreund,  
Den Ditt geteilt nach Wien.

Dieses mag hinreichen, den wahren Unterschied eines *Cus absolutus* und *Cusus adverbialis* aufzuweisen, und für letztere keine andere Fallform anzuerkennen, als welche auch als einzelner Begriff eines Satzes adverbialisch gebraucht werden kann. (Grotefend.)

CATADROMUS (Entomologie). Käfergattung, von Mac Leay \*) errichtet, von Dejean \*\*) aufgesnommen, aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) und der Unterabtheilung thoracici. Die Kennzeichen sind: Die drei ersten Tarfenglieder kurz und breit; das letzte Glied der Fippentaster lang, fast beißförmig; Fühler kurz, das dritte Glied länger als die beiden folgenden zusammen; Kiefer stark vorragend, schwach gekrümt, scharf; Kinn dreilappig, der mittlere Lappen spitzig; Halschild beinahe viereckig. Deckflügel lang, fast parallelpipetförmig. Die einzige bekante, in Java einheimische, von Olivier als *Carabus tenebrioides*, von Meebemann als *Harpalus Rajah* beschriebene Art ist schwarz, grün gerandet, die Deckflügel sind gestreift und haben jedes zwei eingedrückte Punkte. Fost zwei Zoll lang. (Germar.)

CATAPACHOS, indianische Völkergattung in Peru in Südamerika, zwischen dem Huallaga und Ucayali, in der Pampa del Sacramento. (Stein.)

CATAPHRAXIA, les Cuirassés, benent Les treilles (Familles naturelles du règne animal Par. 1825. 8. p. 91.) seine erste Section der Reptilien, und rechnet dahin die Echelonen und die Crocodilinen (Emydosauri, Blainv.) (Leuckart.)

CATECHU. Technischer Gebrauch. Seit einigen Jahren nimt das Catechu eine nicht unbedeutende Rolle in der Baumwollen-Druck- und Färbekunst ein. Sehr schöne und ganz eigenthümliche Broncefärben werden in Verbindung mit erdigen und metallischen Vafen und nachherigem Färben im Krappbade erhalten. Die anwendbarsten Abflufungen in dieser Farbe werden durch nachstehende Vorschriften am besten erreicht:

Broncefarbe. 1 Pfund fein gepulvertes Catechu werden mit 12 Pfund Wasser bis auf 2 Pfund Flüssigkeit eingelegt, das Fluidum mit 6 bis 8 Loth Stärkemehl versetzt, und nach dem Verlochen 6 Loth gesöffener Salmiak eingerührt. Diese Farbe wird aufgedruckt, getrocknet, in einem Rührmisch oder Kleinfabde gereinigt und im Krappbade ausgefärbt.

Wir verdanken Herrn Dr. Dingler nachstehende Farben, die er vermittelst Catechu darzustellen lehrte:

100 Theile Wasser werden mit 15 Theilen Catechu

und 15 Theilen Stärke vermischt, zuletzt 12 Theile flüßiges salzsaures Zinn zugegeben. Die mit der Farbe gedruckte Ware wurde nach 3 Tagen im Kleinfabde ausgefärbt, gewaschen und ausgewaschen; sie stellte in diesem Zustande für sich ein helles Chamoisgelb dar. In Bau ausgefärbt wurde ein Pomeranzengelb, im Krappbade ein sehr schönes Rothbraun, im Fernambukholzbade ein volles Roth und im Kampeschholzbade ein intensives Violett erhalten.

Dieselbe Zusammenfetzung, nur statt des salzsauren Zinn's 10 Theile trocknes oxydirt salzsaures Zinn stellte ein helles, etwas röthliches Lederbraun dar. Im Waubade wurde ein dunkles Draniengelb im Bronce übergehend; im Krappbade ein intensives Lederbraun, im Fernambukholzbade ein volles dunkles Rosa gleich dem Damascener Rosen, und im Kampeschholzbade ein sehr brillantes Violett erzielt.

100 Theile Wasser, 20 Theile Catechu, 18 Theile Stärke, 8 Theile trocknes oxydirt salzsaures Zinn, 6 Theile concentrirtes flüßiges salpetersaures Kupfer, bilden ein dunkles Bronce, im Waubade fast Olivengelb, im Krappbade dunkel Bronce, im Fernambukholzbade dunkel Violett und im Kampeschholzbade intensives Violett.

100 Theile Wasser, 15 Theile Catechu, 18 Theile Stärke, 15 Theile salpetersaure Thonerde, ein schönes röthliches Lederbraun, im Waubade ein trübes Bronce, im Krappbade Lederbraun, im Fernambukholzbade reinres Violett und im Kampeschholzbade helleres Violett.

100 Theile Wasser, 20 Theile Catechu, 18 Theile Stärke, 18 Theile salpetersaure Thonerde, 15 Theile salpetersaures Kupfer, ein schönes röthliches Olivengelb, im Waubade ein fattes Olivenbraun, im Krappbade intensives Rothbraun, im Fernambukholzbade dunkles Violett und im Kampeschholzbade Schwarzblau.

100 Theile Wasser, 15 Theile Catechu, 15 Theile Stärke, 12 Theile salpetersaures Eisen, dunkles Braun übergehendes Grau, durch das Waubad fattes Olivengrün, im Krappbade schönes Brannroth, im Fernambukholzbade intensives Violett und im Kampeschholzbade fattes Schwarzgrau.

Die übrigen durch Herrn Dr. Dingler angegebenen erdigen und metallischen Zeigen boten keine beachtungswürdigen Resultate dar.)

Als Applicationsfarben und Bronceerservagen werden in der Baumwollen-druckerei nachfolgende am besten beachtung:

A) Bronce. Catechu-Abfluf. 10 Pfund feingeföffenes Catechu werden mit 3 Pfund fein gepulvertem Grünspan und 160 Pfund Wasser 3mal bis auf 42 Pfund Flüssigkeit eingelegt, das erhaltene Zinnober durch ein Haarbese geschlagen und für den Gebrauch aufbewahrt.

Zur Darstellung der Farbe werden 9 Pfund dieses Abflufs mit 1 Pfund Stärke vermischt, 2 Loth Salmiak hinzugebracht und die Farbe ganz kalt gerührt, wodurch sehr intensiv dunkel Bronce erhalten wird. Will man hellere Abflufungen dieser Farbe erzielen, so fegt man

\*) Annuaire javanica 1. p. 18. n. 29, tab. 1. fig. 5.  
\*\*) Spec. gen. des Coleopt. III. p. 136.

\*) Vergl. Dr. Dingler in seinem neuen Journal für die Dyechemie u. Baumwollen-druckerei, Bd. 2.

dem Catechu Absude eine verhältnißmäßige Menge Wasser zu und vermindert das Gewicht des Calmicks im Verhältniß zur Catechu-Masse. Die mit dieser Farbe getauchte Ware läßt man nach dem Trocknen 3 Tage lang liegen, wäscht sie am Fluß oder Bach gut aus und trocknet sie ab.

B) Bronze-Reservagen. Setzt man der Bronze 3 bis 4 Pfund Zinnasch zu, so erzielt man eine dunkle Bronzereservage. Hellere Abfärbungen werden durch mit Wasser verdünnten Catechu Absud erreicht, bei welchem das Zinnasch im Verhältniß zur Catechu-Masse beigegeben wird.

Diese schönen Bronze-Reservagen eignen sich für den Druck auf gelbe, olivene, graue, frapillale und frappe violette, so wie auf eisenblaue Gründe. Bei letztern wird die Applicationschwärze Farbe, die gelbene, rothen und Bronzereservagen auf die mit essigsaurem Eisen imprägnirte und in Kohniß ausgelottene Ware aufgetragen, ausgewaschen, und im gesäuerten eisenhaltigen Laibbad der Grund blau gefärbt.

Als gärbestoffhaltige Substanz hat man in der Lederfärberei auch hin und wieder günstige Resultate erlangt. In Ostindien bedient man sich derselben zum Färben. Man soll dort Leder binnen 3 Tagen damit färben, was er beige himmelfarbig wohl möglich macht; 1 Pfund Catechu soll 7 bis 8 Pfund Eisenrinde ersetzen. (Kurrer.)

CATENIPORA, eine von Lamarck (anim. sans vert. Tome 2. p. 206.) gekristallisierte fossile Corallen-Gattung, welche von Lamouroux in der französischen Ausgabe des Atlas Solanderischen Werkes: Exposition methodique des polypteres etc. p. 63. aufgenommen worden ist und die im Ufer der Ostsee und andern gothländischen Küsten ausgetrockneten Corallenversteinerungen der sogenannten Kettenkiesel umfaßt, welche anfänglich von Linné im System unter die Tubiporen, dann aber in den Amoenit. acad. Vol. 1. p. 103. tab. 4. h. 20. zu den Milieporen gezählt wurden. Es sind parallele Röhren, welche in gestrichelten Wänden senkrecht herabsteigen. Die Anzahl und Gestalt der senkrecht durch die Röhre herabsteigenden parallelen Röhren, wie auch ihre Mündungen, bald rund, bald oval, bald elliptisch, bald sternförmig, sind in den verschiedenen Arten dieser Corallen-Gattung verschieden. Eben so verschieden sind auch die Gitter oder Maschen des Reges in ihrer Größe und Gestalt, welche die senkrecht in der Röhre herabsteigenden Röhrenwände bilden und die Lücken oder tiefen Zwischenräume zwischen den Röhrenwänden. J. Ehr. Buch in Potsdam hat die 1781 dafelbst gefundenen Kettenkiesel im 3. Bande der Schichten der versteinerten Kieselsteine naturforschender Freunde S. 132 beschrieben und abgebildet. Pallas hat nicht nur diese, sondern auch die im 4. Bande der Beschreibungen der Bernstein naturf. Freunde S. 326 erwähnten jaspisartigen und gekristallisierten Kettenkiesel von welcher Steinart, die er von seinem Kollegen Falk nach seiner Rückkehr von Gothland zum Besten erhielt, abgebildet, und sie in seinen hinterlassenen Manuscripten Madreporites reticularis oder concatenatus genannt. So hat man also die Kettenkiesel bald für Milieporen bald für Madreporen bald für Tubiporen gehalten. S. Pallas Eleuch. Zoophyt. p. 333.

Sie gebären aber weder zu der einen noch zur andern Gattung, sondern sind ganz eigene, wahrscheinlich ausgetrocknete Corallenarten der ältern Ozeane, so wie dies mit mehreren der von Linné in Youngs Diss. de Corallis balticis im ersten Bande der Amoenit. acad. beschriebenen und abgebildeten Arten der Fall ist. Auch Lamouroux scheint sie bloß als fossile Corallen zu betrachten und stellt 2 Species derselben auf.

1) *Catenipora escharoides*, rindenartige Lamellen oder Blätter, wo die Reges oder Zellen bildenden Steine wände, in welchen die parallelen zahlreichen, fast elliptischen oder zusammengedrückten Röhren senkrecht hinab steigen, durch die ganze Dicke der Masse hindurch gehen, Miliepora catenulata, Tubipora catenulata Lin., wird gewöhnlich fossil am Ufer des baltischen Meeres.

2) *Catenipora axillaris*, Kettenkiesel, in welchen die Röhre oder das Reg der senkrecht herabsteigenden Wände nur wenige sehr kurze sparsam nur in den Winkeln der Maschen sich öffnende Röhren, enthalten. Lin. amoenit. acad. Vol. 1. p. 105. tab. 4. fig. 16. Eben dafelbst zu finden. (Tilæus.)

CATHARTIN nennen Laffaigne und Geneulle den Laxirstoff, den sie aus der Senna zogen (s. oben Cassia Senna L.). Die Substanz krystallisiert nicht, sieht röthlichgelb aus, riecht eigen bänzlich, und schmeckt etw. bittersüß, ist in allen Verhältnissen im Weingeist und Wasser löslich, unlöslich in Äther, und wird an der Luft feucht. Aus der wässrigen Auflösung derselben fällen Galläpfeltract und Bleifl. gelbliche Flocken; Zed., Biezucler, Brechweinstein und Leim verändern sie nicht, aber durch das schwefelsaure Eisenoxyd wird sie gebraunt, und Kalken machen ihre Farbe dunkler. Bei der trocknen Destillation in einem verschlossenen Gefäße wird sie zerstört, und in Kohlenäure, Essigsäure, Brenzöl, Kohlenwasserstoffgas und einen söligen Rückstand zerlegt, der ganz an der Luft verbrennt (s. Annal. de Ch. et de Ph. T. XVI.; im deutschen Auszuge in Stolze's Berlin. Jahrb. f. d. Pharmacie etc. XXIV, 1. S. 85 etc. XXVI, 2. S. 155 etc.). (Th. Schreger.)

CATTAJO, in der venedigischen Delegation Padua, an der Straße von Padua nach Este, von beiden Städten gleichweit, von Abano 5 ital. Meilen entlegen, war zwei Jahrhunderte hindurch der Sitz des berühmten Geschichtes Dotti, aus welchem der letzte Mann im Mai 1803 seine gesanten, in Toscana, im Paduanischen und Ferrarischen gelegenen, jährlich an 40,000 Ducaten ertragende Güter, dem Herzoge von Modena, als dem Oberhaupte des Hauses Este, vermacht. Die Burg zu Cattajo, gegen Ausgang des 16. Jahrh. von D. Vincenzo Dotti erbaut, ist merkwürdig für den Naturforscher durch das Material, aus welchem sie erbaut, aber nicht minder durch viele Frescogemälde von Paul Veronese, die Thaten der Dotti vorkellend. Auch zeigt man hier das Bildniß der Marchesin Lucretia Dotti, die in gleicher Lage mit der Römerin Lucretia, den Tod von des Ehrens räuber Hand der Ehande vorzog, und dafür von den Paduanern, durch Aufstellung ihrer Büste in dem Kath. Hause, geehrt wurde. Vergl. den Art. Obizzi.

(v. Stramberg.)

16 \*

**CAUDATA.** Doppel (die Ordnungen unter den Reptilien S. 78.) theilte die Ordnung der Batrachier in die Familien Apoda, Ecaudata und Caudata. Er war also in diesem Punkte Dumenil im Allgemeinen gefolgt; jedoch mit dem Unterschiede, daß er noch die Familie Apoda, wozu das Schlangengeschlecht *Caecilia* gehört, den Batrachiern zugestellte. Dumenil (Anatomische Zoologie. A. d. Fr. überf. v. Froelich. 1806. S. 90.) hatte die Batrachier in Schwanzlose oder Anuren und in Schwanzige oder Urodelen getrennt, das Genus *Caecilia* aber bei den Schlangen gelassen. Zu den Urodelen, die mit der Bezeichnung Caudata von Doppel übereinstimmen, rechnet man die Lands- und Wassersalamander, von welchen ich vorläufig die *Salamandra gigantea* von Barton unter dem Namen *Cryptobranchus* getrennt habe. (S. Den's Fisch. 1821. Literat. Anzeig. S. 260.) Später ist jenes Thier von Harlan *Abranchus alghanensis* genannt, und von demselben ist auch Triton. *lateralis* Say als eigenes Genus unter dem Namen *Menobranchus* aufgeführt. S. Edinb. Journ. of Sc. no. 6. Octbr. 1825. p. 393. — Ferner gehören hieher die bekanten Genera *Proteus* (Hypocithon, Mer.) und *Siren*. Es ist dazu auch ein vor nicht gar langer Zeit erst näher bekannt gewordenes Amphibiengeschlecht zu zählen, das Genus *Amphiuma* nämlich, was schon Gärden, in einem Briefe an Linné, genannt und *Amphiuma means* benannt hat. Genauer beschrieben in den Medical Records. Juli 1819 unter dem Namen *Chrydodonta larvaformis* und vom Dr. Harlan in dem Philad. Journ. III. Mai 1823. p. 64. (Leuckart.)

**CAUDISONA.** So wird in der ersten Ausgabe von Linné's *Systema Naturae* und in Laurenti's *Synops. Reptilium* p. 92 das Geschlecht der Klapperschlangen genannt. Von Ray unter dem Namen *Vipera Caudisona* erwähnt. (Leuckart.)

**CAUDIVERBERA.** Der Name eines von Laurenti (*Synops. Rept.* p. 40.) gebildeten Sauriergeschlechtes, welches mit Recht nicht angenommen, sondern von den Neuern mit dem Genus *Ascalabotes* (Gecko) vereinigt ist. *Ascalab.* (Gecko) *Caudiverbera*. S. Art. Gecko. — Seda (Thesaur. I. p. 158.) benannte mit seinem Namen die Lacerta *Draconca* Lin. (*Lupinambus niloticus* Daud., *Monitor du Nil* Cuv., *Varanus Draconca*, Mer.) (Leuckart.)

**CAUMONT.** Dieses Städtchen in dem Bezirke von Normande (f. Caumont S.), ist das Stammhaus eines davon denanten berühmten Geschlechtes. Ealo, des Geschlechtes mutmaßlicher Ahnherz, soll auch dem Städtchen Ursprung und Namen gegeben haben. Gottfried, Herr von Caumont, erscheint in einer Urkunde von 1079. Der und Rompar von Caumont Gebrüder, (von Rompar leitete man die Herren von Launay, denen ein eigener Ort, gewidmet, ab), schenkte 1211 der Abtei Grandmont das Priorat Merignac, bei Miramont, in Albigeois. Des Sohn, Wilhelm I., wurde im October 1226 von König Ludwig VIII. mit Caumont, Seindrensin, Montpeyrou, Castellau, Monbailie, S. Eôme, Esferat, Crocien, les Roues, Laurac, belehnt. Sein Urenkel, Wilhelm III., Herr von Caumont, Samajan und Ments

poussan, Genshall von Toulouse, ererbte 1337 seinen einzigen Sohn, Wilhelm Kaymond, weil dieser den Engländern anhängig; Philipp von Valois vernichtete indeß das Testament, und gab dem Enterbten nicht nur seine Güter zurück, sondern wußte ihn auch durch diese Großmuth dergestalt zu gewinnen, daß Wilhelm Kaymond fortan sein erster Diener wurde. Dieses Entel, Wilhelm Kaymond II., schrieb im J. 1415 Lehren für seine Kinder in französischen Versen, schloß am 29. August 1417 mit dem Grafen Johann von Foix ein Ehevertragniß, welches in gasconischer Mundart abgefaßt, und stund 426. Sein Urenkel, Franz II., Herr von Castellau in Perigord, Tonneins in Agenois, Samajan und Montpoussan in Najaouis, Verdiqueres &c., verm. 1566 mit Philippine von Beaupou, Frau auf la Force in Perigord, Madurant, Comet und Montbovet, Vicomtesse von Mas, Jey, wurde, samt seinem ältesten Sohn, Armand, in der Pariser Bluthochzeit im Bette getödtet. Der zweite Sohn, Jakob Rompar, geb. 1559, erlernte unter Heinrich IV. das Kriegshandwerk; er kämpfte an des Königs Seite in dem Treffen der Arques, wurde General-Lieutenant in dem Souverainement von Perigord, Bergerac und Montflanquin, sodann Vicomte von Barrota und Beara. Nach Heinrichs IV. Ermordung folgte er aus allen Kräften der fliehenden Partei der Hugonotten aufrecht zu; erbalten; eine Diverfion in Gudenais vermochte er nicht zu bewerkeln, desto mehr konnte er sich 1621 in der Vertheidigung von Montauban auszeichnen. Im folgenden Jahre 1622 fand er indeß Gelegenheit, seinen Frieden mit dem Könige, dem der Befehl des von Jakob besetzten Städtchens S. Foi, an der Dordogne, wichtig schien, zu machen; er erhielt 200,000 Reichthum, seine Güter und Würden, bis auf das Souverainement von Beara, wurden ihm zurückgegeben, endlich versetzte ihm der König den Marschallstab (den 27. Mai 1622). Um diesen Preis gab Jakob die Sache seiner Glaubensgenossen, nicht aber ihren Glauben, auf. Er diente sodann als General-Lieutenant der Armer von Normont, nahm Vignerol, überwand die Spanier in dem Besatze der Carignano, und dals 1630 Esal entfielen. Im folgenden Jahre stand er in Lothringen, wo er den 27. December 1631 Wunden einnahm, sodann wurde er nach Languebec geschickt, wo er mehrere Städte zum Herzog zurückführte. Den 28. Juli 1634 nahm er die bisher unbewundene Bergfeste la Motte in Lothringen, bei welcher Gelegenheit er, zuerst unter allen französischen Feldherren, sich der Bomben bediente, dann nöthigte er im nämlichen Jahre die Kaiserlichen, von Philippsburg abzulassen, auch brachte er Heidelberg Hilfe. Den 21. März 1635 wurde Eperer durch ihn eingenommen, im J. 1636 wohnte er der Niedererinnahme von Corbie bei; den Herzog von Lothringen beilegte er in verschiedenen Gefechten. So viele Dienste zu belohnen, erhob der König im Juli 1637 das Marquisat la Force, samt Maduran und Madurant, zu einem Herzogthum, zugleich Patrie. Der neue Herzog starb den 10. März 1662, alt 93 Jahre. Der älteste Sohn, den ihm Charlotte von Montanle, des Marschalls von Tiron Tochter, geboren, Armand, nach anfangs für die Hugonotten, wurde sodann Marschal de

Camp, auch 1632 Maître de la garderobe du roi, nahm Haagenau und andere rheinische Städte, folgend der Raon in Lezhingen den 18. März 1636 den französischen Jägers herrn Colloredo, der selbst sein Gefangener wurde, erschießte nach seines Vaters Tode den Marichallstab, und starb den 16. December 1675, über 80 Jahre alt. Sein einziger Sohn, Jakob, Marquis von Manger, blieb unverheirathet, seine Tochter aber, Charlotte, Frau auf Cavelles, wurde 1653 des großen Lutenie Gemahlin, und starb kinderlos den 13. April 1666. In dem Herzogthum la Foree succedirte Aernouts jüngerer Bruder, Heinrich Rompar, Marquis von Casselau und Marichall de Camp, † 1678, und diesem sein Enkel, Jakob Rompar, Marquis von Boesse, und sein Urenkel, Heinrich Jakob Rompar, Herzog von la Foree, Graf von Macidan, Baron von Casselau, Caumont, Conneins, Esmajan, Guillet, Taillebourg, Boesse, Eugnat, Noques vine, Marbiant und la Boulaie (bei Breux), Inhaber eines Infanterieregiments, einer der 40 der französischen Academie, und Protector der Academie von Berdeaux, † kinderlos den 20. Juli 1726, und Armand Rompar, der seines Bruders Erben den Marquis von la Foree genant. Derselb trat das Herzogthum la Foree seinem ältesten Sohne, Jakob, dem, mit einer Tochter des Marschalls von Noailles, ab, und schenkt mit demselben das ganze Haus erloschen zu sehn. Jakobs jüngerer Bruder, Armand, fiel vor Coni im September 1744.

(v. Stramberg.)

CAXTON, William, der Cosler und Gutenberg Englands, wurde ums Jahr 1410 oder 1412 in einer wahrscheinlich unbedeutenden Ortschaft der Grafschaft Kent geboren. Er erlernte zu London bei dem angesehenen Kaufmann Robert Lange den Handel, und hatte sich der Gewogenheit desselben in solchem Grade zu erfreuen, daß ihm dieser bei seinem 1441 erfolgten Tode ein für jene Zeit bedeutendes Legat von 20 Mark testamentarisch aussetzte. Hierauf ernannte ihn die Compagnie der Londoner Kaufleute zu ihrem Factor in Holland und Flandern, wo er sich über 30 Jahre aufhielt, und 1464 zugleich mit Richard Whetehill einen Handelscontract zwischen Edward IV. und Herzog Philipp dem Guten von Burgund abschloß. Er empfahl sich bei dieser Gelegenheit beiden Höfen in einem solchen Grade, daß er, als Edwards Schwester Margaretha mit dem Herzog Karl von Burgund verheirathet wurde, eine Anstellung an ihrem Hofe erhielt, über deren eigentliche Bezeichnung keine Nachrichten vorhanden sind. Sie scheint indessen nur eine literarische gewesen zu seyn. Denn auf ihre Veranlassung unternahm er zu Brügge im J. 1468 eine englisch-französische Uebersetzung von Raoul le Fèvre's Recueil des histoires de Troyes, welche zu Edin im J. 1471 gedruckt erschien. Es war das erste in englischer Sprache gedruckte Buch, und Carton fand an dieser Beschäftigung so vielen Geschmack, daß er sich einen vollständigen Druckapparat anschaffte, mit diesem im Jahre 1474 nach England zurückkehrte, und in der Westminsterabtei eine Druckerei, die erste in England, anlegte. Das erste aus dieser vaterländischen Presse hervorgegangene Werk war eine von ihm selbst aus dem Französischen verfertigte Uebersetzung eines

ursprünglich lateinisch abgefaßten Werks des Jakob von Cessolis, unter dem Titel: The game and playe of the chesse, 1474. fol. Die Gesammtsumme seiner Drucke des läßt sich auf 64, von denen die meisten Uebersetzungen aus dem Französischen sind. Sein letzter datirter Druck ist die engländische Uebersetzung der Aeneide des Virgilins vom Jahre 1490, und sein Tod fällt in das Jahr 1491 oder 1492. Wie groß indessen auch sein Verdienst um die Verbreitung der Buchdruckerkunst in seinem Vaterlande ist, so hält er doch keine Vergleichung mit andern Druckern seiner Zeit aus. Sein Papier und seine Druckerhandschrift ist gut; aber seine gothische Type (der römischen hat er sich nie bedient) ist geschmacklos, widerlich verunstaltet und verlogen, und die mehren seiner Drucke beigefügten Holzschnitte dienen nur zu ihrer Entstellung. Man kent aus seiner Presse einen einzigen Vergamentdruck: The doctrinal of sapience, 1489. fol., welcher sich im deutschen Museum befindet \*).

CELTEN, Celtae, Kikrol, seltener im Griechischen Kikral, sind in der alten Völkergeschichte ein Hauptvolk Europa's. Euborus \*) theilte die bekannte Erde in vier Theile, und wies den Osten den Indiern, den Süden den Äthiopen, den Norden den Scythen und den Westen den Celten an. Wird die letztere Behauptung auf Europa beschränkt, so ist sie für den Zeitraum von 600 bis 300 Jahr v. Chr. und noch weiter zerbrach richtig. Denn vom Cap St. Vincent und Finisterre bis zu den Ausflüssen der Donau, von Schottland bis Marcella, vom Rhin und den Quellen der Elbe bis an den Apennin und nach Bosnien und Eroatien wohnten Celten, wenn gleich sie da und da mit bairischen geschobenen andern Völkern, oder mit ihnen verschmolzen. Die Celten wurden daher für das größte Volk Europa's und nach ihnen die Iberier gehalten \*). Weil aber einige alte Geographen, wie Hipparchus \*\*), das Celtenland bis zu 58 bis 60 Grad nördlicher Breite hinaufreckten und angenommen wurde, daß darüber hinaus wegen der Kälte keine Menschen mehr wohnten, auch überhaupt die den Celten nördlich wohnenden Völker noch nicht bekannt waren, so kamen die Celten auch in dem Norden Europa's zu stehen. Eine zweite Verwirrung entstand daher, daß späterhin die teutschen Völker die Wohnplätze der Celten im südlichen Deutschland und in Pannonien auf längere oder kürzere Zeit besetzten, und sich mit ihnen vermischten. Daher ist es gekommen, daß man Celten und Teutsche häufig für eine Nation angesehen und den Unterschied in Sprache, in gottesdienstlicher, bürgerlicher und häuslicher Einrichtung, in Tracht, Waffenart, Charakter und Sitten, welcher sich klar nach weisen läßt, zu wenig beachtet hat. Hiemit soll nicht ausgesagt werden, als sey die Vorkellensweise völlig unrichtig, daß der ganze Norden Europa's vom Hämus und den Alpen bis nach Scandinavien uranfänglich mit einerlei Volk gefüllt gewesen, welches einerlei Sprache,

\*) J. Lewis life of W. Caxton. Lond. 1737. 8. Biographie univ. T. 7. p. 441 f. J. Johnson's typographia (Lond. 1824. 12.) Vol. I. p. 79—208. Ames typogr. antiqu. by Divin. T. 1.

1) Strabo l. p. 33 und 34.

3) Strabo ll. p. 72.

2) Pausan. l. 9.

Sitten und Lebensart geführt und nur späterhin durch locale Bildung, veränderte Einrichtung, Lebensart und Sprache sich merklich unterschieden habe, eine Idee, auf welche die zum Theil unvollständigen Nachrichten der Griechen und Römer selbst führen konnten, und welche die meisten Alterthumsforscher angenommen haben. Es kann dies, weil es durch viele Bemerkungen wahrscheinlich gemacht wird, zugegeben werden, nur wird behauptet, daß in den historischen Zeiten Celten und Teutsche zwei verschiedene Völker waren. Es kann in diesem Artikel von den Celten nur im Allgemeinen gehandelt werden, weil vieles Einzelne und Specielle in andern Artikeln theils schon erwähnt ist, theils noch dargelegt werden wird. Nach einigen Vorbemerkungen über Herkunft und Namen sollen hier besonders die Wanderungen der Celten dargestellt werden, um die hiedurch entstandenen Hauptzweige des Celtenstammes zu bestimmen und in eine Übersicht zu bringen, über welche dann die besondern hier anzuwendenden Artikel weiter nachhelfen sind.

Pelloutier <sup>4)</sup> hat behauptet, daß Pannonien und die benachbarten Gegenden, aus denen späterhin jene celtischen Völker, welche Macedonien, Thessalien bis Phocis und Aetolien hinab vertrieben, einen großen Theil Thraciens eroberten und endlich in Kleinasien weitläufige Landkassen einnahmen, die unter dem Namen Galatia bekannt sind (s. Galater und Galatia), das eigentliche Mutterland der Celten seien, und daß die Pelasger, welche in den frühesten Zeiten in Griechenland, Kleinasien und in Italien auftraten, eben diese Celten gewesen wären, eine Meinung, zu welcher einige misgubeutete Angaben der Alten Veranlassung gegeben haben. Auch Mannert <sup>5)</sup> vermuthet, daß die Celten von Osten, von Thracien her, einwanderten, und daß ihre nachmaligen Züge nach jenen Gegenden nichts weiter als Rückwanderungen auf einer besondern Völkersfrage waren. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß sich in den Mythen Spuren solcher Einwanderungen aus jenen Gegenden finden. Nach Timagenes <sup>6)</sup> erfolgten zwei Heerzüge nach Gallien, zuerst unter einem andern Herkules, welcher Doriens an den Meerestüfen jurückließ, und später unter dem jüngern Herkules, Amphitryons Sohne, welcher in Spanien den Geron überwand und in Gallien, wo er die Stadt Alesia <sup>7)</sup> anlegte, den Lauricus tödtete, den Stammvater der Tauriscker, welche celtische Nation, zu welcher auch die Galassii und Lepontii gehörten <sup>8)</sup>, die Alpen und vorzüglich die norischen Bergländer einnahm. Allein theils fanden selbst nach diesen Mythen jene Helden bereits das Celtenvolk vor, wenn gleich nicht unter diesem Namen, welchen die Mythe zum Theil von den Söhnen des Herkules erst ableitet, theils werden auch nach den Nachrichten, welche der celtische Priesterland, der gebildetste Theil der Nation, mittheilte, die Celten aborigines und indigenae genannt, welche zuerst in dem Lande erschienen und, wenn

auch eingewandert, doch keine frühern Besitzer des Landes hatten. Die ältern Alterthumsforscher <sup>9)</sup>, welche fast alle von der mosaïschen Völkertafel ausgingen, und hierbei Josephus zu Hülfe nahmen, leiten die Celten von Gomer, dem ältesten Sohne Japhets ab, von diesem die Parther, Titaner, Eimierier, Eimbern und von diesen Celten und Gallier, und benennen, um die Titanen für die Celten auszuklären, ein poetisches Bild des Callimachus <sup>10)</sup> und vielleicht auch die Nachricht Barro's <sup>11)</sup>, der von Einwanderung zwar nicht der Parther, doch der Iberer in Spanien redet. Sind aber auch manche Irrungen und Uebertreibungen in diese Ableitung eingeschlichen, so muß man doch historisch zugeben, daß die alte Welt geglaubt hat, es sey die westliche Halbinsel vom Morgenlande aus bevölkert worden. Denn aus punischen Büchern berichtet Isidor Callistus <sup>12)</sup>, daß Heber, Perier und Armenier in Spanien einwanderten, wie denn die Iberer, als Stammvater in Armenien und daneben die Gölz Iykar und Ikar sich finden <sup>13)</sup>, und da die Celten einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung in Spanien ausmachten, so ist wahrscheinlich, daß auch diese aus jenen morgenländischen Gegenden kamen. Jene Spuren celtischer Bevölkerung, welche man bis fast zu dem See Naotid findet, können indeß nicht als sichere Andeutungen dafür gelten, weil die Wanderungen der Celten von Westen nach Osten seit dem Jahre 600 v. Chr. nicht so zweifelt werden können und daher wohl möglich ist, daß einzelne Abtheilungen dieser beweglichen und unternehmenden Nation selbst bis zum Don vorgeschritten sind, zumal da die Geschichtsschreiber und Geographen, welche alle später lebten, und nicht in den Stand setzen, die alten Spuren der vermuthungsweise aus Asien angenommenen Wanderungen der Celten nach Westen von denselben Spuren, welche die Celten späterhin in umgekehrter Richtung hinterließen, zu unterscheiden. Beschränkt man sich daher, wie billig, auf die historische Zeit, so kann man nur Gallien für das Hauptland und die Mutter der Celten halten und muß die Frage, aus welchem andern Lande sie ursprünglich dahin wanderten, unbekannt wörtel lassen, weil dies Ereigniß jenseits der Geschichte im Dunkel liegt.

Der Name Celten, der aber Kelten ausgesprochen werden muß, war in Gallien einheimisch <sup>14)</sup> und der allgemeine für alle die vielen durch besondere Namen unterschiedenen celtischen Völkerschaften. Man hat versucht die Bedeutung desselben zu bestimmen. Beyron <sup>15)</sup> hält es für gleichbedeutend mit tapfer und dem teutschen Worte Helden (aber mit Verstärkung des h ausgesprochen). In den Collectanea von Leibniz wird es von gelte abgeleitet <sup>16)</sup>. Nach Cour de Gebelin <sup>17)</sup> ward der Name von der Kälte entlehnt, welche in dem nördlichen Eu-

4) Pelloutier histoire des Celtes. Liv. I. a. 8. p. 51.  
5) Mannert Geogr. d. Gr. u. Röm. II. p. 20.  
6) Ammian. Marcell. XV. 9. Vergl. Plin. III. 21.  
7) Diodor. IV. 19. und V. 24. 8) Plin. III. 24.

9) Vergl. Helleni de origine gentium Celticorum Dissert. p. 2 seq. 10) Callimach. in Delum V. 174. 11) Plin. III. 3. 12) Beil. Jognorth. 14. 13) Plutarch. Pompei. 35. Vergl. Consideraciones ad epist. Pezronii in Leibnizii collectaneis etym. I. p. 68. 14) Caesar I. 1. Pausan. I. 3. 15) G. Leibnizii collectaneis etymologicae. Georg. Ecard p. 13. 16) p. 104. 17) Monde Pri-

ropa herrschte, welches von den Celten nach seiner Meinung besetzt war. Vielleicht hat zu dieser Ableitung Pausanias<sup>18)</sup> und andere Schriftsteller<sup>19)</sup>, welche die Kälte in Gallien als sehr heftig schildern, Veranlassung gegeben. Meyer<sup>20)</sup> führt das celtische Wort Gal oder Gauli Wald an, weil Gallien früher mit Wald bedeckt gewesen, Camben<sup>21)</sup> aber Gual Haar und Gualtor des baart, weil die Celten ein langes Haar trugen. Nach der Mythologie hat ein König Celtus d. i. Keltus oder Galatæus, wie ihn Diodor nennt, der Nation ihren Namen gegeben, dieser Celtus war aber, nach einer andern Mythologie, welche offenbar jüngern Ursprungs ist, ein Sohn des Hercules und der Celstine, einer Tochter des Bretannus<sup>22)</sup>. Jene Angabe, daß sich die Nation von einem beliebigen Könige, der durch Tapferkeit, Kriegsthaten und Eroberung vieler Theile des angrenzenden Landes sich großen Ruhm erworben hatte, benannt habe, ist noch unter allen das Wahrscheinlichste. Sie sagt zugleich aus, daß der Name Celten erst in Gallien entstanden, und von hier aus in alle Gegenden, wohin aus Gallien celtische Völker auswanderten, verpflanzt ist, ein Satz, welcher sich durch die Geschichte bestätigt, und von Schöpslin<sup>23)</sup> gegen Andere sehr gut verteidigt ist. Gallien war demnach das Mutterland der Celten und hier wurde recht eigentlich das Volk Celten genannt, daher auch Diodor auszumerten nöthig findet<sup>24)</sup>, daß zwischen den Alpen und den Pyrenäen das Volk Celten heiße; diejenigen celtischen Völker aber, welche südlich und bis zu dem hercynischen Gebirge und bis Ägypten hin wohnten, Galatæer oder Gallier genannt wurden. Diese Unterscheidung wurde durch das Bedürfnis der Deutlichkeit fast nöthwendig. Inzwischen werden von den Griechen auch die pannonischen und illyrischen Celten sehr häufig Kelten und nur die asiatischen vorzugsweise Galatæ genannt. Den Namen Galli gebrauchten aber die Römer von allen celtischen Völkern, welche die Europa bewohnten, wofür sie sich nicht der besondern Namen, wodurch sie jene unterschieden, bedienten, wiewol sie auch hier häufig den allgemeinen und besondern Namen neben einander stellten, als Galli Senones, Galli Caesalæ.

Was nun die eigentlichen Celten in Gallien betrifft, so waren diese zu Cäsars Zeit auf die Landstriche zwischen der Sarone, Marne, Seine und dem Ober-Rhein und die Schweiz beschränkt, sie besaßen aber früher auch das Land der Belgä, die diese sich mit ihnen vermischten und mit nachrückenden deutschen Völkern noch mehr vermischten wurden. Eben so war das sübliche Gallien bis auf die Küstenstriche, wo Iberer und griechische Colonien sich festgesetzt hatten, von Celten erfüllt. Diese Celten zerfielen in viele einzelne Völkerschaften, welche eben so viel Staaten bildeten, wurden aber meist aristokratisch regiert und durch die Hierarchie der Druiden (s. Druiden) zusammengehalten. Über diese Celten und ihr Land müssen die Art. Galli und Gallia nachgesehen werden. Hier wird blos bes

merkt, daß dieses gesegnete Land schon in alter Zeit einen Überfluß an Menschen hatte, die kriegerisch und unternehmend, zu weiten Hergängen bereit waren, um sich weniger bedrängte und überflüssige Wohnsitze zu erobern.

Die ältesten Auswanderungen dieser Art waren unstreitig nach Spanien gerichtet. Barro<sup>25)</sup>, welcher die Einwanderung der Celten und Iberer meldet, gibt nicht die Zeit an, wo sie geschah. Offenbar zogen aber die Celten nicht zugleich mit den Iberern in das Land ein, sondern kamen später an und fanden die Iberer vor, mit denen sie um das Land kämpften und endlich durch einen Vertrag, welcher die gegenseitige Vertheilung festsetzte, mit ihnen zu einem Volke, Celtiberen genannt, welches das mächtigste und ausgebreitetste in Spanien ward, verschmolzen<sup>26)</sup>. Nach Lucan waren diese Celten von ihrem alten Stammvolke in Gallien vertrieben worden. Außerdem wohnten aber Celten unvermischt in Andalusien, mit welchen Hamilar kämpfte<sup>27)</sup>, desgleichen zwischen der Guadiana und dem Tago unter dem Namen Celtici<sup>28)</sup>, eben so in Gallicien die celtische Völkerschaften, Artabri, Nerii, Tamarici und Prasamarci<sup>29)</sup>. Auch die Veroneses, Carpetaner und Ilergetaner werden Celten genannt<sup>30)</sup>. Die Menge von Städten in Spanien mit der celtischen Endigung briga, Berg, Hügel, bei den Thraciern bria Stadt, weil die Städte auf Hügeln angelegt wurden, bezeugt die zahlreiche Ansiedlung der Celten. Wegen dieser Menge Celten begriffen die ältern Griechen, Herodot, Aristoteles und Hipparchus unter Kelten und Keltis auch Spanien und dessen Bevölkerung<sup>31)</sup>. Strabo merkt an einigen Orten an<sup>32)</sup>, daß die Sitten mit denen der Celten, Thracier und Scythen in vielen Stücken übereinstimmen.

Von iberischen und gallischen Celten waren die britischen Inseln bevölkert worden, daher hier die Sitten denen der Iberer und Gallier gleichen, und die Sprache nicht viel unterschieden war<sup>33)</sup>. Die obgedachte Mythologie von dem Bretannus und seiner Tochter Celstine deutet auch die Verwandtschaft an. Ptolemäus fand in Britannien Parisii, Atrebatii und Belgä, Bewohner Galliens wieder. Beda<sup>34)</sup> leitet die Briten von den Küsten Galliens her, eben so Wilhelm Cambden. Die Untersuchungen über die Sprachen<sup>35)</sup>, namentlich über das Galic in Schottland, das Irische in Irland und das Eymreg, die Sprache der Eymri, jener alten Belgen, welche sich an den Küsten niedergelassen hatten (s. Belgä) und späterhin von den Angelsachsen nach Wales verdrängt wurden, setzen außer Zweifel, daß die alte Bevölkerung Britanniens celtisch war. Allein die Zeit, wann die Besetzung der Insel anhub, denn wahrs

25) Plin. III, 3. Lucan. IV, 9. Appian. Hispan. p. 424.

26) Diodor. V, 33. 27) Diodor. Fragm. lib. XXV, p. 358.

ed. Bip. 28) Strabo III, Plin. III, 1. Mela III, 1.

29) Mela III, 1. Strabo III, p. 153. 30) Strabo III, p. 245.

Stephan. Geogr. Ptolem. II, 2. 31) Herodot. II, 41.

Aristoteles de mundo c. 3. Strabo III, 1.32) Strabo

III, p. 165. 33) Tacit. Agric. II. Strabo IV, p. 200.

Bergl. Caesar V, 12. 34) Bedae Histor. Eccles. I, 1.

Cambdeni Britannia p. 12 et 25. 35) Aethelung und Walter

Wittgenstein II, p. 142 etc.

18) Pausan. I, 35. 19) Ammian. XV, 10. 20) Hist.

de France avant Clovis p. 7. 21) Britannia p. 23.

22) Parthenius in Eroticiis 30. Ammian. I c. Diodor. V, 34.

23) Vindictae Celsae p. 4 seq. 24) Diodor. V, 32.

scheinlich erfolgte sie allmählich, kann so wenig, als bei den übrigen Celten angegeben werden. Vermuthungsweise ist anzunehmen, daß sie in sehr alten Zeiten begangen habe, weil behauptet wurde, daß der Orden der Druiden in Britannien entstanen sey, und noch zu Euseb's Zeit diejenigen dahin zu reisen pflegten, welche den höchsten Unterricht in der Druiden-Weisheit erlangen wollten <sup>39)</sup>. Wahrscheinlich waren um 600 Jahr vor unserer Zeitrechnung die Auswanderungen dahin vollbracht, weil seitdem die Ueberöflerung nach einer andern Seite einen Abfluß erhielt.

Denn zur Zeit des Tarquinius Priscus <sup>40)</sup> im Jahre 589 v. Chr., sendete der celtische König Ambigatus, um Gallien der übergroßen Volksmenge zu entleeren, zwei Schwärme, Bellovesus und Sigovesus, mit rüstigen Völkern aus, den ersten nach Italien, den zweiten nach Deutschland, um neue Wohnsitze einzunehmen. Livius nennt Bituriges, Arverni, Senones, Aui, Ambarri, Carnutes, Aulerci, Kriegsscharen aus den in Gallien angeführten Völkern, welche Bellovesus begleiteten. Wenn diese Völker kamen nicht mit einem Male, sondern nach und nach in Italien an, wie sich aus der Vergleichung ergibt. Bei dem ersten Vorbringen wurden die Auser vertrieben, und es besetzten nach Polibius die Lai oder Lavi und Lebeci Piemont und die mächtigen Jures das Mailändische, wo sie auch Mediolanum anlegten. Der District hieß von ihrer Ankunft das Land der Jures, welcher Umstand vernunfthält, daß schon früher Celten sich dort niedergelassen hatten, wie es denn auch eine doppelte Nachricht über die Veneter gab, deren eine sie von den Venetern in Gallien ableitete <sup>41)</sup>. In der That gleichen, wie Polibius anmerkt, die Veneter in Sitten und Tracht den Galliern, obgleich ihre Sprache abweichend war, welche aber durch den frühern Aufenthalt in Italien sich geändert haben konnte. Ein anderer Schwarm Cenomani, von Titovius geführt, folgte dem vorigen ihnen am Ticinus setzten sich die Gallubii fest. Ein neuer Schwarm, die Boji, welche 120 Tribus als sein ausmachten <sup>42)</sup>, und die Lingones gingen, da sie bereits alles Land zwischen den Alpen und dem Po gefüllt sahen, über diesen Fluß, verdrängten auch hier, wie sie jenseits des Flusses gehan hatten, die Auser, besetzten das Land zwischen dem Po und dem Apennin, und nahmen segar Umbrien ein. Die Senones, welche zuletzt anlangten, besetzten noch südlicher das Land zwischen dem Apennin und dem abriatischen Meere bis an Ancona. Der Häuptling derselben, Brennus, nahm 589 Rom ein, und seitdem hatten die Römer mit diesen Celten 200 Jahr zu kämpfen, bis sie sich in Römer verwandelten oder auswanderten. Die Bojer machten ihnen am meisten zu schaffen. Sie wehrten sich nach dem zweiten punischen Kriege noch 15 Jahre lang wie Verzweifelte, bis sie, nicht länger fähig zu widerstehen, Italien verließen <sup>43)</sup>. Statt der obgedachten Lingones, nennt

Polibius die Ananes und Agones. Diese italienischen Celten erbauteu außer Mailand, Como, Bergamo, Verona, Trient, Trizen, Vicenza <sup>44)</sup>. Von Trizen war der Weg auf der rechten Seite des Inn, welcher Grenzfluß des hiesigen Celtenlandes wurde, in das jenseitige Land bis an die Donau geöffnet, wohin ebenfalls celtische Bojer einwanderten.

Von Oberitalien gingen die illyrischen und pannonischen Celten aus. Denn die von Livius oben erwähnten Bituriges, Arverner, Auer, Aulerci, Carnutes, Aulerci werden nicht weiter in Italien gefunden. Diese Völker, welche in Oberitalien keinen Platz mehr fanden, rüdten weiter östlich fort, überwältigten die Gebirge und in den Durchgängen Illyriens die dortigen Barbaren, und ließen sich in Pannonien nieder, wo sie die Einwohner unterjochten und die benachbarten Völker besiegten <sup>45)</sup>. Sie waren seitdem das herrschende Volk von Istrien bis an die Donau in den Gebieten von Krain, Kärnten, Steiermark, Österreich und in demjenigen Theile Ungarns, das auf dem rechten Ufer liegt, in Slavonien, Croatien, Serbien bis Bosnien hinein in verschiedenen Zeiten mehr oder minder ausgebebt, je nachdem das Glück ihrer Waffen ihnen weitem Spielraum gab. Aber auch hier verschwanden die besondern volksthümlichen Namen, wenn man nicht etwa in Carnuntum, Carodundum und Carni, welche ein celtisches Volk waren <sup>46)</sup>, ein Ansehen der Carnutes findet, vielmehr treten hier die Celten in drei Völkernschaften auf, die Scordisci, Taurisci und Bojengenannt werden.

Die Scordisci, mit welchen Stephanus die Skiriti verbindet, hatten ihren Hauptsi in Slavonien und dem nördlichen Theile Serbiens, und reichten von der Donau west- und südwärts bis zur Kulpa und den Gebirgen von Bosnien und Croatien. Allein einzelne Theile dieses kriegerischen Volkes stießen noch weiter in Osten und Süden unter Illyriern, Triballern und Thracern. Sie brachten den Römern viele Niederlagen bei, wurden aber doch endlich von ihnen überwältigt <sup>47)</sup>.

Die Taurisci besaßen Steiermark und die umliegenden Gegenden, stießen an dem Savus mit den Scordiscern zusammen, und in der Gegend des Perso, Sees mit den Bojern in Pannonien. Im Westen machte der Inn die Grenze. Sie wurden auch Taurisci, Terisci, Vigorisci und Troi genannt, wenn nicht etwa besondere Abtheilungen darunter verstanden sind. Die Römer nannten sie Norici, vermutlich von der Hauptstadt der Taurisci Norcia, und das ganze Land Noricum. Zu ihnen gehörten auch die obgedachten Lepontini und Salassi, und auch die Taurini, wie denn Polibius vorzugsweise die Einwohner der westlichen Alpen Taurisci nennt. Es scheint daher, daß sich dieser sehr alte Celtenstamm der Taurisci, oder Norici, dessen die Mythie schon erwähnt, auf der ganzen Alpenkette seit lang in frühesten Zeiten fest gesetzt hatte, und daß die später folgenden Einwanderungen sich in seinem Namen

<sup>39)</sup> Caesar VI, 13. <sup>37)</sup> Liv. V. 34. Polyb. II, p. 105.

ed. Casaub. <sup>38)</sup> Strabo V, p. 212.

<sup>40)</sup> Strabo V, p. 203. <sup>39)</sup> Plin. III, 20.

<sup>41)</sup> Justin XX, 5. <sup>42)</sup> Justin XXIV, 4. <sup>43)</sup> Grotef. Inscript. I, p. 294.

<sup>44)</sup> Strabo VII, p. 217 etc. Liv. XXV, 31, 14. Epitome 36. Sext. Ruf. c. 11. Stephan. p. 608.

verloren. In den Kriegen der Römer gegen ihre Stammesgenossen schloßen die Taurisci von 238 — 220 in Petruen und an dem Po tapfer gegen die Römer. Als Gallia Cisalpina unterjocht war, behaupteten sie in ihren Gebirgen die Freiheit. Zur Zeit Cäsars hatten diese norischen Celten einen König, Namens Bocio, der seine Schwester zur Gemahlin dem Artobius nach Gallien schickte <sup>45)</sup>. Ein Theil von ihnen, der mit den pannonischen Vojer n verbunden war, wurde von den Dacier und Geten ausgetrieben, und die übrigen unter Augustus derwungen. Die Taurisci hatten Rauportus angelegt, kauften also Städte, trieben Handel und auch die Bergwerke <sup>46)</sup>.

Die Boji (vergl. Boji) erfüllten das eigentliche Pannonien, waren im Norden und Osten von der Donau eingeschlossen, und grenzten im Süden und Westen an die Scordisci und Tauridel, oder Norici. Der Name Boji ist unter allen celtischen Völkerschaften der allermeist verbreitetste, zugleich sind die Boji die krieglustigsten aller Celten. Sie machten in Italien, wo sie 112 Tribus bildeten, den Römern am längsten zu schaffen, und der Ueberrest von denen, die sich nicht unterwarfen, wanderte an die Donau aus, und besiegte mit ihren Stammesgenossen vereint sogleich die Dacier, von denen sie aber endlich unter Börebisus zu Cäsars Zeit dergestalt zu Grunde gerichtet wurden, daß ein Theil ihres Landes die Wüste der Vojer blieb. Sie erlitten diese Niederlage unter ihrem Oberhaupten Kriastus <sup>47)</sup>. Es muß weiter unten noch einmal von ihnen die Rede seyn.

Uebrigem hatten sich die Celten in Illyrien und Thracien eingebürgert, und sich mit den Bewohnern dieser Länder, vorzüglich mit den Illyriern vermischt <sup>48)</sup>. Die Japodes, ein Hauptvolk Illyriens, hatten daher die ganze celtische Kriegerrüstung angenommen <sup>49)</sup>, und werden von Stephanus ein celtisches Volk genannt. Auch die Nutariae, die mächtigste Völkerschaft Illyriens, schlossen sich der Kriegsjüge dieser Celten <sup>50)</sup> an. Die Vereinigung dieser Völker war endlich so groß, daß eine Vorbe, wahrscheinlich in Sicilien und in jüngerer Zeit, geschmiedet wurde, nach welcher Volopheim, der Epicop, mit Salataea drei Söhne, Celus, Illyrius und Salas gehabt habe, die von Sicilien abgegangen und Beherrscher der nach ihnen benannten Völker der Celten, Illyrier und Galater geworden wären <sup>51)</sup>. Die Scuti hatten früher an den Küsten des adriatischen Meeres Verkehr betrieben und Necona nebst Rumana erbaut <sup>52)</sup>, auch Agathosies Corcora und andere Plätze eingenommen.

Diese große Gegend zwischen der Donau, der Moravia, dem adriatischen Meere und dem Inn gelegen, in welcher die pannonischen, illyrischen und norischen Celten

unter den Namen Vojer, Scordisci und Taurisci saßen, aber nach celtischer Weise in viele kleine Völkerschaften, welche zum Theil bekannt sind, wiederum getheilt waren, wird von Plutarch <sup>53)</sup> in *hæcra Lætaria* unter, oder die Bergallien genannt. Aus diesem Lande kamen die Scandianen, welche 336 vor Chr. v. Alexander den Großen durch ihre stolze Sprache überraschten <sup>54)</sup>, sechs oder 212,000 Kriegerleute, die seit 280 vor Chr. v. Macedonien, Thessalien, Griechenland und Thracien überschwemmen, und sich endlich weitläufige Landchaften in Kleinasien erwarben (s. Galatia und Salatia), jene Tausende von Celten, die seitdem in den Heeren des Porcius, Antigonus, Perseus, Demetrius Pharius und anderer macedonischen und epirotischen Könige und der neben ihnen wohnenden Dynasten als Söldlinge dienten; aus diesem Lande brachen zunächst die Cimbrer hervor, die den Römern so großen Schaden einbrachten (s. Cimbrer); um die Freundschaft der Celten dieser Gegend bewarben sich Mitribates, und begab die Heftung, mit ihrer Hilfe, wie einst Hannibal, auf der andern Seite in Italien einbrachten <sup>55)</sup>; aus diesem Lande kamen zu Cäsars Zeit jene 32,000 Mann Vojer den Helvetiern zu Hilfe, als diese aus der Schweiz in die flachen Gegenden Galliens ihren Wohnsitz verlegen wollten, bei welcher Gelegenheit man erfährt, daß die Vojer in Nieder-Gallien noch ums Jahr 50 v. Chr. v. 92,000 Mann ins Feld stellen konnten; diese Celten waren es, welche von dem Börebisus, dem Könige der Dacier und Geten gedemüthigt wurden <sup>56)</sup>, so daß die Römer deren Land mit leichter Mühe betreten und unterwerfen konnten; endlich gingen wahrscheinlich von diesen Celten die Vastarnæ aus, von denen weiters hin die Rede seyn soll.

Durch die Donau, welche noch zur Zeit des Tacitus die südliche Grenze Germaniens war, wurden die germanischen Celten von dem eben beschriebenen unteren Celtenlande getrennt. In dieses südliche Germanien, welches Tacitus die *Strum Germaniens* nennt, waren die Celten unter Sigobesus, denen die hercynischen Bergwälder zu ihrem künftigen Wohnsitz angewiesen wurden <sup>57)</sup>, eingewandert. Durch eine mitgetheilte Stelle <sup>58)</sup> haben sich mehrere Alterthumsforscher verleiten lassen, anzunehmen, daß diese Auswanderung ihre Richtung durch Nibelen und Rortum nach Pannonien genommen habe. Allein die hercynischen Waldgebirge lagen auf der nördlichen Seite der Donau, und der bedeckte den südlichen Theil des damaligen Teutlands vom Schwarzwalde bis zu den Karpaten, und Cäsar sagt, daß die *Volca Teutofages* ehemals, da die Gallier noch durch ihre Tapferkeit den Teutischen überlegen waren, ohne Ursache sie mit Krieg belästigten und Kolonien über den Nibelen schickten, die fruchtbaren Gegenden des hercynischen Waldreiches eingenommen hätten. „Dieses Volk behauptet sich“ schreibt er, „bis zu dieser Stunde in seinen Wohnsitzen, hat den höchsten Ruf der Gerechtig-

45) Caesar I. 53. 46) Polyb. II, p. 103. 118. Strabo VII, p. 234. 304. 313 — 318. Plin. III, 23. 24. Stephanus v. Tauris. Suidas v. Νεποβ. 47) Strabo VII, p. 313. Plin. III, 27. Oberhaupt ist aber die Boji als treffliches Volk zu empfehlen. Mari Velseri *Rerum Boicarum libri quinque*, von denen die ersten beiden Bücher sich über die alten Vojer verbreiten. 48) Strabo VII, p. 304. 49) Strabo VI, p. 345. 50) Appian. Illyr. p. 758. 51) Appian. eod. l. 52) Plin. III, 28.

53) Plutarch. Aem. Paul. 9. 54) Arrian. I, 4. 55) Appian. Mithrid. p. 407. 56) Strabo VII, p. 304. Jordan. II, 57) Liv. V, 33. 58) Liv. XXXVIII, 17. 59) Caesar VI, 24.



keit und des kriegerischen Selbstes, es verthart auch sehr noch in derselben Aermuth, Dürftigkeit und Geduld, wie die Germanen, und bedient sich mit ihnen derselben Lebensart und Kleidung.“ Es können demnach diese nicht jene Teutofagen seyn, welche 120 Jahr zuvor nach Asien nach Ostindien celtischen Heerschaaren gezogen waren. Auch Tacitus<sup>60)</sup> bezeugt, die celtischen Helvetii hätten das Land zwischen dem Rhein, dem Main und dem hercynischen Walde, unter welchem er offenbar den böhmischen Wald versteht, eingenommen, die darüber liegenden Länder (also Böhmen und Kärnten), wären von den Bojern eingenommen worden. Beides wären gallische Völker. Noch sey der Name Bojorum geblieben, und erhalte das alte Andenken der Gegend, obgleich die Bewohner sich geändert hätten. Denn wie er weiter hin anführt<sup>61)</sup>, hätten die Marcomanen, deren Ruhm, Kraft und Tapferkeit sehr herabsehr, das Volk der Boji fortgetrieben und deren Sitze sich bemächtigt.

Es ist nämlich völlig richtig, daß, als die Marcomanen herrschend wurden, die Bojer verschwanden. Es muß hier, wie oben angedeutet, noch einmal auf die Bojer zurückgegangen werden. Als Cäsar nach Gallien kam, fand er nirgend Bojer, als Volk, vor. Die Bojer hatten aber in Italien, wie erwähnt, in 112 Erbus gesen die Römer gekämpft, und waren die letzten, welche das Schicksal verließen und aus Italien wanderten. Die Boji finden sich wiederum an der Donau, als Vorkämpfer gegen die Dacier und Geten; Boji, die Nachbarn der Vindeliker, saßen in Baiern auf der rechten Seite des Jnn. Boji mochten einen Haupttheil der celtischen Völker aus, welche sich in Kleinasien eindrängten, obgleich mit dem Verfag: Tolika-Boji. Boji erlöst Böhmen und gaben dem Lande den Namen. Boji hießen die Hilfsvölker, welche den Helvetiern aus Noricum zu Hilfe eilen, und die wegen ihrer anerkannten Tapferkeit, mit Cäsars Bewilligung, von den Aduern aufgenommen und mit Landbesitz und Bürgerrecht beschenkt werden, offenbar, um ihre Kriegsmacht durch sie zu besetzen. Eine Schar Bojer saß sogar in Epirus<sup>62)</sup>. Von allen nach Italien ausgewanderten Völkern, über welche wir die reichhaltigsten Nachrichten haben, waren die Stammvölker in Gallien vorhanden, nur nicht von den Bojern, obgleich diese in den celtischen Colonien am allerbedürftigsten und tapfersten waren. Es folgt dazu, daß Cäsar als Hauptvolk, welches nach Böhmen einwanderte, die Volea Teutofagen nennt, welche mit den Bojern eins und dasselbe seyn müssen. Es ist daher der Name Boji offenbar der celtische Name überhaupt für Kriegsknechte, tüchtige junge Männer, die sich aus einer Völkerschaft, wie hier aus den Volea, zu einem Kriegszuge ins Ausland fertig machten, und an die sich die kriegerischsten Freiwilligen aus andern Völkern anschloßen. Man hat daher auch schon den Namen zu erklären gesucht, und von bwa Bogen, von boga die Rette<sup>63)</sup>, und von boy hergeleitet. Letzteres hat Knabitz<sup>64)</sup> gethan,

der es habe, Keri überseht. Etwas Ähnliches findet man in den celtischen Västen, die ebenfalls seine Völkerschaft in Gallien ausmachten, sondern aus allen Völkern hervorgehend, für Feld dienende Kriegsknechte waren<sup>65)</sup>. Wenn diese Kriegsschaaren, Boji (boys) genannt, außerhalb Gallien Eroberungen machten, so blieben sie dort sitzen, und es entsanden aus ihnen Völker, welche den Namen Boji behielten, daher die iranischen, norischen, pannonischen, böhmischen und asiatischen Bojer.

Offenbar waren aber die fruchtbarsten Gegenden des hercynischen Waldes bereits von Teutschen bewohnt, als die celtischen Bojer Böhmen, und die celtischen Helvetier das zwischen dem Rhein, dem Main, der Donau und Böhmen liegende Land einnahmen. Nach Zwangung der Einwohner lebten die Celten unter lauter Germanen, und mußten sich mit der Zeit germanisiren, teutsche Lebensart und Kleidung annehmen, wie Cäsar wirklich bezeugt, und was er nicht sagt, jedoch eben so notwendig und natürlich war, ihre Sprache verändern, und entweder ganz teusch reden lernen, oder eine aus dem Teutschen und dem Celtischen gemischte Sprache hervorbringen. Die Eroberer dieser Gegenden waren aber noch zu Cäsars Zeit Herren des Landes, und wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe und ihrer Tapferkeit im höchsten Ruf. Wie kommt es nun, daß nach etwa 80 Jahren Marobodus, ein Marcomane, seine Stammgenossen, die Marcomanen nach Böhmen verpflanzt, und die einst berühmten und tapferen Bojer verschwinden, oder, wie Tacitus sagt, fortgezogen werden?

Es wird nicht bezweifelt werden, daß Ariovistus, welcher die celtische Sprache redete<sup>66)</sup>, mit der Schwesster eines Celtens Königs verheiratet war<sup>67)</sup>, mit seinen Truppen für Cäsar diente, wie alle Celten so gern thun, hernach aber ganz im Geiste eines Celten aus einem gedungenen Beschützer ein drückender Zwinger wurde, aus dem celtischen Germanen gekommen war und dahin zurückkehrte, als er gegen Cäsar die Schlacht verloren hatte. Die Hälfte seiner Völker, die Remetes, Triboci und Vangiones hatten in der celtischen Gegend von Speier, Worms und im Elsaß selbst ihre Wohnsitze, und die andere Hälfte die des Rheins<sup>68)</sup>. Die völlig reinen teutschen Stämme brachten nicht hieher, sondern gegen den Niederrhein. Ariovist mit seinem celtischen Namen (denn ein König der italienischen Insulbesitz hieß auch Ariovist<sup>69)</sup>, nach Estrich im Celtischen har ho wvst, Herr hoher Weisheit, hatte sein Vaterland zwischen dem Rhein, Main und der Donau<sup>70)</sup>, war ein Heerkönig, der aus den germanisirten Celten und selbst von den nachbarten Sueden Kriegsschaaren zusammen gebracht hatte. Unter diesen befanden sich auch Marcomanen, welche, wie Ariovist selbst, nur germanisirte Celten seyn konnten. Aber wenn sie auch teutsche Kleidung, teutsche Lebensart führten und selbst teusch redeten, so daß Cäsar den Ariovist einen König der Germanen nennen konnte,

60) Germ. 28. 61) Tacit. Germ. 42. 62) Polyb. V. p. 445. 63) Rastbach nordöstliche Mittheilung. I. p. 11. 64) Collect. Etym. Lehnitz I. p. 100. Wernsdorff de rebus publicis Gallicarum. p. 79.

65) Polyb. II. p. 109. 66) Caesar I. 47. 67) Id. I. 53. 68) Claver. Germ. III. p. 116. 69) Flor. III. 4. Strick Origin. Celt. IV. 43. 70) Claver. Germ. III. p. 6.

so war ihnen doch sicherlich die celtische Grundeinrichtung geblieben, nach welcher der gemeine Mann fast ganz versklavet war, die eigentlichen Grundbesitzer, die Ritter, aber die Waffen führten, und je reicher und vornehmer, desto zahlreichere Klienten und Dienstmannen hatten. Daß dieser Ritterstand und diese Klienten auch im Auslande blieben, davon kann man sich bei den italienischen, panonischen und illyrischen Celten überzeugen <sup>71)</sup>, und man weiß, daß die Celten selbst in Asien noch die Römer ersuchen, ihnen ihre alten Einrichtungen zu lassen. Die Suche, sich Anhang zu verschaffen, Andere zu beherrschen und selbst ihre Landeskulte zu unterdrücken, Neuerungen zu unternehmen, sich selbst oder andere zu bekriegen, kurz der unruhige, kriegerische, unternehmende Rittergeist, wie ihn Cäsar schildert, blieb auch im Auslande derselbe, wenn er auch, wie leicht zu glauben, im Anfange der Niederlassungen, wo jeder etwas galt, sich nicht sogleich vollkommen entwickeln konnte.

Man hat, von der Voraussetzung ausgehend, daß die celtischen Nationen aus dem Gebiete zwischen dem Rhein, Main und der Donau schon vor Cäsars Zeit rein fortgetrieben und die Sueven Herren dieses Landes geworden wären, angenommen, daß von eben diesen Sueven Grenzmannen oder Grenzmiliten angestellt worden, bestimmt, die Grenzen Germaniens gegen die Anfälle der Celten zu decken <sup>72)</sup>. Allein eines Theils ist ersichtlich, daß die Römer zur Zeit des Arelus Antoninus, im sogenannten Marcomanenkreige, noch Ungegnad von den Celten, welche auf der rechten Seite des Rheins saßen, zu erdulden hatten; ein Beweis, daß sie noch nicht verslachtet waren <sup>73)</sup>; andern Theils hatten die Sueven nach Cäsar <sup>74)</sup> keinen fixirten Grundbesitz, lebten mehr von Viehzucht und Jagd, als von Ackerbau, zogen jährlich weiter, waren demnach wandernde Kriegsvölker, die ihre Jugend auf Raubzüge auswendeten, rohe Barbaren, die es unmöglich machen, zu denken, daß sie eine Grenzmilitie, ein Institut civilisirter Völker, das ihnen zwecklos, unnütz und sogar unaufrührbar gewesen wäre, eingerichtet hätten. Außerdem sind die Sueven zu Cäsars Zeit, welche hier vorzüglich in Betracht kommt, Nordteutsche, welche Tacitus, wenn er sie gleich auch zum Süden schon herabführt, doch bis nach Schweden ausdehnt. Man findet daher keinen hinreichenden Grund, wobei den Grenzscordon der Sueven in der Gegend des Neckars anzunehmen, noch überhaupt die Marcomanen für Sueven und Grenzscordon zu halten.

Die Marcomanen sind daher von markta celtisch ein Volk <sup>75)</sup>, und zwar ein Streitzolk <sup>76)</sup>, und von man, welches Wort, wie der völkerschaftliche Name Cenomani beweist, auch im Celtischen üblich war, abzuleiten. Die Marcomanen waren demnach celtische Reuter. Daß die Reuter der Celten in den Colonien vortrefflich war, und einzelne aus derselben ritterlich zu Zweikämpfen den Feind herausforderten, ist aus Polybius und den römischen Geschichtschreibern bekannt. Ihre Einrichtung

muß jedoch hier mit wenigen Worten erwähnt werden. Die Reuter der panonischen und illyrischen Celten, welche mit dem Kriegsheere des Brennus den Zug nach Delphi unternahm, bestand aus 20,400 Mann, dagegen betrug das Fußvolk 152,000 Mann. Allein jene Reuter bestanden eigentlich aus 61,200 Mann. Denn bei jedem Reuter waren zwei Knechte, welche ebenfalls Pferde hatten und wackere Reuter waren. Entstand ein Reutergefecht, so stellten die Knechte hinter der Linie und pasten auf den Dienst. Stürzte ein Reuter oder ein Pferd, so reichten sie entweder ein anderes Pferd, um ihren Herrn wieder beritten zu machen, oder war der Reuter getödtet, so rückte sein Knecht an seine Stelle in die Linie. War der Herr verwundet, so brachte ihn der eine Knecht ins Lager, und der andere Knecht vertrat seinen Dienst im Gefechte. Es wurde demnach jeder Abgang des Reuters durch einen Knecht ersetzt. Man kann daher die Herren, im Gegensatz ihrer Knappen und Knechte, die Ritter nennen.

Es ist aber klar, daß diese Ritter, welche drei Pferde und zwei Knechte ins Feld stellen konnten, in ihren Wohnsitzen die größten Gutsbesitzer, die eigentlichen Vornehmen oder der Adel der Celten waren, gerade wie Cäsar die celtischen equites in Gallien schildert, von denen er sagt <sup>77)</sup>, sie hätten vor seiner Zeit sämtlich alle Jahre zu Felde gezogen, um Kriegshandel anzufangen oder sie zurückzuschlagen. Je vornehmer und reicher ein Ritter sei, desto mehr treue Diener und Klienten habe er um sich. Sie übten eine vollkommene Aristokratie aus, während der gemeine Mann fast in der Elend lebte. Von den illyrischen Celten sagt Polybius <sup>78)</sup>, sie trieben nichts als Ackerbau und Krieg. Das Vermögen der Einzelnen besthe in Vieh und Gold, weil man diese Dinge nach Gefallen mit sich führen könne. Den größten Eifer bewiesen sie darin, sich eine Partei und Anhang zu verschaffen, denn derjenige sey der mächtigste und gefürchtetste, welcher die meisten Diener und Anhänger habe! Man ist berechtigt, hienach anzunehmen, daß auch die heronischen Celten eine ähnliche Lebensart führten. Der gemeine Mann lebte in Dörfern, trieb etwas Ackerbau und Viehzucht; die reichern aber, welche größere Strecken besaßen und Knechte und edle Kasse hatten, zogen in den Krieg mit ihrem Anhang unter einem Kriovissi, oder andern unternehmenden Anführer. Wer Geld zahlte, dem diente sie, weil der Celte für Gold alles that, am liebsten Kriegsdienste. Kriovissi hatte, weil er mit den Sueven im Eonubie stand, und neben einer Celtin auch eine Suebin geheiratet hatte, selbst eine Schar Sueven in sein Heerfolge gezogen. Er befrichtigte die Habsuchte seiner Anhänger mit den Tributen, welche er in Gallien bezog.

Cäsar <sup>79)</sup>-schildert, wie Kriovissi fünf Tage hinter einander die Schlacht mit Cäsar abgeleitet, und diese Tage über bloß 6000 Mann Reuter habe setzen lassen. Wie diesen waren 6000 Mann Fußvolk verbunden, welche die schnellsten und stärksten Leute waren. Jeder einzelne Reut

71) Pausan. X, 19. Polyb. II, p. 106.

72) Dio Cass. XXXI, p. 802.

73) Tacitus, ed. Wechel.

74) Cäsar IV, 1-3.

75) Pausanias X, 19.

76) Claver, Germ. I, o. s. p. 69.

77) Cäsar VI, 15.

78) Polyb. II, p. 106.

79) Cäsar VI, 15.

78) Polyb. II, p. 106, ed. Casaub.

79) I, 46.

ter hatte zu seiner Sicherheit und zu seinem Schutze aus der übrigen Heere einen einzelnen Fußknappen sich ausgewählt, was ihren vornehmen Stand schon hinreichend anbeutet. Diese Fußknappen unterstützten sie im Treffen, zu diesen zogen sich die Reuter zurück; diese Knappen sprangen ihnen zu Hilfe, wenn sie in Noth und Bedränge waren, nahmen jeden Ritter in Schutz, der verwundet etwa vom Pferde gefallen war, ja wenn etwa schnell vorwärts oder rückwärts geritten werden mußte, hielten sich diese Fußknappen an den Kammhaaren der Pferde fest, und liefen mit ihnen, wohin ihre Herren sich bewegten. Der Vortrang der Reuter vor den Fußvölkern (boys) leuchtet ein, und erscheinen gleich die pannonischen Reuter noch vornehmer mit ihren zwei berittenen Knechten, so ist doch so viel zu erkennen, daß die germanischen Reuter Fußknechte zu ihrem Besitze hatten, vielleicht weil sie nicht in diesen Gegenden bei dem 14jährigen Dienste die Nebenpferde hätten erhalten können. Ubrigens hatten die berittenen Vasalln dieselben Fußknechte. Die festen germanischen Reuter waren es, welche die Unterwerfung, die Cäsar mit Ariovist hielt, unterbrachen, und auf die Römer einen Angriff in ihrem Übermuth machten, auch überall die Begleitung des Ariovist bildeten.

Der Ueberrest seines Heeres, welcher aus das rechte Rheinufer hinüber gesagt war, stand nach Ariovist's Tode natürlich unter dem Einfluß der Reuter, der germanischen Marcomanen. Einer derselben, Marobod, brachte aus Rom etwas Bildung, Einsicht, politische Klugheit und Geld mit. Er wurde hiedurch das Haupt der Reuter, und weil er zwischen dem Main, Rhein und der Donau von zwölf römischen Legionen bedroht wurde, so zog er sich mit seinen Reitern und der vorgeschickten Schar Sueren nebst andern Anhang, den er sich in obgedachter Gegend zwischen dem Main, Rhein und der Donau gemacht hatte, nach Böhmen, unterbrachte hier seine celtischen Stammgenossen, die Bojer, oder vertrieb diejenigen, welche sich nicht unterwerfen wollten, wobei die Ueins wohner germanischen Geblüts, die bisher von den Bojern verachtet gewesen, selbst mitwirken konnten, und da er das Haupt der Reuter war, nur durch sie das Principat und endlich ein königliches Ansehen behauptete, so erwarbten sie natürlich ihr Ansehen, wurden der bevorzugten Stand, wie in Gallien die herrschende Klasse, die ihr Oberhaupt, wie auch geschah, eben so leicht wieder stürzen konnten, als sie es erhoben. Der gemeine Mann, die Hosi, hatte hinfür nichts mehr zu sagen, die Aristokratie der Reuter setzte sie in Abhängigkeit, und es war seitdem nicht mehr von den Bojern, sondern lediglich von den Römern, den Marcomanen, die Rede.

Marobod, ihr Oberhaupt, wurde von Böhmen aus Eroberer, und unterwarf, oder nöthigte unter Bedingungen, mit ihm zusammenzutreten, die benachbarten Völker, selbst die edelsten der Sueven, die Ermonen und auch die Longobarden. (S. Marobod.) Als er von zwei Seiten von den Römern angegriffen werden sollte, rührten sich die celtischen Ueberbleibsel auch in Pannonien und in den benachbarten Gegenden unter zweien Völkern (S. 131).

(ebenfalls ein celtischer Amtsname, wie schon v. Bülow bemerkt hat<sup>81)</sup>), und machten den Römern viel zu schaffen. Dennoch unterjocht, erhielt sich in diesem Pannonien der bojische Name bis zum Jahr 440, wo noch die Boisci an der Donau erwähnt werden<sup>82)</sup>, welche gegen Aetila es mit den Römern hielten. Ubrigens traten um dieselbe Zeit, als der Name Boji in den der Marcomanen in Böhmen übergang, auch in Pannonien die Marcomanen hervor, der edlere Theil der hier noch sitzenden, aber bereits sehr geschwächten Celten. Diese pannonischen Marcomanen wurden aber samt den Quaden, welche entweder ihren Anhang, ihre Clientel nach celtischer Sitte bildeten, oder aus celtischen Ueberresten zusammengesetzt waren, von den Römern über die Donau vertrieben<sup>83)</sup>. Seit dieser Revolution durch die Marcomanen, welche mit den Sueven sich vermischten, wird die Germanisirung vollständiger.

Nicht desto weniger erhielten sich noch zur Zeit des Tacitus und selbst später hinaus Spuren der celtischen Sprache in dieser Gegend, woraus man zugleich sehen kann, wie weit die Celten sich ehemals ausgedehnt hatten. Nicht bloß daß die Ortsnamen in dem heutigen Wäbren und in der Nähe desselben, als Eburonnum, Meliodunum, Medoslanium, Eburum, Carodunum und andere<sup>84)</sup> völlig celtisch sind, so wohnte auch hier noch zur Zeit des Tacitus das Volk der Gotbini, welches celtisch sprach und die Eisenbergwerke in Wäbren bearbeitete, jedoch tributpflichtig den Quaden geworden war<sup>85)</sup>. Denn wie in Noricum, betrieben auch hier die Celten den Bergbau, und hatten, wie überall, Städte gebaut. Neben ihnen saßen die Osi<sup>86)</sup>, welche pannonisch sprachen, also wie man annehmen kann, aus Pannonien verdrängt waren, entweder durch Bojer, oder die Römer, welche nach einander die dortigen Celten überwandten. Wie nun die Bojer germanisirt worden waren, so hielten unstreitig die pannonischen Celten vieles von der pannonischen Sprache angenommen, und konnten sich von den Gotbini, welche in ihren Gegenden viel leichter ihre celtische Muttersprache bewahrten, unterscheiden, ohne daß sie ihre ursprüngliche Verwandtschaft vergessen hatten. Ihre Verbindung, in welche sie Tacitus stellt, läßt glauben, daß beide Völker zu einem Stamme ursprünglich gehörten. Ob die Duxler zu ihnen gehörten, ist ungewiß, jedoch weiß man, daß sie die Quaden und Marcomanen als ihre Unterdrücker und Feinde ansahen, und sich daher gewöhnlich mit den Römern verbanden<sup>87)</sup>, wie auch die Gotbini thaten<sup>88)</sup>.

Da die Celten bis an die Quellen der Weichsel reichten, und diese Nation Städte erbaute, Ackerbau und Bergwesen trieb und überhaupt thätig und unternehmend war, so darf man sich nicht wundern, auch celtische Colonien in Preußen, die Ostiaer oder Aistyer, zu finden.

81) v. Bülow Geschichte I, S. 751.

ed. Venet.

82) Sueton Hist. c. 8.

83) Tacit. Germ. 43.

84) Dio Cassius LXXI, p. 809.

85) Dio LXXII, p. 817.

86) ibid.

87) ibid.

88) ibid.

89) Strabo VII. Veljei II, 109 etc. Sueton. Tib. 20, Dio. XV.

den, welche den Weichsefluss verfolgend, vielleicht nach und nach auf demselben hinabdriftend, denn Ströme sind Straßen der Wölfe, sich dort angelockt hatten. Sie hatten Kleidung und Gottesdienst von den Sueven angenommen, ihre Sprache näherte sich der britannischen. Angenommen, daß die Älpler aus Britannien hieher gekommen wären, würde sehr unwahrscheinlich ausfallen. Ihre celtische Natur wird von Tacitus außer der britannischen Sprache, welche im Grunde die celtische und nur dialektisch verschieden war, angedeutet durch die Thätigkeit im Anbau des Getreides und der übrigen Früchte, worin sie sich im Gegenfall der gewöhnlichen Trägheit der Germanen, welche die Sorge der Äcker den Weibern und Greisen überließen, sehr auszeichneten. Sie allein legten sich darauf, das Weiz zu durchforschen und den Vorn sein zu sammeln, obgleich dieses Product auch an andern Küsten der Nilsee, wenn gleich in geringem Maße, gesunden wurde. Sie brauten schon zu Portheas Zeit Bier<sup>89)</sup>, eine Erfindung, welche ursprünglich ägyptisch<sup>90)</sup> sein mag, aber in Gallien bekannt war<sup>91)</sup>, und von den ausgewanderten Celten nach Germanien verpflanzt wurde, daher denn die Germanen zur Zeit des Tacitus<sup>92)</sup> ebenfalls schon dieses Getränk gebrauchten. Auch der in Preußen gedräuchliche Honigmetz war in Gallien<sup>93)</sup> früh bekannt und durch die Älpler einheimisch geworden. Sie führten Eberbilder als abergläubisches Symbol und hielten diese für Schutzmittel. Diese Sitte findet ihre Erklärung in den Sitten der gallischen Celten, welche nicht blos zum Schmutz, sondern auch zu ihrem Schutze schon ausgearbeitete Eberbilder aus Erz führten<sup>94)</sup>. Bereits erlante Schöpfung<sup>95)</sup> in den Älthern das celtische Volk. Es scheint, daß Plinius<sup>96)</sup>, welcher der Älfter nicht erwähnt, allein nicht weit von den römischen Gebirgen das Vorgebirge eines mit Celten bewohnten Landes (Celtica) nennt, die celtischen Älfter bezeichne. Auch Plutarch<sup>97)</sup> redet davon<sup>98)</sup>, daß die Celten über die eipäischen Gebirge bis zum nördlichen Meere gegangen wären und dort die äußersten Küsten Europa's besetzt hätten. Es ist auch völlig unwahrscheinlich, daß die Celten, welche von den Porenien bis zu dem Cap Finistierre, welches von ihnen Prom. Celticum hieß, von den Alpen zum Capitol, von dem Po zur Donau, von der Donau nach Delphi und Byzanz, von den Daranelien bis nach Cappadocien drangen, überall eupelos, fetterglustig, unter Häuptlingen getheilt, zu weiten Zügen entschlossen und kräftig sich zeigten, überall bis zu den äußersten Umfinten, wo entweder die Natur, wie am atlantischen Ocean, oder kriegerische und starke Nationen, wie Römer, Dacern und Eiten unbefleglichen Widerstand leisteten, ihre kühnen Unternehmungen treiben, daß eben diese Celten ganz allein in Höhlen und Wäldern ihre Natur ausgezogen, hier, nachdem sie Städte und Dörfer gebaut, sich auf Viehzucht, Ackerbau und Bezwergwerke gelegt, in einigen Generationen sich vermehrt hatten, an seine weitem Kriegszüge gedacht

und seine künftigen zu Häuptlingen geeigneten Männer hervorgebracht haben sollten, welche, im nationalen Geiste, die mannbaare Jugend und alle mit ihrer Lage nicht mehr zufriedene Leute mit Hoffnungen auf bessere und freiere Wohnsitze erfüllen und zu einem Zuge nach dem Ende jenes Flusses, dessen Quellen und Stromgang sie vor sich sahen, sammeln, anregen und fortführen konnten. Wenn die pannonischen Celten, als sie zuerst von den Römern angefallen wurden, auf Flußschiffen in der Kulpa und im Save; Ströme<sup>99)</sup> mit denselben fochten, so konnte der Bau der Schiffe ihren benachbarten Stamm genossen nicht unbekant seyn, und durch dieses Mittel der Zug nach den Wäldungen der Weichsel sehr erleichtert werden. Mit weniger Gefahren und Schwierigkeiten war es verknüpft, durch Polen nach Preußen, als von Pannonien nach Phrygien zu gelangen. Dann verpflanzten sie aber dieselbe Sprache an die Ostsee, welche die pannonischen Celten nach Asien brachten, von denen Hieronymus<sup>100)</sup> erwähnt, „daß sie außer der griechischen Sprache, die im ganzen Orient gesprochen werde, auch noch ihre eigene hätten und zwar fast dieselbe, welche die Trebier redeten, wobei es nicht darauf ankomme, daß Einiges verborben sey, da auch die Weiskaner die Sprache des Phönicier etwas verändert hätten und die lateinische Sprache sich täglich in verschiedenen Gegenden verändere.“ Die britannische Sprache mußte aber wol der Sprache der Trebier ähnlich seyn, weil die Delga, zu denen die Trebier gehören, in Britannien eingewandert waren und dort sich eben so mit Celten vermischt, wie sie in Belgien mit Celten vermischt waren. Der neueste Geschichtschreiber Preußens<sup>101)</sup> hat diese Argumente nicht einkräftet.

Wie neben den Ausflüssen der Weichsel, an deren Anfängen die celtische Stadt Caerodunum lag, die celtischen Älfter sich niedergelassen hatten, und Sprache, Thätigkeit, Sitten und Lebensweise ihre Herkunft zeigten, eben so hatte das Volk des Bassaenā an den Wäldungen der Donau sich Wohnsitze gewählt und die celtische Sprache<sup>102)</sup>, eines der sichersten Merkmale eines Volks, behalten. Ramentlich waren sie in Sprache und Sitten den Scordisken gleich. Daß sie Celten waren, bezeugen ausdrücklich Polybius<sup>103)</sup>, Livius<sup>104)</sup> und Plutarch<sup>105)</sup>, und indem sie ihren kriegerischen Charakter und die aristokratische Art der Eintheilung ihrer Reuter, die jeder einen Mann zu Fuß in ihrem Dienste bei sich hatten, gabe wie die Reuter des Ariovist, beschreiben, bestätigen sie ihre Zeuanis. Auch die Namen der Städte an der Unterdonau, Bononia, Dunum, Nobodunum und andere sind celtischen Ursprungs. Nachdem aber die norischen, illyrischen und pannonischen Celten von den Römern bezwungen, selbst Unterworfen unterworfen und die Bassaenā völlig isolirt waren, verloren diese durch Verwüsthung und Vermischung mit den Nachbarn ihren ursprünglichen Charakter, daher Strabo,

89) Tacit. G. 45. Vergl. Strabo IV. p. 201.  
90) I. c. 91) Herodot. II. 71.  
91) Germ. 23. 92) Diodor V. 30.  
92) Diodor V. 30.  
93) Schöpfung  
94) indische Celtica. §. 36.  
95) Plin. VI. 14.  
96) Camill. 15.

97) Stra-  
98) Diodor V. 28.  
99) Schöpfung  
100) Plutarch.

101) Die Casa. XLIX. p. 414.  
102) Proemio lib. II. in Galatas. p. 172.  
103) Liv. XL. 57.  
104) Liv. XX. 57. 58.  
105) Plutarch. Aemil. Paul.  
9 und 12. Diodor. fragm. lib. XXX. p. 419 ed. Bip.

99) Hieronymus in  
1) Reus. Oels.  
2) Polyb. lib.  
3) Plutarch. Aemil. Paul.  
4) Liv. XX. 57. 58.  
5) Plutarch. Aemil. Paul.  
9 und 12. Diodor. fragm. lib. XXX. p. 419 ed. Bip.

Plinius und Tacitus sie bereits zu den Germanen rechnen <sup>6)</sup>.

Ein Zweig der Bastarna saß an den karpatischen Gebirgen, oder sie hatten sich eine Zeit lang an denselben niedergelassen. Hier erwähnt Stephanus <sup>7)</sup> der Trausi als Celten mit dem Bemerkten, daß sie von den Griechen Agathorsen genannt würden. Diese waren mit goldenen Zierathen geschmückt und gebildet, kamen aber in ihren Sitten mit den Thraciern überein <sup>8)</sup>. Da die Celten in Noricum und in Mähren den Bergbau trieben, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich eine Colonie derselben an den Karpaten festgesetzt hatte, welche die dortigen Goldbergwerke bearbeitete. Bemerkenswerth ist, daß man die Nachricht hatte <sup>9)</sup>, Brennus, welcher den Zug gegen Delphi unternahm, sey ein Pausus gewesen, wobei Strabo aber bemerkt, daß er nicht zu sagen wisse, wo die Pausi früher gewohnt hätten. Ob Pausi und Trausi einerlei Name und welcher der rechte, oder ob sie verschieden gewesen, ist auf den ersten Anblick schwer zu sagen. Indess erwähnt doch Nicolaus <sup>10)</sup> der Pausi, mit der Bemerkung, daß sie ihre Nachbarn der Hungernoth verpflegten, was mit den übrigen Charakterzügen der Celten gut übereinstimmt. Der Trausi erwähnt aber Herodot <sup>11)</sup> als eines thracischen Volkes, und indem er die Agathorsen von ihnen deutlich unterscheidet und abschilbert, so muß man vermuthen, daß Stephanus selbst oder ein Abschreiber Pausi in Trausi beschrieben habe. In diesem Falle sind die Agathorsen, mit welchem Namen hieß die Griechen die Pausi bezeichneten, ein celtisches Volk. Die Schilderung derselben bei Herodot hinsichtlich ihrer ehelichen Lebensart trifft auf ein Paar mit derjenigen überein, welche Cäsar <sup>12)</sup> von den britannischen Celten entwirft. Letztere färbten sich blau, auch die Agathorsen thum dasselbe. (Vergl. Agathorsen.) Ihr goldener Schmuck ist völlig im Geschmack der Celten. Endlich zeigt der frächtige Muth, mit welchem sie den vor Perseus und Scythien stehenden Völkern, wenn sie ihre Grenzen überschritten, sogleich eine Schlacht anboten, ganz den celtischen Charakter, der in Glanz und Genuss sich nie der Tapferkeit entäußert.

Die weitläufige Verbreitung der Celten, ihre erst zu nahen und dann zu immer entferntern Ländern unternommenen Züge und Eroberungen sind ein Beweis von dem unruhigen, feitzugigen und unternehmenden Geiste dieser Nation. Die alten Schriftsteller stimmen in der Zeichnung derselben fast alle überein. Die Celten waren alle groß und stark gebaut, hatten eine weiße Haut, blondes oder röthliches langes, von Stiern und Edelstein über den Nacken gezogenes Haar, das sie auch durch künstliche Mittel roth zu erhalten suchten, blaue oder ins Bläuliche spielende Augen, mit lebhaften, schreckenden und trotzigen Blicken und Gesichtszügen, waren jankfüchtig, aufbrausend, übermäßig, prahlerisch, schnell drohend und bis zu Thätlichkeiten schreitend, zum Kriege aufgeros-

senlich geneigt und fertig. Sie besaßen viel Scharfsinn, natürlichen Verstand und großen Muth, aber keine Tüde und Hysterik. Ihre Sprache klang rauh und unfremdlich den Ausländern. Sie sprachen gern hochtrabend von sich, verächtlich von Andern. Die Frauen hatten eine zügellose Zunge und waren im Zanke fürchterlich.

Manche Celten schoren den Bart, manche ließen ihn kurz stehen. Die Vornehmen trugen zwar glattes Kinn, aber einen starken Schnauzbart. Ihre Kleidung war prahlerisch und von lebhaften Farben. Sie trugen bunte gestreifte und mit allerhand Farben verlesene Leibbrüche und Hosen. Darüber warfen sie im Winter einen dickern, im Sommer einen dünnern Ueberrock, der ebenfalls bunt gefärbt war. An der Handwurzel und am Arme trugen sie goldene Bänder, an den Fingern goldne Ringe, am den Hals goldene Ketten. Ihre Kriegsbüschung waren sehr lange, aber nicht breite Schilde mit bunten Auszeichnungen, ebene Helme mit großen Küssen, welche Hörner oder Ziergeschälten vorstellten, eiserne Panzer, manche auch von Draht geflochten, sehr lange, starke Degen, die an eiserner Kette schräg auf der rechten Seite getragen wurden. Manche schallten über den Leibrock einen Gürtel von Gold oder Silber. Die Lanzen hatten eine eiserne Spitze, welche mehr als Handbreit und einen Fuß lang war. Sie gebrauchten auch Bogen und Wurfwaffen. Die Kundsken forschten, um ihre Herzhafteit sehen zu lassen und desto begehrt zu seyn, ohne Hosen, selbst noch in Hosen. Sie schritten am liebsten zu Pferde und der vornehme Theil bildete eine Reiterkette (in Gallien 4000 an der Zahl), welche ohne Aufhören unter einander, oder auswärts Krieg führte. Ihr Streben ging dahin, viel Anhänger und getreue Kriegsgelilien zu erwerben, um Ansehen und Fürchtbarkeit zu gewinnen. Diese festen Reiter liebten den Einzelkampf und riefen den Vechterzenken ihrer Feinde heraus, wenn die Heere gegen einander standen. Die Köpfe der überwundenen Hingen sie an die Häute ihrer Pferde, ließen von ihren Kriegsschnappen die Waffen und Kleider des Erschlagenen als Schauprengänge tragen und sangen Einzellieder. Die Köpfe von vornehmen Erschlagenen wurden mit Lederriem einbalsamirt und in Kisten verpackt, um damit groß zu thun. Die erbeuteten Waffen wurden an die Thore ihrer Burgen genagelt (vergl. Farben). Überall stößten die Celten den größten Schrecken ein, und sie wurden unbeweglich zu weilen seyn, wären sie nicht fortwährend unter verschiedenen Häuptlingen getheilt und uneinig geworden. In Rom waren auch Priester und Geiste vom Waffenblande frei, wenn ein Krieg mit italienischen Galliern ausbrach. Ihre ersten Angriffe waren jederzeit fürchterlich und fast unübersehblich. Die Römer besiegten sie dadurch, daß sie deren erste Hufe nutzlos verbrauchen ließen. Die tapfersten Völker, wie die Macedonier und Thracier, wurden von ihnen in mehreren Schlachten niedergeworfen, und 10,000 Mann von ihnen erfüllten einen großen Theil Afriens mit solchem Schrecken, daß die dortigen Könige ihnen Tribut zahlten. Wegen ihrer Tapferkeit wurden ihre Dienste gesucht und sie dienten gern um Sold. Das hier findet man sie in Kriegsdiensten bei den Massiliern, bei den Fürsten von Syrakus, bei den Carthaginensern,

6) Strabo VII. von Anfang. Plin. IV. 25. Tacit. Germ. 45.  
7) Stephan v. Byzanz. 8) Herodot. IV. 104. 9) Strabo  
p. 187. ed. Cassob. 10) Historiar. ed. Orellii  
p. 146. Vergl. Strabon 1070; XXXVII. p. 219. ed. Basil.  
11) V. 4. 12) V. 14.

allein häufig empörten sie sich und waren vom Feinde leicht zu erkaufen. Von den Wörstlichen und pannonischen Celten dienten, wie oben erwähnt, große Scharen bei den Fürsten in Macedonien, Illyrien und Epirus.

Wie im Mutterlande besetzte Städte gebaut waren, Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Handel getrieben wurde, so kaueten die Celten auch überall Städte, wo sie sich auswärts niederließen, trieben Ackerbau und Viehzucht, und in Gebirgsgegenden Bergbau und auch Handel. Im Mutterlande sowol, als im Auslande zeigten sie sich jeder Bildung empfänglich. In Gallien nahmen sie römische Sitten an, ohne jedoch den kriegerischen Geist zu verlieren, in Italien wurden sie ganz zu Römern, in Deutschland wurden sie germanisirt, in Asien gräcisirt, ebenfalls ohne Schwächung ihrer Tapferkeit. Über ihren Glauben an die Unsterblichkeit und ihren Gottesdienst überhaupt sehr nach Druiden. Vemerkenstheft ist, daß mit Ausnahme der britannischen Celten, die Druiden nicht in den Colonien gefunden werden. Die Celten nahmen, wie einzelne Beispiele beweisen, im Auslande den Cultus der Eingebornen an. (Pet. Friedr. Kannegiesser.)

CELTES, Conrad, einer der thätigsten Beförderer der wiederaufblühenden Literatur in Teutschland, und darum einer der merkwürdigsten Männer in der neueren Literaturgeschichte, war zu Wipfeld, einem Marktflecken in der Nähe von Schweinfurt und Würzburg, geboren, wiewol er selbst gewöhnlich Schweinfurt seine Vaterstadt nennt. Sein Geburtsdag war der 1. Februar 1459, wesshalb er es als eine Merkwürdigkeit seines Lebens anführte, daß er in einem Jahre mit Kaiser Maximilian I., nur um wenige Wochen früher als dieser, geboren war. Sein Familienname war nicht, wie man gewöhnlich, aus unzureichenden Gründen, behauptet, Meißel oder Püchel, sondern Schäfer (oder Schesfer); er kam jedoch unter diesem Namen wahrscheinlich nirgend anders, als in den Esurter Universitäts-Acten vor, indem er sich schon frühzeitig den Namen Celtes beilegte, statt dessen auch oft Celius vorkommt, (ursprünglich der Genitiv, nach damals gewöhnlicher Art, indem man lius darunter verstand, daher es auch weiter nicht declinirt wird). Er deutete mit diesem Namen entweder auf sein Vaterland, Franken, indem er, nach einem damals sehr verbreiteten Irrthum, die Celten mit den Galliern für gleichbedeutend hielt, und diese wieder mit den Franken verwechselte, späterhin aber, als er zu richtigern Kenntnissen kam, den Namen, unter welchem er einmal berühmt geworden war, nicht wieder ablegen wollte; oder er leitete ihn vielleicht aus dem Griechischen (von *kelos*, dem alten Stammworte von *kelos*) ab, und wollte damit, in Anspielung auf seinen Geburtsnamen, einen Führer bezeichnen. Später fügte er noch einen andern Namen, Procinus, bei; nicht, wie man sonst fertig annahm, nach seinem vermeintlichen Geburtsorte Procinus, da sein wistlicher Geburtsort nicht so hieß, und überhaupt kein Ort dieses Namens in Franken existirt; sondern wahrscheinlich ebenfalls aus dem Griechischen (von *procinos*; und *kelos*, dem alten Stammworte von *kelos*), woraus sich die Bedeutung: der erste Aufsteher ergibt, mit welcher Celtes vermuthlich sein Eltes

ben um die Aufnahme der schönen Wissenschaften in Teutschland begehren wollte. — Sein Vater hatte zwar angenehme Verwante, unter welche z. B. der berühmte Rechtsgelehrte Gregor von Heimbürg gehörte; er lebte jedoch als ein einfacher Landmann, vornehmlich vom Weinbau. Celtes erhielt schon im väterlichen Hause, wahrscheinlich von dem Pfarrer seines Ortes, Unterricht in der lateinischen Sprache und andern damals gangbaren Kenntnissen, und obgleich dieser Unterricht sehr streng war, vermuthlich auch ziemlich mangelhaft seyn mochte, so wurde doch seine Talente dadurch frühzeitig geweckt, so daß er schon anfang, sich auch mit der Dichtkunst zu beschäftigen. Ungeachtet dieser begonnenen höhern Bildung, hatte ihn doch sein Vater nicht zum Gelehrten bestimmt, sondern nöthigte ihn, als sein Körper stark genug war, im Weinberge zu arbeiten; aber Celtes keute sich nicht zu dieser Lebensart entschließen, sondern entloß seinem Vater, und kam zu Schiff nach Edin, wo er am 9. Okt. 1477 unter die Zahl der Studierenden aufgenommen wurde. Hier studirte er nun die Wissenschaften, welche damals auf den teutschen Universitäten im Gange waren, vorzüglich die scholastische Philosophie, die ihn aber wenig beschäftigte, da sein Streben schon damals mehr nach den schönen Wissenschaften, der Geschichtskunde und ähnlichen Kenntnissen hinging, welche dort ganz daneben lagen. Er verließ daher diese Universität bald wieder, und wandte sich nach Leipzig, wo er seine Studien fortsetzte, und auch die erste akademische Würde, eines Baccalaureus der Philosophie, annahm. Hier hielt er sich jedoch ebenfalls nicht lange auf, sondern ging schon 1479 nach Erfurt, wo er sich unter die Zahl der dortigen Baccalaureen aufnehmen ließ, wol in der Absicht, seine weitere Laufbahn bei dieser Universtität zu verfolgen. Dieses Vorhaben muß er jedoch schnell wieder aufgegeben haben, und es ist nicht genau bekannt, wo er sich von da an bis 1484, wo er nach Heidelberg kam, aufgehalten hat; wahrscheinlich aber, daß er wenigstens einen Theil dieser Zeit bei dem damals berühmten Lehrer Ludwig Dringenberg zu Schlettstadt zubachte. Im Sommer 1484 begab er sich nach Heidelberg, vorzüglich durch Kubold Agricola's Aufbegehren, der nun so sehr sein Lieblingslehrer wurde, daß er ihn später für seinen einzigen Lehrer erklärte, ohne seiner früheren Lehrer weiter zu gedenken. Im Drange seiner Kenntnisse auch weiter zu verbreiten, verließ er Heidelberg, entweder kurz davor, oder sogleich nach Agricola's, im Oktober 1485 erfolgtem Tode; denn er kam, wo nicht noch in demselben, doch gleich zu Anfange des folgenden Monats, wieder nach Erfurt, wo er auch zu Anfange des Jahres 1486 die Magister's Würde annahm, und, wie und alle Umstände schließen lassen, als Lehrer seiner Lieblingswissenschaften auftrat. Doch war sein Aufenthalt wieder nicht von langer Dauer; denn er wurde mit dem berühmten Arzte Martin Voilich von Welsersbach bekannt, der, nach seiner Vorliebe für das Haus Sachsen, in dessen Diensten er stand, ihn dennoch, im Sommer 1486 nach Leipzig zu gehen, wo er nicht nur Vorlesungen über alle Sprachen und Dichtkunst hielt, sondern auch seine *Arts versalicandae et Carminum summa* herausgab. Dieses, zwar noch sehr unvollkommene, aber

für seine Zeit ganz neue und ausgezeichnete Werken machte solches Ansehen, daß der Kurfürst von Sachsen ihn im folgenden Frühjahr mit sich auf den Reichstag nach Nürnberg nahm, und hier den Kaiser Friedrich bewog, ihm (am 18. April 1487) mit eigener Hand den Lorbeerzweig aufzusetzen, und ihn zum Dichter zu krönen; eine Ehre, die Celtes unter allen Deutschen zuerst empfing, und deshalb nicht wenig schätzte. Er lehrte nun zwar nach Leipzig zurück, wo er eine Ausgabe der beiden Tragödien des Seneca, Hercules Iulens und Thyestes, besorgte; aber die Verfolgungen der alten Doctoren und Magister, die mit seiner neuen Lehrart und der daraus hervorgehenden Beeinträchtigung ihrer scholastischen Weisheit unzufrieden, überdies auf den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen und die ihm widerfahrte Ehre neidisch waren, brachten ihn bald dahin, Leipzig wieder zu verlassen. Er wandte sich nun nach Rostock; aber auch auf dieser Universität, welche damals durchsichtige innere und äußere Unruhen zerrüttet wurde, war nicht lange seines Bleibens. Indessen hatte er sich doch bisher durch seinen Unterricht etwas Geld verdient, und glaubte dies nun nicht besser anwenden zu können, als zu einer Reise nach Italien, dem damaligen Ziele aller, die nach einer höhern klassischen Bildung strebten. Er trat diese Reise vermutlich noch im Jahre 1487 an, und sie mag wol ein volles Jahr gedauert haben, wiewol er an seinem Orte lange verweilte, sondern mehr darauf ausging, verschiedne Städte und Gelehrte in möglichst kurzer Zeit kennen zu lernen. Zuerst ging er nach Padua, wo er besonders den berühmten Calpurnius und den Griechen Marcus Musurus, gewöhnlich Ereticus genant, besuchte. Hierauf begab er sich, wie es scheint, unmittelbar nach Rom, wo er zwar die Akademie des Pomponius Latius besuchte, sich aber übrigen von den Herrlichkeiten dieser Hauptstadt der Christenheit wenig beschiedigt fand. Von Rom ging er nach Florenz, wo er an der Platonischen Akademie des Marsilius Ficinus eine Zeitlang Theil nahm, und machte dann seine Rückreise über Bologna, Ferrara und Venedig, wo er noch den Beroaldus, den jüngern Guarinus und den Sabellicus kennen lernte. Im Ganzen scheint dieser Aufenthalt in Italien seinen guten Eindruck bei ihm hinterlassen zu haben, denn er spricht davon sehr selten, und äußert besonders sein Mißfallen über die hochmüthige Verachtung, mit welcher die Italiener den Deutschen begegneten. — In die Vereinigung dieser italienischen Reise schloß sich unmittelbar der Anfang jener weitläufigen Reisen durch Teutischland und andere denachbarte Länder, welche den größten Theil von Celtes Leben ausfüllten. Von Venedig reiste er nämlich durch Tirol in die Schweiz, zu den Quellen des Rheins, und von da zu den Quellen der Donau. Den Winter brachte er in Regensburg zu, wo er, nach seiner eignen Angabe, am 1. Febr. 1489 seinen 30. Geburtstag feierte, und reiste bald darauf durch Böhmen und Schlesien nach Krakau, wo er zwei Jahre verweilte, und sich theils als Lehrer im Hause der alten Literatur und der Dichtkunst beschäftigte, theils unter einem damals berühmten Lehrer, Albert von Brande (auch Albertus Brutus oder Prutenus genant), dem

Studium der Mathematik, welches nach damaligen Begriffen so viel sagen will, als der Astronomie, oder vielmehr Astrologie, widmete. Während dieser Zeit machte er, außer einigen kleineren Reisen, auch zwei größere, die eine nach Ungarn, die andere, dem Laufe der Weichsel entlang, vom karpathischen Gebirge an, durch ganz Polen und Preußen, wo er besonders in mehreren preussischen Städten, die ihn noch an teutsche Art erinnerten, verweilte, auch, vermutlich von Danzig aus, die Dänie besuchte. — Im Frühjahr 1491 lehrte er von Krakau wieder nach Teutischland zurück, verweilte einige Zeit in Prag, und machte von hier aus verschiedne Reisen durch Böhmen, so wie in die angrenzenden Länder, Meisen, Schlesien, Mähren und Ungern. Vermuthlich würde er sich für einen längern Aufenthalt in Prag entschieden haben, aber allzu spontane, beleidigende Äußerungen über die Religionsgebräuche der Ultrakaisten, und über manche böhmische Rationalisten, zogen ihm solche Feindschaft und Verfolgung zu, daß er sich genöthigt sah, im August 1491 Prag in größter Eile zu verlassen. Er kam nun nach Nürnberg, wo man ihn gern als öffentlichen Lehrer für längere Zeit behalten hätte; doch ehe sich für die Ausföhrung dieses Planes etwas thun ließ, erhielt er eine Einladung nach Ingolstadt, wo man ihm zu einem Lehramte bei der Universität Hoffnung machte. Er reiste also dahin ab; da aber seine wirkliche Anstellung noch Schwoisrigkeiten fand, hielt er sich so lange in Regensburg auf, bis er in den ersten Tagen des Jahres 1492 sein öffentliches Lehramt der Rhetorik und Dichtkunst in Ingolstadt wirklich antrat. Dies war ihm indeß nicht gar so immer, sondern, wie es damals, besonders bei neuen Stiftungen, öfters geschah, nur auf ein Jahr ertheilt, und der Herzog von Baiern hatte ihm dafür einen besondern Gehalt, außer der gewöhnlichen Ordnung, anzuweisen. Zum Behuf seiner Vorlesungen gab er schon im April 1492 seine, vorzüglich nach dem Cicero bearbeitete Epitome Rhetorica heraus, wobei sich eine besondere Anweisung zum Briefschreiben und zur Secretaratskunst befindet; Gegenstände, denen die Rhetoren der damaligen Zeit besondere Aufmerksamkeit zu widmen pflegten. Ungeachtet des Besalls, den er bei seinem Zuhörern fand, vereinigten sich doch manchelei Umstände, ihm den Aufenthalt in Ingolstadt zu verleidern, und bei Gelegenheit einer Reise, die er im Oktober 1492 nach Wien machte, dachten seine dortigen Freunde auf Veranlassungen, ihn ganz dorthin zu verpflanzen. Celtes suchte daher um die Verlängerung seines Lehrgedichtes in Ingolstadt gar nicht nach, ging aber doch nicht nach Wien, sondern vielmehr nach Regensburg, wohn ein gelehrter Domberr, Johann Polopow, ihn auf eine sehr ehrenvolle und schmeichelhafte Weise eingeladen hatte. Bei diesem lebte er ohne öffentliches Amt, wiewol nach seinem freien Willen mit Unterricht beschäftigt, bis in den Herbst 1495, wo er durch Schwaben, über Heidelberg, nach Mainz reiste, und hier im Hause des gelehrten Arztes Theoderich Gesemann, den Winter hindurch lebte; doch so, daß er auch die umliegenden Gegenden mit ihren Würthümern fleißig besuchte. In dieser Zeit haben wir ohne Zweifel auch den Anfang der berühmten

rheinischen Gelehrten-Gesellschaft zu suchen, die in Celtes ihren Stifter verehrte, und sich daher auch wol die Celtische Gesellschaft nannte. Wahrscheinlich hatte sein Zusammentreffen in Heidelberg mit dem berühmten Bischof Johann von Dalberg und andern gelehrten Männern, den Vinstoff gegeben, eine Idee, die in Celtes bereits durch einige in Italien des stehende Verbindungen dieser Art angeregt worden war, zu verwirklichen. Diese bestand in einer engeren Vereinigung wissenschaftlich gebildeter und für die Ausbreitung der Wissenschaften thätiger Männer, zu gemeinschaftlichem Wissen, theils für die Erhöhung des wissenschaftlichen Lebens überhaupt, theils insbesondere für die Beförderung der klassischen Literatur und die Erforschung das terläntischer Geschichte. Dalberg wurde zum Vortseher dieser Gesellschaft erwählt; Celtes aber war ihr eigentlicher Geschäftsführer, welcher, theils durch ausgedehnten Briefwechsel, theils durch seine öfteren Reisen vornehmlich die Verbindung unter den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft unterhielt, und ihr neuen Genossen zuführte. Zu ihren Mitgliedern gehörten Johann Trithemius, Abt zu Spanheim; der schon genannte Johann Josephus zu Regensburg; Eitelwolff vom Stein; Willibald Pirchheimer, Ulrich Zasius, Johann Vigilius, Martin Pollich von Meßelstalt, Conrad Pentinger und viele andere berühmte und berühmtesten Männer der damaligen Zeit. Die Gesellschaft gelangte, wie sich leicht erwarten ließ, zu großer Achtung, und erhielt unter andern vom Kaiser für ihre herausragenden Werke ein allgemeines Privilegium. In Bezug auf dieses wurde eine besondere Censur-Anstalt errichtet, nach welcher jedes, von einem Mitgliede der Gesellschaft zur Herausgabe bestimmte Werk, welches unter der Autocritik der Gesellschaft erscheinen, und ihr Privilegium genießen sollte, vorher zwei andern Mitgliedern derselben zur Durchsicht übergeben wurde. Die blühende Periode dieser Gesellschaft dauerte jedoch nur, so lange Dalberg und Celtes lebten. Nach des letztern Tode scheint zwar Willibald Pirchheimer noch einige Jahre im Gange erhalten zu haben; aber das allmähliche Absterben ihrer thätigen Mitglieder, und die veränderte Richtung des Zeitgeistes, bewirkten ihr allmähliches Erlöschen.

Celtes feierte zu Mainz am 1. Febr. 1494 seinen 35. Geburtstag, und war hiernächst Willens, eine Reise nach dem Norden zu unternehmen; doch verhinderte ein neuer Aufbruch nach Ingolstadt, unter dessen Bedingungen, als bei seiner ersten Anstellung, für die einmalige Völligung dieses Entschlusses. Er wurde als Professor ordinarius für das Fach der Rhetorik und Dichtkunst, mit allen Rechten und Vortheilen der übrigen ordentlichen Professoren, angestellt, und lebte daher ohne Nebenken nach Ingolstadt zurück. Im Sommer desselben Jahres machte er eine Reise über Basel, Freiburg im Breisgau und Heidelberg, nach Spanheim zu dem berühmten, und ihm vorzüglich befreundeten Abt Trithemius, der sich bei dieser Gelegenheit noch seines Unterrichtes in der griechischen Sprache bediente, welchen bemerkt, weil Celtes ihn zu bald wieder verlassen mußte, der nicht minder des

rühmte Neuchlin weiter fortsetzte. Da man Celtes in Ingolstadt seine lange Abwesenheit und die darüber vernachlässigten Lehrstunden zum Vorwurf machte, wollte er das Verläumdete mit desto angestelltem Fleiße nachholen, verschel aber darüber in eine beschwerliche Krankheit, die ihn zu einem Gelähmten, und die bettende Jungfrau, und in Folge desselben, nach seiner Genesung, zu einer Wallfahrtsreise nach Aken-Weimer vermochte. Eine Pest, die sich im J. 1496 in den meisten Städten Baierns verbreitete, und auch Ingolstadt bedrohte, bewog ihn, so wie die meisten der dortigen Lehrer und Schüler, die Stadt zu verlassen. Er nahm seine Zuflucht nach Heibelsberg, wo er unter den angenehmsten Verhältnissen lebte, und zugleich die kurfürstlichen Dringen in der griechischen und lateinischen Sprache, zur größten Zufriedenheit ihres Vaters, des Kurfürsten Philipp, unterrichtete, weshalb dieser ihn auch veranlaßte, nach verschwundener Pestgefahr in Ingolstadt, seinen Aufenthalt in Heidelberg noch zu verlängern. Nach diesem in jeder Hinsicht angenehmen Leben in Heidelberg sühnte Celtes mancherlei Widriges, was in Ingolstadt auf ihn einwirkte, doppelt, besonders das sein würdiger und vertrauester Freund, Cyrillus Zucher, welcher zu Ingolstadt ein bekräftigter Rechte besaß, und sich ebenfalls der Pest wegen entfernt hatte, nicht wieder zurückgekehrt, sondern im Dienste seiner Vaterstadt Nürnberg geblieben war. Um so freudiger nahm er daher den Ruf an, den er jetzt, wie mittelbar von Kaiser Maximilian I., nach Wien erhielt, wohin er im Herbst 1497 abging. Er vereinigte hier mit dem Bekannten der Beredsamkeit und Dichtkunst, auch das der Philosophie, Geschichte und Geographie, und legte bei allen diesen Vorträgen meistens Werke der alten Klassiker zum Grunde. Zugleich übernahm er die Aufsicht über die kaiserliche Bibliothek, die durch ihn eigentümlich zuerst in Stand gesetzt wurde, und stützte nach dem Muster der rheinischen Gelehrten-Gesellschaft, eine humanistische, die auch den Namen der österreichischen oder pannonischen führt, und an welche sich Augustin von Olmütz, Pterius Cracicus, Johann Cuspius, Hieronymus Balbus, und andere der ausgezeichnetsten Gelehrten Wiens und der umliegenden Länder anschlossen.

Durch angestrenzte wissenschaftliche Beschäftigungen, häufige, nicht selten mit Beschwerden und Gefahren verbundene Reisen, vielleicht auch durch manche andere Unregelmäßigkeiten der Lebensart, war seine Gesundheit so angegriffen worden, daß er schon in seinem 40. Jahre sich sehr gealtert fühlte und ein baldiges Lebendende voraus sah. Doch ließ er sich dadurch nicht von der Ausführung einer schon früher beschlossenen großen Reise abbreiten, sondern sühnte sich vielmehr zu größerer ~~Verzehrung~~ derselben angetrieben. Mit Erlaubnis und Unterstützung des Kaisers begann er diese größte seiner Reisen im J. 1498, begleitet von Andreas Etziborius, einem guten Mathematiker und eifrigen Mitgliede der bairischen Gesellschaft; während Thomas Kocius den Auftrag erhielt, des Celtes Vortlesungen zu Wien, während der Dauer seiner Abwesenheit, zu besorgen. Celtes reiste zuerst in die Schweiz, zu den Quellen des Rheins,



und folgte dann dem Laufe dieses Flusses, wobei er unterwegs auf die Insel Reichenau verweilte, und seine Freundschaft zu Basel, Straßburg und an andern Orten besuchte. Von Coblenz machte er einen Abzug, an der Mosel aufwärts, bis nach Trier, lebte aber nach Coblenz zurück, und reiste weiter den Rhein abwärts bis Köln, wo er abermals den Rheinfuß verließ, um auf einige Zeit nach Baden zu gehen; doch kehrte er wieder an den Rhein zurück, und folgte dem Laufe desselben weiter bis in die Niederlande. Der Winter war schon angegangen, als er eine andere Richtung einschlug, um das nördliche Deutschland auf verschiedenen, sich manchmal durchkreuzenden Wegen zu durchwandern. Er ging über Brönnigen an die Ems, zog, dem Laufe dieses Flusses entgegen, durch ganz Westphalen, dann durch Hessen, einen Theil Thüringens, über den Harz und durch Niedersachsen, namentlich über Braunschweig, Göttingen und Goslar, an die Weser, folgte dieser Stromabwärts bis nach Bremen, reiste von hier nach Hamburg, dann an der Elbe stromaufwärts bis Magdeburg, von da nach Lüneburg, und endlich nach Lüne, wo er den Rest des Winters zubrachte, und die folgende Jahreszeit abwartete, um zu Schiffe die Ostsee und die eisernernten nördlichen Länder zu bereisen. Sein Aufenthalt verzögerte sich bis in den Mai 1499, wo er sich dann einschiffte, und nach einer nicht ganz gefahrlösen Seereise, nach Thule (womit ohne Zweifel Island gemeint ist) kam. Seine Nordreise machte er, so weit es sich thun ließ, größtentheils zu Lande, und sah daher unterwegs Lappland und Island. In seiner Heimath wieder angekommen, ging er sogleich nach Dorpat, wo sich der Kaiser aufhielt, und genoß nicht nur die Auszeichnung, diesem von seiner Reise mündlichen Bericht abzufragen, sondern wurde auch von ihm beschenkt, und mit dem Versprechen der Erfüllung eines Vorschlags erkrant, welchen er dem Kaiser, zu größerer Aufnahme der Poesie und der mathematischen Wissenschaften, gemacht hatte, dessen Vollziehung sich jedoch bis 1501 verzögerte. Der Kaiser stiftete nämlich zu Wien ein Collegium poeticum, aus einem besondern Theil der Universität, welches aus zwei Lehrern der Dichtkunst und Verdienstlichkeit, eben so viel Lehrern der Mathematik, und einigen (wahrscheinlich 12) Studierenden bestand, denen ein eigenes Haus eingeräumt, und bestimmte Stipendien angewiesen wurden. Der jedesmalige ordentliche Professor der Dichtkunst (Lector ordinarius in poetica) bei der Universität, das malis also Celtes, wurde zum beständigen Aufseher und Vorsteher des Collegiums bestimmt, und erhielt als solcher das Recht, Dichter zu krönen, welche dieselben Dichte und Bezüge, wie die dem Kaiser unmittelbar gekrönten Dichter, genießen sollten. Am 1. Febr. 1502 wurde das neue Collegium feierlich eingeweiht. — Celtes verlebte nun die übrigen Jahre seines Lebens zu Wien größtentheils in stiller, aber fruchtbarer Thätigkeit. Er machte, außer einigen Reisen in benachbarte Gegenden, auch noch einige, hauptsächlich in literarischen Angelegenheiten, nach Nürnberg, wo er zugleich im Hause seines geliebten Freundes Altbald Pirchheimer, einen sehr angenehmen Aufenthalt fand. Aber nach ebe er dazu kommen konnte, die Früchte seiner mühsamen Stu-

dien, Reisen und Forschungen, wie er Willend war, der Welt mitzutheilen, starb er am 4. Febr. 1508, also nur einige Tage nach der Vollendung seines 49. Jahres.

Dogleich Celtes eigentlich in seiner Wissenschaft ausschließlich und zu ihrer inneren Vervollkommenung gearbeitet hat, so hat er sich doch um mehrer derselben, und besonders um das ganze wissenschaftliche Leben seiner und der zunächst folgenden Zeit, große Verdienste erworben. Als Lehrer gebührt ihm der Ruhm, daß er verschiedene Zweige des menschlichen Wissens entweder zuerst an dem akademischen Lehrstuhl einführte, oder doch weit plausibler, anhaltender, und daher erfolgreicher, als es vor ihm geschehen war, bearbeitete. Jenes ist der Fall mit der Geschichte und Geographie, dieses hauptsächlich mit der klassischen Literatur, wo er besonders darauf hin wirkte, neben den eigenthümlichen formellen Schönheiten der Alten, aus ihren Schriften auch gründliche Sachkenntnisse zu entwickeln. Er suchte die griechische Sprache mehr in Gang zu bringen, indem er sie nicht nur grammatisch lehrte, sondern auch die homerischen Gedichte erklärte; weit größer waren indess seine Bemühungen um die römische Literatur; denn außer seinem theoretischen Unterricht in der Rhetorik und Dichtkunst, hielt er Vorlesungen über den Horaz, Terenz, Cicero u. a., ja auch über neuen neueren Dichter, den von ihm aufgefundenen Livius aus, und gab seinen Schülern fleißige Anleitung zu praktischen Übungen im Lesen und Schreiben, wobei er sich besonders bemühte, die eingetragene Robheit und Verderbnis des Ausdrucks in der lateinischen Sprache zu vermindern, und diese ganz nach dem Muster der Klassiker wieder herzustellen. — Auch bei seinen Vorlesungen über andere Wissenschaften legte er Werke der Alten zum Grunde, so den Ptolemäus (wahrscheinlich doch nur in lateinischer Uebersetzung) für die Geographie, den Tacitus für die Urgeschichte Deutschlands; nur die allgemeine Weltgeschichte scheint er nach eigenem Entwurfs gelehrt zu haben. Geringer sind seine Verdienste um die Philosophie; denn wenn er sich auch hier bemühte, die Platonische der Alten wieder herzustellen, und dadurch gegen den Scholasticismus seiner Zeit ein Gegengewicht zu bilden, so traf er doch eine unglückliche Wahl, indem er zur Grundlage seines philosophischen Unterrichts gerade den Apeleius wählte, der wol zur Verbesserung und Reinigung des philosophischen Denkens, so wie zur Bildung des guten Geschmacks, nicht vorzüglich geeignet sein dürfte. — Am meisten glänzte er unter seinen Zeitgenossen als Dichter. Er war unter den Deutschen einer der ersten, welche sich auch in dieser Kunst wieder getreu an die Vorbilder der Alten angeschlossen suchten, und schenke einigen Vergängern auf diesem Wege, Rudolf Agricola und Rudolf Lange, werden von ihm sowohl wahrem Dichtergenie, als an Fruchtbarkeit weit übertroffen; doch ist nicht zu leugnen, daß ihm auch nach mancher Flecken seines Zeitalters anhang, und daß man noch manche, besonders profossische Fehler bei ihm findet. Im verdienstvollsten sind seine Oden; weniger poetisch Werth haben seine Elegien, und die Sammlung derselben, in der den Doid nachahmend, Amores genannt hat, ist in mancher Hinsicht ganz misslingen zu nennen.

obwol sie einzelne schätzbare Stücke, und besonders viele Nachrichten zu seiner Lebens- und Reisegeschichte enthält. Auch seine Epigramme geben meist nur metrische Prosa. Seine dramatischen Gedichte, von denen nur zwei durch den Druck bekannt geworden sind, gehören mehr zur lateinischen Gattung, und haben vom Drama wenig mehr, als die Vertheilung ihres Inhalts unter verschiedene redend aufgeführte Personen. Ein episches Gedicht, *Theodosioricis*, welches vermuthlich sein Hauptwerk gewesen wäre, blieb durch seinen Tod unvollendet. Im Ganzen bestand sein Verdienst um die Poesie vorzüglich darin, daß er die Vorurtheile zerstörte, die man gegen sie noch vielfältig hegte, als ob sie dem Studium der erukstren Wissenschaften nachtheilig, oder mit denselben nicht verträglich sey; und daß er wieder durch die Poesie dahin wirkte, auch für die Bearbeitung der höheren Wissenschaften einen bessern Geschmack einzuführen, und besonders das Studium und die Nachahmung der Alten auch von Seiten der Unmuth und des Vergnügens zu empfehlen. — Sein größtes und bleibendstes Verdienst hätte er sich ohne Zweifel in der Geschichte erworben, wenn ihn sein früher Tod nicht verhindert hätte, die großen Pläne seines Lebens auszuführen. Er war nämlich ein vorbersehender Bedanke, wobei ihn Liebe zum Vaterland und zur Wissenschaft gleichmäßig besetzte, ein groß geschichtliches und geographisches Werk über Deutschland und den germanischen Norden auszuarbeiten. Für diesen Zweck hatte er die meisten seiner Reisen unternommen, theils um möglichst viele und verschiedene Städte und Gegenden anschaulich kennen zu lernen, theils um Denkmale des Alterthums aufzusuchen; daher durchsuchte er auch mit unermüdlichem Eifer die Bibliotheken der Klöster und Stifter, um die Werke vaterländischer Schriftsteller und andere Geschichtsquellen aus der Vergessenheit hervorzuheben. Dieser Trieb führte ihn selbst nach dem entfernten Island, wo er aus den Denkmälern der alten, mit den Deutschen verwandten, und in der Vorzeit so derühmten noch lebenden Völker manche Bereicherung seiner Geschichte, und Alterthumskennntnis hoffen konnte. Besonders rühmte er sich, alle große teutsche Flüsse (wozu er auch die Wangel rechnet), bis zu ihren Quellen, ferner die Hauptstädte Deutschlands nach den vier Weltgegenden, Krafaun gegen Osten, Regensburg gegen Süden, Mainz gegen Westen, und Lübeck gegen Norden, dann alle erzbischöflichen Stäte, mit Einschluss von Riga in Livland, und alle damaligen Universitäten Deutschlands besucht zu haben. Er soll zu seinem beabsichtigten großen Werke, das er *Germania illustrata* nennen wollte, viele Vorarbeiten handschriftlich hinterlassen haben, die nach seinem Tode wahrscheinlich in die kaiserliche Bibliothek zu Wien gekommen, und vielleicht nachher von andern Schriftstellers benützt worden sind. Wenn aber auch diese Frucht von Celtes Reisen nicht zur Reife kam, so blieben sie deshalb für die Literatur nicht unang. Durch seine Forschungen in den Bibliotheken kam manches längst vergessene, interessante Werk wieder ans Licht, wie die berühmte Reisekarte des römischen Reichs, die nach Celtes Tode an Peutingeriana, und daher unter dem Namen der *Tabula Peutingeriana* bekannt ist; die Werte der

Roswitha, und das historische Gedicht eines unbekanten Verfassers \*), *Lipurnus* genannt, welches die Thaten Kaiser Friedrichs I. bezeugt, und ohne Zweifel unter allen in Deutschland ersauenen lateinischen Gedichten vor der Wiederherstellung der Wissenschaften den ersten Rang verdient. So halien ihm diese Reisen auch zu ausgearbeiteten Bekantschaften, die er zur Aufsammlung der Wissenschaften trefflich zu benutzen wusste. Überhaupt war die innigere Verbindung unter den damals lebenden Gelehrten größtentheils sein Werk, und der öfters wechselnde Aufenthalt ihm ein Mittel, an vielen Orten den Samen klassischer Bildung auszustreuen. Auf seinen moralischen Charakter werfen zwar die häufigen abscheulichen Schilderungen und Ausbrüche in seinen Amoren nicht das günstigste Licht, doch machen die freundschaftlichen Verhältnisse, in denen er mit vielen der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit lebte, wahrscheinlich, daß sein Leben in dieser Hinsicht besser war, als seine Schriften. In Ansehung der Religion wird seine wahre Gesinnung nicht klar; denn wenn er sich nicht selten Epödeten erlaubt, welche die Geistlichen seiner Zeit auf eine Weise angreifen, bei der die Religion selbst nicht ganz ohne Verletzung davon kam, so redet er ein ander Mal zu den Heiligen mit einer Andacht, welche selbst streng Katholischen übertrieben scheint; in Rom braucht er seinen Witz gegen den Papst, und in Prag gegen des Papstes Gegner, die Hussiten; und oft mengt er auf die sonderbarste Weise Christenthum und Heidenthum durch einander. Er scheint also so, wenigstens bis auf die letzten Jahre seines Lebens, mit seinen Ansichten der Religion die sich selbst nicht ganz aufs Reine gekommen zu seyn. Außerdem rühmen seine Zeitgenossen seine Vorliebe für Natur und Musik, seine Festigkeit in der Freundschaft, seine Gefälligkeit und Heiterkeit im Umgange, und seine Fröchtsamkeit, die sich unter andern darin bewies, daß er, bei der lebenshaften lüchsten Liebe zu literarischen Schätzen, sich doch nie erslaubte, ein Buch anders, als auf eine durchaus gesetzmäßige Weise an sich zu bringen. — Von seinen Christen, die jetzt fast alle zu den größten literarischen Seltentheiten gehören, nennen wir hier nur die merkwürdigsten \*\*).

1) *Ars versificandi et carminum*. S. L. e. a. 4. Zwei Ausgaben, die eine ganz gewis zu Leipzig 1486; die andere aber nicht vor 1487, weil der Verf. schon das Prädikat eines getrennten Dichters führt. — 2) *Proseuticum ad Div. Fridericum III. pro laurea Apollinari*. Norimberg. per F. Kreusner. S. a. (1487.) 4. — Rec. Norimb. 1500. 4. Es befindet sich hierbei eine genaue Angabe der Consecration bei der Dichterkrönung des Celtes, die mit einer Kleinlichkeit Genauigkeit nicht bloß auf Tag und Stunde, sondern auch auf Minute und Sekunde derrechnet ist. — 3) *Epitoma in utramque Cicerois Rhetoricam, cum arte memorativa nova et modo epistolandi*

\*) Daß der Verfasser dieses Gedichts, wie man gemeinlich annimmt, Gänther gewesen habe, ist eine wenig begründete Vermuthung; ganz unwahrscheinlich ist es aber, daß Celtes selbst Verfasser dieses Gedichts sey, und es nur für ein ausgegeben habe. \*\*) In Hinsicht einer vollständigen Aufzählung derselben verweise ich auf das Künftliche und mein eigenes unten auszuführendes Werk.



**CENTRALBEWEGUNG** heißt eine jede Bewegung, welche durch eine Kraft erzeugt wird, die den Körper stets nach denselben Punkte treibt, und aus diesem Grunde *Centraalkraft* genannt wird. Es würden demnach in diesem weitern Sinne die Bewegungen frei fallender oder geworfener Körper schon hieher zu rechnen sein, man zählt aber gewöhnlich nur die Fälle zu der Centralbewegung, in welchen die Richtungen der Centralkraft an verschiedenen Punkten der Bahn nicht parallel sind.

Zur Erzeugung der Centralbewegung sind stets zwei Kräfte erforderlich. Die eine, welche auf den bewegten Körper in jedem Punkte seiner Bahn gegen den Mittelpunkt wirken muß; die andere, welche ihn nach einer andern Richtung abzuweichen Richtung stößt. Wie wollen zunächst die Einfachheit wegen annehmen, die Centralkraft wirke auf den Körper stets nach Verlauf eines sehr kleinen Zeitintervalls, und es befinde sich in A (Fig. 1.) ein Körper, welcher von einer Stoßkraft nach der Richtung AB getrieben wird, so daß er während der Zeiteinheit vermöge dieser Kraft den Raum AD durchlaufen würde. Aber in eben dieser Zeit würde ihn die Centralkraft durch den Raum AE gegen den anstehenden Punkt C treiben. Construire wir demnach das Parallelogramm ADCE, so gibt die Diagonale AE den Weg an, welchen der Körper wirklich durchläuft; er würde sich in der zweiten Zeiteinheit vermöge der Trägheit in der Verlängerung dieser Richtung durch den Weg FG = AE bewegen, wenn ihn die Centralkraft in F nicht mit einer Kraft FH gegen C abewegte. Die Diagonale FI des Parallelogramms FGHI bezeichnet den Weg, welchen der Körper wirklich durchläuft. Sehen wir auf diese Art die Construction fort, so bezeichnet die gebrochene Linie AFIK die Bahn, auf welcher sich der Körper bewegt. Da aber die Centralkraft auf den Körper in jedem Punkte seiner Bahn wirkt, so werden die Linien, aus welchen letztere besteht, unendlich klein, und der Körper durchläuft daher eine krumme Linie. Um die Natur dieser krummen Linie zu bestimmen, ist erforderlich, daß die Stärke der ursprünglich wirkenden Stoßkraft, welche gewöhnlich *Centrifugalkraft* (s. dies. Art.) heißt, die der gegen den Mittelpunkt wirkenden Centralkraft (gewöhnlich *Centripetalkraft* genannt), das Gesetz der Änderung in der Stärke der Centripetalkraft mit der Entfernung vom Mittelpunkte, und endlich die Lage des Mittelpunktes gegen die ursprünglich wirkende Stoßkraft bekannt sey. Ohne hier eine allgemeine Auflösung des Problems zu geben, da hierzu unter den Urtheilen „Keplerische Gesetze“ und „Planetenbahnen“ nochmals die Rede seyn wird, begnüge ich mich, einige der einfachsten Gesetze durch die Elemente des Mathematik zu beweisen.

Nach welchem Gesetze auch die Änderung der Centripetalkraft erfolgen möge, so sind doch stets die Sectoren, deren Bogen in gleichen Zeiten durchlaufen werden, einander gleich. Ist also C (Fig. 2.) der Mittelpunkt, AB der Weg, welchen der Körper in der ersten Zeiteinheit durchläuft, BE der in der zweiten Zeiteinheit durchlaufene, so ist, wenn wir die kleinen Bogen als gerade Linien betrachten,  $\triangle ABC = \triangle CBE$ . Da nämlich  $AB = BE$ , so ist  $\triangle ABC = \triangle BCD$ . Da aber  $BE \neq BC$ , so ist  $\triangle BCD = \triangle BCE$ , also  $\triangle BCE = \triangle ABC$ . Da wir

nun AB und BE verschwindend klein nehmen können, und da ferner der Satz eben so von den Summen von zwei, drei und mehreren unendlich kleinen Sectoren gilt, so erhalten wir das erste Keplerische Gesetz, daß sich die Sectoren, welche wir erhalten, wenn wir von dem anstehenden Punkte nach den Endpunkten der Bahn, welche der Körper in beliebigen Zeiten durchläuft, gerade Linien ziehen, wie diese Zeiten verhalten.

Dieser Satz setzt uns in den Stand, die Geschwindigkeit zu bestimmen, welche der Körper in jedem Punkte seiner Bahn hat. Es sey AD (Fig. 3.) die Bahn des Körpers, C der Mittelpunkt. In einer sehr kleinen Zeit durchläufe der Körper den Bogen Aa, welchen wir mit der Tangente zusammenfallend annehmen wollen; es sey Bb der Weg, welchen er in einer eben so großen Zeit durchläuft. Nach dem eben Gesagten ist  $\triangle AaC = \triangle BbC$ . Füllen wir auf die verlängerten Tangenten die Perpendikel CQ und CP, so ist  $\triangle AaC = \frac{1}{2} Aa \cdot CQ$ ,  $\triangle BbC = \frac{1}{2} Bb \cdot CP$ , mithin  $Aa \cdot CQ = Bb \cdot CP$ , und es verhält sich

$$Aa : Bb = CP : CQ.$$

Da nun Aa und Bb die Geschwindigkeiten bezeichnen, so verhalten sich diese umgekehrt wie die Perpendikel, welche vom Mittelpunkte der Kräfte auf die entsprechenden Tangenten gezogen werden.

Die einfachste Bewegung, welche ein von Centralkräften getriebener Körper haben kann, ist die, wo seine Bahn ein Kreis ist, dessen Mittelpunkt zugleich der Sitz der Centripetalkraft. Ehe ich die Bedingungen anzeige, welche zur Erzeugung dieser kreisförmigen Bewegung erforderlich sind, will ich die Gesetze derselben entwickein.

Es sey AB (Fig. 4.) der Kreisbogen, welchen der Körper in einer sehr kleinen Zeit durchläuft, und den wir als mit einer geraden Linie zusammenfallend ansehen können; die dazu erforderliche Zeit sey t. Die Centripetalkraft wirkt in dem Punkte A nach der Richtung AC, in B nach der Richtung BC; da aber AB ein so kleines Stück des Kreises ist, daß es mit der Tangente zusammenfallend angesehen werden kann, so ist BC nahe parallel AC. Wurde hier bloß die Centralkraft auf den Körper, so würde er sich mit beschleunigter Bewegung von A nach C bewegen. Nehmen wir an, daß n die Größe der Centripetalkraft, und s der vermöge ihrer Einwirkung in der Zeit t beschriebene Raum sey, so ist

$$s = \frac{2s}{t^2}$$

(s. Fall der Körper). Ziehen wir von B nach D die Linie BD senkrecht auf AC, so ist AD der Weg; durch welchen der Körper während der Zeit t von der Centripetalkraft getrieben seyn würde, also  $AD = s$ . Weil ferner AB eine gerade Linie, und AB ein rechtwinkliges Dreieck, so verhält sich  $AD : AB = AE : AE$ , oder wenn  $AC = r$

$$s : AB = AB : 2r, \text{ d. h.}$$

$$s = \frac{AB^2}{2r}, \text{ folglich}$$

$$s = \frac{AB^3}{rt^2}.$$

Da aber bei einem Kreise die Perpendikel aus dem Mittelpunkte auf die Tangenten der Bahn als Radien gleich sind, so ist die Geschwindigkeit gleichförmig, und wir haben  $AB = c \cdot t$ , wo  $c$  die Geschwindigkeit in irgend einem Punkte bezeichnet. Daraus ergibt sich

$$s = \frac{c^2}{r}$$

Helfe die zu einem Umlaufe erforderliche Zeit  $t$ , und bezeichnet  $\pi$  die Ludolphische Zahl, so ist  $c = \frac{2\pi r}{t}$ , folglich

$$s = \frac{4\pi^2 r^3}{t^2}$$

Ist  $G$  die Größe der Centripetalkraft in einem Kreise, dessen Halbmesser  $R$  ist, und welchen der Körper in der Zeit  $T$  durchläuft, so ist

$$G = \frac{4\pi^2 r^3}{T^2}$$

und es verhält sich mithin

$$G : g = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2}$$

In den meisten bekannten Fällen verhält sich die Größe der Centripetalkraft umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung. Nehmen wir daher an, daß zwei verschiedene Körper sich um denselben Punkt in kreisförmigen Bahnen bewegen, so verhält sich

$$G : g = \frac{1}{R} : \frac{1}{r}$$

und mithin wird

$$\frac{1}{R^2} : \frac{1}{r^2} = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2} \quad \text{d. h.}$$

$$T^2 : t^2 = R^2 : r^2$$

Wenn daher die Größe der anziehenden Kraft sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhält, so verhalten sich die Quadrate der Umlaufzeiten wie die Kuben der Halbmesser, und dieses ist das dritte Kepler'sche Gesetz.

Es dient uns dieses Gesetz umgekehrt dazu, aus den beobachteten Bewegungen und Geschwindigkeiten das Verhalten der Kräfte herzuleiten. Finden wir nämlich, daß sich verhalte

$$T^2 : t^2 = R^2 : r^2$$

so verhält sich nach dem obigen

$$G : g = \frac{R}{T^2} : \frac{r}{t^2}$$

und wenn diese mit der vorigen combinirt wird, so wird

$$G : g = \frac{1}{R^3} : \frac{1}{r^3}$$

d. h. die Kraft verhält sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung.

Aus der Zusammensetzung der Kräfte, von welcher wir ausgingen, und aus dem ersten Kepler'schen Gesetze ergeben sich auch die Bedingungen, welche zur Erzeugung der Kreisbewegung erforderlich sind. Da nämlich die ursprünglich wirkende Kraft den Körper nach der Tangente der Curve fortstößt, so muß diese auf der Linie  $AG$  (Fig. 2) senkrecht stehen. Bei einem Kreise ist

ferner  $AC = BC$ . Nehmen wir den Bogen unendlich klein, so können wir  $CBA$  als gerade Linie und  $AB$  als den Weg ansehen, um welchen sich der Körper während der betrachteten Zeiteinheit vom Mittelpunkte entfernt werden würde. Da aber  $AB = AG$  und  $AG$  der Weg ist, durch welchen die Centripetalkraft den Körper in einer Zeiteinheit gegen sich treibt, so findet eine Kreisbewegung statt, wenn  $AB = AG$  d. h. wenn die Centripetalkraft den Körper durch einen Raum treibt, welcher eben so groß ist, als derjenige, um welchen sich der Körper in eben dieser Zeit vom anziehenden Mittelpunkte entfernen würde.

Auf ähnliche Art lassen sich noch mehr andere Gesetze herleiten; weit einfacher und kürzer aber lassen sich die meisten derselben durch höhere Analysis beweisen, vgl. die bereits erwähnten Artikel „Kepler'sche Gesetze“ und „Planetentabellen.“ Denjenigen, welcher eine allgemeine Kenntniß dieser Bewegung haben will, verweise ich vorzüglich auf Newtons *principia philosophiae naturalis mathematicae*, die Schriften von Francoeur und Poisson über Mechanik und die *Mécanique céleste* von Laplace.

(L. F. Kämtz.)

CENTRALFEUER nannten ältere Physiker eine der Erde eigenthümliche Wärme in ihrem Innern, welches theils die vulcanischen Erscheinungen, theils die Temperatur an der Oberfläche bedingen sollte. Es wurde diese Hypothese namentlich von Raicon weiter ausgebildet, indem er glaubte, daß nur auf diese Art die verhältnißmäßig hohe Wärme der Luft im Winter erklärt werden könnte. Diese Hypothese, welche aus einigen Rechnungen hergeleitet wurde, gegen deren Richtigkeit sich allerdings Manches einwenden läßt, schien besonders dadurch bestätigt zu werden, daß die Temperatur in tiefen Schächten desto größer wurde, je weiter man sich von der Oberfläche der Erde entfernte. Lange wurde diese Hypothese vergessen, bis sie in neueren Zeiten wieder von Cordier vielfach ausgesprochen hervorgehoben wurde. Cordier scheint bei dieser Untersuchung, in welcher er sich auf die nicht zu bestreitende Thatsache stützt, daß die Temperatur der Erdoberfläche desto größer wird, je tiefer wir hinabsteigen, denselben Fehler begangen zu haben, den wir so häufig bei Geographen finden, und welcher die Fortschritte dieser Wissenschaft am meisten gehemmt hat, daß nämlich in unbekannten Ländern die Beschaffenheit des Ganzen nach einem sehr kleinen Districte beurtheilt wird. Rechnungen, deren Umfang nicht mehr tausend Fuß übersteigt, sollen für den ganzen Erdkreis gelten und das nach würde man schon in einer Tiefe von mehreren Meilen eine Temperatur treffen, welche der des glühenden Eisens gleich wäre. Da von diesem Gegenstande noch mehr in dem Artikel „Temperatur der Erde“ die Rede seyn wird, so verweise ich auf diesen.

(L. F. Kämtz.)

CENTRALEKRAFT heißt diejenige Kraft, welche einen bewegten Körper stets gegen denselben Punkt treibt, so daß jener sich zu diesem bewegen würde, wosfern nicht die zweite Kraft den Körper an dieser Bewegung verhindert.

berte. Nehmen wir an; daß der Körper ursprünglich einen Stoß erhalten habe, dessen Richtung nicht mit der Centrifugalkraft zusammenfällt, so wird er vermöge der Trägheit in jedem Punkte seiner Bahn ein Streben haben, sich nach der Tangente des von ihm beschriebenen Weges zu bewegen; es wirkt hier also gewissermaßen eine Kraft dahin, den Körper von dem anziehenden Punkte zu entfernen. Man bezeichnet deshalb dieses Streben des Körpers, der Tangente zu folgen und sich von dem Mittelpunkte zu entfernen, sehr häufig mit dem Namen der *Centrifugalkraft*. Obgleich hier in aller Strenge keine Kraft wirkt, indem hier nur die Trägheit den Körper verhindert, der Einwirkung der Centrifugalkraft gemäß sich gegen den Mittelpunkt zu bewegen, so können wir diesen Namen doch sehr gut beibehalten, da wir es in der Mechanik gewohnt sind, Ursachen, welche eine Bewegung hervorbringen oder verhindern, mit dem Namen *Kraft* zu bezeichnen; es ist dieses um so eher erlaubt, da wir im Stande sind, aus der Kenntniß der Gesetze der anziehenden Kraft und der Bahn der Körper die Größe dieser Centrifugalkraft mit Schärfe zu bestimmen. (L. F. Kämtz.)

*Centrifugalkraft* s. den vorigen Artikel.  
CENTRIFUGALMASCHINE heißt eine Vorrichtung, mittelst deren man im Stande ist, die Gesetze der Centrifugalkraft, namentlich das Bestreben der Körper, sich nach der Tangente der Bahn vom Mittelpunkte zu entfernen, zu zeigen.

Befestigen wir eine Kugel an einem Faden und schwingen diese im Kreise herum, so wird der Faden dadurch gespannt; die Kugel wird hier von zweien Kräften getrieben, vermöge der Centrifugalkraft sucht sie in jedem Punkte der Tangente zu folgen, der Widerstand des Fadens vertritt hier die Stelle der Centripetalkraft. Dieses Streben, sich von dem Mittelpunkte zu entfernen, hängt bei der Kreisbewegung von dem Halbmesser und der Geschwindigkeit ab. Ist nämlich  $c$  die Geschwindigkeit seit des Körpers,  $t$  die zu einem Umlaufe erforderliche Zeit und  $r$  der Halbmesser des Kreises, so ist

$$c = \frac{2\pi r}{t};$$

je größer also der Halbmesser ist, desto größer ist die Geschwindigkeit und das Streben, sich vom Mittelpunkte zu entfernen. Die Schleubern, deren sich die Kinder und wilde Völker zum Werfen von Steinen bedienen, beruhen hierauf. Der Arm vertritt hier die Stelle des Halbmessers, welcher dem Steine quers eine Kreisbewegung mittheilt; wird aber der Halbmesser verlängert, befestigt man also den Stein an einer langen Schnur oder einer ähnlichen Vorrichtung, so wächst damit zugleich der Werth von  $c$  und dieser Körper bewegt sich also viel weiter. Auch unsere Erde zeigt uns ein ähnliches Phänomen. Da für die Theile vom Äquator der Werth von  $r$  größer ist, als für die in der Nähe der Pole liegenden, so wird es diesen größeren Werth erhalten; da nun das Streben, sich vom Mittelpunkte zu entfernen, einen Theil der allgemeinen Gravitation aufhebt, so kann in einer flüssigen Kugel kein Gleichgewicht mehr vorhanden seyn, es müssen sich so lange Theile zum Äquator bewegen, bis der neue Zu-

wachs von schwerer Materie den durch diese Centrifugalkraft erzeugten Verlust wieder ersetzt, und daher ist der Halbmesser des Äquators größer als die halbe Erde. Ganz ebenso was ähnliches zeigt uns eine Wassermasse, wenn diese in einem oben offenen Gefäße schnell um die verticale Achse gedreht wird; das Wasser erhält in diesem Falle nicht mehr seine horizontale Oberfläche, es sinkt in der Mitte und steigt am Rande, und zwar desto mehr, je größer unter übrigens gleichen Umständen die Geschwindigkeit ist, mit welcher sich die Masse um ihre Achse dreht. Durch die Drehung erhält ein jedes Theilchen ein Bestreben, sich vom Mittelpunkte zu entfernen, welches desto größer ist, je weiter es von diesem Punkte absteht; dadurch wirkt auf das Theilchen außer der Schwere noch eine schiefe Kraft und das Streben, nach der verticalen Richtung zu fallen, wird dadurch nothwendig vermindert. Soll daher wieder ein Gleichgewicht statt finden, so muß die Wasseroberfläche am Rande den hydrostatischen Gesetzen gemäß höher stehen, als in der Mitte.

Um nun diese Gesetze der Centrifugalkraft mit Leichtigkeit zu beobachten, hat man die sogenannte Centrifugalmaschine konstruirt; das Princip derselben besteht darin, eine Scheibe oder einen andern Körper schnell um seine Achse zu drehen. Eine der einfachsten Vorrichtungen ist folgende. Auf einem horizontalen, hinreichend starken Bretze AB (Fig. 5.) werden zwei verticale Sten C und EF befestigt, auf welche horizontale Scheiben GH und IK von etwas 1 Fuß Durchmesser gesetzt werden, von denen unter IK eine Rolle NO von etwa 4 Zoll Durchmesser befestigt ist. Über den Einschnitt auf dem Rande von GH und diese Rolle geht eine Schnur ohne Ende, welche man aus der Zeichnung erkennt. Wenn daher GH mittelst der Kurbel li gedreht wird, so theilt sich diese Bewegung der Scheibe IK mit. Es ist gut, in der Mitte der letzteren eine Schraubenspißel L anzubringen, damit man auf ihr verschiedene Vorrichtungen zu befestigen im Stande sey. Legen wir auf diese Scheibe leichte Körper und drehen sie dann herum, so werden diese mit Lebhaftigkeit fortgeschleudert. Man bemerkt ein Phänomen dieser Art beim Glaschleifen, das Schleifmittel, welches in die Schale gebracht worden ist, wird sehr lebhaft fortgeschleudert, wenn es anfänglich noch feucht ist und die Maschine, welche meistens dem eben beschriebenen Apparate ähnlich ist, schnell gedreht wird; aus eben dem Grunde werden die Drechsäpse auf der Drehbank oft weit fortgeschleudert, wenn der abzubehende Körper eine große Geschwindigkeit hat. Befestigen wir auf der Scheibe an eigenen Trägern Perlen, so hängen diese vertical, so wie sie aber gedreht wird, so bleibst nur das in der Mitte befindliche in seiner früheren Lage, die übrigen nehmen die in der Zeichnung angegebene Stellung an.

Befestigt man auf der Scheibe ein rundes Metallstäbchen AB (Fig. 6.), welches von der Mitte an in gleich drei Theile getheilt ist, und steckt darauf Metallstangen C und D, welche durch Fäden mit einander verbunden sind, so bleiben diese nur dann in Ruhe, wenn ihre Masse und ihr Abstand von der Mitte vollkommen gleich sind; so wie aber ED größer wird als EC, so bewegt sich D gegen B



um zieht C eben dahin, worauf beide Kugeln in kurzer Zeit dicht neben einander liegen. Im ersten Falle nämlich ist das Streben beider Kugeln, sich vom Mittelpunkte zu entfernen, gleich, da nun wegen der Spannung des Fadens C sich nicht nach A bewegen kann, ohne zugleich A mitzunehmen und eben dieses auch von D in Beziehung auf A gilt, so halten sich beide im Gleichgewichte; so wie aber ED größer wird als EC, so wird die Centrifugalkraft von D in denselben Verhältnisse größer, in welchem ED größer wird als EC, mithin sind jetzt die beiden Kräfte nicht mehr im Gleichgewichte, D bewegt sich gegen B und zieht zugleich C gegen die Mitte E, in denselben Momente aber wird die Centrifugalkraft von D größer, die von C kleiner, daher wird die Bewegung auf diese Art so lange fortwähren, bis C endlich zum Punkte E gelangt, worauf es sich selbst vermöge der Centrifugalkraft nach B zu bewegen strebt.

Befestigen wir auf der Scheibe AB (Fig. 7.) verschlossene Glasröhren CH und EF, in denen sich verschiedene ungleich dicke Flüssigkeiten, z. B. Luft, Wasser und Quecksilber befinden, in der abgebildeten Stellung, so lagern sich diese Flüssigkeiten ihrer Dichtigkeit gemäß; so wie aber der Apparat gedreht wird, so zeigt sich bei hinreichender Schnelligkeit eine unregelmäßige Lagerung, die Luft nimmt den unteren, das Quecksilber den obersten Theil der Röhren ein. Um die Ursache dieses Phänomens einzusehen, dürfen wir nur auf die beiden sehr dünnen Schichten von Wasser und Quecksilber achten, welche im Falle der Ruhe neben einander liegen. Da beide ungefähr einen gleichen Abstand von der Mitte haben, so ist ihre Geschwindigkeit gleich, und die beschleunigende Kraft wirkt auf beide ungefähr gleich; da aber das Quecksilber etwa 14 Mal dichter ist, als das Wasser, so übt es bei derselben Beschleunigung einen 14 Mal größeren Druck aus, als dieses, und treibt dieses aus der Stelle. Dieses gilt in jedem Punkte, wo Wasser und Quecksilber sich berühren, bis letzteres endlich einen größeren Abstand von der Mitte hat als das Wasser. Dasselbe gilt von dem Wasser, welches mit Luft in Berührung steht.

Man hat diesen letzteren Apparat auch auf mancherlei Art abgeändert und v. Langsdorff hat denselben sogar zur Hebung des Wassers im Großen vorgeschlagen. Eine an ihrem unteren Theile offene und an oben und unten angebrachten Zapfen leicht drehbare Röhre AB (Fig. 8.) wird vertical in das Wasser gestellt. Auf dem Umfange dieser Röhre befindet sich ein Getriebe, in welchem ein gehärtetes Rad eingreift. In dem unteren Theile der Röhre befindet sich ein Ventil, welches dem Wasser vor dem Eintritt aus dem Fassin, nicht aber die Rückkehr verliert. Zwei Arme stehen nahe senkrecht auf der Röhre und an ihren Enden kann das Wasser aus Öffnungen ausfließen. Soll der Apparat gebraucht werden, so füllt man die Röhre bis zu den Öffnungen mit Wasser und setzt sie sodann vermittelst des gehärteten Rades in Bewegung, vermöge der Centrifugalkraft wird das Wasser aus den Öffnungen geschleudert; der Druck der Luft treibt dann das Wasser durch das Ventil in die Röhre, so daß in beständiger Ausfluß desselben statt findet.

Ein anderer nicht minder interessanter Versuch, welcher sich mit der Centrifugalmaschine anstellen läßt, wird gewöhnlich dazu benützt, um die Abplattung der Erde zu zeigen. Man befestigt auf der Mitte der Scheibe einen verticalen Stab AH (Fig. 9.) und steckt auf diesen mehrere Bleche UJE, welche bei C und E an einander gelöthet sind und die Gestalt eines Halbkreises haben, so daß das Ganze bei langsamer Drehung das Aussehen einer Kugel hat. Bei E sind diese Bleche an der Axe befestigt. Wird nun der Apparat schnell gedreht, so werden die Bleche die Gestalt halber Ellipsen annehmen, und der verticale Durchmesser wird mehr kleiner als der horizontale, so daß der Durchschnitt jetzt die Gestalt EFGH hat. Nach der Construction des Apparates war die Elasticität des Bleches so eingerichtet, daß die wirklichen Kräfte sich bei dieser Vorrichtung dann im Gleichgewichteielten, wenn die Gestalt kreisförmig war; ein Theilchen O wurde mit derselben Kraft nach C als nach D gezogen. So wie aber die Centrifugalkraft noch einwirkt, so wird jedes Theilchen O mit größerer Kraft nach D als nach C getrieben, daher entfernt sich D von der Axe, und das Blech nimmt die Gestalt GJLE an. Eben so wie in diesem Falle die Elasticität die kugelförmige Gestalt bedingt, so that dieses die allgemeine Schwere bei der Erde; die Einwirkung der Centrifugalkraft ist in beiden Fällen dieselbe.

Obne hier noch eine Menge ähnlicher Erscheinungen zu erwähnen, welche sich mit Hülfe der Centrifugalmaschine anstellen lassen, begnüge ich mich, die sinnreichste Anwendung zu beschreiben, welche Donkin davon in seinem Taschometer zur Bestimmung der Geschwindigkeit der Maschinen gemacht hat. Es ist XYZ (Fig. 10.) der verticale Durchschnitt einer Schale von Buchsbaumholz, an deren Axe unten eine Rolle T vermittelst der Spindel D befestigt werden kann, über welche eine Schnur ohne Ende gelegt wird, die mit der Maschine, deren Geschwindigkeit gemessen werden soll, in Verbindung steht, so daß sie um die Axe T mit einer von dem Gange der Maschine abhängenden Geschwindigkeit gedreht werden kann. In die Schale wird etwas Quecksilber gegossen; so wie sie nun um ihre Axe gedreht wird, verschwindet die horizontale Oberfläche von diesem, es steht in der Mitte niedriger als am Rande, und zwar desto mehr, je größer die Geschwindigkeit ist, mit welcher sich die Schale um die Axe dreht. Um nun die Depression in der Mitte zu messen, wendet Donkin eine ähnliche Vorrichtung an, als Hugenius bei seinem Doppelbarometer. Er stellt in das Gefäß in der Verlängerung der Axe T eine Glasröhre AB auf, deren in dem Gefäße befindlicher Theil CH weiter ist, als der Theil AB. Wenn der Apparat in Ruhe ist, so wird in die Röhre AB soviel Weingeist gegossen, daß sie ganz gefüllt wird, und dieser Punkt ist der Nullpunkt der Skala. Hierauf wird der Apparat gedreht, das Quecksilber in der Mitte der Schale und also auch in der Röhre sinkt; da aber letztere unten viel weiter ist, als oben, so muß eine geringe Veränderung im Niveau des Quecksilbers schon eine mehrfach größere Depression in der Höhe des Weingeistes verursachen. Wenn nun die

\*) Nicholson der praktische Mechaniker S. 36.

Geschwindigkeit der Maschine anfänglich direct gemessen und der Stand des Weingeistes dabei aufgeschrieben wird, so kann man an dem Apparate eine passende Skale anbringen. Da es nicht stets erforderlich ist, daß der Apparat in Thätigkeit sey, so wird meistens die Rolle von der Wächse getrennt; erstere wird beim Gebrauche in die Höhe gehoben, so daß die Aze T in die Spindel D eingreift und die Bewegung durch die Friction heider erfolgt. Damit kein Weingeist verdunstet, ist die Kähre oben bei A vermittelst eines Ventiles geschlossen; so wie aber der Hebel M gehoben und die Rolle an die Wächse gedrückt wird, öffnet der Arm RS das bei A befindliche Ventil und die Luft kann nun in die Kähre treten, so daß der Bringest nicht durch drauß die Wächse wirkenden Luftdruck zum Theile am Einfließen verhindert wird. Der ganze Apparat steht der Sicherheit wegen in einem Kasten L.M.

(L. F. Kuntz.)

**CENTUMVIRALGERICHT.** Einrömische Richtercollegium, dessen Ursprung sich in das historische Dunkel verliert. Zwar ist behauptet worden, daß die Errichtung dieses Tribunals der Lex Aebutia zuzuschreiben, und erstere in den Anfang des 6. Jahrhunderts nach Roms Erbauung zu setzen sey, aber ohne Grund; denn nur so viel läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß dieser Gerichtshof schon in der ältern Zeit der Republik, als die legis actiones noch dem Proceß seine eigenthümliche Gestalt gaben, bestanden haben müßte, weil die lex Aebutia, indem sie jene ältere Proceßform in Civilsachen abschaffte, ausdrücklich die causae centumvirales davon ausnahm. Gegen das Ende der Republik war das Ansehen dieses Gerichtes sehr gesunken; bis August dasselbe zum ersten Gerichtshof des Reichs erhob. Wie lange es die Zeit der classischen Juristen überlebt habe, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben; wenn einige Schriftsteller seinen Untergang in die Zeiten Constantins setzen, so ermangelt hierüber der Beweis.

Seine Zusammensetzung war folgende: Aus jeder der 35 Tribus waren 3 judices genommen; also bestand es eigentlich aus 105 Richtern, doch für die Zahl derselben unter den Kaisern bis 180. Den Vorsitz führte der Prätor, oder dessen Stellvertreter, wenigstens ein Vir quaestorius; außerdem hatten seit August auch noch die decemviri litibus judicandis den Vorsitz. Das Gericht bestand aus mehreren consilis (was wir Senate nennen würden), und eine Sache konnte pluribus consilis entschieden werden, sed es nun, daß dieselbe durch mehrere Senate nach einander durchging, oder, was wahrscheinlicher ist, daß mehrere Senate zu einem einzigen verbanden wurden, indem sogar ein quadruplum judicium erzwungen wird.

In den Versammlungen des Gerichtes wurde eine hanc aufgestellt; daher hieß es auch hanc judicium; so wie man von hanc praesens sprach. Das Verfahren in Centumviralsachen war auch nach der Lex Aebutia und den beiden Leges Juliae das ältere per legis actionem und zwar Sacramento; die Verhandlung geschah auch hier nach dem Ordo judiciorum privatorum in juri

Allgem. Encyclop. d. W. u. K. XXI.

Abchnitte: in iure und in judicio; nur, daß die Instruction der Sache nicht durch die Formula geschah, und daß der Prätor an dem judicium selbst durch sein Präsidium unmittelbaren Antheil nahm.

Was die Competenz dieses Gerichtes anbelangt, so läßt sich vielerlei als gewiß annehmen, nämlich, daß sich dieselbe geographisch nur auf Rom, höchstens auf Italien beschränkte, wie die Jurisdiction des Prätors, der dem Gerichte präsidirte; und daß die Centumviren nur mit Civilsachen zu thun hatten. Welche Civilsachen aber zu ihrer Entscheidung gebracht werden durften, ist sehr bestritten, da einige Schriftsteller in der berühmten Stelle des Cicero de Orat. I. 36. eine vollständige und ausschließende Aufzählung der causae centumvirales zu finden geglaubt haben, wogegen andere bemerkt haben, wie Cicero offenbar nicht die Absicht gehabt haben könne, dort dieselben vollständig anzugeben, was denn auch durch den neuerbtenen Gajus Comm. IV. §. 93—95. bestätigt worden ist.

Daß der causae centumvirales sehr viele waren, ist gewiß; nicht bloß Sachen des jus civile, sondern auch des jus naturale, wie die Alluvion; nicht bloß familiäre verhältnisse, wie Gentilität, Ignation, Tutel, sondern auch Gegenstände des commercium, wie nexum und mancipia, gehörten dazu; jedoch scheint ein gewisser Zusammenhang mit dem Ackerhändler hervorzugehen, welcher sich noch in dem, in Sachen des Centumviralsgerichtes beibehaltenen, sacramentum zeigt; auch scheint vorausgesetzt gewesen zu seyn, daß es mehr auf juristische Beurtheilung als auf Ausmittlung des Thatbestands ankam, daß die Rechtsfrage das jus incertum oder die aequitas betraf, und daß nicht auf Schadenersatz und nicht aus einem Delikte verklagt werden konnte. Auch darf man wohl annehmen, daß der Gegenstand der Klage nicht gar zu geringfügig seyn durfte, obgleich die Centumviralsachen einmal (Plin. ep. II. 14.) als parvae et exiles bezeichnet werden. Unter diesen Beschuldigungen konnten wohl alle Sachen an das Centumviralsgericht kommen; nur mit Ausnahme derjenigen, welche vor die Aemperatoren (s. diesen Artikel) gehörten, oder rein prätorische Klagen waren. Veringertheils gehörten aber vor das Centumviralsgericht die Indicationen und Erbschaftsfällen, besonders die querela inofficiosa.

Ubrigens konnten auch Centumviralsachen an die gerichtlichsten judices gebracht werden; vielmehr, sobald keine der Parteien auf das Erkenntnis der Centumviren bestand.

(Vergl. Sibrand, *Sicrama de judicio centumvirali*, recensuit, animadvertens, et opusculi argumentum illustrantibus auct. Car. Frid. Zeppernick. Hal. 1776. 8. Bethmann Holweg über die Competenz des Centumviralsgerichtes, in v. Savigny, *Sächsen und Eichhorn Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft*. Band V. No. 11. Schuppe *Röm. Rechtsgeschichte*. §. 547. a. Hugo *Rechtsgesch.* (Ed. A.) S. 598. 622. 875. u. a.)

(Spangenberg.)

Cephaelis s. Ipecacuanha.

Cephalopoda s. am Ende.



**CERTHIA, Baumläufer.** Unter diesem Gattungsnamen wurden von Linné, Latbam, Gmelin u. A. viele kleine Eingvögel (Passerinae N.) begriffen, welche einen dünnen, mehr oder weniger bogenförmig gekrümmten Schnabel, sonst aber außer den gemeinsamen Familienverhältnissen der Passerinen fast keine nähern als gemeinen Uebereinstimmungen haben. Späterhin ist man zu der Überzeugung gelangt, daß jene das bestimmte Gattung in mehrere Genera getrennt werden müsse, und es haben besonders Illiger, Cuvier, Temminck und Vieillot diese Gattungen zu bestimmen gesucht. So nach wird gegenwärtig der Name *Certhia* auf die nur aus sehr wenigen Arten bestehende, eigentliche Baumläufergattung eingeschränkt, welche wir folgendes maßen charakterisiren.

Der Schnabel ist dünn, schmalgedrückt, spizig, lang oder mittellang und sanft im Bogen gekrümmt. Die Nasenlöcher eigensförmig, an der Wurzel des Schnabels, mit gewölbten Nasenflügeln. Die Zunge hornig, scharfzahnig, schmal, lang, dem Schnabel entsprechend, vorn etwas gesägt, hinten geröndlich-ermaßen gebildet, und da, wie auch in der hintern Strecke des Seitenrandes, gezähnt. Die Füße ziemlich groß. Von den drei an der Wurzel vernachlässigten Vorderbeinen ist der mittlere nicht nur länger als der weit kürzere innere, sondern auch als der äußere, (was bei der nahe verwandten Gattung *Dendrocolaptes* nicht der Fall ist). Der Hintergeh lang, stark und mit anfchulicher, gebogener Keule versehen. Die Flügel mittellang, mit 19 Schwingen, und zwar 10 Handschwingen, von denen die erste kurz, die zweite etwa von der Länge der 9ten, die 4te aber noch der 9ten die längste ist. Die 12 Schwanzfedern, welche flüßig nach außen abnehmen, sind fast wie die der Spechte steif, spizig, am Ende abgerieben und dazu eingerichtet, dem Körper beim Klettern zur Stütze zu dienen; als wodurch sich die echten Baumläufer allein schon von den übrigen ebendamit mit ihnen verbundenen Gattungen unterscheiden.

Diese Vögel besitzen nach meinen Untersuchungen einen mit Fleisch umgebenen, untern Kehlkopf oder sogenannten Singmuskelapparat und alle übrigen mit jener Anordnung inimer verbundenen, ausgezeichneten anatomischen Verhältnisse der wahren Eingvögel, denen ich die Gattung *Certhia* schon längst beigezählt habe. Es befinden sich daher diejenigen Epithematiser, welche die Certhien für nähere Verwandte der ganz und gar nicht in Passerinen gehörenden Gattungen *Trochilus*, *Melopis*, *Upupa*, *Alcedo*, *Picus*, *Yanx* etc. halten und von den Eingvögeln trennen, in einem offenbaren Irrthume. — Da die wahre Verwandtschaft der Baumläufer und der ebendamit mit ihnen verbundenen Familienverwandten so sehr allgemein verkannt worden ist, so will ich hier eine Reihe allgemeiner Bildungsmomente aufzählen, welche unsere *Certhiae* nicht den sonst mit ihnen verbundenen Gattungen mit allen übrigen echten Eingvögeln oder Passerinen gemein haben.

Von den vielen Uebereinstimmungen in der Bildung der wesentlichen Theile des Knochengerüsts erwähne ich nur der des Brustbeins und des Gabelknochens. Beide

Knochen haben die ausgezeichnete, allen Passerinen zukommende Form. Das Brustbein hat nur eine tiefe, häutige Bucht jederseits am Hinterrande, vorn hingegen gegen außer den zwei spizen Seitenfortsätzen einen mittlern, unpaaren, gabeligen, zur Stütze der Furcula's Haut. Der Gabelknochen (*Furcula*) ist dünn, lang, wenig gespreizt, unten in der Richtung des Brustbeins sammt mit einem lamellenartig schmal gedrückten, rückwärts gebenden Fortsatz, und an jedem Schulterende mit einem bei ganz jungen Individuen gesonderten Knochenansatz (*Epichonion* N.) versehen, welcher nachher verdrückt und jedes Schulterende der Furcula zu einer fast halbmondförmigen, perpendicular gerichtet, teten Platte erhöht.

Außerdem besitzen die Baumläufer auch die kleinen, allen Eingvögeln zukommenden, immer isolirt bleibenden Nebenknöchel, welche ich *Diphonium* 1), *Metagnathium* 2), *Scapula spuria* (s. Os humerocapulare) 3), *Patella brachialis* 4) und *Hypocarpium* 5) genannt habe, und von denen das erste und letzte nur bei Passerinen vorkommen scheint. Die ausgezeichnete Länge oder Erstreckung des großen Deltamuskels, die Ausbildung des kurzen Flughautspanners (*Tensor patagii magni brevis*) zu einem eigenen Muskel, dessen einfache Sehne in den Schenkelkopf des obern Speichers fester des Handwurzel geht, ferner den Mangel des schlanken Schenkelmuskels Ziehmans und die kontraktile elastischen Bänder, welche die Krallen der Beine aufrichten, haben sie ebenfalls, so wie die folgenden Verhältnisse, mit allen echten Eingvögeln gemein. Dem Gaumen fehlt die vordere Querleiste. Die Gulardrüsen bilden drei Paare, von denen das äußere das längste ist. Die Mundwinkelrüse (*Parotis*) ist platt, keulenförmig, mit einem langen einfachen Ausführgang versehen und reicht fast bis zum hintern Ende des Zogemas. Sie besitzen nur ein, und zwar nur die linke gemeinschaftliche Kopschlagader 6). Der Zungenker besteht aus einem Paar vorn zugespizter, ganz knöchernen und gegen einander beweglicher Stäbe. Die Halbringe der Bronchien sind so hart knöchrig, wie die Ringe der Luftröhre selbst. Die vordern Seitenstücke des Numpfs sind von einer mittlern unpaaren Brustbeinecke nur durch Netzen anaponeurotischer Bänder geschieden und ge-

1) Eine kleine knöcherne Röhre, welche die Luft aus der Lungenhöhle in die Luftröhre des Unterhalses führt. 2) Meine eigene präparirte Beiträge zur Naturgeschichte der Vögel S. 30. tab. I. fig. 1. l., c. d., t. b. 3) Ein kleiner, von Reichenow vorzüglich beschriebener Knochen am Hinterrande jedes Unterhalses, der im Beckenmittelfortsatz. Zwischen findet sich noch ein unpaarer knöcherner (*Metagnathium externum* N.) 4) Dieses Knochen befindet sich in der Sehne des langen Wertarmmuskels, von mir angezogen und abgebildet oben S. 114. tab. II. fig. 4. l. 5) Ein sehr kleiner Knochen unten an der Handwurzel, welcher immer der ersten Strichmuskeln zur Bildung dient, und hier zuerst erwähnt wird. 6) Meine Observationes de avium arteria Carotida communis, Halles 1829. In dieser kleinen Schrift ist gelegentlich auch eine Uebersicht der, zumal nach anatomischen Verhältnissen bestimmten Familien der Vögel gegeben.

hen also in diese mittlere Cella über. Der Vordarm geht ich ohne merkl. erhöhte Joga. Die Blinddärme sehr kurz, die innere Fläche des Darmkanals zeigt sackartige, parallele Längsfalten <sup>7)</sup>, welche sich im Duodenum zu Ecken verbinden. Die beiden Leberlappen sind sehr ungleich; sie umfassen von der linken Seite und hinterwärts den Vordarm, und von der Brustseite bilden sie eine vollkommene Grube für das Herz. Die Milz ist länglich walzenförmig oder doch drehrund. Das Pancreas doppelt, und das untere oder rechte bildet im Winkel der Duodenalschlinge einen schilbartigen Lappen von eiförmiger, kopfwärts zugespitzter Figur. Die Nieren lassen keinen mittlern Lappen unterscheiden und sind von der Schenkellene durchbohrt. Die Hohen von rundlicher oder fast runder Gestalt. Die Hdrüse auf dem Schwanz ist nackt, breit, mit kurzem, schmalen, faserlosem Zipfel.

Das Contur, oder Lichtgefieder des Halses und Rumpfs bildet wie bei den meisten Vögeln eingeschränkte, durch nackte oder nur mit Dunen besetzte Raine begrenzte und gefiederte Fluren (Pterylae N.) <sup>8)</sup>, nämlich außer den beiden Schulterfederfluren (pterylae humerales seu scapulares N.) und den Lendefluren (pterylae femorales N.) eine obere oder Spinalflur (Pterylae spinalis), deren Oberbrückenstrecke einfach ungespalten ist, und ohne Unterbrechung in die verbreiterte Unterbrückenstrecke übergeht; und dann zwei paarige Unterfluren (Pterylae gastricae), welche weit von einander entfernt blieben, und in der Brustregion zwar viel breiter als in der Abdominalstrecke sind und vor Anfang der letzten winkelförmig und schnell abfallen, aber nur eine schwache Spur einer Lösung der Seitensflur (Pterylae lateralis) darstellen, welche dagegen bei so vielen Vogelgattungen, namentlich bei Upupa, Alcedo, Picus u. s. w. sehr ausgebildet und vom Stamm der Unterflur getrennt ist.

Die angegebenen Bildungsverhältnisse finden sich in dieser Summe und Verbindung, zum nicht geringen Theil aber auch einzeln für sich, nur bei den echten Eingewögeln oder Passerinen nach meiner Bestimmung; manche kommen freilich auch bei Gattungen anderer Familien (z. B. die berührten Momente der Musculatur auch bei Spechten) dann aber in ganz andern Verbindungen vor.

Viel gewerksche innere Formverhältnisse der Passerinen gattungen sind wegen der großen allgemeinen Übereinstimmung fast überall sparfam und wenig auszeichnend, insofern man man als weniger allgemeine der Gattung Certhia näher angehörende, wiewol ihr nicht ausschließlich eigene Anordnungen folgende be-

merken: Das Hirschkalengewölbe ist sehr breit und ziemlich niedrig, der vordere Theil der Stirn dagegen sehr schmal und wenig breiter, als die zwischen den Augen befindliche Strecke der Stirnbeine. Dieses Verhältnis hat in dem Zweck der Natur, die Augen der Schnabelwurzel und einander möglichst zu nähern um das simultane Sehen mit beiden Augen zu befördern, offenbar seinen Grund. Die Augen sind wirklich der Schnabelwurzel sehr genähert und so gestellt, daß diese Vögel vortrefflich mit beiden nach vorn sehen können, was bei der Kleinheit ihres Gutter und der Art, es zu suchen, ihnen sehr nützlich und nöthig ist. — Das Metagnathium posticum ist sehr in die Quere gezogen, das M. externum fehlt. Der Halswirbel 12, der Rückenwirbel 8, der Schwanzwirbel 6, der letzte ist groß, wiewol nicht so stark als bei Spechten. Von den 8 Rippenpaaren ist das erste, wie gewöhnlich, ganz rudimentär und, wie das zweite, ohne Rippenknöchel (das knöcherne Analogon der Rippenknorpel). Der Kiel des Brustbeins ist, wie bei allen kletternden Passerinen, verhältnismäßig sehr niedrig. Außer der Hirschkal ist kein Knochen der Brust geöffnet. Der Schlund ist ohne Bauch oder Kropf; der Magen fleischig; die Blinddärme ganz winzig klein. Die Milz für Passerinen ausfallend kurz, etwa nur noch ein Mal so lang als dick. Die Spinalfederflur macht eine sehr allmähliche, mehr elliptische als rhomboidale Ausbreitung auf dem Kreuz und wird in der letzten Strecke viel schmaler, als sie am Anfang des Oberrückens war.

Die Baumläufer sind kleine Vögel, welche fast beständig auf Bäumen leben und an denselben von unten auf sehr geschickt in die Höhe klettern, wobei ihnen der Stemmischwanz, der längere Hinterseh und die sehr spizen Krallen förderlich sind. Wenn sie einen Baum durchklettern wollen, so fangen sie immer ganz unten am Stamme an. Sie suchen unablässig nach kleinen Insekten, besonders Käfern, welche an den Stämmen, zwischen dem Moose oder in den Ritzen der Borke sitzen, ohne wie die Spechte höher in die Bäume zu klettern, wozu ihr schwacher Schnabel nicht geeignet sein würde. Sie nähren sich vielleicht nur von Insekten, und die Samen, welche man bisweilen in ihrem Magen findet, könnten wol nur zufällig verschluckt seyn. Sie mausern nur ein Mal des Jahres. Ihr Gefieder ist matt, ohne glänzende Farben, dem Gesicht nach fast gar nicht, dem Alter nach nur wenig verändertes; aber die Männchen sind etwas größer und haben einen merklich längern Schnabel als die Weibchen. Sie nisten gewöhnlich in Baumlöchern oder in die zwischen verwachsenen Stämmen oder Ästen überhängenden Lücken, und legen 8—9 Eier, braunroth punktirte Eier. Es finden sich mehr als 4 Arten näher bekannt.

*Certhia familiaris*, der gemeine graue Baumläufer (kurzschnäbeliger B.) ist 5 Zoll 1 bis 2 Linien lang und 7 Zoll 2 bis 4 Linien flügelbreit (nach Paris'er Maß). Der Schnabel hat 5 bis 6 Linien Länge, oben eine hornbraune, unten weißliche Farbe. Die Iris

<sup>7)</sup> Es ist es auch bei manchen Gattungen, wo die Falten in polsterartige Rippen übergehen und die innere Darmfläche bis jetzt so fern scheint, z. B. bei *Oriolus*. <sup>8)</sup> Ich berührt hier die Existenz einer von Andern durchweg vernachlässigten Unterflur, von welcher ich sehr einer langen Reihe von Jahren beschäftigt gewesen bin und die ich auf eine sehr große Anzahl von europäischen und fremden Vögeln und bei weitem die meisten Gattungen derselben habe anordnen können.

braun; die Füße im Leben röthlich vom durchscheinenden Blute, im Tode bleich bräunlich. Das Gefieder am Oberkopf, Hinterhals und Oberücken graubraun, sehr röthlich überlaufen, mit weissen Längsflecken. Über jedes Auge geht ein weißlicher Streif. Der Unterrücken schön röthlich ohne Flecken; die zugespitzten Schwanzfedern graubraun. Auf den ebenfalls graubraunen Schwanzgen befindet sich eine gelblichweiße, dunkelgesäumte Querspurte. Alle untern Theile vom Kinn an sind rein weiß. Dieses kleine, unsern Zaunfönig an Größe wenig übertreffende Vögelchen ist in ganz Europa bis Norwegen hin auf sehr gemein in gemischten und Nadelholz-Wäldungen. Auch findet es sich in Nordamerika; wenigstens bemerke ich an, von dorthier gesendeten Stücken keinen erheblichen Unterschied. Es ist wenig schön und läßt sich bei seinem rastlosen Baumaufklettern und Futterfuchen oft ganz in der Nähe beobachten. Sein Flug ist kurz und hüpfend, wie der der Meisen u. a. Es wandert nicht, doch streicht es im Herbst und Winter umher, theils in Gesellschaft von Meisen und Goldhähnchen, denen es auch in seiner gewöhnlichen Stimme, einem leisen *Sin - sin*, ähnelt. Sein Lockton ist mehr schnarrend und klingt *sri, sri, sri*; und wenn es seine Reife auf einem Baume vollendet hat und in den Gipfel gekommen ist, so stimmt es gewöhnlich ein Freudengeschieh an, welches wie *sri sri sri* klingt. Wenn es beliebt, kann in diesen Silben auch das *s* mit einem *i* vertauschen und dann ist dieser Ruf ganz übereinstimmend mit dem Lockton, welchen Hr. Brehm \*) der folgenden Art als eine besondere Eigenthümlichkeit zuschreibt. Der Gesang des Männchens ist von jenem Freudruf zwar etwas verschieden, besteht aber doch nur aus einer Strophe und ist eben nicht schön. Der gemeine Baumläufer klettert und brüht zwei Mal im Jahre, besonders gern in sogenannten Zweifeln d. i. zwischen vermaachten Stämmen oder Ästen, das erste Mal bismweilen schon im März oder Anfang Aprils, so daß dann die Jungen zu Anfang Mai's schon flügg sind. Es ist nicht bekannt, daß man ihn längere Zeit im Zimmer erhalten habe.

*Certhia brachydactyla* Brehm., der langschnabelige oder kurzkrallige Baumläufer. Ist der vorigen Art höchst ähnlich in Zeichnung, Größe und Gestalt, unterscheidet sich aber durch einen längern Schnabel, welcher bei dem Männchen wol 7 bis 8 Linien mißt, ferner durch einen etwas längern Hinterzäh und verhält sich nismäßig kürzere Krallen desselben. Auch ist das Weiß der untern Theile hinterwärts grünlich oder schmutzig. Dies sind die einzigen Unterschiede dieser vom Hrn. Brehm aufgestellten Art, welche ich bestätigen kann, ohne hiemit behaupten zu wollen, daß die spezifische Besonderheit derselben außer Zweifel gesetzt sey; welche Verschiedenheit von sehr ausgezeichneten Ornithologen, namentlich von Naumann und Temminck, die diese ansehnliche Art nur für eine Abänderung der vorigen halten, geläugnet wird. Mir ist dieser langschnabelige Baumläufer hier bei Halle öfters im Herbst, aber

noch nicht zur Brutzeit vorgekommen, obgleich der gemeine Baumläufer in einem benachbarten Walde sehr häufig nistet. Der von Hrn. Brehm gewählte Specialname *brachydactyla* scheint wenig passend zu seyn, da die Zehen an dieser Art eher länger als an der vorigen sind. Von beiden Arten oder Verschiedenheiten sind in der neuen Ausgabe von Naumann's Naturgesch. der Vögel Deutschlands (V. B. 2. 140.) vorstreffliche Abbildungen gegeben.

Strenge Arten dieser Gattung sind:

*Certhia cinnaeomea* Lath. (abgebildet in *Fauna Ital. Oiseaux dorés* pl. 62, des Grimpeaux und dessen *Galerie des Oiseaux* II. pl. 173.). Ist 5 Zoll lang, in der ganzen Gestalt den vorigen ähnlich, aber das Gefieder aller obern Theile ist schön himmelfarb ohne Flecken, das der untern weiß. Der Schnabel schwarz, etwas länger als die Hinterschale, die Füße dunkelbraun, die Schwanzfedern am Ende sehr zugespitzt. Diese Art lebt in Südamerika.

*Certhia spinicauda* Temm. (*Sylvia spini cauda*, Lath. Uebersicht d. V. v. Bechst. II. 2. 1. 54. fig. 2.). Dieser Baumläufer hat die Größe unsers Hausfipflings und über 6 Zoll Länge. Seine ganze Figur ist offenbar, die der echten Baumläufer und die Form und Biegung des ziemlich kurzen Schnabels entspricht, so wie die sehr bedeutende Aufspizung der Schwanzfedern, den Kennzeichen dieser Gattung, obgleich derselbe zu den Schwänen gestellt wurde. Die obern Theile sind dunkel röthlich braun, der Oberkopf gelbgrünlich, die Füße nebst einem Streif, welcher über die Augen hingehet, gelb. Die untern Theile vom Kinn bis zum After weiß, die Füße sind länger, als bei den vorigen Arten. Dieser Vögel wurde von Latham nach einem Stück beschrieben, welches sich in Jos. Banks's Sammlung befand und aus Feuerland gesendet war.

Die Passerinenarten, welche ehemals zu der Gattung *Certhia* gezählt wurden, jetzt aber von ihr abgefondert sind, stehen unter den Gattungen: *Tichodroma* Illig. — *Nectarinia* Temm. (*Cinnyris* Cuvier). — *Correba* Temm. — *Climacteris* Temm. — *Philedon* Cuv. (*Meliphaga* Lewin, Temm.). — *Drepanis* Temm. (*Meliphaga* Vieill.). — *Arachnothera* Temm. und *Dicaeum* Cuv. — Es haben aber einige andere Genera eine noch nähere Ähnlichkeit mit den wahren Baumläufern. Vortüglich gilt dies von der schon erwähnten amerikanischen Gattung *Dendrocolaptes* Hermann. Illig., welche hauptsächlich durch die ganz gleiche Länge des mittlern und äußern Vorderzähns ausgezeichnet und im Ganzen fast nur dadurch von den *Certhien* bestimmt unterscheidet ist. Aber auch die Gattungen *Ornonyx*, *Anabates*, *Opetiorhynchus* Temm., *Xenops* Illig. und *Sitta* L. nähern sich mehr oder weniger denselben.

(Nitzsch.)

**CERUCHUS** (Entomologie). *Mac Leod* \*) errichtet für den *Lucanus tenebrioides* Auct. diese Gattung, weil er durch eine ungefaltene und nicht in Pinfel

\*) Lehrbuch d. Naturgesch. oder europäischer Vögel S. 153.

\*) *Horae entomolog.* I. p. 116.

verlängerte Zunge sich von Lucanus, durch eine dreiblättrige Fühlertafel sich von Platycerus Geoffr. unterschreibt. (Germar.)

Cervus f. am Ende.

Ceraphini f. am Ende.

CESSIO bedeutet im Allgemeinen eine Handlung, wodurch man Rechte auf einen Andern überträgt. Nach dem Civilrechte, insbesondere nach römischem Rechte kommen folgende Arten der Cession in Betracht:

1. Die in *jure cessionis* des alten römischen Rechts; ein gerichtlicher Act, durch welchen der bisherige Eigentümer sein Eigenthum auf einen Andern, und zwar zum Quiritarischen Eigenthum übertrug: die kräftigste *adquisitio civilis*, an deren Stelle, wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten, bei den *rebus mancipi*, eine außergerichtliche Übertragung durch *Mancipationem* trat <sup>1)</sup>. Die Bedingungen der in *jure cessionis* waren Existenz und *dominium Quiritarium* des Cedenten, sowie die Existenz des Erwerbers, und daß sich keiner der Interessenten durch einen *Procuretor* vertreten lassen konnte; ferner, eine des Quiritarischen Eigenthums fähige Sache, mochte sie *res mancipi* oder *nec mancipi* seyn, nur kein Provinzialgrundstück; und endlich Vollziehung der Übertragung in *jure*, d. h. vor dem Magistrat, und zwar in der Form, daß der Erwerber die Sache durch *Mundication* in Anspruch nahm, der bisherige Eigentümer nichts gegen diesen Anspruch einwandte, und hierauf der Magistrat die Sache dem ersteru zusprach <sup>2)</sup>. Bei dieser Handlung durfte durchaus keine Gegenleistung von Seiten des Erwerbers vorkommen <sup>3)</sup>; doch waren Nebenbedingungen schon nach dem *Zöbilstafeln* gesetz erlaubt. Waren die Bedingungen der Cession erfüllt, so erhielt der Erwerber das Civileigenthum an der Sache; außerdem aber nicht einmal das natürliche, da es an der dazu erforderlichen Besitzergreifung fehlte <sup>4)</sup>. Noch unter *Diocletian* <sup>5)</sup> geschah der *cessio* Erwählung; in dessen kam sie wol früher ab, als die *Mancipation*.

Die in *jure cessionis* bezog sich nur auf Sachen, nicht auf Forderungen, da dieselben auf diese Art nicht übertragen werden konnten, vielmehr die *cessio* ihren Unterang bewirkte; wol aber kam sie bei der Geschlechtsvormundschaft und bei der Erbschaft vor. Da nämlich die Geschlechtsunterschied <sup>6)</sup> dem Vormunde eine ganze Lebenszeit der Pflegerbefreiung dauernde Last auslief, so konnte er, unter andern, auch durch in *jure cessionis* eine Befreiung von derselben erwirken, nämlich, daß er die Tutel an einen *tutor cessitius* übertrug. Eine solche Cession war dem Agnaten, dem Patron und dem Parens, nicht aber dem *extraneus manumissor* verstatet; die zur Vollziehung der Übertragung erforderliche in *jure cessionis* bewirkte aber nur den Übergang der Ausübung der Tutel, so daß die *tutela cessitia* somit mit dem Tode oder der *capitis deminutio* des Cedenten unwirksam wurde, und die Beschränkungsvormundschaft dem nächsten Agnaten zufiel,

sondern auch, wenn der *tutor cessitius* starb oder durch *capitis deminutio* unfähig wurde, ein Rückfall derselben an den Cedenten eintrat. Auch trat ein solcher Rückfall dann ein, wenn der *tutor cessitius* die Tutel weiter cediren wollte. Erst der Erbschaft der Geschlechtsunterschied fiel auch diese in *jure cessionis* der Tutel hinweg. — Danke! ist das Institut der in *jure cessionis* bei der Erbschaft. Es scheint mir der in *jure cessionis* der Tutel auf einem gemeinschaftlichen Grunde beruht zu haben, und bestand darin, daß ein Erbe die *hereditas* an einen Andern durch in *jure cessionis* übertragen konnte. Besondere Regeln waren in dieser Hinsicht: 1) daß vor der Antretung der Erbschaft der Intestatbe beseitigt cediren konnte, daß der *Cessarius* nach der *heres* wird. Dagegen stand dieses Recht dem Testamentarischen nicht zu. Wahrscheinlich beruht diese Regel darauf, daß der römische Grundsatz, daß, wenn der *heres* ab intestato aufschlage, keine *successio* gelte, weniger schädlich gemacht werden sollte. 2) Nach der Antretung der Erbschaft konnte jeder Erbe cediren; doch warb der *Cessionar* nur die *corpora*; Forderungen erloschen zum Besten der Schuldner, und der Cedent blieb den Erbschaftsgläubigern verhaftet. 3) Ein *heres* *necessarius* sollte nach der Meinung der *Sabinianer* und *Cassianer* gar nicht cediren können; die andere Schule behauptete das Gegenteil und wandte hierbei die Regel der *cessio* nach der Antretung der Erbschaft an <sup>7)</sup>. — In Justinians Rechtsbuche kommt die *cessio hereditatis* nicht mehr vor.

II. Ganz verschieden von dieser *Cessio in jure* ist die *Cessio nominum* oder der Obligationen, indem diese auf einer Abtretung der aus der Obligation habenden Klage auf den Erwerber beruht. Diese Art der Cession ist jetzt die gewöhnlichste. Durch dieselbe kann jede Forderung <sup>8)</sup>, zwar nicht dem Rechte selbst, aber doch der Ausübung nach, auf Andere übertragen werden, selbst eine bedingte und selbst eine *Naturalobligation*. Verboten ist dabei die Übertragung an einen Mächtigen (*cessio in potentiorum*), um übermäßigen Druck von dem Schuldner zu entfernen, so wie nach den teutschen Reichsgesetzen, daß Juden ihre Forderungen an Christen einem andern Christen abtreten sollen; in dessen wird gegenwärtig auf beide Verbote wenig geachtet. Die Bedingungen dieser Cession bestehen 1) auf Seiten des Erwerbers (*cessionarius*) darin, daß er nach dem neuesten römischen Rechte — denn nach ältern mußte er sich von dem Übertragenden (*cedens*) einen besondern Auftrag (*mandatum actionis*) zur Klage gegen den Schuldner (*cessus*) geben lassen — eine *actio utilis* gegen den Schuldner hat. Dabei genügt er die Privilegien der Forderung selbst unbedingt, die *Privilegien* der Person seines Cedenten aber nur bei dessen Lebzeiten; auch geben bedingene Accessionen, wie i. B. Zinsen, Conventionalstrafen, Bürgschaften unbedingt auf

1) Schweppe Rechtsgeschichte. S. 269 a. 2) Gaj. Comment. II. § 31 u. 24. 3) Fr. 166. D. XXIII. 3. de jur. dot. 4) Gaj. II. 31. 5) S. e. C. Hermog. de jur. dotum. (5). 6) Gaj. I. § 168 fgg.

7) Gaj. Comm. II. § 34 fgg. III. § 85 fgg. 8) Nach römischem Rechte nur nicht, insofern die Forderung im Rechte des Fagans ist (*res litigiosa*). c. 2. 4. C. VIII. 37. de litigios. Novell. CXII. Das Verbot des röm. Rechts ist aber in einigen Ländern durch die Praxis nicht berücksichtigt worden. (Vergleichen auch. Erert. 28 VIII. Weh. I. nro. 8.). Auch, wie i. B. im Großherzogthum Hessen, ausdrücklich aufgehoben.

ihn über. Dagegen kann aber auch der Schuldner ihm alle diejenigen Einreden entgegensetzen, welche er dem alten Gläubiger, oder dem Cedenten entgegenzusetzen konnte. 2) Auf Seiten des Schuldners (cessio) bewirkt die Cession, daß er nur von dem Augenblicke an dem Cessionar zu zahlen verpflichtet ist, als dieser ihm die Cession angezeigt, oder klagen gegen ihn aufgetreten, oder als ihm die Cession überhaupt bekannt geworden ist. So lange solches nicht geschehen ist, kann er noch immer dem Cedenten gültig Zahlung leisten. Außer den Einreden, die er gegen den Cedenten hatte, bezieht er auch noch eine besondere gegen den Cessionar, nämlich diejenige, die aus der sogenannten Lex Anastasiana hergeleitet werden kann. Damit nämlich nicht auf fremde Schulden speculirt, und der Schuldner dadurch gedrückt werde, soll nach einer Verordnung \*) des Kaisers Anastasius der Erwerber einer Forderung von dem Schuldner nicht mehr einlangen können, als er für die Forderung gab, und die davon erlaubte Weise zu beschuldenden Zinsen betragen; der übrige Theil der Forderung aber zum Besten des Schuldners einzulösen. Diese Einrede des Anastasianischen Gesetzes soll jedoch nicht zulässig seyn, wenn eine Forderung bei Belegenheit einer Theilung abgetreten wird, wenn Forderungen in solutum gegeben werden, und wenn bei Erwerbung der Forderung die Schätzung des Betrages bezweckt wird. Auch bei Wechseln ist sie, nach verschiedenen Wechselordnungen, und ebenso bei Schuldscheinen auf den Inhaber (Obligationen au porteur) der Natur des Verhältnisses nach, nicht zulässig \*\*).

Außer der Cession ist hier noch das *beneficium cedendarum actionum* zu erwähnen, welches alle diejenigen in Anspruch nehmen können, welche eine fremde Schuld zu bezahlen verbunden sind, wie z. B. die Bürgen; um nämlich mit der abgetretenen Klage den Regreß gegen den Hauptschuldner zu nehmen. Auch derjenige, welcher den Gläubiger, wegen der an einen dritten verlorbenen Sache bestrittenen muß, kann die Cession der Klage fordern; dagegen kann derjenige, welcher freiwillig eine fremde Schuld bezahlt, keine Cession begehren. (Vergl. überhaupt Mühlendruck's Cession der Forderungsbefugnisse 1817. 8.).

III. *Cessio bonorum* endlich, gleichfalls mit den beiden vorübergehenden Rechtsinstituten nicht zu verwechseln, ist diejenige Rechtswohlthat, zufolge deren ein Schuldner, falls er die Verpflichtungen gegen seine Gläubiger nicht erfüllen kann, darauf anzufragen befugt ist, daß, wenn er ohne sein Verschulden in schlechte Umstände gerathen ist, er den Gläubigern sein Vermögen überlassen darf, damit sie die Befriedigung daraus selbst veranlassen. Diese Rechtswohlthat ist durch die Lex Julia \*\*\*) eines sehr, halt aber anfangs nur für Rom, dann aber auch für die Provinzen, und ist jetzt ein sehr gewöhnliches, gemeinrechtliches Institut, welches ein concursmäßiges Verfahren über das abgetretene Vermögen, Befriedigung prioritätsmäßiger Befriedigung der Gläubiger aus demselben,

veranlaßt. Die Wirkungen dieser Rechtswohlthat bestehen darin, daß die Schulden vorläufig so weit gestillt werden, als die Güter reichen, daß der Schuldner der persönlichen Haft überhoben wird, und daß er von dem überlassenen Vermögen so viel vorabziehen darf, als zu seinem Unterhalt erfordert wird. Dagegen haben die Gläubiger ein Nachforderungsrecht, indem sie, wegen ihrer nicht getilgten Forderungen, das neuverordnete Vermögen des Schuldners, jedoch nur dann, wenn es nochträglich geworden ist, wiederum in Anspruch nehmen können \*\*).

(Spangenberg.)

Cetioidea s. am Ende.

CETACEA (Mammalia). Eine bezeichnete mit diesem Namen eine Ordnung der Säugethiere, welche denjenigen umfasse, die anstatt der Füße Flossen haben, durch welchen sehr allgemeinen Charakter jedoch nicht mit einander verbunden wurden, deren Verschiedenheit die neuere genauere Kenntnis von denselben hinlänglich gezeigt hat. Deshalb ward diese Ordnung von Cuvier genauer charakterisirt und hat nun folgende Kennzeichen. Diesen Thieren fehlen die Hinterfüße, der Körper läuft hinten in eine horizontale Flosse aus, und der Kopf ist mittelft eines so kurzen Halses am Kumpfe, daß er mit diesem gleichsam nur einen Körper ausmacht. Auch die vorderen Extremitäten haben die Gestalt von Flossen, in dem alle Hands- und Fingerglieder durch eine gemeinschaftliche Haut umschlossen werden. Durch diesen Bau ist demnach das Leben dieser Thiere im Wasser bedingt.

Cuvier zerfällt diese Ordnung in zwei Abtheilungen:

1) Cetaceen, welche sich von Vegetabilien nähren (C. herbivora). Ihre Zähne haben platte Kronen, sie nähren sich von Vegetabilien und gehen deshalb auf den Strand. An der Brust stehen zwei Euter. Hierher gehören die Gattungen *Manatus* Linné, *Halicore*, *Stellerus* Cuv. (*Myrina* Illiger).

2) Eigentliche Cetaceen (C. proprie sic dicta). Sie unterscheiden sich durch den eigenthümlichen Bau ihrer Nasenkanäle und Nasenlöcher, indem jene fast senkrecht im Kopfe in die Höhe steigen, und diese sich nicht vorn am Kopfe, wie bei andern Säugethiern, sondern oben auf dem Scheitel desselben öffnen, Spritzlöcher genannt: Die Euter liegen am After. Sie zerfallen wieder in zwei Abtheilungen.

A. Mit kleinem Kopfe, die Gattungen *Delphinorhynchus*, *Delphinus*, *Oxypterus*, *Phocaena*, *Delphinapterus*, *Hyperoodon*, *Uranodon*, *Heteroodon* (Monodon), *Ceratonodon*, *Anarhacus*, *Epidodon*, *Ancylodon*, *Monodon*.

B. Mit großem, zum Körper in seinem Verhältniß stehenden Kopfe. Hierher *Catodon*, *Ziphius*, *Physalus*, *Physeter*, *Balaena*, *Balaenoptera*.

Die Cetaceen sind in naturhistorischer, anatomischer und technischer Hinsicht eine der wichtigsten Ordnungen der Säugethiere, wie aus den folgenden nähere Angaben hervorgehen wird.

\*) c. 22. c. IV. 35. mandati.

10) Heugemann

verdr. Erörterungen. Bd. VIII. Abth. II. Nr. 7.

11) Caj.

Comm. III. §. 78.

12) Vergl. die Rechtslehre über den Concursproceß, §. 2. Schweppe's System des Concursproceß, §. 2. 23. u. a.

Die Cetaceen waren schon lange bekannt. Aristoteles und viele andere ältere Schriftsteller sprechen so deutlich von diesen Thieren, daß sie nicht zu verkennen sind, wenn sie dieselben auch zum Theil mit eigentlichen Fischen, namentlich mit Haien, dann verwechseln, wenn die Rede davon ist, daß die Walartige Menschen gefressen hätten. Bekannt sind übrigens die Fabeln, welche die alten Schriftsteller vom Delphin hinsichtlich seiner Liebe zu dem Menschen erzählen, und welchen wol der Umstand zum Grunde liegen mag, daß diese Thiere, welche noch jetzt sich immer in der Nähe der Schiffe aufhalten, damals wegen ihrer Verirrungen ansahe, als jetzt, fürchtlos waren und sich den Menschen mehr näherten. Die ältern Naturforscher stellten die Cetaceen zu den Fischen, ein Irrthum, der bei dem Mangel aller anatomischen Kenntnisse von diesen Thieren und ihrer ganz fischähnlichen Gestalt leicht zu entschuldigen ist.

Wirklich gleichen die Cetaceen, wenige ausgenommen, den Fischen in ihrer ganz Körperform so sehr, daß man sie nach jener zu diesen stellen könnte. Der im Verhältniß zum Körper große, oft unbehaltmäßig große Kopf, der ohne einen äußerlich sichtbaren Hals in den Körper übergeht, die vordern, flößen ähnlichen Gliedmaßen, der Mangel der hintern, das Vorhandenseyn der Schwanzflosse, welche jedoch hier im Gegensatz von den Fischen eine horizontale Stellung hat, überdies das Fehlen von Rückenfloßen bei manchen, geben diesen Thieren ein ganz fischähnliches Aussehen. Dagegen unterscheiden sie sich schon äußerlich durch das Vorhandenseyn eines Gehörganges, durch die Augen, welche mit res gelatinösen Lidern versehen sind und durch die Haut, welche von der Fische abweicht, im Allgemeinen mehr mit der der Säugethiere übereinstimmt, obgleich ihr innerer Bau nicht ganz mit derselben übereinstimmt.

Diese Haut zeigt nämlich zwei merkwürdige Modificationen in Bezug auf das unter der Oberhaut (epidermis) liegende Schleimnetz (rete mucosum) und die innere Fläche der eigentlichen Haut (cutis). Steller sagt zwar, daß die Oberhaut des Walfisches der desjenigen Thieres gleich sey, welches noch jetzt seinen Namen führt, dagegen berichtet der genaue Beobachter der Walartige Scoresby, daß die Oberhaut des Walfisches dick ist, wie Pergament, sich spaltet, und sich in ganzen Platten ablöst, daß das Schleimnetz bei einem Erwachsenen drei Viertel Zoll, bei einem noch saugenden, jungen Thiere aber auf zwei Zoll dick ist, und daß die Fasern, aus welchen es besteht, eine senkrechte Richtung gegen die Haut haben. Dieselbe Dicke, dieselbe senkrechte Stellung der Fasern des Schleimnetzes findet sich in der Körperbedeckung, welche Steller die Oberhaut nennt. De Meunins, welcher die Haut des Meerschweins (Delphinus Phocaena) untersuchte, fand unter der dünnen Oberhaut eine weisse dickere Lage und endlich die eigentliche Haut, welche wie beim Walfisch mit ihrer innern Seite in die Fettschicht übergeht. Hiernach stimmt also die allgemeine Körperbedeckung der Cetaceen mit der der andern Mittelsthiere überein. Die Oberhaut, welche durchaus nackt ist, wird von einem öligen Überzug bedeckt, welcher aus der untern Fettschicht, die bei dem Walfisch oft auf

20 Zoll stark ist, durchschwitzt. Die Farbe der Haut ist in der Regel sehr einfärbig, meist grau, schwarz oder weiß. Es kann nicht fehlen, daß bei einem hinsichtlich seiner Abweichung von der Normalform der Klasse so ausgesprochenen Gan, dieser auch in anatomischer Hinsicht große Merkwürdigkeiten darbietet.

Was zuerst den Zahnbau betrifft, so weicht dieser bei dem Kamanat (Manatus) nicht von dem der Vierhänder ab, was nämlich die Milchzähne betrifft. Diese kommen bei dem Dugong mit denen des Orycteropus überein und bei der Gattung Stellerius mit den schilbähnlichen, welche man beim Schnabeltier findet. Die Gattungen Delphinus und Physeter haben kegelförmige Zähne, deren Wurzeln ziemlich mit denselben übereinstimmen, wie man sie bei den Rüsselschneidezähnen des Menschen sieht, und es dienen diese kegelförmigen Zähne nur dazu, die Beute zu erfassen, nicht aber zu zerleinern und zu zermalmen. Bei der Gattung Monodon ist der Mund ganz zahlos, in dem Bälz (Hunb) Zähne vorhanden sind, welche aber, wie bei dem Eicphanten, ganz nach vorn gerichtet, nur als Waffen erscheinen. Die Gattung Balena endlich hat statt der Zähne hornartige Organe, welche man Barten nennt. Nämlich auf der Saumenfläche und an den Seiten der Ober- und Kiefern bei diesen Thieren stehen Hornplatten, welche nicht ganz senkrecht, sondern etwas schief nach hinten gerichtet sind. Diese Platten laufen an ihrer innern, schneidenden Seite in eine Menge borstenförmige Haare aus, welche nichts andres sind, als die getheilten Enden der Fasern, welche dicht zusammen verbunden die Barten selbst bilden. Da dieser innere Rand schief von unten nach oben und von innen nach außen abgesehen ist, so sind auch die innern Fasern kürzer, und die äußern als die längsten, bilden den ungesäumten Rand der Barten. Die Barte selbst ruht gegen die Wurzel an Dicke zu, und sitzt nicht unmittelbar auf den Kieferknochen, sondern auf einer weichen, festen Substanz, welche vielleicht derjenigen analog ist, aus welcher das Horn des Rhinoceros hervorstrebt, so, daß überhaupt die Barten als eine vegetative, den Hörnern und Nägeln ähnliche Production erscheinen. Alle diese parallelen, dicht an einander stehenden Barten, bilden eine Reihe, welche eben gebogen und vorn und hinten niedriger, der Wölbung entspricht, welche die obere Kinnlade bildet. Größe und Gestalt dieser Barten ist nach den Arten der Thiere verschieden.

Die Knochen dieser Thiere im Allgemeinen weichen in mehrfacher Hinsicht von denen der andern Säugethiere ab. Sie erscheinen nämlich mehr abgerundet, zeigen weniger starke Erhöhungen und Vertiefungen, und haben ein gleichförmigeres, fast schwammartiges und mürberes Gefüge. Auch scheinen die Bänder, welche sie unter einander verbinden, weniger straff zu seyn und so dem ganzen Körper eine größere Weichheit zu verleiern.

Das Geleitz, überhaupt betrachtet, zeichnet sich durch den kurzen, aus zusammen gedrängten, flachen Wirbeln bestehenden Hals aus, das Schwanzende besteht aus einer großen Zahl sehr beweglicher Wirbel, die vordern Extremitäten zeigen eine vermehrte Zahl nagelloser Fingerglieder, die hintern Extremitäten mangeln ganz, und es sind

den sich nur unvollkommene Spuren von Beckenknochen, wenn auch mitunter ein aus fleischigen Theilen bestehendes Becken, — dagegen soll der Delphin in der Rückenflanke einige Knöchelchen haben. Besonders aber zeichnet sich der Kopf bedeutend aus. Bei den meisten sind die Kieferknochen sehr groß und schnabelförmig verlängert, die Stirn- und Nasenbeine aber klein und die letzteren gegen den Schädel rückwärts gebogen, wodurch eben der Nasenkanal seine eigenthümliche, fast senkrechte Richtung erhält. Das Stirnbein dehnt sich von seinem schmalen mittleren Theile nach der Seite in breite Platten aus, unter deren Bogen die kleinen Augen liegen.

Was die Skelett-Bildung im Einzelnen betrifft, so ist davon hauptsächlich folgendes zu bemerken.

Bei den Dugong erscheinen die Zwischenkieferbeine breiter, als bei den andern, bei welchen sie nur eine scharfe Spitze bilden, indem bei jenen zwei wahrhafte Stöpsel in ihnen wurzeln. Ueberhaupt sind sie bei diesem Thiere so bedeutend entwickelt, daß sie die Öffnung der Nasenkanäle fast ganz nach dem Scheitel, wie bei *Halaeia* herausdrängen.

Der Kopf des Delphins (*Delphinus Delphis*) kommt hinsichtlich seiner großen Kiefern mit denen der eigentlichen Walffische überein, doch bildet der Oberkiefer nach hinten ein großes, breites, das kleine Stirnbein bedeckendes Blatt. Die langen, schmalen Zwischenkiefer liegen mit ihrem inneren Rande nahe an einander, sind am Rande der Spritzlöcher, welche eine vollkommen kuchenartige Scheidwand haben, höckerig und haben hinter sich die Nasenbeine. Diese aber sind flach, ohne Kamm in der Mitte. Das Tränenbein bildet ein dickes Knochenstück, mit ihm ist das Jochbein verbunden, welches als ein dünner fast stielartiger Knochen erscheint. Der Gaumenthail der Kiefern ist flach. Der hintere Theil der Kiefer des Unterkiefers besteht nur aus dem äußeren Blatte, welches sich sowohl oben, als unten, umrollt, und so eine kegelförmige Höhle bildet. In der inneren Fläche des Hinterrandes findet sich ein starker, schiffelförmiger Fortsatz, welcher über dem oberen Rande des Hinterhauptes Kochs in eine fast viereckige Platte übergeht, von welcher sich zu jeder Seite schwache, bogenförmige Knochenleisten bis zum Felsenbein ausbreiten, wodurch eine Art Knochenzell entsteht, welches sich vielleicht bei allen Arten von Delphinen findet, da es bereits bei mehreren entdeckt wurde.

Der Schädel des Narwall (*Monodon monoceros*) ist dem der Delphine sehr ähnlich, namentlich hinsichtlich der Oberkiefer des bedeckten Stirnbeins und des Jochbeins, doch weicht er durch die Zwischenkiefer ab, welche zu der Bildung der Zahnhöhlen mit beitragen.

Der Schädel des Quappfisch (*Hyperoodon retusus* Cav., *Uranodon Illig.*, *Delphinus edentulus* Schreber) ist dem des Dugong ähnlich gebildet, indem die Oberkiefer von der Spitze an schnell zumrücken, sich zu beiden Seiten der Spritzlöcher sehr erheben und dann wieder schmaler werdend, am Stirnbein fortgehen und mit diesem einen abgerundeten Wulst bilden, wodurch drei kammartige Erhabenheiten entstehen.

Aberhaupt ist es sehr bemerkenswerth, daß der Schädel

bei allen diesen Thieren, nicht wie bei andern, symmetrisch gebildet ist. Das hintere Ende des oberen Zwischenkiefers nämlich breitet sich nach innen zur rechten Seite über die Mittellinie des Schädels aus, und so wenig denn das rechte Kiefer- und Stirnbein links weiter hervor und die Spritzlöcher erscheinen schief.

Bei den eigentlichen Walffischen ragt das Stirnbein über die Oberkiefer, ein dicker Knorren, den das rinnenartig ausgehöhlte Flugschädel aufnimmt, tritt die Zwischenkieferbrücke. Die Tränenbeine strecken aus einen länglichen flachen, fast dreieckigen Knochenstück, und die Jochbeine sind klein, vorn etwas breiter und bogenförmig gekrümmt. In dem mittleren Theil der Gaumenschleife des Oberkiefers steht ein stark vorspringender Kamm. Die Nasenbeine ragen mit ihren inneren Rändern walffischförmig hervor, und die Scheidwand der Spritzlöcher besteht größtentheils aus Knorren. Der Unterkiefer biegt sich bogenförmig über den Rand des Oberkiefers nach außen, und seine nicht ausgehöhlte Kieferfläche mit einem Kronenfortsatz und mit einem dicken, abgerundeten Gelenkknopf versehen.

Was das übrige Skelett anbetrifft, so hat der Kammantin (*Manatus*) nur sechs kurze Halswirbel, der Dugong (*Halocoe*) sieben, der Stellerus (*Stellerus*) sechs Halswirbel, und es scheinen die Delphine sieben Halswirbel zu haben, von welchen im Braunkopf (*Delphinium Phocaena*) der erste bedeutend größer ist, als alle übrigen zusammengekommen, welche flach sind und in ähren Thieren, sowohl untereinander ganz, als mit dem ersten Wirbel verwachsen. In den Körper des letzten dieser Wirbel liegt sich die erste Rippe mit einem Theil ihres Rostfortsatzes an, weshalb er, wiewol nicht unrichtig, von manchem Naturforscher als erster Rückenwirbel betrachtet worden ist. Daher vielleicht auch die Abweichung bei den Vagabunden fressenden Cetaceen.

Auch beim Narwall finden sich sieben, mit Dornenfortsätzen versehene, nicht verwachsene Halswirbel.

Bei dem Schnabelwal (*Halaeia rostrata*) finden sich nach Rudolphi nur fünf, nach d'Alton sechs, nach Rosensthal aber sieben Halswirbel, von denen der letztere allerdings etwas von den übrigen verschieden ist. Zu bemerken ist jedoch hierbei, daß das Exemplar, welches Rudolphi für den Schnabelwal hält, der nach ihm nichts anders als ein junges Thier von *Halaeia boopis* ist, von d'Alton als diese letztere und als eine eigene Art angenommen wird.

Was die Zahl der Rückenwirbel betrifft, so finden sich deren beim Stellerus neunzehn, beim Braunkopf zwölfw. Erst am fünfsten entwickeln sich bei diesem die ersten dorsalen Fortsätze derselben, und die ziemlich breiten Dornfortsätze werden nach hinten allmählig höher.

Die dreizehn Rückenwirbel des Schnabelwals haben so stark ausgebildete Gelenkfortsätze, daß sie den vorderen Wirbel wie mit Klammern umfassen.

Beim Kammantin finden sich sechzehn Rippenpaare und vier und zwanzig Schwanzwirbel, der Dugong hat von jenen achtzehn, und sieben und zwanzig, vielleicht noch mehr Schwanzwirbel, der Stellerus soll neunzehn Rücken und fünf und dreißig Schwanzwirbel haben.

Beim Delfphin zählt man außer den, dem Rücken angehörigen, noch 45 Wirbel, nämlich vierzehn Lenden und drei und drüßig Schwanzwirbel. Von den letztern sind sechzehn mit obern und achtzehn mit untern Dornfortsätzen versehen. Der Nardwall hat zwölf Lenden und fünf und zwanzig Schwanzwirbel.

Am Schnabelwall zählt man funfzehn Lenden und zwanzig Schwanzwirbel, von welchen die letztern bis zum ersten — obere, bis zum funfzehnten — untere Dornfortsätze und bis zum neunten — Querfortsätze haben. Diese sind vom zweiten bis zum sechsten durchbohrt.

Bei dem Braunschiff haben sich zwölf Rippenpaare, von denen sich die vier ersten mit dünnen Knochen an das Brustbein anlegen. Auch sollen sich die ersten acht an ihren hintern Enden nicht sowohl mit den Körpern, als auch mit den Querfortsätzen der Wirbel verbinden. Rosenthal gebührt noch einer Fleischrippe, die entweder mit der letzten Rippe oder mit dem Querfortsatz des dreizehnten Wirbels zusammenhängt.

Nach d'Alton hat der Nardwall elf Rippenpaare, von welchen sich sechs unmittelbar mit dem Brustbein verbinden.

Nach demselben hat der Schnabelwall dreizehn Rippenpaare, von denen gesagt wird, daß die fünf vordersten unten breiter als oben sind, daß die erste von diesen getheilt ist, und sich mit dem vordern Kopf an den Querfortsatz des sechsten Halswirbels, mit dem hintern an den ersten Rückenwirbel anlegt; und daß alle übrigen sich nur mit den Querfortsätzen, aber nicht mit dem Körper der Wirbel verbinden. Dagegen gibt Rosenthal an, daß sich die erste Rippe an den Querfortsatz des ersten und zweiten Rückenwirbels ansehe. Auch verbinden sich, nach Rosenthal, die Rippen nicht blos mit den Querfortsätzen der Wirbel, wie d'Alton angibt, denn bei ältern Thieren, bei welchen die Rippen mehr ausgebildet sind, erscheinen die vordersten an dem obern Ende sehr breit und verlängern sich nach innen, so daß sie sich von den Querfortsätzen bis zu den Körpern erstrecken.

Das Brustbein besteht bei dem Braunschiff aus einem platten, länglichen Knochen, der vorne fast noch einmal so breit ist als hinten.

Das des jungen Nardwall zeigt sich zwar ganz ähnlich gebildet, besteht aber noch aus sechs neben einander liegenden Stücken.

Bei dem Schnabelwall besteht nach Hunter das Brustbein aus einem sehr flachen und kurzen Knochen, nach Rosenthal aber aus zwei Stücken.

Bei Balaena boops (d'Alton) ist das Brustbein ein plattes, unten etwas gewölbtes, fast schildförmiger Knochen, welcher vorne in der Mitte eine Spitze, auf beiden Seiten stumpfe Fortsätze hat und hinten abgerundet ist.

Was die Becken- und Knochenteile betrifft, so bestehen sie beim Braunschiff aus zwei länglichen etwas gekrümmten Knochenteilen, welche durch zwei, vermittelst Bändern vereinigte, breitere Knochen verbunden sind.

Bei dem Schnabelwall bestehen die Becken-Knochen, nach Rosenthal's Unternehmung, aus zwei über einen halben Fuß langen Fortsätzen, die von dem vordern Hüften, unterhalb d. H. u. L. XXI.

Rande des ersten untern Dornfortsatzes des Schwanzes abgehen und vorn gabelförmig auseinander stehen. Zwischen diesen liegen im Fleisch noch zwei andere, ungleich lange und breite Knochen, welche ebenfalls vorn gabelförmig sind und besonders zur Anlage der Muskeln des Afteres und der Geschlechtsteile zu dienen scheinen.

Über die Gliedmaßen der Cetaceen ist folgendes zu bemerken:

Das Schulterblatt ist bei allen flach. Beim Delfphin ist es dreieckig und verlängert sich an seinem vordern Rand in zwei Fortsätze, von welchen der vordere dem Hackenfortsatz (processus coracoideus), der hintere der Bräuterecke (acromion, Schulterhöhe) entspricht.

Bei dem Nardwall bemerkt man dieselben Fortsätze.

Bei dem Schnabelwall soll, nach d'Alton, nur ein einziger Fortsatz von der äußern Fläche und dem vordern Rande der Bräuterecke entsprechend vorhanden seyn, doch möchte auch wol der Hackenfortsatz demselben nicht abzusprechen seyn. Dem Schulterblatte des Jupitersfisches (Balaena boops) sollen alle Fortsätze fehlen.

Der Oberarm weicht zwar hinsichtlich seiner Gestalt nur wenig bei den verschiedenen Arten ab, desto mehr aber hinsichtlich seines Längens; Verhältnisses zum Vorderarm. Mit diesem ist er fast gleich lang beim Braunschiff, bei dem Schnabelwall aber um die Hälfte kürzer. Die Knochen des Vorderarms, in Gestalt, Lage und Länge abweichend, liegen bei den Delfphinen dicht an einander und sind bei den eigentlichen Walffischen durch eine Spalte getrennt.

Handwurzelknochen finden sich beim Delfphin und beim Nardwall sieben, bei dem Schnabel- und Jupiterswall gibt d'Alton nur vier an, nach Rosenthal dagegen beträgt ihre Zahl fünf, von welchen zwei in der obern, drei in der untern Reihe liegen.

Der Braunschiff hat, nach d'Alton, fünf Fingee, von welchen der Daumen aus zwei, der darauf folgende und vierte Finger aus vier und der mittlere aus fünf Knochenstücken besteht, auch findet sich, nach demselben, unter der Ellenbogenröhre in der Knorpelmasse ein rundliches Knochenstückchen, welches als kleiner Finger zu betrachten seyn. Mit Ausnahme des Daumens seuen die hintersten Knochenstücke der vier mittlern Fingee als Mittelhand, die darauf folgenden als Fingerglieder zu betrachten. Dagegen erinnert Rosenthal, daß weder dem Daumen noch dem kleinen Finger die Mittelhandknochen fehlen, da nach ihm die, an der äußern Seite der untern Handwurzelknochen: Reihe liegenden Knochenstücke, welche d'Alton irrig zu den Handwurzelknochen rechnet, als Mittelhandknochen dieser Finger anzunehmen sind; indem dafür nicht sowohl ihre mit dem übrigen Mittelhandknochen übereinstimmende Form, als Lage spricht.

Bei dem Nardwall finden sich ebenfalls fünf Finger, von welchen der Daumen aus zwei, der Zeigefinger aus fünf, die darauf folgenden aus vier und der letzte aus drei Knochenstücken besteht. Dadurch, daß die Länge der Finger von vorn nach hinten abnimmt, wird diese Hand zwar der Seehund ähnlicher, weicht jedoch von



derselben darin wieder ab, daß sie einen kürzern Daumen hat.

Beim Schnabelwal find sich vier Finger, von wels chem, mit Einschluß der Mittelhandknochen, der erste vier, der zweite sechs, der dritte fünf und der vierte drei Glied er hat.

Auch beim Jupiterwal find sich nur vier Finger, von welchen jedoch die Mittelfinger einige Glieder mehr haben sollen, als die des vorigen.

Wir verweisen übrigens, da die Meinungen über die sichere Bestimmung mancher Arten, namentlich die des Schnabelwals und Jupiterfisches, noch sehr getheilt sind, auf die unten in der Literatur angeführten Original-Ab handlungen.

Bei diesem Knochenbau ist leicht begreiflich, daß die Bewegung des Halses bei den waislen nur gering seyn kann, daß dagegen die des übrigen Körpers desto leicht er ist.

Was die Sinneswerkzeuge der Cetaceen betrifft, so scheinen die Funktionen derselben im Durchschnitt nicht sehr kräftig zu seyn.

Daß die Walfische den Sinn des Geruchs besitzen, hat schon Hunter und in der neuern Zeit Albers und Desmoulins behauptet und bewiesen. Der letztere liefert folgende Beschreibung des Geruchsorgans von *Balaena australis*, den Delanone entdeckt hat <sup>1)</sup>. Der Kanal des Spritzlochs ist zwei Drittheile nach hinten in zwei übereinander liegende Abtheilungen durch eine Knochenplatte getrennt, welche sich bis unter den Rand des Hinterhauptlochs erstreckt und die vordern und hintersten Hühner vereinigt darstellt. Diese Platte legt sich nach außen an den Kieferknochen, nach hinten an das Kell und Grundbein (os basilare), ihr freier Rand stößt an die Mittellinie. Der Umkreis der beiden Kanäle, welche sie trennt, wird durch Häute vervollständigt. Der obere Kanal, durch das Stirnbein überwölbt, mündet in die Siebböhnenhöhlen, welche aus drei Muscheln bestehen, deren hintere nicht weniger als drei Zoll hoch ist. In den hintern Sinus öffnet sich der Etmoidalkanal, welcher den fünf bis sechs Zoll dicken Körper des Siebbehns durchbohrt. Dieser Kanal hat an dem Etmoidalbein einen Zoll, in der Mitte vier Linien im Durchmesser, und theilt sich gegen die Etmoidalhöhle in zwei Zweige, deren einer fünf oder sechs Linien im Durchmesser hat. Die gemeinschaftliche Höhle der Sinus öffnet sich nach unten durch einen zwei und einen halben Zoll langen Gang in den Keilbein des Spritzlochs. Der Walfisch athmet also durch den Oberr kanal, und das eigentliche Spritzloch dient bloß für den Durchgang des Wassers. Nach dem Durchmesser des Etmoidalkanals kann man übrigens die Stärke der Geruchsnerven beurtheilen. Es ist deswegen nicht mehr nöthig, den Geruchssinn der Walfische in die *cavities pyrigo-palatinae* zu versetzen, in welchen man bei der Gattung Delphinus seinen Sitz sucht, um so weniger, als diese Höhlen sich nicht einmal bei den eigentlichen Wais fischen vorfinden u. s. w.

Die Richtung des Spritzlochs, verglichen mit der Axe des Körpers, ist bei den Waisfischen mehr geneigt,

als bei den übrigen gewöhnlichen Cetaceen, und die Rich tung beträgt nur sieben bis acht Grad. Bei den Delphinen aber steht das Spritzloch fast gerade, es etwas nach hinten geneigt. Aus dieser Angabe ergibt sich, daß bei den wais len Abtheilungen der Walfische die Spritzlöcher zu weit nach hinten geneigt sind.

Die Spritzlöcher führen uns, schon dem Namen nach, zunächst auf das angebliche Wasseranwerfen durch diesel ben. Bei allen Meeresthieren nämlich, welche nicht im Wasser leben, sind die Nasenlöcher fast der einzige Gang, durch welchen die Luft in den Kehlkopf, und von da in die Lungen gelangt. Denselben Weg macht die ausgeathmete Luft zurück. Damit aber derselbe Mechanismus bei den Cetaceen stattfinden könne, mußte der Bau der Nasen kanäle mehreren Modifikationen unterliegen. Die erste dies ser Modifikationen ist eben die schon erwähnte Richtung der Nasenkanäle und ihr Ausmünden auf der obern Fläche des Kopfs. Dadurch wird es möglich, daß das Thier unter dem Wasser seine Beute verfolgen und verschlingen kann, ohne des Zutritts der Luft beraubt zu seyn. Da aber bei diesem Erlassen der Beute nothwendig eine Menge Wasser mit in die Mundöffnung bringt, welches den Magen nur beschweren würde, so muß dieses überflüssige Wasser auf irgend eine Weise wieder entfernt werden. Bei den Fischen geschieht dies dadurch, daß es wieder durch die Kiemen herausgepreßt wird. Da indeß bei den Cetaceen eine solche Kiemenöffnung nicht vorhanden ist, so muß man annehmen, daß die Nasenlöcher diese Stelle vertreten. Wir wollen die Erklärung hersehen, welche Cuvier in dieser Hinsicht gibt. Er sagt: wenn man von dem Magenmund aufwärts geht, so findet man, daß er in der Höhe des Kehlkopfs sich in zwei Gänge zu theilen scheint, von welchen der eine in den Mund fortsetzt, der andere in die Nase in die Höhe steigt. Der letztere ist von Drüsen und fleischigen Fasern umgeben, welche mehrere Muskeln bilden. Die der Länge nach laufenden derselben, welche um die hintere Nasenöffnung stehen, steigen bis zum Schlund herab; die andern, ringförmigen, scheinen eine Fortsetzung des dem Schlunde eienthümlichen Muskels. Da der Kehlkopf sich in diesem Gange poramitensförmig erhebt, so kann er durch die Zusammenziehung dieser ringförmigen Fasern zusammengezogen werden. Dieser ganze Theil ist mit Schleimdrüsen versehen, welche ihren Saft halt durch deutliche Öffnungen ergießen. Wenn die innere Haut dieses Ganges, welche demnach die knöchernen Nasenböhnen bekleidet, bis zum Pfuscharbein gekommen ist, so wird ihr Gewebe glatt und trocken. Die beiden knöchernen Nasenböhnen werden an ihrer obern Mündung durch eine fleischige, aus zwei Halbkugeln bestehende Klappe geschlossen, die am vordern Rande der Mündung befestigt ist, welche sie mittelst eines sehr starken Mus kels, der auf dem Zwischenkiefer liegt, schließt. Um sie zu öffnen, braucht es die Kraft eines Drucks von unten nach oben. Die Schließung der Klappe unterdrückt alle Verbindung zwischen den Nasenböhnen und den über ihnen liegenden Höhlen. Diese Höhlen sind zwei große häutige Säcke, welche aus einer schwärzlichen, schleimigen Haut bestehen, leer sehr runzlich, und ansehnlich eis förmig erscheinen. Sie liegen zwischen der Haut und der

1) Dictionnaire classique d'hist. naturelle. Tom. II. p. 123.

Knochenflügel, welche die vordere Mündung der Luftröhren Nasenkanäle umgibt. Beide stehen mit einer mittleren Höhle in Verbindung, welche unmittelbar auf den Nasenlöchern liegt, und welche durch eine schmale, bogenförmige Spalte nach außen mündet. Sehr starke Fleischfasern breiten sich über diesen Apparat aus, und vereinigen sich rings um Scheitel auf diesen zwei Ecken, welche sie stark zusammenbrücken können.

Der Mechanismus dieser Theile soll nun folgender seyn. Wenn der Mund mit Wasser gefüllt ist, so bewegen sich die Zunge und die Risten, wie zum Schlucken; indem aber der Schlund sich schließt, drückt er das Wasser durch den unter dem Kehlkopf liegenden Kanal zurück. Diese rückwärts drückende Bewegung wird durch die kreisförmigen Fasern so weit unterstützt, daß die Klappe sich hebt, und das Wasser in die beiden obren Ecken tritt. Hier kann es nun bleiben, bis das Thier es auswerfen will; die Klappe wird dann fest gedrückt, damit das Wasser nicht zurücktreten kann; die Muskeln wirken nun auf die Ecken, und das Wasser wird in stärker oder schwächerem Strahlen, je nach der angewandten Kraft, ausgeworfen.

Dies ist bisher immer die Ansicht über den Bau der sogenannten Spritzlöcher und den Mechanismus des Spritzens selbst gewesen. Indes hat Bär 2) Verrichtungen über den anatomischen Bau gelieft, und starke Zweifel hinsichtlich des Spritzens aufgeworfen.

Er beschreibt nämlich als Typus der Nase der Cetaceen die des Braunschwanzes, von welcher wir folgenden Auszug geben wollen.

Scheindar unterscheidet sich die Nase der Cetaceen von der der Landfüßthiere, jedoch läßt sich auf derselben der genauere Vergleichung das ihnen gemeinschaftliche allerdings auffinden. Man stelle sich dabei den Kopf senkrecht der Länge nach dergestalt durchgeschnitten vor, daß die Schnittfläche ganz nahe an die Mittellinie fällt, so, daß namentlich für die Nase die Scheidewand zwar entfernt ist, aber dennoch die Gänge und Höhlungen entweder fast ganz, oder fast bis auf die Mitte erhalten sind, je nachdem sie ursprünglich paarig oder einzeln da waren, und daß der Schnitt auch den Schlund gespalten hat. Aus dem Schlunde führen nun zwei Wege nach vorn. Der eine geht gerade nach vorn, der herabhängendem Gaumensegel etwas nach unten, in die Mundhöhle. Der andere geht nach vorn und oben bis zum Spritzloche, und ist die sogenannte Spritzröhre, welche mit den oben erwähnten Spritzlöchern in Verbindung steht. Bei andern Säugethieren steht aber der Schlund ebenfalls mit der Mund- und Nasenhöhle in Verbindung, und der weiche Gaumen scheidet beide Eingänge. Auch hier bildet eine Muskelmasse, welche an dem hinteren Rande des harten Gaumens befestigt ist, das Gaumensegel, welches länger als gewöhnlich ist, und mehr horizontal liegt. Der Eingang aus dem Schlunde in die Spritzröhre ist an der Stelle, wo das Gaumensegel unten ansetzt, von einem scharf vorstehenden Wulst umgeben, der, aus Muskelfasern bestehend, sich als ein starker Ringmuskel zu erkennen gibt. Auch dieser ist nicht anders, als der gewöhnliche Übergang der Muskelfasern

in den Schlund, welchen Muskel Bär mit dem Ramen des Gaumenschlundopfmuskels (*M. pharyngopalatinus* A. *Constrictor isthmi faucium superior*) belegt. Bei diesen Thieren Muschel bei den Wiederkäuern genau betrachtet, wird nicht zweifelhaft können, daß er mit dem Schließmuskel der Spritzröhre bei den Cetaceen, oder der sogenannten Klappe identisch sey. Der Kehlkopf ist bei den Cetaceen lang ausgedehnt, namentlich in seinen oberen Theilen. Zugleich verläßt er die horizontale Richtung der Luftröhre, und erhebt sich nach oben. Dadurch ist es möglich, daß seine obere Öffnung bedeutend über den Schließmuskel hinüber ragt, wovon wieder Folge ist, daß der Übergang aus dem Schlundopfe in die Mundhöhle in zwei Gänge getheilt wird, welche zu beiden Seiten des Kehlkopfes vorbeiziehen, von welcher Bildung sich bei andern Säugethieren ebenfalls Andeutungen finden. Was den Nasenkanal betrifft, so reicht er bis zu dem *Arcus pharyngopalatinus* und umfaßt also mehr, als man im Menschen dahin zu rechnen gewohnt ist. Unter dem Schließmuskel beginnt ein einfacher Kanal, an diesem fast fächerförmig erweitert, der sich ungetheilt bis zur Nasenscheidewand fortzieht und an dieser verzegt. Es folgt nun darauf der Theil der Nase, welcher, zwischen den doppelten Knochenkanal eingeschlossen, sich nach oben zieht, und nur durch diese Richtung von der Innern Nasenhöhle anderer Säugethiere, mit welcher er übrigens übereinstimmt, sich unterscheidet. Doch ist diese Ueereinmündung nicht sogar vollständig, sondern die Nasenkanäle des Braunschwanzes enthalten eigentlich nur den hinteren Theil der Innern Nase anderer Säugethiere.

Beide Nasengänge aber sind durch eine Innere Scheidewand getrennt. Das Spritzloch ist einfach, unter ihm liegt eine ebenfalls nur einfache, und also beiden Nasengängen gemeinschaftliche Höhle, welche auf jeder Seite mit dem seit Euvier sogenannten Spritzfackel in Verbindung steht. Den Boden der gemeinschaftlichen Höhle bilden die zwei Klappen, eine vordere und eine hintere. Sie lassen nur eine sehr enge Spalte zwischen sich, die überdies noch durch näheres ineinanderdrängen der Klappen ganzlich verschlossen werden kann. Von diesen Klappen hat Euvier nur die vordere bemerkt, alles was unter den Klappen zwischen ihr und dem Schädel liegt, ist ihm entgangen. Es finden sich aber unter jeder Klappe zwei Paar Höhlen übereinander. Beide Klappen sind befestigt an dem äußeren Rand der Innern Nasenöffnung und an der Scheidewand derselben, so daß beide Nasengänge erst über den Klappen zusammen münden, bis dahin aber völlig getrennt sind. Ein jeder Nasengang hat also, ehe er die Klappen erreicht, eine vordere untere und eine vordere obere Nebenöhle, setzer eine hintere untere und eine hintere obere Nasenhöhle. Über den Klappen gehen beide Nasengänge in die gemeinschaftliche Höhle über, und stehen von hieraus in den seitlichen Spritzlöchern in Verbindung. Über den Bau der betreffenden Muskeln und hier mehr zu verbreiten, würde zu weit führen. Wir beschränken uns zu bemerken, daß Bär in dem Allgemeinen die Muskeln, wie oben beschrieben, schildert, jedoch der Meinung ist, daß ein solcher Muskelapparat mehr geelagert scheine, die Spritzfackel zu öffnen, und namentlich

2) *Diens Jhs XIX, S. 511.* Über die Nase der Cetaceen.

ihre Einmündung in die gemeinschaftliche Höhle und den Rachenang zu erweitern. Denn in den Umfang des Spritzlochs geben, nach Blainville, drei Paar Muskeln, welche aus Vär zugibt, welche gemeinschaftlich diesen Eingang auseinander ziehen und öffnen, dagegen ein Schließmuskel (Sphincter) schließt, der auch insofern überflüssig ist, da die Lippen wulstig sind und aneinander liegen. Denn die Vorderlippe hat die Horn eines dicken Campons, der durch den Druck des Wassers nur noch fester den Eingang verschließen muß, besonders da sie von der Hinterlippe überragt wird. Wie kann aber, fragt Vär, das Thier Luft schöpfen? denn offenbar muß die Klappe noch fester schließen, wenn Brust und Lungen ausfahren, sich ausdehnen. Welche Kraft soll das Wasser gerade in die Spritzlöcher führen? Der enge Eingang in dieselben liegt an der Seite des Wasserstroms. Das Aufheben der Klappe wird den Eingang eher verengen, als erweitern. Der Strom des Wassers ist vielmehr gegen das Spritzloch gerichtet, und in dessen Muskelbau findet sich keine Möglichkeit, dem Stöße zu widerstehen. Wenn das Wasser also aus dem Schlund in die Rachenanale getrieben wird, so muß es wohl gerade hinausfahren.

Auch hat niemand bei den wahren Waldfischen solcher Nebenhöhlen oder Spritzlöcher gedacht.

Es ist also nicht wohl anzunehmen, daß die Spritzlöcher das Wasser herbertreiben, eher könnte es durch die Wirkung der Schlundmuskeln ausgeflossen werden. Aber auch dagegen läßt sich Manches erinnern. Es wurde oben schon erwähnt, wie der Waldfisch beim Einschluden seiner Nahrung das überflüssige Wasser wieder durch die Nase austreibt. Wenn aber andere Säugethiere schlucken, so hebt sich das Gaumensegel in die Höhe, um den Eingang in die Nase zu verdecken, und dennoch soll bei den Cetaceen, wo der hintere Stenkel des Gaumensegels immer aufgehoben ist, gerade das eingeschluckte Wasser durch den Rachenanal abgehen. Endlich sind diese Thiere, wegen des Muskelbaues am Schlundhalse, weniger als alle andere im Stande, denselben zu verengen.

Zuletzt lassen alle bisherige Beobachtungen darüber Zweifel, daß die Cetaceen wirklich Wasser ausfließen. Scoresby, der wol am meisten Glauben verdient, sagt von den Waldfischen: „Sie athmen mit einem lauten Getöse. Der Dampf, den sie ausfließen, steigt einige Ellen hoch, und erscheint in einiger Entfernung wie ein hervorbrechender Rauch. Wenn die Waldfische verumdet sind, so ist er oft mit Blut vermischt, und bei der Annäherung des Todes wird zuweilen bloß Blut ausgeworfen. Sie blasen am stärksten, wenn sie auf der Flucht sind, oder in Unruhe, oder dem ersten Erheben auf der Oberfläche, nachdem sie lange in der Tiefe gewesen sind. Sie blasen vier bis fünf Mal in einer Minute.“ In einem andern Stelle spricht er von den Spritzlöchern also: „Sie sind die wahren Rachenlöcher der Thiere. Ein fruchtbarer Dunst, mit Schleim gemischt, wird aus ihnen ausgeworfen, wenn das Thier athmet, allein kein Wasser begleitet ihn, ausgenommen, wenn das Aufkommen unter der Oberfläche geschieht.“ Duoy und Gaimard sagen gegen Scoresby: „Während den Wendekreisen, unter dem Äquator und in den heißesten Gegenden, wo wir Cetaceen

lots oder andere große Cetaceen gesehen haben, schossen sie aus ihren Spritzlöchern einen Wasserstrahl hervor, an dem man sie schon von weitem erkennen konnte. Aber bei einer Temperatur von 30 Grad des hunderttheiligen Thermometers, wie wir sie bei den Admiralitäts-Inseln, wo wir zwei Cachalots sahen, auszuhalten hatten, konnte die aus ihren Lungen ausströmende Luft, welche wol den nämlichen Wärmegrad hatte, nicht durch eine dünnere, so wenig von ihr abweichende Temperatur verdichtet werden, und dennoch zeigte sich der Wasserstrahl eben so gut, als in den gemäßigten Erdstrichen, wo wir dieselbe Erscheinung beobachteten. Mit Unrecht würde man uns den Einwurf machen, daß jenes nur eine starke Ausathmung unter dem Wasser gewesen sey, denn oft waren wir nahe genug, um sehen zu können, daß das Spritzloch außerhalb des Wassers war.“ Weiter heißt es: „Wir haben bemerkt, daß die Waldfische stärker blasen, wenn das Meer unruhig ist, denn dann zeigen sich, wie wir vermuthen, gewisse Arten von Wolken, welche ihre Nahrung ausmachen, häufiger auf der Oberfläche, und sie stoßen das Wasser aus, was sie zugleich mit diesen Thieren einschluden.“ Delphine sahen Duoy und Gaimard nie Wasser spritzen, aber merkten aber auch noch, daß das ausgespritzte Wasser, weit entfernt, sich so zu zeigen, wie man es oft auf Abbildungen sieht, vielmehr nicht bloß aus Wasser, sondern aus Wasser mit Luft gemischt bestche, ungeschlagen, wie man es ausspritzt, wenn man den Mund voll Wasser nimmt.

Lesson dagegen sagt von den großköpfigen Cachalots: „das Spritzloch bildet auf dem Kopfe eine runde, bedeutend große, wurzelförmige Erhabenheit, aus welcher eine Säule einsinken Wassers hervorgeflossen wird, welches sich in geringer Höhe in einen dicken Regen verandelt, während bei den Waldfischen das Spritzloch das Wasser in einer dichten, hohen Säule heraus treibt.“ Damit ist aber freilich noch nicht gesagt, daß er dies selbst gesehen habe.

Dagegen behauptet Faber als eigener Beobachter, daß die eigentlichen Waldfische Wasserstrahlen von 8—12 Ellen Höhe, die kleinen Delphine von 1 bis 1½ Elle in die Höhe werfen, daß auch ein gestrankter Schnabelwalf, der nur noch mit dem Maule im Wasser lag, beständig Wasser durch das Spritzloch emporwarf, was sich nicht anders erklären läßt, als daß er beständig das Wasser mit dem Maule einzog, da eine solche Menge nicht in den Spritzlöchern vorrätig enthalten seyn konnte; auch führt derselbe noch eine Autorität dafür an, daß der großköpfige Delphin sein Spritzloch so zusammenzuziehen könne, daß er das Blut aus den Fingern treibe, wenn man eine Hand hineinsteckt. Aber auch gegen diese und noch mehrere Angaben Fabers hat Vär wieder sehr gegründete Einwürfe gemacht, welche anzuwider den Raum hier nicht gestattet, und deren wir bloß gedenken, um darzutun, daß weder das Wasser spritzen der Cetaceen mit vollkommener Gewißheit angenommen, noch dasselbe, nach unserer gegenwärtigen Kennt-

nist von dem Organismus dieser Thiere, genägend erklärt werden kann.

Nur so viel ist denn doch entschieden, daß der sogenannte Sprigapparat der Cetaceen die Nase derselben ist. Für sieht sogar die oben erwähnten Sprigfalte als die eigentlichen Niesorgane an, und hat auch beim Braunkfisch die Niesnerven entdeckt, welche De smous (in den Delphinen und Cachalots durchaus abspriht.

Bei den Walffischen, den Cachalots und Delphinen möchte auch die Sehkraft eben nicht bedeutend seyn, wenigstens stehen ihr die seitliche Ausbreitung der Stirnbeine, folglich die größere Entfernung der Augen vom Gehirn, der geringe Durchmesser der Sehnervenlöcher und der Augäpfel selbst, deren sclerotica ein Viertel ihres Durchmessers dick ist, als Hindernisse entgegen; doch scheinen diese allgemeinen Regeln auch hier Ausnahmen zu finden.

Der Gehörsinn ist nicht scharf, und das äußere Ohr kann bei den meisten als nicht vorhanden angesehen werden. Der äußere Gehörgang muß einen langen Weg durch die Fettsäure machen, ehe er zum innern Ohre gelangt, von welchem auch nur einige Theile und das Labyrinth gar nicht entwickelt sind.

Bei allen Cetaceen spricht die feste Lage der Zunge, und daß sie fast nur aus Fett besteht, für die Schwäche des Geschmacksinnes, der wahrscheinlich den Walffischen, Cachalots und Delphinen ganz mangelt, indem sie ihren Fraß, ohne ihn zu kauen, verschlucken. Wenn aber auch der Lamantin, der Dugong und Stellerus ihren Fraß kauen, so ist ihr Zungenbau doch auch wenig vollkommener.

Das Gefühl mag an der Oberlippe des Lamantin sehr seyn, wenn man nach der harten Haut urtheilen darf, welche sie bedeckt, und nach der Größe der betreffenden Nervenlöcher. Der Rüssel des Dugong ist ein ähnliches Organ. Bei allen andern Cetaceen scheint das Gefühl nur sehr schwach zu seyn, vielleicht mit Ausnahme der Stellen unter den Vorderflossen.

Was die Ernährungsorgane der Cetaceen betrifft, so sind diese, wie auch bei andern Säugethieren, der Nahrung des Thieres entsprechend gebaut. Bei denen, welche von Vegetabilien leben, sind sie denen der Wiederkäuer ähnlich, und so sind sie anders gebaut bei denjenigen, welche bloß von animalischen Substanzen leben, nämlich bei den Cachalots und Delphinen, und andere Modificationen endlich erleiden sie bei denjenigen, welche, wie die Walffische und Narwalis, von Fischen, Mollusken und Seegewächsen leben.

Was die Bewegungskraft der Cetaceen betrifft, so liegt diese zum größten Theil in ihrem platten Schwanz. Da die Bewegungen derselben von oben nach unten gehen, so folgt daraus, daß diese Thiere beim Schwimmen nicht eine horizontale Linie halten, sondern wellenförmig fortgleiten, und daß beim Wenden ihnen wol am meisten ihre Vorderflossen beihilflich sind, ob sie gleich auch der Seitenklappen der Schwanzflosse sich zu Seitendrehungen zu bedienen können. Wenn diese Thiere untertauchen, so senken sie zuerst den Kopf, dann krümmt sich der Rücken, und

zuletzt erscheint der Schwanz senkrecht. Das Thier fährt also ganz senkrecht im Wasser. Die Geschwindigkeit des Thieres ist dabei so stark, daß Scoresby einen Walffisch sah, der die Kiemen zerbrochen hatte, indem er in wenigen Minuten 800 Faden tief senkrecht auf den Grund gefahren war.

Was den Aufenthalt der Cetaceen betrifft, so sind weder die verschiedenen Gattungen noch die Arten, so zu sagen, Weltbürger, wie man nach der Leichtigkeit, in ihrem Elemente große Reisen zu machen, anzunehmen geneigt seyn dürfte; vielmehr sind alle mehr oder weniger auf bestimmte Gegenden beschränkt. Auch sind nicht alle Arten Cetaceen Seethiere. Zwei Delphine leben bloß in Flüssen, nämlich einer im Ganges, und eine noch unbestimmte Art, welche Humboldt in den überflutheten Wäldern des Cassiquiare und Orinoco antraf. Eine Art Lamantin wohnt in einem großen Theile der Flüsse Columbiens, und die andere an den Mündungen afrikanischer Flüsse. Die Gattung Dugong bewohnt die seichten Meeresengen des asiatischen Archipels von Malacca bis an Neuholland; die Gattung Stellerus lebt auf den Inseln und Küsten der Behringstraße. Die verschiedenen Arten der Delphine, der Walffische und Cachalots leben in bestimmten Meerestheilen unter bestimmten Graden der Länge und Breite, man findet sie nur sehr selten außerhalb der Grenzen dieser Plätze.

Von der Zorfpflanzung dieser Thiere ist im Allgemeinen noch zu wenig bekannt, um etwas Generelles darüber zu sagen, und wir verweisen deshalb auf die einzelnen Gattungen.

Zur weiteren Belehrung über diese wichtigen Thiere, von denen wir in diesem Artikel nur das Merkwürdigste erfahren konnten, dienen folgende Werke.

Steller, Beschreibung von sonderbaren Meerthieren. Halle 1753. 8. — Schneider, Beiträge zur Naturgeschichte der Walffischarten. Leipi. 1795. 8. — Magasin der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin. 1801. 4. — *Campes, observations anatomiques sur les Cetacées par Cuvier.* Paris 1820. 4. — *Nova acta Soc. caesarea Leopoldinae.* Bonn 1824. (Tom. XII.) — *Journal de Physique.* Tom. 85. Paris. id. Tom. 87. — *Cuvier Ossements fossiles.* 2. Edit. Paris 1821. seq. 4. — *Desmarest Mammalogie.* Paris 1820. 4. — *Freyer Voyage autour du monde. Zoologie.* Paris 1824. 4. — *Gessner et Cuvier Histoire natur. des Mammifères.* Paris 1821. fol. — *Lacépède, Histoire naturelle des Cetacées.* Paris 1804. 4. — *Mom. du Mus. Tom. IV.* — *Vander und D'Alston, die Skelette der Cetaceen.* Bonn 1827. fol., und *Nosentals Rechen.* in Berl. Jahrb. für wiss. Kritik. 1829. — *Eben de rsk. Skelette der Robben u. Lamantine.* Ebdem. 1826. fol. — *Schreder, Säugethiere.* — *Duperry, Voyage de la Coquille.* Zool. Paris 1825. fol. — *Wan der, Reise nach Grönland.* Leipi. 1822. 8. — *Scoresby, Tagebuch einer Reise auf den Walffischfang.* Hamburg 1826. 8. — *Leston, Histoire natur. des Cetacées.* Paris 1828. 4. — *Oleus Isis,* darin Auf-

säße von Hår und Haber. Band XIX. XX. XXI. Philosoph. Transactions. Lond. 1820. 4. (Dr. Thon.)

CETTINA, ein Fluß in Dalmatien, im Aitzethum Tilorus, entspringt auf dem Vopisch, und fällt in seinem Laufe von etwa 16 italienischen Meilen von einer Höhe nach der andern herab, stürzt in einer wilden Felsengegend 150 Fuß herab als der Wasserfall Belica Subavioia, bildet bald hierauf einen kleinen Wasserfall, durchfließt den engen Paß von Miris, zertheilt sich dann in einem Thale aus, und fällt endlich bei Almisa in das adriatische Meer. Dem Landstrich, durch welchen er strömt, gibt er den Namen: Terra di Cetina, und ist war ehemals eine Japanie oder Grasschaft, Contado di Cetina. (H.)

CEULOCERUS (Entomologie.) Eine von Schuppel benannte und von mir \*) beschriebene Käfergattung aus der Abtheilung der Ventamirren, der Gattung Hister verwandt, aber durch verdorgene Kiefer und bedeckten Hister unterschieden. Eine Art (C. advena) rothbraun, länglich vieredig, gewölbt, mit sehr punktirter gestreiften Deckhäuten, eine Linie lang, wurde im Niris gefunden; eine andere (C. ovalis \*\*) kommt in Bayern vor.

CHALEPUS. Thunberg †) trennt unter diesem Namen die ungeschachtelten, mit ungerändertem Halschild versehenen Arten der Gattung Hista. Mac Leay braucht diese Benennung für eine Gattung, für welche er Melolontha geminata Fabr. (Melol. dubia Oliv. Geotrupes lugubris Schönh.) als Beispiel nent. (Germar.)

Challath f. am Ende.

CHAMBERTIN, ein Dorf unweit Savoy, im Bezirk Dijon, des Depart. Côte d'or in Frankreich; hier fert einen der feinsten Burgunderweine desirten Namens (f. den Art. Wein.). (Th. Schreger.)

Chaoon, Inf. vgl. S. Nicholas.

Charo f. S. Miguel de Charo.

CHARTIER, 1) Alain, geb. 1386 zu Bagueux in der Normandie, gest. zu Weignen 1449 (oder 1458?), war berühmter als einer der weisigsten und beredtesten Männer seiner Zeit, wegen seines Wissens berüchtigt am Hofe Karls VI. und VII., wegen seiner Verehrsamkeit — die ihm den Beinamen des Vaters der Verehrsamkeit erwarb — zu mehreren Befandkosten von seinen Königen gebraucht. Als Margaretha von Schottland, der Dauphin's Gemahlin, ihn rinstmals schlafend fand, küßte sie ihn; und da die Heueste Verwunderung aufstiegen, daß sie einen so häßlichen Mann küßte, entgeauete sie, nicht den Mann habe sie geküßt, sondern den Mund, der so viel Schönes und Geistreiches sage. Seine Schriften erschienen zuerst zu Paris 1529. 8., dann in einer verbesserten Ausgabe von And. Duchesne (Paris 1617. 4.), mit einer Biographie des Verfassers begleitet. Seine Schriften zeichnen sich aus durch Reinheit und Beiebigkeit der Sprache, weit mehr jedoch in den prosaischen Aufsätzen, unter welchen auch moralisirende sind, als in seinen Versen. (Wachler II. 167. Ebert bibliogr. Lex. I. 313.)

2) Jean, ein Zeitgenosse des Vorigen, Breneleimer, Historiograph Karls VI. (Histoire du Roi Charles VI.), wird auch als Verfasser genannt von Les Chroniques de France vulgairement de St. Denis (Par. 1493.), worin die Geschichte Frankreichs von Pharamund bis Karl VI., in dem ältern Theile nach fabelhaften Sagen, von der Zeit Karls VI. an historisch brauchbar, erzählt wird.

3) René (Renatus Chartierus), geb. zu Bentine 1572, gest. zu Paris 1654, hatte sich früher den humanistischen Studien gewidmet, und war Professor der lateinischen Künste zu Angers, als er sich entschloß, sich ganz der Mathematik und Medizin zu widmen. Im J. 1608 ward er zu Paris Docter der Medizin, schrieb eine Zeit lang dieselbe, und widmete sich zuletzt ganz der Heilkunde Seine Kirche zu dem medicinischen Studium verbunden die vollständigste Ausgabe der Werke des Hippocrates mit Galenus: Hippocratis Cui et Claudii Galeni Pergameni aggragata opera. Renatus Chartierus plurima interpretatus, universa emendavit, instauravit, notavit, avit, sesundum distinctas medicinae partes in XIII Tomis digestit et conjunctim graece et latine primus edidit. Lutetiae Parisiorum 1679. 8. Sage im Onomastikon (V. 261) hielt diese Jahrszahl für verdächtig, zumal da es auf den verschiedenen Exemplaren die Jahrszahl 1659 fand, und vermuthete, daß nur ein neuer Titel unter der Jahrszahl 1679 getruft worden sey. Diese Ausgabe aber wurde 1638 eingekauft, und 1679 erst benutzigt; die drei letzten Bände sind von Blondel und Le Moine herausgegeben. Echartier hatte auf diese Ausgabe 150,000 Francs verwendet; ungeachtet aber so viele Codices, als Frankreich darbot, waren verglichen worden, so ist doch diese Ausgabe keine kritische, und zeichnet sich nur durch ihre Vollständigkeit aus. (Auser Faber Bibl. gr. f. Halleri Bibl. med. pract. II. 642. — de Villiers lettre sur l'edition par Chartier. Par. 1776. — Ebert bibliogr. Lex. I. 782.) (H.)

Chasmarhynchos f. am Ende.

Chelidura, Gattungsnamen, den Kastelle den wogen flügelten Ohrwürmern beilegt. S. Forficula. (Germar.)

Chelonioa Godart, f. Arctia.

Chelonodes f. Phaleria.

Chemische Öfen f. den Artikel Öfen.

CHEMMIS (auch CHEMMO) 1) hieß nach Strabon (2, 85.) die Hauptstadt des panopolitanischen Nomos im nördlichen Theile von Oberägypten am östlichen Nilufer, deren Einwohner sich mit Leinweberei und Erbsenmeharbitten beschäftigten (Strabo 17. p. 813.). Der griechische Name dieser ansehnlichen Stadt ist Panopolis, welches eben so viel bedeutet soll, als Chemmis, nämlich Panstadt, denn dem Pan, ägypt. Chemmo, zu Ehren soll diese Stadt erbaut seyn (Diod. I. 18.). Sie wurde von den Einwohnern die Geduldsstadt von Danaos und Poseidon genannt, welche von da nach Griechenland übergegangen seyn sollen. Perseus, der Danaos Sohn, hatte daselbst einen Tempel mit seiner Bildsäule, und es wurden ihm in Ägypten sonst nicht übliche Kampfspiele nach griechischer Art gehalten. (Vergl. Kanakgriffen's Alterthumswiss., Cap. 12.) An der Stelle des alten Chemmis steht jetzt Achmim, Akmim (Akhenoy).

\*) Insect. spec. novae p. 85.

\*\*) Beitr. zur daterfch.

Ins. Fauna. Hister ovalis. Nr. 1.

†) Allg. Magaz. für Naturf. u. Kunde. V. S. 248.

Echmin, Echmin), die Residenz eines Emirs. Von dem alten Echmin findet man noch denkwürdige Ruinen. (Pococke I. 114 fgg. d. lib.)

2) Insel im einem ägyptischen See, angeblich eine schwimmende, bei dem Tempel der Latona zu Buto. Sie hatte einen Tempel des Apollon (Herod. 2, 156.). (H.)

CHIEREBERT, auch Charibert \*) (Charibert) genannt, war Chlotar I., seit 558 Beherrscher der ganzen fränkischen Monarchie, ältester Sohn, welcher bei Theobald des Reichs unter Chlotar vier Söhne im J. 561 König von Paris wurde. Wenn man ihn einerseits wegen seiner Liebe zum Frieden, seines Eifers im Aufrechthalten der Gerechtigkeit, und wegen der Barmherzigkeit, die ihn in Achtung bei den Großen des Hofes und den fremden Gesandten setzte, rühmt, so tadelt man ihn andererseits wegen seines Mangels an Entschlossenheit. Gleich nach seines Vaters Tode versetzte er die von diesem ihm ererbte Gemahlin, und heiratete zwei Schwestern, deren eine sogar eine Rönne war. Schlimmer für ihn war aber, daß er seinem Bischof ohne Achtung begegnete, der sich dafür zu rächen wußte. Chierbert war der erste König in Frankreich, den sein Bischof excommunicirte, und er wurde noch in große Verlegenheiten gerathen seyn, wenn ihn nicht sein Tod im J. 567 (nach Annen 566, 570, 572.) daraus befreit hätte. Da er nur Töchter hinterließ, so folgte nach seinem Tode eine neue Theilung des Reichs unter seine drei Brüder. (H.)

Chersaea oder Cherses f. Coluber.

CHEYLETUS, Milbenartgattung (f. Acarina), durch einen weichen, mit 8 Beinen versehenen Körper, säckchenförmige Kinnbacken, und dicke, vorsiehende, an der Spitze sädelförmige Taster ausgezeichnet. Es gebühren hieher *C. eruditus*, den Schrank \*) ausführlich beschrieben hat, und welcher an Büchern, die an feuchten Orten liegen, den Kiefler verzehrend, getroffen wird, doch auch an Steinsechsen vorkommen soll; und *C. musculi*, welchen Schrank \*\*) als einen Pediculus beschreibt, indem er nur 6 Beine beobachtet. (Germar.)

CHICHIMIKEN oder Chichimeken (Tschitschimeken), welche, nebst den Eumanchos, die Spanier unter dem unbestimmten Namen der Necos bezeichnen, sind ein amerikanisches Völkervolk, welches ohne Feldbau nur allein vom Ertrage seiner Jagden, von wildwachsenden Wurzeln und Früchten lebte, sich in rohe Thierhäute kleidete, Bogen und Pfeile als Waffen führte, und die Sonne als Gottheit mit Opfern von Kräutern und Blumen verehrte. Der Name dieser Völkerschaft wird von Chichimi oder Rachen des Techichi, des sogenannten amerikanischen Hundes, abgeleitet. Vielleicht sind die noch gegenwärtig im äußersten Nordamerika unweit des Eismeeres, zwischen dem Sklaven- und Baffelsee wohnenden Hunte-Kibben; Indianer \*) Nachkommen des im

Vaterlande zurückgebliebenen Theils derselben. Das Vaterland der Chichimeken wird Amaquemea an genannt; ein seiner eigentlichen Lage noch unbekannter Landschiff des nördlichen America. Den genaueren Untersuchungen zufolge verliefen die Chichimeken dasselbe gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts unter Anführung des Totoliti, eines Bruders ihres damaligen Oberhauptes Acaualti, um südlichere Wohnsitze aufzusuchen. Nach der Wanderung von einigen Jahren erreichten sie den Rücken der ungeliebten Gebirge, welche das Thal von Mexico umschließen. Nopalxan, ein Sohn des Totoliti, welcher vorausgegangen war, schloß vier Pfeile gegen die vier Weltgegenden ab, zum Zeichen, daß er im Namen seines Vaters Besitz von dem Lande nehme. Totoliti wählte Tenapuca zum Wohnplatz, und vertheilte die mit ihm gekommenen Familien in den umliegenden Gegenden. Seitdem hieß dieses Land Chichimecatlalli, das Land der Chichimeken. Sie legten Städte und Dörfer an, nahmen die noch vorhandnen Nachkommen der einst hier mächtigen Tulteken unter sich auf, und lernten von diesen den Feldbau und andere Künste des Friedens, und erhielten eine bessere Lebensart. Ungefähr nach acht Jahren zogen ihnen sechs andere Stämme aus ihrem vormaligen Vaterlande nach, und stellten sich an. Einer dieser Stämme erhielt die Landschaft Tlaxcalan, und erhielt davon selbst den Namen Tlaxcaltecs. Die übrigen nannten sich nach ihren Hauptstädten: Chalchuen von Chalco; Colhuen von Colhuacan; Tepaneken von Tepan; Tlaxcalaner von Tlaxcallan; Tschimiken von Tschimiken; alle aber führten den allgemeinen Namen Rabautiaten. Nachmal vereinigen sich mit ihnen noch Stämme der Napolhuen. In der Familie Totolitis blieb die Regierung. Unter der Regierung des Sohnes seines Urenkels gründeten die Azteken ihre bald hochberühmte Hauptstadt Tenochtitlan oder Mexico, von welcher sie selbst den Namen Mexicamer erhielten. Nach der Eroberung von den Spaniern im Jahre 1531 hatten sie ihren Sitz in der spanischen Intendantenschaft Durango im Innern von Mexico, jetzt zur neuen Union gehörig, waren aber nichts weniger als unterworfen; denn sie beunruhigten fortwährend die Bewohner von Neu-Mexico, und setzten sie in die Nothwendigkeit, nicht anders als bemachtigt auszugehen. Erst seit 1718 wurde ein Theil derselben mit seinem Oberstzume Chrisstianum unterworfen; die übrigen aber, der Religion ihrer Väter treu, zogen sich in die Wälder und Gebirge, behielten die aztekische Sprache, und übten, den Bewohnern der Wüste gleich, jede Art des kleinen Krieges. (H.)

CHINA. 1. In geographischer Hinsicht. Das chinesische Reich, nächst Russland das ausgedehnteste auf dem ganzen Erdboden, umfaßt außer dem eigentlichen China mit den dazu gehörigen Küsten-Eilanden, das ganze Mandchuland, die große Tatarei oder Mongolei, Tangut, die Inseln Hainan und Formosa oder Chatwan (noch von der letzteren

\*) Nicht zu verwechseln mit Charibert oder Charibert, König von Aquitanien, Bruder Dagoberts I.

\*) Enumerat. insect. Austr. pag. 513. und Fauna boica III. p. 200. Acarus eruditus.

\*\*) Enum. ins. Austr. p. 501. tab. I. fig. 5. Fauna boica III. p. 187. Pediculus musculi.

1) M. Macgillivray's Reisen von Montreal nach dem Eismeer und der Südküste.

2) Vergl. Clavigero in der Storia antica del Messico u. d. von Humboldt in den Voyages des Cordillères.

nur die Westküste). Schugländer sind: Tibet, Sutan, Korea und die Inseln Kuretschew. Den ganzen Flächenraum berechnet man auf ungefähre 247,000 Geviertmeilen.

Das eigentliche China, mit dem wir es hier allein zu thun haben, wird durch Gebirgsketten und unwirthbare Hochebenen von dem übrigen Asien, durch fließende Meere von der übrigen Welt getrennt. Wenigstens sechs Mal größer und vollreicher als Deutschland, liegt es zwischen 18° 37' bis 41° 35' nördl. Br. und 120° 55' bis 140° 10' östl. L. Obgleich von Glaubensboten und andern Reisenden häufig genug beschrieben, ist es doch im Inneren wenig, und selbst zum Theil an den Grenzen noch ungenügend bekannt 1).

Die bedeutendsten Gebirge China's, eine Fortsetzung der Hochgebirge Mittel-Asiens, sind in den abendländischen Provinzen dieses Reiches zu suchen. Pünnan, Kueldschew, Setschuan und Schensi, die eigentlichen Alpenländer China's, so wie auch die alten Hauptstädte der freien Uebewohner, senden ihre Verzweigungen nach verschiedenen Seiten in das Innere. Besonders ist das, mit Setschuan grenzende Schansi, und sind die südlichsten Provinzen Kuangsi, Kuangtung, und Kufian mit Gebirgen angefüllt, so daß die Höhenzüge sich ungefähr in Gestalt eines Hufeisens um das eben und sehr wasserreiche Binnenland lagern. Auf dem westlichen Haupt-Gebirgskette, obschon nicht mehr in China selbst, sondern in dem unterwürfigen Lande Turfan entspringen auch die beiden Riesenströme, der Hoangho und Lialiang, zwischen welchen sich das chinesische Mesopotamien, ein von zahlreichen, zum Stromgebiete dieser Hauptstämme des Landes gehörenden, kleineren Flüssen, und fast zahllosen Kanälen und Ertis wässern durchschnittenen Flachsel, ausdehnt, das in Verbindung mit den, die südlichen Ufer des Lialiang bei ruhenden Ländern, den bei weitem vollreichsten, angebauteiten, und fruchtbarsten Theil, oder wie Ritter sagt, den Mager China's bildet 2).

Die berühmte große Mauer 3), die gewöhnlich als Nordgrenze China's betrachtet wird, obgleich noch viele Chinesen im Norden und Nordosten derselben wohnen, fängt westlich bei dem Fluß Ertse im nordwestlichen Schensi (Kansu) an, beschneit in großen Krümmungen den Norden der Starthaltertschaften Schensi, Schansi, Pedschili, und endet bei der Schauhail am gelben Meere. Mitternächlich von der großen Mauer beginnt die ungeheure, sanftige Hochebene der großen Tar-

tarei oder Mongolei, und im N. O. das eben so hoch liegende chinesische Tungustien oder Wand Schulan durch den hohen Schangge (schangge schiao, der lange, weiße Berg) von der Halbinsel Korea getrennt. Der südwestliche Theil dieses Landes, die von Kitanlung gefeierte Wiege des heutigen Fürstenthums Tjing, ist, unter dem Namen Keatung oder Schinging, wirklich Provinz China's geworden, und, als außerhalb der Mauer liegend, mit Toppfählen umgeben 4). Westlich von Schensi und Setschuan dehnt sich das kalte Hochland Tangut, (auch Turfan oder Tulufan genannt) von ungeringer Umfang und unersichtlichem Boden, durch die gewaltige, wol über 470 Meilen lang fortlaufende Gebirgskette Kentschiffe von China geschieden. Der Provinz Pünnan gegenüber liegt Tibet, (bei den Chinesen Sisan oder Tsafan) und Kuangsi berührt ein Theil des heutigen Kaiserthums Anam. Aber auch hier hat die Natur einen unübersteiglichen, gegen das Meer hin scharf auslaufenden Gebirgsdamm zwischen China und den Nachbarländern errichtet 5). Der Verkehr mit den abendländischen, abhängigen und unabhängigen Ländern kann nur durch eng, schauerliche Gebirgspässe unterhalten werden.

Der Hoangho (hoang ho, gelber Fluß), in chinesischem Geschichtswerken auch schlechtweg ho, der Fluß genant, entspringt, wie schon bemerkt, in Turfan, und zwar unweit des großen Chuchanoor (Koronor) aus mehreren Seen des Hochlandes. Seine gewaltigen Krümmungen, sein reißender Lauf, und die furchtbaren Überschwemmungen, denen China von jeher durch diesen Fluß ausgesetzt war, haben ihn sehr merkwürdig gemacht 6). Er hat seinen Namen von dem gelben Thonschlamm, den seine Wellen mit sich führen. Der Lialiang (ia liang, große Strom) auch Pangshü (háng shü, Sohn des Weltmeers) oder vorzugsweise kiang, der Strom, genant, miß sich Anfangs, wie der Hoangho, durch felsigen und steilen Gebirgspässe seinen Weg erkämpfend, dann aber durchschnitten von er in sanfterm Laufe, mehreren Binnenseen ihr Dasein gebend, die westlichen Ebenen China's bis zum Weltmeere 7). Alle übrigen Flüsse China's, die nicht zum Stromgebiete der beiden Pulsadern des Reiches gehören, nehmen auch fast ohne Ausnahme alle von dem Bau des Landes bedingte, gerade Richtung nach Osten, und selbst bei den Nebenflüssen läßt sich niemals ein vollkommen nördlicher oder südlicher Lauf bemerken. Die aus Norden kommenden nehmen Alle eine mehr oder weniger südöstliche, die aus Süden kommenden eine nordöstliche Richtung. Die künstliche Kanal-Verbindung zur Dinerschiffahrt aber (denn von einer andern Schifffahrt kann bei den Chinesen kaum die Rede seyn) geht von Norden nach Süden, und schneidet alle Flußgebiete in rechten Winkeln. Die kleinen Flüsse versorgen die Kanäle mit Wasser; die großen aber leiten den Ueberfluß in das Weltmeer. Den ganzen Fluß

1) Vgl. besonders Ritters Erdkunde, Th. I. S. 644—675. (der ersten Ausgabe). Über die ersten Reisen nach China: L. Extraits de voyages faits à la Chine (Mémoires concernant les Chinois, T. V.). Über Wanderkette und Geschichte der Glaubensboten, ebenfalls, vorzüglich aber Nochems Vorrede zur französischen Uebersetzung des Dr. Halde. Unter den späteren Reisenden verdienen besonders Darron, Macarturn, Staunton und Deignans d. J. Erwähnung. 2) Über die Bevölkerung China's, die man jetzt wol auf mindestens 200 Millionen schätzen kann, s. population de l'empire (Mémoires c. I. Ch. T. VI.) und population de la Chine (Histoire générale de la Chine, T. XIII.). 3) Ritter a. a. O. S. 320—329. Du Halde, T. IV. (d. d. A.)

4) Ritter a. a. O. S. 437—438.

5) Ebend. S. 588.

6) Ebend. S. 643—654.

7) Ebend. S. 630—632.

lichen Küstenstrich schneidet in der Richtung von Norden nach Süden, und zwar vom Meerbusen von Pedschili an der große Kaiserkanal, der 120 geographische Meilen weit beschifft wird. Nach der Natur des Landes eingerichtet, windet er sich oft, ist von sehr verschiedener Breite (von 200—1000 Fuß) und hat fast nie stillstehendes Wasser <sup>8)</sup>. Mit der großen Mauer als Riesentheil weiteferne, überstrift er sie bei weitem an Nutzen; denn er setzt nicht nur alle einzelnen Provinzen unter sich, sondern auch das ganze Süd-China mit Nord-China in den lebhaftesten Verkehr. Diese vielen Kanäle im Osten, das, bis auf 100 Meilen mit Ebbe und Fluth ins Land wühlende Meer, die Menge der Seen und Teiche zerstückeln den ganzen Küstenstrich in umhüllige größere oder kleinere Auen. Da ist das Wasser eben so gut bewohnt als das Land, und Millionen treiben sich Zeit ihres Lebens auf schwimmenden Dörfern umher. Dieser geographische Küstenstrich, wie ihn Ritter nennt (er umfaßt die Provinzen Schentschi, Kiangnan, und zum Theil auch Schantung), macht bedeutende Seeschifffahrt zu Lande möglich, und hat wegen der wunderbaren Eigenthümlichkeit des Bodens, die sich nirgends in so ungeheurer Ausdehnung findet, den fremden Eroberern von jeher die Unterwerfung Chinas viel schwieriger gemacht, als der Widerstand des entvölkerten Süds-Chinesen <sup>9)</sup>.

Wir gehen nun zu einer genaueren Beschreibung der einzelnen Provinzen über. Die, nördlich vom Hoangho gelegenen Provinzen, so wie die alpenländischen und mittäglichen Gebirgsländer sind theils ziemlich färglich von der Natur bedacht, anderen Theil haben sie, bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse, wenigstens keinen Überfluß, und sind nicht mit so ängstlicher Sorgfalt angebaut, als die Binnenländer. Der Menschenschlag aber, besonders im Norden, ist kräftiger, kühner, ausdauernder. Die Luft soll in den meisten Gegenden des Reiches rein und gesund sein.

1) Nordprovinzen: Pedschili, Schansi, Schantung. Das größtentheils ebene, aber hochliegende Pedschili bringt bei seinem sandigen Boden weder Reis noch Thee, diese Hauptbedürfnisse der Chinesen; dagegen andere Getreide und Obstarten der aus Kälte grenzenden Länder zur Genüge; auch Salz, Steinföhlen, Weisfus und Jaspis. Die Luft ist, obgleich das Land nicht hoch im Norden liegt, bedeutend kalt, aber der Frost nicht so empfindlich, als bei uns, was dem, stark mit Salpeter geschwängerten Erdbreich zugestrieben wird. Hauptstadt und Wohnort des Kaisers ist Peking oder Schünthian <sup>10)</sup>. Das, an Gebirgen viel reichere Schansi ist besonders sehr ergiebig an Weisfus und Mineralien, als Porphor, Marmor und Jaspis von verschiedenen Farben, Kupferstein, Eisen, Steinföhlen, Salz und Krossal. In dieser Provinz hat man auch eine gute Art Weintrauben, die getrocknet durch das ganze Reich verschifft werden. Hauptstadt: Tschinguan. Schantung, von dem Kaiserkanale mit

seinen Ästen, von vielen Flüssen, Bächen und Stillsässern durchbrochen, bildet in Rücksicht der Erzeugnisse seines Bodens den Übergang zum fetten und marigen Süden. Es hat großen Reichtum an Waldungen und allen Arten vierfüßigen und geflügelten Wildes, wie denn seine Bewohner für die gefährlichsten Jäger des Reiches gelten; aber auch schon Seidenbau, dessen Hauptstüß die Binnenlande sind. Zu Schantung gehört eine Inselgruppe im gelben Meer, durch Macartney's Aufenthalt bekannt. Die Hauptstadt ist Dsianan <sup>11)</sup>.

2) Westprovinzen: Schensi, Szechuan, Kueichschu, Yunnan; die Alpenländer Chinas, unsers gefam sehr reich an Mineralien. Die übrigen Erzeugnisse des Bodens werden zum Theil durch die mehr nördliche oder südliche Lage, und durch den Anbau desselben bedingt. Schensi, den Übergang zum eigentlichen Alpenlande bildend, ist im Ganzen fruchtbar an Getreidearten (ausgenommen Reis); aber sehr der Trockenheit und den Zug-Heuschrecken ausgesetzt. Dieses Land liefert eine Menge von Heilkräutern, Rhabarber, Moschus, Zinnob, Wachs, Honig und Steinföhlen in Fülle. Der viele Goldsand, welchen die Gewässer des Landes mit sich führen, läßt auf ergiebige Goldgruben schließen, welche aber die Politik zu eröffnen verbietet. Es besteht aus zwei Haupttheilen, dem östlichen und westlichen (Kansu); Hauptort: Singan. Hauptwaarenplätze: Sodscheu und Kandscheu <sup>12)</sup>. Szechuan hat bedeutende Eisen-, Zinn- und Bleigruben, Quecksilber, Salz, Kupferstein, Magnete, Ambra, Rhabarber, die berühmte Heilwurzel Juling; aber auch wegen seiner südlichen Lage schon Seidenbau und selbst Zuckerrohr. Hauptorte: Tschingtu und Luangan, letzterer eine starke Festung gegen Tibet <sup>13)</sup>. Das nackte und wilde Gebirgsland Kueichschu ist fast nur wegen seiner Kupferwerke bekannt. Aus dem Kupfer dieser Provinz wird die in China gangbare Münze geschlagen. Kueichang ist die Hauptstadt <sup>14)</sup>. Yunnan, mit Reichtum an Metallen und Mineralien, mit Perlern und Edelsteinen, Heilkräutern, Hanf, Seide u. s. w., scheint sich in seinen heißen Thälern viel mit der Natur Indiens zu berühren. Auch findet man dort und in Kuangsi viele Raubthiere, Nashörner und wilde Elephanten. Hauptort gleiches Namens <sup>15)</sup>.

3) Südprouvinzen: Kuangsi, Kuangtung, Zulian. Hier verlieren sich die schauerlichen Alpen der Westländer in anmuthige, romantische, mehr von Ebenen unterbrochene Gebirgsketten von mittlerer Höhe. Kuangsi mag in der Natur seines Bodens die meisten Ähnlichkeit mit Yunnan haben. Edle und unedle Metalle, Reis, wilde und reisende Thiere von mancherlei Art, eine Menge Vögel, worunter auch Fasanen, sind Haupterzeugnisse dieser Provinz; Hauptstadt: Kueichin <sup>16)</sup>. Für die vornehmste und beträchtlichste Stadt

8) Miller a. a. O. S. 665 ff.

9) Ebend. 663 ff.

10) Histoire générale de la Chine (T. XIII, S. 3—21).

Mugem. Encyclop. d. W. u. R. XXI.

11) Ebend. S. 58—62.

12) Ebend. S. 63—70.

13) Ebend. S. 70—72.

14) Ebend. S. 87—90.

15) Ebend. S. 85—87.

16) Ebend. S. 83—85.



haltertschaft im Süden, obgleich wir nur den Küstenraum derselben kennen, hält man einmüthig Kuangtung (Kanton). Sie entfaltete besonders in der Phantasie eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit. Was hier der hier anker den edelsten Einfuhrarten Europens und Siniens noch manche, die dem Boden von Kanton ganz eigenthümlich sind, und viele wohlbedehnte Holzharten. Die Küsten sind sehr reich an Fischen, Austern, Krabben und Schilkräutern von außerordentlicher Größe. Hauptstadt: Kwangdschu an der Mündung des To ho. Der geräumige Busen von Kanton enthält: das Eiland Hoangpu, wo die großen europäischen Seefahrer anlegen und löschen; die Gruppe der Laronnen, deren Bewohner freie und feste Seeräuber sind, und die, unter chinesischer Oberhoheit den Portugiesen gehörige Insel Macao. Die Insel Hainan im Meerbusen von Tungling wird gleichfalls in dieser Statthaltertschaft gerechnet<sup>17)</sup>. Die, fast durchaus hügelige Provinz Fukian ist durch den Fleiß ihrer Bewohner, die selbst den nackten Felsen mit Erdschichten bedecken, und das Thalwasser bis auf den Gipfel der Berge zu leiten wissen, leblich fruchtbar, und wegen ihres Handels mit Japan, den Philippinen, Formosa, Java und Hinterindien sehr wohlhabend. Hauptort: Fuchien. Bekannt ist auch die Seestadt Tschangschu mit dem Eilande Hamen (Emu) und dessen Hafen<sup>18)</sup>.

4) Binnen-Provinzen, zu denen wir, ihres gleichen Verhältnisses zu den Seegriegländern wegen, auch die folgenden rechnen: Kiangnan, Kiangsi, Tscheliang, Honan und Hufuang. Ein gutes Drittel des eigentlichen China, fast in Gestalt eines Vierecks, größtentheils eben, und im Osten seit unendlicher Zeit erst dem Meere abgewonnen, eben so einfürmig als unerschöpflich in seinen Erzeugnissen, der Sitz des Wohllebens und der Uppigkeit. Die ungemessene Fruchtbarkeit dieser Länder, die mit ihrem Überflusse nicht bloß Nordchina, sondern auch der Tatarei ausweichen müssen, ist bei den Chinesen sprichwörtlich. So nennen sie Honan: die Blume der Mitte, weil es so ziemlich im Herzen des Reiches liegt, und wegen von Kiangsi und Hufuang, daß ersteres dem ganzen Reiche sein Frühkorn, letzteres aber die volle Ernährung geben könne u. s. w. Sie sind die wahre Heimat des Reis, der Braumollenslaub, des Maulbeerbaums, des Thees, Trauchs u. s. w. Auch die fünf bedeutendsten Seen Chinas: der Tungting in Hufuang, der Tschaihu (thai ha, große See) in Kiangnan und Tscheliang, der Hungbu und Koopu in Kiangnan, und der Poyang in Kiangsi, gehören zu dieser Ebene. Kiangnan, das man, wegen der erlauchendwüthigen Menge seiner schiffbaren Wasser, die wie das Land von Menschen wimmeln, als eine dicht zusammengebrängte kleine Inselwelt, oder als einen riesenpaffen, in unendliche Även perschnittenen Fruchtgarten betrachten kann,

ist außerordentlich wohlhaben, voll und produktreich. Die Erzeugnisse des Kunstfleißes ihrer Bewohner, als Seiden- und Baumwollzeuge, überaus feine Arbeiten, Tische, Papier u. s. w. werden vor allen Andern geschätzt. Die wichtigsten Städte sind: Nanking, Tschu, in einer Gegend, welche das irdische Paradies genannt wird; Sungtong, Tschangschu, Hoanggan u. s. w. Vor der Mündung des großen Yangtsi liegt die, von ihm angeschwemmte Insel Tungting u. s. w. Einen sehr ähnlichen Anblick bietet Tscheliang dar, das zugleich die besten Schinken liefert, und wo die besten chinesischen Goldschmied zu Hause sind. Hauptstadt: Handschu<sup>19)</sup>. Kiangsi, dessen üppig wuchernder Boden kaum die ungeheure Bevölkerung ernährt, und wo eben deshalb große Sparsamkeit herrscht, ist wegen seines schönen Porzellan weit berühmt. Der See Poyang ist gegen 100 fang. Meilen lang, und entleert sich durch die Vereinigung von 4 bedeutenden Flüssen. In Süden, gegen Kanton hin, erhebt sich das Gebirge Keilin mit Mineralien. Hauptorte: Nanking, Kiangtsching u. s. w.<sup>20)</sup>. Honan, der lieblich, zur Volkstanz anlockende Garten Chinas, mit seinem productvollen See Schu, war ein Lieblingsort der alten Herrscher. Wichtigste Städte: Kschang und Honan<sup>21)</sup>. Hufuang, nur im Westen etwas gebirgig, wird durch den großen See Tungting in zwei Theile (Hupe und Hunan) getheilt. Dieser See hat über 80 fang. Meilen im Umfang. Gleichfalls eine Hauptkornland, mer des Reiches, mit dem reichlichsten Thee, dem reinsten Krystall, und dem besten Papier aus Bambusrinde, das einen ungeheuren Absatz hat. Hauptstadt: Wuschang und Pochu<sup>22)</sup>.

Zu den eigenthümlichen Landes- Erzeugnissen Chinas gehören: der Zitrusholzbaum, Kampherbaum, Wacholderbaum, Leim- und Talgbaum; viele kostliche Obst- und Holzarten; die sogenannten klingenden Steine u. s. w. Die genauere Beschreibung dieser Merkwürdigkeiten aus der Naturreihe gehört nicht hieher. Eine Übersicht der Haupt-Produkte Chinas, aus der einheimischen Erbschreibe Kwang-yü-ki gezogen, und nach griechischen Distrikten geordnet, wird der Verfasser dieses Artikels in kurzem bekannt machen.

II. China in statistischer Hinsicht. Charakter der Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche. Die Geschichts- und Ethnographen lassen schon beim ersten Anblick ihre nahe Verwandtschaft mit den übrigen Völkern mongolischen oder tartarischen Schlages erkennen. Ihren Stammesverwandten an Zahl weit überlegen, sehen sie ihnen an Körperkraft und triegerischem Muthes eben so weit nach. Dem Chinesen fehlt es nicht an guten Naturgaben. Besonders zeigt er einen, für Kunstfertigkeiten empfänglichen, oft sogar erhabenen Geist, großen Fleiß und die ins Kleinliche gehende Ordnungsliebe in seinem Berufe, und eine bedächtige

17) Ebendf. S. 73—83, wo diese Insel als reich begabt von der Natur geschildert wird. Dagegen findet geograph. u. Nat. Ephemeriden (Bd. 20, S. 475 f.) 18) Ebdf. S. 34—47,

19) Ebendf. S. 21—34.

21) Ebendf. S. 34—38.

22) Ebendf. S. 32—35.

20) Ebendf. S. 46—51.

22) Ebendf. S. 53—58.

salt berechnende Klugheit, die ihn selten verläßt. Aber seine Abgeschlossenheit von der ganzen übrigen Welt, und das Stolz, zur Weltbewanderung führende Bewusstseyn, daß er seine Bildung nur sich selbst zu verdanken hat, was ihn ihm für alles Fremde unempfindlich <sup>24)</sup>. Es ist ihm ein unbeschreibliches Gefühl, in diesem oder jenem Zweige die Überlegenheit Anderer anerkennen zu müssen, und er unterdrückt lieber gewaltsam seine Zweifel. Daher die große Einseitigkeit in jedem Kreise der Kunst und Wissenschaft, von einer thörichten, fast abgöttischen Vorliebe für das Alterthum noch erhöht. Gemüth und Einbildungskraft erscheinen bei dem Chinesen dürftig und verkrüppelt. Davon zeugen die Schöpfungen ihrer Künstler, die bald im Ungeheuren, bald im kindisch Kleintlichen, und einem Wust von abenteuerlicher Ziererei sich gefallen, aber niemals etwas wahrhaft Großartiges, von veredeltem Geschmacke Zeugendes ans Licht fördern. Noch am Weitesten haben sie es in der schönen Gartenkunst gebracht <sup>25)</sup>. Über die Leistungen ihrer fast unzähligen Schriftsteller ist an einem anderen Orte die Rede gewesen. Obgleich man bei ihnen, wie bei den übrigen Asiaten, auf echt wissenschaftliche Zusammenstellung und Verarbeitung des Stoffes Verzicht leisten muß, so werden sie doch, wegen ihrer seltenen Genauigkeit und Ausführlichkeit, des sonders insofern Geschicht, Erd- und Naturkunde das Ziel ihrer Bemühungen sind, einen bauernden Werth des halten.

Die Kleidung der Chinesen ist, was den Zuschnitt betrifft, bei den verschiedenen Ständen und Geschlechtern ziemlich dieselbe. Den Unterschied des Standes bezeichnet der feinere Stoff, die Farbe, bedeutende Zierathen. Ein langes, aber sehr weites Hemde, darüber ein Paar Unterhosen, und ein langes, bis auf den Boden herab hängendes Kleid, an der rechten Seite vermittelst einiger Knöpfe befestigt, mit oben weiten, unten sehr knapp anliegenden Ärmeln, über den Hüften mit einem breiten Gürtel umwunden, dessen Zipfel bis an die Knie hängen, sind die wesentlichsten Stücke ihrer Kleidung. Der Hals ist im Sommer entblößt. Ein Pelzhangen am Winters kleide schützt ihn gegen die Kälte. Auch pflegt man im Winter noch eine Art von Mantel, mit weiten, aber kurzen Ärmeln, überzuziehen. Bis auf die Herrschaft der Mandchus trugen die Chinesen ihr Haupthaar ungeschoren. Die heutige Sitte, den Kopf, bis auf eine runde Stelle auf dem Scheitel kahl zu scheeren, ist ihnen von den tartarischen Kaisern ausgebreitet. Die Scheitelhaare stecken sie zu einem Zopfe, der bald länger, bald kürzer ist. Ihre Kopfbedeckung ist im Sommer eine trichterförmige Mütze, mit einem großen, bis auf den Rand herabhängenden Büschel hochroth gefärbter Haare; im Winter ein gleichfalls trichterförmiger Filzhut mit breiten Krämpfen. Standespersonen gehen immer nur in Stiefeln, die gewöhnlich von gefärbtem Seidenzeug sind, und sehr knapp anliegen. Zum Reiten hat man Stiefeln von

Rub- oder Pferdeleder. Auch ein ziemlich gearbeiteter Händer darf bei Männern von Bildung nicht fehlen. Seide, Pelz und eine Mütze sind dem Jünglinge bis in sein 20. Jahr untersagt, wo ihm unter gewissen Umständen die Männermütze aufgesetzt wird. Die Gewänder der Frauen sind noch länger als die der Männer, und die Ärmel verhüllen sogar die Fingerspitzen. Sie stechen ihr Kopfhaar in viele Zöpfe, mit goldenen und silbernen Blumen besetzt. Vornehme Jungfrauen tragen außerdem eine Art Krone von Pappe, mit kostbarem Seidenzeug überzogen, und mit Edelsteinen besetzt. Der einfachste Hauptkumod aber ist ein feines um den Kopf gewundenes Stück Seidenzeug. Die schon in frühster Jugend gewaltsam eingeschnittenen, unnatürlich kleinen Füße geben dem Frauenzimmer einen unsichern, wankenden Schritt, so daß sie nur in einer Sänfte, oder auf ein Paar dienende Mägde gestützt, das Haus verlassen kann. Das Landvolk, die Wassermänner und die für Lohn arbeitende Klasse in den Städten sind höchst einfach gekleidet; in sehr heißen Gegenden halb nackt. Ein Hemde von grober Leinwand, weite, bauschige Hosen, die nur bis zur Wade reichen, und eine lange Weiße von Baumwollezeug, wozu höchstens noch Sandalen mit krummen Schnabelspitzen kommen, sind der Kleidung des Ackerbauers. Die gelbe Farbe der Kleidung kommt nur der Familie des Hoangti zu. Die Kuanfu tragen nur am Feiertage Lasset mit rothem Grund, sonst gewöhnlich Schwarz, Blau oder Weizenfarbe. Das Volk ist schwarz oder blau gefärbt <sup>26)</sup>.

Der Knabe wird schon im 7. Jahre von seinen Schwestern getrennt. Erst mit dem 10. Jahre befincht er eine Lebensart, wo er zunächst mit den nothwendigsten Schriftzeichen, obgleich auf eine sehr trockene und haarswerkmäßige Weise, bekannt gemacht wird. Nach Durchslesung einiger kleinen Bücher, die das Wissenswürdige für Kinder enthalten, und deren Inhalt gefangartig vorgesagt wird, geht man zu den vier Büchern (ssé schü) oder heiligen Schriften zweiten Ranges über, dieser Grundlage der ganzen Sitten- und Verfassungskunde Chinas. Auch diese werden eher dem Gedächtnisse anvertraut, als erklärt. Wenn der Schüler eine gehörige Zahl Schriftzeichen, bei deren Schreibung sehr auf Genauigkeit und Sauerkeit gesehen wird <sup>27)</sup>, sich eingeprägt hat, sind ihm schriftliche Aufträge erlaubt, deren Gegenstand aber der Lehrer nur mit einem einzigen Worte anzeigt. In den höheren Abtheilungen werden besonders die fünf Bücher ersten Ranges erklärt und die Landes-Geschichte wohl eingeprägt. Auch Kenntnis der Konfuz, Reiten und Bogenschießen wird von einem gebildeten Jüngling verlangt. Alle Zöglinge müssen sich wenigstens zweimal des Jahres einer strengen Prüfung unterwerfen, welcher die Landesbedürden bewohnen. Wer eine Hauptprüfung zu bestanden hat, kann sofort in die Reihe der Amtsbewerber treten. Es gibt drei wissenschaftliche Ehrenstufen, die man mit dem Baccalaureus, Magister und

24) In mehreren der Beschaffenheit des Bodens auf die Sinnesart der Chinesen Einfluß gehabt haben möchte s. Ritter a. a. O. S. 671 ff.  
25) Sur les jardins de plaisance des Chinois (Mémoires T. VIII. p. 301 ff.)

26) Histoire générale de la Chine (T. XIII. p. 632 ff.)  
27) Méthode des Chinois pour apprendre à écrire aux enfants (Mémoires T. IX.).

Doctor der alten Universitäts-Verfassung Europa's verglichen hat. Die Mädchen werden, wie bei den übrigen Völkern, im Brautengemache zu still unterwürfigen Hausfrauen gebildet. Doch findet man auch gelehrte weibliche Frauen und Dichtinnen.

Die gezwungene Eingetragtheit der chinesischen Frauenzimmer, und die schrecklichen, auf Ehebruch oder Verführung gesetzten Strafen haben so viel Gutes, daß der Hausfriede selten gekört wird. Eine anständige Frau oder Jungfrau bringt den größten Theil ihres Lebens im hinteren Räume des Hauses zu, der diesem Geschlechte, wie im übrigen Asien, ausschließlich angetheilt. Ein Ehebündniß wird, mit Umgehung der jungen Leute, aber vermittelt einer Zwischenträgerin, von den Eltern zweier Familien geschlossen<sup>28)</sup>. Ist der junge Mann elternlos, so bietet ihm der Vater oder Vormund eines Mädchens die Verbindung mit letzterem auf demselben Wege an. Man schickt sich, zur Befestigung des neuen Familiens Bundes von beiden Seiten Geschenke zu; aber die eigentliche Aussteuer muß der Jüngling dem Mädchen geben. Im Vermählungstage wird die Braut dem Bräutigam, mit glänzendem Gefolge, in einer Kutsche zugebracht. Bei Eröffnung dieser Kutsche erblidet er die künftige Gesährtin seines Lebens, wenn ihm keine vorföhlne Prüfung ihrer Reize möglich gewesen, zum ersten Mal. Er sieht er sich in dieser Hinsicht geräuscht, so hat er zwar das Recht, die Kutsche samt Inhalt gleich wieder zurückzuschicken; allein die Aussteuer ist unwiderruflich dahin. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, im Hause des Bräutigams begangen, sind mit einigen Gelagen und Opfern abgeseztigt, und ein frohliches Gebraut beschließt das Ganze<sup>29)</sup>. Dem Chinesen ist klüglich nur eine rechtmäßige Frau vergönnt. Sollte die Ehe kinderlos bleiben, so darf er, mit Bewilligung der Eltern, noch ein Kebsweib annehmen; das aber, so lange die rechtmäßige Gattin lebt, in sehr abhängigen Verhältnissen bleibt. Die überflüssigen sind mehr Kebsweiber zugleich erlaubt. Die überflüssigen von Reichlichen in den östlichen Binnenländern, besonders Kiangnan, hat das, dem männlichen an Zahl noch überlegene weibliche Geschlecht fast ganz zur Ware herabgemindert. Subsiden und die denachbarten Städte sind Hauptmärkte des Mädchenhandels, und von hier aus wird das ganze Reich mit Kebsweibern versorgt. Die unumschränkte Gewalt der Eltern über ihre Kinder hat diesen und andere schändliche Mißbräuche zur Folge gehabt. Dahin gehört besonders auch das Aussetzen und Töden neugeborener Kinder, wenn auch nur der sittenlose Pöbel von dieser Freiheit Gebrauch macht. Verschmittene, deren Zahl sich auf ungefähr 6000 belaufen soll, findet man blos am Hofe des Hoangti und seiner Familie. Sie führen die Obhut über das Frauengemach, über Gärten, Fußpfeiler, Gräber u. s. w.<sup>30)</sup>

Im häuslichen und geselligen Leben der Chinesen spie-

len die Pflichten der Unterwürfigkeit und die darauf gegründeten Gebräuche eine Hauptrolle. Welch hoher Werth auf letztere gelegt wird, ersieht man aus dem unten, die einzigen Gegenstände gewidmeten Gesetzbuche Li Ki, und aus dem Dapson des obersten Gerichtshofes der Gebräuche in Peking. Sie sind eine mächtige Stütze der alten Verfassung des Reiches, und die sicherste Bürgschaft ungetriebener Ordnung im Großen wie im Kleinen. Denn ihre Ausübung wird dem Chinesen von frühster Jugend an zur andern Natur, und die Gewohnheit, eine unbedingte Ergebung in den Willen des Vorgesetzten im eigentlichen Sinne des Wortes mit dem ganzen Körper auszudrücken, wirkt unwillkürlich auf das Innere, so daß er es kaum wagt, in Gedanken die Stufe zu überschreiten, auf die ihn das Schicksal gestellt hat. Die prächtigen, öffentlichen Aufzüge der Großen des Reichs und die häufige Anwendung des Bambusrohrs dienen nicht wenig zur Befestigung solcher Bekännungen. Dem Chinesen ist es heilige Pflicht, seinen Vorgesetzten, wie der Sohn den Vater, und seines Gleichen wie den ältesten Bruder zu ehren. Die letztere Vorschrift bezweckt, wie sich von selbst ergibt, wechselseitige Hochachtung derer, die sich im Range gleich stehen, und wirklich geben die Gesetze des Anstandes auch hier bei den Chinesen weiter als bei irgend einem andern Volke. Doch wird dies unter vertrauten Freunden nicht so streng genommen, und der gemeine Mann setzt sich, wie in andern Ländern, ganz darüber hinweg. Was die Höflichkeit bei Besuchen, Unterhaltungen, Mahlzeiten u. s. w. vorschreibt, bedarf keiner, den meisten Lesern gewiß langweiligen Wiederholung<sup>31)</sup>. Die Gastmähler der Reichen und Vornehmen, bei denen jeder Gast sein besonderes Tischchen hat, und bis an 24 Schüsseln mit lederen Aufsitzen versehen werden, begleitet eine Vöge, von herumziehenden Schauspielern aufgeführt. Die Fleischspeisen sind alle klein geschnitten, und mit Brühen versehen; denn man bedient sich am Tische kleiner Stöckchen statt des Messers und der Gabel. Der Nachtisch ist eben so reich und vielartiger, als die eigentliche Mahlzeit<sup>32)</sup>. Außer dem Schauspieler, das aber nirgends stetig, und noch am Nächsten mit dem Puppen- oder Gauflerspiele verwandt ist, haben die Chinesen manche andere Volksbelustigung. Dahin gehören besonders die drei Hauptfeste des Jahres, das Neujahrs-, Frühlings- und Leuchtenfest. Der Ursprung des letzteren, das zwischen den 13. und 16. Tag des ersten Monats fällt, ist noch nicht nachgewiesen. Städte, Dörfer, die Ufer der Flüsse und selbst die Weereckstrecken werden an diesen Tagen, sobald die Dämmerung einbricht, mit bunt bemalten Leuchten von jeder Größe und Gestalt geziert. Die Stiele des Glases vertritt ein feiner, durchscheinender Seidenstoff, bei den Ärmern auch wol in Di getränktes Papier. Das Ganze soll von laubender Wirkung seyn. Die Kunstseuer der Chinesen, die besonders zur Zeit des Leuchtenfestes häufig abgebrant werden, sind

<sup>28)</sup> Fu-kiao-li, roman chinois, par Abel-Rémusat (T. I. cap. IV.).

<sup>29)</sup> Fu-kiao-li (T. IV. cap. XX.).  
<sup>30)</sup> Über Spielweiber, Verschmittene und andere über vergessene man Bemerkungen im 6., über die Kebsweiber im 9. Theile der Mémoires.

<sup>31)</sup> Eben im Dä Halde kann man sich darüber lassen lassen. Beiziglich aber gibt der bereits angeführte, ebendieselbe Roman ein neues Bild des feineren, geistlichen Lebens.  
<sup>32)</sup> Histoire des Chinois (Histoire générale, T. XIII. p. 644 ff.)

weit berühmte. Ihre Tischen spielen und Gaukler, denen man in volkreichen Städten auf allen Straßen begegnet, bringen es zu einer unglaublichen Fertigkeit. Bei Allem dem bleibt doch die Neigung zu ernstern Beschäftigungen, und zu einem grüßlichen, häßlichen Wirken in dem Chinesen vorherrschend. Das Familienleben ist, so weit es bis jetzt dem Europäer bekannt geworden, einsörmig und mäßig. Dies beweist schon der gänzliche Mangel an öffentlichen Belustigungsorten, Wohnhäusern u. dgl. In walddreichen Gegenden ist die Jagd ihre Haupt-Ersgöttlichkeit, um so mehr, da die Forsten überall Gemein gut sind.

Eine Haupt-Angellegenheit des Chinesen ist sein stetes Fortleben im ehrenden Andenken der Nachwelt, sollte dies Andenken auch nur auf seine Nachkommenschaft deschränkt seyn. Daher die Verweisung des Kinderlosen, der sich ohne die tröstliche Aussicht, von geliebten Söhnen und Enkeln die seiner abgesehenen Seele geweihte Huldigung zu empfangen, von diesem Leben trennen muß. Eben die Unvollkommenheit ihrer Begriffe von einem Leben nach dem Tode scheint ihnen diese Art Fortdauer zum Bedürfnis und zum Gegenstande heißer Sehnsucht gemacht zu haben. Auch war die genaue Beobachtung der Trauer-Gebräuche stets eine unerlässliche, von den berühmtesten Denkern und Staatsmännern eingeschärfte Pflicht. Konfuzius sagte: „erzeiget den Todten eben so viel Ehre, als ob sie noch lebend unter euch wandelten.“ Sehr viele Chinesen lassen sich schon bei Lebzeiten ihren Satz zimmern, und bewahren ihn als das edelste Kleinod im Hause. Das Weib des Verglieds darsch auf seine Leiche kommen. Mit seinen theilsten Gewändern bekränzt, wird der Todte im Empfangsalle zur Schau ausgestellt, woselbst er wenigstens drei Tage lang die Ehrenbezeugungen seiner Familie empfängt. Dann wird er mit großem Gepränge zur Gruft getragen, wo die Begleiter ein Leichenmahl erwartet<sup>34)</sup>. Die mit Fischen und Zopressen bespannten Begräbnißsäulen liegen außerhalb der Wohnorte. Stirbt ein Chinese in einer entlegenen Gegend, so find seine Kinder verpflichtet, den Leichnam in die Heimath bringen zu lassen. Während der dreißigtägigen Trauer um seine Eltern ist der Sohn vom Kopfe bis zu den Füßen weiß gekleidet, genießt weder Fleisch noch Wein, nimm an keinem Gastmahl Antheil u. s. w. Den Vätern der Väter huldigen die Nachkommen in einer Art von Pagode, einem weißläufigen Gebäude, in welchem Name, Stand, Geburts- und Todesjahr der Hingeshiedenen auf kleinen Tafeln an der Wand verzeichnet, auch wol mit beigefügten Abbildungen, zu lesen sind, und wo sich alle Glieder der Familie, wie jährlich dieselben auch seyn mögen, ohne Unterschied des Standes jeden Frühling versammeln müssen. Außer dem werden auch die Gräber ein oder zwei Mal jährlich unter Feierlichkeiten besucht.

Eine Darstellung der alten, einheimischen Religion Chinas, verparan wir und von der Zeit geträgt, auf den Artikel Konfuzius. Die später eingebredungenen

Lehren des Buddha und Lama gehören nach Indien. Die kleine Zahl von Juden und Muhammedanern, die sich im chinesischen Reiche findet, hat viel von den Eigenthümlichkeiten der herrschenden Nation angenommen<sup>35)</sup>.

2) Klassen der Bewohner. Die Unterthanen des chinesischen Reichs bestehen aus dem Volke, wosin die Ackerbauer, Handwerker, der Handels- und Gewerbetreibende Stand gehören, und den Bornen (Khan-sa oder ia-sa, von den Portugiesen Mandarinen genannt). Die Hofschaft oder Priester des Foe (Bonszen) spielen ihre Rolle mit wechsendem Ansehen. Sie und die Taoisten bilden den geistlichen oder vielmehr den Stand der Mönche. Die Klasse der Ackerbau treibenden<sup>36)</sup> ist sehr bedeutend; daher finden sich unter ihnen wenig Wohlhabende. Obgleich die Regierung ihnen nicht allzugroße Steuern auflegt, so sind doch sie allein regelmäßig steuerpflichtig. Ueberhaupt ist die Bestellung der Acker im ganzen Reiche ziemlich einartig. Nur das zum Leben Unentbehrliche wird mit großem Fleiße bestellt, ganz vorzüglich Reis, der bei den Chinesen die mindere reichlich vorhandenen übrigen Getreidesarten, so wie auch unsere Kartoffeln ersetzen muß. Um seine Unterthanen zum Ackerbau aufzumuntern, zieht der Hoangti selbst im Frühling, begleitet von seiner Familie und den ersten Räten, einige Furchen. Diese, mit großem Gepränge verbundene Feierlichkeit endet mit einer glänzenden Straßen-Erleuchtung. Am denselben Tage halten die Statthalter der einzelnen Provinzen feierliche Aufzüge zur Begrüßung des Frühlings. Seit Kaiser Schi Tsung (Yung Tsching, 1723—56) sind die Statthalter verpflichtet, dem Hoangti alljährlich über diejenigen Landtheile zu berichten, welche sich in ihrer Beschäftigung besonders rühmlich hervorgerhan. Diese werden sofort durch angemessene Belohnungen und andere Auszeichnungen geehrt<sup>37)</sup>.

Auch die Klasse der Gewerbesleute ist bedeutend, und China dürfte wol in Rücksicht der Mannigfaltigkeit seiner Manufakturen und Fabriken, so wie der Güte ihrer Fabrikate von allen asiatischen Reichen nur noch mit Japan zu vergleichen seyn. Der Hoangti hat seine eignen Fabriken von jeder Art, deren Erzeugnisse ihm vorgesetzt werden, und den übrigen Gewerbesleuten im Reiche als Muster dienen. Am zahlreichsten sind die Seiden- und Glasfabriken. Auch ihnen kommen die Porzellan- und Glasfabriken u. s. w.<sup>38)</sup>. Alles, was den Charakter eines Verbesserungsmittels des Wohllebens und der Sparsamkeit hat, ist zwar nicht ausdrücklich verboten, aber auch nicht begünstigt.

Was den Handelsstand betrifft<sup>39)</sup>, so findet dieser den Hauptkreis seiner Thätigkeit im Innern des Reichs, wo der Verkehr durch die unzähligen Flüsse und Kanäle, die den Handel der Landstraßen vollkommen ersetzen, annehmend begünstigt wird. Viel unbedeutender ist der Handel ins Ausland, weil man dabei von dem

34) Vergl. Histoire générale (T. XIII. p. 608 ff.).

35) Mémoires concern. les Chinois T. IV. p. 610 ff.

36) Ebend. III. S. 489 ff. 37) Histoire générale T. XIII. p. 743 ff.

38) Mémoires, IV, 324 ff. VIII, 408 ff.

39) Beschreibung und Abbildung eines solchen Zuges findet man im Tableau. Eben so einen heiligen Aufzug.

Grundlage ausgeht, daß er nur insofern nützlich seyn könne, als das Land durch selbigen von überflüssigen Dingen befreit, und dagegen mit nothwendigen versehen wird. Der lebhafteste, durch Karawanen-Züge unterhaltenene Verkehr wird mit den Nord-Asiaten, seit den letzten Jahrhunderten insbesondere mit den Russen geführt, da er die Chinesen mit gutem Pelzwerk versorgt. Sehr einschränkt und den ärgsten Nothständen, selbst betrügerischen ausgelegt sind die europäischen Kaufleute in Kanton, die den Chinesen manches Nothwendige, als Thee, Porzellan und Seide entziehen (was den Preis dieser Gegenstände in den Provinzen erhöht), und dafür einbehalten Dinge, wie Geld oder Gegenstände des Luxus bringen. Als allgemeines Zahlungsmittel bedienen sich zwar auch die Chinesen des Geldes; aber nur die Kupfermünzen haben eine bestimmte Form <sup>39)</sup>. Es sind runde Stücke von 8; Reich in Durchmesser, mit einem vieredigen Loch in der Mitte, zwei chinesischen Wörtern auf der Hauptseite, und zwei tatarischen auf der Rehrseite, die den Regierungsnamen des Kaisers enthalten, unter dem sie geprägt sind. Den Werth der Silberstücke bestimmt die ihr Gewicht und der innere Gehalt, und man hat nur den feinen Karat.

Die Unze (portug. taeh) wird in 10 Zien, ein Zien in 10 fan u. f. w. eingetheilt. Jede Kupfermünze wiegt 1 Zien, 2 fan. Das feine Silber, oder das von 100 Karat enthält nicht  $\frac{1}{20}$  Verunreinigung; das von 99 Karat hat 1 fan Verunreinigung, 4 fan Verunreinigung ist das Äußerste und findet nur in wenigen Provinzen statt. Diese Differenzen sind übrigens ohne Noththeil, indem das Collegium der Finanzen jedes Mal die Kern festsetzt. Auch vereinigt man sich beim Kaufe und Verkaufe immer wieder über den Werth des Silbergeldes. Sehr bemerkenswerth ist übrigens noch, daß das Verhältnis der Kupfermünzen zu den andern ein unverständiges ist, und ihr höherer oder geringerer Werth ebenfalls von dem Collegium der Finanzen abhängt. Bald hat nämlich die Unze 10 Karatigen Silbers gleichen Werth mit 1000, bald nur mit 800 Kupfermünzen (versieht sich in allmählig steigenden oder fallenden Progressionen), je nachdem aus der Staatstasse die eine oder die andere Geldsorte in Umlauf gesetzt wird. Dieser Umlauf gibt Anlaß zu nicht unbedeutenden Geschäften, wobei natürlich die Kaffe niemals in Nachtheil kommen kann. Das Papiergeld ist unter der jetzigen Dynastie ganz fastig worden.

Die Kuanfu oder höhern Beamten <sup>40)</sup>, der eigentlich, nur nicht erbliche Adel Chinas, gehören theils dem gelehrten, theils dem Kriegerstande an. Alle bedeutenden Stellen des Reiches sind nur von ihnen besetzt, und das Volk bezieht vorzüglich dem Kuanfu vom gelehrten Stande nicht viel weniger Ehrfurcht, als dem Kaiser selbst. Es gibt mehrere Grade derselben, die auch durch äußere Insignien von einander verschieden sind. Kenntniß der heiligen Bücher, der Landesgeschichte, des Gesetzbuches und der Wasserbaukunst sind das Wesentlichste, was man von dem gelehrten Kuanfu ver-

langt. Die Hauptverdienste der hohen Kriegsbeamten sind tactische Kenntnisse und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen.

3) Verfassung und Verwaltung des Landes. Die höchste Gewalt liegt in den Händen des Hoangti (Hoang-ti, der Hocherhabene) oder Chian Tsü (Chian-tsi, des Himmels Sohn), der in Europa wegen des Umfangs und der starken Bevölkerung seiner Monarchie gewöhnlich Kaiser genannt wird. Seine Gewalt ist im höchsten Grade unumschränkt. Er schafft Gesetze ab, setzt neue an deren Stelle, verfügt willkürlich über Leben und Tod seiner Unterthanen, und selbst über seine Nachfolger. Die Verfassung ist in ganz China gleichförmig. Die innere Landesverwaltung geschieht durch sechs, in Vertikung befindliche Hauptcollegien, von denen die, nach demselben Plane eingerichteten Obern und Untercollegien in den Provinzen abhängig sind. Jede Provinz hat einen obersten Statthalter, der gewöhnlich, aber fälschlich, Unterkönig genannt wird. Dann kommen die Präfekten der Städte ersten, zweiten und dritten Ranges. Jede Stadt ist in Viertel getheilt, über welche Polizeibeamte die Aufsicht führen.

Die 6 Hauptcollegien sind 1) das der höhern Beamten (li-pu <sup>41)</sup>). Dieses befehlt alle hohen Ämter im Reich, wacht über die Vorfahrtserfüllung der Beamten, berichtigt dem Kaiser darüber, und macht zugleich wegen ihrer Verbesserung oder Absetzung Antrag. Es besteht aus 4 Abtheilungen. Die erste wählt Männer von Tugend und Fähigkeit zu Reichswürden; die zweite hält über das Betragen derselben Aufsicht; die dritte befehligt alle gerichtlichen Verhandlungen; die vierte prüft das Verdienst der Großen des Reichs im Allgemeinen. 2) Das Hauptcollegium der Finanzen (hu-pu). Dieses bewahrt die Schätze des Hoangti, hält Rechnung über Einnahmen und Ausgaben des Staates, bestimmt den Münzfuß, die Zölle und Steuern im Lande. 3) Das Hauptcollegium der Gebäude (ly-pu). Es wacht über die Aufrechterhaltung derselben, und hat die Oberaufsicht über Wissenschaften und Künste. Es sorgt für die Erhaltung der Tempel, für die Opfer, die der Hoangti jährlich bringt, für die Gastmähler, die er gibt, und wacht über die verschiedenen Religionen im Reich. 4) Das Hauptcollegium des Kriegswesens (ping-pu). Es führt Aufsicht über die allgemeine Denkmäler im State, strengt die Befolgung der Subordinationsgesetze, Übungen im Kriegsdienste von jeglicher Art. Dieses Collegium hat 5 Abtheilungen, nach der Einteilung des Heeres benannt. 5) Das Hauptcollegium der Strafen für gesetzwidrige Handlungen (hing-pu). 6) Das Hauptcollegium des ganzen Bauwesens (kung-pu). Es befehligt die Unterhaltung der Paläste des Kaisers und der Prinzen vom Geblüte, der Oberstatthalter und Hauptcollegien, die Tempel, Begräbnisplätze des Kaisers und städtischen Personen, überhaupt alle öffentlichen Gebäude und Denkmale. Außerdem hat dies Collegium die Oberaufsicht über Straßen- und Brückenbau, Seen, Flüsse, Kanäle, die ganze Fluß- und Seeschifffahrt. Es wird von 4 Untercol-

39) Mém. IV. S. 299 ff. 40) Hist. génér. XIII, p. 443 ff. Mém. I. p. 12 ff. 177 ff. IV. p. 95 ff. 131 ff.

41) Mém. VIII, p. 221. H. G. XIII, p. 153.

nien unterstügt. Das erste entwirft zu den öffentlichen Gebäuden die Pläne.

Damit aber keines dieser Hauptcollegien auf diesen oder jenen Zweig der Verwaltung von zu großem Einfluß werde, haben sie nicht unumschränkte Gewalt. Die Bestimmungen eines jeden können nur durch den Virettr eines oder mehrerer andern Hauptcollegien Gültigkeit erhalten. Um aber eine mögliche Verwässerung aller Hauptcollegien gegen das Interesse des Staats zu verhüten, hat man jedem derselben einen Cenfor gegeben, der nur die Rolle des stillen Beobachters spielt, und über Alles an den Staatsrat berichtet. Diese, von allen Klassen gesuchten Censoren, lauter Männer von der erprobtesten Rechtschaffenheit, bilden wieder ein besonderes Collegium für sich, das sich um alle Angelegenheiten des Reiches bekümmert, und zugleich das Recht hat, dem Kaiser über Mängel und Mißbräuche in seiner eigenen Verwaltung Vorstellungen zu machen.

Die Angelegenheiten der kaiserlichen Familie, wie z. B. Entscheidung über Titel und Rang der Prinzen vom Geblüte, über deren Einkünfte und Besoldungen für besondere Auszeichnungen u. s. w. besorgt gleichfalls ein besonderes Collegium. Eben so verdient auch die Hofmusik der Hanlin, obgleich nicht unmittelbar in die Verwaltung eingreifend, einer besondern Erwähnung. Sie besteht aus den gründlichsten Gelehrten des Reichs, deren Hauptgeschäfte die Erziehung der Thronfolger und die Abfassung der unparteiischen großen Reichsgeschichte ist, die alle Kaiser nach dem Erlöschen eines Fürstenhauses aus Licht tritt. Aus dieser Anstalt worden gewöhnlich die Kuansu ersten Ranges, und die Präsidenten der 6 Hauptcollegien gewählt. Die ersten Vorgesetzten der genannten Collegien, so wie auch die ersten Staatsminister bilden den großen Staatsrath des Kaisers, der sich nur in den wichtigsten Fällen versammelt, sonst aber durch den Geheimen Rath vertreten wird.

Das Gesetzbuch der Chinesen (hoi-tien) besteht aus 280 Büchern. Unter der Regierung des Chaisung, über den Donastie Chong (im Jahre 626 n. K.), wurde der Grund zu dieser Sammlung gelegt <sup>42)</sup>. Die Bestimmungen für die 6 Hauptcollegien der Verwaltung geschehen von Band 1—234; der Rest enthält Vorschriften für die Untercollegien.

Die Einkünfte <sup>43)</sup> des States an eigentlichen Abgaben belaufen sich auf 33—34 Millionen Taler. Sie bestanden unter der Herrscherfamilie Dschou hauptsächlich aus dem Zehnten, welchen die Ackerleute für den Heerzucht bebauen mußten. Abgaben für den Transport von Natur- und Kunstprodukten kante man noch nicht, und die schon damals angelegten Grenzüeßer deymten bloß die Verhinderung des gleichmäßigen Handels. Erst in späteren Zeiten wurde eine Grundsteuer eingeführt, und man legte auch Abgaben auf den Handel. Erstere wurde zum Theil durch Geld, zum Theil durch Getraide der Vierzehnten gedeckt <sup>44)</sup>. Das Getraide wird in Säcken

abgeleert, von denen jeder ein Schi (schl., eigentlich Stein) oder 140 einländische Pfunde faßt. Jedes Transportstück faßt 1000 Schi. In Beziehung auf diese Abgaben setzt die Regierung für jeden großen Kreis (iii) einer Statthalterchaft eine bestimmte jährliche Summe fest. Bezüglich man übrigens die Steuern jeder Provinz mit der Anzahl der Bevölkerung, so erhebt man deutlich, daß erstere nur sehr gering sind.

Nach Vater Amiot, der in seiner angeführten Abhandlung die, unter Kianlung herausgekommene ausführliche Beschreibung des ganzen chinesischen Reichs, betitelt Thai-zing i thang-dsch <sup>45)</sup> benutzt hat, belief sich die Zahl der Steuereifrigen des chinesischen Reichs im Jahre 1773 auf 28,516,438 Familien, die, jede Familie nur zu 5 Köpfen gerechnet, eine Summe von 142,584,440 Individuen geben, was zugleich als Beleg dazu dienen kann, daß die Berechnung der Gesamtheit der Einwohner auf ungefähr 200 Millionen gewiß nicht übertrieben ist. Denn frei von Abgaben sind alle, die sich den Wissenschaften weihen, alle höhere und niedere Beamten, das ganze Heer, die Mönche, die Waisensbewohner und der eigentliche Pöbel. Es folge hier eine genauere Angabe der besteuerten Familien nach den einzelnen Provinzen.

Dschili (ohne Peking)	3,840,553
Schantung	2,431,956
Seao	47,124
Kiangnan	5,565,273
Honan	2,527,456
Schanfi	1,793,895
Sichkang <sup>46)</sup>	3,124,798
Schensi	2,252,549
Kanfu	708,258
Kianghi	1,336,270
Kuangtung	1,201,320
Kuangsi	228,690
Sufuang	852,970
Hinnan	237,965
Kueibiden	51,089
Sichuan	3,036,342
	<hr/> 28,516,438

Die jährliche Grundsteuer aus diesen Provinzen beträgt:

27,594,000 Taler.

Die Abgaben von Salz und Kohlen, so wie das durch die Grenzüeßer erprobene Geld:

6,406,356 Taler.

<sup>42)</sup> Mém. v. p. 160. <sup>43)</sup> Man vergleiche im Folgenden den Aien Bond der Mémoires (S. 275—303) und Reuegeograph. u. Nat. Epémérides (26. XX, S. 166 u. 200 f.) <sup>44)</sup> Weil den folgenden, auf Amiot gestützten Angaben, sind die Getraide-Lieferungen gleich zu Geld angeschlagen.

<sup>45)</sup> Sie erschien 1749 in 116 Bänden mit 496 Specialkarten. Derselbe Druck liegt auch bei dem, in den v. a. Epémérides angegebenen englischen Werk: Chinese Courtship n. l. w. von Thomas (London und Malao, 1844) zum Grunde. <sup>46)</sup> Diese Provinz (auch Schinkiang) haben wir, da sie nicht mehr zum eigentlichen China gehört, in der geographischen Darstellung übergangen. Sie bildet den südlichen Theil des Landes der Mandschu, und ist das Stammland der jetzt regierenden Familie.

So i. B. beträgt die Grundsteuer von Peking (Dschili)

2,438,648 Taelen.

Die Abgaben von Sal. 437,949

von den Kohlen 32,520

Durch die Zollämter im Allgemeinen 41,093

Durch die 3 Grenz Zollämter 78,568

3,078,870 Taelen.

Von der Grundsteuer kommen, nach Amtor, 9 Millionen Taelen, als bestimmtes Einkommen, an den Kaiser. Außerdem gehören ihm viele Privat-Domänen, sowohl in China als in der großen Tatarei, und manches Regale, wie der Ertrag der berühmten Heilmurzel Jinseng, der Perlenfischerei im Fluße He-lung, der Jagden in der Tatarei u. s. w. Die Beamten erhalten ihre Befolgung theils in baarem Gelde, theils in Naturalien. Für das Heer und für Zeiten des Mangels wird von dem eingebrachten Getraide und Reis jährlich in den Speichern der Districte jeder Provinz eine bestimmte Summe zurückbehalten.





Das ganze chinesische Heer, ohne die Officiere, berechnet Thoms auf 1,263,000 Mann, von denen 31,000 auf die Marine kommen. Die Reuterie ist ziemlich bald so stark, als das Fußvolk; denn erstere zählt 410,000, letzteres 822,000 Mann. Die Officiere sind 7552. Die Bewaffnung des Reuteres besteht in Helm, Panzer, Speer und einem breiten Säbel. Das Fußvolk hat Pike, Säbel und Schießgewehr, welches letztere bald eine Pike, bald Köcher und Bogen ist. Den Gebrauch des schweren Geschüßes und einer bessern Befestigungskunst haben die christlichen Missionare zu veranlaßt. Man zählt gegen 2000 Festungen, und noch mehr Thürme oder Schloßer, alle mit Besatzungen versehen, die aber niemals ihren Standort verändern. So ungeheuer groß übrigens das chinesische Heer ist, und so gut für alle physischen Bedürfnisse gesorgt sein soll; so stehen doch die Truppen an Mannsgucht und Tapferkeit selbst hinter denen des übrigen Asiens zurück. Für die besten Soldaten gelten noch immer die Mandschu. Die Erbmacht, nur aus sichlichen, bewaffneten Kasten-Gebrüchern bestehend, verdient kaum diesen Namen. Wer sich über das ganze Kriegsweesen der Chinesen gründlich beleben will, dem empfehle wir den 7ten Band der Mémoires concernant les Chinois, welcher diesem Gegenstande ausschließlich gewidmet, zum Studium.

III. China in geschichtlicher Hinsicht. Das chinesische Volk, welches, nächst den Hebräern, die älteste gewisse Geschichte besitzt, wird in Rücksicht auf Gesicht- und Schädelbildung in den, größtentheils Hoch und Nischen bewohnenden, Völkern mongolischer Art gar gerathet. Wenn ihre ganz eigenenthümliche Sprache läßt die Trennung der Chinesen von ihren Stammesverwandten nur in der entferntesten Vorwelt, wohin kein geschichtliches Denkmal und kaum eine Sage reicht, annehmen. Der Anfang des chinesischen Staates fällt, nach unverzügter Ueberlieferung, ungefähr in das Jahr 5082 vor Christi.

Die Mitvordern der heutigen Chinesen sollen, wie alle

Geschlechter des asiatischen Festlandes, von Bergen her abgesehen sein. Wie bei den Indiern der Arianismus ist bei den Chinesen das hohe Schneegebirge Kien-lin (mongolisch Kalkun) der Schauplatz ihres Eigenwilliges. Von diesem Gebirge, das an der Abendseite des großen See's Chuchunoor sich erhebt, und durch den Jungling mit dem Himaläagebirge verbunden wird, kamen bloß einige Hundert Familien, und bewohnen sich zuerst im nördlichen China aus. Die rohen Urväter mochten wurden nach und nach entweder ausgerottet oder unterworfen; doch rückten auch viele in die fast unzugänglichen Waldgebirge des südlichen und südwestlichen China, wo sie noch heutiges Tages unter dem gemeinschaftlichen Namen der Miaos (S. ihre Unabhängigkeit behaupten. Am spätesten wurde der südliche Theil des jetzigen China, vielleicht von Stammesverwandten der Malaien bewohnt, dem langsam sich erweiternden Staate einverleibt. Die Chinesen hatten von jeher keinen ansehnlichen Fürstenhause, oder gar den sich bedeutsame Ehrentitel. So heißt China gewöhnlich dschung-ko, Reich der Mitte, oder dschung ho-ko, Reich der Blume der Mitte; ein Chineser aber dschung-ko-jin, Mann des Mitteleichs u. s. w. 47).

In ihren ältesten Herrschern vereinen die Chinesen zugleich ihre ersten Bildner und Geistesgeber. Fu Hi (um 2950 v. Chr.) und sein nächster Nachfolger Schin Nung, der geistliche Vatersmann, gehören, wie schon die ungeheure Länge ihrer Regierungszeit (die freilich auch bei Hoang Li und Yao noch auffallend genug ist) wahrhaft einmütig macht, mehr der Sage als der Geschichte an. Man schreibt ihnen fast alle, dem rohem Naturen menschen nützlichen Erfindungen zu, wie die des Ackerbaues, der Arzneikunst, des Seidenbaues, der Schrift u. s. w. Mit Hoang Li, dem Erfinder der Zeitrechnung 48), treten wir zuerst auf eine Zeit von geschichtlichem

47) Diese Benennung gründet sich auf den alten Wahr, daß unsere Erde eine viertheilige, von vier Meeren umgebene Kugel sey, in deren Mitte das dritte Reich, die Blume aller Völker, u. s. w. China, liegt. Der Name China (nach französischer Rechtschreibung für Tschina oder Tschina) wurde zuerst von den Indiern jenseit des Ganges gebraucht, und mag von einer der drei Herrscherfamilien D sin, Sin oder Tschin herrühren. Das Indica kam dieses Wort in den übrigen Morgenländern (pers. und türk.  arab.  and , arab. als Bisterrame );

durch Spanier und Portugiesen nach Europa. Die Chinesen sind auch höchst wahrscheinlich die Serer der Alten. Erpt. S. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

Boden, und mit dem 61sten Jahre seiner Regierung, dem ersten Jahre des ersten Zeitkreises (2637 v. Chr.) beginnen die Jahrbücher des Sema Zian (s. Chinesische Literatur). Wir fanden übrigens schon Gelegenheit, zu bemerken, daß die chinesische Geschichte erst um das neunste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in genaues rem Zusammenhange erscheint.

Von auf Yu den Großen, Stammherren der ersten Herrscherfamilie Hia, blieb der Staat ein Wahlreich, d. h. die Nachfolge der Hülfsverwandten war wenigstens noch nicht gesetzmäßig. Die unbegrenzte Ehre fürcht der Nation vor ihren Oberhäuptern räumte diesen zwar schon sehr früh eine unumschränkte Gewalt ein, aber die trefflichsten Söhne des Himmels steuerten selbst durch eben so kluge als strenge Gesetze, die auf ewige Zeiten gelten sollten, und deren berufene Wächter die Großen des Hofes waren, dem Mißbrauche derselben. Yao, Schün und Yu sind noch heutzutage als Urbilder der ersten weisen und tugendhaften Fürsten sprichwörtlich. Dem Yao (2357 v. Chr.) verdankten Wit- und Nachwelt die zweckmäßigsten Anordnungen in allen Theilen der Rechtspflege, den ersten Anbau von Kanälen zur Ableitung der Gewässer, die Verbesserung des Kalenders durch genauere astronomische Beobachtungen. In das 61ste Regierungsjahr dieses Fürsten (2297 v. Chr.), also fast gleichzeitig mit dem Toppe des westlichen Afrikas, fiel eine große, verheerende Wasserfluth, die besonders das nördliche und mittlere China heimsuchte, und wahr scheinlich durch das Verlanden der Wüdenungen großer Ströme, wie des Hoang Ho, Ta Kiang u. s. w. verursacht wurde. Von Yao beauftragt, übernahm Yu, sein mittelbarer Nachfolger, das mühselige Geschäft, den Ueberschwemmungen ein Ende zu machen, und es gelang ihm nach 13-jähriger Thätigkeit<sup>40)</sup>. Im 90sten Jahre seiner Regierung wählte Yao, mit Übergabung seiner eigenen Erbtheil, einen schlichten Landmann, Schün, zum Mitregenten und später zum Nachfolger. Dieser regierte in Gemeinschaft mit Yao 28, und als Alleinherrscher 50 Jahre. Er bewies sich in jeder Tugend, als Mensch und Regent, seines großen Vorgängers würdig, und erhob am Abend seines lebendigen schon erwählten, talent- und verdienstvollen Yu zum Theilnehmer an der Staatsverwaltung.

Erste Herrscherfamilie Hia (17 Fürsten in einem Zeitraum von ungefähr 440 Jahren). Die milde und gerechte Verwaltung des Yao und Schün hatte viele benachbarte Völker dazu bestimmt, sich dem chinesischen Zepher als Unterthanen oder jenseitbare Schutlinge freiwillig zu unterwerfen, und so fand Yu (um 2207) schon an der Spitze eines volkreichen Staates von bedeutendem Umfang. Er theilte seine Lande in 9 große Provinzen ab, und ließ Karten derselben auf eben so viele eiserne Gefäße eingraben, die in der Folge als Palladium der Wohlfahrt des ganzen Reiches aufbewahrt wurden.

40) Seine Verdienste in der erwähnten, errichtete Yu ein kleines Denkmal mit einer Inschrift auf dem Hügel des Berges Deng Schün (2278 v. Chr.). S. Monumente de Yao, par Hager, Paris 1802. fol. Inschrift des Yu, von J. Klapproth. Berlin 1811. 4.

Unter den Nachfolgern des Yu waren nur wenige durch Kraft und Einsicht ausgezeichnet. Eher sein Enkel Tchai Kiang ergab sich den ungelösesten Ausschweifungen. Es gelang einem gewissen Heu Ye, dem jenseitbaren Könige von Kiang, sich seiner zu bemächtigen, und ihn ins Elend zu schicken. Heu Ye erhob des Tchai Kiang jüngeren Bruder auf den Thron, aber die des dächliche Klugheit dieses Fürsten vereitelte seine verrätherischen Pläne, die er unter dem fünften, schwachen und unbefonnenen Herrscher Li Siang, der ihn zum ersten Günstling wählte, desto eher durchsetzen zu können hoffte, als Heu Ye plötzlich durch seinen eigenen Parteilänger Han Yu auf der Jagd meuchlings überfallen und getödtet ward. Dieser wußte nun auch den Kaiser selbst aus dem Wege zu räumen, und raubte die Krone, die ihm nach 40-jährigem, ruhigem Besitze durch Schao Kiang, den in der Ferne bei einem Lebensfürsten erzogenen, und von dessen Herrermacht unterstützten Sohn des Li Siang, wieder entrißten wurde. Schao Kiang regierte mit Ruhm und in gesüchteter Ruhe. Seine meisten Nachfolger aber waren, um jeden Vertrauen auf die Unerschütterlichkeit ihres Reiches, niederträchtige Schwelger und Weichlinge, die unter Verschüttungen und feilen Dingen ihr Leben verträumten, bis endlich in der Person des Kie oder Li Kue ein kräftiger Bösewicht zur Regierung kam, der 50 Jahre lang wüthete und würgte, aber auch den Sturz der Dynastie herbeiführte. Tsching Tchang, der Lebensfürst<sup>41)</sup> von Schang (1766), 109, von den erbitterten Großen dringend aufgesodert, gegen ihn zu Felde. Kie mußte, vor seinem eigenen Heere verlassen, fliehen, und starb in freiwilliger Verbannung.

Zweite Herrscherfamilie Schang (28 Fürsten in 644 Jahren). Der wackerer Tsching Tchang wurde ohne Widerspruch zum Kaiser erwählt, und gab der von ihm eröffneten Dynastie den Namen des kleinen Staates, dessen Oberhaupt er bis jetzt gewesen. Sein Enkel Tchai Kia empfahl sich anfangs nicht gut; allein der Minister Yin brachte ihn durch folgendes Mittel zur Sinnesänderung. Er schickte den jungen Fürsten auf drei Jahre nach Tchungtsuan, wo Tchang begraben war, und belebte ihn an diesem einsamen Orte mit des kien Erfolg über seine Pflichten. Unter den folgenden, größtentheils obumächtigten Herrschern, wurden die Lebensfürsten mächtig, die fremden Schutzvölker vermehrten den Tribut, die Barbaren am südlichen Ufer des Ta Kiang, der damals noch die natürliche Grenze Chinas bildete, thaten häufige Einfälle in das Reich, und der furchtbare Hoang Ho übertrat nicht selten verheerend seine Ufer, und nöthigte die Oberhäupter der Nation, ihren Regierungssitz bald an diesen, bald an jenen Ort zu verlegen. Von 1507 v. Chr., dem Todesjahre des Kaisers Tschu Ye an, bis gegen 1400, bewirkten auch Streiftigkeiten zwischen den Söhnen und Brüdern der Kaiser

50) Unter den jenseitbaren Fürsten der ältern Geschichte fand keine Ausnahme zu stehen. Sie waren gewöhnlich innerwärtigen der regierenden Familien, oder Nachkommen von einer Seitenlinie früherer, bereits erloschener Dynastien, die kleine Staaten als Lehen errichteten. So leitete Tsching Tchang seinen Stammvater bis zu dem Hoang Ti.



über die Nachfolge große Zerrüttungen, deren endliches Ergebniss eine wahre Anarchie gewesen wäre, wosfen nicht die Kraft und Klugheit eines Yhan Keng (1401—1574) unter schweren Kämpfen dem Unwesen gesteuert hätte. Wu Ling (1324—1266) war gleichfalls ein reiflicher Regent, und hatte sich zugleich eines Ministers von seltenen Eigenschaften, Namens Ku Yue, zu erfreuen, der früher das Bauernhandwerk getrieben hatte, und dem er, durch ein Traumgesicht, das die Tugde dieses Mannes darstellte, dazu bewogen, diese Würde anvertraute. Die folgenden, fast ohne Ausnahme unwürdigen Regenten, überbot noch um vieles Dschu Sin, der letzte Kaiser dieser Dynastie (1154—22), ein Ungescheuer, wie Li Kue (s. oben).

Unter Dsu Kias Regierung (1256—26) wurde der berühmte Wen Wang geboren. Er war (seit 1180) Lebensfürst des kleinen States Dschu, in der heutigen Statthaltertschaft Schantung. Seine Weisheit und sein Edelmut, von welchem die alte Geschichte manchen rührenden Zug aufbewahrt, ließen in dem kleinen Reiche Dschu die goldenen Zeiten des Yao und Schün wieder aufblühen. Dschu Sin's Grenelthaten, und die dadurch bewirkte Empörung der ganzen Nation brachten nach und nach fast zwei Drittheile des chinesischen Reiches unter seinen Jpeptee; er überließ es aber seinem Sohne Wu Wang, die Eroberung zu vollenden. Der übermüdete Dschu Sin gab sich, ein zweiter Carbanapal, mit seinem ganzen Palaste den Flammen Preis. Mit Wu Wang aber beginnt die:

Deitte Herrscherfamilie Dschu, ebenfalls nach dem Stammlande ihrer Ahnen genant (1122—249 v. Chr.). Der Hauptfehler, den man dem sonst klugen und kräftigen Wu Wang zur Last legt, ist die von ihm ausgebildete Lebensverfassung, deren natürliche Folge die große Zerrüttung des Reiches in den folgenden Jahrhunderten war. Er setzte nicht nur viele, unter Dschu Sin gekürzte Reichsfürsten auf allem, kaiserlichem Gebiete in ihre vorigen Rechte wieder ein, sondern belebte auch noch 65 seiner eigenen Verwandten, größtentheils zur Belohnung ihrer kriegerischen Verdienste, mit kleinen Herrschaften. Diese Großen wurden unter den folgenden Regierungen nach und nach ganz unabhängig; sie gaben ihren kleinen States besondere Gesetze, und stifteten neue Hofgebräuche. So entstand nun eine Menge von Fürstentümern, die, ohne Rücksicht auf die kaiserliche Oberhoheit, sich unaufhörlich bekämpften, und in blutigen Kriegen ihre Kräfte gegen einander versuchten. Daraus erklärt sich auch zu Genüge, warum die chinesische Geschichte dieses Zeitalters unter der Regierung so mancher Schattenkaisers fast nur die wechselnden Schicksale dieser ehemaligen Satrapen zu beschreiben hat. Tsching Wang, der Sohn und Nachfolger des Wen Wang, fand in Anfange seiner Regierung unter der Vormundschaft seines Oheims Dschu Kung, den Konfusius als Ideal eines Staatsmannes neben Wen Wang stellt, und der sich auch, gleich Wen Wang, durch seine Gerechtigkeit und Weisheit um die kaiserlichen Würde auszeichnete. Wir aber geben die folgenden Fürsten, von denen wenige auch nur Macht genug hatten, dem Übermuthe der Unterthöner

Schranken zu setzen, und keiner dieses Ziel erreichte. Das Reich erweiterte sich übrigens doch im Süden und Süden often, hatte aber auch schon östere Kämpfe mit tatarischen Horden zu bestehen. Unter den Dschu blühten die beiden größten Denker der chinesischen Nation, Lao Kün und Konfuzius. Der letztere, als Sittenlehrer und wegen seines rastlosen Eifers, durch Verbesserung der Lebensfürsten und Erhöhung des kaiserlichen Ansehens dem wankenden Stat wieder zu besorgen, ohne Zweifel achtungswürdig, war doch in seinen Forschungen zu wenig selbständig, und ein zu entschiedener Verehrer des Alterthums, seiner Gesetze und Herkommen, als daß er fähig gewesen wäre, eine künftige Wiedergeburt der Nation vorzubereiten.

Der tapfere Dschao Siang, König von Zin, vernichtete endlich die ganze Dynastie, und sein Sohn Tschuang Siang gründete die

Vierte Herrscherfamilie Zin (249—206 v. Chr.). Der von Tschuang Siang an Kindes Statt angenommene Schi Hoang Zi (246—210), dessen seltene Geistesgaben schon in seinem frühesten Alter das Erschaunen des Hofes erregten, benutzte die innere Zerrüttung der mächtigen Reichsfürsten, um einen nach dem andern buch eben so kräftige als furchtbare Maßregeln zu vernichten. Als solcher Kleinherrschere wendete er nun auch gegen die Barbaren seine Waffen, besiegte und unterwarf alles, wozin er sich nur wachte, und gründete so ein ungeheures, von ihm selbst in 36 Statthalterchaften eingetheiltes Reich. Um den Einfällen der mitternächtlch hausenden tatarischen Stämme einen ewigen Damm zu setzen, ließ er die berühmte große Mauer, mit deren Erbauung schon einige Lebensfürsten den Anfang gemacht hatten, vollkommen ausführen. Von dem, auf seinen Befehl veranfalteten, großen Bücherbrande, dieser merkwürdigen Urkunde seines Abscheues vor dem Zersüchtelungssysteme der Dschu, ist schon in dem Artikel Chinesische Literatur die Rede gewesen. Folgte dem Schi Hoang Zi ein Herrscher von gleichen Talenten, so war auf Jahrhunderte keine Rückwirkung des Alten möglich. Aber sein unwürdiger Sohn Si Schi brachte wieder heillose Verwirrungen in den Stat, die den raschen Untergang eines so glanzvoll ausgegangenen Dynastie herbeiführten. Liu Wang, das Haupt einer Kotte Parteigänger, ein Mann von großen, körperlichen und geistigen Vorzügen, wußte mit eben so viel Klugheit als Heldenthum alle übrigen Empörer zu unterwerfen, und bahnte sich den Weg zur Kleinherrschaft.

Fünfte Herrscherfamilie Han (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.). Liu Wang, der nach seinem Tode den ehrenden Beinamen Kao Dsu <sup>1)</sup> (erhabener

<sup>1)</sup> Die Kaiser werden in der Geschichte fast nur mit dem Namen genannt, die sie nach ihrem Tode erhielten, aufgeführt. Die Zahl dieser Namen, die sich gewöhnlich auf den Charakter des Kaisers beziehen, ist nicht bedeutend, und man findet außer dem gewöhnlichen Zusammenhange, besonders wenn der Regierungstitel (Jahresname) unterbunt ist, in Verwirrung kommen, viele Kaiser mit einander zu verwechseln. Unmöglich ist eine solche Verwechselung, wenn der Name der Dynastie dabei steht, oder wenn man z. B. sagt: Schi Dsu der erste, zweite u. s. w. Schi Dsu heißt: des Beschütztes Stammherr; Kao Dsu,

Stammherr) erhielt, war in seinem Schwachen, den Weibern und der Sianneluft ergebenen ersten Sohne nicht weiter zu erkennen. Dessen vortheilhafter zeigte sich sein zweiter Sohn Wen Li (179—157 v. Ehr.), der die Wissenschaften sehr begünstigte, und zuerst durchbohrte Münzen prägen ließ. Unter ihm wurden Papier und Haarpinsel erfunden; man lernte sich zum Schreiben der Tusch bedienen, und so erhielt die chinesischen Schriftzeichen eine freiere Gestalt. Dem Wen Li unterwarfen sich das östliche und westliche Kuang (Kuang Tung und Kuang Si). Der fünfte Kaiser Wu Li (140—87 v. Ehr.) übertrat noch den Wen Li an Geist und Verdiensten. Er ließ die kanonischen Bücher ersten und zweiten Ranges, welche aus dem großen Brande des Schi Hoang Li gerettet, oder aus dem Gedächtnisse einzelner Personen ergänzt worden waren, sammeln und erklären. Auch Ssema Tjan, Verfasser der Sse Ki (geschichtlichen Denkwürdigkeiten), lebte zu seiner Zeit. Noch am Abend seines Lebens ersah Wu Li mehrere glänzende Siege über die Tataren, und drang mit seinem Kriegsheere bis an die Grenze von Hindokan vor. Unter den folgenden, größtentheils wenig bedeutsamen Regenten, in deren Zeit aber die Erkundung stehender Tropen zum Drucke fällt, verdient Ming Li (58—75 n. Ehr.) eine Auszeichnung. Er verschaffte der Lehre des Buddha (Fo) in seinem Reiche Eingang, was um so mehr zu verwundern, da er ein eifriger Anhänger der Schule des Konfuzius war. Die letzten elenden, von Vorkriegsschritten beherrschten Fürsten aus dieser, um manchen Zweig der höhern Bildung so verdienten Familie, mußten dem Unwesen zahlloser Räuberbanden, die ihre Staaten verheerend durchzogen, und sich Gelbmützen nannten, ruhig zusehen. Gegen das Ende der Schattensregierung des Hian Li (190—221 n. Ehr.) zerfiel China in drei Reiche: Schu Han oder Hsu Han, Kuei und W, die beiläufig ein halbes Jahrhundert neben einander bestanden. Im Besitze der mächtigsten dieser Dynastien, Kuei (220—264) waren die nördlichen Theile Chinas. Die Kaiser der Dynastie W (222—277) behaupteten sich in den mittäglichen Theilen, und residirten in Nanjing. Nur Schu Han wird als rechtmäßige Dynastie aufgeführt, weil ihr Stifter Lieu Phi, obgleich ein Emporkömmling, von King Li, dem vierten Kaiser der Han (166—140 v. Ehr.) abstammte.

Schlechte Herrscherfamilie Schu Han oder Hsu Han (221—264). Konnte sich der heldenmüthige Lieu Phi (Dschao Lie Li) nicht ohne große Opfer gegen die Verderben drohende Unmacht der Kuei aufrecht erhalten, so gelang dies seinem unwürdigen Sohne Hsu Li noch viel weniger, wenn ihn nicht

der fromme Kaiser; Hou Li Djang, der gütige Ahnherr; Jui Li, der scharfsinnige Kaiser; Kao Dsu Wu Li, der erhabene Stammherr, der tapfere Kaiser; Sching Dsu, der geheiligte Stammherr n. s. w. 52) Hsu Han (Hsu Han) heißt: die folgenden Han, wegen Lieu Phi's Abstammung von den vorigen. Schu Han (die Hsu von Schu) nennt man sie, weil sie nur über die beiden größten Gebiete Pa und Schu (von denen das erstere einen Theil der Staatsverfassung besaßen, das letztere einen Theil von Schen li ausmachte) zu gebieten hatten.

ein kluger und tapferer Feldherr Ko Leang viele Jahre beschützt hätte. Endlich aber vernichtete Tseung Kgal, der siegreiche Anführer des Heeres von Nord-China, die Streitkräfte der Schu Han in einer einzigen Schlacht, und nahm den letzten Erbsling des Hauses Han gefangen. Nicht besser erging es, nach Tseung Kgal's meuchlerischer Ermordung, dem mächtigen Huan Li von Kuei (260—264), den Ssema Yen, der Lebensfürst von Dsin, zur Abdankung nöthigte, als Kaiser der Dsin (Wu Li) den Thron bestieg, und im Verlaufe seiner Regierung (265—275) auch die Lande der W dem großen Staatskörper wieder einverleibte.

Siebente Herrscherfamilie Dsin (265—420). Die Kaiser dieser Dynastie suchten die Allens herrschaft unter unaufhörlichen Kämpfen mit Lebensfürsten und Usurpatoren des nördlichen China, worunter auch eingewanderte Tataren, vergebens zu behaupten. Trotz der Ketten Völkereien und Beisetzungen dieser kleinen Staaten unter sich selbst, die ein buntes und felsames Gemisch von Vorgebehnheiten erzeugten, konnten es die Dsin nicht verhindern, daß eine nördliche Provinz um die andere verloren ging, und so die große Theilung des Reiches in eine südliche und nördliche Hälfte vorbereitet ward, welche endlich die Tapa-Tataren ausführten.

Dieser Hirtenstamm, dessen Ursprünge in den nördlichen Steppen der Mongolei zu suchen sind, und der sein Geschlecht bis auf den alten Kaiser Hoang Li zurückführte, ward zuerst unter Huan Li, dem schon erwähnten Kaiser der Kuei, inoffiziell, und Schamo Chan, der Sohn ihres damaligen Hahns Tapa Kuei, kam als Geisel an dessen Hof. Von dieser Zeit nannten sie sich selbst, wegen vorgeschützter Blutsverwandtschaft mit diesem Hause, Kuei oder Huan Kuei. Im Jahre 310 belehnte Hoang Li, der dritte Kaiser aus dem Hause Dsin, ihren Chan Ye Lung mit einem Fürstenthume. Schon Tapa Schu Kian eroberte den größten Theil der nördlichen und östlichen Tatarei, und machte sich sogar (338) den Kaisertitel an. Er mußte aber gegen einen andern Steppenhelden Tu Kian, der 19 Jahre lang eine furchtbare Rolle im Norden spielte, sein ganzes Reich verlieren. Tu Kian selbst verlor gegen den 13ten Kaiser der Dsin, Wu Li (373—397), dessen südliche Staaten er mit einem unermesslichen Heere überthront hatte, Schlacht und Leben. Die Tapa erholten sich wieder, griffen endlich unter ihrem Anführer Schu Kuei, dem Enkel des Schu Kian, das Reich der Ye Yen (eine unabhängige, kleine Dynastie in Ye Dschili) an, verjagten dessen Regenten, und breiteten sich von jetzt an über das ganze nördliche China aus, als dessen Grenze man den Kai Liang betrachtet. Schu Kuei wurde (386) Kaiser, und machte die Stadt Pingtsching in Schansi zu seiner Residenz. Wu Li von Dsin, mit seinem Siege über den ersten Hauptgegner Tu Kian zufrieden, ließ fortin ruhig in seiner Hauptstadt, und ließ die Tapa ihre Macht erweitern und besiegeln. Der 14te und 15te Kaiser wurden nach einander von einem helden

müthigen Abenteurer Liu Pü enthront und ermordet. Dieser schlang sich sofort auf den Thron des südlichen China, und gründete eine Dynastie Sung (420).

Die achte, rechtmäßige Herrscherfamilie Sung (420—479), so wie auch die folgenden drei: Zi, Kiang und Dschin, fallen ganz in den Zeitraum der Theilung des Reichs und laufen mit den tatarischen Dynastien Kwei, Pe Zi und Dschou oder Heu Dschou parallel. Unter dem dritten Kaiser der Sung, Wen Zi (424—454) scheinen die Kwei den Gipfel ihrer Macht erstiegen zu haben. Sie machten, von ihrem Chai Wu Zi befehligt, verheerende Züge nach Süden, begnügten sich aber mit Brand, Mord und Plünderung. Die Sung fanden durch einen listigen und ehrgeizigen Minister Siao Laotching ihren Untergang. Dieser wurde sofort Kaiser und Stammherr der Dynastie Zi.

Neunte Herrscherfamilie Zi (479—502). Die Regierung dieser Fürsten bietet fast gar nichts Denk würdiges dar. Sie standen mit den tatarischen Kaisern des Nordens in ziemlich gutem Vernehmen, und kam es ja zu Feindseligkeiten, so war der Erfolg nicht sehr deutend. Ein Usurpator Siao Yen vernichtete auch dieses Fürstenhaus und wurde Stammherr des folgenden.

Zehnte Herrscherfamilie Kiang (502—557). Siao Yen, als Kaiser Kao Du Wu Zi, begünstigte die Wissenschaften, und stiftete ein Fest zum Andenken des Konfuzius, welches jährlich mit großer Feierlichkeit begangen ward. Durch glückliche Kämpfe mit der tatarischen Dynastie, die zu seiner Zeit ihrem Verfall entgegeneilte, vergrößerte er seine Macht; aber eine überwiegende Neigung zum asketischen Leben bestimmte ihn in seinem Alter, in den Orden der Priester des Tse zu treten, und so mußte er in der Gefangenschaft eines Empörers Heu King, der sich die fromme Ruhe des Kaisers zu Nutze gemacht hatte, sein Dasein elend beschließen. Heu King ermordete den Sohn des Wu Zi nach zwölfsähriger Schrein-Regierung, verlor aber selbst gegen einen zweiten Empörer Dschin Pafian Schlacht und Leben. Der letztere, nachdem er der Reihe nach zwei Kaiser aus der Familie Kiang auf den Thron gesetzt und ermordet hatte, verschaffte nun seiner eignen Familie Dschin die höchste Gewalt. Noch unter Wu Zi spaltete sich das schon längere Zeit innerlich zerrüttete Reich der Kwei oder Topa (386—534) in zwei Theile, den westlichen und östlichen. Die morgenländischen Kwei (534—551) verschwanden aber schon mit der Enthronung ihres ersten Kaisers durch dessen Oberheersführer Kao Yang, welcher nun das Haus Zi (550—578) seine kurze Rolle spielen ließ<sup>53)</sup>. An die Stelle der abendländischen Kwei (518—557) brachte ein Minister Pü Wenhu ohne Schwermereich seine eigne Familie Dschou (557—581).

Elfte Herrscherfamilie Dschin (557—589). Der zweite Kaiser Wen Zi (560—567) fand es der Klugheit angemessen, nach mehrern, mit wechselndem Glücke geführten Kriegen gegen die nordischen Reiche Zi und Dschou, einen dauerhaften Frieden zu schließen, und bergeigte glücklich einen Bürgerkrieg. Der Sohn des Wen Zi wurde von seinem Vaterbruder Suan Zi enthront. Suan Zi (569—583) entriß dem State Zi einen Theil seiner Besitzungen. Das durch angefeuert, warf sich auch der damalige Herrscher von Dschou auf die Zi, bemächtigte sich (578) nach einem hartnäckigen Kampfe des ganzen States, trieb ein gegen ihn geschicktes Kriegsgeheer des Suan Zi, der ihn um seinen Ruhm beneidete, kräftig nach den Grenzen zurück, und wurde vielleicht ganz China unterworfen haben, wenn ihn nicht mitten auf seiner Siegesbahn der Tod überrascht hätte. Yang Kian, ein allmächtiger Minister seines tollkühnen Sohnes, gab der Familie Dschou den Todesstoß, und wurde (581) neuerlicher Kaiser und Stammherr des Hauses Sui. Nach dem endlich Suan Zi, der Kaiser des mittäglichen Reiches Dschin, gestorben war, und sein den schändlichsten Lastern ergebener Sohn Tschang Tschinglung bereits 7 Jahre verschweiselt hatte, hielt es Yang Kian für Pflicht, diesem Unwesen zu steuern. Er überschritt den großen Strom, und nahm die Residenz Ranking ohne Schwermereich.

Zwölfte Herrscherfamilie Sui (581—618). Yang Kian, als Kaiser Kao Du Wen Zi, wurde nach Unterwerfung der Dschin Alleinregierender, und machte so der großen Theilung des Reichs ein Ende. Sein Sohn Yang Zi, durch Verschwendung und Unsigkeit ausgezeichnet, bekriegte die Halbinsel Korea ohne großen Erfolg. Schon mit Kung Zi endete diese Familie durch einen Empörer Li Yuan, den Stammherrn der Tang.

Dreizehnte Herrscherfamilie Tang (618—908). Der Zeitraum, während dessen dieses Haus den Thron behauptete, ist nicht viel reicher an merkwürdigen Begebenheiten als die unmittelbar vorhergehenden. Das Reich behielt so ziemlich seinen bisherigen Umfang, und blieb auch auf derselben Bildungsstufe. Viel wurde unter einzelnen guten Regenten wenigstens für die Erhaltung der Wissenschaften gethan; Vieles durch solche Despoten, bürgerliche Kriege und die Allgewalt der Verheimlichten wieder zertrümmert. Mehrere Fürsten waren der Sekte der Tao Esen, Andere der des Tse leidenschaftlich ergeben, und während jene nach dem Tode der Unsterblichkeit dürsteten, fühlten sich diese im Besitz einiger Reliquien des Tse glücklich. Die christliche Religion fand, wenn man es nur angeblich im Jahre 1625 aufgefundenen Marmorstafel glauben beimeßen darf, unter den Tang zum ersten Male in China Eingang. Ihre Verhängnis waren sprische Priester<sup>54)</sup>. Der ausgezeichnetste Fürst aus

53) Die Kaiser dieses Hauses werden, zum Unterschiede von denen der neunten zwölfsährigen Dynastie, Pe Zi oder die nördlichen Zi genannt.

54) Vergl. D. H. Halde's Beschreibung von China (Th. III. S. 87 ff.) und Kiepers China illustrata.

diesem Hause ist unstreitig Tsai Dsung (627—650) der seine lange, friedliche Regierung nur zur Verbesserung des Gemeinwohls benutzte, mehr gelehrte Hochschulen stiftete, und sich insbesondere um Gymnastik und Kriegskunst hohes Verdienst erwarb. Einzelne Streifzüge türkischer und mongolischer Horden blieben im Ganzen ohne großen Erfolg. Ein Auführer Dschu Wen machte dieser Familie dadurch ein Ende, daß er dem Beispiele mancher Anderen pünktlich nachfolgend, den vorletzten Kaiser muercherisch ermordete, dessen Sohn aus Politik eine Zeitlang auf den Thron erhob, dann aus der Welt schaffte, und nun selbst als Kaiser auftrat.

Zwölftzehnte Herrscherfamilie Hsu Liang<sup>55)</sup> (907—923). Den Tsai Dsu (Dschu Wen) ermordete nach sechsjähriger Regierung sein ältester Sohn, verlor aber bald wieder Krone und Leben gegen den jüngsten Sohn Dschü Tian, unter dessen Herrschaft die Chitanen, Tataren im nördöstlichen China<sup>56)</sup> ein mächtiges Reich gründeten, das sich über 200 Jahre (bis 1125) erhielt, und dessen Herrscherfamilie, von dem Ehane Wpaoki gestiftet, Leao genannt wird. Dschü Tian mußte die Krone einem ledigen Empörer Dschuang Dsung abtreten, und tötete sich aus Verzweiflung selbst. Dschuang Dsung erhob die:

Dreizehnte Herrscherfamilie Hsu Tchang (924—936). Dschuang Dsung, der als Krieger ein Muster von Tapferkeit und Enthaltsamkeit gewesen war, entartete auf dem Throne ganz. Viel würdiger zeigte sich sein Nachfolger und angenommener Bruder, der Tatar Wang Dsung. Dessen Sohn gleiches Namens wurde von Sze Kingthang, dem Eidam des letzteren, mit Hilfe der Leao entthront.

Vierzehnte Herrscherfamilie Hsu Dsin (936—947). Der neue Kaiser und Usurpator mußte von den Leao, die ihm zu dieser Würde verholfen hatten, und deren Feldherr nun selbst Lust zur Krone zeigte, einen schimpflichen Frieden erkaufen. Unter seinem Enkel Zi Wang bestärkten sie aber von Neuem das Reich. Dessen Feldherr Lieu Dschüwan mußte es durch Zügelung so einrichten, daß der Kaiser ihnen zur Deute ward, und gründete jetzt eine neue, epemere Dynastie.

Fünfzehnte Herrscherfamilie Hsu Han (947—951). Die immer weiter sich ausbreitenden Zugenden der Leao so tenten im Süden des Reiches nur durch den Muth einzelner Satrapen zurückgebrängt werden, doch kehrten sie mit reicher Deute zurück. Einer ihrer fräftigsten Bekämpfer, Ko Wei, fand es für gut, nach seiner Rückkehr, welcher der Tod des zweiten Kaisers schon vorangegangen war, selbst Kaiser zu werden.

Sechzehnte Herrscherfamilie Hsu Dschu (951—960). Sie hatte zwei weitere Regenten, von denen Ko Dsung, der adoptierte Sohn des Stifter's,

sich besonders dadurch merkwürdig machte, daß er in großer Geliebtheit alle Götzenbilder seines Reiches einschmelzen und Münzen daraus prägen ließ. An die Stelle seines unminidigen Nachfolgers erwählten die Großen dessen Vorfund, den verdienstvollen Minister Dschao Kuangpu, Stammherrn der Sung.

Neunzehnte Herrscherfamilie Sung (960—1280). Die sieben ersten Monarchen aus diesem Hause, größtentheils mehr gütig und wissenschaftlich, als tapfer und starkflug, hatten mit den stets ruhigen Chitanen oder Leao's Tataren manche gefährliche Kündel, deren zweimaliges Eingebnis ein sehr nachtheiliger Friede war. Unter Jiu Dsung (1023—1064) bildete sich eine neue Dynastie Hia in den nordwestlichen Theilen des Reiches, die über dritthalb Jahrhunderte fortbestand, abwechselnd bald mit dem chinesischen Kaiserhause, bald mit den Leao gemeinschaftliche Sache machte, und endlich durch Tschingis Chan zerstört ward. Zur Zeit des Jiu Dsung, Jng Dsung und Schin Dsung (1023—1086) blühten der schätzbare Geschichtschreiber Ssema Kuang und der tüchtige, freigeistige Denker Wan Ngansche. Auch lebten unter dieser Regierung, wie im Zeitalter der Sung überhaupt, viele Dichter und gelehrte Erklärer des Konfuzius. Der achte Kaiser Hoei Dsung verband sich endlich zur Ausrottung der Leao mit einem vermandten tungussischen Fürstentum, den Tschurtschu, (chinesisch Jütschi), deren Oberhaupt Aguda diesen alten Staat bereits empfindlich gedemüthigt, und (1115) den Kaiserthron angenommen hatte. Die Leao wurden fast gänzlich ausgerieben. Ihre Ueberbleibsel flüchteten nach der abendländischen Tatarrei, wo kurz vorher ein mißvergünigter Großer des letzten Königes dieser Nation eine Dynastie Si Leao (d. westlichen Leao) gestiftet hatte (1125—1202), die endlich von dem benachbarten State der Haiman verschlungen ward. Die wilden, kriegerischen Tschurtschu, deren neue Herrscherfamilie sich Kin (die goldene, das goldene Reich)<sup>57)</sup> nannte, zerstörten aber bald mit Hoei Dsung, überschwebten den größten Theil des nördlichen China, und nahmen den chinesischen Kaiser gefangen, der in der Wüste Kobi sein Leben beschloß. Nicht besser erging es seinem Nachfolger Kien Dsung, der schon nach einjähriger Regierung in die Hände der unaufhaltam über den gelben Fluß vorrückenden Tunggusen fiel. Kao Dsung (1127—1163) glaubte in Ranking einen sicheren Zufluchtsort zu finden; aber die siegreichen Kin nöthigten ihn bald zur Wahl einer noch südlicheren Residenz, Handshu in der Provinz Dscheljang. Der dritte tatarische Kaiser Hi Dsung (1138—1149) ein Held und Beförderer der Wissenschaften, setzte über den Ta Kiang und erklärte Ranking, wurde aber bald von dem chinesischen Feldherrn Po Jui wieder zurück nach Norden gedrängt. Ein zweiter, fürchte

<sup>55)</sup> So ist diese Dynastie die erste der sogenannten Hsu U Tsai (Hsu u tsai) oder fünf späteren Dynastien, weil sie mit früheren emerlei Namen hatten. <sup>56)</sup> Jütschi hatten sie sich in dem heutigen Leao, das damals noch nicht zu China gehörte, festgesetzt.

<sup>57)</sup> Die Kin werden von munguolischen Geschichtschreibern Utun Chan (الطین) altsin, im türkischen Gold) genannt. Sie wählten in der Folge auch einen großen Theil der nördlichen Mongolei einbar.

barer Zug der Ku blieb wegen einer Empörung unter den Truppen, die den Rückmarsch veranlaßte, ohne bedeutende Folgen. Die Regierungen des Hiao Dsung (bis 1190) und Kuang Dsung (bis 1190) waren sehr ruhig, weil der gleichzeitige Lungusenfürst den Frieden liebte. Dem Kuang Dsung folgte der ebenso einflussreiche als gutmüthige Ning Dsung (1190 — 1225).

Gleichzeitig mit diesem Kaiser spielte der berühmte Mongole Tschingis (geb. 1161) seine welterschütternde Rolle. Das nördliche China bis zum gelben Fluße, das benachbarte Mandchuland und Korea durchzogen seine Heere in blutigen und hartnäckigen Kämpfen mit dem State Kin, dessen völlige Unterwerfung aber erst seinem Sohne Oktai vorbehalten war. Den State Kin zerstückte Tschingis von Grund aus, und rüdte auch vielleicht das mittägliche China, mit dem er bloß durch ein, von Ning Dsung ihm angebotenes Bündniß in flüchtige Berührung kam, seinem Weltreiche einverleibt haben, wenn ihm der Tod, kurz nach seinem letzten Siege über die Hia, nicht vorgekommen wäre. Dem Nachfolger des Ning Dsung, Li Dsung (1225 — 1265) einem eben so unbedeutenden Menschen, bot Oktai, der schon mehrere Jahre in den Landen der Kin gewüthet hatte, ein Bündniß zum Vernichtungskriege gegen die Letzteren an. Die Minister genehmigten es im Namen des Kaisers und im Jahre 1235 war auch das goldne Reich, nach 120jähriger Selbständigkeit, aufgelöst. Sofort entzweiten sich Mongolen und Chinesen über die Theilung der eroberten Länder. Oktai Chan starb 1241, aber seine Nachfolger setzten die Feindseligkeiten rüstig fort, und gewannen immer festeren Fuß in China. Unter den folgenden drei Regierungen zerbröckelte sich das ganze noch übrige Reich der Sung. Lu Dsung (bis 1275) mußte die Provinz Fukuang, das Herz seiner Monarchie, einbüßen. Kuang Dsung (bis 1276) endete sein Leben in mongolischer Gefangenschaft. Yuan Dsung (bis 1278) war geandbt, nach Kanton zu entfliehen, und eine blutige Seeschlacht (1280) vernichtete die letzten Hoffnungen der Familie Sung, deren letzter Sprößling mit seiner Mutter und vielen Hofbeamten in den Meereswogen ein freimüthiges Grab fand.

Wanangste Herrscherfamilie Yuan (1280 — 1869). Kublilai Chan (als Kaiser Schi Dsu) der schon 1260 Mongolenfürst und Beherrscher des nördlichen China war, bestieg 1280 den erblighen Thron der Sung. Seine neugestiftete Dynastie Yuan war seit der Gründung des chinesischen States die erste ausländische, welche das Reich in seinem ganzen Umfange besessen hat. Diese Umwälzung hatte jedoch auf Charakter und Cultuszustand der Chinesen durchaus keinen Einfluß. Es zeigte sich vielmehr eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Der benachbarte Tataer, ein roher Naturmensch, wurde schon beim ersten Blick in die Verfassung und in die alten, ehrwürdigen Gesetze der Beflegten von Bewunderung hingezissen. Alles Neue, was sich ihm hier darbot, und dessen Dasein er in seinen öden Steppen kaum abnen mochte, wirkte so gewaltig auf sein Inneres, daß er mit überaus schneider Schnelligkeit entwikelte, auf demselben Boden,

den er als stolzer Sieger mit Strömen Blutes geschwätet hatte, bald in Demuth vor den Altären des Konfucius kniete, und sich schon im Besitz eines chinesischen Namens glücklich schätzte<sup>59)</sup>. Kein Wunder also, wenn diese Verfeinerung bald in Uebersiedung und Weichlichkeit anwandelte: denn der Tataer, dem Chinesen stark feindschaften Wuth, seine Gewandtheit und Körperkraft den neuen Lebensverhältnissen zum Opfer brachte; und auf diese Art in weniger als einem Jahrhunderte den patriotischen Chinesen Gelegenheit gab, die Schwäche ihrer Väter zu rächen.

Die Regenten des Hauses Yuan werden größtentheils als mild und gütig beschrieben. Ihre Staten zerrüttete kein folgenreicher Krieg, und so konnten sie, die Künste des Friedens ruhig fördern, ein gemächliches Leben führen, das aber bei den letzten derselben Inbolenz und unmäßige Einnahmestieg erzeugte. Schi Dsu (1280 — 1295) wählte Peking zu seiner Residenz. Er stellte die alte Ordnung der Dinge wieder her, und ließ jeden Staatsbeamten, der nicht aus hartnäckiger Anhänglichkeit an die erloschene Dynastie vom Selbstleben zurücktrat, in seinem gehobenen Wirkungskreise. Berühmter als seine verunglückte Unternehmung gegen Japan, von der sich schon wegen der großen nautischen Unkunde der Mosgolen wenig versprochen ließ, und seine glücklicheren Kämpfe mit den Bewohnern der Halbinsel jenseit des Ganges, hat ihn die Anlage des großen Kaisers Kanals gemacht, der oft, aber selten ohne Uebertreibung, von Reisenden geschloßert worden ist. Merkwürdig ist auch dieser Zug von Schi Dsu, daß er die meisten Schriften der ausgezeichneten Seite des Lao Kiau den Flammen Preis geben ließ. Sein ungeheures Reich begriß, außer China, der ganzen Mongolei, und einem Theile des chinesischen Lungusien oder Mandchulandes noch Tibet, Turfan und Kotschintschina, einen Theil Persiens und das ganze von türkischen Stämmen bewohnte Mittelasien bis zum Casp. Eine Menge anderer kleiner Völker bis zum nördlichen Polarmeere waren ihm jenseitpflichtig. Überhaupt hat China seinen (erst wieder findenden) politischen Einfluß auf das westliche und südliche Asien vornehmlich den Eroberungen des Tschingis und seiner Nachfolger zu verbanken. Die Alles verschlingende mongolische Übermacht unterwarf zwar China selbst, wurde aber auch in demselben Lande gebrochen, und was früher dem großen Mongolenreiche angehört hatte, beugte sich, nach dem Sturze der Yuan, unter das Joch einheimischer Kaiser, und trat in seine vorige politische Unbedeutendheit zurück. Segen Schün Li, den letzten Kaiser der Yuan, empfielt sich ein Priester des Buddha, Namens Dschu Yuanhschang. Dieser fühne und hochberigste Mann besiegte die Mongolen zu Wasser und zu Lande, und sein Kriegsheer schmol,

59) Jede ausländische Nation, die im Laufe der Jahrhunderte längere oder kürzere Zeit über einen Theil China's oder, wie die Yuan und King, über das ganze Reich, erachtet gewöhnlich, noch ehe wir sie recht kennen, soll ganz nach Chinesischem Besinnung. Da gibt es also bald chinesische Namen der Dynastie, Regierungsnamen, Ehrennamen nach dem Tode u. s. w.

gleich einer Lawine, immer gewaltiger an, je weiter er nach Norden vorrückte. Endlich hielt er seinen telum phirenden Einzug in Peking, das der selge Schün Ti bereits verlassen hatte (1368). Die Mongolen flohen wieder nach ihrem Vaterlande, wo der Sohn des Schün Ti eine Dynastie der nördlichen Yuan (Chalchads Mongolen) gründete, die noch heutiges Tages als ein den Chinesen zinsbarer Schutzort fordernd steht, und Dschü Yuanbschang wurde Kaiser. Er gab seiner neuen Dynastie den Namen Ming, und wählte Nanjing zur Hauptstadt.

Ein und zwanzigste Herrscherfamilie Ming (1368—1662). Der Stammherr, als Kaiser Tchai Dsu genannt, noch bekannt aber unter dem Regierungsnamen Hung Wan (hohe Tapferkeit) machte sich um die Wissenschaften sehr verdient, und traf manche nützliche Einrichtungen im Reich. Ferne Staaten ehrten ihn durch Gesandtschaften. Unter den folgenden Kaisern erneuerten die Mongolen ihre alten Raubzüge, im Ganzen ohne bedeutenden Erfolg. Doch gelang es ihnen einmal, den Kaiser Ing Dsang (1456—65) gefangen zu nehmen. Rechte Seeräuber beunruhigten nicht selten die Monarchie, und die Japanesen landeten zur Zeit des Schi Dsung (1522—67) dreimal feindlich an Chinas Küste, wurden aber mit großem Verluste zurückgewiesen. Ein weit gefährlicherer Feind erwuchs dieser Dynastie in dem tungussischen Volke der Mandchu, die von den durch Dktai Chan aus China vertriebenen Schurtschuah abstammten, und sich bis 1586 in den Grenzen ihrer alten, nördlich von der Halbinsel Korea gelegenen Vaterländer hielten. In diesem Jahre gab ihnen Schin Dsang (1573—1620) zuerst Wohnplätze in der Provinz Leaotung<sup>59)</sup>. Die verrätherische Ermordung ihres damaligen Chans, auf Anstiften der chinesischen Regierung vollbracht, um dieses kraßstolze und kriegerische Volk für China unschädlich zu machen, reizte die Mandchu zu einem blutigen Aufstande. Ihr leidenschaftlicher Anführer, Tchai Dsu, ein Sohn des Ermordeten, eroberte (1616) ganz Leaotung, und würgte alle dortigen Chinesen nieder. Die Hauptstadt dieses Landes (Mukden oder Schinjang), wurde seine Residenz, und von dort aus agierten jetzt die Mandchu mit wechselndem Glücke gegen das Innere. Tchai Dsung, der Nachfolger des Tchai Dsu (1627—36), von gleichem Ehrgeiz und kriegerischem Wuth besetzt, überfiel mit seinen Schwärzen Pechschili, Schantung und Kiangnan. Da er seine Leibeserben hinterließ, vererbte sich die Mandchu, da es der großen Weidreiß weit mehr am Sinne als um Länderbesitz zu thun war, nach seinem Tode eine Zeitlang ruhig, wurden aber von Chinesen selbst, deren letzten wirklichen Kaiser Ese Dsung oder Hoai Dsung ein Usurpator Li Dschüfing gestürzt hatte, aus Noth wieder ins Reich gelockt. In Verbins-

dung mit einem chinesischen Heere, von dem tapfern und edelmüthigen Li Sanfuei befehligt, vertrieben sie den Li Dschüfing, der nach Schenkl entwich, eroberten Peking, benutzten aber auch diese Gelegenheit, um ihre Herrschaft über China zu begründen. Ein hoffnungsvoller Knabe aus fürstlichem Gebiete, Schi Dsu (Regierungsname Schün Dschü) wurde Kaiser der neu gestifteten Dynastie Sing oder Tchai Dsing (die großen, Sing).

Zwei und zwanzigste Herrscherfamilie Sing, 1644 gegründet, aber erst seit 1662 im ungefähren Besitze des ganzen States. Schi Dsu (1644—62) war während seiner ganzen Regierung in blutige innere Kriege verwickelt. In den mittäglichen, noch unabhängigen Provinzen erhoben sich nach einander zwei Erbsöhne der Ming als Kaiser, die aber schon 1647 den Streitkräften der Mandchu erlagen. Die Tataren zogen siegreich durch Kiangnan, Dschekiang, Fokian und Kuangtung (Kanton), wurden aber in Kuangsi von einem neuen Präventanten aus dem Hause Ming, Kuei Wang (Yung Li) auf's Haupt geschlagen. Letzterer wählte Dschaojing in der Provinz Kanton zu seiner Residenz, und spielte seine Rolle 15 Jahre lang (1647—62). Durch den glücklichen Erfolg des Kuei Wang angefeuert, empörte sich nun ein großer Theil des Landes. Allein die Kingheit des jungen Kaisers der Sing, fügte den Planlosigkeit in den Unternehmungen der Gegner brachte nach wenigen Jahren das ganze nördliche und mittlere China unter Mandchuische Vormachtigkeit. Unter den Emperern hatte sich besonders ein gewisser Dschang Hianfsung durch unerhörte Grausamkeiten ausgezeichnet, und der kühne Greisbede Tsching Tschingfung, gleichfalls ein Anhänger der Ming, fügte den Küstenstädten Chinas und der Mandchuischen Flotte ungeheuren Schaden zu. Er bemächtigte sich endlich der Insel Formosa, worauf er als König sein Leben beschloß. Ein neuer Kriegszug der Mandchu gegen den Präventanten in Kuangtung, dem vier südliche Provinzen noch angingen, war für die erstern von entschiedenem Vortheil. Der geschlagene Kuei Wang mußte bis an die Grenze des Yegu fliehen, wurde aber (1662) dem Kaiser ausgeliefert und hingerichtet. In demselben Jahre starb auch Schi Dsu. Sein Nachfolger ist der hochgeehrte Sching Dsu, weit bekannt unter seinem Regierungsnamen Kang Hi, allgemeiner Ruhe (1662—1722), der, wenn man dem einstimmigen Zeugnisse der apostolischen Väter aus dem Orden der Jesuiten, die mit ihm in näherer Berührung kamen, und die er besonders wegen ihrer wissenschaftlichen Bildung sehr begünstigte, Glauben bewessen darf, Alles in sich vereinigte, was einen Fürsten groß und liebenswürdig machen kann<sup>60)</sup>. Jeden Falls

59) Schin Dsung lernte die ersten christlichen Missionäre kennen, unter denen sich besonders der Vater Ricci durch Gewandtheit und geistige Überlegenheit zu empfehlen wußte. Eine treffliche Uebersetzung über die Schicksale des Christenthums in China stiftete er Hülfe zum trauten Uebersetzung des P. Halde (Th. II.).

60) Wie dankbar die ehrwürdigen Väter den Schang anerkennen, den Sching Dsu ihrem geistlichen Vatern angedeihen ließ, erhellt wohl zur Genüge daraus, daß der Vater Da Halde den Bedenken tragt, diesen Kaiser von China, der doch eben so gut als Heide gestorben ist, wie alle übrigen, den höchstheiligen Kaiser Kiang Hi zu nennen.

war er ein Mann von ausgezeichneten Geisteskräften, der europäischen Bildung mit hellem, vorurtheilsfreiem Blicke zu würdigen verstand, welche Eigenschaft ihn schon allein hoch über seine Landesleute erhebt, vielleicht aber auch hauptsächlich dem Umstande zu verdanken ist, daß er mehr Tatar als eigentlicher Chinese war. Die ersten zwanzig Jahre seiner Regierung schloß es nicht an Bürgerkriegen, die oft einen für die Selbständigkeit der Mandchu bedenklichen Charakter annahm; aber die Klugheit des Herrschers in der Wahl tüchtiger Reicheshelfen aus dem bürgerlichen und Kriegerstande, und, wo es anging, die kräftigsten, erschlatternden Maßregeln, bereiteten jede Unternehmung der Gegner, und brachten die zahllosen Häder der ungeheuren Maschine seines States in sicheres Geleis. Sein Sohn Schi Dsung (Regierungsname Jung Dsching, hergestellte Eintracht, 1723—86) zeigte Muth, Thätigkeit und Eifer für das Gemeine wohl; verfolgte aber, wol hauptsächlich durch neidische Grösze dazu bestimmt, die Glaubensboten und unterdrückte das Christenthum. Kao Dsung (Regierungsname Ksiao Lung, himmlischer Wohlstand, 1736—96), ein verständiger und wohlwollender Regent, war zugleich einer der ersten dunkeln Gelehrten seiner Zeit, welschen Ruf er durch eine bedeutende Anzahl schriftstellerischer Arbeiten befreundete. Während einer 60jährigen, also der seines Großvaters Ksiao Hsi an Zeitdauer ganz gleichen Regierung, erhielt sich der Etat, ein Paar Kämpfe gegen freie Siegesgötter des Innern abgerechnet, in diesem Frieden und gesicherter Ruhe. Mander türkische und mongolische Stamm in Mittelasien wurde ihm durch das Waffenglück seiner Feldherren jenseits. Andere unterwarfen sich freiwillig. Auch gelang ihm die völlige Unterjochung des großen Reiches der Diät oder Eleuten (Kalmücken<sup>61</sup>). Die christlichen Missionare wurden von Kao Dsung Anfangs beschützt, dann aber, wegen der feindseligen Gesinnung einflussreicher Großen, woran ihre Klamationen und Hänfe und die ewigen Zwissigkeiten der verschiedenen geistlichen Orden unter sich keinen geringen Antheil hatten, immer bestiger verfolgt. Dem Kao Dsung folgte in der Regierung Jui Dsung (Kia Ksiao, 1796—1820). Der Negirungsname besiegten Kaisers, der 1821 den Thron bestieg, ist Tso Kuan g<sup>62</sup>. In der neueren und neuesten Zeit schienen die Feinde des Hauses Tjing sich wieder erheben zu wollen; auch hat es nicht an Empörungen in den Schutzländern gefehlt, und das mächtigste derselben, Anam (aus Tunkin und Kotschintschina gebildet), ist selbständiges Kaiserthum geworden. Lauter Beweise, daß auch die Mandchaische Dynastie nicht mehr so gebietend dasteht, als vormals, und zwar lang oder kurz mit den Yuan ein gleiches Schicksal haben dürfte. So wird das alte Spiel sich endlos wiederholen, wenn die chinesische Nation nicht endlich durch kräftigen Einfluß

von Seiten europäischer Völker, der aber, wegen der störrischen Selbstgenügsamkeit und des fast beispiellosen Eigenbunkels dieser Nation, nur nach vorübergegangenen suchtbaren Maßregeln, und gänzlichem Einknurre der alten Formen, möglich ist, einer moralischen Wiedergeburt, aus einem früheren Leben entgegen reißt. Aber die steigende Größe des russischen Reiches und besonders der immer weiter um sich greifende, schon jetzt ungeheure Colonial-Stat der Engländer in Ostindien machen es wahr scheinlich, daß auch die Stunde Chinas bald schlagen werde. (Schott.)

CHINA CUSCO bezeichnet im Handel zwei ganz verschiedene Fiederrinden. 1) Eine, die aus Cusco in Peru nach England jüngst eingeführt wurde, ist der echten China regia sehr ähnlich, kommt in ziemlich großen 1—2 Zoll breiten, 2—8 Linien dicken und flachen Stücken vor. Sie bräut auf allen Flächen, wie im Querschnitt eine schergelbe Farbe, welche etwas heller, als bei der China regia (Kaisapa), aber dunkler als bei der China dura de Carthago ist. Die Epidermis fällt dunkler rothfarbig, als die übrige Rinde, ziemlich glatt und flachener aus. Die Rindenstücke darunter ist verhältnismäßig nicht dick, und geht fast unmerklich in die innere, dickere, hellere und saftere über. Sie riecht rein chinatig, schmeckt zuerst säuerlich, dann stark und angenehm bitter, etwas balsamisch, keineswegs herbe und scharf. Nach Buchner (in dessen Repertor. f. d. Pharm. k. 1829. XXXII, 3. S. 476 u.) ist sie an Chinabasis sehr reich, und charakteristisch ihr Verhalten zu schwefelsaurem Euphenoporphyl, welches, obgleich die Rinde nicht herbe schmeckt, und eben nur wenig getriebenen Absatz gibt, doch einen reichlichen, bläßbläulichen Niederschlag und eine grüne Färbung der Flüssigkeit erzeugt. 2) Eine andere China aus Cusco weicht von Nr. 1. ganz ab, da ihre wäfriger Auszug, nach Pelletier (f. Journ. de Pharm. XIV. S. 578. und Buchner a. a. D. S. 476 u.) mit Salpetersäure schwärzlich wird, sie selbst nicht so bitter, wie die Kaisapa, Rinde, sondern stehend und wie pfefferartig schmeckt, und, statt Chinin und Cinchonin, ein anderes Alkaloid nebst einer flüchtigen Säure (wahrscheinlich Essigsäure) enthalten soll. (Vergl. Kewerföhn's Versuche bei Buchner a. a. D. S. 478 u.) Ubrigens glaubt Kewerföhn, daß die China Cusco zu van Bergs Sorte davon ist. Vergl. meinen Artikel: Chinارين im XI. Theile S. 349 u. (Th. Schreger.)

CHIOCOCCA ANGIIFUGA, densifolia und racemosa Martii (Cainca in der Landessprache), sind Arten eines wirtindischen Strauches mit eilanettförmigen Blättern, blagelben, traubensförmigen Blumen und schneerweißen Beeren. Die Wurzel davon ist, nach Langsdorff, der sie jüngst nach Europa schickte, in der Provinz von Minas Gerais in Brasilien, als ein sehr kostbares, nicht schwächendes Purgans, Diureticum und Emmenagogum bekannt, welches aber seines flüchtigen Efflages ruchs und Ubelgeschmacks wegen oft bestiges Erbrechen macht. — Bei überreichten Nerven und in histerischen Zuständen hat sich dies Mittel sehr wirksam gezeigt, vorzüglich aber, auch nach Vogel, in der Wasser sucht, zu

61) Ein mongolischer Stamm im Norden und Nordwesten Chinas, dessen einziger Herden zuerst Erzen Kalbau veranlaßt, und mit diesen durch die Wang Din veranlaßte Kämpfe hatte.

62) Das ausserordentliche, was nun bei uns in Europa über die Geschichte Chinas bekannt ist, ist Histoire générale de la Chine, par Mailla u. s. w. (Siehe auch die Ksiao Lung.)

2 Drachmen als Infusum mit 1½ Pfund siedenden Wasser über Nacht stehend, bis auf 8 Linien Colatur 2 — 4mal täglich zwei Esslöffel davon zu nehmen.

Martius hält es noch überdies für nützlich gegen den Biss giftiger Schlangen, gegen Wasserfäulen und Trübfinn. Es bleibt aber immer ein gefährliches Mittel. (Vergl. de Martius Spec. Mater. med. Brasiliensis I. S. 18 etc., und Buchners Repertor. f. d. Pharmacie. XXII, 1.) (Th. Schreger.)

**CHIROMYS** (von *χρῶ* und *μῦς*), Fingerringler, Händereichhorn. Eine ausgezeichnete, von Sonnerat entdeckte und von Cuvier mit dem vorklebenden Namen belegte Gattung der Nagthiere (Glires), welche in dieser Familie zwar allerdings dem Eichhorn am nächsten steht, auch vom älteren Epimastern mit dieser Gattung verbunden war, andererseits aber sich den Händertieren, und zwar besonders den Prosimien oder Lemuren sehr nähert, und daher von einigen Naturforschern in diese Familie gestellt oder gar (wie von Schreber) als Art zur Gattung Lemur gezogen wurde. — Das Gesicht ist im Wesentlichen das der Nagthiere: 2 meistförmige Vorderzähne oben und unten; jederseits 4 Backzähne oben, 3 unten; keine Eckzähne und zwischen Vorder- und Backzähnen ein unansehnlich linsenförmiger Raum. Die Vorderzähne sind sehr schmal gedrückt und die Backzähne haben platte Kronen. Die Ohren groß, rundlich, schwarz, glänzend, einzeln aber lang behaart. Die Augen groß, nach vorn gerichtet; der Orbitalkanal wie bei Händertieren geschlossen. Am allen Füssen 5 Zehen, die Zehen der Vorderfüße, außer dem kürzeren Daumen, sehr lang und der dritte oder Mittelfinger sonderbar dünn, schwachig und fast nackt. Die Hinterfüße haben wahre Hände, indem der Daumen derselben frei, sehr beweglich und den übrigen Zehen entgegen stellbar, auch, wie bei Affen, Makis und vielen Beuteltieren, mit einem Plattenagel (lamina illig.) versehen ist. Sonst sind die Nägel an allen Füßen krallenartig und der des hintern Zeigefingers ist besonders spitz, wodurch auch eine Makisähnlichkeit begründet ist. Die Milchgängen, zwei an der Brust, liegen in der Leistenregion. Der Schwanz ist ein langer, zottiger Eichhornschwanz.

Die einzige bekannte Art dieser Gattung:

*Chiromys madagascariensis Desmarest* (Mammalogie p. 106) mit den Synonymen: *Aye-Aye Sonnerat* (voyage aux Indes orient. II, p. 142. l. 86.) — *Sciurus madagascariensis Gmelin* (Linn. Syst. nat. I, l. 1. p. 152.) — *Lemur psilodactylus Schreber* (Säugethiere I. t. 38.) — *Daubentonius Geoffroy* (Decade philosoph. et litter. No. 28) ward von Sonnerat auf der Insel Madagaskar, (der Heimath mehrerer ausgezeichneten und eigenthümlicher Thierformen), und zwar im östlichen Theil derselben, entdeckt. Es hat etwa die Größe eines Hasen, eine Länge von 3 Fuß, wovon der Schwanz die Hälfte beträgt. Es ähnelt im ganzen Habitus, besonders auch in der Kopfform der Eichhornsgattung. Der Kopf ist rundlich, die Stirn platt; die Augen roth; die Schneidezähne ganz weiß. Lange, schwarze, steife Locken stehen über den Augen, an den Wangen, der Oberlippe und am Kinn. Das Brannenhaar ist oben am

Kumpfe, welcher dazwischen seines, weißgelbes Wollhaar trägt, braun, an Gesicht und Kehle weißgelblich, am Unterkörper rothgelblich, an den Gliedern röthlich, braun, an den Zehen schwärzlich und sehr kurz, am Schwanz aber über zwei Zoll lang, stark, rigide und von braunschwarzer, an der Wurzel weißer Farbe.

Das Thier ist ein Nachttier, sanfter Naturell und ziemlich langsam in seinen Bewegungen. Es klettert auf Bäume und nährt sich vorzüglich von Würmern (?) und Insekten, welche es mit dem langen dünnen Finger aus den Ritzen der Borke hervorholt und in das Maul bringt. Zwei in der Gefangenschaft gehaltene fraßen Reis und brauchten dabei auch den dünnen Finger. Woher es ist weder der ursprüngliche Name, noch der Ruf des Thieres, sondern ein Ausdruck der Verwunderung, den die Madagassen einmal dem Abbild desselben hören ließen. Inzwischen ist es seit Sonnerat in vielen Schriften so genannt und La Cépède hat von dieser abernen Benennung sogar für die lateinische Nomenclatur Gebrauch gemacht, indem er es unter dem Titel *Aye-Aye madagascariensis* in seine Erdring Pedimania stellte, und sonach mit den Beuteltieren gruppirte \*).

Die von Forster in Boigts Magazin für die Naturkunde (7. B. I. IX.) mitgetheilte Abbildung stellt, so wie die in einigen neuern französischen Werken gegebenen, das in der königlichen Sammlung zu Paris befindliche, ausgeflogene Exemplar des Chironys, welches ich im Jahr 1827 dort gesehen habe, richtig dar. Hingegen gleicht die Sonneratsche, von Schreber, Shaw u. A. copirte Abbildung jenem Stück, in Hinsicht der Form der Ohren und des Kopfs und der Längenverhältnisse der Finger der Vorderfüße, so wenig, daß man auf die Vermuthung, das Original der letzten sey von jenem der Art nach verschiedenes, gerathen könnte. Eine Abbildung des Schädels findet man in Cuviers Règne animal. tab. III. f. 1 und 3. (Nitzsch.)

**CHIRON** (Entomologie). Käfergattung aus der Abtheilung der Pentameren und der Familie der Lucaniden, von Mac Leay †) errichtet, der Gattung Passalus verwandt, aber durch mäßigen Körper, diesen Kopf von der Breite des Halsschildes und handförmig geackte Schienen unterschieden. Die einzige bis jetzt bekannte Art *C. digitatus* (Sinodendron digitatum Fabr. Scarites cylindrus Fabr. Passalus cylindrus Illig. Latr.) ist in Ostindien einheimisch. (Germar.)

**CHILADNI** †), Ernst Florens Friedrich, Doctor der Philosophie und Rechte, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, ein Mann, der mit Recht der Begründer einer auf Versuchen beruhenden Akustik, Erfinder einer Klasse musikalischer Instrumente, welche die Vorzüge der einstimmigen Blases- und Geigeninstrumente mit denen unserer bisherigen vielschwingigen Tasteninstrumente vereinigten, und erster Erforscher der vom Himmel gestählten meteorischen Massen genannt werden kann, einer von

\*) S. Memoires de l'Institut. national. Tom. III.

†) Horae entomol. I. pag. 107.

‡) Dieser Artikel umfaßt zugleich die Tritaxiacylinder, Eophon, Klanglehre, Klangfiguren, Meteorsteine.



den scharfsinnigen und thätigen Männern, denen man die außerordentlichen Fortschritte der Naturwissenschaften in der neueren Zeit vorzüglich verdankt<sup>2)</sup>, ward den 30. Nov. 1756 in Wittenberg geboren. Seine Familie stammte aus Angern. Wahrscheinlich wurde von da sein Großvater nach Wittenberg berufen, wo er Propst und Professor der Theologie wurde, und nach der damaligen Sitte der Gelehrten, ihren Namen eine lateinische Endung zu geben, den Namen Chladni in Chladenius umänderte. Der Sohn des Propst Chladenius, Ernst Martin Chladenius, kürsächsischer Hofrath und erster Professor der Rechte in Wittenberg, Ordinarius der Jurisprudenz, war ein wegen der Rechtschaffenheit, Thätigkeit und Geschicklichkeit, die er als Director der Jurisprudenz und einiger andern Rechtskollegien zeigte, sehr geachteter Mann, wie er denn auch wegen seiner Kenntniß des teutschen Staatsrechts unter dem Kaiser Joseph als Reichshofrath nach Wien berufen ward, wos er aber aus Abhänglichkeit an sein Vaterland nicht annahm. Unser Chladni war das einzige Kind dieses Hofrath Chladenius aus der ersten Ehe, und blieb es auch, als nach dem baldigen Tode seiner Mutter sein Vater sich zum zweiten Mal verheirathete.

Ungeachtet Chladni während seines ganzen Lebens der dauerhaftesten Gesundheit genoß, so scheint es doch seinem ganzen Körperbau nach, daß er als Kind von schwächerer Konstitution gewesen sey. Daher rührte vielleicht die Anglichkeit seiner Eltern, die er in dem seine Lebensverhältnisse schuldenden Vorwort zur teutschen Ausgabe seiner Musik (Leipzig 1802) beklagt. Ein Zwang indess, der nur während der ersten Jahre seines Lebens gedauert hätte, würde einen weniger bleibenden Einfluß auf seinen Charakter gehabt haben. Chladni wurde aber auf die sächsische Fürstenschule nach Grimma geschickt, und der besondern Aufsicht eines seiner Lehrer übergeben. So dauerte der Zwang, dem er bisher unterworfen war, bis zu seinen Universitätsjahren fort. Ungeachtet aller Einschränkungen aber und aller Vorschriften für seine Beschäftigungen wußte er schon während seiner Schuljahre seine Liebe für die praktischen Wissenschaften und Künste zu befriedigen. Zu diesem Zwecke trieb er von seinem 19. Jahre an auf der Schule in Grimma die Musik, besonders Klavierspiel und die Theorie der Tonkunst, welches beides auf sein künftiges Leben großen Einfluß gehabt hat. „Als ich, sagt er, auf die Universität Wittenberg kam (1776), hatte ich gern Meiseln studirt; ließ mich aber doch durch Zureden meines Vaters bewegen, die Rechtswissenschaft zu studiren. Während meiner dortigen Studien war ich auch weit eingeschränkter, als andere meines Alters, welches mich veranlaßte, es durch mancherlei Vorstellungen endlich dahin zu bringen, daß mir die Erlaubniß erteilt ward, nachher

noch in Leipzig zu studiren. Dort war ich ganz mit selbst überlassen, habe aber, wie jeder, der sich meiner erinnert, wohl bezugen können, meine Freiheit auf keine Weise gemißbraucht. Als ich nach den gewöhnlichen Bewisungen die vorzüglichste Censur erhalten, und zwei selbst geschriebene Dissertationen verteidigt hatte, ward ich Doctor der Rechte (1782). Hierauf ging ich wieder nach Wittenberg, wo meine Bestimmung zu seyn schien, juristische Geschäfte zu treiben, und etwa in der Folge eine juristische Professur oder ein anderes Amt zu erhalten.“ In der That hatte er in Wittenberg, bei dem großen Einflusse seines Vaters und dessen Kollegen, und bei den von ihm bewiesenen guten juristischen Kenntnissen die besten Aussichten, ein als Professor der Rechte angestellt zu werden, und dadurch ein einträgliches und ehrenvolles Amt zu erhalten. Allein nach dem Tode seines Vaters, dessen Wünschen er sich so lange gefügt hatte, beehdete ihn angeborene Neigung zu den Naturwissenschaften und sein Talent dazu bald die Oberhand. Er bewarb sich um die eben erledigte 2te mathematische Professur und erhielt auch sogleich Vorlesungen über physische und mathematische Geographie, über Geometrie, und machte sogar mit einigen Zuhörern botanische Excursionen. Mit mehreren von diesen Vätern, z. B. mit der Lehre vom Schalle und mit der Mathematik, hatte er sich schon auf der Schule in Grimma mit Vergnügen beschäftigt, andere hatte er auf der Universität, vorzüglich in Leipzig, neben seinen juristischen Studien getrieben. Schon im 19. Jahre, als er Musik zu treiben anfang, las er mehrer Schriften über die Tonkunst, in welchen einige sehr interessante physikalisch-mathematische Lehren über tönende Schwingungen des Körper mangelhaft vorgetragen waren. Es gelang ihm später durch eigenes Nachdenken und Beobachten, mehrer nicht unwichtige Verbesserungen über diese Gegenstände zu machen; ein Reiz zu weiterer Nachforschung. So suchte er bald die Quellen auf, woraus die Verfasser jener Schriften geschöpft hatten, und las in den Schriften der Pariser, Petersburger und Berliner Akademien der Wissenschaften, Daniel Bernoulli's Untersuchung über die Luftschwingungen in Orgelpfeifen und Blasinstrumenten, über die Schwingungen eines Stabes, über die Schwingungen einer Saite und über das Zusammenbestehen mehrer Schwingungsarten — und sämtliche auf Musik und Tonvorbringung sich beziehende Schriften von Leonhard Euler, — wiederholte die angegebenen Versuche, und beabsichtigte eine Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung, an der es noch in diesem Theile der Naturwissenschaften sehr zu mangeln schien. Bei den dazu von ihm veranstalteten Versuchen machte er manche neue oder ihm noch unbekante Bemerkungen. Unter andern fand er, daß eine sehr nicht gar zu kleine Glas- oder Metallscheibe mannichfaltige Töne gäbe, wenn er sie an verschiedenen Stellen hielte und anschlug. Hunderte mochten vor ihm dieselbe Erfahrung gemacht haben; aber keiner erkannte das Interessante in dieser Erscheinung, keiner wußte sie so glücklich zu verfeinern, und aus ihr so viel Nutzen für die Wissenschaft zu ziehen, als Chladni's erfundungsreicher Geist.

Sein Plan, die 2te mathematische Professur in Wit-

2) Der Verfasser dieser Biographie hand in einem mehrfachen Vertheil mit Chladni, und erstente sich bis an seinen Tod der freundschaftlichen Sichtung derselben. Er hat zugleich mehrere Freunde Chladni's, die sich seiner noch länger, und sich von seinen Universitätsjahren her, erinnern, und welche mit ihm eine Reihe von Jahren in Wittenberg verlebten.

tenberg zu erhalten, scheiterte; denn diese Lehrsätze wurde von der Natur nicht wieder befestigt, und es war ohne hinreichende Mittel zu seinem Lebensunterhalte: aber sein Entschluß, sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen, und, wie er sich ausdrückt, „wo nicht mit mehr Glück, doch mit mehr Zufriedenheit und Lust der Welt zu dienen,“ stand fest. Er beschloß daher, seine Bedürfnisse so zu beschränken, daß die Sorge um sein Leben nicht seine Beschäftigungen zu bestimmen brauche, damit er mit verdoppeltem Fleiße seine Entdeckungen verfolgen und fürs Leben nützlich machen könnte. Die Resultate seiner Arbeiten machte er in einer Schrift: „Entdeckungen über die Theorie des Klanges“ (Leipz. 1787) bekannt. — Vor Chladni war schon evident bewiesen, daß die physische Ursache alles Tönens und alles Schalles in weicheren Schwingungen liege, deren Geschwindigkeit nicht gewisse Schranken überschreiten dürfe. Wie sollte aber sogleich jedermann zu überzeugen seyn, daß die wunderbarsten Eindrücke der Töne wirklich durch bloße Bewegungen herübergebracht würden? Und da jeder Körper sehr mannichfaltige Bewegungen und Schwingungen machen kann, worum sollten diese Seiten, Luft in Pfeifen und Glocken zu musikalischen Instrumenten brauchbar seyn? Mancher meinte, daß außer der Bewegung noch etwas anders hinter dem Tone verborgen seyn müsse. Nun zeigte Chladni in seiner Schrift durch eine große Sammlung von Versuchen, wie fast alle Körper in demselben Grade tönungsfähig seyen, als sie schwingungsfähig sind, und gab den augenscheinlichsten Beweis, wie Änderungen in den Schwingungsarten ausfallende Änderungen der Töne überall mit sich führen. Eine Untersuchung über einen ganz neuen Gegenstand war aber in diesem Werke die Untersuchung schwingender, tönender Scheiben, insbesondere der frei schwingenden Scheiben. Die ersten Versuche, welche ihn zu dieser Reihe von Entdeckungen geführt haben, waren folgende. Chladni spannte eine messingene Scheibe in ihrem Mittelpunkte fest in einen Schraubstock, und bemerkt, daß man nicht allein durch Anschlagen verschiedene Töne hervorlocken, sondern noch stärker und anhaltender mit dem Violinbogen hervorbringen konnte. — Ferner faßte er den scharfsinnigen Gedanken, solche Platten, während sie tönten und schwingen, mit Sand zu bedecken, die Bewegungen der Körner zu beobachten, und aus diesen den Sandförmern mitgetheilten Bewegungen auf die ursprünglichen Schwingungen der Platte Rückschlüsse zu machen. — Diese beiden Mittel, die Schwingungen elastischer Platten zu untersuchen, den Violinbogen auch bei Scheiben anzuwenden, und Sand auf die Oberfläche zu streuen, vereint, führten ihn zu der wichtigen Entdeckung des Klangfiguren.

Wenn sich eine elastische Scheibe, z. B. von Glas oder Metall, nicht in allen ihren Punkten in gleichmäßiger

ger Schwingung befindet, sondern es Stellen gibt, die während des Schwingens der übrigen Theile in Ruhe bleiben; so müssen Sandförmern, auf sie gestreut, während sie sich in horizontaler Lage befindet, von den schwingenden Stellen der Scheibe wiederholt in die Höhe geworfen werden, auf den ruhigen Stellen der Scheibe dagegen ruhig liegen bleiben, und dieser Zustand muß damit endigen, daß alle Sand von den bewegten Theilen nach und nach verschwindet und sich auf den nicht schwingenden Stellen ansammelt. — Diese Erscheinung, welche Chladni beobachtet hatte, beschäftigte seine Versuche auf das vollkommenste. Die Regelmäßigkeit aller auf diese Weise beobachteten Erscheinungen gab zugleich einen recht augenscheinlichen Beweis, daß man bei einem Körper Bewegungen, die der Natur und Ausdehnung des Körpers am angemessensten sind, von denen, welche damit im Widerspruch stehen, unterscheiden müsse. Die letztern verschwinden bald auf dem Körper; die erstern dringen eine viel bleibendere Wirkung hervor. Die letztern sind höchst mannichfaltig und undurchsichtbar; bei den erstern herrscht die höchste Einfachheit und Symmetrie.

Durch seine Entdeckungen bewies Chladni augenscheinlich, daß, wenn ein Körper von selbst und frei schwingend einen reinen Ton gibt, er sich immer in einer sehr regelmäßigen Schwingung, die sehr innere Beschaffenheit und seine äussere Begrenzung am angemessensten ist, befindet; eine Wahrheit, von der alle, welche die in Chladni's Klangfiguren überall herrschende Symmetrie kennen gelernt und gesehen haben, sich leicht überzeugen konnten.

Die große Verehrung, welche Chladni vor Daniel Bernoulli und Euler hegte, in deren Abhandlungen er die ersten und wichtigsten, damals unbekannten Belehrungen gefunden hatte, veranlaßte ihn, diese klassische Schrift über die Theorie des Klanges, da diese Männer selbst nicht mehr lebten, der Akademie, an der sie gewirkt hatten, zu dediciren, als eine Aufforderung, den von ihren Vorgängern eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Dieses gab wahrscheinlich die Veranlassung, daß er zum correspondirenden Mitgliede von derselben ernannt wurde. Zugleich aber erregten seine Entdeckungen bei Jakob Bernoulli, dem Vetter Daniel Bernoulli's, so großes Interesse, daß er sogleich einen Versuch machte, die Schwingungen einer Quadratplatte durch die Theorie zu bestimmen, und in den Act. Acad. Petrop. für dasselbe Jahr, wo Chladni's Abhandlung in Leipzig erschienen war, seine Untersuchung darüber mittheilte, deren Resultate jedoch sich nicht bestätigen ließen.

Diese Entdeckungen, ferner die Entdeckung der wahren Schwingungsgesetze der Ringe waren die hauptsächlichsten, welche Chladni 1787 in seiner Schrift über die Theorie des Klanges bekannt machte.

Man kann nicht bestimmen, was er geleistet haben würde, wenn er in diesen Jahren der kräftigsten Wirksamkeit zu dem Besitz der feinsten mechanischen Hilfsmittel gelangt wäre. Aber nicht allein, daß ihm diese Vortheile nicht zu Theil wurden, mußte er jetzt auch noch mit den

\*) Eine erste Veranlassung hatte Pictenberg zu dieser Entdeckung durch eine Erscheinung in einem andern Theile der Natur, durch die Figuren gegeben, welche sich bei dem Wittern des Porphyraus auf Glas und Porzellan durch die verschiedenen Electricitäten bilden.

größten Schwierigkeiten kämpfen, wie er in dem genannten Vortrort ausführlich erzählt.

„Ich ließ aber doch — sagt er — den Muth nicht ganz sinken, sondern demüthete mich desto mehr, durch eigene Kraft mir eine bessere Existenz zu verschaffen. Ich hatte dabei den Gedanken, daß ein Künstler, der einige Aufmerksamkeiten zu erregen weiß, weniger an einen bestimmten Ort gebunden ist, als ein Gelehrter, der sich dem afademischen Leben widmet, und bestrebt es auch, dahin bringen zu können, zwar nicht durch Virtuosenleben, weil ich so spät angefangen hatte, Musik zu treiben, aber doch durch Erfindung eines neuen musikalischen Instruments, welsches ich eher als ein andrer ausführen zu können glaubte, weil ich die Natur so manchen klingenden Körpers zuerst untersucht hatte.“ Dies war also der Schritt, durch welchen er seine Kenntnisse und Entdeckungen zu seiner künftigen Existenz zu benutzen hoffte, ohne diejenigen Beschäftigungen aufzugeben, die sein Lebensglück und Lebenspiel ausmachten. Er arbeitete dahin, nicht bloß ein einzelnes neues Instrument, sondern eine Klasse neuer Instrumente zu begründen, wodurch im Instrumentenbau eine neue Bahn gebrochen würde. Denn daß ist der Unterschied zwischen der Erfindung eines neuen Instruments und der Erfindung einer Klasse neuer Instrumente, daß dort eine einzelne praktische Entdeckung, die selten mehr als eine eigenthümliche und vorzüglich vortheilhafte Anwendung gestattet, hinreicht; hier aber eine neue Bahn in der Wissenschaft abgebrochen werden muß, wo dann natürlich auch ein weites Feld nützlicher Anwendungen offen steht. Eine solche neue Bahn in der Wissenschaft hatte Chladni sich gebrochen, und es war sehr natürlich, daß er darauf bauend eine Menge neuer Ideen fand. Nach und nach, in einem Zeitraum von anderthalb Jahren, gelangte er endlich zu einem festen Entschluß, auf welche Weise er seine Entdeckungen am einfachsten und zweckmäßigsten zu einem neuen Mechanismus benutzen könnte, und es beschäftigte ihn nun die gehörige Einrichtung des Instruments. „Diese Idee, sagt er selbst, hatte sich in meiner Einbildungskraft so festgesetzt, daß ich bisweilen sogar im Traume auf diese Art spielen sah, und den Klang ungefähr so zu hören glaubte, wie er bei meinem Euphon wirklich ist, nämlich der Harmonica ähnlich, aber mit weniger Nachklang und mehrer Bestimmtheit. Endlich erhielt er die gesuchte Auslösung dieser Aufgabe am 2. Juni 1789.“

Die Erfindung seines Euphons 1) baute er auf seine akustischen Entdeckungen. Saiten, die Luft in Blasinstrumenten, und Glöden waren früher die einzig detans und brauchbaren Materialien zu musikalischen Instrumenten gewesen. Nun hatte Daniel Bernoulli entdeckt, daß auch Stäbe sehr wohl des Tönens fähig wären, und er und vorzüglich Euler haben die Theorie tönender Stäbe vortreflich behandelt. Aber Chladni hat die erste voll-

ständige physikalische Untersuchung der Ton- und Schwingungsweise gerader und gekrümmter Stäbe gegeben. Hiedurch, wie durch die übrigen Entdeckungen, verschaffte er sich eine Uebersicht aller musikalischen Materialien, wozu nicht bloß Saiten und Luftsäulen, sondern überhaupt alle elastischen Körper gehörten: durch Spannung elastische, Saiten, Pautenfelle und andere gespannte Membranen; durch Druck elastische, Luft in Orgelpfeifen und in Blasinstrumenten; durch innere Steifigkeit elastische, gerade oder gekrümmte Stäbe oder schmale Streifen, gerade oder krumme Flächen, Scheiben und Glöden, wozu die Untersuchung krummer Stäbe, Streifen und Ringe, und die Entdeckung und Untersuchung der verschiedenen Schwingungen der Scheiben ganz sein Eigenthum war.

Die Idee eines solchen Instruments konnte vorher noch nicht da gewesen seyn. Denn 1) hatte kein Künstler vorher einen Begriff, wie man von freischwingenden Stäben beim Instrumentenbau Gebrauch machen könne. Man mußte dazu einen schwingenden Stab an seinen Schwingungsknoten zu bestimmtem Vertheilen, und die Lage dieser Knoten genau bestimmen können. Durch Auffuchung der Schwingungsknoten gelang es Chladni, Schwingungen und Töne hervorzubringen, welche schwebende Stäbe und Scheiben im leeren Raume hervorbringen würden, ungeachtet er sie halten und befestigen mußte. Stäbe und Scheiben, welche auf diese Weise, bloß an ihren Schwingungsknoten gehalten, schwebten und tönten, nannte Chladni freischwingende Stäbe und Scheiben. — Durch diese freien Schwingungsarten der Stäbe, auf welche die umgebenden Körper gar keinen Einfluß haben, ließen sich schönere Töne hervorbringen, als wenn das eine Ende des Stabes fest gefestigt wird. „Hier wird also, sagt Chladni selbst, von praktischen Anwendungen der Stäbe die Rede seyn, und zwar hauptsächlich solcher Stäbe, die frei schwingen, d. i. die an keinem ihrer Enden befestigt sind, weil diese empfehlenswerthester sind, als Stäbe, deren eines Ende, so wie bei der Euphonie, fest ist, indem der Klang der letztern gewöhnlich, besonders in den äußersten Tönen, weniger sanft und gleichförmig, und zu sehr von der Grundlage abhängig ist.“ — 2) Eine sehr wichtige Entdeckung, welche Chladni zum Bau seines Euphons, ohne sie selbst gemacht zu haben, benutzte, besteht darin, wie man mit Hilfe von Longitudinalschwingungen eines kleinen Stabes einen größeren Stab oder eine Saite in vollstehende transversale Schwingung bringen könne. Alle Körper, welche tönen sollten, wurden vor Chladni unmitttelbar entzweier getrieben oder gestößen. Er bracht Stäbe, Scheiben, Saiten auch mittelbar zum Tönen, indem er sie nicht selbst rührte und erschütterte, sondern indem er ein mit ihnen in Berührung befindliches Stäbchen rührte. Und die bloße Berührung eines solchen Stäbchens reichte hin, um einen größeren Stab zum vollen Tönen zu bringen. Diese Entdeckung geht zur Lehre von den mitgetheilten Schwingungen. 3) Endlich hat Chladni die Schwingungen gekrümmter Stäbe zuerst untersucht, und diese Untersuchung zum

4) Vgl. Werber in seinem Tonkünstler Lexikon. 5) Erst 32 Jahre nach der Erfindung des Chladni den Ton des Euphons in seinen Beiträgen zur praktischen Musik (Leipzig 1822) bekannt gemacht, und zugleich die Verwechslungen beibringen, die er in der Zwischenzeit hinzugesetzt.

Vortheil seines Euphons benutzte. Wenn krumme Stäbe frei schwingen, und dabei 3 Schwingungsknoten bilden, und man beugt sie in Form eines U so, daß ihre Enden eine parallele Lage erhalten, so schwingen die beiden parallelen Enden des Stabes gleichzeitig immer nach gleicher Richtung, und ein Stäbchen folglich, zwischen beiden Enden eingeklemmt und seiner Länge nach gerieben, samt auf die vorhin beschriebene Weise durch Mitttheilung der Schwingung dem größten Stab von beiden Enden aus gleichmäßig zum Tönen anreizen, und durch diese gleichzeitige von beiden Enden ausgehende Tonreizung hat er den Grund zu einer schnelleren und volleren Ansprache der Töne seines Instruments gelegt. — Auf dieser ingeniösen Combination beruht die beste und letzte Bauart des Euphons, welche Chladni erst nach Hers ausgegebener seiner Beiträge zur praktischen Musik in der Allgem. musikalischen Zeitung 1822 bekannt machte. Er sagt daselbst S. 811: „die beste Bauart des Euphons beruht darauf, daß, wenn bei irgend einer Schwingungsart eines klingenden Körpers zwei Enden, oder überhaupt zwei einander gegenüber befindliche Stellen sich nach einerlei Richtung bewegen, der Klang sich durch longitudinales Streichen eines glasernen geflemten Streichstabes leicht hervorbringen läßt.“

Diese 3 Stücke sind die wesentlichen Entdeckungen, auf denen die Erfindung des Euphons beruht, und wir können demgemäß alle wesentlichen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten dieses Instruments in folgen der kurzen Beschreibung zusammenfassen. Das Euphon besteht aus horizontal liegenden, metallenen Stäben, deren Enden nach oben gebogen sind. Die schwingen mit 3 Knoten, welche mit dem Resonanzboden in Verbindung gebracht werden können. Zwischen den beiden Enden vers der Glasstäben, Thermometer, oder dünne Barometer röhren eingeklemmt, welche die Stelle der Tasten vertreten. Werden diese eingeklemmten Glasstäben der Länge nach mit nassen Fingern gestrichen, so tönen die Metallstäbe augenblicklich sehr schön, der Harmonika ähnlich.

Auf den wissenschaftlichen Reisen, die Chladni in den Jahren 1791 bis 1799 besonders nach Hamburg, Wien und Berlin machte, suchte und benutzte er sorgfältig alle Gelegenheiten, die zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung beitragen konnten. Insbesondere erwarb er sich den Umgang und die Freundschaft aller ausgezeichneten Gelehrten seines Fachs in der damaligen Zeit.

In diesen Zeitraum fallen nun aber auch 1) seine überaus wichtige Untersuchung der Längentöne an Saiten und Stäben, welche er schon vor dem Jahre 1787 entdeckt hatte, in den Jahren 1792 und 1796 aber einer neuen gründlichen Untersuchung unterwarf. 2) Die Entdeckung der Longesse der chemischen Harmonika, indem er durch Versuche nachwies, daß die chemische Harmonika eine Orgelpfeife sey, die ohne Rundstiel und ohne Blasbalg durch eine Wasserstoffgasflamme zum Tönen gebracht werde. Er wies nicht allein nach, daß die chemische Harmonika wirklich dieselben Gesetze, wie die Orgelpfeifen befolge, sondern auch,

daß bei gleichen Dimensionen und bei gleicher Wärme der Luft in der Orgelpfeife und in der chemischen Harmonika auch die absolute Höhe ihrer Töne in allen Fällen gleich sey (1792). 3) Die Untersuchung über die Geschwindigkeit, mit welcher der Schall durch feste Körper und durch die Gasarten fortgesetzt wird. 4) Die Entdeckung und Unterforschung der drehenden Schwingungen (1799). 5) Die Untersuchung des Ursprungs der Feuersmeteore und der meteorischen Massen.

Was die longitudinalschwingungen der Saiten und Stäbe betrifft, so entdeckte er, daß ein fester Körper nach zweierlei ganz verschiedenen Gesetzen und durch zweierlei ganz verschiedene in ihm liegende Kräfte zwei verschiedene Reihen von Tönen hervorbringen könnte. Bis zu dieser Entdeckung Chladni's kante man nur diejenigen Schwingungen fester Körper, bei welchen sie sich vermöge ihrer Elasticität hin und her beugen, die jetzt sogenannte transversale Schwingung. Jetzt ersah man, daß feste Stäbe und Saiten, obgleich ihre Materie durch die geringe Weichschleierbarkeit ihrer Theilchen so sehr von der Luft verschieden ist, doch auch nach denselben Gesetzen, wie in Röhren eingeschlossene Luftsäulen und Luftfäden tönen können, ein Art zu tönen, welche nicht von der Elasticität (Elasticität), sondern von der Expansivkraft (von dem Grade der Zusammenziehbarkeit und Ausdehnbarkeit) hervorgerufen wird, deren ein Körper fähig ist. — Bei der longitudinalen Schwingung beugen sich die tönenden Stäbe und Saiten eben so wenig abwechselnd nach entgegengegesetzten Seiten, als die tönenden Luftsäulen in den Orgelpfeifen, sondern die Materie derselben zieht sich der Länge nach abwechselnd zusammen und dehnt sich wieder aus. — Die Höhe eines longitudinalen Tones einer Saite verändert sich ganz anders, als die Höhe einer Saite mehr gespannt wird, ebenso wie die des Tones einer Luftsäule sich nicht ändert, wenn die Luft zusammengepreßt und dadurch verdichtet wird.

Auch bei den longitudinalen Tönen der Saiten und Stäbe entdeckte Chladni, daß mehrere Schwingungsarten möglich sind. Nämlich bald gibt es bloß einen Mittelpunkt in der Saite oder im Stabe, gegen welchen sich diese Körper von beiden Seiten her zusammenziehen und wieder ausdehnen (und dieser Mittelpunkt liegt dann in der Mitte) oder es gibt deren 2, 3 u. s. w. Diese Mittelpunkte der sich zusammenziehenden oder ausdehnenden Abtheilungen sind immer in Ruhe, sind also Schwingungsknoten der longitudinalen Schwingungsarten.

Bei diesen Entdeckungen ist besonders der ganz neue Gebrauch, den Chladni vom Violinbogen machte, zu bemerken. Um nämlich die abwechselnden Zusammenziehungen und Ausdehnungen der Saite hervorzuheben, berührte er die Saite mit dem Violinbogen, gerade wie man auf der Violine die Saite mit dem Bogenbogen, um sie aus ihrer Lage zu verrücken und zu beugen, berührt. Statt man aber den Bogen, um die Beugung der Violine hervorzubringen, senkrecht gegen die Länge der Saite hält; so neigte dagegen Chladni den Violinbogen, um die Zusammenziehungen

und Fußbehnungen der Saite bei ihren longitudinalen Schwingungen hervorbringen, steht unter einem spitzen Winkel gegen die Saite, und streich mit passender Geschwindigkeit so an der Saite hin, daß immer dieselbe Stelle des Violinbogens mit der Saite in Berührung blieb. Statt also bei einer Violine nach und nach die ganze Länge des Violinbogens mit einer Stelle der Saite in Berührung gebracht wird; kommt bei longitudinalschwingenden Saiten nach und nach die ganze Saite mit einer Stelle des Violinbogens in Berührung.

Diese wichtige Entdeckung der longitudinalen Schwingungen an festen Körpern, an Stäben und Saiten, wurde um deso interessanter, da Chladni durch einen sehr scharfsinnigen Gedanken zu allererst eine sehr geniale Anwendung derselben zur Messung der Geschwindigkeit, mit welcher der Schall in verschiedenen festen Körpern fortgepflanzt wird, machte, welche schon allein seinen großen Erfundungsgeist beweist. Er fand nämlich aus Versuchen, und sah es auch aus den Rechnungen der Mathesemotiker ein, daß die in einer stehenden Orgelpfeife eingeschlossene Luftsäule genau eben so oft in einer Secunde hin und her schwingt, als ein zu dieser Luftsäule fortgepflanzter Schall, derselbe von einem Ende zum andern hin und her durchläuft würde, wenn er die Luftsäule mit der constanten Geschwindigkeit des Schalles durchläufe, an dem Ende derselben, wie beim Echo, ohne Zeitverlust zurückgeworfen würde, und sie auf diese Weise immer von neuem durchläufe. Er wußte nach dem von Daniel Bernoulli gefundenen Gesetze aus der bekannten Geschwindigkeit des Schalles in der Luft den Ton einer Orgelpfeife zu berechnen, deren Länge ihm bekannt war. Da er nun einsah, daß sich von diesem Gesetze eine umgekehrte Anwendung machen lassen müsse, und daß man folglich aus dem Tone, den die in einer Orgelpfeife eingeschlossene Luftsäule von bestimmter Länge zu geben im Stande ist, die Geschwindigkeit des Schalles, wenn sie uns unbekant wäre, zu berechnen im Stande sein müßte; so wendete er diesen Gedanken auf eine sehr geniale Weise auf die festen Körper an.

So wie es nun mit der Erfahrung übereinstimmt, daß eine 32 Fuß lange Orgelpfeife, wenn sie steht, etwa 32 Schwingungen in einer Secunde macht, und daß der Schall im Mittel in einer Secunde 1024 Par. Fuß bei 2° C. Temperatur (1050 Par. Fuß bei 15° C. Temperatur), d. h. 32 mal 32 Fuß durchläuft; so erwartete Chladni mit Recht, daß man, wenn man die Höhe des Tones genau bestimmt, den ein Metallstab von bestimmter Länge, während er longitudinal schwingt, gibt, und hieraus die Zahl der Schwingungen erfährt, die der Stab in einer Secunde macht, man die Geschwindigkeit des Schalles in der Materie des Stabes zu berechnen im Stande seyn werde. Auf diese Weise fand er, daß der Schall durch Eisen 163 mal geschwinder als durch die atmosphärische Luft fortgepflanzt wird, und daß er also eine so außerordentliche Geschwindigkeit im Eisen hat, daß die ungleiche Geschwindigkeit, mit der die Erde um die Sonne sich bewegt, ungefähr nur 6 mal größer ist. Zu

manchen Hölzern übertrifft die Geschwindigkeit des Schalles die der Luft sogar 18 mal.

Die Beobachtungen und Schlüsse Chladni's haben sich durch directe Beobachtungen an Eisenschläuchen, die lang genug waren, um mit Uhren die Geschwindigkeit, mit welcher sich der Schall durch sie hindurch fortpflanzte, zu messen, als richtig bestätigt.

Man kann die Entdeckung der longitudinalen Schwingungen fester Körper vielleicht die wichtigste akustische Entdeckung Chladni's nennen, und noch läßt sich nicht übersehen, welche Reihe neuer Entdeckungen in der Akustik und in andern physikalischen Wissenschaften sich an diese Entdeckung anschließen wird. Man wird vielleicht in Zukunft die Reinheit der Metalle so gut durch ihre longitudinalen Töne, als durch ihr spezifisches Gewicht und andere Merkmale, erkennen, man wird in der Lehre von der Wärme fester Körper neue Fortschritte durch Benützung der longitudinalen Töne machen, und den Unterschied fester und flüssiger Körper besser einsehen lernen. Denn da durch die longitudinalen Töne evident bewiesen ist, daß die festen und die luftförmigen Körper, ihrer übrigen großen Verschiedenheit ungeachtet, bei der Fortpflanzung des Stoßes und bei den longitudinalen Schwingungen (denn diese beruhen nur auf den mit der Fortpflanzung des Stoßes verbundenen Bewegungen) genau dieselben Gesetze befolgen; so öffnete nicht nur damals dieser neue Satz den Mathematikern ein neues Feld, auf welchem ihre für die luftförmigen Körper geschriebenen Naturgesetze und Rechnungen Anwendungen fanden, sondern es werden sich auch nun die wesentlichen Eigenschaften, durch welche sich die festen Körper von den luftförmigen unterscheiden, besser einsehen lassen, nachdem man die Eigenschaften beider, in welchen sie übereinstimmen, prüfen und bestimmen kann.

Ein ganz neuer Gegenstand kam im Jahre 1794 durch Chladni zur Sprache, nämlich die bei Feuererzitterungen auf die Erde herabgefallenen Massen. Während seine früheren Entdeckungen ganz mit den Ideen und Ansichten übereinstimmen, welche seit mehr als 100 Jahren von den ausgezeichnetesten Physikern angemaßen waren, und daher sogleich allgemeine dankbare Anerkennung fanden, war die Entdeckung der Zoschafte, daß mit Leuchtsteinen und ähnlichen Feuermeteooren Eisenstein und andere Massen herabfielen, den damals herrschenden Theorien so zuwider, daß Chladni's Gleichmuth und Beharrlichkeit zu bewundern ist, mit welcher er die einmal von ihm nachgewiesene Zoschafte unerschütterlich festhielt. Diese Untersuchung war vorzüglich angeregt durch seine oben angeführten wissenschaftlichen Reisen. „Als ich im J. 1792, erzählt er, in Göttingen war, hatte ich öfters Gelegenheit, mich mit Lichtenberg zu unterhalten, wo er denn von seinem Reichthume origineller Ideen gern einiges mittheilte. Ich fragte ihn, wie es denn käme, daß er in seiner Ausgabe von Cereslebens Naturlehre von Feuersteinen wie von einem elektrischen Meteoroe geredet habe, da doch ihre Erscheinungen zuweilen bei ganz heiterem Himmel, in einer Höhe, wo wegen der so geringen Dichtigkeit der Luft die Elektricität sich zerstreuen müßte, und

nur etwas nordlichähnliche Erscheinungen hervorbringen, aber sich nicht in einem Klumpen zusammenballen könnte, ihr Brennen und Nauchen, ihr Zerlagens u. s. w. zu erkennen gäben, daß sie wol etwas anderes seyn möchten. Er erwiderte: er und andere Philosophen hätten die Geologen heit der elektrischen Meteore davon geredet, weil eine solche Erscheinung mit diesen wenigstens mehr Ähnlichkeit habe, als mit etwas anderem; eigentlich wüßten sie aber nicht recht, was sie daraus machen sollten. Als ich ihm weiter mit Fragen zusetzte, worfür man sie denn eigentlich halten könne, wenn man die vorher erwähnten Umstände der gehörig in Anschlag bringen wolle, antwortete er: die Feuerkugeln möchten wol etwas nicht tellurisches, sondern kosmisches seyn, nämlich etwas, das nicht in unserer Atmosphäre seinen Ursprung habe, sondern von außen in derselben anlange und darin sein Wesen treibe; was es aber sey, wisse er nicht. Er verglich diese Idee damit, daß Kometen auch vormals für atmosphärische Meteore waren gehalten worden, ungeachtet schon Cencra einen richtigen Begriff davon hatte, bis Dörfel endlich gezeigt hat, daß Cencra recht hatte, und daß sie kosmisch sind. So weit Lichtenberg. Diese Äußerung von ihm war mir so auffallend, daß ich den Entschluß faßte, der Sache weiter nachzuforschen.“

Wenigstens Lichtenberg konte sich nach Erscheinen von Chladni's erster Schrift hierüber (1794), so wenig in die von Chladni historisch nachgewiesenen Thatsachen finden, daß er zu Professor Harding und zu andern sagte: es sey ihm bei dem Lesen dieser Schrift so zu Muth gewesen, als wenn ihn selbst ein solcher Stein am Kopfe getroffen hätte, und er habe anfangs gewünscht, daß Chladni sie nicht geschrieben hätte. Späterhin ward er davon überzeugt, und im Göttingischen Taschenkalender auf 1797 äußerte er, der Mond, dem er es zuschrieb, sey ein unartiger Nachbar, weil er mit Steinen nach uns werfe. Und nicht bloß Lichtenberg, sondern zugleich mehrere berühmte deutsche Naturforscher überzeugten sich bald von der historischen Richtigkeit der Sache und von der Ankunft solcher Massen von außen. Freiherr von Zach war so gleich damit eingerstanden, lächelnd zwar über Chladni's mündlichen Ausdruck, es wären Weltpläne, fand ihn aber nicht unangenehm. Ob es jetzt schon im J. 1795 in einer Vorlesung im Museum zu Bremen, die Möglichkeit, daß solche Steine aus Mondvulkanen ausgetrieben seyen, wiewol er jetzt auch den eigentlich kosmischen Ursprung für wahrnehmlicher hält. Werner machte sogleich bei dem ersten Anblick der Meteorsteine die Bemerkung, da man auf der Erde keine dergleichen fände, müßten sie wol von wo anders kommen, wo es dergleichen gäbe.

Chladni's eigenes Urtheil über den verschiedenen Ursprung, welchen man von diesen herabgefallenen Massen aufstellen kann, war folgendes.

Zuerst kann man sagen, die Meteorsteine sind Haufen von Materie, die, so lange sie auf keinen größern Weltkörper niederfallen, eine eigene Bewegung im Weltraum haben. Die Meinung von Steinmassen oder dergleichen Eisenmassen, wie sie nirgends auf der Erde ge-

funden werden, und welche in sehr beträchtlicher Höhe, oft von 10—20 Meilen, anfangs fast in horizontaler, nach und nach in immer mehr geneigter Richtung mit inner Geschwindigkeit sich bewegen, wie sie fast nur den Weltkörpern zukommt, — die Meinung, sage ich, daß sie wirklich eine Art kleiner Weltkörper seyen, scheint allen Thatsachen auf das vollkommenste und mit Zuziehung der wenigsten Hypothesen zu entsprehen, zumal da historisch nachgewiesen werden kann, daß sie in den verschiedensten Jahres- und Tageszeiten, fast aus allen Weltgegenden und in fast allen Ländern, bei dem heitersten wie bei trübem Wetter und ohne irgend eine bestimmte periodische Wiederkehr angekommen sind. Zwar ist zu bemerken, daß man bei einer so schnell vorübergehenden Erscheinung nicht Zeit hat, Messungen mit astronomischen Instrumenten zu machen, sondern sich mit einer Schätzung durch das Augenmaß begnügen muß, und daß daher die Bestimmung der Höhe der Feuerkugeln durch correspondirende Beobachtungen oft sehr fehlerhaft werden kann. Dennoch ist durch solche Beobachtungen ausgemacht, daß sie sich oft weit höher als 10 oder 20 teutche Meilen befinden. Eben dies gilt auch von der Bestimmung der Geschwindigkeit der Meteorsteine. So ungenau die Angaben davon auch seyn mögen, so erhebt doch, daß sie die Geschwindigkeit der schnellsten Kanonenkugeln, wie aller auf der Erde vorkommenden Wurfbewegungen außerordentlich weit übertreffen. Ob diese Massen aber früher irgend einem größern Weltkörper angehört haben oder nicht, läßt sich nicht ausmachen.

Weit mehr willkürliche Annahmen werden erfordert, wenn man annimmt, daß die Meteorsteine aus Bestandtheilen der Atmosphäre gebildet seyen. Es wäre zwar ein ungeheurer Gewinn für die Chemie, wenn man aus diesen meteorischen Erscheinungen als nicht zu bezweifelnde Thatsache herleiten könnte, daß es Naturkräfte gäbe, welche aus der 20 Meilen und höher über der Oberflache der Erde sich befindenden Luft auf einmal mehrere Zentner Eisen, Nickel, Kieselerde, Chrom, woraus die Meteorformen bestehen, auszuscheiden, oder die Luft selbst in diese Materien umzuwandeln vermöchte, wovon die feinste Analyse bisher noch nicht die geringste Spur oder Analogie hat auffinden können. Da nun aber hierbei die große Geschwindigkeit und die horizontale oder wenigstens sehr von der senkrechten abweichende Richtung der Meteorsteine unerklärlich bleiben würde, da Meteorsteine, die sich in der Atmosphäre erzeugten, an sich in der Richtung der Schwere herabfallen müßten; so wird es wol am vernünftigen seyn, eine so hypothetische volle Ansicht über den Ursprung der Meteorsteine ganz dahin zu stellen, bis die Chemie einige dieser Hypothesen in Thatsachen verwandelt hat.

Endlich die Meinung, daß die herabgefallenen meteorischen Massen von der Erde selbst in die Höhe geworfen seyen, widerspricht unsern mineralogischen und geologischen Kenntnissen, da durchaus keine ähnliche Mischung von Eisen, Nickel, Kieselerde, Chrom u. s. w. von ähnlichem Gefüge, wie die Meteorsteine zeigen, auf

der ganzen Erde gefunden werden, und ganz willkürliche Hypothesen zur Erklärung der Geschwindigkeit und Richtung ihrer Bewegung erfordert würden.

So urtheilte Chladni über die verschiedenen Meinungen, welche man von dem Ursprunge der Meteors einschläge aufstellen kann, welche Erscheinung er selbst aus einer für sabelhaft gehaltenen Erzählung zum Rausge einer physikalischen Thatfache erhob, und über die er selbst die einfachste, wahrscheinlichste und jetzt am allgemeinsten verbreitete Lehre aufgestellt hatte.

Von diesen Entdeckungen auf seinen Reisen von 1791 — 1799 werden wir wieder zur praktischen Musik, zur Lehre vom Instrumentenbau, geführt. Chladni hat außer dem Euphon noch ein zweites Instrument erfunden, welches zwar auf den nämlichen physikalischen Entdeckungen, wie das Euphon, beruht; aber einer größern Ausführung und sich weiter erstreckenden Anwendung fähig ist, nämlich den Clavicymbel.

Die Vortheile, die Chladni durch Erfindung dieser beiden Instrumente, insbesondere durch das letztere, der Musik zu verschaffen suchte, wollen wir mit seinen eigenen Worten ausdrücken: „die gewöhnlichen Instrumente, welche mit Tasten gespielt werden, haben die Unvollkommenheit, daß man die Töne nicht, so lange sie eigentlich dauern sollen, mit anwachsender, gleich bleibender oder abnehmender Stärke fortbauern lassen kann, so wie man dies auf allen Streich- und Blasinstrumenten in seiner Gewalt hat, welchen aber die Vollstimmigkeit der Tasteninstrumente fehlt. Es haben sich also seit wenigstens drißthalbhundert Jahren mechanische Künstler bemühet, die Vollstimmigkeit der Tasteninstrumente mit dem Eingenden der Streich- und Blasinstrumente zu verbinden. Meistens bediente man sich hiezu der Saiten, die durch Räder oder Pferdehaare auf irgend eine Art gestrichen wurden, wobei aber immer unvermeidliche Unvollkommenheiten statt finden, z. B. das öftere Versimmen der Saiten und das öftere Wandelbarwerden des sehr zusammengesetzten Mechanismus. Bei einigen solchen Instrumenten bediente man sich auch eiserner Stifte, die, ungefahr wie bei der Cembalo mit Pferdehaaren gestrichen wurden, oder auch eiserner Gabeln. Aber auch hiebei waren beträchtliche Unvollkommenheiten nicht zu vermeiden, z. B. daß es einen sehr zusammengesetzten Mechanismus und also viele Reparaturen erfordert, und daß man die Reibung der Pferdehaare an den Saiten, Gabeln oder Stiften allemal weit stärker hört, als das Erclingen einer Saite mit dem in der Hand gehaltenen Violinbogen.“

Über dieser Versuche ungeachtet, deren Zahl das Bedürfnis eines solchen Instruments für unsere jetzige Musik beweist, hatte man auf seinem der einschlagenden Wege der Musik die Vortheile eines „vielstimmigen Instruments“, wie Chladni sein Clavicymbel im Gegensatz zu den „vielstimmigen Klinginstrumenten“, dem Clavier und Pianoforte, und den „einstimmigen Streich- und Blasinstrumenten“ nennt, verschaffen können.

Wir haben gesehen, daß er an die Klangstäbe des Euphons dünne Ercladn (Streichstäbchen) befestigt hatte, und daß er durch Reibung der letzten die Klangstäbe zum Tönen brachte. An das Ende des Streichstabes befestigte er nun einen Zuckstreifen, und drückte ihn an eine nasse, sich drehende, gläserne Walze oder Glaszylinder, worauf sogleich der Klangstab zu tönen anfang. Diese Entdeckung diente er zur Erfindung des Clavicymbels. Ein nasser Glaszylinder, welcher wenigstens eben so lang ist, als die ganze Claviatur, wird ununterbrochen gedreht, und die Ercladnstäbe der einzelnen Klangstäbe werden mit dem Tönen nicht erst bei jedem einzelnen Töne in Bewegung gebracht, sondern er ist fortwährend in gleichförmiger Bewegung; daher ist die Ansprache der Töne momentan, und es können auf dem Clavicymbel sehr schnelle Passagen ausgeführt werden. Alle Kunst beim Spielen dieses Instruments besteht bloß darin, daß man den größern oder geringern Druck auf die Taste vollkommen in der Gewalt hat.

Der einfache Mechanismus des Clavicymbels besteht also darin, daß jeder Ton seinen Klangstab mit einem kleinen Ercladnstab hat. Dicht oberhalb aller dieser kleinen Ercladnstäbe dreht sich eine gläserne oder hölzerne Walze, an welche die kleinen Ercladnstäbe mittelst der Tasten gedrückt werden können. Dieses ist die vollkommenere Bauart des Clavicymbels; denn man kann auch die Klangstäbe selbst unmittelbar an die Ercladnwalze drücken, und der Vermittlung der Ercladnstäbe entbehren; jedoch gewinnt man dadurch nichts in der Schnelligkeit der Tonerregung, und verliert dagegen an Schönheit des Tones und Festigkeit des Baues.

Die Euphone und Clavicymbel, welche Chladni sehr häufig hat öffentlich hören lassen, sind von seinem Instrumentenbauer gebaut worden, sondern den äußern Kasten hatte der Tischler und die Eisenstäbe der Schloßer verfertigt, und alles übrige, mit Ausnahme der Tasten, ist von Chladni's eigener Hand mit sehr wenigen Werkzeugen gearbeitet worden, ein Beweis von der Einfachheit des Baues und wie leicht er gelingt. Dennoch wäre sehr zu wünschen, daß zur möglichst vollkommenen Ausführung dieses so einfachen Instruments ein recht geschickter Instrumentenbauer oder gute mechanische Werkstätten sich entschließen, um solche Instrumente in verschiedenen Maßstäben und zu verschiedenen Zwecken zu bauen, z. B. von einer Größe, daß sie Orgeln vertreten, und bei welcher Deckenmusik angewendet werden könnten; und daß alsdann von Tonsetzern die eigenthümlichen Vortheile dieser Instrumente benutzt und von Musikdirectoren an passenden Stellen angewendet würden.

Das großartige Nationalinstitut zu Paris, das die Schwöblichkeit, Entdeckungen und Erfindungen, die ihm vorgelegt und dessen für werth gehalten werden, durch eine Commission untersuchen zu lassen. Zur Prüfung von Chladni's Erfindungen wurden im J. 1808 von diesem Institute aus der Klasse der physikalischen und mathematischen Wissenschaften Lacépède, Haug und Prony, und

auf der Klasse der schönen Künste Geötro, Mäkul und Cöfse zu Commiffären ernant O.

Die Erfindung des Claveciplinödes gab Chladni Gelegenheit, weitere neue Reisen zu machen. Doch schon vor der Ausführung des Claveciplinödes hatte er eine Zeit unternommen, die er von Antritt neuer Reisen zu beenden befohl. Er arbeitete nämlich nun schon eine große Reihe von Jahren in einem Fache der Physik, welches in den ausführlichsten Werken über Physik nur mit wenig Worten berührt wurde. Er befohl daher, alle vorhandenen afufiffischen Abhandlungen zu fammeln, alle Entdeckungen zu ordnen, und mit Hilfe feiner eigenen Entdeckungen ein Gebäude aufzuführen, welches neben die Physik und anderen Theile der Physik gefügt zu werden verdient. Zu diefem Zwecke hatte er im J. 1799 der Jaf

6) „Cet instrument — fo heißt es in dem darüber gefähten Urthil — „quant à la qualité et au timbre du son, beaucoup d'analogie avec l'harmonica, sans exciter, comme celui-ci dans le système nerveux, un apacement et une irritation, très-sensibles dans quelques individus, et qui les mettent en état de souffrir. — Le clavecin n'a aucun sur l'harmonica l'avantage d'une production d'intensité de sons mixtes, nuancés entre les deux et les autres; il est même, à cet égard, supérieur au harp. celui des jeux de l'orgue de chambre auquel on pourrait le comparer. — Il était important de savoir si chacun de corps sonores renfermés dans la caisse produisait le son sans perte de temps aussitôt que se touche était baissé. Plusieurs d'entre nous, pour s'en assurer, ont mis la main sur le clavier et ont reconnu, que le clavecin ne le laisse presque rien à désirer à cet égard — M. Chladni assure, que l'accord de l'instrument est inséparable lorsque ses parties inférieures ont été, une fois pour toutes, ajustées et réglées. Nous n'avons pas de peine à le croire. tout d'après la confiance qu'il méritait, que d'après les conjectures plausibles qu'on peut faire sur la nature des corps sonores qu'il emploie. — Mais ce qui distingue et caractérise essentiellement le clavecin, c'est la propriété précieuse qu'il a de donner des sons liés, qu'on peut, en pressant plus ou moins sur la touche, graduer à volonté et par les nuances les plus insensibles. Il possède, surtout, cette qualité à un degré éminent, depuis le médium d'intensité jusqu'à son amortissement. Les limites entre ce médium et le maximum du rinforzando ne sont pas très-distinctes, vu que l'instrument a peu de force de rebond, et que si on veut conserver la même du timbre dans toute sa pureté, il ne faut pas presser trop fortement la touche. Ainsi pour l'employer dans son état actuel à des effets d'orchestre, il faudrait, pour des selles précieuses, en réunir plusieurs. Nous avons cependant lieu de croire, que le clavecin peut être perfectionné à cet égard, et même, qu'en augmentant l'intervalle du piano en forte, quant à l'intensité du son, on augmentera en même temps la différence entre le plus petit et le plus grande pression des touches, compatible avec le besoin de l'exécution. — Le clavecin peut rendre des successions rapides de sons, le trill, et le prier à l'exécution de l'altère. Nous pourrions lui faire produire tout l'effet, dont il est capable, il faut surtout l'appliquer aux morceaux d'un caractère tendre, mélancolique et même triste. M. Chladni nous en a exécuté plusieurs de ces divers genres, qui ont sur son instrument une expression vraiment ravissante, et qui nous ont fait, connoître tout le parti qu'un musicien habile peut en tirer, pour exprimer avec vérité et énergie le sentiment qui l'anime. Les successions d'accords, les tenues d'harmonie, fluides sur l'orgue, et sèches sur le clavecin, prennent sur le clavecin de la vie, de la couleur, et offrent au compositeur des moyens de varier et d'enrichir ses tableaux.

blonometrischen Gesellschaft zu Leipzig eine Abhandlung über die beste Art, die Akustik abzuhandeln, eingesandt, wofür ihm, vorzüglich durch Hindenburgs Urtheil, der Preis zuerkannt wurde. Nach diesem Plane wurde das Werk ausgeführt, und im J. 1802 vollendet. Wir haben hier nur die Verdienste zu erwähnen, welche es sich durch die Zusammenstellung des Systems der Akustik erworben.

Zuerst erweiterte er den ganzen Gesichtskreis, indem er die Akustik nicht bei der Luft abgehandelt wissen wollte. Die Akustik handelt nämlich nicht bloß von der Bewegung der Luft, sondern auch aller übrigen Körper; sie ist also der höhere Theil der Mechanik oder der Bewegungstheorie, wo zu den physikalischen Untersuchungen auch der Gehörssinn zu Hilfe genommen wird. Die Wahrnehmung jedes Schalles wird theils durch die Schwingungen des äußeren Körpers, theils durch den Gehörssinn bewirkt, und daher erfüllt die theoretische Akustik in den physikalischen und psychologischen Theil. Um vom Einfachen zum Zusammengesetzten allmählig überzugehen, schied Chladni diesen beiden Theilen eine Abhandlung voraus, die eigentlich eine Anwendung der Akustik auf Musik ist, aber, nur auf einige wenigen Thatfachen beruhend, ganz unabhängig von allen übrigen Theilen abgehandelt werden kann, nämlich die Lehre von den Consonanzen und den daraus zu bildenden Conzeiten, welcher Theil der Akustik für die Musik von großem Interesse ist, und in den Lehrbüchern des Generalbasses und der Composition unter dem Namen der Kanontik abgehandelt zu werden pflegt. — Ein großes, diesem klassischen Werke eigenes Verdienst ist die vollständige Literatur in allen Theilen der Akustik, und insbesondere die Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung, die Chladni ausgeführt hat, indem er die vortrefflichen Abhandlungen Daniel Bernoulli's, Leonhard Eulers, Lagrange's, Lamberts und Giordano Riccati's benutzte, von denen einige ohne Chladni wahrscheinlich lange Zeit würden unbenutzt geblieben sein.

Leider trat nun bald in Deutschland durch ununtersbrochene Kriege eine Zeit so allgemeiner Noth ein, daß die Aufmerksamkeit eine Reihe Jahre von wissenschaftlichen Gegenständen sehr abgelenkt wurde. Auch bemerkt man bei Chladni, daß dieser rege wissenschaftliche Trieb und feurige Untersuchungsgelbst, der ihn bisher besetzt hatte, in dieser Kriegszeit wol etwas gedämpft wurde; die endlich wiederkehrenden, den Wissenschaften günstigeren Verhältnisse fanden ihn aber in schon vorgerücktem Jahren, in denen er weniger genügt war, neue Theile der Wissenschaft sich zu öffnen, als vielmehr dasjenige, was er geöffnet hatte, in die möglichste Ordnung gebracht, seinen Nachfolgern zu hinterlassen. So entstand der spätere, in Paris herausgegebene *traité d'acoustique*, sein Werk über die Meteorsteine, und zuletzt seine praktische Akustik. In dieser gedärberten Richtung seiner Bestrebungen und seiner Thätigkeit in der späteren Hälfte seines Lebens macht die große Anregung, die er erhielt, durch die würdige Anerkennung seiner Verdienste von den französischen Gelehrten in Paris, von Männern, die in jeder Rücksicht im Stande waren, die Wichtigkeit seiner Entdeckungen im Zusammenhange mit allen



Thellen der Naturwissenschaften zu wägen und zu schätzen. Wenn auch nicht im gleichen Maße selbstthätig, blieb Chladni doch bis zu seinem Tode für alle Fortschritte der Wissenschaften empfänglich, und wenn er in den letzten Jahren seines Lebens sich selbst nicht mehr der Ausarbeitung größerer Werke unterziehen mochte, so suchte er doch in Kurzem eine Übersicht von der Ordnung zu geben, die er bei Ausführung eines größeren Werkes desolgt haben würde. Noch in den letzten Tagen seines Lebens ließ er eine kurze Übersicht der Schall- und Klanglehre, einen Plan zu einem noch größeren Werke über die Musik, als seine beiden frühern, drucken.

Bei den Unruhen, die im J. 1806 durch den Krieg zwischen Frankreich und Preußen sich bald über Wittenberg erstreckten, beschloß Chladni, Wittenberg zu verlassen und eine größere Reise anzutreten. „Zu Anfang des Jahres 1807, erzählt Chladni, trat ich eine Reise in westlichere und südlichere Gegenden an. In Holland hielt ich mich über Jahr und Tag auf, und fand dort an mehreren Orten eine freundschaftliche Aufnahme und auch Einn für meine Erfindung. Von Holland reiste ich über Antwerpen und Brüssel, wo ich ein Paar Monate angenehmer zubachte, nach Paris. Dort wollte ich das, was ich für die Theorie und deren Anwendung gethan hatte, nicht gern von manchen über alles absprechenden Nichtkennern beurtheilen lassen; wol aber sehr gern dem Urtheile achtungswerther Personen unterwerfen, denen man eben sowohl Gerechtigkeitsliebe als Sachkenntniß jutrauen konnte.“ Dabei wendete er sich an das Institut, welches das oblige Urtheil über die von ihm erfundenen Instrumente, und ein ausführenderes über seine wissenschaftlichen Leistungen fällte. „Nun wünschten mehr der vorzüglichsten wissenschaftlichen Männer, besonders der verdienstvolle Laplace, daß ich ihnen meine Musik, die, so wie sie im Deutschen ist, nicht wohl ganz übersehbare gewesen seyn würde, in ihrer Sprache geben möchte. Sie machten den damals regierenden Kaiser Napoleon darauf aufmerksam. Dieser ließ mich zu sich rufen, und die Herren Laplace, Berthollet und Lavoisier führten mich bei ihm ein.“

Der bedeutendste, unmittelbare Erfolg von der Aufmerksamkeit, welche die vorzüglichsten französischen Gelehrten Chladni zuwandten, ist gewesen, daß er nun wirklich die französische Bearbeitung der Musik unternahm, indem Napoleon ihm zu diesem Zwecke 6000 Fr. auszahlte ließ, und daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine wichtigen Entdeckungen dadurch hingewandt wurde, daß Napoleon durch die pariser Akademie einen außerordentlichen Preis von 3000 Fr. für die mathematische Theorie der Schwingungen, von welchen Chladni die physikalische Theorie gegeben hatte, aussetzen ließ. Diese mathematische Theorie war aber künftigen Zeiten vorbehalten, da sie gar zu weit jenseit der damaligen Grenzen der höhern Analyse zu liegen schien. Die Zeit zur Verwerthung ward zwei Mal verlängert; es erschien aber keine Abhandlung, welche den Forderungen völlig Genüge geleistet hätte.

Außer diesen unmittelbaren Erfolgen, wozu auch ge-

hört, daß man ihn in Paris zum Mitglied der philosophischen Gesellschaft wählte, war aber auch noch Chladni selbst durch die Achtung und Ehre, welche ihm bei dieser Gelegenheit die ausgezeichnetsten Naturforscher widerfahren ließen, zu neuen Kraftanstrengungen ermuntert worden, und so verbunden mit dem Einfluß der französischen Naturforscher die vortheilhaften Untersuchungen, welche Chladni bald nachher in seinen neuen Beiträgen zur Akustik (Leipzig 1817.) mittheilt. Seine Untersuchung schwingender Scheiben, insbesondere seine Klangfiguren, hatten ein ganz neues Feld von Erscheinungen eröffnet. Da römende Scheiben bisher nur in sehr unvollkommenen Instrumenten angewendet worden sind, hat dieses Feld der Physik unmittelbar noch so viele bedeutenden praktischen Vortheile gemähren können. Denn interessanter und nützlicher ist dieser Theil der Physik für die Bewegungstheorie, da die Erklärung der von Chladni darin entdeckten Erscheinungen lange Zeit eine Hauptaufgabe der Mechanik bilden wird.

Wir wissen, daß bei den Schwingungen der Scheiben alles von den Dimensionen der Scheibe, von ihrem Gewichte und von ihrer Elasticität abhängt. Alles dieses kennen wir erfahrungsmäßig, und es wäre sehr zu wünschen, daß ausgemittelt würde, wie davon die Schwingungen der Scheibe abhängen. Wie groß das Interesse um so gleich die Schwierigkeit dieser Aufgabe sey, zeigt schon in, daß, ungeachtet die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, hernach die detaillirte Gesellschaft der Wissenschaften zu Paris, und spätrhin das französische Institut, welches sogar die Zeit des Concurses zu wahren hielten Malen verlängerte, die Sache zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht haben, die vorgelegte Aufgabe dennoch bis jetzt ungelöst geblieben ist. „Es muß nun endlich, sagt daher Chladni, irgend einem oder dem andern der talentvollsten Mathematiker gelingen, ehe nicht (ungefähr so wie es Daniel Bernoulli und Leonhard Euler in Hinsicht auf die Transversalschwingungen der Stäbe gethan haben), auf dem Wege der Theorie auf eine vollkommen genügende Art zu zeigen, daß bei den Schwingungen einer Scheibe die Gestaltveränderungen und die Tonverhältnisse so seyn müssen, wie sie nach der Erfahrung wirklich sind; so wird es doch alle Mal auch möglich seyn, die Erfahrungen möglichst genau aufzustellen, und aus deren Vergleichung die Naturgesetze derselben zu finden. Im ersten Falle wird man sehr besser die Resultate der Theorie mit denen der Erfahrung vergleichen können; im letztern Falle wird die Erklärung das einzige Mittel seyn, um die Natur dieser Erscheinungen gehörig kennen zu lernen.“

Diese wichtige Untersuchung schwingender Scheiben durch ihre Töne und ihre Klangfiguren hat Chladni mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit nach seiner Rückkehr von dieser sächsischen Reise durchgeführt, in eurer Zeit, wo er zwar durch die große Achtung, in der er bei allen seinen Freunden stand, einen angenehmen Aufenthalt in Wittenberg hatte, der aber bald durch die Kriegserregnisse zu wiederholten Malen gestört und unterbrochen wurde. Nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland wurde Wittenberg von den Preußen lange Zeit belagert und be-

schaffen. Dadurch verlor Chladni einen Theil seiner Sachen, indem das Haus, in welchem er wohnte, abbrannte. Er selbst hatte, da ihn nichts dort festhielt, schon vor der Blöcke Wittenberg verlassen, und das nahe Kemberg zu seinem Aufenthalt gewählt. Hier hat er von 1812 an bis an seinen Tod 1827 stets eine Wohnung gehabt, wohnen er sich zurecht, wenn er von einer Reise wiederkehrte, und wo er seine Sachen verwahrte, während er auf einer Reise sich befand. Der wohlfeile Aufenthalt in einer so kleinen Stadt, einige Freunde daselbst und in der Nähe, die viele geschickte Talente vereinigten, und endlich einige sehr geschickte und billige Handwerker, die er dort antrat, und deren er bei seinen Beschäftigungen notwendig bedurfte, veranlaßten ihn zu dieser Wahl. So lebte er damals 4 Jahre lang, ohne eine beträchtliche Reise zu machen, zurechtgekommen, doch in einem angenehmen Kreise. In dieser Zeit lieferte er nun seine neuen Beiträge zur Akustik.

Wir wollen hierbei nur auf die ungeheure Beharrlichkeit und große Geschicklichkeit aufmerksam machen, die zu dieser Untersuchung notwendig gewesen war. So leistet es ihm, einzelne Klangfiguren mit größter Präcision hervorzubringen, so schwierig ist es für einen gewissenhaften Beobachter, der nicht eine dunkle Andeutung der Figur für hinreichend hält, eine zusammenhängende Reihe Figuren hervorzubringen, die einer einzigen Schwingungsart zugehören, und mit derselben Tone verbunden sind. Noch schwieriger, als diese Reihe von Klangfiguren für jede einzelne Schwingungsart, wobei der Ton der Scheibe keine oder eine nur sehr geringe Änderung erleidet, war die genaue Bestimmung der Verhältnisse der verschiedenen Schwingungsarten. Denn es war hiezu nicht hinreichend, den Ton, den er aus einer Scheibe hervorbrachte, möglichst genau mit Hilfe eines ganz rein gestimmten Clavocylinders zu bestimmen, sondern er wollte die Verhältnisse der verschiedenen Töne einer Platte unmittelbar mit einander vergleichen, indem er immer je 2 Töne unmittelbar hinter einander hervorbrachte und genau beobachtete, welches Intervall sie mit einander bildeten.

Nach diesem 4jährigen Aufenthalt in Kemberg, und nach diesen Untersuchungen während einer Zeit, wo schwerlich günstige Gelegenheiten zu reisen sich ihm bot, entschloß er sich, die erste Zeit des hergesehnten Friedens wieder zu einer größeren wissenschaftlichen Reise anzuwenden. Seitdem seine Untersuchungen über die Meteorsteine allgemeine Anerkennung gefunden hatten, wurde er von mehreren Seiten aufgefordert, diesen Gegenstand mit Verknüpfung der neuern Beobachtungen und Untersuchungen mehr im Zusammenhang zu bearbeiten. Im Mai 1816 faßte er das her den Entschluß, die Untersuchung der Feuermeteore, und insbesondere der mit ihnen herabgefallenen Massen zum Hauptgegenstand seiner Beschäftigungen und zum Hauptzweck seiner Reisen zu machen. Die besondere Gabe, die er hatte, die umfangreichsten Werke mit der größten Schwinnigkeit zu durchlaufen, und dabei alles ihn Interessirende sehr genau herauszufinden, benutzte er nun, um auf allen Bibliotheken aus einer großen Anzahl Chroniken, politischen und andern historischen Schriften, alle Thatfachen ausfindig zu machen, welche zur Beurtheilung

des Gegenstandes wichtig werden konnten. In dieser Absicht blieb er 2 Monate in Göttingen und 3 Monate in Göttingen, um in den dortigen Bibliotheken alles hieher gehörige nachzusehen; benutzte besonders in Hamburg, Bremen und Wien viele ausländische Zeitschriften; machte im Julius 1818 eine Excursion von Carlsruhe nach Paris, um in den dortigen Bibliotheken und Naturalienkabinetten manches nachzusehen. Seine Reise nach Wien hatte endlich noch den besondern Vortheil, daß Schreibern, Director des Wiener Naturalienkabinetts, Abbildungen und Erklärungen einiger in Wien befindlichen Arten von Meteorsteinen beistellte. Nach diesen Vorbereitungen erschien das Werk in Wien selbst im J. 1819 unter dem Titel: Über Feuermeteore und über die mit denselben herabgefallenen Massen, nebst 10 Steinendrucktafeln und deren Erklärung von Karl von Schreibern. Nach diesem den Gegenstand auf das vollständigste behandelnden Werke sind im Verlauf der folgenden 8 Jahre noch einige Abhandlungen darüber in Gilberts Annalen, Schweizergesellschafts Jahrbuch und in den Annales de chimie et de physique erschienen.

Wie Chladni durch dieses Werk seine Untersuchungen über die Meteorsteine in ein Ganzes zusammengearbeitet, und wie er schon früher alles, was von seinen Arbeiten der reinen oder theoretischen Akustik zugehörte, auf ähnliche Weise zusammengestellt und geordnet hatte; so wünschte er nun auch bei herannahendem Alter diese zu gewinnen, um etwas Vollständiges und Ganzes über die praktische Akustik zu liefern, welches seine Untersuchung in Betreff des Clavocylinders und des Cuppons umfaßte. Diese Unternehmung einer praktischen Akustik war um so verdienstvoller, da über Instrumentenbau bis jetzt noch gar kein wissenschaftliches Werk vorhanden war. Diese Arbeit machte er im J. 1820 zum Gegenstand seiner Beschäftigung, und es erschien 1821 die letzte seiner größten Schriften unter dem Titel: Beiträge zur praktischen Akustik und zur Lehre vom Instrumentenbau, enthaltend die Theorie und Anleitung zum Bau des Cuppons und Clavocylinders und damit verwandter Instrumente — welches Werk zugleich mehr akustische Untersuchungen enthält, die auch ohne Rücksicht auf Praxis sehr interessant sind, ein Werk, welches allen Freunden der Akustik und Musik zu empfehlen ist, und von allen mit großem Vergnügen wird gelesen werden.

Auch eine Untersuchung über die Hervorbringung der menschlichen Sprachlaute, welche er früher gemacht, und sowohl in seiner deutschen als in seiner französischen Akustik mitgetheilt hatte, nahm er in den letzten Jahren seines Lebens noch ein Mal auf und vervollkommnete sie nach Kräften. Er war zu dieser Untersuchung in mehrer Rücksicht vorzüglich geschickt: denn er konnte nicht nur den Bau der menschlichen Sprachwerkzeuge, sondern desß auch eine durch Übung sehr ausgebildete Fertigkeit, die Sprachlaute, so wie sie in den Sprachen der verschiedenen Völker vorkommen, möglichst genau nachzuahmen. Hiebei kam es ihm sehr zu statten, daß er, außer den griechischen und lateinischen Sprachen, in welchen er sehr gründlich unterrichtet und gewandt war, das Französische und Italienische vollkommen sprach, und zwar auch verhältniß-

mäßig als Ausländer gut aussprach, das Engländische getrieben und auch mit der niederländischen, spanischen, russischen, neuarabischen und mit der hebräischen Sprache sich einigermaßen beschäftigt, und bei seinen Reisen so viel Gelegenheit gefunden hatte, die Ausländer beim Sprechen zu beobachten. Er achtete nun auf den Zustand seiner Sprechorgane, während er verschiedene Laute aussprach, mit der ihm eigenhämlichen Beobachtungsgabe. Die geathmete Luft geht beim Sprechen durch den Sprachkanal, der hinten einfach ist, sich aber allmählich in den Gang der Mundhöhle und in den Gang der Nasenhöhle theilt, hindurch. Dieser Gang kann an gewissen Stellen durch vorspringende Theile, die einander genähert werden, verengt und in manchen Fällen ganz verschlossen werden. Ist die Bewegung sehr flüchtig, so bringt die Luft, die zwischen den verengten Theilen durch oder neben ihnen vorbeistreicht, ein Geräusch hervor, welches man mit dem Namen der verschiedenen Consonanten bezeichnet. Bei den Vocalen werden dagegen jene vorspringenden Theile einander nicht so sehr, sondern nur mäßig genähert, so daß die durchgehende Luft kein so bestimmtes Geräusch, sondern mehr ein Hallen hervorbringt (welches Ausdruck sich jedoch Chladni nicht bedient hat). Einige Consonanten, Verschlußlaute, werden dadurch hervorgebracht, daß, nachdem der Luft der Durchgang durch die Mund- und Nasenhöhle verschlossen worden, und sie in einen gepreßten Zustand gekommen ist, dieses Hinderniß an einigen bestimmten Stellen plötzlich gehoben, oder von ihr überwunden wird, so dann die Luft plötzlich mit einem kurzen Geräusch hervorbricht, welches nicht fortbauern kann, sondern nur im Augenblicke der Öffnung statt findet, z. B. zwischen den verengten Lippen, Lippenverschlußlaute, b und p; zwischen dem harten Gaumen und der Zunge, Gaumenverschlußlaute, d und t; zwischen der Kehle, Kehlenverschlußlaute, k und wach ausgesprochen als g. Andere Consonanten, Nasenlaute, entstehen dadurch, daß, indem man der Luft den Durchgang durch die Mundhöhle plötzlich verschließt, sie genöthigt wird, den Weg durch die offene Nasenhöhle zu nehmen. Dieses Verschließen geschieht mit den Lippen, Lippennasenlaut, bei m, mit der gegen den vorderen Theil des Gaumens angebrückten Zungenspitze, Gaumennasenlaut, n, und endlich durch Verschließung der Kehle, Kehlnasenlaut, bei dem Consonanten, den man teufsch ng oder nk schreibt, wie in den Worten eng und Anker. Eine dritte Abtheilung Consonanten wird durch Anstimmung eines vorspringenden Theiles im Sprachkanale an einen benachbarten Theil hervorgebracht, und die Luft genöthigt, neben oder zwischen den an einander gestemten Theilen mit einem Geräusch hindurch zu gehen, Stemmilaute: der Lippenstemmilmilaut ist l, der Zungenstemmilmilaut ist r, der Gaumenstemmilmilaut ist j und g, wenn das letztere ähnlich wie j, und auch das ch, wo es dem g ähnlich gesprochen wird. Die vierte Abtheilung der Consonanten bilden die Zischlaute, bei welchen ein vorspringender Theil des Sprachkanals einem benachbarten Theile desselben so genähert wird, daß er sich zwar nicht an ihn anstößt, nicht an ihn angebrückt, aber doch in dem Grade

genähert wird, daß der Luftstrom mit einem Geräusch zwischen den genäherten Lippen hindurch gedrängt wird. Der Lippenzischlaut ist v, der Zungenzischlaut ist z, der Gaumenzischlaut ist sch, der Kehlenzischlaut endlich ist ch. Die letzte Abtheilung der Consonanten ist die der Zitterlaute. Der Lippenzitterlaut, das h, der Rutscher, kommt in den Sprachen der entwirten Völker nicht vor. Der Zungenzitterlaut ist das r, der Kehlenzitterlaut ist das schauernd ausgesprochene r. Das h kann man mehr für eine Aspiration, als für einen Consonanten halten. Bei ihm ist der Sprachkanal noch mehr erweitert, als bei den Vocalen, und nur durch ein sehr schnelles Ausstreifen der Luft aus der Zunge wird ein schwaches Geräusch hörbar.

So wie die mannigfaltigen Consonanten dadurch entstehen, daß der Sprachkanal, während die Luft durch geht, an gewissen Stellen verengt wird; eben so findet dieses, aber nur in geringerem Grade, bei den Vocalen statt. Bei dem a ist der Sprachkanal hinten und vorne offen. Wenn man vom a allmählich zum o (ao), o und u übergeht, verengt er sich stufenweise an seinem vorderen Ende, an den Lippen, immer mehr und mehr, bleibt aber hinten offen. Wenn man vorn a zum e (ae), e und i übergeht, verengt er sich stufenweise an seinem hinteren Ende, am Gaumen, immer mehr und mehr, bleibt aber vorn offen. Wenn man vom a zum ö, o und u übergeht, so verengt sich der Sprachkanal stufenweise zugleich vorn an den Lippen und hinten am Gaumen.

Nachdem Chladni so alle seine Entdeckungen der Welt mitgetheilt, sie in ihrem Zusammenhange mit den vorhandenen Entdeckungen dargestellt, und sie alle in die beste und systematische Ordnung gebracht hatte, blieb ihm nur noch übrig, wenn irgend eine seiner mit der größten Gewissenhaftigkeit angestellten Versuche und Beobachtungen von neuen Experimentatoren angegriffen worden, sich zu vertheidigen, und gegen deren Verschuldigungen sich kräftig zu verwahren, wie dieses bei einer Reihe von Aufsätzen nöthig wurde, die ein sehr geschaffter Experimentator, Felix Savart in Paris, über Gegenstände der Akustik herausgab. Als ein Beweis seiner Unparteilichkeit für die neuern Entdeckungen dient endlich seine letzte Schrift: Kurze Übersicht der Schalls und Klanglehre, in welcher er den Zusammenhang anzeigt und die Übereinstimmung nachzuweisen sucht von allen spätern, und von seinen früher gemachten Entdeckungen, und den Plan mittheilt, wie er in den letzten Jahren seines Lebens das Coßtem der Akustik, wenn er Zeit dazu gehabt hätte, behandelt haben würde.

In diesen letzten Jahren seines Lebens, von 1820 bis 1827, hat er, außer einer Reise nach Göttingen, Bremen und Hamburg, auf welcher er vorzüglich den Zweck hatte, denjenigen, welche Clavierinstrumente zu bauen unternehmen hatten, mit Rath und That beizustehen, mehrmals einzelne bedeutende Städte Deutschlands besucht, z. B. Berlin, Frankfurt a. M. und Breslau, und Vorträge über die Akustik gehalten.

Chladni gehörte zu den Menschen, die man Originale nennt. Ohne originell (sich) zu wollen, und zum Theil sogar, ohne es zu wissen, daß er es sey, ging er in den

Wissenschaften und durch das Leben seinen eignen, von andern noch nicht betretenen Weg. Namentlich waren seine Vorstellungen von dem, was man ein glückliches Leben nennt, gänzlich abweichend von denen, die sich die meisten andern Menschen davon bilden. Die Bedürfnisse und Wünsche für sein geistiges und körperliches Leben, so wie die von ihm im Handeln streng befolgten Grundsätze, von dem was gut und recht sei, stimmten aber auch so vollkommen mit jenen Vorstellungen überein, daß er in sich abgeschlossenes Ganzes bildete, in welchem alles nothwendig zusammenhing, und welches auch mit dem Loos, das er sich selbst bereite, in keinem Widerspruch stand. Sein größter Wunsch, nach welchem sich alle andere Wünsche bequemen mußten, war, ein freier Weltbürger zu seyn, und als solcher, ohne durch Verpflichtungen an einen Staat, an ein Amt, an eine Familie, an einen Freund gebunden zu seyn, ein freies, sorgenloses Leben zu führen, dieses weite Vaterland der Erde kennen zu lernen, und für dasselbe in legend einem Völkchen etwas Ausgezeichnetes und Denkwürdiges zu leisten. Ein solcher Mensch zieht andere Menschen unwillkürlich an, und umt, wenn er, wie Chladni, zugleich sehr viele andere liebenswürdige Eigenschaften besitzt, und wenn er selbst die Gesellschaft liebt, in Gesellschaften, die Erweiterung und Belehrung zum Zweck haben, einen vorzüglichen Platz ein, selbst wenn er mancher Eigenschaften entbehrt, durch welche sonst viele in der Gesellschaft sich geltend zu machen wissen.

Die Erziehung und die geselligen Verhältnisse theilen auf der einen Seite vielen Menschen Eigenschaften mit, die sie außerdem nicht erwerben würden; aber sie unterstützen auch häufig eine ganz naturgemäße und harmonische Entwicklung der in einem Menschen liegenden Kräfte und Anlagen. Denn die Menschen nehmen in der Kindheit früher Vorstellungen und Urtheile Anderer in sich auf, und gewöhnen sich Begierden und Handlungswesen von Andern an, als sie sie prüfen können. Diese Summe von früher Jugend erworbener Vorstellungen und Reizungen bilden dann einen Grund, auf welchen nicht alle späteren Eindrücke Wurzel fassen können. Wenn aber die Richtung, die jemand durch die ihn umgebenden Menschen erhalten soll, die ihn theils absichtlich zu züchten suchen, theils absichtslos durch ihr Beispiel ziehen, desjenigen gar zu sehr widerspricht, die seinen ursprünglichen Anlagen gemäß ist, so kann bei Menschen von kräftigem Charakter der Fall eintreten, daß die Menschen, die auf ihn einwirken, fast ohne Einfluß bleiben, und höchstens seine Entwicklung hier und da aufhalten, so daß er sich dann mitten unter andersartigen Menschen eigenthümlich entwickelt. Dies war Chladni's Fall. Manche ihn mehr oder weniger aufmerkende Angewohnheiten scheinen in der Art seiner Erziehung ihren Grund gehabt zu haben. Durch die Beschäftigung mit sich allein scheint er sich das Sprechen mit sich selbst angewöhnt zu haben, das ihm, wenn er allein war, bis in sein höchstes Alter eigenthümlich blieb. Daher schreibt sich auch wol eine gewisse Unbeholfenheit in seinem Benehmen gegen Andere, seiner das ununterbrochene, fortwährende, sehr lebhaftes Mimenspiel und mancherlei fast unwillkürliche Bewegungen,

durch die er Andern, an die er sich noch nicht gewöhnt hatte, auffiel. Vielleicht hat auch die Gewohnheit, sich allein zu beschäftigen, und seine Pausen für die Zukunft als lein zu erwirken, bewirkt, daß er, ungeachtet seines menschenfreundlichen und geselligen Sinnes, das Bedürfnis, sich in den wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens einem Freunde offen mitzutheilen, und sich mit ihm zu berathen, weniger als viele andere Menschen gefühlt hat.

Chladni war ein kleiner, breitschulteriger, keineswegs verwachsenen Mann, dem es, um ziemlich groß zu seyn, nur an Füßen von verhältnismäßiger Länge fehlte, mit lebhaften, kleinen, freundlichen, in den Augenwinkeln fein zusammengezogenen Augen und einem noch viel lebendigeren Mienenpiel. In seinem Gesichte trat nie Ruhe ein. In einem gewissen Grade zeigte sich dabei Linde der Muskeln auch in seinem übrigen Körper, z. B. durch eine Art von unwillkürlichem Achselzucken. An seinem Aussehen sahe man, daß er niemals auf seine Haltung aufmerksamer war; wenn er stand oder ging, hingen oft seine Arme fest, wie es ihre Schwere mit sich brachte, herab. Wenn er aber sprach, gestikulierte er lebhaft und mit so schnellen und abgebrochenen Bewegungen, als manche Juden, denen er zum Scherz ihre Eigenbühnlichkeiten gern und mit Geschicklichkeit nachahmte. Seine Sprache war im Teutschen etwas flüchtig, unwillen selbst bis zum Stottern. In andern Sprachen scheint er von diesem Fehler freier gewesen zu seyn.

Chladni besaß einen uner schöpfbaren Schatz interessanter Notizen aus allen Fächern der Naturwissenschaften. Er war allgemein geliebt in der Kenntnis des Himmels, der Erde, der Völkerverkunde, Zoologie, Botanik und Mineralogie. In seinem glücklichen, treuen Gedächtnisse bewahrte er von der Schule her ganze Kapitel der Dvoise und Zille, aus vielen andern ältern Schriftstellern hatte er zahlreiche, sinnvolle Gedanken in Verzeichenschaft. Er kannte die besten Werke der Dichtkunst, der Malerei, der bildenden Künste, der Composition, er konnte genaue Nachweisungen über die Lebensverhältnisse berühmter Künstler und Schriftsteller und überhaupt interessanter Menschen geben. So vieler Länder Sitten, so viele Naturen und Kunstmerkwürdigkeiten hatte er selbst gesehen, und wußte dieselben mit der größten Treue und Lebendigkeit zu schildern. Wo irgend etwas darauf ankam, oft auch, wo nichts darauf ankam, wußte Chladni seine Notizen genau mit Jahreszahl und Datum zu belegen,

7) Es existiren von ihm 4 Bilder. Ein nicht gelungenes, kleiner Kupferstich als Bignette an dem vor der 1ten Ausgabe seiner letzten Ausgabe, ein etw. so wenig gelungener Kupferstich in aqua tinta von Lucide in Paris 1827 geschnitten, auch in dem eunt Bignette; ein in vieler Beziehung ähnliches Portrait auf Stein von Ludwig von Memmeriken geschnitten in groß Fol., auf welchem indessen die lebenswichtige Genauigkeit Chladni's und seine Lebendigkeit nicht ausgedrückt ist. Es ist indessen das gelungenste Bild, was es gibt. Nach diesem Bilde ist die Zeichnung von der 2ten Ausgabe der letzten bei Breitner und Härtel in Leipzig erschienenen Abdruck gezeichnet, so jedoch, daß mit Anordnung einiger fremde Chladni's einige Fehler jenes Bildes von dem Bilden gezeichnet verbessert wurden. Dieses Bild ist daher in der That von der handschriftlich nach im Grunde ähnlich, außerdem hat der Sohn von Karoline Chladni gezeichnet, und es wird sich dieses auch gezeichnete Portrait in Chladni's Nachlass finden.

und da er sich immer sehr streng an die Wahrheit band und ganz zuverlässig war, so war seine Unterhaltung und Belehrung von größerem Werthe als vieler, welche sich in geselliger Unterhaltung ausgießen. In den Jahren der französischen Revolution war er der eifrigste Politiker. Er drang für die Freiheit der Völker. Später war er einer der ersten Bewunderer Buonapartes, die dieser les benächtiglich das Consulat annahm. Von dieser Zeit an hat er sich mit ihm nicht wieder ausgesöhnt, selbst dann nicht, als er von ihm so ehrenvoll aufgenommen wurde, und die französischen Journale Napoleons Ausspruch: „dieser Mann läßt die Löwe sehen“ durch die ganze gebildete Welt trugen. Er besaß das beste Zutrauen zu allen Menschen, schätzte den Bauer, den Handwerksmann und das Mitglied jedes Standes in seiner Art, setzte jeden, von dem er glaubte, er leiste etwas gutes in seiner Art, sich gleich. Er suchte die gemeinsten Leute mit eben der Aufmerksamkeit angenehm und lehrreich zu unterhalten, als den gelehrtesten und angesehensten Mann. Niemandem schmeichelte er, und gebrauchte selbst die herkömmlichen Complimente nicht leicht. Er tabelte mit Vorwitz und mild, und enthielt sich des Urtheils, wo es die Klugheit ersoherte, oder wo er sein Urtheil nicht für hinlänglich begründet hielt. In seinem Lobe, das er den Bewohnern von Städten und manden einzelnen Personen zu Theil werden ließ, war er zuweilen nicht ganz unparteiisch. Es geschah unwillkürlich, daß ihm die Leute gefielen, denen er gefallen hatte, und die ihn gastfreundlich, und seine Entdeckungen mit dem Interesse, das sie verdienten, aufgenommen hatten. Gegen Vernachlässigungen oder Spötreien war er süßlos oder wollte es sein. Gefälligkeiten und Ehrenbezeugungen empfing er gern, nahm mit Vergnügen an geselligen Zirkeln Antheil, und folgte auch der Einladung solcher Menschen, die er eben nicht gerade zu achten Ursache hatte. Allein er verpfllichtete sich das durch niemandem, erwiderte bedingte niemandem eine Ehre, und machte ihm keine Complimente, sondern hielt gewissermaßen seine Schuld durch das Vergnügen und den Nutzen getilgt, den sein geselliger Umgang andern gebracht. Selbst seinen Freunden, die ihm am nächsten standen, hielt er sich nicht für verpflichtet, legte aber auch ihnen, wenn er sich um sie verdient gemacht hatte, seine Verpflichtungen auf; denn er wollte vollkommen frei sein.

Manche bielten die Art, wie er auf Reisen durch öffentliche Vorlesungen und Vorträge seiner Instrumente und Meteortheorie und seiner physikalischen Versuche seine Existenz zu sichern suchte, eines solchen Mannes für unwürdig, und ließen ihm diese Meinung nicht unbedeutlich merken. Er war vorurtheilsfrei, und sah seinen Unterschied darin, ob man sich mit dem, was man leistet und gelernt hat, einem Hürken oder einem Volke, einer Stadt oder einer Familie, für immer oder für längere Zeit verpflichtet, oder ob man es herumreisend auf kurze Zeit, wie Maler und Sängler, für einzelne Gesellschaften thut. Er wollte der Wissenschaft und den Menschen nützen, dafür sollten seine Mitmenschen für ihn sorgen, und dieser Verhältnis hielt er für das ehrenvollste und vortheilhafteste, durch das er selbst von Andern am wenigsten abhängig würde.

So wie er selbst den Verdiensten und Entdeckungen Anderer strenge Gerechtigkeit widerfahren ließ, und z. B. wenn ihm die Idee eines andern mündlich oder schriftlich bekannt geworden war, in seinen Schriften und Erzählungen dessen Namen anführte; so war er zuweilen auch mit Recht ungehalten über die Diebstähle, welche man an seinen Ideen begangen hatte. Er bezeugte dieses Verfahrern, wo die Ideen anderer, ohne die Urheber zu nennen, als eigene benutz worden, mit dem Namen der Ideen capere.

Von seinem Vaterlande hatte er keine besondere Unterstützung gebot und erhalten. Wenn er ein bestimmtes Amt hier oder in andern Ländern gesucht hätte, würde es ihm nicht gefehlt haben. Er war daher mit einer Grabstiftung, die ihm Oken noch bei seinem Leben in der Jahr in der Vorstellung, als würde er einst in seinem Vaterlande verhungern müssen, setzte, gar nicht einverstand, und glaubte vielmehr, in einer vorzüglich glücklichen Lage zu sein. In seinem Alter besaß er so viel, daß er von seinen Interessen, auch ohne weitere Einnahme, einzog, und wenn er sein Vermögen als 70jähriger Greis auf Leibrenten gegeben hätte, sogar reichlich hätte auskommen können.

Er vermied in seinem Alter nicht von seinem Tode zu sprechen; suchte aber auch nicht die Gelegenheit dazu. Als er im J. 1827 in Breslau in einer Gesellschaft im Hause des Professors Steffens sich befand, war das Gespräch auch auf diesen Gegenstand gekommen. Er hatte sich darüber geäußert, was für einen Tod er sich wünsche, und wenige Augenblicke darauf ward ihm in seiner Wohnung dieses Glück zu Theil, nämlich ein schneller Tod ohne Krankheit und ohne Schmerzen. Man fand ihn am folgenden Tage halb ausgekleidet und stehend. Die abgelaufene Uhr, welche er unstreits in der Nacht, bei seiner Rückkunft nach Hause in der Hand gehabt, um sie aufzuheben, lag neben ihm auf dem Fußboden.

Weil er niemandem, keinem seiner Verwandten und näherrn Freunde etwas schuldig zu sein glaubte, was machte er sein kleines Vermögen, das sich über 6000 Thaler belief, seinem diereben und rechtschaffenen Hauswirthe in der Stadt, wo er lebte, und verordnete der Stadt selbst ein Legat von 1200 Thalern theils für Arme, theils zur Abschaffung von Unsitthen, die ihn in seinem Leben viel incommodirt hatten, zur Verbesserung der Thurmuhre und des Pfahlers. Seine Meteortheoriesammlung konnte zum Besten der Wissenschaft nirgend mehr beitragen, als in den Händen der Akademie der Wissenschaften in Berlin, an welche sie seinem Willen gemäß abgegeben worden ist \*).

(Prof. W. Weber.)

\*) Außer den schon genannten Schriften Chladni's sind noch folgende von ihm zu erwarten:

1. Schriften über Gegenstände der Akustik.  
Über die Eigenschaften einer Saite. In der berliner unwillkürlichen Monatschrift August 1792. — Über die durch brennenden Wasserstoffgas in einer Röhre hervorgerufenen Töne. In den Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde 1797. — Beiträge zur Verbesserung eines besseren Vortrags der Klänge, ebenfalls. — Über die Longitudinalschwingungen der Saiten und Stäbe. In den Schriften der pharmazeutischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt 1796. — Beobachtungen über die durch brennenden

**CHOLEUA** (Entomologie). Käfergattung, von Latreille errichtet, von Fabricius und Vapillat Latopa, von Megerle Promophagus genannt, aus der Abtheilung der Pentameren und der Familie Clavicornes. Es sind kleine, eirunde, oben gedöblte, unten platte, sehr derbende Käfer, mit langen Beinen und herabhängendem Kopfe versehen, die sich durch ihre spitznäsigen verdickten Fühler, bei denen das achte Glied ausserordentlich klein ist, als die übrigen auszeichnen. Man findet diese größtentheils düsterfarbigen Insekten unter Steinen, an Schwämmen, am Ufer, im Schutt und an modernen Substanzen, und sehr gegenwärtig in Europa einzelne Arten, von welchen Spence \*) eine Monographie lieferte.

Latreille trennte unter dem Namen *Myloechus* dieser Art, bei denen die Fühler kurz und an der Spitze sehr dick sind. (Germar.)

**CHOR** im attischen Drama, ist eine Gesamtheit von mehreren, gewöhnlich fünfzehn Personen, welche in den

Wasserstoff in einer Röhre hervorbringenden Töne. Im 1ten Bande der neuen Schriften der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde. — Auszug aus der Schrift: über die Tonzugbildungsweisen, nebst einigen Bemerkungen über die Gesangsmodulation, mit welcher der Chorus durch seine Röhre fortgeführt wird. Im 1ten Stück von Georgs Magazin für das Neue aus der Physik. — Über die Theorie einer Pfeife in verschiedenen Basen. Ebenda selbst, 3. Stück. — Über die Schwingungen eines Stabes. Im 2. Bande der neuen Schriften der Berliner naturforschenden Freunde. — Eine neue Art, die Gesangsmodulation der Schwingungen bei einem jeden Tone durch den Augenblick in bestimmen, nebst einem Vorschlage in einer neuen Tonhöhe. In Gilberts Annalen der Physik Bd. V. Stück 1. — Über die wahre Ursache des Consonanz und Dissonanz. In der Zeitschrift musikalischen Science. III. S. 337. 338. — Über vortheilhafte Einrichtung eines Vocales für gute Wirkung des Chores. Ebenda selbst, 1828. S. 343. — Über die gleich starke Schallverbreitung in der Richtung der Schwingungen und in die Quere, und über die schwächeren in dazwischen liegenden Richtungen, nach gemeinschaftlich mit Herrn Dr. Wilhelm Sömmerring angestellten Untersuchungen. In Kohners Archiv für die gesamte Naturkunde Bd. 7. Heft 1.

11. Über Chordas neue kunstliche Instrumente. Ein neuerfindungsgedacht in den Zeitschriften für große Musik, mit 1. Einleitung. In der allgemeinen musikalischen Zeitung. 1822. No. 48. 50. 51.

111. Über Streichinstrumente und über die mit denselben herabgefallenen Massen.

Über den Ursprung der von Pallas entdeckten Eisenmasse und einige damit in Verbindung stehende Naturerscheinungen. Naga und Leipzig 1794. 4. Eine französische Uebersetzung im Journal des mines. 1804. No. 88. 90.

14. Vermischte Schriften. Beiträge zu dem G. O. v. der seltenen Zeitungsliteratur. Im 2. Bande des Königl. Journals der Zeitkunst. — Einige Nachrichten, die Geschichte seiner altgriechischen Entdeckungen betreffend. In Georgs Magazin für das Neue aus der Physik und Naturgeschichte. 4. Stück. IX. Bd. — Über das französische Orchester: La Musica von D. Thomas de Yriarte. In der allgemeinen musikalischen Science. S. 821. — Über das Orchester und die Musik in der alten griechischen Musik und über die Vorzüge der neuen. In der allgemeinen musikalischen Science. 1826. No. 40. 41. 42. 47. — Über die Fortpflanzung der menschlichen Erbkörper. In Gilberts Annalen der Physik. Bd. 76. Stück 2. — Eine große Menge kleiner Aufsätze fast außer den angeführten in sehr vielen wissenschaftlichen und andern deutschen, französischen und lateinischen Zeitschriften zerstreut, die zum Theil nur ein temporäres Interesse gehabt haben, zum Theil später in seinen größten Werken ihren Platz fanden.

\*) Transact. of the Linn. Society Vol. XI. Pars 1. 1813,

griechischen Tragödien, Komödien und Satyrspielen vorkommt, aber meistens nicht zu den in die Fabel des Stückes verwickelten Personen gehört, sondern sich den eigentlich handelnden gegenüber nur wie eine Schaar umherbelliger, zufällig anwesender Zuschauer verhält, und daher auch in den Dialog nur selten mit eingreift, dagegen die Zwischenräume derselben mit Gesängen und Tänzen ausfüllt.

So sehr auch die Anfänge der dramatischen Kunst bei den Griechen, wie die Anfänge aller Künste, im Dunkeln liegen, so ist doch soviel gewiss, daß festliche Gesänge und Tänze, zu Ehren des Dionysos angestellt, den ersten Anstoß dazu gaben. Zuerst bildete wol der zufällig versammelte Volkshaufen den Chor, der unter Reichenjungen hier und da zu Ehren des gefesteten Gottes ankamte, bald aber flüchtete, die sich kunstmäßig dazu einreihen hatten. Wie und wann zu diesen rohen Anfängen ein musikalisches Element trat, von wem zuerst Wechselreden zwischen den Gesängen des Chores eingeschoben wurden, ob den dithyrambischen oder den phallischen Chören die Tragödie oder die Komödie oder das Satyrspiel ihren Ursprung verdankte und welchen Einfluß das in schwankenden Nachrichten erwähnte dithyrische Drama auf die Entstehung des attischen gehabt hat, ist hier nicht der Ort zu untersuchen und wird wol nie mit Gewißheit nachgewiesen werden können<sup>1)</sup>: soviel fest steht, daß aus jenen Anfängen die drei genannten Gattungen, in welche bei den Griechen die dramatische Poesie zerfiel, hervorgegangen sind, und sie tragen die Spuren dieses Ursprunges grade in dem Chor, von welchem hier die Rede sein soll, unmerkbar an sich. Daß eine Menge stufenweis sich vervollkommenen und durch eine Reihe von Veränderungen sich allmählig zur Form von Kunstwerken veredelnder Versuche zwischen jenen ursprünglichen rohen Gesängen und den ersten und erhaltenen dramatischen Schöpfungen, denen das Stück los, in der Mitte lagen, beweist die hohe Vollendung, in welcher diese uns plötzlich schon so glänzend vor die Augen treten, daß die Namen des Thespis, Phrynichos, Pratinas und Choerilos, welche als Vorgänger des Stückes genannt werden, kaum genügen. Aber es ist uns nicht mehr vergönnt, den Entwicklungsgang, durch welchen aus den einfachen Chorgesängen das vollendete Drama entstand, durch seine einzelnen Momente zu verfolgen, und wir können nur zuerst aus den Tragödien des Stückes abnehmen, welche Beschaffenheit und Bedeutung der Chor im attischen Drama gewonnen hatte.

Die ursprüngliche Bestimmung, die Feier der Dionysosfeste zu verherrlichen, verblieb aus den Tragödien, die nur an den Dionysien dargestellt wurden, und somit

1) Die Bezeugen aus dem Alterthum werden hierüber abgelehnt von Eschschens de satyrica Graecorum possi, Bonten responsa. ad Car. Boyle, Elischschens de dramate Graecorum comico-satyrice. Plauti tragodiae graecae primordia, Baitell zum Thespia tragodiae auctor haberi possit. Sonstige die meisten fast in ihren 1., Orneli das Theater zu Athen etc. 1. Mühl. Schenck de originibus tragodiae graecae und de origo comediae graecae, Jafet Quaest. Sopul. vol. 1., Pinjar de dramatis Graecorum satyri originis, Orpat de Dorionum comodia, Nalper de parabasi S. 34 ff.



die Trefflichkeit ihres Inhaltes als durch die Vollendung der Form, namentlich bei der schonungslosen Vernichtung, welche die Zeit über die Schöpfungen der griechischen Epik verhängt hat, neben Pindaros Siegesgesängen, mit denen sie auch durch den Gebrauch freierer, vielfach wechselnder Verweise vergleichbar sind, die unschätzbarsten Überreste der ippischen Poesie der Griechen.

Wir kommen zu der äußeren Erscheinung des Chores in der griechischen Tragödie. Über die Anzahl der Personen, aus welchen er bestanden hat, sind die Meinungen lange sehr getheilt gewesen und wol auch jetzt noch nicht ganz vereinigt. Die Hauptstelle darüber ist bei Pollux <sup>7)</sup>, welcher berichtet, der tragische Chor habe anfangs aus fünfzig Personen bestanden, bis die der Aufführung der Eumeniden des Aeschylus der Schreck über den Anblick einer so großen Menge von Jurien die unglaublichen Wirkungen bei den Zuschauern hervorgebracht, und dadurch Veranlassung zu dem Befehl gegeben habe, daß der Chor künftig nie mehr als fünfzehn Personen enthalten solle, und diese Nachricht ist allgemein aus Treue und Glauben angenommen worden <sup>8)</sup>, bis Hermann die Unhaltbarkeit derselben erwiesen hat <sup>9)</sup>. Daneben hat ungeachtet ihrer inneren Unwahrscheinlichkeit eine andere Erklärung <sup>10)</sup> Glauben gefunden, Sophocles habe die Zahl der Chorglieder von fünfzehn auf zwölz herabgesetzt. Endlich hat man aus der Beschaffenheit des Chores in einzelnen Tragödien, wo die Sache selbst eine bestimmte Zahl von Personen vordrücken schien, aus einem großen Wechsel in diesem Punkte schließen wollen. So soll in den Schupfenden des Euripides der Chor nur vierzehn Personen gehabt haben, weil er aus den Mittern der sieben gesellen Heerführer bestand, von denen jede eine Dienerin bei sich hatte <sup>11)</sup>, und in den Eumeniden, Rabren, Phorsibren, Heliaden des Aeschylus, wo die Personen, welche der Titel besagt, den Chor bildeten, soll er gar nur aus drei Personen bestanden haben, weil die herkömmliche Vorstellung nur drei Eumeniden u. s. w. kante <sup>12)</sup>. Alle diese Annahmen beruhen auf irrigen Voraussetzungen. Die Angabe von fünfzig Personen rührt von einer Verwechselung mit den bithyrambischen Chören her, die aus einer solchen Anzahl zusammengestellt waren <sup>13)</sup>. Die tragischen Chöre haben nach vielen ausdrücklichen Zeugnissen

zu allen Zeiten aus fünfzehn Personen bestanden <sup>14)</sup>, und es bestätigt sich dies durch alle die Stellen vorhandener Tragödien, an denen die Chorglieder einzeln redend oder singend aufgeführt werden <sup>15)</sup>, denn es finden sich dann allemal fünfzehn einzelne Verse oder Strophen. Ja sogar diejenigen Stücke, in welchen die Beschaffenheit des Chores eine größere Anzahl erwarten läßt, machen dies von keine Ausnahme. So besteht in den Schupfenden und Danaiden des Aeschylus der Chor zwar aus den Töchtern des Danaos, deren die herkömmliche Sage fünfzig angibt, aber im Chor erschienen ihrer demungeachtet nur fünfzehn <sup>16)</sup>.

Diese fünfzehn Personen nun, von denen eine der Chorführer (*χορὸς, χορὸς, χορὸς, χορὸς*) war <sup>17)</sup>, zogen in feierlichem Aufzuge, gewöhnlich nach dem das Spiel auf der Bühne schon begonnen hatte, in das Theater, und nahmen ihren Platz in der Orchestra ein. Nur in zweien der uns erhaltenen Stücke, in den Schupfenden und Personen des Aeschylus, die auch durch ihr höheres Alter bekunden, erscheint der Chor gleich von Anfang und beginnt die Handlung (beidemal aber nicht mit einem ippischen Gesänge, sondern mit Anapästien), in allen übrigen Tragödien ist schon ein Monolog oder Dialog auf der Bühne vorhergegangen, bevor der Chor mit seinem ersten Gesänge eintritt. Verschieden von den bithyrambischen Chören, welche *μελὸς* waren <sup>18)</sup>, d. h. in Kreisform tanzten und sangen, waren die tragischen Chöre stets *τετραγώνοι* <sup>19)</sup>, d. i. in Colonnen, die ein Viereck bildeten, aufgestellt. Die gewöhnliche Art der Aufstellung des Chores bei dem Einzuge war entweder *κατὰ στρούς*, in fünf Gliedern jedes zu drei Mann, so daß der Chorführer im ersten Gliede zu jeder Seite einen Chöreuten hatte, (die Koryphäen der beiden Halbchöre, *ἀντιστροφῆς* und *ἀντιστροφῆς*) <sup>20)</sup>, oder *κατὰ ὕψος*, in drei Reihen jede zu fünf Mann, so daß der Chorführer in der ersten zwischen vier Chorgliedern in der Mitte ging <sup>21)</sup>. Nur in einzelnen Fällen erschienen sie bei ihrem ersten Auftreten einzeln, wie in den Eumeniden des Aeschylus, wo die Jurien, wie sie nach einander erwachen, so auch einzeln und nach einander in die Orchestra stürzen, was die Stimmführer *ἀναγὰς* nennen <sup>22)</sup>. In der Orchestra war der Platz des Chores bei der Schmeie, einer im Mittelpunkt des ganzen Theaters stehenden, altars ähnlichen, vieredigen Erhöhung, auf welcher der Chorführer gewöhnlich stand, während die übrigen Chorglieder zu beiden Seiten derselben aufgestellt waren, in *ἡμίστοις* zu sieben Mann abgetheilt, oder in den vorher erwähnten Abtheilungen *κατὰ στρούς* oder *κατὰ ὕψος*, oder auf andere Weise. Eine dieser verschiedenen Stellungen nahmen sie auch bei dem Eingehen ihrer Gesänge

6) Pollux IV, 15. 7) Petit legg. Ant. p. 138 Wessal. 8) S. 55. Böttiger die Jurienmuse 2. 2. Böttiger græcæ tragediæ princip. etc. S. 43 n. 2. 8) Hermann de choro Eumenidum in sinen Opus. vol. II. p. 129 sq. 9) Böttiger S. 57, widerlegt von Hermann S. 141. 10) Böttiger S. 75 ff. 11) Hermann S. 141 und Böttiger p. Eur. Schupf. S. 17 jaget, so kann er nicht allgemeine Bestimmung finden. Die Zahl der Chorglieder kann überhaupt nie eine gerade gewesen sein, weil der Chor sonst nicht, wenn Führer abgetheilt, in zwei gleiche Hälften zerfallen konnte, was stets notwendig war, vergl. Böttiger S. 137. 12) Bei jenen vierzehn in den Schupfenden ist offenbar der Chorführer nicht mitgezählt. S. Græci u. a. D. die Quindecim in Eur. Suppl. esse chori personæ. Elzev. 1826. Vergebens widerspricht Böttiger in Jahn's Jahrb. 1827. S. 2, 2. 4. S. 433 ff. 13) Clemens Böttiger p. Aesch. Pers. S. XXI. f., vergl. Hermann Opus. II. S. 125. Fühner über den Chor im Aesch. in Jahn's Jahrb. 1827. 2. 1. Böttiger S. 107 f. 14) Eumeniden in Hermann's Numism. 2. 1. S. 137. Schol. p. Ant. u. Böttiger. 2. 3. S. 74. Nauck. 15) Wessal. 16) Hermann Opus. II. S. 134 ff.

Wessal. 17) Wessal. 18) Wessal. 19) Wessal. 20) Wessal. 21) Wessal. 22) Wessal.

13) Pollux IV, 108. Schol. p. Aesch. Ann. 588. Schol. p. Aesch. Böttiger 282. Fühner 561. 14) Aesch. Agam. 1317 ff. Schupfenden 996 ff. Eumeniden 135 ff. Schol. 2d. auf Ant. 117 ff. Eur. Don 187 ff. Metra 131 ff. u. a. m. 15) Hermann de Aesch. Danaidibus in Fühner Opus. II. S. 325. 16) Pollux IV, 106. 17) Böttiger, p. Aesch. Ann. 584. 18) Böttiger S. 764, 4. Pollux IV, 108. 19) Böttiger IV, 104. 20) Fühner S. 100 ff. Kötter S. 14 ff. 21) Hermann Opus. II. S. 134 ff.



an, und wechselten damit während des Sings auf die mannigfaltigste Weise und in den künstlichsten Verschlingungen, woeauf sich oft aus der Beschaffenheit der Chorgesänge schließen läßt<sup>22)</sup>, ein Umstand, auf welchen von den Herausgebern der Tragiker noch nicht überall hinreichend Rücksicht genommen ist. Das erste Erscheinen des Chores auf der Bühne hieß *nagodos*, und denselben Namen hatte auch der erste gemeinschaftliche Gesang des ganzen Chores<sup>23)</sup>, also nicht notwendig überhaupt der erste Chorgesang in jeder Tragödie, da die Chorglieder zuerst auch einzeln oder in einzelnen Abtheilungen singen konnten. Es ist in den Eumeniden des Aeschylus erst der dritte Chorgesang von V. 311 an die *nagodos*. Jeder folgende Gesang des ganzen Chores hieß *oragmos*. Alle diese *nagodos* und *oragmos* waren antistrophisch, d. h. es folgte auf den ersten Gesang (*oragmos*) ein zweiter von gleich viel Versen und genau in demselben Versmaß gedichtet (*antioragmos*), oder, wenn der Chorgesang länger war, auf jede von den vorigen im Versmaß verschiedene Strophe eine mit ihr übereinstimmende Gegenstrophe. Diese Strophen haben bisweilen auch einen Schlußgesang (*strophos*), dem keine Gegenstrophe entspricht, und der bei dem Stasimon immer am Ende des ganzen Gesanges steht, bei der Parodos auch in der Mitte desselben stehen kann<sup>24)</sup>. Sie können entweder alle von dem ganzen Chore gesungen werden, oder Strophe und Gegenstrophe von den Halbchören, Epodos vom ganzen Chor oder umgekehrt, und zwar mit wechselnden Stellungen, Strophe und Gegenstrophe wahrscheinlich unter entgegengesetzten Bewegungen, Epodos unter Stillstehen in der Mitte der Orchestra. Hieron verschieben sind die jenen Gesänge, welche *kommoi* und *antio kommoi* genannt, und entweder von einzelnen Chorgliedern, oder abwechselnd von diesen und von Personen auf der Bühne, oder bloß von den letzteren gesungen wurden. Sie waren entweder *anoklompia*, wenn die Hystigkeit der Leidenschaft die Wiederkehr desselben Versmaßes in Gegenstrophen verschmähte, oder gleichfalls *antioragmos*. In dem letzten Falle folgten aber die sich entsprechenden Strophen und Geg.astrophen nicht regelmäßig auf einander, sondern es fand sowohl in der Reihenfolge der Strophen als in dem Wechsel der singenden Personen die mannigfaltigste und künstlichste Verschlingung statt, doch so, daß immer die wunderbare und sorgfältigste Symmetrie darin herrschte, indem Strophen- und Personenwechsel entweder in gleicher oder umgekehrter Wiederkehr oder in noch künstlicheren Ordnungen sich entsprachen. Die tragischen Dichter verwandten hierauf eine so große Sorgfalt, daß bisweilen sogar in Stellung und Gleichklang der Worte eine Uebereinstimmung zwischen Strophe und Gegenstrophe bemerkbar ist, und wo in der Strophe ein Personenwechsel eintritt, derselbe ist in der Gegenstrophe an derselben Stelle,

ja in demselben Satze desselben Verses statt findet<sup>25)</sup>. Während des Dialoges auf der Bühne stand der Chor ruhig in der Orchestra, und wo er in den Dialog eintrat, sprach nur der Chorführer in seinem Namen, außer in wenigen Fällen, wo ausnahmsweise jedes einzelne Chorglied zu sprechen hatte, wie im Agamemnon des Aeschylus V. 1317 ff., wo es darauf ankam, daß jedes einzelne Mitglied des Chores seine Meinung abgab<sup>26)</sup>.

Über die Beschaffenheit und Bedeutung des Chores in den Satyripielen haben wir weit weniger befriedigende Nachrichten, da uns von diesen nur ein einziges, der Knossos des Euripides, erhalten ist. Daß die Zahl der Mitglieder dieses Chores der des tragischen gleich war, erfahren wir aus einer Angabe des Tzetzes<sup>27)</sup>. In den uns erhaltenen Stücken besteht der Chor aus Satyren unter Anführung des Silenos, und aus diesen scheint er in allen Satyripielen bestanden zu haben<sup>28)</sup>. Die Scene war immer auf freiem Felde, in Hainen und Wäldern, wo die Satyren sich aufzuhalten pflegten, und es war der Sache des Dichters, sie auf irgend eine Weise mit den auf der Bühne erscheinenden Personen in Verbindung zu bringen. Die Chorglieder ahmten in Gestalt und Bewegung die heftigste Vorstellung von den Satyren nach und führten einen eigenthümlichen, satyrischen Tanz aus<sup>29)</sup>.

Auch die alte attische Komödie entbehrt nicht ihres Chores, den sowohl ihr mit der Tragödie gemeinschaftlicher Ursprung und der gleiche Zweck, zur Verherrlichung von Götterfesten zu dienen, notwendig machte, als ihre Absicht, die Tragödie zu parodiren, und den sie noch weniger als diese entbehren konnte, da sie ganz eigentlich das öffentliche Leben der Gegenwart zum Gegenstande ihrer Darstellung machte, und dieses ohne eine versammelte Menge nicht bestehen konnte. Offenbar aber mußte der komische Chor von einer ganz andern Natur seyn als der tragische; er hat nichts von dem würdevollen Aussehen des, beabsichtigt keinen von den ernstlichen Zwecken, die ihm zuertheilt, sondern so wie die Komödie ganz dem Scherz huldigt, so ist auch er diesem gewidmet, und weit entfernt, ein idealisirtes Bild der Menschheit darzustellen, lebt er mitten in den Thorheiten der Gegenwart und legt sie häufig offen zu Schau. Er ist noch weit weniger als die auf der Bühne vorgehende Handlung vermindert, als der tragische Chor, er betrachtet sich ganz als bloßen Zuschauer derselben und verfolgt sie mit Reue und Lachschmerz; kaum aber haben die Schauspieler die Bühne verlassen, so vergißt er alles, was dasselbst verhandelt worden, und ist nur für sich da und bereitet seine eignen Ja gelegentlich. Daher ist er auch noch weniger, als der Chor in der Tragödie, während des Spieles auf der

22) Hermann Doer. i. Eur. münden des Aeschylus S. XVI f. XXI f. Doer. i. Eur. d. auf Aeschylus S. 208, 224, 553.  
23) Aristoteles Poetik. XII. 7. Schol. i. Eur. Phön. 210.  
24) Hermann Elem. Doer. metr. S. 723. Ubrigens wurde auch das Stasimon, nicht gleichmäßig, wie einige Grammatiker aus dem Namen geschlossen haben, sondern tanzen gesungen, s. Keiser de paraboli S. 11 f.

25) Die unglückliche, und oft fleissig erscheinende Erklärung, welche die Tragiker auf diese Symmetrie verbanden, gibt uns dem Sese eine Wahrheitsidee, das Nachman de choro systematis tragicorum graecorum gefunden haben wird, und als Chorgesänge auf ihren Versen aber aus einer durch die Zeit erhaltenen Anzahl von Versen ziehen. — Über den Tanz des Chores und die mannigfaltige Begleitung seiner Gesänge s. Doer. V. 26) Vergleichen laugnet die Parodie a. a. O. S. 103, vord. Schol. S. 15 f.  
27) Tzetzes prolegom. ad Lycoph. S. 104 f.  
28) Eschylus de myrica Graecorum poesi. S. 104. Doer. S. 104 f.  
29) Phil. IV. 18. Eschylus S. 104 f.

Dühne thätig und läßt seine Theilnahme daran nur selten in kurzen Gesängen laut werden. Seine eigentliche Thätigkeit beginnt, wenn mitten im Stücke die Dühne leer geworden ist, und er sich nun in der Parabase an die Zuschauer wendet. Diese Parabase<sup>30)</sup> ist ein ganz eigentümlicher Bestandteil der attischen Komödie, der der eigentliche Ueberrest von der ältesten Form derselben, in welcher der Chor noch allein mit seinen Gesängen und Ansreden an die Zuschauer die ganze Handlung ausmachte<sup>31)</sup>. Daher ist sie auch von bedeutendem Umfange, obgleich sie durch die Fremdartigkeit ihres Inhaltes die an sich lockere Handlung der Komödie mehr trennt als verbindet. Der Name bezeichnet eigentlich die Bewegung, mit welcher der Chor, der bis dahin das Gesicht der Dühne zugekehrt hatte, einschwenkt, um sich den Zuschauern zuwenden, denen seine Rede jetzt gilt<sup>32)</sup>. Diese selbst bestand regelmäßig aus sieben Theilen, obgleich nicht in jeder Komödie alle sieben vollständig vorkommen mußten<sup>33)</sup>. Der erste ist das Kommation, ein kurzes Nicken, das der Chor noch in seiner vorigen Stellung singt, und in welchem er den abgehenden Schauspielern gewöhnlich seine Wünsche nachspricht; es ist die Vorbereitung auf die Parabase, und dient dazu, diese an das eben auf der Dühne Vorgegangene anzuknüpfen. Hierauf beginnt die Schwenkung und somit die eigentliche Parabase, welche gewöhnlich in Anapästien gesprochen wird, wenigstens haben alle uns erhaltenen Parabasen dies auf eine dieses Versmaßes. In ihr erklärt sich der Chor gegen die Zuschauer über sich selbst und seine Beschaffenheit oder noch häufiger über den Dichter und seine Komödien, ihre Vorzüge und Zwecke. Sie schließt mit einem kurzen, dem Inhalt nach mit ihr zusammenhängenden und in demselben Vermaß aber kürzeren Versen (anapästischen Dimeter, wenn die Parabase Tetrameter hatte) abgefaßten Liede, welches Makron oder Unigos heißt. Hierauf setzt sich der Chor, der während der Parabase still gestanden hatte, zu einer neuen Schwenkung in Bewegung, und stimmt ein lyrisches Lied an, das von jener Bewegung Strophe oder von seinem Inhalte Ode heißt, denn es feiert in lyrischen Vermaßen gewöhnlich das Lob einer oder mehrerer Gottheiten. Ihm entspricht eine metrisch genau übereinstimmende Antistrophe oder Antode verwandten Inhaltes, die aber nicht unmittelbar darauf folgt, sondern durch das Epitrama von der Strophe getrennt ist. Dieses ist eine an die Zuschauer gerichtete trochäische Anrede, in welcher der Chor wieder ganz seine eignen Sentenzen sich frei auszusprechen läßt, und mit größerer Leidenschaftlichkeit und Ausgelassenheit als in der eigentlichen Parabase sich selbst und seine politische Bestimmung erhebt, einzelne besagte Männer, die fehlerhaften Ansichten und Zwecke in der Staatsverwaltung tadeln, mit Spott verfolgt und in Beziehung auf die neueste Zeitgeschichte seinen Mitbürgern patriotische Rathschläge ertheilt. Diesem entspricht ein in demselben Vermaß und gleich viel Versen abgefaßtes und ähnelndes

liche Gegenstände behandelndes Antiepitrama, das auf die Antistrophe folgt. Dies sind die einzelnen Theile dieser ganz eigentümlichen Schöpfung der attischen Komödie, welche diese in so enge Verbindung mit dem freiesten öffentlichen Leben setzte, daß sie mit dem Aufhören desselben nothwendig auch verschwinden mußte. Daher fehlt die Parabase schon in den letzten Komödien des Aristophanes, und ihr Verschwinden zieht nothwendig auch den Untergang des Chores selbst nach sich, der daher in der neuen attischen Komödie und somit auch bei den römischen Nachahmern nicht mehr erscheint. — Von der änkern Erscheinung dieses Chores gilt übrigens fast ganz dasselbe, was von dem tragischen Chor gesagt worden ist. Er hatte gleichfalls seinen Korpphäs, bestand aber aus vier und zwanzig Personen<sup>34)</sup>, welche ebenfalls *κατὰ τὴν* oder *κατὰ οὐνοῦ* geordnet aufrateten, so daß sie hier *ἐν οὐνοῖς* sechs Mann hoch und *ἐν τῇ γῇ* vier Mann hoch standen<sup>35)</sup>.

Die Ausrüstung des Chores gehörte, da die Aufführung von Chören zugleich ein öffentlicher Gottesdienst und eine öffentliche Belustigung war, zu den Staatsleistungen oder Lüringen, welche den reicheren Bürgern zufielen<sup>36)</sup>. Die hier in Rede stehende hieß Choriege und beschaffte alle Arten von Chören, nicht bloß die tragischen, komischen und satirischen, sondern auch die lyrischen Chöre von Männern oder Knaben, Pörrchisten, tollkühnen Tänzern, Blütenpielern und anderen, und der sie leitete, hieß Choregos. Vor dem Eintritt der zur Aufführung dramatischer Dichtungen bestimmten Dionysien mußten von den Etämmen, an denen die Reihe war, Choren gestellt werden<sup>37)</sup>, und der Dichter, welcher eine Tragödie oder Komödie auf die Bühne bringen wollte, hatte sich an den Archon zu wenden, der ihm, wenn sein Stück der Prüfung eines *χορογράφου* würdig befunden worden war, sowohl drei Schauspieler durch das Loos zutheilte, als auch einen Choregen. Dies hieß *χορὸς δαδόμενος* und umgekehrt vom Dichter *χορὸν λαβών*. Der Chorege hatte nun die Verpflichtung, die Mitglieder des Chores zusammenzubringen, und ihnen einen *χοροδιδασκαλὸς* zu halten, der ihnen die Gesänge und Tänze einübte. Sowol jene als dieser mußten für ihre Mühe bezahlt und nicht nur während der Feiertage unterhalten, sondern auch mit guten, die Stimme stärkenden Speisen und Getränken versorgt werden, so wie der Chorege auch für den Platz zum Unterrichte in seinem eignen oder einem fremden Hause sorgen mußte. Für die Aufführung selbst gab er die oft kostbare Kleidung für sich und den Chor, goldene Kränze, wo dies nöthig war, die Masken und anderes der Art. Daß alles dieses ordentlich geleistet wurde, dafür sorgten theils die Behörden, die den Etämmen dazu anhielten, theils war es Gegenstand wetterfeindenden Erzeuges, denn wessen Chor am besten gefallen hatte,

30) Komischer ten. Dühne S. 354 ff. Hermann Elem. d. att. metr. S. 720 ff. Koller de parabasi Attica 1829, 31. Thucyd. Bern. I. Pindar S. 168. Koller S. 48 ff. 32) Herakl. S. 71. Schol. I. Aristoph. Mittern S. 512. 33) Schol. I. Aristoph. Mittern S. 518. Pollux IV, 111.

34) Schol. I. Aristoph. Mittern 506. Böckh 298. 35) über die verschiedenen Stellungen des Chores s. Koller S. 7 ff. 36) Nach Aristoph. Anführung der Schürzen. Schol. I. S. 480 ff. 37) Der Chorege an den Enden setzen die Schürzenanden vorzüglich gesehen s. nach Schol. I. Aristoph. Plut. 934.

der wurde als Sieger gekrönt. Und allerdings machte diese Ausrüstung nicht unbedeutende Kosten, die eines Tragöden mehr als die eines Komischen, denn bei den letzteren wurde weniger Aufwand an Gold, Purpur u. dgl. gemacht. Soviel sich aus einzelnen Beispielen schließen läßt, kostete die Choregie bei einer Tragödie 2500 — 3.000, bei einer Komödie 1600 Drachmen. Als nach dem peloponnesischen Kriege der Wohlstand der Athener einen empfindlichen Stoß erlitten hatte, schloß es für die letzten Stücke des Kriophanes an Choregen, und bald wurde auch die Choregie durch das Verschwinden des Chores aus der Komödie überflüssig. Für die Tragödie dauerte sie noch länger fort.

(A. Wellauer.)

**CHORDAULODION** ist der Name, welchen Friedrich Kaufmann aus Dresden seinem kunstlich-mechanischen Kunstwerk gegeben, in welchem, als ein vorzügliches und in großem Style gedachten Spielsuhr, mittels eines Walzenwerkes, ein Pianoforte und ein aus einem Paar Flötenregulierten bestehendes Orgelwerk, zusammen mehrere Stücke, mit großer Vollkommenheit und oft hinreichend schön, abspielen. Der Name, aus Chorda (Saite), und Aulos (Pfeife, Flöte), viel leicht auch noch aus Aulodes (was zur Flöte singt), und Ode (Gesang), zusammengebracht, ist, wie man sieht, für das Saiten- und Flötenspiel vereinigte Instrument, passend genug. — In Ansehung der Einrichtung der Maschine, ist besonders merkwürdig, daß sie, auf dem Pianoforte, nicht allein durch Anordnung der auf wirklich Pianoforten üblichen verschiedenen Dämpfungen, sondern auch, gleich einem vollständigen und fühlenden Spieler, durch bald stärkeren bald schwächeren Anschlag der Hämmer an die Saiten, den genauesten Ausdruck und Vortrag erzielt, und daß auch sogar das Pfeifenwerk mit piano, crescendo, forte und decrescendo abgekehrt, welches durch einen Windschweifer bewirkt wird, wobei aber, um das mit dem Verklären des Windes sonst ein tretende Höherwerden des Tones zu verhindern, eine eigene Vorrichtung angebracht ist, welche der Meister, wie er mir beim Vorzeigen derselben bemerkte, nach einer von mir in meiner Musik der Blasinstrumente ausgesprochenen Idee angebracht hat, deren Anwendung er übrigens, meines Wissens, noch nicht öffentlich bekannt gemacht wissen will.

(Gfr. Weber.)

**CHOREGRAPHIE** nennt man die Kunst, Tänze durch Zeichen zu beschreiben, wie die Musik durch Noten. Thoinet Arbeau, Domherr von Langres hatte die erste Idee dazu, und gab darüber 1588 eine Abhandlung heraus<sup>1)</sup>. Er schrieb unter die Noten der Tanzklober die Etellungen, Schritte, Bewegungen und Wendungen, wie er sie für jeden Tanz passend hielt. Beauchamps, der erste Tanzmeister unter Ludwig XIV., welcher späterhin auf diesem Grunde fortarbeitete und Zeichen für die Schritte, Bewegung der Arme und Wendungen des Körpers erfand, wurde durch einen Auspruch des Parlements für den Erfinder dieser Kunst erklärt.

<sup>1)</sup> Orchéographie etc. Langres, J. de Frey, 1589, 4. mit Kupf. Der wahre Name des Hrn. ist J. Labouret. Bgl. Oberb. bllgzt. X. 1, 2.

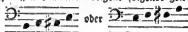
Sein Nachfolger Feuillet, der sie mit allem Fleiß studierte, und ihr mehr Vollkommenheit gab, hat darüber 1701 ein weitläufiges Werk herausgegeben, unter dem Titel: Chorégraphie. Die Tanzmeister benutzten sie, um sich gegenseitig neue Tänze, und die dazu gehörigen Fußzusammenstellungen. Die Tanzschritte sind durch Linien bezeichnet, die Elemente der Schritte, woraus sie bestehen, sind durch Zeichen auf der Schrittlinie angegeben, wie auf der dazu gehörigen Kupfertafel zu ersehen ist. (S. diese im XXI. Bbl. und die dazu gegebene Erklärung in diesem Bände.)

(Haller.)

**CHOTSCH**, hoher Berg in Niederungern des Donau, Eptauer Gespanschaft, nach dem Krizan der höchste Berg der karpatischen Gebirgskette in der Eptauer Gespanschaft, von dessen Gipfel man über hundert Ortschaften der Gespanschaften Eptau, Thurocz und Arva zählen kann. Am Fuße desselben liegt das wohlhabende Dorf Luesza (für Lutschka) oder Lutschky mit einem schönen, 3 Klüfter hohen Wasserfall, einem warmen Bad, das zu den eisenhaltigen, mit vorwaltendem Schwefel und salzsauren Salzen gesättigten Bässern gehört, bei Loc tracturen mit Ruhen gebraucht und stark besucht wird, in dem gemauerten Badegebäude, zwei hölzernen Wohngebäuden für Badegäste, einem Gasthause und einer lateinischen Kirche.

Christlich f. Osoja.

**CHIROMA. CHROMATISCH.** Das lateinische Wort Chroma, vom griechischen χρωμα, zu welcher Farbe, wird auch in der musikalischen Kunstprosa gebraucht, und zwar in einem ziemlich uneigentlichen und selbst mehrfach wandelbaren Sinne. 1) Schon die alten Griechen gebrauchten das Wort chromatisch, um damit ein gemischtes Consystem, das chromatische Consystem, genus chromaticum, zu bezeichnen, ein Ding, wozu wir insofern heut zu Tag keinen Begriff mehr haben können, dessen Conleite übrigens folgende gewesen soll:



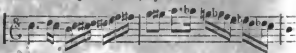
Der bildliche Name: chromatisches, d. i. farbiges Consystem oder Klanggeschlecht soll daher entstanden sein, daß man die zu diesem Consysteme gehörigen Töne mit einer anderen Farbe als die übrigen zu schreiben pflegte. 2) Auch in späteren Zeiten pflegte man, zum Theil in Folge einer gewissen Verähnlichkeit, die kurzen Noten unserer Claviaturen, welche man, wie auch noch jetzt, durch andere Farbe von den langen oder weitausgezeichneten, farbige Tasten, (gelehrt, „chromatische“ Tasten), und die Töne derselben chromatische Töne zu nennen. In der Folge wurden 3) diese Benennungen auch auf andere Instrumente übertragen, indem man diejenigen Töne, welche auf die Claviaturen durch chromatische Tasten angegeben werden, ein für allemal chromatische Töne nannte, auch wenn sie auf anderen Instrumenten angegeben oder gesungen wurden, und so hißen denn z. B. die F-dur cis, dis, b, as etc. ein für allemal chromatische Töne, welcher Name demnach jeden sogenannten Semiton, d. h.

jeden Ton bezeichneth, der nicht in der Reihe der sogenannten natürlichen Töne enthalten war. Diesem Sprachgebrauche zufolge konnte denn auch 4) die Erhöhung oder Erniedrigung eines Tones durch ein chromatisches Versetzungszeichen eine chromatische Erhöhung, oder chromatische Erniedrigung, oder überhaupt chromatische Versetzung heißen, und ebenso konnten 5) die Anhängselben *is* und *es* chromatische Anhängselben, chromatische Selben genannt werden. 6) Auch die Versetzungszeichen *z*, *b*, *x*, *bb*, konnten in dieser Bedeutung chromatische Zeichen genannt, und dieser Name auch wol 7) auf das chromatische Widerrufungszeichen *k* ausgedehnt werden, (wiewol freilich gewissermaßen ungentlich); so wie auch 8) auf die chromatische Verzeichnung am Anfange eines Stückes, — und folchem Sprachgebrauche ganz folgegleich kann man denn auch 9) jede transponirte Tonart, jede Tonart, in deren Tonleiter ein oder mehrere sogenannte chromatische Töne befindlich sind, welche daher eine chromatische Verzeichnung verlangt, eine chromatische Tonart nennen. 10) Dem angenommenen Sprachgebrauche gemäß konnte man ferner auch den Unterschied, die Tonentfernung, (Intervall), um welchen ein sogenannter natürlicher Ton durch eine (einfache) chromatische Versetzung erhöht oder erniedert wird, einen chromatischen Tonunterschied, chromatisches Intervall nennen, und so wären denn: *f*. *g*. *ges* - *g* oder *g* - *gis*, chromatische Intervalle; (*ges* - *gis*, *as* - *ais*, *f* - *fisis* u. dergl. thönte alsdann eine doppelte chromatische Tonentfernung heißen); — und in diesem Sinne ist denn der Name chromatisches Intervall gleichbedeutend mit dem Namen: übermäßige Prime oder auch wieder mit dem (an sich selbst freilich auch wieder vieldeutigen) Namen halber Ton, oder Semiton, welcher eben darum auch oft chromatischer halber Ton benannt wird (vergl. m. Theor. d. Tonkunst. §. 58. d. 2. u. 3. Auflage). — 11) Wieder in einem andern Sinne kann auch jedes Intervall (jede Tonentfernung), welche sich in der Reihe der sogenannten natürlichen Töne gar nicht darstellen läßt, sondern allemal wenigstens ein chromatisches Versetzungszeichen fodert, und also nicht bloß, wie eben bei No. 10. erwähnt, die übermäßige Prime, sondern auch alle übermäßige Secunden, übermäßige Terten, verminderte Septimen u. f. m. chromatische Intervalle heißen, so wie auch 12) jeder Accord, welcher auf gleiche Weise sich nicht ohne chromatisches Zeichen darstellen läßt, *i*. *B*.

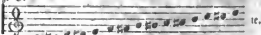


und dgl., ein chromatischer Accord heißen kann. (Vergl. m. Theor. d. Tonk. §. 86, 93.) 13) Da übrigens auch Töne der langen Tassen als chromatisch versetzte Töne vorkommen können, wie *i*. *B*. *his*, *ces*, *eis*, *ses*, *fisis*, *deses* u. f. w., so müssen in solchen Fällen auch diese Töne den Namen chromatisch erhalten.

14) Man nent ferner jede durch chromatische Intervalle bewegende Tonreihe *i*. *B*.



eine chromatische Tonreihe, eine chromatische Melodie, und fast auch von einem Tonstucke, es so chromatisch oder sehr chromatisch, wenn darin viele chromatische Zeichen, nämlich viele chromatische Accorde, oder viele Ausweichungen (welche natürlich gleichfalls allemal zu chromatischen Versetzungen Anlaß geben), vorkommen. — Was man außerdem nicht selten von einer chromatischen Tonleiter, von einem chromatischen Klanggeschlechte, genus enharmonium sagen hört, läßt sich, soweit es etwas mehr als das vorstehend unter Ziff. 1. u. 14. bezeichnete besagen will, durchaus auf seinen haltbaren Begriff zurückführen; (Vergl. m. Theorie der Tonkunst. §. 127 und 369) und wenn man auch jede chromatische Tonreihe, d. h. jede Reihe von Tönen, deren jeder von dem andern theils um eine übermäßige Prime, theils um eine kleine Secunde (welche beide Intervalle in unserm temporis ten Systeme einander praestrich gleich sind), entfernt ist, *i*. *B*.



oder



wol auch eine chromatische Tonleiter nennen kann, und oft genug wirklich so nennen hört, so vergesse man das bei wenigstens nicht, daß solche Benennung einer, theils aus chromatischen, theils aus diatonischen sogenannten halben Tönen, bestehenden Tonreihe etwas durchaus Anderes als eine Tonleiter (Tonleiter), im eigentlichen Sinne des Wortes ist. 15) Nicht selten wird der Titel chromatisch auch wol noch anderen Dingen beigelegt. So legt man *i*. *B*. einem Instrumente, auf welchem sich chromatische Töne und Tonreihen ausführen lassen, den Ehrenitel, eines chromatischen Instrumentes bei, und titulirt *i*. *B*. das mit Klappen versehene Waldhorn chromatisches Horn, weil man auf einem solchen die sogenannten chromatischen Töne leichter als auf dem gewöhnlichen Horne aneignen kann. (Vergl. übrigens den Art. Enharmonisch).

Etwas ganz anderes als unter Chroma pflegt man unter Chroma (*i*. d. Art.) zu verstehen. (Cfr. Weber.) CHROMSAURE VERBINDUNGEN 1) Wasserförmiges Chromsaures Blei als Präcipitat für Baumwollen- und Leinwand, Semebe, Drantens gelbe Farbenabstufungen. Für die Darstellung dieser schönen und glänzenden Farbenabstufungen, die

1) Nachtrag zu diesem Artikel im XVII. Bde. S. 138. ff.

durch kein anderes Agens so vollkommen erreicht werden können, befeigen wir nachstehende Verfahrgarten.

A. Die Gewebe werden mit basisch essigsaurem Blei imprägnirt und im heißen Bade von neutralem chromsaurem Kali, dem 6 bis 8 mal so viel kaulstisches Ammonium zugesetzt, als chromsaures Kali verwendet wird, so lange durchgenommen, bis die orangefarbene Farbe durch Steigen der Temperatur vollständig erscheint. Dunkler oder heller werden die orangefarbenen Abflusungen erzielt, je nach dem das basisch essigsaure Blei mehr oder minder concentrirt in Anwendung gebracht wird.

B. Veräflücht werden jene Abflusungen erzielt, wenn die Gewebe zuerst auf der Grundirrtmaschine mit einer schwachen, neutralen chromsauren Kalilaufslösung imprägnirt und nach dem Abtrocknen mit der basisch essigsauren Bleiaufslösung untrübt werden. Die trockene Ware wird fest durch ein Wasserbad, dem abendtes Ammonium zugesetzt worden, passirt, und unmittelbar das nach in dem neutralen, 86° warmen, chromsauren Kalibade bei einer steigenden Temperatur zwischen 60—70° R., je nachdem die Farbe heller oder dunkler erscheinen soll, ausgesetzt.

Für die illuminirte Ausarbeitung eignen sich nachstehende Applicationsfarben: 1) Applicationschwarz; 2) Gelb, Stärkpaste mit Salpetersäure; 3) Violett, liquirid salzsaures Zinn mit dem Pigment des Kampferschmelzes; 4) Grünbeize; 5) Blaubeize; 6) Weiß, mit liquirid salzsaurem Zinn, bei vorwaltender freier Säure.

In der Hand- und Walzendruckerei lassen sich die schönen orangefarbenen Abflusungen als örtliche Farben auf nachstehende Weise darstellen: Man drückt mit Gummi in druckidmigen Zustand versetztes basisch essigsaures Blei auf, und färbt nachgehend die Ware in einem neutralen chromsauren Kalibade, dem kaulstisches Ammonium zugesetzt worden, bis zur beliebigen Schattirung.

Interessant ist das Verfahren, welches der Indienneufabrikant Thomson in Manchester zuerst bekannt machte, nämlich wie es auf grünem Grunde darzustellen. Man gibt den baumwollenen Geweben zuerst in der Jbigoküpe einen mehr oder weniger dunkelblauen Grund, je nachdem das Grün, welches man hervorbringen will, mehr oder weniger intensiv sein soll. Die blaugefärbten Zeuge werden mit einer 7 Grad Reaction, essigsauren Thonerde imprägnirt, durch heißes Wasser genommen, getrocknet, hierauf in einer Auflösung von krontallisirtem saurem chromsaurem Kali, 5 Loth Chromsalz auf 4 Pfund Wasser, grundirt und nachfolgende Reservage aufgesetzt:

Mit gerötheter Stärke verdicktes Wasser 4 Pfund, Weinsäure 20 Loth, Zuckeräure 12 Loth, Salpetersäure 4 Loth.

Der Zusatz von Salpetersäure ist nicht nöthig, wenn das Dessin aus großen Gegenständen besteht.

In dem Augenblick, wo der Model die Reservage auf dem Zeuge ausdrückt, wird das Blau entfärbt, wobei ein eigenthümlicher Geruch hervorgebracht wird. Nach dem Druck wird das Zeug im fließenden Wasser

ausgewaschen und im Quercitron oder Wauabade ausgefärbt; wonach der Grund grün und das ausgedruckte Dessin weiß erscheint.

Zum Gelingen dieses Verfahrens ist wesentlich erforderlich: a) daß man die mit dem sauren chromsauren Kali imprägnirten Zeuge bei gelinder Wärme trocknet, weil sie sich bei erhöhter Temperatur verändern; b) daß jeder Zutritt der Sonnenstrahlen vermieden werde, so wie möglichst wenig Tageslicht zuzulassen, damit die blaue Farbe nicht geschwächt werde.

Die durch den Ausdruck der Reservage bewirkte Zerstörung der vegetabilischen Farbe beruht auf folgenden der allgemeineren Thatsache: So oft chromsaures Kali mit Weinsäure oder Zuckeräure in Verbindung kommt, oder auch chromsaures Kali mit einer neutralen vegetabilischen Substanz und einer Mineralsäure, wie z. B. Schwefelsäure, Salpetersäure u. s. w., entsteht eine sehr lebhaft eintretende, wobei Wärme frei wird und sich Gasarten entwickeln. Das Hauptprodukt dieser wechselseitigen Zersetzung ist die Bildung eines neuen Körpers, welcher alle Eigenschaften einer Säure besitzt, und wahrscheinlich chromichte Säure ist. Die Zersetzung der vegetabilischen Farbstoffe durch sauren chromsauren Kali und einer Säure läßt vermuthen, daß die Chromsäure, welche bei dieser Reaction in dem Zustande der Ausfällung, wo sie aus einer Verbindung frei wird, sich zersetzt und chromichte Säure (acide chromique) darstellt während ihr Sauerstoff an die vegetabilische Substanz tritt und dieselbe entfärbt.

Grünes Chromoxyd als Körperfarbe. Das grüne Chromoxyd läßt sich nach Dr. Wöhler sehr leicht durch Reduktion der Chromsäure vermittelst Ammonium darstellen, wenn das rothe saure chromsaure Kali mit ungefähr gleichviel gepulvertem Salmiak und etwas wenigem kohlen-sauren Kali oder Natron, in einem bedeckten Tiegel so lange geglüht wird, bis keine Salmiakdämpfe mehr entweichen. Die erkaltete Masse wird mit Wasser ausgelaugt, welches das Salz auflöst und das reine, grüne Chromoxyd zurückläßt.

(Kurrer.)

CHRONIK, im N. L., ist der Titel der beiden ursprünglichen und nach der innern Anlage nur eines aufwachen Bücher, welche den Kanon des N. L. schließen. Der hebräische Name  $\text{דברי ימי}$  Zeitgeschichte, scheint gewählt zu sein, weil diese Schrift sich nicht bloß auf einen bestimmten Theil der hebräischen Geschichte beschränkt, wie z. B. die Bücher der Könige; die *Aggadah* brinnlichen überseher untercheiden zwei Bücher unter dem Namen *Aggadah*, Supplementa, woselbst der Zweck des Werks, insofern entspricht, als er sein Werk für eine Ergänzung und Berichtigung früherer ähnlicher gehalten wissen will; Hieronymus endlich läßt

2) Prof. Köhlin Schenk in dem Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse Nr. 2. p. 83, und Dingler's polytechnisches Journal Bd. 27. S. 40—44. 3) Prof. Dr. Wöhler in den Annalen der Physik und Chemie. Bd. 21. S. 46.

in der Bezeichnung Chronica oder Chronicon libri den hebräischen Namen wiederzuerkennen, und die ihm folgende feurliche Benennung empfiehlt sich dadurch, daß die Geschichtserzählung des Buches mit der der Chronikenschreiber des Mittelalters, wo sich unten zeigen wird, manche Ähnlichkeit hat 1).

1) Von einer Geschichte der Auslegung dieses Buchs kann erst von der Zeit an die Rede sein, wo man anging, die Ergebnisse der historischen Kritik auch auf die angeblich geschichtlichen Bücher des A. T. anzuwenden; denn vorher hatten Ausleger und Historiker, wenn auch einzelne auffallende Versehen der werthlich gemacht wurden, sich damit begnügt, die Angaben der verschiedenen Bücher möglichst in Übereinstimmung zu setzen, und weil gar antrifft, daß eine aus dem andern ergibt. Erst die Werke midwarte der Chronik eine ausführliche Untersuchung (vgl. dessen Verhältnisse zur Einleitung ins A. T.), deren Absicht war, diese Werke untereinander, oder, weil sie für das historische Ansehen der Chronik sehr nachtheilig wirkten, auch Widerstand zu erregen. Sie wurden im Wesentlichen behältend durch die verschiedenen Forschungen des Vertheilts (histor. krit. Einl. in sämtliche Bücher des A. u. N. T., Bd. III, S. 181 ff.) und Senfens (Gesch. der hebr. Sprache und Schrift, 1. 12. Commentar zum Deut., Bd. I, S. 285 f. 303 n. a. vgl. Anmerk. Art. Deut., Deut. u. a.), wo denn die des letzteren Buchstaben nur so wichtig ist, weil sie auf grammatischem Wege mit dem übereinstimmen, was die Worte aus Inhalt und Darstellungsgemeinschaft gefolgert hatte. Gegen die Werke's erwähnte Untersuchung richtete T. O. Dahler (Prof. in Strasburg) die Schrift: in librorum Paralipomenis auctoritatem quoque fidei historiam. Argent. 1819. 8., und auch Dr. J. M. Herz (Die Schrift an Niren) suchte in der Abhandlung: Sind in den Büchern der Könige Spuren des Pentateuch's und der moysischen Gesetze zu finden? (Altena 1822. 8.), jedoch nicht zugebilligt, das Buchen des A. T. nicht gegen ihn zu sprechen. Diese Schriften verdienen nicht nur kritisch, indem sie sich durch das begründete Interesse lesen lassen, welches ihre Verf. daran nehmen, daß durch die angeblich genaueren Nachrichten der Chronik die Meinung geäußert werden soll, als seien wenigstens von Davids Zeit an die in den levitischen Büchern des Pentateuch theuerlich angeführten Anordnungen über den Cultus und die heilige Kasse in voller Kraft gewesen, — was durch sie denn natürlich oft bestritten worden, und die Unklarheiten und Unklarheiten vermehren lassen, welche solche Untersuchungen fordern. Diese Fehler finden der Untersuchung zu vermeiden in der Schrift: Die Chronik nach ihrem geschichtlichen Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit neu geprüft (Halle 1823. 8.); bei welcher er es sich zur Hauptaufgabe machte, die durch Senfens und die Werke's erschienenen Ergebnisse in einer möglichst systematischen Ordnung durch eine aus der Prüfung aller Beispiele hervorgehende, unabhängige Induction noch mehr zu befestigen. Es mag dem Verf. auch gelingen sein, in die Werke's Geist zu arbeiten, denn dieser hat in der dritten Ausgabe seiner Beobachtungen der bibl. krit. Einl. in das A. T. (Berlin 1825), Kap. VI, 1. 197 ff. obige Schrift beifällig erwähnt und bemerkt: eine sehr gründliche und sehr reichhaltige von Dr. von Eilin (Wolg. Al. Zeit. 1825. Nr. 192 — 194) stimmt mit einigen Modificationen, welche meistens Milderungen in schriftlich ausgesprochener Urtheile sind, den Ergebnissen derselben größtentheils bei, erweist sich aber durch gelegentliche Ergänzungen und Berichtigungen ein bedeutendes Verdienst um die ganze Untersuchung. Auf die Geschichte derselben hat übrigens E. Schöner, den man hier gewiß erwidern zu sein erlaubt, so wenig Einfluß gehabt, als ihn selbst die Berichtigungen berührt zu haben scheinen; seine Hypothese nämlich: „daß sowohl der Verf. der Chronik, als der des Sam. und der K. A., wo sie von dem nämlichen Gegenstande reden, aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft, die sie dann beiderseits nach andern ihren Vorurtheilen den ungenaueren Nachrichten auf abweichende Weise weiter ausgeführt hätten“, eine Hypothese, welche zur Vermittelung mancher Gegensätze dienen sollte, findet sich nicht dies in den älteren Angaben seiner Einleitung ins A. T., sondern neuerdings eben so in der vierten (Eb. III, 1. 488 ff.) vom Jahre 1823, woraus ersicht, daß

1. Bei der Frage nach der Abfassungszeit der Chronik ist man mehr, als bei irgend einem andern Buche auf das Zeugniß in neuer Gründe beschränkt, nach welchem sie sich jedoch immer nicht ganz genau und überhaupt nur relativ, d. h. in Vergleichung mit andern Büchern des A. T. wird bestimmen lassen. Nach den sichersten Anzeichen möchte nur erweislich sein, daß das Buch nicht geschrieben sein könne, bevor die chaldäische Sprache auf die der Hebräer, die babylonisch, persische Bildung auf ihre Ideen eingewirkt haben; oder genauer: es sey geschrieben geraume Zeit nach dem Ende des babylonischen Exils und nach den Siegeszügen Alexanders von Macedonien. 1) Die Sprache des Buchs, und zwar a) in seiner Schriftart oder orthographischen Eigenthümlichkeit, verräth: a) durch Spuren der a. u. s. f. r. b. e. n. d. e. n. S. p. r. a. c. h. e. ein relativ spätes Zeitalter. Dahin find nämlich alle die Hilfsmittel zu rechnen, durch welche beim Mangel der Vocale die richtige Aussprache, welche beim vollen Leben der Sprache durch den täglichen Gebrauch hinlänglich gesichert war, unterstützt werden sollte, also namentlich die Anwendung der maiores lectionis. b) Spuren des Gebrauchs der Quadratschrift, dessen Utrprung zwar nicht mit Sicherheit besant ist, vor dem Ende des Exils aber doch nicht angenommen werden kann. Man findet sie darin, daß sich häufig vorkommende Buchstabenverwechslungen darauf am leichtesten erklären lassen, daß man annimmt, der Chronist habe in seinen Quellen Quadratschrift vor sich gehabt, und sich auch selbst derselben bedient. b) Die A. u. s. f. r. b. e. n. d. e. n. S. p. r. a. c. h. e. zeigt einen gleichmäßig chaldaisirenden Eol, welcher dem der Bücher Jeremia und Esra nahe kommt, wenn er auch noch besser ist, als der in den hebräischen Kapiteln des Buchs Daniel. Dies läßt sich an zwei Klassen von Stellen nachweisen: a) an denen, in welchen der Verf. mehr selbstständig ist, indem sich wenigstens kein hebräisches Original aufzeigen läßt, welchem er folgte. b) Fast noch überzeugender sind die Stellen, wo der Chronist, in der Erzählung abhängig von älteren Büchern, ihre correcteren Ausdrücke mit mehr oder weniger chaldaisirenden vertauscht, wozu er doch nur dadurch veranlaßt worden sein kann, daß die letztern zu seiner Zeit gewöhnlicher und also verständlicher waren 2). — 2) Die Betrachtung des Inhalts, insofern er dem Buche eigenthümlich ist, führt weit mehr, als die der Sprache, welche nur im Allgemeinen die Entstehung der Chronik in den Zeiten der Ausartung vermuten lassen konnte, auf bestimmte Ergebnisse; denn die Zeit, zu welcher gewisse Gebote erst entfallen konnten, läßt sich nicht selten genauer angeben. a) 1 Chron. XVI, 8 — 16, wird dem David ein Lob- und Danklied zugeschriftet, welches er dem Asaph und den levitischen Sängern übergeben haben soll, es nach Zurückführung der Bundeslade nach Jerusalem abzugeben. Dieser Lobgesang ist aus mehreren noch vorhandenen Psalmen zusammengesetzt, nämlich Ps. 8 — 22

dieser übrigens um die Wissenschaft der Einleitung zu verdienen. Die Lehre aus Vorliebe für seine Erklärung einer Urtheilung auf Untersuchungen, die ihn darin finden wollen können, vor seine Rücksicht genommen hat. 2) Beweisstellen zu diesem Effect 1. in des Verfassers des Art. angeführte Schrift.

auch Ps. 105, 1—15; B. 23—38 und Ps. 96 mit einigen Veränderungen und Auslassungen; B. 34—36 und Ps. 106, 1, 47, 48. Da nun B. 35 (nach Ps. 106, 47) lautet: Hülfe und, Gott unserer Hilfe, Jamie und rette uns aus den Hölfern; so muß er ursprünglich von einem Dichter herrühren, der mit seinen Genossen im Exil lebte; konnte aber der Chronist einen im Exil gedichteten Psalm benützen, so muß er selbst noch weit später geschrieben haben. b) 2 Chron. 36, 22, 28. sind genau die nämlichen Worte, welche sich Esr. 1, 1, 2. finden. Daraus hat man schließen wollen, Esra sey Verf. des Buchs der Chronik; in diesem wird aber, wie weiter unten zu zeigen ist, das Buch Esra oft benützt, und zwar mit bedeutenden Abweichungen, woraus folgt, daß es später geschrieben ist, als jenes. 1 Chron. IX, 2—16, 18—34. wird Rehem XI, 8 ff. 19 ff. ausgeschieden, doch nicht ohne Abweichungen; demnach ist die Chronik später verfaßt, als die geraume Zeit nach dem babylonischen Exil in ihre jetzige Gestalt, in welcher der Chronist sich doch fante, gedachten Bücher Esra's und Nehemia's. c) 1 Chron. 29, 7 heißt es von den Küssen Davids, sie hätten zum Bau des künftigen Tempels 10,000 Dariken noch vielen Talenten Goldes, Silbers u. s. w. beigez. steuert. Die Dariken, d. h. Goldmünzen des Darius I. Hyrskapis, werden zwar auch Esr. 8, 27 erwähnt, aber nur bei Gelegenheit der vom König und seinen Großen gegebenen Geschenke, woraus noch nicht folgt, daß die Juden damals nach Dariken gerechnet haben; zur Zeit des Chronisten, welche demnach als eine viel spätere zu betrachten sein muß, muß das aber wol gewöhnlich gewesen sein, da er unbedenklich diese Bezeichnung für die Zeit Davids anwendet. d) 1 Chron. 3, 19—24 wird das Geschlechtsregister des Zerubbabel, welcher zur Zeit des Exils (Esr. 2, 2) die Juden nach Jerusalem zurückführte, obwohl nicht ohne Lücken, bis auf die Zeiten Alexander's von Mace'donien hinabgeführt. Der letztere Zeitpunkt wird freilich nicht bestimmt angegeben; aber da noch Glieder der Genealogie fehlen; indem B. 21. die Verbindung des Eschania mit den Söhnen des Chananja aufgelassen ist, so möchte man aus der Reihe der Esaki, Uraniel u. s. w. eher auf eine spätere, als auf eine frühere Zeit schließen; demnach hat der Chronist nicht vor Alexander von Mace'donien, d. h. nach 330 v. Chr. geschrieben. e) Der Chronist verräth sehr häufig, wie unten an Beispielen wird gezeigt werden, einen glühenden Religionshaß gegen das Reich Jschud; dieser konnte bei einem Bürger des Reichs Juda nicht entstehen, so lange beide Reiche währten und in ihnen der Cultus des Jehova nur neben dem der Götter bestand, sondern erst, als nach dem Exil der Cultus der Juden zu Jerusalem durch die Errichtung eines besondern Heiligtums für die Samaritaner, wie die mit Heiden vermischten Jschakiten nun hießen, von dem der letztern völlig getrennt worden war. Veranlaßt wurde die Trennung zu Esra's und Nehemia's Zeit durch grausame Verfolgungen von Seiten der Juden, bei denen besonders Nehemia thätig war (Esra 4, 2 ff. Neh. 13, 28.), und die Samaritaner erbauden ihren Tempel auf Garizim mit Erlaubnis Nierans der von Mace'donien, nach dessen Zeit und mehrhin die

ser Charakterzug des Chronisten wieder hinabführt. f) In der Dämonologie, welche dem Chronisten eigenthümlich ist, verräth sich gleichfalls wenigstens die Zeit nach dem Exil und der Einfluss babylonischer Vorstellungen. 2 Chron. 11, 15. gibt der Verf. dem Jerobeam I. von Israhel Schuld, er habe sich Priester erworbt für die Götterzerpellen (חֲזִיקֵי), für die Böcke (אֲרִיִּים) für die Kälber (אֲרִיִּים), die er gemacht. Das Exil ist bekannt genug, unter dem Dritten sind die beiden Verf. der des Jehova Apis zu verstehen, welche Jerobeam I. (1 Reg. 12, 29) zu Dan und Beth-el errichtete; aber was sind אֲרִיִּים? Unter diesem Namen finden wir bei dem im Exil lebenden Pseudo-Jesaja (Jes. XLII, 21. XXXIV, 14) als Beschöpfe der Völkersage, bestialisirte Dämonen, welche mit Eschakalen, Straußen und andern die Einsamkeit liebenden Thieren der Semiten und Aßiirer demohnen und heulend tanzen. Woher die Idee ist, läßt sich leicht vermuthen, denn Mänter h) hat auf babylonischen Bildwerken die Gestalten mehr thierähnlicher Dämonen nachzuweisen, und durch den um erst recht sich entwickelnden Gegensatz gegen das Heidenthum mag sich bei den Juden im Exil schon die Idee erzeugt haben, die Götter der Heiden seien solche bestialisirte Dämonen. Daraus spricht, daß der früher im Exil selbst lebende Dämon der Levitica, indem er Levit. 17, 6, 7. die Pische einschärfen will, nur bei dem einen, orthodoxen Heiligtum dem Jehova zu erscheinen, hinstreift; sie sollen nicht mehr ihre Opfer den אֲרִיִּים bringen, welchen sie nachgeben. Vor dem Exil hante die Jschakiten allezeit vielen Göttern der Nachbarvölker geopfert; der Chronist nun, der diese Abgötterei dem Reiche Exilium allein zuschreibt, denkt wahrscheinlich an jene Stelle des Levitica, indem er den Jerobeam I. zum Entseter des Cultus der bössigsten Götter, d. h. der Dämonen macht. — Nach der alten, aurochtopathischen Redeweise, nach welcher Jehova selbst die Menschen zum Bösen verführt, wie wir sie z. B. Exod. 10, 1 u. 2. in diesem Buche finden, heißt es 2 Sam. 24, 1. Da erbrante von neuem der Zorn Jehova's gegen Israhel, und er reizte (רָצַח) den David, indem er zu ihm sprach: Auf, zähle Israhel und Juda! Das schien dem Chronisten mit der Ehrfurcht gegen Jehova unbedenklich; obwohl er übrigens die ganze Erählung dieses Capitels mit nur kleinen Änderungen abschreibt, macht er doch hier eine bedeutende, indem er 1 Chron. 21, 1. sagt: Satan (שָׁטָן) erbot sich gegen Israhel, und reizte den David, das Volk zählen zu lassen. Das Wort שָׁטָן ist freilich den ältern Schriftstellern nicht unbekant, wird aber nur von Menschen in der Bedeutung Bösewicht, Feind gebraucht (z. B. 2 Sam. XIX, 23). An menschlichen Bösewichter der Jschakiten kann aber der Chronist schon deswegen nicht gedacht haben, weil er ihn an die Stelle Jehova's setzt, sondern man wird hier an

h) Vergl. die Meiste Dem. Bd. I, S. 202, 215. Paulus Comment. z. R. 2, c. 14, v. 6, 227. zu Eph. IV, 5. Götter u. s. w. Comment. zu Jesaja, Bd. XII, 15. i) Religiöse Dämonen. Kopenhagen 1827. 4.

ter 127 den boshaften Geist zu verstehen haben, welcher den frommen Hieb verblendet, und Zach. 3, 1. 2. den Hohenpriester Jesua von Jehova ansetzt, nur erscheint hier die Idee desselben noch mehr ausgebildet, da er selbstständig auftritt; im B. Hieb ist er noch einer der Diener Jehova's, und hat auch nur über Güter und Gesundheit, nicht aber über das Gemüth des Hieb Macht: hier des wirkt er durch seinen Einfluß, daß David gegen den Willen Jehova's sich vergeht, also böse wird. Demnach wird man der Chronik eine spätere Zeit anweisen müssen, als jenen beiden Büchern, von welchen das eine hoch ganz gewiß, das andere höchst wahrscheinlich am Ende des Exils verfaßt worden.

II. Die Frage nach den Quellen der Chronik hat ein um so größeres Interesse, da es auf den ersten Blick einleuchtet, daß die Geschichtserzählung derselben lauter Gegenstände betrifft, welche in andern Geschichtsbüchern des A. T. schon abgehandelt sind, daß sie aber von deren Darstellung nicht selten bedeutend abweicht. Ließe es sich nun zeigen, daß der Chronist neue, früher unbenutzte, benutzte Quellen gleichzeitige Quellen hatte, so dürfte man bei ihm wichtige Ergänzungen und bemerkenswerthe Aufschlüsse erwarten; wäre das aber nicht der Fall, so würde er seine Abweichungen von der ältern Geschichte selbst zu vertreten haben, und nicht wegen ihres Alters thums, sondern etwa nur wegen ihrer inneren Glaubwürdigkeit Vertrauen auf dieselben erwarten dürfen. Daß der letztere Fall hier eintrete, davon überzeugt man sich leicht durch genauere Prüfung. Um bequemer lassen sich folgende beiden Klassen der Quellen der Chronik unterscheiden:

1.) Angelegte Quellen, d. h. solche, welche der Chronist als Bürgen für die ihm eigenthümlichen Nachrichten anzugeben, und gleichsam als Mittel, das Gegebene zu vervollständigen, seinen Lesern zu empfehlen scheint. a) 1 Chr. 29, 29: „Die Begebenheiten Davids, des Königs, sind aufgeschrieben neben den Begebenheiten Samuels des Sebers, und Nathans des Propheten, und Sabs des Sehauers.“ Da von Sabs 1 Sam. 27, 6. 2 Sam. 24, 11, und von Nathan 2 Sam. 7, 2. 12, 1 f. erzählt wird, so scheint der Chronist wirklich unter dem Buche, welches die Geschichte dieser Propheten nebst der des Samuels und Davids enthalte, unser Ikon. Buch Samuels zu verstehen, nicht aber Schriften, die von Samuel, Sabs und Nathan verfaßt wären. b) 2 Chron. 9, 29: „Die übrigen Angelegenheiten Salomo's, die ersten und letzten sind geschrieben neben den Angelegenheiten Nathans, und neben der Prophezeiung Achias des Siloniters, und in den Geschichten Jerobo's (oder Jerobo's 177) des Sebers gegen Jeroboam, den Sohn Nebat.“ Von Nathan lesen wir 1 Reg. 1, und Achia 1 Reg. 11, und dem Ausdruck nach könnte der Chronist auf diesen Theil des Buchs der Könige als seine Quelle verweisen; aber dem Jerobo, das nur er kennt, und von welchem er nichts Glaubwürdiges erzählt, scheint er ein eigenes Buch auszusprechen. c) 2 Chron. 12, 15: „Die Geschichte Rehabsams steht geschrieben in den Reden Semaj's, des Propheten, und Jerobo's, des Sebers.“ Die Reden Semaj's finden sich 1 Reg. 12, 22 f.; 177 aber scheint

nur ein Name zu seyn mit 177, ist eben so unbekant, wie dieser, und gewinnt durch das, was der Chronist von ihm erzählt, nur einen mythischen Charakter; demnach wird auch hier seine zuverlässige neue Quelle aufgeschloffen, so wenig wie d) 2 Chron. 13, 22, wo dem Propheten Jerobo eine Erklärung (177) zugesprochen wird, worunter man wol eine mit Erklärungen versehene Geschichtserzählung verstehen müßte, ein Werk, welches schon seines Titels wegen einem alten Propheten nicht an gehören könnte, sondern höchstens ihm untergeschoben wäre. e) 2 Chron. 20, 34: „Die übrige Geschichte Josaphats steht geschrieben in den Reden (177), oder: in der Geschichte) Jerobo's, des Sohnes Hanan's, welche aufgenommen sind in das Buch der Könige Israels.“ Nach 1 Reg. 16, 1 f. hat dieser Prophet nicht in Juda, dessen Geschichte der Chronist hier allein behandelt, sondern in Israel gelebt, und gegen K. Baesa gekämpft. Die Nachricht soll entlehnt seyn (W. 5.) aus dem Buche der Tagesgeschichte der Könige von Israel. Ob nun der Chronist diese alten Reichsannalen oder eine prophetische Schrift des Jerobo citiren will, bleibt zweifelhaft; die ihm in diesem Kapitel (W. 1 f. W. 35—37) eigenhümlichen Nachrichten sind aber von der Art, daß sie unmöglich aus echten, der Zeit Josaphats nahen Schriften abgeleitet werden können, also gewinnt man hier seine Nachweisung einer neuen Quelle. f) 2 Chron. 32, 32: „Die Geschichte Histias steht geschrieben in den Geschichten Jesaja's, des Sohnes Amos, des Propheten, außer dem Buche der Könige von Juda und Israel.“ Befantlich wird 2 Reg. 18, 13—20, 19 in einer etwas jüngern Recension wiederholt Jes. 36—39; der Chronist gibt also hier an, daß er außer dem Ikon. Buche der Könige auch das Buch Jesaja in seiner jetzigen, aus dem Exil herrührenden Gestalt kannte, nemlich sein neue vollständige Quelle, und hat seine Abweichungen von beiden Relationen selbst zu vertreten. g) 2 Chron. 26, 22: „Die übrige Geschichte Uria's schrieb Jesaja, der Sohn Amos, der Prophet.“ Die Sage ist nicht ganz unwahrscheinlich, obwol im prophetischen Buche Jesaja nur Uria's (Uria's) Tod erwähnt wird, Jes. 6, 1; der Chronist sagt aber nicht einmal, daß er diese Biographie noch gekant habe, und seine wunderbare Erzählung vom Ausfall dieses Königs konnte er schwerlich aus der Schrift eines Zeitgenossen desselben schöpfen. h) 2 Chron. 33, 18, 19: Die übrige Geschichte des Manasse, worin Nachricht von seiner Abgötterei und seiner Befehrung gegeben und sein Gebet mitgetheilt werden, soll im Buche der Könige von Israel und in den Reden des Hosal (177) enthalten seyn. Dieser Prophet ist ganz unbekant; 2 Reg. 21, 1 f. kommt von der Befehrung des Manasse, die augenscheinlich eine spätere Erwidrigung ist, nichts vor, und die Darstellung des Chronisten scheint erst einem noch späteren Dichter Veranlassung gegeben zu haben, den besanten Cento aus Psalmen zusammenzufahren, welcher unter den Apokryphen den Namen „Bebet des Manasse“ hat. Demnach sind diese Angaben, aufs gelindeste gesagt, höchst unzuverlässig. i) 2 Chron. 24, 27: Weissagungen gegen Joas, und genauere Nachrichten von seinen Schiffsalen



und Thaten sollen in einer Erklärung des Buchs der Könige vorkommen. Eine solche Erklärung vom kanonischen Buche der Könige, welches 2 Reg. 12. nichts von Weissagungen gegen Joas berichtet, gibt allerdings der Chronist selbst; sollte er aber auch eine fremde gekant haben, so kann diese doch schwerlich für eine alte, glaubwürdige Quelle gegen das Buch der Könige geltend gemacht werden. k) 2 Chron. 25, 26, 27, 7. 23, 26. 35, 27. 36, 8 verweist der Chronist auf die Bücher der Könige Juda's und Israels, worunter denn wohl ohne Zwang die kanonischen Bücher der Könige verstanden werden können, und eben dahin ist höchst wahrscheinlich das Citat 2 Chron. 33, 18 zu deuten, welches behauptet, Nachrichten von Manasse, der doch König von Juda war, seien in der „Geschichte der Könige Israels“ enthalten.

Ein Urtheil, welches alle diese angeblichen Quellen citate in einem Überblick umfasste, würde, anfs gelms diese ausgedrückt, doch darauf hinauskommen, daß sie, wo sie aber die kanonischen Bücher des A. T. hinausgehen, höchst unsicher und schwankend sind, und vielmehr hie und da auf osebundene, alten Propheten untergeschoben, nirgends aber mit Glaubwürdigkeit auf uralte, echte, den Begebenheiten nahe oder gleichzeitige Quellen führen, die dem Chronisten eigentümlich gewesen.

2) Etwas die Quellen der Chronik sind mehrere Bücher des A. T., vorzüglich aber die Bücher Samuels und der Könige, von denen sich nachweisen läßt, daß der Chronist nach einem gewissen, nicht historischen Plane aussern jegigen moralischen Tzpe derselben, welchen er scheinlich vor sich hatte, großen Theils duchs räblich abschrieb, ohne ihn jedoch mit ängstlicher Bewisfrabstigkeit zu schonen, wenn er in seinen Ansichten zu Änderungen, Auslassungen und Zusätzen Veranlassung fand. Eine genaue Parallele dieser Quellen mit der Chronik s. b. Gramberg S. 67 fgg.

Wer aufmerksam vergleicht, dem kann nicht entgehen, daß die Charakteristik Davids ganz verschieden ausfallen müßte, je nachdem man dabei dem Verf. des Buchs Sam. oder dem Chronisten folgte. Der Erstere schildert den David sehr unparteiisch: er läßt seinen großen Thaten und allen Zügen, in denen sich sein hoher, edler, großmüthiger Sinn zeigt, Gerechtigkeit widerfahren, aber er verheißt auch seine Schwächen nicht, und dies spricht für die innere Wahrheit des Bildes. Der Chronist läßt manche wahre Tugenden Davids unerwähnt, schmückt ihn aber mit erfünftelten, die nur eine durch Hierarchy verdeckte Zeit als solche achten kann; und dieses Bestreben wird nicht weniger bedorbert durch das, was er ausläßt, als durch das, was er insetzt, wie bei Gramberg S. 75 fgg. gezeigt ist.

In der Geschichte Salomo's (s. bei Gramberg S. 79.) sind die Zusätze des Chronisten unbedeutend, aus dem doppelten Grunde, weil die ihm wichtigsten Ausstellungen schon in die Geschichte Davids hineingetragen waren, und weil der Charakter Salomo's kaum der Änderung bedurfte, um ihm zu genügen. Von dem ausgedessenen Velsprach 1 Reg. 2, hängt größtentheils 1 Reg. 2, 13 ff. ab, also ist natürlich auch dies, was, wozu als Grund der Auslassung noch fehlt, daß Salomo nach

B. 29 ff. selbst das Heiligtum mit Worb besetzt. Die anfangs übergangene Heirat der Tochter des Pharao wird 2 Chron. 8, 11 mit einer abergläubigen Anspielung gelegentlich erwähnt. Die Erzählungen von Salomo's klugen Urtheil, von dem Ruhm seiner Weisheit und seinen prächtigen Bauten interessieren den Chronisten nicht, weil das alles weltliche Dinge sind, und er überhaupt die eigentlich persönlichen Verdienste nicht hoch achtete. Was 1 Reg. 11. von Salomo's Abgötterei und Jechova's Zorn gegen ihn sagt, das schlen dem Chronisten, der in dem Salomo das Ideal eines leutlich-frommen Königs erblickt, wol so ungläublich, daß er es schon darum ausließ; dagegen hat er durch einzelne kleine Züge Salomo's Ergebenheit gegen die heilige Kasse noch in ein besseres Licht zu setzen gesucht.

In der übrigen Geschichte bis zum Exil (s. b. Gramberg S. 82 fgg.) sind die Zusätze des Chronisten bei der bloßen Übersicht weniger auffallend, als früher, weil sie sich meistens der übrigen Erzählung genauer anschließen und mit ihr in Verbindung gebracht sind; nur das Passa des Hiskia tritt als ein besonderer Abschnitt besonder hervor. Die wichtigste der Auslassungen besteht darin, daß der Chronist die Geschichte des Reichs Ephraim, welche im B. der R. R. unparteiisch neben der des R. Juda fortgeführt wird, ganz ausläßt. Die Ursache liegt in dem Grundsatze des Chronisten, daß nur in der Theilnahme an dem orthodoxen Jechova, Kultus von Jerusalem Heil zu finden sey; weil das Reich Ephraim sich von diesem losgelöst hat, so kann er es nicht über sich gewinnen, von Königen desselben zu erzählen, welche mit Blick gegen die Ausländer gekämpft haben, i. S. Abas und Joab, und von Elia und Elisa, den großen Propheten dieses Reichs, welche durch ihre großen Thaten und ihre Menschenfreundlichkeit sich der Volksgegnossen und Ausländern Liebe und Achtung erworben, und welche zwar gegen den Götzendienst der des Jechova, Kultus eifern, aber nicht gerade für den orthodoxen von Jerusalem, da sie selbst einem freieren folgten.

III. Der Untersuchung über den geschichtlichen Charakter der Chronik ist nun durch die bisher betrachteten Gegenstände hinlänglich vorgebeitri; doch möchte es passend seyn, ehe wir zu derselben übergehen, einen vergleichenden Blick auf die sämtlichen kanonischen Bücher, welche sich als historische geben, und von welchen die Chronik das jüngste ist, zu werfen. Eine rein objectiv historische Darstellung möchte sich nur in der Familien Sage des Buchs Ruth und in der Sammlung von Volksagen im Buche der Richter finden; der Samler des letztern hat nämlich seinen Grundsat: daß Jechova dem Volke, wenn es sich in der höchsten Noth befinde, einen Retter zu senden pflege, wirklich auf der Sagenschichte abstrahirt, ohne diese danach zu verändern. Am nächsten steht diesem das Buch Samuels, in welchem die Volksagen auch unversünfelt erscheinen, aber eben deswegen mit dem Grundsatze, daß Jechova mit besonderer Sorgfalt die Angelegenheiten seines Volks leite, zuweilen in auf fallenden Widerspruch treten, i. S. wenn der von Jechova (s. b. von Sammel) schon verworfene Saul (1 Sam. 15, 23.) doch noch lange in ungehörigem Besitz der Krone

walt bleibt, insofern man sich schon mit Recht wundert, wie Jehova in der Wahl dieses Königs einen solchen Mißgriff hat thun können, daß er denselben so bald verworfen muß. Der Verf. des Buchs der Könige erkannte diese Widersprüche wol, und da er den theokratischen Grundsatz nicht haben lassen konnte, zugleich aber zu richtig war, demselben zu Liebe die geschichtlichen Data zu ändern, so ersand er den Ausweg der Stellvertretung, um den Widerspruch auszuweichen; i. B. Jehova läßt dem Jerobeam durch den Propheten Achija sagen (1 Reg. 11, 29 ff.), daß er ihn zum Könige der zehn Stämme, die er dem Davidischen Hause entzweie, gewählt habe; weil aber Jerobeam den theokratischen Wünschen nicht entspricht, so muß der nämliche Prophet ihm (1 Reg. 14, 9 ff.) in Jerobeam's Namen Ausrufung seiner Familie verkündigen; diese tritt jedoch erst ein, indem Baasa (1 Reg. 15, 27.) sich gegen Jerobeam's Sohn Nadab empört und ihn tödtet; eben so werden die Übelthaten Baas nicht an diesem, sondern an seinem Sohne Elram und dessen ganzer Familie gerächt (2 Reg. 9, 6 ff.); doch als der zu dieser Rache und zum Königsthron von Jehova berufene Jechu dem Jerobeam wieder mißfällig wird (2 Reg. 10, 30. 31.), beschränkt Jehova seine Herrschaft auf vier Geschlechter, und Jechu's vierter Nachkomme Eschazaria (2 Reg. 15, 10—12.) fällt von der Hand des Empereers Assum. Man sieht hier leicht, daß der Erzähler die Prophetenreden und die theokratischen Beziehungen, welche Jehova's Gerechtigkeit sich darthun sollen, ex eventu den Begebenheiten angepaßt hat, wobei sein Bericht über die letztern darum nicht weniger wahrscheinlich bleibt. Die Bücher Esra und Nehemia kommen hier nicht in Betracht, denn ihre Verfasser haben die theokratische Idee fast aufgegeben, und wenn man gegen einige ihrer Nachrichten gerechtes Mißtrauen hegt, so liegt die Ursache nur in ihrer Unabwiesigkeit, Ungenauigkeit u. dgl. Zwei Schriften sind noch übrig, welche eine theils theokratische, theils hierarchische Theorie mit Consequenz in freien Dichtungen durchführen, sich aber in der Methode wesentlich unterscheiden, die fünf mosaischen Bücher und die Chronik. Die Verf. der ersten formten darin mit einander überein, daß sie in eine Zeit, aus welcher man nur einige unbestimmte Sagen haben konnte, an die Stelle der Geschichte eine Reihe von Dichtungen setzen, die in ihrer eigenen Gestalt ziemlich gut mit einander in Verbindung stehen, wobei die Verf. von Genesid und Exodus theokratische, die der drei übrigen Bücher aber mehr hierarchische Zwecke verfolgen. Den Übergang von ihnen zur Chronik macht insofern das Buch Josua, als es seinen rein hierarchischen Zwecken, z. B. Verherrlichung des Priesterthums und des orthodoxen Cultus, durch Dichtungen nachstrebt, welche in eine Zeit gesetzt sind, aus der es auch keine sichern historischen Nachrichten gibt. Die Chronik hat sich die nämlichen hierarchischen Zwecke gesetzt, wie die Dichter von Leviticus, Numeri und Josua, aber sie unterscheidet sich dadurch wesentlich von ihnen, daß das Ziel, auf welchem sie ihre Theorie praktisch durchzuführen sucht, nicht wie bei jenen das gleichsam offen und unangebauet liegende, jedem zu beliebigem Gebrauch freie Feld der mythischen Sagenwelt ist, sondern das von den durch-

gängig glaubwürdigen Nachrichten der B. B. Samuels und der K. K. schon eingenommene, auf welchem also neue Dichtungen nur Platz gewinnen können, indem die wahre harten Berichte entweder unterdrückt oder umgestaltet werden. Wenn also alle die andern, mehr oder minder von Vorurtheilen getriebenen, geschichtshistorischen Darstellungen des B. B. in Vergleich mit einer geprüften und gründlichen Geschichtserzählung immer noch mildere Namen verdienen, so muß die der Chronik geradezu Geschichte verfälschung genannt werden<sup>3)</sup>. Der Chronist sucht durch seine neue Bearbeitung der Geschichte seines Volks die ältern Geschichtsbücher überflüssig zu machen, oder ganz zu verdrängen; er beginnt daher sein Buch mit Adam, und füllt die ganze Zeit, wo sich nicht sichtlich hierarchische Dichtungen einschieben ließen, mit magern Genealogien aus; er scheint sich aber an Esra anschließen zu wollen, weil er die Geschichte über das Exil hinausführt, und mit den ersten Versen des Buchs Esra schließt. Was er ausläßt, übergeht er in der nämlichen Absicht, in welcher er anderes hinzusetzt, nämlich um zu zeigen, die größte Tugend sei, Jehova an Levitische Weise in Jerusalem zu verehren, der heiligen Kiste alle Ehre zu bieten zu beweisen, und sie mit Geschenken zu überhäufen; nur zu dem Reiche Juda sei dies nach Davids und Salomo's Vorgange geschehen, und alle Könige, welche sich so gezeigt hätten, seien glücklich, alle andern, besonders aber die Espramiten, welche von dem alleinigmächtigenden Cultus und dem alleinrichtmässigen Herrscherthume Davids abgefallen, seien von Jehova verdammt und unglücklich gewesen; und diesen Grundfäßen paßt er nun durchaus allenfalls seine Geschichtserzählung an, mag nun den Nachrichten, welche die Bücher Samuels und der K. K. mittheilen, das durch auch noch so sehr Gewalt geschehen. Dr. v. Eölln bemerkt sehr treffend (a. a. D. Sp. 707.), daß der Chronist darin seinen Namensverwandten im Mittelalter, welche nach ähnlichen hierarchischen Vorurtheilen die Geschichte ihrer Zeit in den Echroniken bearbeiteten, sehr ähnlich sey; doch möchte diese Analogie wenig dazu beitragen, zwei ziemlich wichtige, aber schwer zu entscheidende Fragen zu erledigen. 1) Hat die Chronik mehr oder nur einen Verfasser? Daß die angegebenen hierarchischen Grundfäße mehren selbst in Anwendung auf die Geschichte gemeinschaftlich seyn können, zeigt schon die Übereinstimmung mit Peritius, Numeri und Josua, und man wird deshalb richtig sagen: die Chronik gibt die Bearbeitung der Geschichte im Geiste eines hierarchischen Zeitalters, der sich in ihr auspricht. Aber daraus folgt noch nicht, daß diese Bearbeitung aus gewissermaßen eben so notwendig, wie aus Zeitumständen jener Geist sich bilden mußte, von selbst aus traditionellen Bruchstücken allmählig entstanden, und etwo nur von Einem, dem sie zusagte, so angeordnet sey; vielmehr macht der Umstand, daß manche Dichtungen ganz consequent durchgeführt, und oft, ehe sie selbst auf-

3) Unmöglich, daß diese kurzen Andeutungen irgendwo in Gramberg's krit. Gesch. der Heiligenbücher des N. T., 2. H., Theokratie u. Prophetismus, S. 2. 3. 10. 16.

treten, durch kleine, fast unmerkliche Züge vorbereitet werden, es sehr wahrscheinlich, der Chronik liege ein bestimmter, in den einzelnen Theilen sich entsprechender Plan zum Grunde, den nur ein Schriftsteller so entwerfen und ausführen konnte, — also: die Chronik habe nur einen Verfasser. Allerdings kommen Fehler und Widersprüche vor; allein diese würden oft ohne Vergleichung der Originale kaum bemerkt werden, und sind auch meistens daraus entstanden, daß der Chronist, einmal seinem Grundsatze gemäß, die Nachricht des Originals umgestaltete, ein anderes Mal aus Nachlässigkeit eine ganz andere Stelle wörtlich abschrieb. Fragt man auch hier nach Analogien, so stimmt das ganze Buch der Chronik völlig so gut in seinen Theilen überein, wie z. B. das Buch Josua in seinen Theilen, oder die dem Jehovisten angehörenden Erzählungen in der Genese unter einander, — so kommen Widersprüche von der Größe, wie wenn z. B. nach Exod. 17, 1—7 Mose im ersten Tage des Auszuges, und nach Num. 20, 1—13 im 40ten Jahre des Auszuges an ganz verschiedenen Orten und unter ganz andern Umständen Wasser aus dem Felsen schlägt, — in der ganzen Chronik nicht vor. — 2) In wie weit ist die Chronik glaubwürdig? Daß sie an den Orten, wo sie ihre kanonischen Quellen unverändert abschreibt, den Grad der Glaubwürdigkeit mit diesen theilt, bedarf kaum der Ermahnung, und auch dem Grundsatz: daß sie an allen den Orten durchaus gar keine Glaubwürdigkeit habe, wo sie den kanonischen Quellen aus einer Weise widerspricht, die aus ihrer hierarchischen Theorie in erklären und abzuweisen können. Wie ist's aber mit den Nachrichten, bei welchen Abhängigkeit von hierarchischen Nachrichten nicht in den Augen fällt? Bei einem Schriftsteller, welcher es nicht als seine Pflicht zu erkennen vermag, die Wahrheit zu sagen, muß im Allgemeinen Alles unzuverlässig werden, wenn es nicht durch gewichtigere Zeugen bestätigt wird; jubem lebt der Chronist von den geschriebenen Zeiten durch einen Raum von Jahrhunderten getrennt, so daß aus ihnen schwerlich viele glaubwürdige Traditionen zu ihm kommen konnten: mithin möchten seine selbständigen, nicht hierarchischen Berichte immer mit Vorbehalt zu behandeln sein, und das, was wir Neues aus ihnen lernen können, sich auf einige geographische, antiquarische und dgl. Notizen, auf einige durch Tradition erhaltene, glückliche Erklärungen schwieriger Stellen in den Originalwerken u. s. w. beschränken. Dergleichen findet sich allerdings in der Chronik (vgl. Gramberg's Schrift §. 18.), doch würde es überflüssig sein, uns damit aufzuhalten, da die Hauptaufgabe vielmehr sein muß, die oben von der Geschichtsdarstellung des Chronisten gegebene Charakteristik durch Darlegung von überzeugenden Beispielen zu rechtfertigen.

Da der Raum jedoch hier eine ausführliche Darstellung nicht gestattet; so beschränkt sich der Verfasser auf das, was in seiner besondern Schrift über die Chronik 1) von Nachlässigkeit und Unwissenheit des Chronisten, 2) seiner Vorliebe für das Außerordentliche und Wunderhafte, besonders insofern es mit levinischem Aberglauben zusammenhängt, wodurch er theils zu Zusätzen,

theils zu Veränderungen veranlaßt wurde; 3) von seinem levinismus, und zwar a) von Einführung der heiligen Kasse am unrechten Orte, b) zur Vertheidigung der angeblichen Vorrechte der heiligen Kasse; 4) von der Begünstigung des orthodoxen Cultus von Jerusaleim, und deshalb theils seiner Verhöhnung des Raths theiligen, theils seinen Aufschmückungen, so wie von den Belohnungen der Söhne und den Strafen des Widerstehers dieses Cultus; 5) von seiner Parteilichkeit für Juda und gegen Israel ausführlich abgehandelt ist. Hieburch wird sich das Endurtheil über die Arbeit des Chronisten hinlänglich rechtfertigen. Der Chronist erfüllt sehr wenig von den Forderungen, die man mit Recht an einen kritischen, treuen und zuverlässigen Geschichtsschreiber macht; er kann mithin für sich nicht als ein zuverlässiger, geschichtlicher Zeuge gelten, und alles, was er nicht aus alten kanonischen Schriftstellern geschöpft hat, ist bis auf anderweitige Befestigung für zweifelhaft zu halten. Damit soll nun jedoch nicht behauptet werden, daß alles Einzelne auf den ersten Blick sich als unglaubwürdig darstelle: was aber nicht so erscheint, wird doch immer so zu betrachten sein, wie z. B. einzelne Erzählungen der Bücher Genese und Exodus, die an sich und außer dem Zusammenhange glaubwürdig genug sind, die aber, weil sie mit Worten in enger Verbindung stehen, bei besonderer Krüfter für deglaubigte Geschichte halten kann. Eben so würde man aber zu urtheilen haben, wenn sich in den Büchern der Chronik eine über die rein antiquarische Tradition hinausgehende, wichtigere Nachricht fände, von welcher nicht einleuchtete, aus welchem hierarchischen Grundsatz der Chronist sie eingeschoben haben könnte.

(Gramberg.)

CHRONOMETER, d. i. Zeitmesser (von χρόνος und μέτρον, Maß), heist in der Kunst eine mechanische Vorrichtung, welche dazu bestimmt ist, das Tempo eines Conklusches anzuzeigen. Man hatte, bis in neuere Zeiten, um den Grad von Geschwindigkeit, das Tempo, anzuzeigen, in welchem ein Conklus aufgeführt werden sollte, sich überall seiner weiteren Bezeichnung bedient, als daß man den Conklusiden die besondern Kunstwörter: „Allegro,“ oder „Andante,“ oder „Adagio,“ u. dgl. voranschrieb, oder auch die Überschriften: „In langsamer,“ — „in gemäßigter Bewegung“ u. dgl. Da diese Bezeichnungen aber sehr unzuverlässig und wandelbar sind, so wurde schon längst das Bedürfnis eines zuverlässigeren Maßstabes gefühlt.

Man hat dazu schon seit dem 17. Jahrhundert allerlei Maschinen, unter den Namen Taktmesser, Chronometer, Rhythmometer, Metrometer, Taktweiser, Tempoweiser u. dgl. vorgeschlagen, welche, je nachdem man sie auf diese oder jene Kammer richtet, geschwinde, oder langsamer schlagen sollten; und in Beziehung auf diese Schlagmaschinen sollten um die Tona-

6) Eine solch allerdings glaubhaften Tradition würde man z. B. Nachrichten ausfinden können, wie die 2 Chron. 3, 1, daß bei der Errichtung des Tempels eingetragenen worden, 200000 Menschen haben.

feher, statt der Kunstwörter „Allegro“ oder „Andante“ u. dgl., vor die Tonschläge künftig bios setzen:

♩ 36. oder ♩ 45.

u. dgl., das heißt: „in jenem Tonschläge soll eine Viertelsnote so geschwin. genommen werden, wie ein Schlag der Maschine, wenn sie auf No. 36 gerichtet ist, — in diesem die halben Noten so geschwin., wie die Schläge auf No. 45 der Maschine,“ u. dgl. Die erste Erwähnung eines solchen Instrumentes findet man in L'oulié's *Éléments ou principes de musique* (Paris 1698). — Später machte Sauveur eine ähnliche Maschine, in der Gestalt einer Pendeluhr, in seinen *Principes d'acoustique et de musique* besant. (Siehe Rousseau dict. de mus. art. Chronomètre.) — Im Jahr 1720 kündigt Christian Semmler aus Halle eine taktschlagende Maschine an (vergl. Wiener musikal. Zeitung 1817, S. 35.) — und ein Jahrzehend später wollte wieder ein Franzose, D'ons-Éclair, eine Verbesserung der koulisch'schen erforschen haben, (*Mémoires de l'acad. des Sciences*, 1732, p. 182.) — Die demnachst, wie es scheint, eine geraume Zeit vergessene gewesene Sache wurde dann wieder zur Sprache gebracht von einem Herrn Cadory, in einem Buche unter dem Titel: *Manuel utile et curieux sur la mesure du tems*, Paris 1771. — Eine andere Erfindung dieser Art machte 1775 der berühmte John Harrison besant, in einer Schrift unter dem Titel: *Description concerning such a mechanism as will afford a nice and true mensuration of time, as also an account of the discovery of the scale of music*. London 1775. — Im Jahr 1783 rühmte sich, nach einer im Kramerschen musikalischen Magazin vom gedachten Jahre enthaltenen Notiz, ein Mechaniker, Pelletier, eine vorzügliche Einrichtung einer Takt-Maschine erfunden zu haben. — Im Juni 1784 ließ der Pariser Componist Davaug im *Journal encyclopédique*, S. 534 einen Vorschlag über eine solche Pendeluhr einrücken; — und 1787 übergab der dortige Mechaniker Duclos der königlichen Singschule einen neuen Akkordometer, — indes Minaxin und Richard zu derselben Zeit ähnliche Erfindungen besant machen. (Vergl. Wiener musikal. Zeitg. 1817, S. 35, woselbst aber ungleich mehr ganz unrichtige Nachrichten über die Geschichte des Chronometers enthalten sind, wie z. B. daß in Rousseau's Diction. nichts über die Brauchbarkeit des Chronometers erwähnt sey, insofern man dort doch gerade das Gegentheil findet; — eben so sind mehre Namen, Druckorte, Seitenumzahlen u. unrichtig angegeben.) — Im Jahr 1790 gab demnach ein Berliner Professor Abel Barja eine Beschreibung einer (gleichfalls auf die Verlangung und Verstärkung eines Akkordpendels berechneten) Maschine heraus, (s. Forstels Literatur der Musik S. 265, woselbst jedoch über den fraglichen Gegenstand nur allein die Schrift von Davaug, die von Barja und beiläufig auch die nachstehend erwähnte aufgeführt ist); — und auch der Dom- und Stadtcantor zu Weizen, G. Weiske, kündigt (nach Forstel am anget. D.) fast um dieselbe Zeit eine ähnliche Erfindung an, in einem bei Breitkopf erschienenen Werkchen, betitelt:

Weiske's 12 geistliche Gesänge, nebst Beschreibung eines Taktmessers u.

Wieder eine andere Maschine, wieder in der Gestalt einer Pendeluhr, erfand und verkaufte nachher der herr sogl. gotthalche Secretär Dr. M. H. Wenf, das Stück à 1 Louisd'or, worüber er die gedruckte Ankündigung im Jahr 1798 verbreitete (Berders neues Tonkünstler's Lexikon, 4. Bd. S. 543). Es war eine Wanduhr, auf deren Zeigerblatt die Worte Adagio, Andante, Allegro, Presto eingeschrieben waren; je nachdem man nun den Zeiger auf eines oder das andere dieser Wörter richtete, schlug das Werk langsamer oder schneller! — Im Jahr 1800 machte der Cantor J. S. E. Stöckel in Burg bei Magdeburg (in der Leipz. musikal. Zeitg. 11. Jahrgang, S. 657) ein von ihm erfundenes Chronometer in der Gestalt einer Wanduhr besant, welches die Takttheile durch Schläge eines oder zweier Hämmer auf eine heilörende Glocke anzeigten sollte; — und im Jahr 1803 eine verbesserte Maschine derselben Art, pr. Stück à 2 Louisd'or (Leipz. musikal. Zeitg. VI. Jahrg. S. 49 ff.). — Wies der eine andere schlug ein Herr G. Gutmann im Jahr 1806 vor (ebenfalls XI. S. 117 ff.), und wieder ein anderer Vorschlag wurde 1813 (ebendas. XV. S. 305 ff.) von einem Unbekanten gemacht.

In demselben Jahre machte ich (in der Leipziger musikal. Zeitg. von 1813, S. 441) darauf aufmerksam, daß man den, durch alle bisherige Maschinen beabsichtigten Zweck, noch weit besser und sicherer ohne alle Maschine erreichen könne, bios dadurch, daß man vor jedes dem Tonschläge die Länge eines Pendels angebe, dessen Schläge die Dauer der Takttheile gleich seyn solle.

Ein einfaches Pendel, z. B. ein an einem Rahmen aufgehängte Bleistuch von beliebiger Größe (ein Werkzeug, was jeder sich in zwei Minuten selbst anfertigen kann), schwingt nämlich desto geschwin., je kürzer der Rahmen ist, und je länger er ist, desto langsamer. Man darf also vor ein Tonschlag z. B. nur hinschreiben

♩ = 38"

so heißt das: die halben Noten dieses Tonschlages sollen so lange dauern, als der Schlag eines einfachen Pendels, dessen Länge 38" (d. h. 38 Zoll) lang ist. Man braucht dann, um das Tempo, in welchem der Tonseker das Tonschlag ausgeführt wissen wollte, zu erkennen, nur den Tacten des Pendels 38" lang zu nehmen, und jede Pendelschwingung zeigt dann das Maß der Geschwindigkeit auf unmeßendrichtige an. (Vergl. Leipz. musikal. Zeitg. 1815, S. 671.) — Besser und zweckmäßiger als jede Bezeichnung nach Grad an einer Maschine mußte solche Bezeichnungsdart darum erscheinen, weil jeder Tonseker sein Tonschlag also bezeichnen, und jeder Leser diese Bezeichnung verstehen und deuten kann, ohne eine Maschine laufen und zur Hand haben zu müssen, weshalb also die Bezeichnung nach Pendellängen ein ohne Vergleich leichteres und daher den beabsichtigten Zweck weit mehr förderndes Verständigungsmittel ist; — es ist aber auch ein weit unverständlicheres als jede Maschine, weil eine Maschine auch unrichtig angefertigt, oder durch Zufall altert seyn kann, so daß sie zu schnell oder zu

langsam läuft, welches alles offenbar nicht so leicht als bald zu entdecken und zu berichtigen ist, als es leicht ist, jeden Augenblick die Länge eines Pendelsodens zu messen. Ungefähr um dieselbe Zeit beschaffte sich aber der Wiener Hofmechanikus Joh. Mäjel (der tüchlichst des kante Erfinder des sogenannten Vanharmonicon, so wie eines schönen Trempeurs Automaten), auch wieder mit der Verbesserung einer neuen Chronometermaschine (wieber einem Uhrwerke, welches die Takttheile mittelst eines künstlichen Armes auf einem kleinen Umbo hörbar anschlag (Leipz. musik. Zeitg. 1813. S. 785). Er entschloß sich aber, nachdem er meine Bekanntmachung (in der angef. Leipz. musik. Zeitg., auch nachdruckt in der Wiener musik. Zeitg.) gelesen und sich mit mir in Mannheim dazu über besprochen hatte, — oder (wie er sich in seiner gedruckten verbreiteten Ankündigung ausdrückt:) er ließ sich von mir überreden, gleichfalls nur ein einfaches Fadenpendel als Chronometer zu gebrauchen, und verfertigte nun, von London aus, — Chronometermaschinen, — bestehend aus einem, auf einem Gestelle aufgerichteten Stabe, von welchem herab eine Kugel an einer willkürlich zu verlängerten oder zu verkürzten Schnur pendelte. An dem Stabe war nun aber nicht das Zollmaß angeschrieben, sondern die Anzahl der Schwingungen, welche während einer Zeitminute geschehen, wenn man die Kugel bis zu diesem oder bis zu jenem Punkte herabhängen ließ. Da z. B. ein Pendel von circa 38" rheinischen oder Wiener Maßes (oder 1 französi. mètre, oder 39, 125 engl. Inchs) gerade 60mal binnen einer Minute schwingt, so war an dem besagten Stabe, an der Stelle, wo der Faden die Länge von 38" hatte, nicht diese Länge, nicht 38" angeschrieben, sondern es stand hier die Ziffer 60, d. h. daß hier die Kugel binnen einer Minute 60 Schläge vollbringe, — und eben so war z. B. bei 55" nicht angeschrieben 55", sondern 50 (d. h. 50 Schläge während einer Minute), bei 5" nicht 5", sondern 160 — u. f. w. — Man sieht wol, daß diese Einrichtung mit meinen Uhren gerade im allerwesentlichsten Punkte nicht übereinstimmt, nämlich darin, daß die Verzeichnung eines Tonstücks nach den Graden dieser Maschine allemal eine danach eingerichtet Maschine voraussetzt, und nicht ohne Weiters eine Maschine, dies mit sich selbst einen jeden einfachen Fadenpendels verstanden werden konnte.

In der Folge ging Hr. Mäjel auch wieder vom einfachen Fadenpendel ab, und verfertigte in Paris wieder förmliche Uhrwerke, deren Pendel hörbar schlug, wobei er aber immer wieder die Einrichtung nach Quoten einer Zeitminute beibehielt. (Leipz. musik. Zeitg. 1815. S. 81 und 315, auch 1821 Intell. Bl. Nr. 8.).

Diese Maschine, von Hn. Mäjel Metronom (wie Manche wollen, abgeleitet von μέτρον, Maß, und νόμος, Ordnung, Formel, Gesetz, — auch Lied oder Sang, und insofern possender: Nomometer, oder wol richtiger noch griechischen Makascheber, μακασχηβός, wörtlich übersezt metri modus, Vorchrift des Zeitmaßes), benamte, hat denn in der That jetzt bereits sehr allgemeine Aufnahme gefunden, und es ist dem genannten Er-

finder gelungen, auf seinen vielfältigen Reisen in Deutschland, Holland, England, Frankreich u. a. m. eine große Anzahl sehr lebender Tonsetzer in einer förmlichen Subscription zu veranlassen, worin sie sich ihm ordentlich verbindlich machten, die Tempel ihrer Compositionen künftig nicht mehr anders, als nach den Graden seiner Maschine anzugeben, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, es gütige Forderungen solcher Metronome anzulegen.

In der That verdiente diese Mäjel'sche Maschine dieses Glück jedenfalls mehr als jede bis jetzt erfundene musikalische Maschine, theils wegen ihrer schönen sanfteren und äusseren mechanischen Einrichtung, theils auch darum, weil sie in der Hauptsache den Zweck allerdings erreicht. Denn ist einmal vor einem Tonstücke das Tempo auf solche Weise angezeichnet, z. B.

♩ = 60 Mäjel. Metron.

so ist dieses Tempo, wie man sieht, nicht nur für ewige Zeiten anwendbar bestimmt, sondern es kann auch jeder Leser die also angedeutete Geschwindigkeit oder Langsamkeit alsbald erkennen und ausführen; wenn er sich nur im Besitz eines Exemplars dieser Maschine befindet, das selbst in dem Augenblicke, wo er es gebrauchen soll, gerade zur Hand hat, und dies Exemplar ebenso wie dasjenige, dessen sich der Tonsetzer beim Abmessen und Anzeichnen seines Tempos bedient hat, richtig angefertigt und justirt, und nichts daran verdirbt oder verdorben ist, (was alles freilich nicht immer leicht zu entdecken ist).

Schade, daß dieser Voraussetzungen, wie man sieht, so viele sind, und namentlich, daß solche metronomische Zeichen nicht nur allen Richtbekannern solcher Maschinen voraus, sondern selbst dem Verfasser einer solchen nur da ausführbar sind, wo er dieselbe gerade neben sich stehen hat.

Je wichtiger und beachtungswerther die Sache an sich selber ist, desto lebhafter muß man diesen Uebelstand bedauern, und desto mehr wünschen, denselben umgehen zu können.

Es kann dies aber in der That geschehen, indem man sich, statt der Mäjel'schen Maschine, vollkommen genügend auch bloß meines vorher erwähnten, einfachen Fadenpendels bedienen kann.

Bekanntlich schwingt ein Pendel von 38 rheinl. oder Wiener Zoll Länge, gerade Einmal in einer Sekunde, mithin gerade so geschwind, wie das Mäjel'sche Metronom auf No. 60, — ein Pendel von 9 Zoll so, wie Mäjel 120, — von 55 Zoll wie Mäjel 50 u. f. w. Die nachstehende Tabelle enthält eine vollständige Vergleichung und Zurückführung der Mäjel'schen metronomischen Grade auf Pendellängen, sowohl in rheinischen oder Wiener Zollen, als in französischen Centimètres. Sie ist also zu lesen: Die Schläge der Mäjel'schen Maschine, wenn sie auf No. 50 gerichtet ist, sind gleich den Schlägen eines Pendels von 55 Zoll, oder 145 Centimètres. — Mäjel No. 52 ist gleich den Pendelschlägen von 50 Zoll, oder 132 Centimètres. — Mäjel 80 ist gleich Pend. 21 Zoll, oder 56 Centimètres. — Mäjel 160 ist gleich Pend. 5 Zoll, oder 14 Centimètres u. f. w.

Mäße, N. B. M.	Metriß.	Mäße, N. B. M.	Metriß.
50	55" = 1,43.	100	14" = 0,35.
52	50" = 1,32.	104	13" = 0,33.
54	47" = 1,22.	108	12" = 0,30.
56	44" = 1,14.	112	11" = 0,28.
58	41" = 1,06.	116	10" = 0,26.
60	38" = 1,00.	120	9" = 0,25.
63	34" = 0,90.	126	8" = 0,22.
66	31" = 0,82.	132	7½" = 0,20.
69	29" = 0,75.	138	7" = 0,18.
72	26" = 0,70.	144	6½" = 0,17.
76	24" = 0,62.	152	6" = 0,15.
80	21" = 0,56.	160	5" = 0,14.
84	19" = 0,50.	(Weiter als bis 160 geht der Metronom nicht.)	
88	18" = 0,46.		
92	16" = 0,42.		
96	15" = 0,38.		

Um also, z. B. die Bezeichnung: Mäße  $\text{P} = 60$ , auch ohne Hilfe eines Metronoms ausführen zu können, braucht man nur den Faden eines Pendels 38 Zoll (oder 1,00 Mtr.) lang zu nehmen, und die Kugel daran ein paar Mal, allenfalls aus freier Hand, hin und herschwingen lassen: jeder Pendelschlag gibt dann die, der Bezeichnung: Mäße  $\text{P} = 60$  entsprechende Zeitdauer des halben Tons an.

Es ist dieses Verfahren um so leichter ausführbar, da solche Manipulation mit dem Pendel auch durchaus keine besondere Genauigkeit und Sorgfalt erfordert, als nur etwa die, daß man das Pendel nicht gar zu große, weite Schwingungen machen lasse, weil bei diesen die Kugel sich um ein Unmerkliches verspätet. Dagegen ist es nicht einmal nöthig, die Zeile sehr genau abzumessen; denn auch selbst eine ziemlich große Verschiedenheit der Länge, z. B. der Unterschied zwischen 15" und 16" ist musikalisch noch gar nicht, — und selbst zwischen 15" und 17" oder 18" noch kaum bemerkbar.

Eben darum sind denn auch in der obigen Vergleichungstabelle alle verminderten Bruchzahlen von Zollen, z. B. von 3", u. dgl., weil solche Feinheiten in der Anwendung durchaus nicht empfindbar sind, theils ganz unterdrückt, theils bloß annähernd auf einfachere Brüche (auf halbe Zeile) zurückgeführt; und selbst diese darf man in der Anwendung unbedenklich wegwenden, und z. B. statt 6½", freier nach Belieben 5" oder 7" nehmen. Eben so sind Millimètres u. s. w. unbeachtet geblieben.

Kürzer genau gerechnet, wären die den Mäßeischen Graden entsprechenden Pendellängen folgende:

Mäße, N. B. M.	Metriß.	Inds.
50	54,708 = 1,4298	56,340
52	50,581	52,090
54	46,903	48,302
56	43,613	44,914
58	40,657	41,870
60	37,992	39,125
63	34,459	35,487
66	31,398	32,334
69	28,727	29,584
72	26,388	27,170

Mäße, N. B. M.	Metriß.	Inds.
76	23,679 = 0,6188	24,385
80	21,569	22,007
84	19,383	19,967
88	17,661	18,188
92	16,156	16,638
96	14,839	15,283
100	13,677	14,085
104	12,645	13,022
108	11,725	12,075
112	10,903	11,228
116	10,164	10,467
120	9,498	9,781
126	8,615	8,872
132	7,848	8,083
138	7,181	7,396
144	6,595	6,792
152	6,918	6,096
160	5,342	5,502
(168	4,845	4,990)
(176	4,415	4,547)
(184	4,039	4,159)
(192	3,709	3,820)

Nach unbemerkbarer, als die erwähnten geringen Unterschiede der Länge des Fadens, ist der so viel wie Nichts betragende Unterschied, welcher aus dem größern oder geringern Gewichte der Kugel entsteht, oder gar der Einfluß der barometrischen, oder thermometrischen Beschaffenheit der Luft, oder der Umstand, daß ein Pendel nahe beim Äquator langsamer schwingt, als näher gegen die Erdpole hin u. dgl. Alle diese höchst feinen Unterschiede sind in der Mäße ganz und gar nicht empfindbar.

Man sieht aus diesem Allen, wie ganz sichtlich ein kunstloses Fadenpendel die Stelle eines Metronoms vertreten kann; und daß es eben darum auch nicht übel wäre, wenn die Composer, neben der Angabe ihrer Tempi nach metronomischen Graden, auch zugleich die entsprechenden Pendellängen beschreiben, z. B.

Andante, Mäße Metron.  $\text{P} = 60$  (Pend. 38" N. B.)

denn eine solche Tempobezeichnung wäre sowohl mittelst eines einfachen Fadenpendels, als, nach Belieben, auch mittelst des Metronoms, einem Jeden sofort ausführbar, und könnte daher von Tausenden von Lesern, Spielern oder Dirigenten verstanden werden, für welche ein, bloß als lein nach metronomischen Graden angeschriebenes Tempo unverständlich bleibt, weil es ihnen an Gelegenheit gebricht, das Orakel eines Metronoms, oder eine kleine Notenstabelle, zu konsultiren. — Zum Ueberflusse könnte man für diejenigen, welche vielleicht das gebrauchte Zeilemaß nicht kennen, oder es nicht gleich bei der Hand haben, einen Zeilemaß dabei mit abdrucken lassen. Alsdann ist es sogar ganz gleichgültig, ob man rheinische oder Pariser Zeile, englänbische Inchs, französische Mètres, oder was sonst für ein Maß gebrauchen will: denn ein also bezeichnetes Tempiß bringt, überall, wohin ein Exemplar das von gelange, seinen Lattmeyer samt dem Zeilemaße dazu gleich selber mit.

Ja, am Ende war es wohl gar das Kürzeste, das

Tempo allein nach Pendellängen anzugeben, und also kurzweg zu schreiben:

Andante,  $\text{— } 38'' \text{ Pnd.}$

wie ich, ehe man noch an das Metronom dachte, im J. 1813, in No. 27 der Leipz. allgem. mus. Zeit. S. 441, vorgeschlagen hatte.

Aus eben diesem Gesichtspunkte betrachtet, sollte man auch wohl wünschen, daß Hr. Wälzel auf die Scale seines Metronoms da, wo z. B. 60 steht, wo seine Schläge grade so lang sind, wie die eines einfachen Pendels von  $38''$ , oder 1 Meir., auch hingeschrieben haben möchte:  $38''$ , oder 1 Meir., — da wo 100 steht, auch  $14''$ , oder 0,35 Meir., — bei 50 auch  $55''$ , oder 1,43 Meir. u. s. w. Seine Maschine würde dadurch den weitern Vortheil gewähren, daß sie a) bald zum Erkennen sowohl eines, nach Quoten einer Zeiteinheit angegebenen Tempo, als auch eines nach Pendellängen bezeichneten, dienen könnte; und eben so könnte die also eingerichtete Maschine dem Zuseher dienen, um sein beabsichtigtes Tempo mittelst derselben alsbald, und ohne einer Reductionstabelle zu bedürfen, nach Quoten der Minute und nach Pendellängen zugleich, anzugeben, — so wie auch jeder Zuseher, welcher seine Tempi nach Pendellängen anzeigt, dadurch sofort den Vortheil gewinnt, keineswegs als dem denjenigen verständlich zu seyn, welche eine Wälzelsche Maschine vor sich sehen haben, sondern einem jeden, der nur ein einfaches Fadenpendel zur Hand nehmen will. Vergl. Leipz. musikal. Zeitg. 1814. S. 446 ff.

Zum Schluß, und als Beleg und Erläuterung der in den obigen Tabellen enthaltenen Angaben, mögen noch folgende Behauptungen aus der Dynamik hier stehen.

- 1) Pendel von gleicher Länge schwingen in gleichen Zeiten, wenn auch ihre Gewichte ungleich sind.
- 2) Bei Pendeln von ungleicher Länge, verhalten sich die Zeiten, in denen sie schwingen, wie die Quadratwurzeln ihrer Länge: also die Länge der Pendel wie die Quadrate der Zeiten, in denen sie schwingen.

Darum muß ein Pendel, welches z. B. noch einmal so langsam schwingen soll, als das andere, viermal so lang seyn, und umgekehrt nur  $\frac{1}{2}$  so lang, um noch einmal so geschwind zu schlagen.

Darum ist z. B. (nach der obigen ersten Tabelle), Wzl. 56 =  $44''$ , Wzl. 112 aber =  $1$  von  $44''$ , also =  $11''$ ; — Wzl. 50 ist =  $55''$ , Wzl. 100 aber =  $\frac{1}{2}$  von  $55$ , =  $13 \frac{1}{2}''$  oder Wzl. 80 =  $21,369''$  Wzl. 160 aber ist =  $\frac{1}{2}$  von  $21,369''$ , also =  $5,342''$ ; und Wzl. 40 wäre =  $4$  mal  $21,369''$ , also =  $85,476''$ . —

Wzl. 120, oder  $\frac{1}{3}$  von  $9,498''$  Wzl. wäre = Wzl. 60, oder =  $37,992''$  Wzl.

Es haben, auch nach diesem allen, andere Herren mein einfaches Fadenpendel wieder hervorgezogen, wie namentlich unser Reusmann, (Leipz. Musik. Zeitung. 1815, S. 572), welcher jedoch der so höchst einfachen Sache durch sehr verwickelte Eintheilungen und Unterabtheilungen geschadet und sie ziemlich allgemein unverständlich gemacht hat.

Auch in Wien erfand ein Herr Nicolaus von Zmeskal im Jahr 1817 eine Maschine, um an derselben mein einfaches Fadenpendel aufzuhängen und die Pendellängen daran abzumessen, (also immer wieder eine Maschine! —) und machte diese Erfindung in der Wiener Mus. Ztg. 1817 S. 293 ff. bekannt.

In demselben Jahre wurde aber auch wieder eine neue Chronometermaschine in Taschenuhrenform, vom Mechanicus Sparravogel (in der Leipz. Mus. Ztg. 1817 S. 233) bekannt gemacht; — und im folgenden Jahre wurde (in der Leipz. Mus. Ztg. 1818 S. 35) bemerkt, daß ein Künstler in Amsterdam, Namens Winskel, die Wälzelsche Maschine schon vor Wälzel erfunden gehabt, und dieser die Winkelsche Erfindung wol benutzt haben möchte.

Im Jahr 1821 erfand der Musiklehrer Lockstedt in Berlin, um (wie die Leipz. Mus. Ztg. 1821 S. 868 sagt) die Wälzelsche Maschine, durch Anwendung des Hrn. Weberschen Bezeichnungssystems in Pendellängen entschwerlich zu machen, wieder eine andere — Maschine. — Auch neuerlichst erfanden wir aus Lichtenthals Dictionario della musica, daß ein Dottore Giovanni Finazzi di Omega in Mailand gleichfalls eine Maschine erfunden und Messimetro getauft hat, welche äußerlich künstlerlich vorgerichtet, gar deutlich und noch schöner als der Wälzelsche Metronom jeden Theil jeder beliebigen Tactart schlage. —

Alle diese Maschinen sind indessen ohne Aufnahme geblieben, die Wälzelsche hingegen, mit ihrer Bezeichnungssart nach Quoten einer Zeiteinheit, ist und wird üblich bleiben, so lange man sich der bequemeren nicht bedienen will.

In den vorstehenden Beleuchtungen ist übrigens das Chronometer nur nach seiner Haupt- und einzig zweckmäßigen Bestimmung betrachtet worden, nämlich als Mittel zu einer bestimmten, unabweisbaren und unanveränderlichen Bezeichnung des Tempo. Dennoch haben das Chronometer auch zu anderen Dingen, und wahrhaft mißbrauchen wollen. Es haben manche gemeint, man solle während der Aufführung eines Concertes ein Chronometer beständig fortzuschlagen lassen und Fortwährend nach seinen Schlägen spielen, dies sollte sowohl bei größeren Musikaufführungen, als auch namentlich während der Übungen der Scholaren geschehen, um dieselben an genau tactmäßiges Spielen zu gewöhnen (vgl. dasgen meine Aufsatz in der Leipz. Mus. Ztg. 1813 S. 441) — und in der That sind von den vorhin beschriebenen Maschinen einige mehr auf diesen, als jenen Zweck berechnet. — Solcher Mißbrauch und Unverstand hat lange Zeit der Aufnahme der guten Sache geschadet; heut zu Tage aber denkt hoffentlich wol niemand mehr an solche, nicht nur unnütze, sondern sogar mehrfältig zweckwidrige Gebrauche. Nichts anderes soll das Chronometer, als den Dolmetscher machen zwischen dem Componisten und dem Ausführender. Nicht soll bei einer Musikaufführung ein Chronometer erscheinen und den Tact sichtbar (oder gar hörbar!) — angeben. Nein! Verbant bleibe es von jeder Auffüh-

rung, und selbst auch von der Probe; es bleibe bloß der Maßstab, dessen der Componist sich bedient, um dem Spieler, oder, für vollstimmige Muffeln, dem Dirci zu zeigen, genau bezeichnen zu können, in welchem Tempo er sein Werk aufgeführt haben will. Diesen Maßstab lege der Dirigent für sich allein zu Hause an, mache sich da die Willensmeinung des Componisten bekannt, prüfe sich das also gefundene Tempo ins Gedächtniß, und gebe dann zur Probe, lasse das Chronometer zu Hause, und dirigire nach der ihm bekannt gewordenen Intension des Componisten. Dies als solches Verhältnißmittel, gleichsam als Telegraph zwischen dem Componisten und dem Ausführender, hat das Chronometer Brauchs barkeit und wirklich unschätzbaren Werth; allein ichricht genug wollte man es beim wirklichen Vortrage wirken lassen, mißbrauchte es dadurch zu einem Dienste, zu dem es nicht taugte, und nie taugen kann, und machte dadurch lange Zeit seinen wirklichen Werth verkennen, machte, daß man die ganze Sache lange Zeit als unbrauchbar zurückgelegt ließ, weil es sich zu einer Verichtung nicht mißbrauchen lassen wollte, zu welcher es nicht erschaffen war \*).

**CHIRYALIS.** Mit diesem Worte bezeichnen die alten griechischen Schriftsteller die Puppen der Schmetterlinge, vorzüglich diejenigen, welche mit metallfarbigen Punkten oder Flecken besetzt sind. Die römischen Schriftsteller brauchten dafür das Wort aurelia. Beide Bezeichnungen sind von den neuern Schriftstellern theils

für die Puppen der Schmetterlinge, theils für alle Insekten, die sich nicht durch freie Bienen fortbewegen können, angewendet worden. (Germar.)

**CHIRYSSIPPOS.** Leben und Charakter. Chirysipp, Sohn des Apollonios, geb. in Tarsus am Ende der 124ten oder am Anfang der 125ten Olympiade (etwa 282 v. Chr. Geb.), kam mit seinem Vater schon als Knabe nach Syrien, weshalb er gewöhnlich der Syriensis genant wird. Da er Zenon, der DI. 130. 1. (260 v. Chr. Geb.) starb, noch gehört haben soll, so muß er vor dieser Zeit, also etwa 20 Jahre alt, nach Athen gekommen seyn. Er verließ sein Vaterland, wie es heißt, nachdem sein Vermögen für den königlichen Schatz eingezogen worden. Wahrscheinlich ist mit der Confiskation, wie es zu geschehen pflegte, das Erbverbanden gewesen. Die Art der Strafe deutet auf ein politisches Vergehen, was nach den Zeitumständen in jenen Gegenden nicht unmöglich ist; denn es tritten damals Antiochus I. von Syrien und Eumenes I. von Pergamus an den Besiz Kleinasien. Nach Zenon's Tode wurde er Schüler des Kleantes, den er an 10 Jahre gehört zu haben scheint; denn schon vor DI. 134. 4. (246) benutzte er den Unterricht der Akademiker Aristoteles und Laertes und fing an, sie zu bekämpfen. Nachher soll er, wie Diogenes berichtet, durch Kleantes vom Ptolemäos Philopator eine Einladung nach Aegypten bekommen haben, welche von ihm zwar abgelehnt, von seinem ältern Mitschüler Ephraos aber angenommen ward. Allein da Ptolemäos Philopator \*) erst 221 zur Regierung kam, zu welcher Zeit Chirysipp über 60 und Ephraos, der DI. 130. 4. blühte, d. h. etwa 40 Jahre alt, hoch in den Siebzigen gewesen seyn muß, so scheint der Beiname des Ptolemäos unrichtig zu seyn. In diesem Zweifel werden wir bestraft, wenn wir bedenken, daß nicht auf den Charakter des Ptolemäos Philopator paßt, was von dem Ptolemäer erzählt wird, zu dem Ephraos kam und Philopator überhaupt wenig für die Wissenschaften that. Dazu kommt, daß Kleantes, der 80 Jahre alt geworden ist, 221 schwerlich mehr gelebt hat. Ich vermuthe daher, daß Ptolemäos Euergetes, der 246 zur Regierung kam, den Kleantes eingeladen habe, an dessen Stelle Ephraos hingien, der früher am Hofe des Antigonos Gononates von Makedonien gelebt hatte, aber nach dessen Tode 243 nach Athen zurückgekehrt seyn mag. Für Chirysipp lebte in diese Bestimmung von Wichtigkeit, da dieser, bald nachdem er seinen Ruf abgelehnt hatte, noch bei Lebzeiten des Kleantes, eine eigene Schule in einem Locum errichtete, wo er unter freiem Himmel lehrte. Nach Kleantes Tode erhielt er als dessen Nachfolger den Lebensstil in der Stoa. Hier lebte er nach seiner Rechnung an 40 Jahre und starb im 75sten Jahre seines Lebens DI. 143 ungefähr 209 v. Chr. Geb.

1) Diogenes Laert. VII. p. 179 etc. Suidas und Radasia (Villosa. Aeneid. T. 1. p. 437) a. h. v. sind die Hauptquellen, was daraus entnommen, wobei ich nicht besonders citire. 2) So vermuthe ich aus der Anrede des Alexander beim Diogenes. — Strabo p. 671. ed. Casaub. meint, er forme in Syrien, sein Vater in Tarsus geboren seyn. 3) Den Namen nennt Diogenes nicht, wie den des Ephraos p. 177., im Leben des Chirysipp sagt er ihm wenig p. 153. 4) Diogenes Laert. VII. p. 6.

\*) Nach Uebersetzung dieses Artikels kam mir vor, wie es eben ein altes Buchlein zur Hand unter dem Titel: La musique rendue sensible par la mécanique, ou nouveau système pour apprendre facilement la musique soi-même. Paris, 1759 (welches Werk sich in der Bibliothek Choqueux fand, und welche, der dreisährigen Approbation des Académie zu Folge, avocant au parlement de Provence war), aus welchem zu ersehen, daß dieser Schriftsteller schon ein halbes Jahrhundert vor mir dieselbe Idee, von Bezeichnung des Zeitmaßes durch Angabe der Länge eines jeden Aodendendels, gekocht. Er führt nämlich in seinem Büchlein die originale Idee an, seinem Lehrlinge die Elemente der Kunst auf eigene, gewissermaßen rein mathematische Weise zu construire, oder vielmehr ihn dieselben selbst construire zu lassen. So lehrt er demselben z. B. die Tonhöhen folgenmaßen kennen: Nimm, sagt er, eine Messinglatte vom Kaliber No. 6, bräume sie zwischen drei Sten, welche 10 (Pavien) Soile von einander entfernt sind, als die grade so viel Spannung, daß ein auf die Mitte des Seiles aufgesetztes Gewicht von 5 ungen (fast sechs 4) drückt, sie grade um 2 Linien niederdrücken kann, und schlage sie an: der Ton, den sie dir solcher Gestalt geben wird, heißt a und ist derjenige, nach dem man im Concert die Instrumente einstimmen muß. — Auf ähnliche Weise lehrt er seine Schüler das Zartstimmigen: Nimm, sagt er, ein Aodendel, lasse es din und der schwingen, und bewege deine Hand gleichzeitig mit den Pendelschlägen, so wirst du dadurch die Accente erwerben, keine Schläge in ganz gleichen Zeiten zu vertheilen; und wenn du dir dann nach diesen Pendelschlägen den Takt schaffst: so wirst du in gleichförmigem Takt stehen. — Es gibt solann mehr Maßstabsregeln, an denen der Lehrling sich üben soll, und weit dabei überall an: am besten Cromptel einzunehmen, ungeht da den 30ten des Pendels 16' lang nehmen, — bei jenem 4' lang etc. — Man sieht wol, daß dies vielleichst ganz dieselbe Idee ist, wie die meine; und, weit entfernt mich darüber zu wundern, meine ich vielmehr, es würde doch auch gar zu sehr zu verwundern seyn, wenn auch noch gar niemand vor mir auf diese, so doch einfache und sehr begreife Idee solche gefunden seyn.



Gewiß ward dem Chrysipp eine ausgezeichnete Erziehung zu Theb, wenigstens sollte es wieder in Laetius noch in Coll an Gelegenheit, sich geduldet; denn bei der Städte zeichneten sich schon vorher und auch noch später durch wissenschaftliche Bildung aus. Wenn es heißt, daß Chrysipp, ehe er sich zur Philosophie wandte, den Wettlauf (δολυγός) getrieben habe, so bedeutet das wohl nichts anderes, als daß er diesen Theil der Gymnastik mit besonderer Liebe übte. Er muß, wie die geringen Ueberreste seiner Werke zeigen, eine ungeheure Gelehrsamkeit besessen haben, was auch die glaubwürdigsten Zeugnisse <sup>1)</sup> bestätigen. Unter den frühesten Philosophen scheint er den Protagoraeen, dem Platon, Aristoteles, den Konikern und Megarikern, dem Demokrit und Epikur und den Akademikern seiner Zeit die größte Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Dicht geringere Eifer zeigte er im Studium der poetischen Literatur; fast alle bedeutenden Dichter von Homer bis Euripides kommen selbst in den Fragmenten häufig vor. Es machte ihm wenig Mühe, den Vortrag seiner Lehrer zu fassen, und der langsam fortschreitende Kleanth entsprach bald seinem bis in die feinsten Unterschiede eindringenden Verstande nicht mehr. So verlangte er bald nur die Lehrfäße, die Demokrit wollte er selbst haben, und als einst ein Sophist seinem Lehrer Zeugnisse vorlegen wollte, sagte er, die laß und Jüngere lösen, halte damit den Alten nicht von wichtigeren Dingen ab. Er ging zuletzt selbst in die Schulen seiner Hauptgegner, der Akademiker, und disputirte scheinbar mit Kratesilas und Lakobos, ja er übertrat sie noch in den Einwürfen gegen seine eigene Ansicht. Gewiß hing er bald nach dem Tode des Kratesilas (246), wenn nicht schon früher, an, gegen die Akademiker zu schreiben, entdeckte aber bald bei consequenter Verfolgung des Zenonischen Principis manche Widersprüche in der stoischen Lehre, über die er mit Kleanth in Streit kam, der aber erst, als Chrysipp eine eigne Schule anlegte, in persönliche Feindschaft überging, in welcher Chrysipp insofern die Grenze, welche Achtung gegen seinen Lehrer ihm gebot, überschritten zu haben scheint; sonst hätte Plutarch es nicht zu bemerken vergessen. Das zeigt auch die Art, wie Chrysipp sich über dieses Verhältniß äußerte:

„Im Ubrigen ward mir ein glückliches Geschick,  
Nur im Verhältniß zum Kleanth gebe mir es ab.“

Nach mit den Schülern Kleanths muß er in gutem Wesen gelebt haben, da er nach dessen Tode den Lehrsatz in der Stoa erhielt. Das Wissen, welches er nun machte, muß um so größer gewesen sein, je andeutender damals die Häupter der andern Schulen waren. In der Spitze der Akademiker standen Lakobos, Euander und Telesios, von den Peripatetikern zeichnete sich allein Ariston von Kos aus, in Epikurs Gärten hatten Dionysios Metastichtomenos (der Athrinäer), weil er von der Stoa zum Epikur übergegangen war) und Basilides den Vorrang. Gegen alle diese mag er sowohl münd-

lich als schriftlich gekämpft haben, obgleich er sich in seinen meisten Schriften mehr gegen die Stifter der Schulen, als gegen seine Zeitgenossen gewendet zu haben scheint. Sein Unterricht scheint theils dialogisch, theils zusammenhängender Vortrag gewesen zu sein, gewiß war derselbe sehr lebhaft und mit fast mimischen Geberden begleitet <sup>2)</sup>. Er hatte eine zahlreiche Schule, in der sich besonders Zeno von Larissa, Diogenes aus Babylon und sein eigener Neffe Aristokreon auszeichneten. Mit seinen früheren Mitschülern, welche die Lehre des Zeno in andern Orten vertrübten, namentlich mit Sphäros, lebte er in dem besten Vernehmen. Seine Wirksamkeit bewies ihm ihre Verehrung durch Ertheilung des athenischen Bürgerrechts, und seine Schüler und Verehrer ihm nach seinem Tode ihre Dankbarkeit durch Errichtung mehrerer Statuen <sup>3)</sup>.

Chrysipp war bis an sein Ende im mündlichen und schriftlichen Unterricht unermüdet thätig. Er lebte sehr einfach und zurückgezogen, nachherig dem Ideal des forschenden Weisen, das er selbst in seinen Schriften so hoch gestellt und bis ins Kleinste ausgemalt hatte. Deshalb gelang es ihm, bei einem kleinen, schwächlichen Körper doch ein hohes Alter zu erreichen. Je mehr er von andern verlangte, desto mehr dürfen wir von ihm selbst verlangen; doch auch nach diesem strengen Maßstabe hat er, wie Seneca berichtet <sup>4)</sup>, gelebt, wie er lehrte. Demnach hat es ihm nicht an Verläumdern und Tadlern gefehlt. Plutarch <sup>5)</sup> nennt ihn unankbar gegen sein Vaterland, weil er das athenische Bürgerrecht annahm; das Zeno und Kleanth abgelehnt hätten, aber hatte er als Vertriebene noch Pflichten der Art gegen sein Vaterland? Er verpflichtete andere, sagt Plutarch, den Staat zu verwahren und that es selbst nicht! — nein, er wollte, jeder sollte seine Individualität gemäß praktisch oder theoretisch wirken, und er hielt sich, wol nicht mit Unrecht, fürs wissenschaftliche Leben mehr geeignet <sup>6)</sup>. Er verlangte Bezahlung von seinen Schülern: wie sollte er anders leben? und was das damals nicht allgemeine Sitte? erlaubt er es selbst nicht dem idealen Weisen? Daß er seine Bücher keinem Könige, sondern nur seinen Freunden zuweignete, wird ihm jetzt nicht leicht einer als Stolz auslegen. Eben so wenig kann ihm dieser Fehler deshalb vorgeworfen werden, weil er, als jemand ihm dar, seinem Sohne einen Lehrer zu empfehlen, antwortete: wenn ich einen bessern wüßte als mich, so würde ich selbst zu ihm in die Schule geben. Diese Antwort zeigt den Frage offenbar der Dummheit, ohne ein Beweiz zu sein fürs des Antwortenden Stolz. Seine Verscheidenheit, die ausdrücklich von ihm gerühmt wird, zeigte er unter andern darin, daß er seine als falsch erkannten Meinungen zurücknahm und bei seiner großen Gelehrsamkeit gestand, nicht einmal alle Schwestern sei-

<sup>1)</sup> Cic. de Fin. I. 2. Galen de Plat. et Hippocr. decret. Aethnensis VIII. p. 335. ed. Casanb. Origin. c. Celeum ed. Cantabr. p. 31.

<sup>6)</sup> Cic. Acad. I. 12. Fin. I. 11. III. 12. Plut. de Stoic. repugn. p. 1036. F. Sidor. Apollin. IV. ep. 3. <sup>7)</sup> Plut. Stoic. repugn. p. 1033. Panz. I. c. 17. Cic. Fin. I. c. 11. <sup>8)</sup> De vita sapient. c. 32. <sup>9)</sup> De Stoic. rep. p. 1034. A. <sup>10)</sup> Johannes Damasc. ad calc. Stob. Sermon. ed. Gaisford.

ner eigenen Sekte zu kennen. Er soll aber dem Trunk ergeben gewesen sein<sup>11)</sup>. Diese Nachricht mag daraus entflanden sein, daß man den Witz seiner Schlävin: nur seine Weine wären betrunken (er pflegte nämlich bei Trinkgelagen seine Weine zu bewegen) mißverstand den hat. Es liegt vielmehr in eben diesem Witz, daß er sich nie übernommen habe, wofür auch von seiner Todesart kein Beweis entnommen werden kann. Daß er am Tischen erkrankt sei, als er einen Efel seine Reigen deuten sah und ihm auch Wein zu geben befohl, ist freilich schon deshalb nicht glaublich, weil dieselbe sonderbare Todesart<sup>12)</sup>, auch vom Philemon, dem Komiker und andern erzählt wird. Die Nachricht des Herminippos ist allerdings die beglaubigste, daß er nämlich von seinen Schülern zu einem Opfer geladen, nachdem er süßen Wein getrunken, in einem Odeum vom Schwindel befallen und 6 Tage nachher gestorben sei. Aber dieser Schwindel war keine Trunkenheit, denn theils war, wie Menage aus Aristoteles bemerkt, der süße Wein nicht im allergeringsten betäubend, theils ist Chryssipp, wie Galen<sup>13)</sup> berichtet, am Harnzwang. Wenn Eustantius<sup>14)</sup> sagt, daß er sich, wie Jeno und Kleonib, selbst um Leben gebracht habe, so mag er durch Enthaltung von Nahrungsmitteln seinen Tod beschleunigt haben, seinem Genußsüß getreu, ein Leben aufzugeben, das mehr Naturunbrides als Naturgemäßes enthalte. Dazu stimmt endlich Seneca's<sup>15)</sup> Anbeutung, daß er mit der größten Ruhe unter beständigen Glühwünschen seiner Freunde gestorben sei. Er scheint überhaupt dem gefügigen Leben und dessen Gewohnheiten keineswegs abgeneigt gewesen zu sein; aus diesem Gesichtspunkt muß seine Teilnahme an Trinkgelagen betrachtet werden. Sein häufiger Genuß des Wieswurzes, der zum Sprichwort ward, mag diätetische Ursachen gehabt haben. Sonst lebte er mäßig und keusch, ist indes, wie ich vermuthet, nicht verheirathet gewesen, und hatte nur eine alte Schlävin zu seiner Aufwartung; er war stets besonnen, unerschrocken beim Joch anderer, freimüthig gegen jedermann, konnte aber auch selbst Tadel ertragen<sup>16)</sup>, war endlich freundlich und umgänglich und deshalb bei Schülern und Mitbürgern beliebt; daß man mit Homers Worten Od. X, 495. von ihm sagte:

„Er allein ist besetzt, die andern treten als Schatten;“ und sonst:

„Wir nicht Chryssipp gewesen, wär die Stoa nicht.“  
Schriften. — Die ungeheure Menge von Schriften, welche unser Philosoph hinterließ, scheint weniger der Nachahmung Epikurs zugescriben werden zu müssen, wie Carneades meinte<sup>17)</sup>, als dem Bestreben, sein System bis ins Einzelne und Besondere durchzuführen. Die Mäßigkeit soviel zu schreiben, erhellt theils aus einer reichen Ruße, die ihm zu Theil ward, ehe er einer Schule vorkam, theils aus seinem Fleiße; denn er soll täglich 500 Zeilen geschrieben haben<sup>18)</sup>. Die Schrif-

ten, deren Zahl auf 705<sup>19)</sup> angegeben wird, sind weder einzelne Bücher noch ganze Bände oder Rollen, sondern durch besondere Überschriften bezeichnete Werke, die, wie Ekerod's Schriften, bald aus einem, bald aus mehreren Büchern bestanden<sup>20)</sup>. Gewöhnlich waren mehrer Werke in eine Rolle zusammengegeschrieben. Von dem Umsfange der einzelnen Bücher gibt Galen Nachricht<sup>21)</sup>, von der Beschaffenheit der Rollen dürfen wir aus Hesychianum Aufschluß erwarten, wo die, welche die Bücher über die Vorlesung enthält, gefunden und entziffert sein soll. Solche Rollen kostete zu Ariens Zeit 5 Denare (1 Thlr. Preuß.)<sup>22)</sup>. Die Schriften Chryssips wurden nämlich früh systematisch geordnet und in bestimmte Rollen theilte, in deren Vielfältigung man den Originalen, selbst in Länge und Anzahl der Reihen, gleich blieb<sup>23)</sup>. Obgleich er die Grundsätze der Anordnung schon ausgesprochen hat<sup>24)</sup>, so kann er die Sammlung doch nicht selbst veranlaßt haben, weil sich nach dem Verzeichniß beim Diogenes in einzelnen Rollen uns echte (*genuin*) finden<sup>25)</sup>. Doch können schon seine nächsten Schüler diese Sammlung veranlaßt haben, wenn wir annehmen, daß diese unechten Schriften entweder Hefte seiner Schüler, oder selbständige Entwickelungen mündlicher Vorlesungen sind, die sie der Reueit oder Vollständigkeit wegen hinzusetzten. Chryssipp selbst unterschied eine doppelte Anordnung seiner Schriften, eine systematische und eine methodologische; doch scheinen beide in den aus mehreren Rollen bestehenden Unterabtheilungen übereingekommen zu sein, so daß nur die Folge dieser Unterabtheilungen und der größeren Theile verschieden war, die Folge der Werke und Rollen in den Unterabtheilungen für System und Methode im Ganzen dieselbe blieb. Wir wissen, daß im Westen die Logik den ersten, die Physik den zweiten, die Ethik den dritten Platz einnahm, daß er aber seinen Schülern empfahl, die Ethik vor der schmerzlichen Physik zu studiren, mit der Bemerkung, daß sie sich eine vorläufige Übersicht aller Theile verschaffen sollten, bevor sie sich auf das Einzelne jedes Theils einließen. Das systematische Verzeichniß scheint folgende Anordnung<sup>26)</sup> gehabt zu haben:

Logische Schriften. I. Allgemeine Dialektik. A. Von den Objecten der Erkenntniß (*ἀπὸ τῶν πραγμάτων*). 1) Über die Regeln der Erkenntniß und die Kennzeichen der Wahrheit (*ἀπὸ τῶν πραγμάτων καὶ κατὰ τὴν αἰσθησίν*). 2) Von der gemeinsamen Vernunft und den auf derselben beruhenden Künsten und Vollkommenheiten (*ἀπὸ τῶν κοινῶν λόγων καὶ τὰς ἐν τοῖς οὐνοῖς ἀντιστοιχίας τῶν λόγων καὶ ἀρετῶν*). II. Besondere Dialektik. B. Von dem Bezeichnen (*ἀπὸ ἀντιστοιχίας*). 1) Über die Wörter und die aus ihnen bestehende Rede (*ἀπὸ τῶν λέξεων καὶ τῶν κατ' αὐτὰς λόγων*). 2) Von den Be-

19) Id. ib. 180. Suid. a. v. Xp.

20) Diog. L. VII, 189. etc.

21) Galen. de Pl. et Hipp. doct. l. p. 293.

22) Arrian. diss. Epist. l. 4. 16.

23) Diog. VII, 187.

24) Ari. de Elation.

25) Plot. de Stoic. rap. a. 9, p. 1035.

26) Diog. VII, 189. etc.

27) Die Zusammenstellung hat angegeben in meiner Schrift: Phil. Chryssipp. Fouad. P. IV. 34 bis hier indes abgemessen in der Theilung des jetzigen ersten oder allgemeinen Theiles.

11) Fronto ep. 3. §. 18. ed. Niebuhr.

12) Aegid.

Menz. ad Diog. l. 183.

13) Ed. Basil. IV, p. 404.

14) De laide sapient. III. n. 18.

15) Ep. 34.

16) Ant. 181.

17) Diog. L. IX, 28.

18) Id. VII, 181.

griffen und deren Verhältnissen (*περί τὰ ὑποκείμενα*).  
 1. Von dem Bezeichneten (*περί ἀναγομένων*). 1) Von den Ereignissen (oder Urtheilen) (*περί τὰ πράγματα*). 2) Von den Schlüssen und deren Formen (*περί τὸν λόγον καὶ τοὺς τρόπους*).

**Physische Schriften. I. Allgemeine Physik.**  
 1. A. Von den Elementen (*περί τῶν στοιχείων*). 1) Von den Principien und Elementen (*περί τῶν ἀρχῶν καὶ τὰ στοικία*). 2) Von den Körpern überhaupt (*περί τῶν σωμάτων*). 11. Besondere Physik. 1. B. Von der Welt (*περί τοῦ κόσμου*). 1) Von der Welt nach ihrer Materie (*περί τῆς οὐσίας τοῦ κόσμου*). 2) Von den Göttern (*περί τῶν θεῶν*). C. Von den Ursachen (*περί τῶν αἰτιῶν*). 1) Von den Naturerscheinungen und deren wirkenden Ursachen (*περί τῶν φυσικῶν αἰτιῶν*). 2) Von der Endursache aller Dinge oder der göttlichen Vorsehung (*περί τῆς προνοίας*).

**Ethische Schriften. I. Allgemeine Ethik.**  
 A. Vom Tugend (*περί ἀρετῆς*). 1) Von der Entstehung und Anordnung der ethischen Begriffe (*περί τῆς διόθεσις τῶν ἠθικῶν ὑποθέσεων*). 2) Von den Leidenschaften und deren Beherrschung (*περί τῶν παθῶν*). 11. Besondere Ethik. 1. B. Vom Guten und Bösen (*περί τοῦ ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ*). 1) Von den Gütern und Übeln (*περί τῶν ἀγαθῶν καὶ κακῶν*). 2) Von den Tugenden und Lasteren (*περί τῶν ἀρετῶν καὶ κακιῶν*). C. Von den Handlungen (*περί τῶν πράξεων*). 1) Vom höchsten Gut oder dem Prinzip des Guten (*περί τίσιος*). 2) Von den Pflichten und deren Unterbreitung (*περί καθήκοντων*).

Außer den philosophischen Schriften werden noch historische und grammatische erwähnt<sup>27)</sup>; von jenen kennen wir nur ein Buch über Italien<sup>28)</sup>; unter diesen sind wahrscheinlich Commentare über Homer, Hesiod und Pindar zu verstehen<sup>29)</sup>.

**Schicksal der Chrysippeischen Schriften.** — Obgleich die Sammlung aller Werke ziemlich kostbar gewesen sein mag (wenn wir 100 Rollen annehmen, etwa eben so viele Pica. Folio), so waren sie doch gewiss vollständig nicht nur in den großen Bibliotheken des Alterthums, sondern auch in den Händen vieler seiner Verehrer. Bei der großen Ausbreitung der stoischen Schule und bei dem großen Ansehen, das Chrysippus in derselben genoss, mußten seine Bücher im Ganzen und Einzelnen ungeheurer vervielfältigt werden. Wir hören auch, daß sie in Rom zu den wohlfeilsten gehörten. Hier wurden sie nicht nur, wie schon früh von seinen unmittelbaren Schülern<sup>30)</sup>, schriftlich commentirt, sondern auch häufig mündlich erklärt, besonders zu Antonins Zeit<sup>31)</sup>. Dennoch scheinen sie in Italien mit der gesamten griechischen Literatur bald nach der Theilung des römischen Reichs durch die Verwüstungen der Gothen und Vandalen zu Grunde gegangen zu sein. Zwar lebte Chrysippus Andenken durch Bildnisse gefeiert noch bis ins 6te Jahrhundert in den

Schulen der Rhetoren fort<sup>32)</sup>; schwerlich aber hatte man noch seine Werke und noch weniger verstand man sie. Sein dialektischer Geist mag indess nicht ohne Einfluß geblieben sein zur Hervorbringung der Scholastik. Länger wurden Chrysippus und seiner Schüler Werke in Griechenland gelesen. Simplicius<sup>33)</sup> sagt ausdrücklich, daß sie bis auf seine Zeit d. h. bis ins 6te Jahrhundert erhalten waren. Photius hatte sie im 9ten Jahrhundert, nicht mehr. So gingen in der Barbarei des 1ten Jahrhunderts, mit so vielem Vortrefflichen auch Chrysippus Geisteserzeugnisse verloren. Je bedeutender sie waren, desto mehr muß man sich wundern, daß ihre Überlieferung so wenig Berücksichtigung gefunden. Eine Sammlung derselben ist: Baquet de Chrysippi vita, doctrina et reliquis, Lovanii 1822. Ein Versuch über die Principien seiner Lehre ist: Philosophiae Chrysippae fundamenta restituit Chr. Petersen, Altonae 1827.

**Lehre.** — Philosophie ist die Liebe zur Weisheit; die Weisheit ist die Wissenschaft von den göttlichen und menschlichen Dingen; die in der Ausübung der Weisheit bestehende Kunst ist die Tugend<sup>34)</sup>.

In der Betrachtung der Dinge können wir entweder ihre Entwicklung und allmähliche Ausbildung besonders ins Auge fassen, oder ihre Vollkommenheit, die vollendete Stufe ihres Daseins. Die Entwicklung ist entweder eine ungestörte regelmäßige, nach innen, notwendigen Gesetzen fortschreitend, oder durch gewisse Störungen modificirt, sich aber derselben zur Vollkommenheit. In der Vollkommenheit ist das Beständige von dem Wandelbaren zu unterscheiden. Das Beharrende bleibt theils als unbestimmte Kraft, die eine Menge der Materie bindet, das Substrat, theils in einer bestimmten Gestalt, als wesentliche Eigenschaft, Qualität. Das Wandelbare ist entweder nur einfach in sich wirksam, sich verändernd, Modalität, oder im Zusammenhange mit anderem auf anderes bezogen, Relation.

Dies ist die Form der Wissenschaft von göttlichen und menschlichen Dingen, die, je nachdem sie vom Göttlichen oder Menschlichen oder von dem, was beiden gemeinsam ist, ausgeht, d. h. dem Objecte nach eine andere wird. Die letzte Betrachtungsweise gibt die Logik, die zweite die Physik, die erste die Ethik. Die Form ist für alle dieselbe nach den 6 gegebenen Hauptbegriffen 1) der abstractseghmäßigen, 2) der unterbrochenen oder hergestellten Entwicklung, 3) des Substrats, 4) der Qualität, 5) Modalität und 6) Relation, die paarweise zusammen genommen, drei Begriffe geben, Bildung, Vollkommenheit, Wirksamkeit. So ist jeder Theil der Philosophie sowohl dreis als sechsseitig und er kann auch zweiseitig sein, indem sowohl die beiden ersten Theile als Körperliches behandelnd, dem letzten, der vom Unkörperlichen spricht, entgegengesetzt werden können, als auch die beiden letzten, die den vollkommenen Zustand beschreiben, dem ersten, der von der Entstehung desselben handelt. Die sechs Unterabtheilungen können demnach auch zu drei

<sup>27)</sup> Suid. s. v.  $\chi\rho\iota$ .

<sup>28)</sup> Plut. Vit. Par. l. p. 332.

<sup>29)</sup> Cf. Schol. in dicit. Schriftst.

<sup>30)</sup> Suid. s. v.

<sup>31)</sup> *Antiquariae* Diog. VII, 130.

<sup>32)</sup> Arrian. l. 4, 19. Epict.

<sup>33)</sup> Ezech. 73.

<sup>34)</sup> Suid. Apollin. s. IX. op. 9.

<sup>35)</sup> ad Arist. Cat. l. 964.

<sup>36)</sup> Plut. Phil. l. 1, f.

strebenden Zwecken, besonders aus methodologischen Rücksichten eine verschiedene Folge erhalten <sup>35)</sup>.

Logik. — Die Vollkommenheit oder Tugend, als Sittlern und Menschen gemeinsam, ist die vernünftige, logische, deren Wissenschaft, Logik, das Wahre und Falsche und was weder wahr noch falsch ist, zu unterscheiden hat. Die Fähigkeit, dies unterscheiden zu können, ist die Vollkommenheit der Vernunft, Weisheit. Zu diesrer Weisheit erhebt sich der Mensch erst allmählig; denn seine Seele ist bei der Geburt eine leere Tafel, welche die Eigenschaften hat (ἐξῆς), die ganze Außenwelt in sich aufzunehmen. Die Seele empfängt zuerst vermittelt der Sinne sinnliche Wahrnehmungen (αἰσθησις), die in sie aufgenommene Bilder der Dinge (φαντασίαι) herbeordnen, gewisse Affektionen der Seele (εἰσπνοαί), von denen mehrere zu gleicher Zeit statt finden können, wie die Lust zugleich von verschiedenen Schönen erschüttert werden kann <sup>36)</sup>. Von diesen Abbildungen sind zu unterscheiden selbstgeschaffene Bilder (φαντασίαι), die an sich nur in Gottes Schoß fernem Denken Wahrheit haben, im Menschen aber, wenn sie nicht jenen nachgebildet sind, Einbildungen (φαντασίαι) werden. Die biete Wiederholung desselben Bildes gibt eine Vorstellung (εἰκασία), die von Rasurgesenständen gefaßt allgemein natürliche sind (ὑπολήψεις). Die ganze Sammlung derselben macht die Vernunft (λόγος) aus, deren Thätigkeit, der Verstand (διάνοια), sie wieder erzeugt, gleichsam neu schafft zu Begriffen (νοήματα und ἰσχυρήματα), welche in Worte ausgeprägt werden. Bilder, Vorstellungen und Begriffe bekommen nun nicht bloß durch unmittelbare Wahrnehmung (αἰσθησις, καὶ ἐκ αἰσθησις ὑπολήψεις), sondern auch mit Hilfe des Verstandes (κατὰ μετὰφασιν) durch Gleichheit, Analogie, Verlegung, Zusammenfassung, Entzergesung und Veranschaulichung <sup>37)</sup>. So erfüllt sich die Seele mit Bildern, Vorstellungen und Begriffen aller Art, nicht bloß von sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen, von den Körpern selbst, sondern auch von deren Eigenschaften, Theilen, Veränderungen, Thätigkeiten und Verbindungen, von unperishablen, ja selbst von unmaßbaren, nur eingebildeten Dingen. Alle diese Begriffe werden durch Wörter bezeichnet, Begriff und Wort sind innig verbunden (ἁρμόζουσιν) und entsprechen dem Gegenstande (συγγράφουσιν), dessen Veränderungen ebenfalls vom Geiste aufgefaßt werden und sich derselben in der zusammenhängenden Rede (als λόγος) <sup>38)</sup>.

Es kommen falsche und wahre Begriffe in den Menschen, die in Verbindung mit der Willkürigkeit der Wörter die Unwahrheit hervorbringen, welche zu vernichten die Aufgabe der Logik ist. Dazu müssen gewisse Kriterien der Wahrheit gefunden werden. Diese sind sinnliche Wahrnehmung (αἰσθησις) und Auffassung der Seele

(κατάληψις), wenn sie als gesetzmäßig erkannt werden; beide sind zusammengefaßt in richtiger Auffassung des Bildes (καταληπτικὴ φαντασία) d. h. nach einem wirklich vorhandenen Object, wie dies vorhanden ist. Die sinnliche Wahrnehmung liefert den Stoff, und die Seele hat vermöge ihrer Willensfreiheit das Vermögen (συγκρατικός), denselben als wahr anzunehmen oder als falsch zu verwerten. Bei einer andern Theilung der Thätigkeiten können demnach auch drei Kriterien aufgestellt werden: Wahrnehmung, Auffassung, Erkenntnis. Auf jeden Fall ist der Irrthum Schuld des Ziehenden, denn er ist ein Act der Freiheit. Der Weise kann als absolut Freier daher gar nicht irren oder meinen, er erkennt und weiß vielmehr alles der Wahrheit gemäß <sup>39)</sup>. Der Irdische aller wahren Vorstellungen macht die Vernunft des Weisen aus. Er erhebt sie zu Begriffen und sondert sie nach ihrer Entstehung und ordnet sie nach ihrem Zweck und Gegenstand, ob sie logisch, physisch oder ethisch <sup>40)</sup>. Er braucht seine Vernunft, die Wahrheit zu finden und zu verbreiten, weiß daher den richtigen Weg im Lernen und Lehren fortzuschreiten vom Leichten zum Schweren oder vom Allgemeinen zum Besondern <sup>41)</sup>. Zur Mittheilung gehören zwei Wissenschaften und Künste, Rhetorik für die zusammenhängende Rede, Dialektik für die Unterhaltung in Frage und Antwort. Vermöge der Dialektik weiß der Weise, wann er eine Vorstellung als wahr anerkennen muß (ἀποκρίνομαι), welche Überlegung er zu diesem Zweck anstellen muß (ἀντιλαμβάνομαι), wie er Kraft seiner Vernunft den Irrthum überbietet (ἀνίσταται) und endlich alles auf den richtigen Grund der Vernunft zurückführt (ἀπαρτίζομαι) <sup>42)</sup>. Die Rhetorik, die Kunst von der Dichtung und dem Schmuck der Rede, lehrt zu erklären, zu beschreiben, hervorzuheben, vorzubauen, zu wiederholen, in Bildern zu sprechen, Personifikationen zu gebrauchen, wenn es die Umstände erfordern, ohne jedoch der Wahrheit untreu zu werden <sup>43)</sup>. Die Dialektik im weiteren Sinne ist die Wissenschaft und Kunst, das Wahre und Falsche zu unterscheiden. Sie hat mit dem Bezeichneten und Bezeichneten zu thun. Das Bezeichnete ist die Sprache (φωνή), das Bezeichnete der Gedanke (λογος). Die Sprache als das Aussprechende (ᾠκονόμος), umfaßt die Sprache (Στίμμη) im engeren Sinne und den Begriff (ἰσχυρήματα). Das Bezeichnete zugleich Gedanke (λογος) und Ereignis (ᾠκονόμος), umfaßt das Uebrigste (ἄλλοις) und den Schluß (λόγος) <sup>44)</sup>.

Die Stimme ist eine gegliederte Erschütterung der Luft durch ein Geistiges, das von der Seele ausgeht, so zugleich lebend und thätig; daher ein Körper und als Träger der Gebauten das Substrat in der Logik <sup>45)</sup>. Die Stimme ist, insofern sie aus Buchstaben besteht, ein Wort (λέξις), insofern sie einen Sinn hat, Rede (λογος). Das Wort ist zu betrachten 1) nach seiner Materie, 2) nach seiner Form. Der Materie nach besteht das

<sup>35)</sup> Diese Abänderung der strengen Methode, welche diese Methoden aus den Sätzen ist, habe ich vorausgeschickt zum Zweck nämlich der eben gegebenen Eintheilung der Wissenschaft, und nur mit im Folgenden die Angabe des Zusammenhangs zu ersetzen. <sup>36)</sup> Sext. Emp. VII, 227. <sup>37)</sup> Diog. VII, 52. Sext. Emp. IX, 383. Plot. Plac. Phil. IV, 1. Sen. ep. 20. <sup>38)</sup> Sext. VII, 11. M. Joh. Philop. ad pr. Arist. Ven. 336. a. 60. Diog. VII, 57.

<sup>39)</sup> Diog. 54. Sext. M. VIII, 397. Gell. XIX, 1. Oen. de fact. a. 14. Acad. IV, 12. Plot. Stoa. rep. p. 1055. <sup>40)</sup> Galen: ad Res. I, p. 287. Diog. 39, 40. <sup>41)</sup> Plot. Stoa. rep. p. 1055. <sup>42)</sup> Diog. 46, 47. <sup>43)</sup> Plot. Stoa. rep. 1054 — 1047. Fr. 1047. <sup>44)</sup> Sext. emp. p. 46. <sup>45)</sup> Plot. Plac. Phil. IV, 20—31.

Wort aus Buchstaben. Diese seine Elemente, 24 an der Zahl, sind 7 Vocale, 6 Halbvocale, 6 einfache Consonanten und 5 doppelte. Der Form nach werden die Wörter theils declinirt, theils conjugirt, theils beides, theils keines von beidem; hierin muß man dem Sprachgebrauch (*οὐκ ἔστιν ἔθος*) folgen, der theillich inconsequent ist, indem er ähnliche Dinge, durch unähnlich gebildete Formen und unähnliche Dinge durch ähnliche Wörter bezeichnet; daher in der Sprache das System der Nomina herrscht (*ὡνομασία*). Die Elemente der Rede sind die Redetheile, aus deren Verbindung sie auf die mannigfaltigste Weise gebildet wird, um die Gedanken auszudrücken. Deshalb muß es einen Redetheil für das Substrat geben, welches der Artikel ist, aber das Pronomen umfaßt (*ἄρθρον*); einen zur Bezeichnung der wesentlichen Eigenschaft, der Qualität, der ist das Nomen, (*ὄνομα*), Substantiv und Objectiv umfassend. Dem Ansdruk des Gedankens ist ferner die Prädication eigenthümlich, um die Modificationen der Substrate und ihrer Qualitäten auszudrücken, dazu dient das Verbum (*ῥήμα*). Der Gedanke stellt aber auch den Zusammenhang der Dinge vor und erfordert deshalb Wörter, die eine Relation anzeigen, die Conjunction (*συνδεσμός*), welche unsere Conjunction und Präposition und wahrscheinlich auch die allgemeinen Adverbia umfaßt; die bestimmten Adverbia wurden zu den Verbis gebildet. Chryssipus bemerkt ferner, daß das Nomen proprium auch ein Substrat ausdrücken könne, trennte es das aber unter dem Namen *ὄνομα* im engeren Sinne von den übrigen Nominibus, die er Appellativa (*ὡνομαστικά*) nannte. Die Rede nun hat Wahrheit zum Zweck, muß daher verständlich seyn und besonders die Zweideutigkeit vermeiden. Die gute Rede hat 5 Vollkommenheiten: Richtigkeit, Deutlichkeit, Kürze, Angemessenheit und Reinheit <sup>46)</sup>.

Es folgt die Lehre von den Begriffen. Ein Begriff (*ἰσχυρία*) ist das vom Verstande selbstständig wiederholte Abbild eines Allgemeinen und heißt deshalb Idee, die aber nur eine Modification des Geistes ist. Die Extension eines Begriffs wird durch den Namen ausgedrückt, die Intension durch die Definition (*ἔπος*), welche das Wesen der Sache eigenthümlich (*ἰδιόμορφον*) ist <sup>47)</sup>. Die von einander gleichen Einzelmengen abstrahirte Idee ist eine Art (*ἰδος*); die Zusammenfassung mehrer zusammengehörigen und insofern untrennbaren Ideen, die Arten ausdrücken, ist eine Gattung (*γένος*). Mehrere Gattungen lassen sich wieder unter andere allgemeine Gattungen zusammenfassen, bis wir zuletzt auf eine höchste Gattung kommen, das Etwas (*τι*). Die ihm untergeordneten Begriffe lassen sich auf vier höchste Klassen bringen, das Substrat (*ὑποκείμενον*), Qualität (*ποιόν*), Modalität (*πῶς ἔστιν*) und Relation (*πρὸς τι πῶς ἔστιν*). Diese vier Betrachtungsweise der Dinge werden nicht immer, obgleich sehr oft, durch verschiedene Wörter ausgedrückt, können auch nicht eigentlich definiert werden, indem sie

selbst die Grundlage aller Definitionen bilden, sie müssen daher theils durch ihre Unterschiede von einander, theils durch ihren Inhalt bestimmt werden. Das Substrat ist der allgemeine Träger der Besonderheit (Qualität), selbst ohne Besonderheit, sowohl im Ganzen, als im Einzelnen, und besteht aus der todten, fest wachsenden Materie, als seiner Wesenheit (*οὐσία*), und dem diese Wesenheit zur Einheit bindenden Leben, als seinem Wesen (*ὄν*); im Menschen j. V. als Substrat ist der Körper die wechselnde Wesenheit, die Seele das beharrliche Wesen. Die Substrate sind nun entweder geringigt (*ἡμιπαύρα*), oder nicht; in beiden werden nach der geringeren oder größeren Lebendigkeit des Beharrlichen gewisse Stufen unterschieden: 1) die unorganischen lassen sich zusammenfügen j. V. zu einem Schiff, 2) die organischen häufen sich an, wie der Same anderer Pflanzen, 3) die unvernünftig bestellten bilden Scharen, 4) die vernünftigen, die Menschen, wohnen in Städten und Staaten zusammen, 5) die Götter machen die Weltordnung aus. Das körperliche Substrat beruht auf einem unpersönlichen, das doppelt ist, Ort und Zeit <sup>48)</sup>. Die Qualität ist eine lebendige, indivisibilistische Kraft, Träger aller Veränderungen und Bestimmungen, also eine wesentliche Eigenschaft, ein Nachbild des in Gott bestehenden Urbildes (*λόγος οὐρανοῦστος*) und insofern zugleich Wirkung (*ἔκρως*) und Ursache (*ἔκιν*). Die Qualität vereinigt in sich die besondere Erscheinung (*πρῶτος*) mit der Individualität (*ἰδιότης*) und die abstract gedachte Form (*ἰδέα*) mit der Allgemeinheit (*κοινότης*). Die Qualität kann ferner als Kraft (*ἔκιν*) gedacht werden, die angreift und nachgelassen werden kann, wie jede Kunst, und als Vollkommenheit (*ἀσέβεια*), die sich immer gleich bleibt, wie die Tugend. Eigentliche Qualität (*ποιότης*), d. h. Einheit des Lebens und Seyns, ist nur in geistigen Substraten, die nicht geringsten sind bloße Substrate mit gleichen Qualitäten (*ῥῶμα*). Die Steigerung der Qualitäten ist wie bei den Substraten, nur ist zu bemerken, daß jede höhere Stufe in der Entwicklung die niedere durchwandert und in der Vollkommenheit in sich schließt. Die körperlichen Qualitäten beruhen wieder auf unpersönlichen; d. h. auf gewissen Modificationen des Orts und der Zeit <sup>49)</sup>. Die Modalität ist der Inbegriff aller Modificationen, welche die beharrliche Qualität in sich trägt. Sie ist entweder Verhältniß, relative Ruhe (*ἡσυχία*) oder Bewegung (*κίνησις*). Das Verhältniß ist entweder eine Lage (*ἡσυχία*), wie das Eigen, Stehen, oder ein Besitz (*ἔχου*), wie Besitzen seyn. Diese beiden Begriffe in Beziehung auf das Unpersönliche genommen geben das Wo (*πού*), Lage des Orts, und das Wann (*πότε*), Besitz der Zeit. Die Bewegung ist wieder zweifacher Art, entweder ein Leiden (*πάσχειν*), wie Trauern, oder ein Thun (*ποιεῖν*), wie Schneiden. Diese beiden Begriffe im Körperlichen gedacht, geben das Wie viel (*πόσους*), denn die Materie, welche vermehrt und vermindert werden kann, ist leidend, und

46) Diog. 55—59. Varro Vll. p. 108, 144. Vll. init. p. 133. Apollon. Alex. de pron. p. 9. Galen. l. p. 322. wo gesagt wird, Chrys. habe 4 Redetheile *ἀναμένοντα*, *μετὰ τὰ* Diog. ihm 5 beilegt. 47) Schol. ad Dion. Bekk. anecd. II, 647. Simplic. p. 61. B.

48) Simplic. p. 12. Plat. de comm. nat. c. 44. Plot. Ennead. VI, 1. 25 etc. Antonin. VI, 14, IX, 9. Sen. ep. 102. Sext. M. IX, 78—81. 49) Simplic. p. 26, 55—58. 61. Cic. N. D. II, 9, 24, und 12, 33. Stob. Ecl. I, 13. 1.

das Wie beschaffen (*ἡσώρ*), die unwesentliche Eigenschaft, eine vorübergehende Thätigkeit oder Kraft. Alle Arten der Modalität sind wieder vertheilt nach dem Aussein der Qualität <sup>21</sup>). Wird das Substrat durch seine Modalität mit andern Substraten, oder eine Qualität mit andern in Verbindung gesetzt, so entsteht die Relation. Diese ist einfach (*ἡσός τι*) oder zusammengesetzt (*ἡσός τι καί τι*). Die einfache Relation ist nach einer eigenthümlichen inneren Bestimmung, entweder gegenseitig, durch den Gegensatz, wie bitter und süß, oder ohne Gegensatz und nicht gegenseitig, wie die Weisheit und das Wißbare, hier kann auch jeder Begriff für sich genommen werden und bildet ein Unterscheidungsmerkmal. Die zusammengesetzte oder bestimmte Beziehung bildet einen charakteristischen Unterschied und ist nichts an sich, kann da sein und fehlen, ohne eine innere Veränderung herbeizubringen. Auch diese ist theils mit einem Gegensatz, wie Feindschaft und Freundschaft, rechts und links, und dieses unmittelbar oder in Beziehung auf ein drittes, letzteres wieder an sich oder gradweise i. d. Höher und niedriger; theils ohne Gegensatz aber doch auch gegenseitig, und zwar zwischen Gleichen, wie bei Freunden, oder zwischen Ungleichen, wie Vater und Sohn. Alle diese Relationen sind theils natürlich, wie zwischen Bruder und Bruder, theils willkürlich, wie zwischen Freunden, oder gesüßet, wie zwischen Mann und Frau <sup>22</sup>). Die Begriffe, insofern sie Arten und Gattungen bezeichnen, unterscheiden sich nach der Modalität des Seins, und so entsteht die Einteilung der Dinge, gewöhnlich diahotisch durch einen Gegensatz, aber auch trichotomisch durch Hinzunahme der Sattung, die beide Gegensätze vereinigt, oder tetrachotomisch durch Aufnahme alles dessen, was nicht in den Gegensatz fällt. Durch Aufsteigen kommen wir zu einer höchsten Sattung, diese ist das Etwas (*τι*), das ganz Allgemeine, das entweder ein bios Gedachtes, nicht an sich Seiendes (*πῶς οὖν*), oder ein Wirkliches, Daseiendes (*οὖν*). Dieses ist entweder ein Unkörperliches (*ἀσώματος*) oder ein Körperliches (*σώμα*). Jenes ist zwar nichts Bestimmtes, an sich sinnlich Wahrnehmbares, aber doch nothwendig bios Gedachtes, theils die Basis der Körperwelt, Der und Zeit (*τόνος* und *χρόνος*), oder Modifikation desselben (*κίνησις*, *πρόσῳδος*), d. i. Ruhe (*ἡσυχία*) und Bewegung (*κίνησις*). Die Körper können betrachtet werden als Quantitäten und als Qualitäten, sie sind belebt oder leblos, die belebten unvernünftig oder vernünftig, die vernünftigen Menschen oder Störrer. Nur die Körper sind wahrhaft, der Mann oder Der existirt nur (*ἡσώσκει*), von der Zeit existirt nur die Gegenwart, Vergangenheit aber und Zukunft subsistiren nur (*ὑπάρσκει*), dasselbe gilt von Ruhe und Bewegung <sup>23</sup>).

Die Eintheilung deutet auf Gegensätze, welche die Relation der Begriffe angeben. Gegensatz ist die

In den Merkmalen liegende Verschiedenheit eines Begriffs, von dem andern; er ist 1) widerstreitend (conträre), 2) beiderseits raubend (limitirend), 3) verneinend (negativ, contradictorisch), 4) beziehend (relativ). Der conträre Gegensatz (*contrary*) ist in den Begriffen, welche in derselben Sattung am weitesten von einander entfernt sind, wie Klugheit und Unklugheit. Diesen Gegensatz nehmen zwar nicht die Qualitäten, doch auch die Modalitäten an, deren nähere Bestimmungen an. Den primitiven Gegensatz hat dasjenige, was seiner Natur nach eine Eigenschaft haben sollte, sie aber nicht hat (*être* und *nécessité*), wie Gerecht und Unrecht. Uneigentlich gehört hieher Gewohnheit und deren Verfallmüß, wie beschadet, unbeschadet; Pflicht und deren Übertretung, wie geladen und ungeladen, Abweichung der Natur von der Regel, wie Blindheit des Maulwurfs, oder bloße Verschiedenheit, wie Gefühlslosigkeit der Pfaffen. Der contradictorische Gegensatz drückt immer Wahrheit oder Falschheit aus; er sagt, er sagt nicht, das Gegentheil des Wahren ist Falsch und das gilt für Vergangenheit und Zukunft so gut, als für die Gegenwart. Die Negation setzt Eines alles Übrige entgegen, Tugend, Nicht-Tugend. Relativ entgegengesetzt ist was von einem der ausgesagt werden kann und sich gegenseitig erklärt, das Doppelte des Halben, das Halbe des Doppelten; die Wissenschaft des Wiskdaren; doch nur im ersten Beispiel ist die Beziehung gegenseitig und gleich, im letzten nicht gegenseitig, weil das Wiskdare nicht vom Wissen abhängt, wol aber umgekehrt *53*.

Durch Zusammenfassung der Begriffe entstehen Urtheile (*ἀξιωματα*), die etwas behaupten oder poſuliren <sup>25)</sup>; ſie ſind ſubjectiv betrachtet Behauptungen (*ἀκτα*), indem ſie ausgehen, was in der Seele vorgeht <sup>26)</sup>, objectiv geſaßt *Ereignenheiten* (*ὑποφαινα*), inſofern ſie Veränderungen der Dinge betreffen <sup>27)</sup>. Die Betrachtung der Dinge durch die Seele liegt ihnen zum Grunde und danach ſind ſie einfach oder zuſammengesetzt. Jene ſind ihrer veränderlichen Weſenheit nach behauptend oder verneinend, auſſagend, erählend, widerſprechend, unſelbſt oder dabeinend; dem lebendigen Weſen nach wahr oder falſch, ſolgerichtig oder ſolgerwidrig, möglich oder unmöglich, nothwendig oder nicht, wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich <sup>28)</sup>. Die zuſammengesetzten ſind bedinglich, folgend, verbindend, trennend, urſächlich oder vergleichend. Ihrer Darſtellungsform nach ſind die Urtheile, wenn will die größere oder geringere Kraft beſitzſchaftigen: Behauptung, Frage, Erkundigung, Befehl, Schwur, Wuſch, Annahme, Anrede und Ausruſ; wenn nicht in den erſten drei Formen bloße Vollſtaändigkeit des Sages ohne Steigerung ſie (vielleicht die *ἀσφατος*) <sup>29)</sup>. Wir kommen zur Modalität des Sages, die ſich nicht bloß im vollſtändigen Urtheil (*αὐτοτελείς*), ſondern auch im unvollſtändigen (*ἀκτελείς*), d. h. im bloßen Prädikat zu erkennen abt (*κατηγορούμενα*). Hier wird den

50) Simpl. f. 78, 94. Plot. Kan. a. 30. 51) Simpl.  
f. 42, 79. ad Epist. Enoch. c. 37. 52) Diog. 61. Sen.  
ep. 58. Sext. X, 218, 234 etc Alexand. Aphrod. ad Arist.  
Top. ed. Ald. p. 155. Stob. Ecl. I, 9. 42. Cic. de off. II.  
c. 3.

möglichen Modificationen der Dinge gemäß entweder Ruhe oder Bewegung ausgedrückt; die Ruhe ist entweder Lage, wie Alcibiades sagt, oder Besitz, Alcibiades ist besessenen; die Bewegung ist entweder ein Leiden (dann heißen die Sätze *εἶναι*), z. B. Sokrates wird getödtet, oder ein Thun, wie, er tödtet (*ποιεῖν*). Alle vier Arten der Urtheile lassen nach Verschiedenheit des Subjects die ihnen analoge Steigerung zu. Demnach sind die Urtheile, welche eine Bewegung ausdrücken 1) rein passiv oder rein activ, das Messer schneidet das Holz, das Holz wird geschnitten, 2) weder activ noch passiv, neutral, aber mit einer Neigung zu einem von beiden, er trauert, er denkt, 3) activ und passiv zugleich mit Verwalten des einen, das Schaf läßt sich scheren, er läßt das Schaf scheren, 4) mesdiativ, der Mensch läßt sich scheren, und schert sich selbst. Dieselbe Steigerung findet bei der Ruhe statt, die eine andere, je nachdem das Subject todt, organisch, willkürlich oder vernünftig ist, z. B. der Stein liegt, die Pflanze steht, das Thier ruht, der Mensch sitzt. Nur ist zu bemerken, daß das Object einer höhern Stufe, auch die der niedern Stufe zukommenden Prädicate haben kann, nur in einem modificirten Sinn, nicht umgekehrt, wenigstens nicht eigentlich. Dies sind alles Verbalisätze, die Objectisätze drücken nach denselben Gesetzen Zahl und Beschaffenheit, Ort und Zeit aus, welche Begriffe in Verbalisätzen hinzugefügt durch Adverbia ausgedrückt werden<sup>60</sup>). Ein vollständiges Urtheil hat endlich immer eine bestimmte Relation, entweder dlos auf ein Subject, das im Nominativ oder Vocativ steht, oder zugleich auf ein Object, das im Casus obliquus, Genitiv, Dativ oder Accusativ, bisweilen auch im Infinitiv steht, z. B. Sokrates lehrt; Sokrates lehrt die Philosophie; Sokrates lehrt die Philosophie der Sitten; Sokrates lehrt philosophiren<sup>61</sup>).

Der Schlussatz (*λόγος*) besteht aus der Annahme oder dem Vorderatz (*ἀντιπα*), dem Nachsatz (*πρόσληψις*) und dem Schlussatz (*ἐπαγωγή*), z. B. wenn es Tag ist, so ist es hell, nun ist es Tag, also ist es hell. Von dem wechselfelnden Inhalt (Wesenhalt) des Schlusses ist zu unterscheiden die in demselben liegende Wendung (*ῥησις*) (*ῥησις*, Form, Wesen): wenn a, so ist auch b, nun ist a, also ist auch b. Wenn der Vorderatz nun vollständig ist, so können die andern Theile durch die vollständige Wendung ersetzt werden, z. B. wenn Plato todt, so atomet er, nun ist das erste, also auch das zweite. Dem Inhalte nach sind die Schlüsse gemäand (*ἀναγκαῖος*), oder ungemäand (*ἀντιπαρῶς*); letztere sind diejenigen, in denen das Gegentheil des Schlusssatzes der Verbindung des Vorderatzes widerpricht, z. B. wenn es Tag ist, so ist es hell, nun ist es Tag, also ist es dunkel. Von den gemäand führen einige insbesondere diesen Namen, z. B. es ist falsch, daß Nacht und Tag zugleich sey, es ist aber Tag, es ist also keine Nacht; vollkommen gemäand sind aber nur (*ἀντιστοιχισμός*), die entweder keines Beweises bedürfen

fen, oder auf solche zurückführen, z. B. wenn Dion spaziert, so bewegt er sich, nun spaziert er, also bewegt er sich. Unvollkommen (*ἀντελλογισμῶς*) sind nun diejenigen, die den eben genannten Schlussätzen ähnlich sind, aber nicht folgern, z. B. wenn Dion ein Pferd ist, so ist er ein lebeudiges Wesen, nun ist er kein Pferd, also auch kein lebeudiges Wesen. Im Betreff der Wendung (Wesen) sind die Schlüsse wahr oder falsch; wahr sind die, welche aus wahren Vorderätzen folgern, z. B. wenn die Lügend nügt, so schadet das kaltes; falsch, theils die unwahre Vorderätze haben, theils die ungenügenden. So sind auch einige möglich, andere unmöglich. Nach der Deutlichkeit (Form, Qualität) sind die Schlüsse theils solche, die keines Beweises bedürfen, (in ihnen scheint sich die Vollkommenheit (*διαισθησις*) zu zeigen), theils solche, die erst bewiesen werden müssen (in diesen ist bald geringere bald größere Kraft, etc.). Der vollkommenen Schlüsse gibt es fünf Formen, zwei hypothetische, eine copulativ, zwei disjunctive 1) wenn a, so ist b, nun ist a, also b. 2) wenn a, so auch b, nun ist aber das Gegentheil von b, also auch nicht a. 3) es kann nicht zugleich a und b seyn, nun ist das eine, also das andere nicht. 4) es ist entweder a oder b, nun ist das eine, also das andere nicht. 5) es ist entweder a oder b, nun ist das eine nicht, es ist also das andere<sup>62</sup>). Alle verschiedenen Ausdrucksweisen der Schlüsse lassen sich auf die hypothetische (*ὁποθετική*), den eigentlichen Schlussatz, zurückführen, er allein hat Beweiskraft, so mannigfaltig auch die behandelte Begehebeit (Modalität) sey. In der Aufzählung der Schlüsse, d. b. in ihrer Zurückführung auf die hypothetische Form (welche durch Betrachtung der Dualität, Quantität, Leiden und Thun, Ort und Zeit, Lage und Besitz) ist der Grundsatz fest zu halten, daß aus Wahrem nur Wahres, aus Falschem nur Falsches, sondern auch Wahres gefolgert werden könne. Im hypothetischen Satze ergibt sich durch die Beziehung (*ἀναγωγή*) die Wahrheit; der erste Theil nämlich des Vorderatzes muß ein Zeichen enthalten, der zweite Theil ein Zeichen netes, nun kann das Zeichen nicht seyn ohne das Bezeichnende, so schließen wir richtig von der Wahrheit des Zeichens, das der Nachsatz angibt, auf die Wahrheit des Bezeichnenden im Schlussatz, z. B. hat eine Frau Milch, so hat sie geboren, nun hat sie Milch, also muß sie geboren haben. Doch gibt es einzelne Zugführungen, die sich so nicht auflösen lassen (*ἀναγωγή*), deren Erklärung daher unserer Willensfreiheit in Anerkennung der Wahrheit weisfällt. Von der Art sind: die Sorten (*συνεργία* oder *συνεργία*), z. B. machen zwei viel? oder drei? oder zehn? u. s. w., wo unsere Willkür zu entscheiden hat. 2) der Verbältniß (*ἀναλογισμῶς*): Kennst du deinen Vater? ja; kennst du diesen Verbältniß? nein; das ist dein Vater, also kennst du deinen Vater nicht. 3) der Verborgene (*διαισθησις*): wer den Illegitimen die Wasser riefen sagt, handelt gottlos; der Hierophant thut dieses, also handelt er gottlos. 4) der Horischluß (*ὁρασις*), was du nicht verlierest ganz, hast du noch; du hast keine Hörner verloren, also hast du Hörner? 5) der Niemand

<sup>60</sup>) Diese Zusammenstellung ist bloße Vermuthung, nur die drei ersten Arten der Sätze, welche eine Bewegung ausdrücken, das ruhen auf untrübsamen Aussagen, für das Wesen hat nur einige Einwendungen verhandelt Simp. p. 110. — Simplic. 79. 84. Diog. 14. — h. d. <sup>61</sup>) Diog. 64. 192. Apoll. Herm. in Arist. Cat. p. 230. ed. Lit. Ven. 1539.

(οὐρα), durch den sich die Cyclopen täuschen ließen Od. IX. 405 u. f. 67). Des Schlusses Zweck ist Beweis der Wahrheit, dieser wird nur vollständig erreicht, wenn die Beweislichkeit selbst dargethan ist. Die Relation der Wahrheit zur Falschheit zeigt durch den Gegensatz auch ein bestimmtes Unterschied. Wahrheit ist aber die Wissenschaft des Wahren und dieses ein Gedanke. Ist nun der Gedanke im Epilogismus richtig verknüpft und aus der Wahrheit des Zeichens auf die Wahrheit des Begegnen geschlossen, so muß doch auch die Wahrheit des als in Ereignissen gemeinsamen Zeichens, der Sprache, erwiesen werden. Der Gedanke wird ausgesprochen und ist durch ein Bild in die Seele gekommen, das Bild beruht auf sämtlicher Wahrnehmung und diese bezieht sich auf ein Object; es ist aber keine Wahrnehmung möglich ohne Wahrgenommenes, eben so kein Bild ohne Wahrnehmung, kein Gedanke ohne Bild und kein Satz ohne Gedanke. Wie nun die Objecte ein Ganzes bilden, so auch der Inbegriff aller Gedanken, die Wissenschaft. Aber, wendet man ein, die Worte, die Träger der Gedanken, sind nicht gleichmäßig (analog), sondern anomal, wie ist in ihnen der Gedanke vor Willkür gesichert? Die Sprache hat eine zwiefache Seite (Relation), sie ist nicht ganz willkürlich, sondern auch natürlich, d. h. notwendig, und diese Seite ist der Schutz der Wahrheit; und selbst im Willkürlichen ist doch Übereinstimmung, Gleichheit des Sprachgebrauchs, daß die Wahrheit doppelt gesichert ist durch Erweislichkeit der Wissenschaft und Festigkeit des Sprachgebrauchs 64).

Obst. I. — Die Erkenntnis der Natur hat es besonders mit der ihr imwohnenden Gottheit zu thun; sie ist schon enthalten in den Fabeln der Mythologie und in dem Wortreichtum der Sprache; der Philosoph hat das Geschieht, sie aus beiden begriffsmäßig zu entwickeln und in einem zusammenhängenden Ganzen darzustellen 65). Diese Wissenschaft aber ist, als der einzig richtige Weg zur Unterscheidung des Guten und Bösen und zur Tugend, der Forschung würdig, für die es notwendig ist, Hypothesen zu machen, die Ansicht des Gegners zu bekämpfen, und bis zu einer besser begründeten Erfahrung das Unversesserte für wahr anzunehmen, damit kein Schwanken komme in die davon abhängige Ethik 66). Eine unzweifelte Erfahrung lehrt, daß alle einzelne Dinge nur eine Zeit lang dauern, aber selbst bei dieser Dauer sich mannigfaltig verändern. In ihnen muß also außer dem Veränderlichen etwas seyn, was dasselbe trägt und bewirkt; das sind die beiden Principien (αρχαί), ein Leidendes (παθόν), die Materie (ὕλη), und ein Thätiges (νοούν), die alles durchbringende Gottheit (θεός). Diese Principien sind in allen dieselben, und müssen daher von Anfang gewesen seyn, aber stets ungetrennt und untrennbar. Sie waren also auch in dem ersten Äther, der rein und feurig, zuerst allein war ohne allen Unterschied, das erste und eigentliche Element aller Dinge. Aus ihm entwickelten

sich die vier Elemente, zu denen er selbst gehört, aber verändert durch die Auscheidung der andern. Aus dem ursprünglich Warmen, dem Äther, ging zuerst kein Gegenatz, das Kalte hervor, die Luft. Aus dieser sonderete sich das Feuchte, das Wasser, und aus diesem, nach dem Kern zusammenziehend, das Trockne, die Erde. Aber so in einander geschachtelt verparten sie nicht in absoluter Trennung, sondern bildeten durch die mannigfaltigsten Übergänge, die Welt. In der Grenze des unendlich Leeren hielt sich der Äther, reig sich verdrängend in der Sonne, mit Luft gemischt in den Fixsternen, mit Wasser in den Planeten, am meisten im Monde. Innerhalb des Äthers sammelte sich die reine Luft, in den Wolken mit Äther und Wasser gemischt; innerhalb der Luft nun ist das Wasser, das zugleich den festen Kern der Erde durchdringt, auf deren Oberfläche durch Mischung aller Elemente sich die mannigfaltigsten Formen entwickeln. Die Erde ist überwiegend in den Erreimen, das Wasser zu den Pflanzen, die Luft im Thiere, das ätherische Feuer im Menschen, der dadurch der Gottheit selber verwandt, die in Gestalt des ätherischen Hauchs die ganze Welt durchdringt 67).

Der Mittelpunkt ist der Mensch, gleich entfernt vom höchsten Gott, wie von der todten Erde, bestimmt, die Anschauung des Ganzen in sich aufzunehmen und selbst thätig zu wiederholen. Aber langsam und erst nach mannigfaltigen Wirrungen arbeitet er sich zu dieser Einsicht empor. Zuerst zeigt sich ihm nur Unordnung, aber mit dem Zunehmen seiner Erkenntniskraft bringt er auch immer tiefer in den Geist der Natur; denn ihr Grundlage dienen die ewigen Gesetze der Zahl und der Größe, durch deren Anerkennung schon die vermeintliche Unordnung verschwindet. Schon in der lebenden Materie erkennt er die Gegensätze des Warmen und Kalten, des Trocknen und Feuchten; aus der lebenden Materie schließt er auf den thätigen Geist, der ihr imwohnt, und erkennt, da nur ein Körper wirksam seyn kann, auch ihn als Körper und den Gesetzen der Körperwelt folgsam. Von den Körpern unterscheidet er die unkörperlichen Bedingungen ihres Daseyns, Raum und Zeit, wie ihre Actionen, Ruhe und Bewegung, in allen aber dasselbe Gesetz der Mathematik. Die Körper und deren Theile berühren sich nicht unmittelbar, sondern im Raum und durch den Raum, daher gibt es keine kleinsten Theile (Atome), und es läßt sich nicht sagen, aus welchen und wie vielen Theilen ein Körper besteht; mathematisch ist er aus unendlichen theilbar, wie Fläche und Linie, aber nicht physisch; hier muß man sagen, daß die Zahl der Theile weder endlich noch unendlich. Aus dieser Ansicht vom Raum folgt ferner, daß die Seiten einer regelmäßigen Pyramide zwar ungleich sind, aber nicht über einander hervorragend; ferner daß die beiden Flächen eines Kegelschnitts weder gleich noch ungleich; daß endlich ein Körper für sich weder Anfang oder Ende, Grundlinie und Spitze habe, sondern diese sich nur nach dem Umfassenden bestimmen lassen 68). Diefes sind einige

64) Diog. 81, 82. u. d. Ausleger etc. 186 u. 196 u. Sext. Hyp. II, 104 — 117. 65) Diog. 187 u. 197. Sext. Al. VIII, 38. Hyp. II, 1. 66) Diog. 187. Orig. c. Cel. I, IV, 358.

67) Stob. I, 15. p. 180. ed. H. Phil. Plac. Phil. I, 18. Stob. repugn. c. v. 10. u. 24. 68) Stob. I, 15. p. 180. ed. H. Phil. Plac. Phil. I, 18. Stob. repugn. c. v. 10. u. 24.

67) Stob. Ek. I, 16. p. 212. Plut. de primo frigido. c. 9. Diog. 173. Censor. fragm. 68) Stob. I, 15. 1. Plut. comm. not. c. 43 — 45.



Sache aus der Chrysippeischen Mathematik, die, wie man daraus sieht, ganz eigenthümlich muß gewesen seyn. Sie erstreckte sich bis zur Lehre von den Regelschnitten, welche (wie Procl. ad Eucl. IV. p. 103. ed. Bas. zeigt) sehr speziell muß ausgebildet gewesen seyn. Von der Mittelwelt wissen wir so gut als nichts. So viel ist aus dem Angegebenen klar, daß Chrysipp die Mathematik nicht so abstract behandelte, als es jetzt geschieht, sondern in ihrer Bedentfamkeit für die Völkst im Ganzen und Einzelnen. Ich vermute, daß sich hier zum Schluß des ersten Haupttheils der Völkst auch allgemeine physiologische Bestimmungen gefunden über die Abflüssungen des Lebens, wie es, ungeachtet einer gegenseitigen Störung, doch seiner Bestimmung entgegen geht, sich zu seiner Vollkommenheit erhebt, aber sich auch zuletzt wieder in den uranfänglichen Äther auflöst.

Die Welt in ihrer Ausbildung besteht, wie im Anfang, nur aus den beiden genannten Principien, dem Lebenden und Thätigen, die sich einander entgegengesetzt, aber doch eins sind. Die Materie, das Lebende, d. h. die veränderliche Wesenheit ist körperlich, und, weil diese als Wirkung mit ihrer Ursache gleichzeitig seyn muß, so ist auch das thätige Wesen körperlich, welches für sich zwar nicht wahrnehmbar, doch, mit der Materie verbunden, das wahre Seyn, das Substrat, ausmacht. Die Materie und die Wesenheit (*οὐσία*) sind der Sache nach gleich, werden im Begriffe aber so unterschieden, daß man unter Wesenheit die ursprüngliche reine Materie versteht, unter Materie im engeren Sinn den Träger der Qualität, denn sie ist, obgleich selbst qualitätslos, doch im Stande, alle Qualitäten anzunehmen; nimmt im Ganzen weder zu noch ab, wechselt aber beständig, geht gleichsam stets zu Grunde und entsteht wieder. Die Ursache dieses Wechsels ist der in jedem einzelnen Dinge bleibende Geist, ein Hauch feuriger Natur, der in Rücksicht der wechselliebenden Materie ab- und zunimmt, das Wesen der Dinge, das Leben der Welt, in seinem Ganzen Gott selbst, der Befaher, der alles durchdringt und gestaltet. Dieses so bestimmte Substrat erscheint in seinem Ursprunge am nächsten in den 4 Elementen, deren jedes aus beiden Principien besteht: in der Erde ist die Masse überwiegend, aber nicht ohne das einigende Wesen; im Wasser ist die Materie noch deutlich genug, das belebende Wesen aber durch seine Thätigkeit schon teils lichter; in der Luft ist schon das Thätige überwiegend, doch auch die Materie nicht zu verkennen; das Feuer scheint lauter Leben, kann aber auch ohne brennende Materie nicht seyn <sup>70)</sup>. Wie aber die Materie als formlos, so kann das lebendige Wesen nicht eine bloße Abstraction seyn; es muß sich daher qualificiren, gestalten und zunächst potenziren. Selbst die geringsten Kräfte der Natur (Feuer) sind lebendige Geister, erzeugt aus dem Samen des Allgegenwärtigen, die den Körpern ihre Eigenschaften geben und ihre Thätigkeit bestimmen. In der Pflanze gelangt diese Kraft zur individuellen Bekleidung; durch die innere Kraft des Samens gehen unter Voraus-

setzung der Feuchtigkeits und der Wärme, Wurzel, Stamm, Zweige, Blätter und Blüten hervor. Das Thier ist noch selbständiger durch freie Bewegung nach seinem Instinct. Über dem Thier steht der Mensch frei handelnd nach dem göttlichen Geleite, aber dem Willen unterworfen. Noch höher sind unzählige Genien, Herren und Götter, die gefilos nach dem Willen des Unendlichen die Natur des herrschen. Jede Stufe geht vermöge ihrer schöpferischen Kraft in eine unendliche Menge Geschlechter und Arten über, bis zur Unterart und Individualität; aber nach inneren nothwendigen Gesetzen, so daß in jedem Individuum die Stufe nicht bloß, sondern auch der Charakter des Geschlechtes fest stehen bleibt (*διαιτα*); so weit auch die Dogme und das Vologneser's Handchen von einander entfernt sind, so bewahren doch beide die charakteristischen Zeichen des Hundegeschlechtes <sup>71)</sup>. Das System des Himmels und der Erde, und der in ihnen enthaltenen Naturen, ober der Götter und Menschen und dessen, was ihr vrentwegen da ist, heißt die Welt, welche wegen des steten Wechsels nur ein Zustand, eine Modalität ist. Die Grundvorste der Welt ist die Erde, welche in der Mitte ruhet; auf ihr bewegt sich in bestimmten Räumen das Wasser und ganz um sie die Luft; über der Luft ist der Äther mit den unzähligen Himmelskörpern, die belebt sich nach des stinien Gesetzen bewegen. Das Wasser dünstet beständig aus; die Luft vertheilt den Dunst, führt ihn theils zum Äther hinauf, trinkt theils damit die Erde. Im Äther schweben in 7 Sphären um die Erde die Irersterne, von denen der Mond, der Luft am nächsten und verwandtesten, am meisten auf die Erde wirkt, dann Sonne, Venus, Merkur, Mars, Jupiter, Saturn; an der Grenze des unendlichen Ierens ist die Sphäre der Fixsterne. Die Ausdehnung der Welt ist Raum, welcher durch das Leere begrenzt wird; die Regel der Bewegung gibt die Zeit <sup>72)</sup>. Das Leere gibt der Welt Einheit und macht sie zum Ganzen, welches geordnet ist in seinem Innern, und in Ordnung erhalten wird durch den körperlich allgegenwärtigen Zeus, die allgemeine Weltsele, ein lebendiges, bewußtes Wesen, ohne dessen Willen nichts geschehen kann, der den Menschen kerkren hat zum Bewußtseyn dieser Ordnung, in des Menschen Bestem alles fñgt, und selbst die Thorheit desselben in Heil ammanbelt <sup>73)</sup>.

Die Welt ist die Wesenheit Gottes, und Gott das Wesen der Welt, aber nicht ein Unbestimmtes, sondern Gealtertes; die indistincte Qualität der Welt und deshalb die Welt selber, strenger der unentsandene, unvergängliche Urheber und Regierer, der sie in bestimmten Perioden erschafft, vergehen läßt und wieder erschafft. Das Daseyn dieses Gottes wird aus dem Daseyn der Welt selbst erwiesen; wir schließen von der Wirkung auf die Ursache zurück, denn des Menschen Macht und Ringheit reicht nicht hin, sie zu schaffen und zu regiren. Wir sehen auch überall, daß eins vollkommener, als das andere; es ist eine Stufenfolge der Dinge, Stein, Pflanze, Thier, Mensch; nun ist aber die Welt noch vollkommener, also

69) Chalcid, ad Tim. p. 289—90. Plut. de Stoeic. repugn. c. 37.

70) Plot. Stoeic. rep. c. 43. ad comm. not. c. 37. Simp. ad Arist. Cat. s. 61. 76. Diog. 143. 71) Stob. 1. 72) Cie. Nat. Deor. 1, 18. Plot. de Stoeic. repugn. 1, ad comm. not. 33. 34.

auch, der die bewohnende Geist, Gott, der vernünftig sein mag, weil die Vernunft das Vollkommenste. Das Daseyn Gottes wird auch bezeugt durch den übereinstimmenden Glauben der Völker; überall finden wir Altäre, und diese Zeichen beweisen das Vorhandenseyn des beglückten Gottes. Auch sind Götter oft den Menschen erschienen, und verkündeten ihnen noch immer die Zukunft durch Zeichen und orben durch den Mund heiliger Seher und Priester 73). Die Welt als ein einheitliches, mit besondern Kräften und Eigenschaften begabtes Ganzes ist also Gott, der nach verschiedenen Betrachtungsweisen die Menge der Götter ausmacht. Nach der Potenzirung seines göttlichen Bewusstseyns ist er 1) die vernünftige Weltseele (*Zeus*), deren höchste Intensität, das Selbstbewusstsein (*hyponoia*) im Äther wohnt; 2) die allgemeine Natur der Dinge (*poies*), welche Betrachtung hier vorbereitend, die sich als Einheit in der Mannigfaltigkeit offenbart; 3) das Schicksal (*tychaine*), der Einen Zweck mit Nothwendigkeit verfolgt; 4) Vorsehung (*provoia*), dieser Zweck als Förderung des Guten unter den Menschen im Ganzen und Einzelnen. Eine Menge von Göttern entstehen, indem die allgemeine Natur nach dem Ort ihrer Wirkksamkeit verschiedene Naturen empfangt; im Äther Zeus, in der Luft Juno, im Wasser Neptun, in der Erde Pluto, und nach der Art der Thätigkeit, wie Mars, Minerva, Vesta, Apollo, Diana Lucina, Venus. Daher sind auch Tugenden und Bedürfnisse, ja selbst Kaster personifiziert und vergottet: Gerechtigkeit, Vergnügen, Liebe, Gerechtigkeit und Ehre; ferner die unsterblichen Seelen der Menschen, gute und böse Dämonen u. s. w. In diesem Sinne sind die Dichter zu erklären, und so erhalten die scheinbar schmutzigsten Fabeln den reinsten Sinn 74). Alle untergeordneten Götter leben selig, sind aber nicht unsterblich, und bedürfen der Nahrung, die ihnen durch den Zusammenhang des stets bewegten Ganzen zu Theil wird; denn alle Götter bilden ein großes Gemeinwesen durch das gemeinsame Gesetz der Natur. Die Elemente sind durch ihre verschiedenartige Schwere geschieden, stehen aber durch die herrschenden Kräfte in mannigfacher Verbindung. Die bestimmte Trennung macht die Bestimmung des Orts möglich, die Bewegung der Himmelskörper bezeichnet die Zeit, und bewirkt den Wechsel der Jahreszeiten. Dabei bleibt alles gegen einander in Ordnung, die Kugelform gibt dem Ganzen Haltung, in der Erde ist träge Ruhe, in Wasser und Luft herrscht die Bewegung von oben nach unten, im Äther die kreisförmige Bewegung vor; Erde und Wasser ernähren die mannigfaltigen Geschöpfe, die Luft erhält wunderbare Erscheinungen, und der Äther die allein regelmäßigen Himmelskörper. Je feiner und feuriger das Element, desto mehr Leben und Bewegung; diese daher zunehmend nach oben, wo sie zugleich regelmäßiger sind; unten erhalten sich nur Arten und Gattungen, die Einzelwesen vergehen, oben im Äther bleiben dieselben Individuen, welche zugleich Götter sind 75). So ist die Natur Eins, erhält sich selbst, aber dieser Zweck erhält erst Bedeutung durch die Beziehung auf den

Menschen, zu seiner Vervollkommenheit ist alles eingerichtet. Er hat eine Wohnung, wie sie nöthig war für einen vernünftigen Geist, der frei handelnd sich die Natur unterwerfen sollte, sie zu regiren nach den göttlichen Gesetzen, nachstrebend dem Guten, daß er den Göttern ähnlich werde, die ihn in Erreichung seines Zweckes unterstützen, selbst, wenn er fehlt, das Böse geschehen lassen, weil dieses ein Fortschritt seiner Freiheit und Bedingung des Guten ist. Die Weisheit aber und Tugend macht den Menschen dem Zeus an Seligkeit gleich, nur nicht ewig 76).

Aus der Einheit dieser lebendigen Naturkraft gehen alle Veränderungen hervor, die wir verfolgen können von dem Wechsel der groben Materie bis zu den Bewegungen der Gestirne. Das erste Gesetz in Rücksicht der Substrate ist, daß Gleichartiges sich anzieht, wodurch vier Verbindungsarten entstehen: 1) äußere Anfügung (*anapadusis*), Berührung der Oberfläche, wie in einem Haufen von Bohnen; 2) Mischung (*mixis*), Vereinigung zweier oder mehrer flüssigen Körper, die aber ihre Eigenthümlichkeit behalten, so daß sie wieder getrennt werden können, wie Wein und Wasser, die Verbindung des Äthers und der Luft mit Wasser und Erde; 3) Durchdringung (*symplois*), wenn Körper von entgegengesetzter Beschaffenheit, ohne Anspornung ihrer Eigenthümlichkeit, sich so verbinden, daß sie in ihren kleinsten Theilen neben einander sind, wie Feuer und Eisen, Körper und Geist; 4) Vermischung (*symplois*), die gänzliche Vereinigung zweier Körper, so daß sie ihre frühere Eigenthümlichkeit verlieren und einen Körper mit ganz neuen Eigenschaften bilden, wie bei Medicamenten und andern chemischen Anfügungen 77). So ist die Natur in einem stetem Fortdauern und Schaffen begriffen, obgleich es nicht so genannt zu werden pflegt, denn es beharrt die Quantität, welche das Einzelwesen ausmacht, aber auch nicht unverständlich, sondern sich nach gewissen Perioden entwickelt, hervorgetreten aus der allgemeinen Weltseele durch die bestimmenden Kräfte (*logos entephairetikos*), und einem bestimmten Geschlechte angehörend, bildet das Einzelwesen sich durch die ihm inwohnende Kraft bestimmender Eigenschaften (*idonois*) zur Art und zum Individuum (*idonois*). Bestimmt ein anderes Individuum dieselbe individuelle Bestimmung, so verliert das erste sie, und wir müssen einen andern Unterschied suchen. Wie die Geschlechter, Arten und Individuen aus der allgemeinen Vernunft hervorgegangen sind, so geht diese Kraft beim Untergange des Individuums in die allgemeine Kraft der Gattung zurück, und die Kraft der Gattung beim Untergange aller Dinge in das Urwesen 78).

Doch nicht bloß auf der Erde wechselt Materie und Form, alle Theile der Welt stehen durch beständigen Austausch der Materie in Verbindung. Die Luft macht hier die Vermittelung, sie verflüchtigt das Wasser, trägt Wolken und Nebel, und läßt diese bald als Thau, Regen,

73) Cic. N. D. I, 15, II, 2—16. Diog. 137—38. 74) Cic. N. D. II, 16—32. Diog. 147 u. 151. 75) Cic. N. D. II, 32—53.

76) Cic. N. D. 53—67. Plut. Stoic. repugn. c. 12—22. de comm. not. 12, 13. 77) Stob. Eccl. I, 18, p. 374. Alex. Aphr. ad Arist. de mixt. Ald. p. 142. 78) Plut. com. not. 44. Philo Jud. de mundi incorrupt. ed. Mangey. Vol. II, pag. 501.

Wolkenbruch, Hagel oder Schnee niederfallen <sup>79)</sup>, oder verbindet es mit dem Feuer des Äthers, daß durch die Verbindung der Wolken Blitz und Donner entstehen, die oft das zum Einschlagen stark sind, oft nur als Wetterleuchten erscheinen, oft mit Sturm und Wasser verbunden das Wasser besen tüben <sup>80)</sup>. Die Dünste bringen aber selbst in den Äther, das Glühwasser ernährt den Mond, der an sich dunkel durch die Sonne erleuchtet wird, daher er durch den Schatten der Erde hindurch sich verfinstert <sup>81)</sup>. Die Sonne ist eine Sammlung des Feuerwesens, mehrfeuertiger Natur, selbst Licht und der ganzen Welt Licht mittheilend, nur verfinstert durch das Zwischenreten des Mondes <sup>82)</sup>. Auf die Sonne folgen die Sphären der Irresterne, welche, wie die Fixsterne, aus einer ätherisch-feurigen Substanz bestehen. Die Irresterne bewegen sich in der Ekliptrik, welche den Äquator schneidet, und so die Wendekreise und Polarkreise bestimmt, durch die der Himmel in Zonen getheilt ist, welche nebst den Sphären und Sternbildern den Raum bestimmen <sup>83)</sup>. Alle Gestirne bewegen sich von Osten nach Westen, und beschreiben in Tag und Nacht einen Kreis um die Pole des Himmels; ihr Ausgang ist die Erhebung über den Horizont, Untergang ihr Verbergen hinter der Erde <sup>84)</sup>; alle, außer den Fixsternen, haben auch eine rückgängige Bewegung von Westen nach Osten, diese gibt dem Monde den Monat, dessen Lichtwechsel zugleich die Wochen ausmachen; die Sonne bestimmt so das Jahr, und durch ihre Stellung im Thierkreise die Jahreszeiten. Die Irresterne haben eine noch zusammengesetztere Bewegung, die erst nach 18000 Jahren in dieselbe Stellung zurücktreten, wodurch das große beroskittische Jahr entsteht <sup>85)</sup>. Die Lage der Sphären ist durch das Gesetz der Schwere bestimmt, je weiter nach unten, desto schwerer; den festen Kern der Welt bildet die Erde, das Äußerste ist der feine Äther, umgeben vom Feuer oder dem unendlichen Nichts, daß, weil es keinen Widerstand leistet, die Bewegung möglich macht <sup>86)</sup>. Die Bewegung nimmt noch in den niederen Sphären hin ab, im Äther ist sie am stärksten, und besonders in der Richtung des Kreises, in der Luft sowohl im Kreise, als auf und nieder, im Wasser besonders auf und nieder, in der Erde gar nicht. Die einfachsten Bewegungen sind die geraden und krummen, aus deren Mischung die mannigfaltigsten Arten entstehen; Bewegung wird veranlaßt durch Anziehung des Gleichartigen und den die Materie beladenden Geist. Das Schwere strebt zur Erde, das leichte zum Äther <sup>87)</sup>. Wie sind so auf Einen Ursprung aller Bewegung zurückgewiesen, weil alle Arten derselben nach bestimmten Gesetzen geschehen, und mit einander in Harmonie stehen; das führt nicht bloß auf denselben Ursprung, sondern auf einen und denselben gleichmäßigen Fortgang; das ist das Schicksal (*aiuagwv*), d. h. die Bestimmung, nach der

das Geschickte geschieht, das Geschickte geschieht und das Fortwährende geschieht wird; also die Kette der nach dem Willen Gottes vernünftigen Ursachen, die als das jedes Mal bestimmte Verhältnis (*anagwv*) heißt, in welches sich die drei Varyen: Notho, die Bestimmende, Laheis, die Vertheilende, und Atropis, die Unabwendbare, theilen. Ihrer Herrschaft ist alles unterworfen durch Wahrheit, Ursprünglichkeit, Natürlichkeit und Nothwendigkeit. Wahr ist das Zukünftige so gut, als das Vergangene, und daher Vorherbestimmung möglich. Eine Ursache ist durch die andere begründet, alle durch die Natur der Dinge, weshalb auf den Charakter eines Menschen nicht bloß Stellung der Bestimmung, sondern auch Lust, Wehen, Wasser u. dergl. Einfluss hat. So deditur ist alles Nothwendigkeit und Zwang. Dabei bleibt doch dem Menschen Freiheit des Willens; es geschieht vieles als Selbstbestimmung, aber der Mensch ist ein Theil der Welt, und so war dies zugleich mitbestimmt. Dabei gibt die feste Bestimmung des Schicksals aus nicht Ursache, die Hände in den Schoos zu legen, denn was wir wollen und thun, ist des Schicksals Willbestimmung, und es verlangt selbst unsere Willkämlichkeit <sup>88)</sup>.

So weist die ganze Schöpfung auf den Menschen hin, das erhabene Geschöpf der Erde. Zuerst als Embryo lebt er nur wie eine Pflanze, im Augenblick der Geburt wird er durch die Ernährung besetzt und gleicht dem Thiere. Doch kömmt die Seele nicht von außen hinein, sondern wird nur geboren, wie die Unsterblichkeit in Eltern und Grundfragen zwischen Eltern und Kindern beweist. Dann entwickelt sich die Seele in Perioden von 7 Jahren zu einem vollkommeneren Zustande, dem gemäß auch der Körper eingerichtet ist. Dieser besteht, wie alle Materie, aus den Principien des Trocknen und Feuchten, Kalten und Warmen, deren harmonische Mischung die Gesundheit und Gestaltung die Gewandtheit (*agwv*) gibt; zu der, wenn die Nerven die gebräute Spannung haben, die Stärke (*agwv*) kommt; doch erst in dem gehörigen Verhältnis der Glieder zu einander und zum Ganzen ist die Vollendung möglich, welche in der Schönheit besteht. Nach den vier Elementen gibt es ferner vier Hauptkrantheiten, durch Uebermaß des einen oder andern Elements. Hier ist eine Steigerung von der Krankheit, zur Kränklichkeit und zum Siechtum; die beiden ersten können durch den Arzt gehoben werden, die letzte nicht <sup>89)</sup>. Der Tod ist die Trennung des Geistes von dem Körper, den er bewohnt. Seinen Hauptstich hat er im Herzen, wo er sich aus dem Blute nährt, und durch die Ärmung das Leben erhält. Der Geist oder die Seele besteht aus acht Theilen: 1) dem Verstand (*hypwv*), der Vernunft (*agwv*), die auch Verstand (*diawv*) und Wille (*agwv*) genannt wird; 2—6) den fünf Sinnen; 7) der Sprache, und 8) dem Samen (*agwv*), oder der Zeugungsgefest. Vom Herzen

79) Append. ad Joh. Dam. Sermon. ed. Gaisf. p. 8. 80)

Stob. Ecl. I, 30. p. 506. 81) Stob. Ecl. I, 27. p. 506.

82) Stob. Ecl. I, 28. p. 540. 83) Stob. Ecl. IV, p. 340.

Diog. 135. 84) Stob. I, 25. p. 516. 85) Stob. I, 9.

p. 256. 28. p. 540. Plut. com. no. 6. 41. 86) Diog. 140.

Alex. Aphr. ad Arist. de coelo p. 56. Them. paraph. phys.

Arist. IV, mit p. 37. Ald. 87) Stob. I, 30. p. 404. Plut.

Stob. reppn. 42. 44. Themist. I, l. p. 37.

88) Cic. de fat. Stob. Ecl. I, 15. p. 180. Euseb. prep. Ev. IV, c. 3. p. 292. Theod. Opp. I, IV, p. 850. ed. Schults. Plut. Stoic. repugn. 47. Nemes. Nat. hom. p. 236. ed. Oa. 89) Plut. Stoic. repugn. c. 41. Stob. Ecl. II, p. 110. Galen. ed. Bas. I, p. 286. Cic. Tusc. IV, 13.

aus lenkt die Seele den Körper, empfängt durch ihn Kunde von den Außendingen, entscheidet, ob das Gemeinere mehr und aus, erinnert sich des Vergangenen und sieht das Zukünftige vorher. Überlegung ist die innere vernünftige Bewegung des Geistes; die Vernunft unterscheidet den Menschen vom Thiere, das nur die Kraft hat, zu unterscheiden und zu vergleichen. Aus dem Eize der Seele kommt auch die Stimme, Sprache, die ihren Ursprung hat im Jwerchsell, durch die Zungel und andere Werkzeuge nur modificirt wird. Vom Herzen aus mischt sich auch der Geist zum Samen, um neue Individuen hervorzubringen. Wie aber in den Samen der ganze Geist übergeht, so find auch die andern sogenannten Theile nicht trennbar und abgesondert, sondern nur Modificationen eines und desselben Wesens, das in sich Eins ist. Da nun die Leidenschaften, Beirungen von der Vernunft, offenbar im Herzen wohnen, so muß, die Einheit des Geistes vorausgesetzt, auch die Vernunft da ihren Sitz haben: dafür spricht auch, daß sich dort alle Nerven vereinigen und von demselben Orte die unmittelbare Äußerung der Vernunft, die Epistola, ausspricht. Ins Herz setzt auch die in dem Sprachstamm niedergelegte Übereinstimmung der Menschen die Seele in dem Ausdruck heillos (*ενασθος*), eben dahin die Dichter, die Geberden bei Bethörungen, dahin zeigen selbst die Lippen, wenn wir das Wort ich, das die Seele andeutet, aussprechen. Diese Seele nun, da sie den Körper durchdringt und bewegt, muß auch selbst ein Körper sein, kann daher nach dem Tode fortleben, was indeß nur bei den Weisen der Fall, die sich Selbständigkeit errungen haben. Diese werden erst bei Verbrennung der Welt in die allgemeine Weltseele zurückgenommen, und fübren erneut in den wiederholten Schöpfungen ein unsterbliches Leben. Die übrigen Menschen verlieren sich mit dem Tode in die allgemeine Vernunft<sup>90</sup>). Der Mensch ist also ein Theil der Gottheit, und selbst im Leben nicht ganz von ihr losgerissen, ja soll schon im Leben durch Erkenntniß und Befolgung ihres Gesetzes mit ihr eins seyn. Diesem Gesetze gemäß vereinigen sich die Menschen zur Freundschaft, zur Liebe, bilden durch die Ehe Familien, und durch diese Steten, dessen König das Gesetz ist, dessen Bürger alle Menschen sind, die zusammenwirken zur Vollkommenheit der Welt in der Tugend. Zur Erreichung dieses Zwedcks wirken die Götter thätig mit, indem sie den Menschen sich auf mancherlei Weise offenbaren, an besondern Orten durch Orakel, zu besondern Zeiten durch Träume, die zu deuten vermag, wer ihr Geheh erlankt, das besonders die Analogie ist. Hierher gehört auch die Befähigung aus Opfertieren, Naturerscheinungen und der Stellung der Gestirne; denn erfolgt alles aus nothwendigen Gesetzen nach einer vorherbestimmten Analogie, so läßt sich aus einer Erscheinung auf die andere schließen, denn dieselben Ursachen haben dieselben Wirkungen<sup>91</sup>). Denn die ganze Welt ist von Gott erfüllt, sie ist ein les

bendiges Wesen, dessen Seele Gott ist, der als vernünftiges, nach Zwecken handelndes Wesen Zue, als in sich Eins, obgleich vielfach getheilt, die Natur, als nothwendiges Gesetz, Schicksal, und als weiser und heiliger Vater der Menschen die Vorsehung (*νομοθετα*) heißt. Die Vorsehung hat von Anfang her die Welt zum Wohnplatz der Menschen und Götter bestimmt, daher ist diese ein geordnetes Ganze, das sich in sich selbst entwickelt und wieder vergeht, aber sich stets wieder erneuert, denn da die Welt sich durch sich selbst erhält, der Tod aber Trennung des Leibes und der Seele ist, die bei ihr nicht statt findet, so ist sie unvergänglich, und so gewissemassen alles auferstehend. Während seines Lebens aber soll der Mensch durch Tugend glücklich seyn, dem gemäß ist seine Seele eingerichtet. Zwar ist jedes nur durch seinen Gegenstand denkbar, Tugend nicht ohne Laster, Glück nicht ohne Unglück, das Gute nicht ohne Übel, und die Wahrheit nicht ohne Fälsch; aber die Wahrheit, das Gute, Tugend und Glück liegt in unserer Macht, und was nicht in unserer Macht ist, kann nichts zu unserem Wohl und Wehe beitragen. Die sogenannten Übel, als Krankheit, Armuth, Tod, Verluste sind zwar notwendige Begleiter ihrer Gegentheile, so z. B. ist die Krankheit eine Folge der Reinheit und Vollkommenheit des menschlichen Körpers, von der sich die Zedrechlichkeit nicht trennen ließ, und der Tod ist selbst oft Folge der Pflichterfüllung, aber hat auf die Tugend, welche allein das Glück des Menschen bestimmt, keinen Einfluß, ist also ein Gleichgültiges, das der Vorsehung nicht zum Vorwurf gereichen kann, und das um so weniger, da an demselben eben die Tugend geübt wird. Ja nicht einmal das Laster ist der Vorsehung bekunnt, denn indem sie dem Menschen die freie Selbstbestimmung gab, ließ sie die Möglichkeit des Bösen zu, das aber nur für den böse ist, der es begreift; denn für das Glatte gibt es kein Böses; was für den Einzelnen böse ist, ist für das Ganze sogar nothwendig, durchs Schicksal bestimmt und durch die Vorsehung zum Guten umgewandelt, welche stets das Beste fördert, ohne dem Einzelnen zu schaden; zwar muß dieser des Ganzen wegen zu Grunde gehen, das ist aber kein Nachtheil, kein wahres Übel für ihn, so wenig als die Zurücknahme der Welt sein ewige Feuer<sup>92</sup>).

Ethik. — Der Mensch lebt, wie jedes lebendige Geschöpf zuerst nur sich selbst und strebt, im Verusichern des Lebens, sich zu erhalten, was zur Selbsterhaltung ihm trägt, sich zu erwerben, was desselben nachtheilig ist, abzuwenden; jenes ist also für ihn das Naturgemäße (*κατὰ φύσιν*) dieses das Naturwidrige (*κατὰ ἄφυσιν*). Dieser Unterschied ergibt sich nicht immer von selbst, wodurch zuerst der Wunsch nach Erkenntniß erwacht. So lernt der Mensch nicht bloß das Naturgemäße selbst kennen, sondern auch die Mittel, durch welche er sich dasselbe erwirkt. Dies ist die höchste Stufe, welche das Thier seiner Eigenthümlichkeit nach erreichen kann, der Mensch aber, als vernünftiges Geschöpf, kann auf derselben nicht stehen bleiben, er muß höher steigen; seine eigenthümliche Natur ist die Vernunft, welcher gemäß zu leben er mit zu

<sup>90</sup>) Chalcid. ad Plut. Tim. p. 306—10. Galen. de Hipp. et Plut. decret. Nemes. Nat. hom. p. 53. Diog. 151. Plut. Plac. phil. IV. 1. Tertull. de anima. c. 5. 6. Laet. Joas. Dec. VII. 23. <sup>91</sup>) Cic. Nat. D. II. 47. Plut. Stoic. repugn. 11. Marcian. I. II. D. de legg. Cic. Divin. Soud. s. v. <sup>92</sup>) Plut. Stoic. repugn. 33. 43. Diog. 133, 142. Gellius VI. 1. 2.

nachdemdem Alter immer deutlicher als seine Bestimmung erfährt. Erst der Jüngling lernt das Gute geduldig vom Naturgemäßen, das Böse vom Naturwidrigen unterscheiden; indem er denkt die Handlungen anderer beobachtet und vergleicht, wird er durch einige zur Bewunderung hingerissen, verzieht das ihnen beigemessene Mangelhafte und gelangt so durch Abstraction und Ideallirung zum Begriff des Guten. Auf dieselbe Weise wird er sich des Bösen bewußt durch die Handlungen, gegen welche er einen natürlichen Widerstand empfindet. Nach diesen Idealen beurtheilt er nun alle Handlungen der Menschen und erfährt in der sich gleich dieselben Übereinstimmung mit der Natur die Tugend. In ihr ist Einigkeit, Anstand, Bescheidenheit und Erhabenheit, sie macht sich unabhängig von allem Aukeren und findet in sich selbst ihren Lohn, das wahre Glück; denn im Bewußtseyn ihrer Würde verachtet sie alles Irdische und weicht nur den Göttern. Diese Vollkommenheit, wie ihr Gegenteil, das Laster, wobei nur in der menschlichen Seele, sonst kann nichts so hoch steigen oder fallen, denn das Naturgemäße und Naturwidrige setzt sich nur als ein Gleichgültiges (*ἀδιάφορον*), das sowohl schaden als nützen kann, während das Gute allein wahrhafte Glück (*εὐδαιμονία*), das zugleich sittlich (*κατὰ*), und das Böse allein wahrhaft schädlich (*κατὰ*), das zugleich unsittlich (*κατὰ*), von denen, da es entgegen gesetzte Begriffe sind, nur eins zu gleicher Zeit in dem Objekt, welchem sie zukommen, sein kann, eins aber auch sein muß. Daher sind alle Menschen entweder gut (*ἀγαθοὶ*) oder böse (*κακοὶ*), strebsam (*προαίρεσις*) oder lässig (*ἀσκήσις*), Weise (*σοφία*) oder Thoren (*ἄγνοια*). Der Weise handelt in allen Dingen der Natur gemäß, der Thor ihr entgegen, der Weise ist im Besitz der Tugend, der Thor dem Laster unterworfen <sup>93)</sup>.

Der Mensch hat Neigung (*κλίσις*) und Abneigung (*ἐκκλίσις*) Trieb (*ὁρμή*) und Widerstand (*ἀπορροή*) als seiner Seele angeboren zur Erwerbung des Naturgemäßen und Verhinderung des Guten, zur Anwendung des Naturwidrigen und Unterlassung des Bösen. Dieser Trieb ist ein doppelter, nach Erkennen (*λογισμός*) und zum Handeln (*πρᾶξις*). Aus jenem Erkenntnistriebe geht die Überzeugung (*συμπαιθεσις*) hervor, dessen Prädikat (*καταπρόρρημα*) Ziel des Handlungstriebes ist. J. B. der Erkenntnistrieb; deshalb strebt der Handlungstrieb die Selbstbeherrschung ins Werk zu richten. Dieser Trieb veranlaßt nun erst Willenswahl (*αἵρεσις*), Entscheidung (*προαίρεσις*), Wunsch (*βούλησις*) und zuletzt Wille (*βούλησις*); oder mehr äußerlich betrachtet ist der Fortschritt der Handlung in folgenden Begriffen enthalten: Vorsatz (*προσθεσις*), Entschluß (*ἐπιβολή*), Vorbereitung (*παροίεσις*) und Handanlegung (*ἐπιχειρήσις*). Alle Triebe und Bestrebungen, das also zugleich Urtheile, Bestimmungen (*αἵρεσις*) der Erkenntnistriebe und, in sofern diese dem Irrthum unterworfen ist, nehmen auch jene falsche Richtung, werden Leidenschaften (*πάθη*), welche, eben

weil die Seele Eins ist, nur in der Vernunft selbst ihren Grund haben können. Es gibt vier Grundverfassungen 1) übermäßige Traurigkeit (*λύπη*), die falsche Meinung von einem gegenwärtigen Uebel; 2) Furcht (*φόβος*), die falsche Meinung von einem zukünftigen Uebel; 3) Lust (*βόησις*) die falsche Meinung von einem gegenwärtigen Gut; 4) Begierde (*ἐπιθυμία*) die falsche Meinung von einem zukünftigen Gut. Alle Leidenschaften beruhen also darauf, daß man etwas für ein Gut oder Uebel hält, was es nicht ist, daher entstehen Trauer und Furcht als Verdrüssnisse (*πενθήσεις*), Lust und Begierde als Erhebungen (*ἐνθουσιασμοί*); alle sind zuerst Urtheile, werden dann leicht Meinungen (*δόξαι*) und zuletzt Bewegungen (*κινήσεις*, *πόραι*) gegen das Gesetz der Vernunft, dessen Gleichgültigkeit sie daher stören. Durch Wiederholung derselben Leidenschaft, entsteht ein Hang zu derselben (*ἑρμηνεία*), welcher, wenn er nicht zur rechten Zeit überwinden wird, in eine Krankheit der Seele übergeht (*νόσος*), wie übermäßige Eier nach Wein, die bei einem erkrankten Schaden leicht ins Gegenteil, wie Haß des Weines, übergeht. Die höchste Stufe ist gänzliche Schaffheit und Schwäche des Geistes (*ἀδυναμία*), das wahnsinnige Erleben nach etwas und dessen Gegenteil. Diese Schwächen sind die Quellen der Lasterhaftigkeit. Wie aber diese Ausartung des Geistes den Krankheiten des Körpers ganz ähnlich ist, so muß es, wie für diese, auch für jene eine Heilung geben, das ist die Philosophie, deren Aufgabe ist, dem Geiste Gesundheit, Erhabenheit, Stärke und Schönheit zu geben. Da Irrthum der Grund der Leidenschaften ist, so müssen sie durch Belehrung gehoben werden; diese Belehrung muß aber nicht in der Höhe der Leidenschaft angewandt werden, sondern wenn dieselbe nachläßt; man muß sich dabei zur Ansicht des Zubelehrenden herablassen und ihm zeigen, daß er mit sich selbst im Widerspruch sei, möge er nun das Naturgemäße oder die Begleiter des Guten (*ἐπιεικεναιμα*) mit den Gütern verwechseln. Die Leidenschaften sind, weil sie in der Seele ihren Sitz haben, in unserer Gewalt und müssen gänzlich vertilgt werden, wie der Krankheitsstoff aus dem Körper herausgeschaffen ist. Ist das geschehen, so erfolgt die Leidenschaftlosigkeit (*ἀπάθεια*) und ein Wohlbefinden des Geistes (*εὐμαθία*), das in Freude (*χαρά*), Vorsicht (*εὐκλεία*) und gutem Willen (*βουλόμεν*) besteht. Der Innergeist dieser Eigenschaften ist der Zustand des Weisen, der nur alles Guten theilhaftig ist, Tugend übt, der Natur gemäß lebt und alle seine Pflichten erfüllt in richtiger Unterscheidung dessen, was in unserer Gewalt ist und, was nicht, des Naturgemäßen und Naturwidrigen <sup>94)</sup>, des Guten endlich und des Bösen.

Alle Dinge sind entweder Güter (*ἀγαθὰ*) oder Uebel (*κακὰ*) oder gleichgültig (*ἀδιάφορα*); ein Gut ist, was seiner Natur nach also immer nützt, ein Uebel, was seiner Natur nach d. h. immer schadet; gleichgültig, was bald nützt, bald schadet. Nutzen und Schaden ist von

93) Sen. Ep. 118. 120. 124. Diog. 185. 186. 190. Cio. Fin. III, 5. 6.

94) Stob. Eccl. II, 7. p. 162 m. Diog. III, m. Orig. o. Cels. p. 50 u. 411. Cio. Tusc. III, 25. IV, 6. etc. Sen. Ep. 24. 69.

uns selbst abhängig, mithin die wahren Güter und Uebel der Seele anhängend. Das nüglich ist, ist zugleich gerecht, das Gerechte aber sittlich *nalzo*, also das Nützliche auch sittlich; das Sittliche ferner ist lobenswerth, das Lobenswerthe erscheint, das Erschene zu ergreifen, das Zugreifende aber gut. So sind gut, nüglich und sittlich gleichbedeutende, unzertheiliche Begriffe, welche dieselbe Sache aber von verschiedenen Seiten bezeichnen, das Sittliche ist das Bewegende, Thätige (das Wesen), das Nützliche das Bewegte, Lebende (die Wesenheit) und das Gute die Einheit beider: was aber thätig ist, muß ein Körper seyn, das Sittliche ist also ein Körper, dann auch sein Product, das Nützliche, und nicht weniger das Gute, was auch wegen der Körperlichkeit der Seele nicht anders seyn kann. Der Gegensatz des Guten ist das Böse, die Einheit des Schädlichen und Unnützlichen, der Inbegriff aller wahren Uebel, die in falschen Begriffen und Gedanken ihren Grund und durch böse Beispielen ihren Ursprung haben <sup>29)</sup>. Das Gute nun als Nützliches, welches der Seele zu Theil wird, ist 1) die Affection derselben, welche dadurch entsteht, daß andere Gute das Gute in uns anerkennen, also das Bewußtseyn des Guten selbst; 2) das Bewußtseyn, daß wir von andern wegen des Guten in uns geliebt werden; 3) das Bewußtseyn, daß wir von den Guten deshalb geehrt und gelobt werden, ihren Beifall besitzen; 4) das Bewußtseyn, daß sie uns auch ethisch alles Gute erweisen, und alles Böse abwendend suchen <sup>30)</sup>. Hierbei gehören alle Güter, die gar keine Tugenden, aber doch beständige Modificationen der guten Seele ausmachen. Das Gute und Nützliche ist zwar in sich ein und dasselbe, nimt aber nach Verschiedenheit der Lage, in welcher der Mensch sich befindet, eine andere Form an. Betrachten wir die Seele nach der Verschiedenheit des Berufs, so find alle Geschicklichkeiten (*Anexidiotas*) Güter in jedem Umfange und Grade, insofern die Seele in ihnen ihre Befriedigung findet, durch sie für ihre Bedürfnisse gesorgt sieht; Muth und Grammatik, Keitsant und Jagd dienen insofern dem wahren Nutzen <sup>31)</sup>. Daß wir uns ferner in Ort und Zeit finden, daß wir mit dem Fandlen so gut, als mit dem Esteblen, mit dem Alter so gut, als mit der Jugend zufrieden sind, vermöge des uns inwohnenden Guten, ist auch eine besondere Erscheinung des Nützlichen <sup>32)</sup>. Ist die Seele in Ruhe, so zeigt sich das Gute als innerer Friede in Gleichmuth, Standhaftigkeit, Zeharichkeit und Ausdauer <sup>33)</sup>. Ist endlich die Seele bewegt, so wird sie von Vergnügen durchdrungen in Freudeit, Heiterkeit, Muth und Willigkeit <sup>34)</sup>. Betrachten wir endlich die Güter in

Beziehung auf einander und in dem gleichgültigen Dingen, so bemerken wir, daß die Güter theils in sich Zweck find, wie alle bisher genannten, theils jene hervorbringend, wie die Tugenden in uns und andern, wie die Tugendhaftigkeit selbst, besonders die Freundschaft. Hierher gehört der Unterschied zwischen den einfachen, wie die genannten, und den zusammengesetzten Gütern; wie ein gutes Leben, ein gutes Alter und dergl. Betrachten wir ferner die bestimmte Relation auf Freiheit und Nothwendigkeit, so ist jene als in der Seele vorhanden, selbst ein Gut, demnach der Wahrheit; dieselbe entzieht die Seele allen Leidensungen und moosnet sie mit der Nothwendigkeit der Nothwendigkeit, lehrend, daß Künstele vorzuziehen und ihm auf die rechte Weise zu begreifen. So können auch innerliche und äußerliche Güter unterschieden werden, doch sind diese es nur, insofern sie Innere hervorbringen. Die Güter als solche sind ganz gleich; nach ihrer Beziehung sind die ersten, welche sich auf das Nützlichem beziehen, die zweiten, die sich am Naturgemäßen offenbaren, die dritten, die auf das ganz Gleichgültige gehen 3). Auf dieselbe Weise lassen sich die Uebel behandeln, die ich der Kürze wegen übergehe. —

Die Vollendung der Sittlichkeit als eigenthümliche Qualität der menschlichen Seele ist die Tugend (*αρετή*), eine innere, lebendige Kraft der Seele, die sich selbst erzeugt und gewisser, ihr eigene Begriffe umfaßt, unsehrbar im Erstreben und Vollbringen dessen, was ihr zukommt. Als Qualität stellt sich die Tugend doppelt betrach-  
ten, sie ist als innere Kraft der Seele eine Kunst (*τέχνη*), als Vollkommenheit aber eine Wissenschaft (*ἐπιστήμη*). Die der Tugend eigenthümliche Kunst gründet sich auf die Naturlage des Geistes, die der Tugend vorhergeht, und kann angeeignet und nachges-  
taltet werden, ist aber untrennbar von der Wissenschaft, welche ein System künftiger Begriffe ausmacht, die in sich Sicherheit haben; die Wissenschaft ist daher stets auf der Spitze und kann weder zu, noch abnehmen <sup>2)</sup>. Die Tugend muß als Qualität, obgleich immer Wissen-  
schaft und Kunst zugleich, doch in sich gewisse Unterschiebe haben, deren, wie überall, vier Hauptformen sind: sittliche Klugheit (*σοφία*), Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*), sittliche Stärke (*ἀνδρεία*) und Mäßigkeit (*σωφροσύνη*). Die Klugheit ist die Wissenschaft vom Guten, Bösen und Gleichgültigen oder von dem, was zu thun, nicht zu thun und gleichgültig ist. Als untergeordnete Tugenden gehören hieher: Mäßigkeit, Ersparnis, Genügsamkeit, Sicherheit und Gewandtheit des Erkennens. Die Gerechtigkeit ist die Wissen-  
schaft von dem, was andern zu geben und nicht zu geben ist, oder jedem nach seinem Verdienst zu geben; diese ist der Grundstein aller Tugend, findet nur zwis-  
chen Menschen statt, nicht gegen Thiere, die nach ih-  
ren verschiedenen Klassen unter sich verschiedene Gesetze

95) Plot. Stoic. repugn. 13. Diog. 99, 100, Galen. PL  
et Hipp. decr. ed. Bas. l. p. 290. Sen. Ep. 66, 106, 118.

97) Liefte ihrer behaupteten Seigerung in den Arden des Rüstlichen  
 nicht sich nirgend ausdrücklich angeführt, läßt sich aber dem Sinne  
 nach vertheilen aus Cic. De Off. II. in Verbindung mit Sen. Ep.  
 106. Die griechischen Ausdrücke mögen gemeint sein: *euvandagia*,  
*κόρη*. p. 204. *conscientia boni*, *εὖνοια benevolentia*, *εὐδοκία*  
*gloria*, *εὐχέλεια beneficentia*. 97) Sibb. II. §. 122.

Stob. 11, 150.  
Diosc. 100.

99) Stob. 126.

1) Stob. *ibid.*

Doc. 100.

2) Stob. II, 7. p. 126—130. Sen. Ep. 6, 66, 102, 106. const.  
a. 19. de otio sap. Diog. 95. etc. 3) Plut. vita Mar.

p. 447. Galen Pl. et Hipp. de cr. ed. Bas. 1, p. 194. Simpl.  
ad Arist. Cat. 62. 70 u. 73. Stob. II. 7. p. 124 etc.

haben. Zunächst muß jeder gegen sich selbst Gerechtigkeit üben, dann gegen andere, jede Ungerechtigkeit aber gegen andere ist es zugleich gegen uns selbst, da wir unserer Seele dadurch Schaden zufügen. Gerechtigkeit ist nur möglich, wenn der Natur gemäß zu leben höchster Zweck ist, recht aber zu Grunde, wenn Vergnügen für das höchste Gut, ja selbst, wenn auch nur ein Gleichgültiges für ein Gut gehalten wird. Die der Gerechtigkeit untergeordneten Tugenden sind: Frömmigkeit, Liebe, Gleichsetzung und Umgänglichkeit. Die Stärke ist die Wissenschaft von dem, was zu fürchten und nicht zu fürchten ist, oder des Fürchtbaren nicht Fürchtbaren und Gleichgültigen, da sie sich zunächst auf die Gesinnung bezieht, findet sie besonders im nächsten Abschnitt ihre Anwendung; ihr untergeordnet sind: Ausdauer, Muth, Seltenarbeits, Gleichmuth und Arbeitsliebe. Die Mäßigkeit endlich ist die Wissenschaft von dem, was zu erstreben und zu fliehen ist, hat es also mit den Tugenden und Begierden zu thun und findet besonders in der Vörsichtlichkeit ihre Anwendung; zu ihr gehören: Ordnungsliebe, Anstand, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung<sup>4)</sup>. Der Zweck aller dieser Tugenden ist der Natur gemäß zu leben, reichen zu erreichen, die dieser Tugenden bedrängt. Denn von der Natur erhalten sie Anlaß, die Pflichten zu finden, wann und wo zu handeln soll, jedem das Seine zu bestimmen, was und wie viel ihm zusteht, in jeder Lage Ausdauer zu beweisen, wie gut oder übel wie und auch befinden, wie wenig oder viel wir besitzen, bei jeder Forderung der Seele endlich ein Gleichgewicht zu beachten. Bei Aufsuchung der Pflichten müssen wir besonders unsern Verstand beachten und unsere Geschicklichkeiten, im Allgemeinen alle Bildungsmittel (*ἀντιστήματα, αἱ ἐκτακτικὰ εἴματα*); bei Bestimmung des jedem Zugehörigen ist besonders die Verwaltung des Eigenthums zu beachten; zur Ausdauer gehören unter andern Kraft (*ἰσχύς*) und Seltenarbeits (*ὑπακούσσια*); die vollständige Steigerung des Begriffs ist nur vom Gleichgewicht der Seele (*ἰσότης*) zu erhalten, dann abhängen 1) Gesundheit, die Harmonie in den Kenntnissen, Ansichten und Urtheilen der Seele; 2) Gewandtheit (*ἀγρίτης*), Schnelligkeit in den Urtheilen und Handlungen mit Festigkeit verbunden; 3) Nachdruck (*τορνή*), eine gewisse Anspannung der Seltenarbeits im Handeln und Denken; 4) Schönheit der Seele endlich, die Harmonie in der Vernunft unter den Seltenarbeits und mit dem Ganzen. Obgleich so bei jeder naturgemäßen Handlung besonders eine Tugend in verschiedenen Abfassungen thätig ist, so sind doch alle anderen zugleich mitthätig, indem alle wieder in einander greifen<sup>5)</sup>. Alle Tugenden sind ferner untrennbar schon wegen ihres gemeinsamen Substrats, das die Seele selbst ist, der sie dem Wesen nach als vernünftige lebendige Wesen gleichartig sind. So haben die Tugenden zunächst eine Beziehung auf die Seele, dann aber auch auf die Außenwelt. Werden die vier Haupttugenden in ihrer Relation des

trachtet, so entstehen aus der Klugheit, Verstand (*νοῦς*) und Einsicht (*σοφία*), aus der Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Gerechtigkeit (*μετὰ δόξαν* und *ἐκδοτική*), aus der Stärke, Unerschütterlichkeit (*ἀσφαλία*) und Durchsichtigkeit (*ἀσπasia*), aus der Mäßigkeit, Seltenarbeits (*ἀλγία*) und Ordentlichkeit (*εὐταξία*), eben dahin gehören auch noch Milde (*πραότης*) und Ruhe (*ἡσυχία*). Ganz besonders gehört hierher die Freundschaft, insofern wir sie andern erzeigen, vermögen deren die Güter gemeinschaftlich sind. Da kein Mittleres zwischen Tugend und Laster, so müssen wir uns alle mit einem Mal aneignen und lernen, daß aber die Tugend lehrbar sei, zeigt die Befestigung der Tugenden. Wer im Besitz der Tugend ist, kann sie nicht so verlieren, daß er ins Laster zurückfalle, worüber durch Nachsinnen; denn auf die Vernunft gegründet, muß sie mit der Vernunft verflochten gehen<sup>6)</sup>.

Aus der Tugend geht eine ihr entsprechende Gesinnung, Handlungsweise, hervor; denn die lebendige Seele muß wiederum fern und Entschlossen fassen, die im Wesen nicht anders als tugendhaft ist. b. dem Gesetz der menschlichen Natur gemäß sein können. Jede Natur hat ihre Eigenähnlichkeit; ihr Gesetz, ein anderes die Pflanze, ein anderes das Thier. Der Mensch muß also in der Gesinnung, welche seiner Vollkommenheit ist, b. der Tugend angemessen ist, seine Befriedigung finden, das ist das Glück (*εὐδαιμονία*), insofern wir uns einen passenden Zustand der Seele dabei denken; die Gesinnung aber aktiv gedacht, insofern sie aus freier Entscheidung dem Naturgesetz folgt, ist die Unerschütterlichkeit mit dem Naturgesetz (*ἀσφαλία*). Wie das Gesetz in sich consequent, so auch die Befolgung des selben und vollkommen der Tugend entsprechend, daher diese hier nicht für das Glück, das gleich zu achten der Seltsamkeit Jupiters, nur durch die Vergänglichkeit von derselben unterschieden, wodurch aber das Glück nicht geringer wird, denn der Weise ist so mit Allem zufrieden, bedarf so wenig eines Äußerer oder irgend eines Dinges, welches er sich nicht selbst geben kann, daß er nicht einmal Verlängerung dieses Zustandes wünscht. Glück und Naturgemäßheit, in ihrer Einheit das höchste Gut, Zweck des Guten (*εὖδος*), sind also nicht das die Tugend begleitende Vergnügen, sondern das Gute in seiner Lebendigkeit, die Tugend in ihrer Kraftäußerung, sie vereinigen in sich Freude, Festigkeit, Muth und Willigkeit, Gesundheit, Gewandtheit, Kraft und Schönheit der Seele, sich gleich, ob uns Naturgemäßes oder Naturwidriges widerfährt, in jenem Unerschütterlichkeit, Festigkeit, Beharrlichkeit und Sieg bestehend, in diesem Frohsinn, Wohlbehinden, Seltenarbeits und Freiheit. Diese Gesinnung in ihren einzelnen Erscheinungen gibt die vollkommenen Pflichten (*εὖδος καθήκοντα*), welche von dem allerschönen Naturgesetz besohben werden, die sich unterscheiden nach ihrem Dasein

4) Stob. II, 7, p. 102 = 108. Diog. 90 = 93.  
II, 7, 108 = 114. Cic. Tusc. IV, c. 13.

5) Stob.

6) Stob. Ecl. II, 7, p. 124 = 132, 188, 240. Arrian. Diss. II, I, I. Diog. 90 = 93. Stob. II, 7, p. 112. Diog. 87. Cic. Fin. III. Seneca. De vita beata, Plut. Vit. moral. p. 450.

in, den Tugenden und entweder kluge (σοφισματα) oder gerechte (δυναμματα) oder starke (αντισματα) oder mächtige Bestimmungen; vielleicht auch nach den Gütern in anerkennende, wohlthollende, rühmende, wohlthunende getheilt werden können. Selbst alle an sich gleichgiltigen Handlungen nehmen den Charakter einer dieser Bestimmungen an und werden vollkommene Pflichten, z. B. Klug fragen, antworten, reden u. s. w., und selbst die einzelnen willkürlichen Veränderungen des Körpers, wie Nieren und Gebärden <sup>1)</sup>. Die guten Bestimmungen (καθολοματα), als die der gesunden Vernunft gemäßen Regungen des Geistes, sind in sich wohlthommen und eben deshalb einander gleich, ihre Vollkommenheit besteht aber in der Vereinigung aller möglichen Weisen des Geistes thätig zu sein, deren Einsicht eben Glück und Erfüllung des Geistes ist. In ihnen zeigt sich daher Beobachtung der Ordnung (τάξις), Wahl des gehörigen Orts <sup>2)</sup> und Ergreifung der Gelegenheit (καινήμη), Benutzung der richtigen Zeit zur Handlung; die richtige Haltung des Geistes (εὐνομήμη), gehöriges Maß des Eifers <sup>3)</sup>; Geduldlosigkeit (εὐνομήμη), daß die Handlung den Eigenschaften und Zeitgelegenheiten unsers Geistes angemessen sei <sup>4)</sup>; Glückseligkeit (εὐνομήμη), daß die Seele darin ihre Befriedigung finde <sup>5)</sup>; glücklicher Erfolg (εὐνομήμη), daß der Zweck der Handlung erreicht wird; Wohlthommen (εὐνομήμη), daß unser gute Wille anerkannt werde und Übung der Gerechtigkeit (δυναμότημη), daß jeder dadurch im Besitz seines Eigenthums erhalten werde. Die dieser guten Bestimmung entgegenstehende böse ist die Sünde (ἀνομήμη), von der alles Entgegenge setzte gilt <sup>6)</sup>. Da das Glück und das naturgemäße Leben nur in der Thätigkeit des Geistes bestehen, so hat nur die Freiheit unmittelbar Einfluß auf dieselben; die Naturunmöglichkeit nur mittelbar, d. h. nur insofern sie überwunden wird. Denn des glücklichen Lebens stiller Strom besteht im Bestreben aller wahren Güter, welche zu erwählen (αἰσχροί), zu erstreben (ἐκταροί), zu wollen (βουλήσασθαι) und zu empfangen (ἀπολαύσασθαι) sind. Dieser Bestreben ist aber nur eine Heilethung des Guten (καταπονομήμη), aber muß deshalb stets thätig erhalten und bewahrt werden (εὐνομήμη) und (ἀπολαύσασθαι). So kommt es für das Glück zunächst nur auf den Unterschied des Guten und Bösen (καταπονομήμη) an, als der übrige ist unmittelbar gleichgiltig (ἀδιαφοροί), d. h. für das Glück, aber nicht für den Trieb (ορεή), für den die gleichgiltigen Dinge naturgemäße (κατά φύσιν), naturbräute (προνομήμη) oder naturunbräute, unrückgefeigte (κατά φύσιν, ἀπονομήμη); unter dem Bedorquanten sich am höchsten, was sich auf die Seele bezieht, das Körperliche wiederum höher als das Lükere, zu dem ersten geht zum Leben, zum zweiten zum Bestand, zum dritten Reichthum; mit dem Naturunbräuten ist es ebenso, die letzteren sind immer nur des frühesten wegen zu nehmen (ἀναλαβή).

die ersten nur ihrer selbst wegen. Ebenso sind nur die guten Gefinnungen an sich zu erwähnen, die Freundschaft, weil sie jene bewirkt, die Weisheit zugleich an sich und als Jene bewirkend. Die Beziehung der gleichgiltigen Dinge auf das Glück geschieht durch die richtige Schätzung (*αἵμα*), die subjectiv nur dem Guten, objectiv als Werth theils den Dingen, theils ihrer gegenseitigen Vergleichung ufkومت<sup>14</sup>).

Zweite ist die vollkommene Pflicht, insofern sie auf das Glück geht, an sich nicht auf die gleichgültigen Dinge des Jenseits, das muß aber geschehen in der Beträchtigung des sittlichen Triebes, der auf das Naturgemäße und Naturwidrige geht; durch diese Verbindung entsteht die mittelst der oder eigenartige Pflicht, d. h. Handlung, von der man nach Wechselthat geben kann. Pflichtmäßig (*κατὰ νόμον*), ist, was die Vernunft zu thun erlaubt, pflichtwidrig (*κατὰ νόμον*) was sie nicht erlaubt. Die erste Bedingung des Handelns ist das Leben, daher die Selbsterhaltung ist die erste Pflicht, doch nur, so lange mehr Naturgemäßes als Naturwidriges und zu Theil werden kann; im entgegengesetzten Fall ist es Pflicht, freiwillig das Leben aufzugeben. Um nun in Besitz des Naturgemäßen zu setzen und durch dasselbe nützen zu können, müssen wir 1) anzuerkennen, daß uns nur durch andere Menschen wahrhaft genützt werden kann und die äußeren Dinge nur insofern Werth haben, als auch wir selbst durch sie nützen können; 2) daß zu dieser äußeren Thätigkeit ein gegenfeitiges Wohlwollen erfordert wird; 3) öffentliche Anerkennung des Verdienstes, ohne welche kein gegenfeitiges Vertrauen statt findet; 4) endlich völlige Ausübung der äußern Sittlichkeit; alle diese Pflichten bestimmen sich im Einzelnen nach Umständen, und die Möglichkeit ist das Entscheidende princip; alle diese Pflichten lassen sich nicht üben ohne den Besitz der Tugend <sup>15</sup>). Die Natur hat uns nicht blos die Pflicht der Selbsterhaltung aufgelegt, sondern durch Ertheilung der Zeugungswerkzeuge, und die Fortpflanzung des Geschlechtes empfohlen, daraus folgt die Stiftung der Familie, Verheirathung der Familien und Liebe zu andern. Um nun so das wahre Wohl unserer Menschen zu fördern, d. h. die Sittlichkeit, müssen wir 1) erfordern, was in jedem einzelnen Fall das Wahre und Gute ist, doch müssen wir uns nicht so von der Willkürbegierde hinreißen lassen, daß wir die That begreifen. Die Forderung führt selbst zur Lehre. Die Weisheit stellt sich über die andern und gebietet 2) die Herrschaft d. h. als allgemeine Pflicht, die Sorge für Erhaltung und Verbesserung der menschlichen Gesellschaft durch Gerechtigkeit und Freigebigkeit. Dieses muß 3) mit Stärke geschehen, daß wir durch Selbsteigie alles wahre Gute zu erstreben suchen, so weit es in unsere Macht ist, alles Kleinliche und Äußere verachten. In allen Handlungen aber müssen wir 4) nicht über recht Maß hinreißen lassen, daß sich Ordnung und Schicklichkeit in unsern Handlungen offenbaren. So sehen die Pflichten und der

8) Stob. p. 184, 192, 194. Cic. Fin. III, 18. Senec. Fe-  
lia. c. 9—15. 9) Cic. Off. I, 40. Fin. III, 14. 10) Stob.  
p. 144. 11) Stob. p. 128. 12) p. 144. 13) Stob.  
Ed. II, p. 160, 193. Cic. Off. I, 7. Plut. Stoic. rep. c. 9, 12.

14) Stob. p. 142—156, 194, Diog. 104—106. Cic. Fin.  
III, 15 etc. Plut. Stoic. repugn. c. 20. 15) Diog. 108—  
110. Cic. Fin. III, 17, 18. Off. II. Stob. p. 158. Plut.  
Com. not. c. 23.



Stetlichen hervor, das als zweites Princip nicht mit dem Nützlichen in Widerspruch kommen kann, da beide Eins sind im Guten; scheint es, daß sie sich widersprechen, so ist das Eitliche der sichere Leitstern<sup>16)</sup>. Dem Ganzen zu nützen ist unser Zweck, das geschieht durch Lehre und Thätigkeit, die Erde findet ihre größte Anwendung in der Erziehung der Jugend. Hier muß man den Zweck, die Weisheit, nie aus den Augen verlieren, man muß dafür sorgen, daß die Kinder nur Gutes sehen, haben sie Böses angenommen, so muß es selbst mit körperlicher Strenge verbannt werden. Wäre es möglich, so müßten nur die Weisen erziehen, in der Wahl selbst der Aemter ist große Vorsicht nöthig, daß sie Auswand des Körpers, Reinheit der Sprache und Tugend des Geistes haben. Im Hause sein sey die allgemeine Stütze des Geseß, denn die Welt ist ein Staat, dessen Abbild sich in den einzelnen Staaten, obwohl unvollkommen, wiederfindet, hier waltet das menschliche Recht, in jenem das göttliche. Das göttliche Geseß erlaubt Gemeinschaft der Weiber, Verheirathung zwischen Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester, Vererbung der verlorenen Elster; das Geseß der einzelnen Staaten und die Gemüthsheit ist das göttliche Geseß der Könige, der beschließt, was zu thun, verbietet, was zu unterlassen ist. Weil vor diesem Geseß alle gleich sind, so müssen die Menschen einander so lieb seyn, als sich selbst, ja selbst zur Nachkommen zu lieb seyn. Deshalb ist für den einzelnen Staat auch eine Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie die beste Verfassung<sup>17)</sup>. Die Eitlichkeit verfährt sich im Weissen, dem Ideal der Ethik. Der Weise ist im Besiz aller Güter, des Nützlichen und des Eitlichen, der Wissenschaften und der Künste, seine Gesinnung ist seiner Vernunft gemäß, er ist glücklich und dem göttlichen Geseß geforsam, bezieht sich des Naturgemäßen zur Erfüllung seiner Pflichten, er bleibt seiner Weisheit treu in allen Tugenden und Verhältnissen des Lebens, nützt Theil an gefelligen Freunden, gibt sich der Liebe hin, heirathet, zeugt und erzieht seine Kinder, er findet den Weg zur Tugend durch die verschiedensten Regierungsgeschäfte so gut, als wenn er Privatmann ist, im Reichthum sowohl, als wenn er wie ein Konstler leben muß, obgleich der Konismus ein kürzerer Weg zur Tugend, er brängt die angenehmen und unangenehmen Zufälle (*εὐχρησμονα* und *δυσχρησμονα*), Tugenden zu fördern, das Laster zu bekämpfen, er ist überall frei, selbst in Ketten, fühlt sich reich im Mangel, da er

sich selbst genug ist, ist der wahre König, da er sich selbst beherrscht; er geht in den Tod, wenn seine Pflicht es fordert, und fristet kümmerlich sein Leben, um in der Tugend zu verharren. Er liebt alle Menschen, ist aber nur Freund des Weisen durch Eintracht und Gleichheit der Bekanntschaft. Freundschaft der Weisen ist an sich Zweck, wird nicht des Eigennutzes wegen gesucht, denn es ist ein Austausch der Liebe, der alles gemeinsam ist; in der wahren Freundschaft gibt es keine Graue, sonst müßte die Liebe ab nach den Graden der Eitlichkeit; Fehler und Sünden der Freunde sind bald so, bald so zu bessern, nur Lasterhaftigkeit läßt die Freundschaft abbrachen. Ist dem Weisen der Unterhalt gesichert, so sucht er ein eigenes Hauswesen zu begründen und betrabet. Zwar kann er sich bescheiden mit Brod und Wasser, allein, da Reichthum der Armut vorzuziehen, darf er danach streben auf drei Hauptwegen, durch das Königthum, durch Freundschaft und durch Unterricht. Kann er nicht selbst König seyn, so darf er in eines Königs Dienste treten, soll auch darum in die Fremde reisen, denn die ganze Welt ist unser Vaterland, er kann den Mächtigen als Gesellschaftler und Rathgeber, als Beamter oder als Feldherr dienen. Von seinen Freunden, die mächtiger oder reicher sind, als er, darf er seinen Unterhalt nehmen, denn die Güter der Freunde sind gemeinlich. Endlich auch durch Unterricht der Tugend und Belehrung der Ernachsteten, indem er für Verbreitung der Philosophie Bezahlung nehmen darf. Hat er Vermögen und kann er nicht in öffentliche Verhältnisse eintreten, so kann er sich auch in Wege den Wissenschaften ergeben, die Natur der Dinge und das Wesen des Guten erforschen, Wahrheit durch seine Schriften verbreiten und besitzend in Dankbarkeit und Grämigkeit gegen die Götter<sup>18)</sup>. (Petersen.)

CHRYSOLORAS, Manuel oder Emanuel (*Μανουὴλ ὁ Χρυσολωρᾶς*), einer der ersten Gelehrten Griekenlands, die im 15. Jahrhundert die Kenntnis und Liebe der griechischen Literatur, deren letzter Schwimmer sich in Constantinopel erhalten hatte<sup>19)</sup>, nach dem Westen von Europa verpflanzten, und hier das neu erwachte Aufstreben nach einer gesunden wissenschaftlichen Bildung beförderten. Das Jahr seiner Geburt ist unbekant, so wie überhaupt die ganze Chronologie seines Lebens, theils durch Mangel an Nachrichten, theils durch Namenswechselungen und zufällige Irrthümer anderer Arit, dunkel und verwirrt ist<sup>20)</sup>. Er gehörte einer der angesehenen

16) Cic. Fin. III, 4. 68—73. Plot. Com. not. a. 24. de Stoic. rep. 2. 9. 10. 14. 17. 20. 22. Diog. 117—130. Stob. P. 184—224.

17) Franciscus Philopoli Epist. an. 1451: Graeci, quibus linguae depravata non ait, et quae ipse tam sequitur, tam imitatur, ita loquuntur vulgo et Aristophanes comicus, aut Euripides tragicus. — Nam viri aulici veterem aeternis dignitatem status elegantiam retinebant. Tersitile in cunctis diebus in Saxolis Praetoris an. 1441: i. me sodias, non Poliponem tibi, sed, ut Thracia h. a. nova Roma Constantinopolis percola est. Illo enim et viri eruditissimi nonnulli, et multi mores et sermo istam habitus. In Constantinopoli, sagt Oribas, hat eine griechische Menat Fächer und viele Kenntnis eingeschleppt, als wenn die weiten Länder der Weisen vertrieben waren. Aber die Griechen fanden all der einen Wirth, die Weisen schritten nur solchen Laster fort. — 20) Die schärfste Quelle,

16) Cic. Fin. III, 19. Da off. I. Sext. Emp. H. III, p. 248. 17) Quint. Inst. I, C. III, p. 111, 20. Jegg. I. Diog. 131. Stob. 194. 201. 228. Plot. Stoic. repugn. a. 21. Marcion Da Jegg. D. I. 2.

Familien Konstantinopels an, die ihren Ursprung auf die römischen Edele zurückführten, welche mit Konstantin dem Großen nach dem von ihm gewählten Sitze der Regierung gezogen waren <sup>1)</sup>. Kenntnisse und Gelehrsamkeit waren in dieser Familie einheimisch <sup>2)</sup>, und Manuel, der nach einigen ein Schüler des Gemistus Pletho war, zog die Beschäftigung mit den Wissenschaften einer Hoffstelle vor, die sein Oheim Joannes Eudamon Palaeologus besetzte, und auf seinen Reisen hätte übertragen können <sup>3)</sup>. Sein vorzügliches Studium war Philosophie, worunter man damals auch encyclopädische Kenntnisse verstand, wie man denn an Chrysoloras auch seine Kenntniß der Natur rühmte <sup>4)</sup>; doch entzog er sich deshalb dem Dienste seines Vaterlandes nicht, wenn es seiner Hilfe bedurfte. Von Bajazet hart bedrängt, sendete ihn der griechische Kaiser an die Fürsten des westlichen Europa, Hülfe an Geld und Truppen zu erbitten, und diese Sendung war, wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Er brachte Geld nach Konstantinopel zurück <sup>5)</sup>, und Frankreich sendete Hülfe auf vier Schiffe unter der Führung des Marschalls Boucicault, welcher den Kaiser veranlaßte, nach dem Decident zu reisen, und die Hülfe, deren er bedurfte, selbst zu betreiben. Nach vollständiger Sendung, die ein Zeitraum von drei Jahren ausgefüllt zu haben scheint, hatte Chrysoloras von dem Senate von Florenz eine Einladung bekommen, in dieser Stadt eine Schule der griechischen Literaturen zu errichten, wonach die früheren Versuche

von Basilam und Leonis Pilate das Verlangen nur gezeigt, nicht aber befreit hatten; und er folgte diesem Rufe, der ihn für einen jährlichen Gehalt von hundert Florinen zu einem zehnjährigen Dienste verpflichtete <sup>6)</sup>. Er nahm seinen Weg über Venedig, ertheilte, nach einigen, auch hier Unterricht, und kam gegen das Ende des Jahres 1396, oder im Anfange des folgenden, nach Florenz <sup>7)</sup>, wo er seine Schule unter den günstigsten Vorbedingungen eröffnete. Nach Verlust von drei Jahren aber veranlaßte ihn die Unwissenheit des griechischen Kaisers in Italien <sup>8)</sup>, vielleicht auch Verdruss von einem seine frühen Beförderer und Freunde <sup>9)</sup>, der sich in einen Feind umgewandelt hatte, Florenz zu verlassen. Er kam mit dem Kaiser in Mailand zusammen; erwarb sich hier die Achtung des Herzogs Johann Galeazzo, und wurde von diesem veranlaßt, eine Lehrstühle an der neueröffneten Schule in Pavia anzunehmen. Auch in Mailand soll er Unterricht gegeben haben <sup>10)</sup>. Nach dem Tode des Herzogs (1402) muß Chrysoloras den Uebenen, die in der Lombardie entstanden waren, nach Venedig aus; und derselbe hier noch, als Geschäftsträger des griechischen Kaisers, wie es scheint, als er durch Vermittelung eines seiner Schüler, Leonardo Aretino, damals Secretär des Papstes Gregor XII., nach Rom eingeladen wurde <sup>11)</sup>. Aufänglich war nach ihm der Römische an dem ungewöhnlichen Costüm des Mannes Anstoß, der wahrscheinlich wie andere Griechen jener Zeit, der alten philosophischen Tracht treu blieb, und mit halbgelbem Kopfe und langem Haare einherging <sup>12)</sup>. Doch siegte das Verdienst über das Vorurtheil. Er eröffnete auch hier eine Schule <sup>13)</sup>; aber nicht lange nachher, wahrscheinlich im Jahre 1409, wurde er von dem Papste (Alexander V.) mit einem Briefe an den Patriarchen von Konstantinopel geschickt, um die große Sache der Kirchenvereinigung zu

die aber des Hiftorikers nur allzu wenig enthält, ist die zu Venedig gehaltenen Vorträge des Dionot Sullanus, und einige Briefe eines der eifrigsten Schüler Manuels, Quasius von Verona, welcher den Versuch, ein vollständiges Leben seines Vaters zu schreiben, nicht ausgeführt zu haben scheint. Mit Verwundung dieser noch anderer, zum Theil handschriftlicher Quellen hat sich um die Bestimmung der Lebensumstände Chrysoloras vorzüglich Haverberg (Hodius) verdient gemacht, in seinem von Samuel Jebb herausgegebenen Werke: De Graecis illustribus, linguae graecae litterarumque humaniorum institutoribus libri duo. Londae 1742, in der auch Christ. Frid. Boerner De doctis hominibus graecis. Lipsiae 1750, wie oben bemerkt ist. Von dem gelehrten bei Tiraboschi Storia della Letteratura italiana (Firenze 1807). Tomo VI. Parte II. Erstausg. gemacht. Beigl. Fabricii Bibl. graeca. Tom. XI. p. 408 u. ed. Harles. 3) So besang die Griechische in Cosinus, und das Epitaphium von Aeneas Silvius: Roma mox genuit majorem, me bona tellus Byzantium tulit. 4) So ist, die ich erwähnen, sprechen auch von seiner edeln Geburt. 5) Des besten fast Jo. Phil. Bergomas: vir nobilis, sed omni doctior et virtute nobilior. 6) Sullanus sentit ibi uti unquam enim Aretino. 7) Quasius in einem Briefe an Joannes Chrysoloras bei Jebb (S. 52): At in alio quodam se honestissimum Chrysoloras familia ut alicuius aliquid arbitri, quae cum aegre esset pro prudentibus viris affinit, tum veni id praecipue habuit insignie, ut seminam ferme, nisi optimis studiis et liberalibus institutis artibus procreet. 8) So sagt Nicolaus Comnenus Papadopoli in Histor. Gymn. Patavini Tom. II. c. IV. p. 162. 9) Orat. funebres: Sed ut haec nobis et totis orbis nota praestarem, nonne inter naturae historiae no philosophias principes Maenel auctoritatem est? 10) Quasius funebres: Quanta fides, quanta ingenuitate precantur in Europa exantem, quum videri possent litterarum, quum ex Byzantini ubiudine legem ad ipsos principes missas esset, imperatores quo designavit. Papadopoli (Histor. Gymn. Patav.) mit seinen, daß er mit dem Rufe (seiner handschriftlichen) zu Pavia Unterricht im Latein genommen habe. So viel ist aus andern Bezeugungen gewiß, daß er, der, Latein vollkommen an der Hand war.

8) Domen. Giorgi Vita di Manuella p. 150. 9) Einiger haben diese Zeit um Jahr 1399 bestimmt, andere die um 1392 herabgerückt; noch andere meinen, es löse sich nur so viel bestimmen, daß er seinen Unterricht zwischen den Jahren 1390 und 1400 angeschlossen habe. Das im Texte angeführte Jahr halt Tiraboschi für das wahrscheinlichste (Storia della Letteratura italiana. Tomo VI. Parte II. Lib. 3. p. 781. ed. 1807). 10) Orat. Funerarius Praef. ad Opera Barziorum p. 15. (S. weiter unten bei den Schriften des M. Chrysoloras). 11) Manuella Venedig kam im J. 1400 nach dem Decident; und nachdem er den Herzog von Mailand betrugt, von da Paris nach London geflohen war, lebte er nach drei Jahren in sich selbst zurück, dessen Ausgang indeß nach der Schatz bei Bologna um 50 Jahre hinaus geschoben war. 12) Niccolò Niccoli, nach einer von Leonardo Bruni stammenden Nachricht, S. Mehus Vita Jacobi Angeli. p. 32. 13) Tiraboschi a. a. O. p. 781 f. 12) Jo. Anton. Sassi da studii Mediolani, u. VIII. p. 108. 13) Ehe er nach Rom ging, scheint er im Auftrage des Kaisers einige Reise gemacht zu haben. Im Jahr 1408 soll er in Paris gewesen sein; wegen Tiraboschi p. 783 Einwendungen macht, die doch gewißlich hinlänglich fest stehen mögen. S. Boerner de doct. homin. gr. p. 12. not. \*\*\*. 14) Er ist ein Schüler und Freund Leonards Aretino, welcher in einem Briefe (Epistola Venerabili) anquasius gravi hominis dignis stipulis. Quis populus comitatur, curia ridet, ego digito compecto labellum, et quo me verum necio! vercor enim, ut nunc moras sunt, ne ut olim Chaldaei ex urbe Roma, ita nunc Graeci hoc ab inopis et curis pellantur. Rursus Hodius p. 31. 15) Bartholom. Facius de Viris Illust. p. 8.

betreiben <sup>19</sup>). Er selbst war ganz für die lateinische Kirche gewonnen worden. Von seinem Leben nach der Rückkehr von Constantinopel bis zum Jahre 1413 ist nichts bekannt. In diesem Jahre ging er als Begleiter zweier Cardinale nach Deutschland, um mit dem Kaiser über den Ort des zu haltenden Conciliums Rücksprache zu nehmen <sup>17</sup>); und da Eosinog hier bestimmt war, begleitete er den Papst Johannes XXIII. nach dieser Stadt <sup>18</sup>). Die Hoffnungen, die sich der römische Hof von seinem Einflusse auf das Concilium in Beziehung auf die griechische Kirche gemacht hatte <sup>19</sup>), wurden durch den Tod vereitelt, indem er kurz nach seiner Ankunft in Constan, den 16. April 1416, starb, nicht, wie manche glauben, aus Gram über die Ablehnung des Papstes, in dessen Gefolge er war, welche erst einen Monat nach seinem Tode statt fand, sondern, wie es nicht unwahrscheinlich ist, an den Folgen der beschwerlichen Reise. Sein Alter ist unbekannt <sup>20</sup>). Er wurde im Desminianzer Kloster zu Constan begraben, und sein Grab durch einen seiner Schüler, Petrus Bergerius <sup>21</sup>), mit einer Inschrift geziert <sup>22</sup>). — Von den Verdiensten des Mannes sprechen alle, die ihn erwähnen, mit Hochachtung. Sie rühmen seine Gelehrsamkeit, seinen Eifer im Unterricht, seine ungetrübte Sittlichkeit; auch von seiner Gestalt und der Annuth seiner Rede wird mit Lob gesprochen. Aus seiner Schule gingen zahlreiche Schüler hervor <sup>23</sup>), die zum Theil auch den Unterricht des Johannes von Rabenna in der lateinischen Literatur genossen hatten, und nun die Kenntnis des griechischen und römischen Alterthums schriftlich und mündlich mit dem lebhaftesten Eifer verbreiteten. Von dieser Zeit an vermehrten sich die Freunde der griechischen Literatur in Italien, und was Chrysoloras mit Glück begonnen

hatte, wurde nun theils von Griechen, die sich aus dem unterjochten Vaterlande nach dem Occident wendeten, theils von Italiern mit dem größten Erfolge weiter geführt. Doch hat die gerechte Dankbarkeit nie gestattet, daß der Name des ersten Vorgängers in Vergessenheit sank <sup>24</sup>).

Seine Schriften sind nicht zahlreich. Nur folgende sind bekannt: 1. *Erroremata*, die Anfangsgründe der griechischen Sprache in Frag und Antwort. Die vier ältesten Ausgaben, die man kennt, sind ohne Ort und Jahr, aber sämtlich von 1500 gedruckt. 2. *Ebert bibliographia*. Paris. 824. No. 4174 ff. Die erste mit einer Jahreszahl ist Venet. per Peregrin. Bonnoniensem 1484. 4. gr. lat. Vincentiae. per Magistrum Leonard. de Bailea. 1490. 4., und dann wiederum Ebend. 1491. 4. unter dem Titel: *Chrysolorae grammatica gr. Paris ap. Gourmont. 1507. 4. Argentorati 1516. 4.* Öfter in Verbindung mit andern griechischen Grammatikern. Zuerst Veneitii in aed. Aldi. 1512. 8. und wiederum mit einigen Vermehrungen Florentiae. ap. Phil. Junta. 1514. 8. und 1516. 8. Alle diese Ausgaben sind bibliographische Seltenheiten. Eine Ausgabe Ferrariae 1509 enthält von Ponticus Virunius ein Leben des Chrysoloras, das voll von Irrthümern ist. Abdrucken enthalten diese *Erroremata* nichts als die *Elementar- Grammatik*, und bloß den etymologischen Theil in einer Kürze, die unserm Zeitalter ärmlich erscheinen müßte. Reuchlin, Erasmus und andere Gelehrten der frühern Zeit legten sie bei ihrem Unterrichte zum Grunde. III. *Epistola ad Joannem Imperatorem de comparatione veteris et novae Romae*. von Lambecius als Anhang zu Georg. Codinus de Origine Cyprius in den *Scriptoribus Historiae Byzantinae* edirt <sup>25</sup>). Es erhebt aus diesem Briefe, in welchem sich Chrysoloras auf die an den Kaiser gesendeten Geschäftsbriefe bezieht, daß diejenigen irren, welche die Sendung dieses Gelehrten in das Jahr 1395 setzen, da der Kaiser Johannes Palaeologus schon 1391 starb; ferner, daß dieser Brief während seiner ersten Anwesenheit in Rom geschrieben ist, wo der Einbruch, den der Anblick der ewigen Stadt auf ihn machte, noch neu war; endlich, daß er (nach p. 113 C.) zwei Jahre vor Abfassung desselben, in London gewesen; welches Alles mit der von Hody angegebenen Chronologie besser als mit der von Trabeval zusammenstimmt. III. *Briefe an Johannes und Demetrius*

16) Demetr. Sgoropol. Hist. concil. Florent. Sect. II. c. 7. p. 5. 17) Raynald Annal. eccl. ad ann. 1413. n. 22. 18) Hody p. 15 sagt: er sey von dem griechischen Kaiser zu dem Concilio geschickt worden, was Börner S. 14 bestreitet. Andreas Balthus sagt ausdrücklich: cum summo pontifice ire Constantinopolim, et cum eo summo pontifice summa auctoritate viros sapientissimos, et omnes nostrum hanc religionem insigni quodam pietatis affectu sibi delegasset. Machaeum inter primos habere statuit etc. 19) Orat. funeb. Quae cum, ut negaret, perfecta fuissent, inventores Graecorum errores ad Romanorum religionem sua opera de diligenter delinxisset. 20) Daß er noch rüßig gewesen, läßt sich aus der Weichenreife abnehmen: Es vult acerte nobis erupere est, quia bonis artibus, optimis disciplinis et graecis et nostris hanc parum prodicere poterat: nam et primum de his se corat. quoniam toto animo conceperat, auferat, omnino ad scribendum studium operam suam totum contulerat. 21) Trabeval schreibt: sic dem. de habris bei Hody S. 56 f. nicht bestätigt wird. 22) Diese Inschrift findet sich unter andern bei Hody S. 23 und wiederum mit Abweichungen S. 56. Die Varianten s. bei Börner S. 14 f. 23) Von dem Eifer, mit dem sich Viele dem Studium der griech. Sprache unter Chrysoloras Anleitung ergaben, gibt Leonardus Breffius im Commentarius earum suo tempore in Italia gentium ein ausführliches Bild, welches auch mehrere seiner Mitschüler bestätigt macht. Vgl. eusebiusianer ann. Börner S. 11. mit den Einzelheiten S. 765 f. zu vergleichen ist, wieder beispiellich die Beschreibung von Peter Gressal, der aus Eifer für jene Sache, da es an griechischen Unterricht in Italien fehlte, auf zwei Reisen nach Arabien und Constantinopel kommen ließ; von Ambrogio Lombardis, und Leonardus Complutani ins Licht stellt.

24) Unter den Weichenreife, die sich unter mannsaltariem hingab der Zeit bemerkt gemacht, unter Martin (Vize Ponticum) in dem Leben Basilides IX. der Kaiser des Chrysoloras. In tantis malis, quibus provincia nostra afflicta. omnium tamen bonum in Italia advenit etc. Ad nos enim Chrysoloras Byzantius Graecae litterae attulit, quae annis jam quingentis in Italia continebantur. Hinc graecae latinaeque linguae scholas exortae sunt, Gaurino, Philopho, Ambrosio monacho, Leonardo Aretino Caroleo ex plerisque aliis tanquam ex eoque Trojano productibus. 25) Wichtigste dieser Briefe, haben sich in mehreren Bibliotheken. S. Fabric. Bibl. gr. Tom. VII. p. 603. ed. Harl. Tom. XI. p. 410. 26) So hat Trabeval der S. Marcus Schiefert veranlaßt sich verita sine summa, in welcher der Chrysoloras Brief: natione quidem graecus est. Celsissimus patris. Sicut vero catholicus, et magnus probitatis et sanctitatis vir. S. Jac. Morelli Bibl. gr. et lat. Nr. XXXVIII. p. 31.

Chrysolos, von Lambecius edit; andere an Guarinus, herausgegeben von Maximin in dem Leben von Guarinus, Brescia 1806. IV. Griechische Uebersetzung der lateinischen Uebersetzung des Gregorius M. nach einer Zuschrift an einen gewissen Maximus. S. Leo Allati de Georg. p. 862. V. Capita, quibus probatur Spiritum S. etiam a fido procedere quam in Sinne der römisch-katholischen Kirche gegen die Lehre der griechischen geschrieben. S. Jac. Morell. Bibl. gr. et lat. p. 89. VI. Einige Neben, in obitu fratris sui. De Trinitate. De Pace. VII. Die technische Uebersetzung von einem Theile der Biographie des Proklaus. S. Hody p. 62. (F. Jacobs.)

CHRYSOLOGOS, Johannes. Der Neffe des Vorigen, nicht, wie Einige \*) geglaubt haben, sein Sohn. Er war der Lehrer des Francisus Philosophus und Guarinus, die, um Griechisch zu lernen, nach Constantinopel gereist waren?; denn daß Johannes seinen Nephew nach Italien begleitet, und hier ebenfalls Unterricht gegeben habe, ist nicht erwiesen. Während der ersten Reise Maxime Chrysolos war er in Constantinopel, wie aus dem Briefe erhellt, der um jene Zeit geschrieben, zugleich mit der Vergleichung des alten und neuen Roms von Lambecius an das Licht gestellt worden ist; und auch zu der Zeit des Todes von Manuel. Er war mit einer Pisanerin aus der vornehmen Familie Maria vermählt, und verheiratete ihre seine Tochter Theodora an seinen Schüler Philadelphus. Die Lobspärde, die ihm seine Schüler und andre ertheilen?), zeigen, daß er mit seinem Nephew an Zug und Verdienst weitestete. Christen von ihm sind nicht bekannt. Er ist zwischen den Jahren 1425 und 1427 gestorben. (F. Jacobs.)

CHRYSOLOGOS, Demetrius, aus Thessalonien, wie es scheint, lebte unter dem Kaiser Manuel Palaeologus aus, und wird als Philosoph und Astronom gerühmt. Die von ihm in Catalogen erwähnten Schriften betreffen die theologischen Materien, über die damals zwischen der lateinischen und griechischen Kirche lebhaft gestritten wurde; daher auch sein Name in der Geschichte des florentinischen Concilii dreimalen genannt wird. Ihm scheint dasjenige alle anzugehören, was Canisius Antiq. Lecti. Tom. VI.

unter dem Namen des Demetrius Thessalonicensis an das Licht gestellt hat?). (R. Jacobs.)

CHRYSOPTERA. Latreille \*) trennt aus der Familie der Nachschmetterlinge, Junst der Eulen (Noctuides) und Unterabtheilung der Eulen mit zwölfstelliger Raupen, diejenigen, die sich durch sehr große vorstehende Fächer auszeichnen, und besetzt sie mit obigem Satzungsnamen. Es gehören dahin *Plusia Concha Treitschkei*, *deaurata*, *moneta* und *Jota*. (Germar.)

CHRYSTOSTOMUS, Johannes, nimmt unter den ausgezeichneten Kirchenlehrern, welche das Christenthum hervorgebracht hat, eine der ersten Stellen ein. Nie ist es von Unbefangenen geleugnet worden, daß sein Leben ein wahrhaft heiliges gewesen, und ein echtes Muster christlicher Frömmigkeit; daß seine Lehre rein, in der heiligen Schrift einzig gegründet, und in der vollkommensten Harmonie mit seinem Leben geblieben sey; daß er wahrhaft vertraut mit allen menschlichen Interessen und allen Bedürfnissen unserer Natur nicht auf seine Zeitgenossen allein, sondern auf alle folgende Jahrhunderte bis auf unsere Tage veras wahrhaft segensreich eingewirkt habe; daß er durch die Schönheit und den Glanz seiner Rede viele seiner Zeitgenossen weit übertroffen, seinem aber, auch dem Trefflichsten nicht, nachgefolgt; kurz es ist nie in Abrede gestellt worden, daß unter den christlichen Heiligen und Heiden keiner mit mehr Recht auf diesen Namen Anspruch machen darf, als er?). Wenn es unter uns gewöhnlich geworden ist, und mehr seines Namens Chrystostomus?), als seines Taufnamens Johannes zu seiner Bezeichnung zu bedienen: so ist freilich ein natürlicher Grund dazu in der Menge derer, die jenen Namen mit ihm gemein haben, vorhanden. Will man aber lieber ihn mit dem Namen benennen, welcher das Eigenthümliche in ihm, und seinen wahren Werth aus sundigt: so müssen wir den Namen Johannes wählen. Denn an seiner Liebe zu Christus und christlicher Lehre, an Innigkeit des Gemüths, an Kraft und Wirksamkeit seiner Predigt, an Heiligkeit seines Lebens, und in tausend andern Belegungen ist er ein wahrer Johannes, ein Nachfolger des Jüngers Jesu geworden?). Wenn dennoch

1) Theodori S. 784 bezeugt, der Brief von Guarinus (bei Eubius S. 51) an Dr. Chrysolos, wo er sagt: quomodo maximus et Constantinus uniusque de avarissimis patris obitu delatus esset breviter illustro, daß Johannes der Sohn von Manuel gewesen. Gegen ein solches Argument hat Hody S. 414 (dessen Buch Tiraboschi zwar S. 725 einmal anführt, aber nicht benutzt hat) genügend geantwortet. In einer andern Stelle, wo Guarinus die Verdienste der beiden Chrysolos rühmt, unterscheidet er sie als avunculos (f. patronos) und nepos. S. Hody S. 414. 2) S. Boerner Praefat. Guarinus forstet in diesem Briefe an Bernard. Justiniani: ut alios locum meritis bene de me Venetios, Paulus Zane, cujus exhortatione, ductu, liberalitate Byzantium petens, ad graecorum me litterarum disciplinam contuli, et sub utroque Johanne quantulumcumque operae impendi. 3) Andr. Julian in Orat. laudat: Hic est (Johannes) qui generis sui dignitatem, studium, honorem, ceteraque patriciae familiae rursus ornamenta lucrata paeneque extincta non minus laeta voluit, sed operam artem disciplinam, quae ab eo olim didicerat, favente deo refecit und Guarinus: Johannes quippe Chrys, et doctissima et prudentissimus hunc vultu homo; et vera potius Manu dignissimus ero.

4) S. Robertus Garius Append. ad Gu. Care Hist. lica. p. 519. Fabric. Bibl. Gr. XL. p. 411 f. ed. Harl.

\*) Fam. ust. du regne ant. p. 476.

1) Daher ist es als ungeschicklich anzurechnen, daß A. Neander schon in der Ueberschrift seines Buches daran erinnert, und ihn den heiligen Des Chrystostomus genannt hat; obwohl das Wort aus nicht den evangelischen Christen angehört, die diesen Ausdruck anders, als ihre laienlichen Brüder verstehen werden. 2) Die Bedeutung des Beidenamen Chrystostom ist von selbst klar. Man nannte ihn außerdem *prophetam*, den Heiligsprechenden (f. Anacorete Stephanianensis in Casuberi monumentis. IV. p. 410). *o thesaurus pauperum*, weil gekleidet wurde (Philostochus Epol. in tres Hierarchias), *providentissimus*, weil gekleidet Worten, und mit andern Namen. Wenn der Name Chrystostom, ihm beigelegt werden (in, was so nachgelesen bestimmen, aus den Handschriften des Geographen hat ihn Eubius entfernt, und als seinen Sohn bezeichnet. Hierüber und Eubius tramen ihn. Man nimmt mit Recht an, daß er seit der letzten, in Constantinopel gehaltenen Synode im Jahr 680, in allgemeine Verehrung gekommen sey. Dieser und trefflicher Mann war in *prophetam* genannt. 3) Neander, Aeneas in Ethyca S. 110, f. das Verhältnis zwischen Chrystostomus und Chrysolos zu sein.

auch er nicht ohne gerechten Vorwurf geblieben ist, wenn die Art seiner Verschämtheit, die Farbe seiner Frömmigkeit, wenn sein Leben und Lehren bisweilen an die Eigentümlichkeiten seiner Zeit erinnern, die und nicht nachahmungswürdig erscheinen können; so müssen wir gerecht seyn, und indem wir das Vertheile, was er gesagt und gethan, vor unserm innern Auge vorübergehen lassen, seine Schwächen, die ja mehr Schwächen seiner Zeit, als seine eignen sind, zwar nicht übersehen, aber doch in dem rechten Lichte betrachten. Denn hat er irgendwo gefehlt, so find seine Fehler alle nur aus zu hoher Erregung wahrer Tugenden hervorgegangen; und Tadel des Mannes muß immer einsichtig und ungerecht erscheinen.

Job. Chrysostomus Vater hieß Euthymus, bekleidete eine bedeutende Stelle im Stabe des ersten militärischen Befehlshabers der östlichen Provinzen des römischen Reichs, starb aber bald nach der Geburt seines einzigen Sohnes. Seine Mutter, Anthusa, stammte aus einer ziemlich angesehenen und begüterten Familie. Als sie ihren Mann verlor, war sie zwanzig Jahre alt, und beschloß oon nun an Witwe zu bleiben, um ihr Leben ganz dem Andenken ihres Gemahls und der Erziehung ihres Sohnes zu widmen <sup>1)</sup>. Der heilbaische Abbot Ibanus lernte sie durch ihren Sohn in ihrem vierzigsten Jahre kennen, und wurde, da er diesen Entschluß eiführte, und dessen Ausführung sah, zu dem Ausruf hingereissen: „welche Mütter haben doch die Christen“, welcher eben so ehrenvoll für Anthusa, wie für die damalige Sitte des Reichthums ist <sup>2)</sup>. Beide Eltern gehörten vielleicht ursprünglich der heidnischen Religion an. Ob der Vater Christ geworden, ist zweifelhaft; auch über die Zeit, in welcher die Mutter zum Christenthume übergetreten, herrscht einigcs Dunkel <sup>3)</sup>. wäre sie aber auch erst mit ihrem Sohne zugleich von Melchius getauft worden, so hindert dies nicht, anzunehmen, daß sie schon früher Christin war, und vom Anfang an ihren Sohn christlich erzog <sup>4)</sup>; worin besonders die Eigentümlichkeit des Chrysostomus, welche frühe Befanntschaft mit der Bibel voraussetzt, zu

führen scheint <sup>5)</sup>. Seine Vaterstadt Antiochia in Syrien, die Geburtsstadt des Chrysostomus <sup>6)</sup>, in welcher Christus seine erste fröhliche Eingangs gefunden hatte, und jetzt etwa hunderttausend Christen wohnen <sup>7)</sup>, war die Hauptstadt des ganzen römischen Ostens; ausgezeichnet durch die Schönheit der Gegend, in welcher sie lag, durch die Blüthe ihres Handels und ihrer Gewerbe, aber auch durch das Sittenverderbniß ihrer Bewohner. Zugleich war sie Hauptsiß der Literatur für Asien, und Sitz einer christlichen Schule, welcher Chrysostomus und die damalige Kirche besonders eine gesunde Bibelerklärung verdankte <sup>8)</sup>.

Unentschieden ist noch der Streit über sein Geburtsjahr, welches einige in das Jahr 344, andere 347, noch andere 354 gesetzt haben. Nehmen wir die mittlere Zahl als die wahrscheinlichere an, so wurde er geboren, als der Kaiser Constantius Herr des orientalischen Reichs war; ein Jahr nachdem dieser mit Constant, dem Kaiser des occidentalischen Reichs, in Verbindung durch ein Gesetz alle Tempel verschloß, alle Opfer untersagte, und so die Ausrottung des ganzen heidnischen Aberglaubens geboten hatte <sup>9)</sup>. In dieser Zeit des steigenden Christenthums wurde Chrysostomus geboren, um mehr, als alle kaiserlichen Befehle es konnten, für das Wohl der Menschheit und das Einbringen Jesu in die Herzen der Menschen zu wirken. Es war nach dem Tode seines Vaters der Mutter heiligste Sorge, ihrem Sohne eine eble literarische Bildung zu geben, damit er sich später frei seinen Stand wählen könnte <sup>10)</sup>. So benutzte Johannes den Unterricht des Ibanus, eines der berühmtesten Doctoren oder Sophisten seiner Zeit, der früher in Constantinopel und Nicomedia unterrichtet hatte, jetzt sich aber in Antiochia aufhielt. Emer Nachricht des Soymenus zufolge erklärte er ihn dieser geradehin für den talentvollsten und geschicktesten seiner Schüler, indem er sterbend beschwerte, ihn wünsche er sich vor allem zum Nachfolger, wenn ihn nicht die Christen an sich gerissen hätten <sup>11)</sup>. Außerdem unterrichteten ihn Andronicus und Eusebius von Emesus in der Philosophie <sup>12)</sup>. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, betrat er das Forum, und trante sich von dem innigsten seiner Freunde, Basilus; welcher aber sehr schnell diese Laufbahn wieder, da er erfaßte, daß das weltliche Treiben seinem Geiste nicht zusagen werde. Er ging nun den Weg, welchen Basilus eingeschlagen. Nachdem er

das der eine mehr den paulinischen, der andere mehr den iohanneischen Geist darstellte. Er schloß sich einst mit Zosimus dem Kaiser vertriebenen habe; mit welchem man überhaupt die Mönche gern zusammenstellte; vgl. Iud. Palaus. lib. I, c. 5. und ep. 216. In diesem Betrach ist also Chrysostomus als Nachfolger des Kaisers zu betrachten. <sup>1)</sup> Chrysost. de sacerdot. 1. 1. Von seinem Reichthum: *καὶ τὸν παῖδα ποιοῦντος ἐνδοξον ἦν*. Von seinem Beschichte: *καὶ πρὸς τοὺς ἀνθρώπους ἦν*. <sup>2)</sup> Cyrillus, *de virginitate perpetua* (vol. IV, p. 438, ed. Francf. a. 1692). *ἡ μήτηρ, καὶ κατὰ πρῶτον αἰὶν: ὁμοίαν τῇ τοῦ* Chrysostomus, weil der Ibanus nicht, der Corneille ihn aber genutz. Die Stelle ist wichtig, weil sie uns zur gleich das Zeugniss des Vaters, und das Alter des Chrysostomus lehrt, als er in Ibanus Schule kam. <sup>3)</sup> In Plerius Aussage des Lebens des Chrysostomus von Georg, Bischof von Alexandria, heist es cod. M. p. 78, b. 30, ed. Bekk. 1. 1. *ἡ μήτηρ, ἡ ἡρώδης ὁνομαζομένη ἦν ἡ Ἀνθούσα*. <sup>4)</sup> *Ἀνθούσα ἡ ἡρώδης ὁνομαζομένη ἦν ἡ Ἀνθούσα*. <sup>5)</sup> *Ἀνθούσα ἡ ἡρώδης ὁνομαζομένη ἦν ἡ Ἀνθούσα*. <sup>6)</sup> *Ἀνθούσα ἡ ἡρώδης ὁνομαζομένη ἦν ἡ Ἀνθούσα*. <sup>7)</sup> *Ἀνθούσα ἡ ἡρώδης ὁνομαζομένη ἦν ἡ Ἀνθούσα*. <sup>8)</sup> *Ἀνθούσα ἡ ἡρώδης ὁνομαζομένη ἦν ἡ Ἀνθούσα*. <sup>9)</sup> *Ἀνθούσα ἡ ἡρώδης ὁνομαζομένη ἦν ἡ Ἀνθούσα*. <sup>10)</sup> *Ἀνθούσα ἡ ἡρώδης ὁνομαζομένη ἦν ἡ Ἀνθούσα*. <sup>11)</sup> *Ἀνθούσα ἡ ἡρώδης ὁνομαζομένη ἦν ἡ Ἀνθούσα*. <sup>12)</sup> *Ἀνθούσα ἡ ἡρώδης ὁνομαζομένη ἦν ἡ Ἀνθούσα*.

<sup>6)</sup> Alexander im Chrysostomus nimmt annehmen 1. S. 350. Antiochia als Christus, und christliche Erziehung ihres Sohnes an, ohne sich, seinem Plane gemäß, genau über die Verhältnisse der entgegengekehrten Ansicht zu erklären. Der gewöhnliche Grund scheint ihn am meisten getrieben zu haben. <sup>7)</sup> Regal. Chrysost. Hom. in Act. Ap. 17. <sup>10)</sup> Derselbe Hom. in Matth. 23. Alexander Chrysost. 1. S. 120 u. 300. <sup>11)</sup> Epl. des Abtes Ibanus *ὁνομαζομένη*. Vol. I. ed. Raik. Alexander Chrysost. de christ. Reli. u. Kirche. S. 11. <sup>12)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>13)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>14)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>15)</sup> Regal. Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>16)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>17)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>18)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>19)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>20)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>21)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>22)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>23)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>24)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>25)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>26)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>27)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>28)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>29)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>30)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>31)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>32)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>33)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>34)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>35)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>36)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>37)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>38)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>39)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>40)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>41)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>42)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>43)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>44)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>45)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>46)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>47)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>48)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>49)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>50)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>51)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>52)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>53)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>54)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>55)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>56)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>57)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>58)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>59)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>60)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>61)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>62)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>63)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>64)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>65)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>66)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>67)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>68)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>69)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>70)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>71)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>72)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>73)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>74)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>75)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>76)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>77)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>78)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>79)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>80)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>81)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>82)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>83)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>84)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>85)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>86)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>87)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>88)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>89)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>90)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>91)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>92)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>93)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>94)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>95)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>96)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>97)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>98)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68. <sup>99)</sup> Alexander Chrysost. de christ. Reli. S. 11. <sup>100)</sup> Epl. des Abtes Ibanus. 1. p. 1 und p. 68.



nach drei Jahre von dem Bischof Meletius in der Klein- asien unterrichtet worden war, ließ er sich kaufen, und trat in den geistlichen Stand über. Da seine Mutter durch Tränen und Bitten ihn abhielt, sie zu verlassen, und Wönd zu werden, wozu ihn sein Freund Basilus auf alle Weise zu bewegen suchte; übernahm er das Amt eines Diakons oder Lectors, welches ihm Meletius übertrug<sup>15)</sup>. Schon jetzt hätte er, trotz seines unzulänglichen Alters, die Würde eines Bischofs erlangen können, wenn er nicht durch die Größe und Schwierigkeit des Amtes und den Gedanken eigener Schwäche abgehalten, es verschmäht und abgelehnt hätte. Während er dieses Amt bekleidete, ward seine Mutter; wesswegen er, da ihm Nichts mehr im Wege stand, seinen frühen Entschluß aus- führte<sup>16)</sup>, und sich zu den in der Nähe von Antiochien lebenden Wönden begab, im Jahr 374; bei denen er 6 Jahre, bis zum Jahre 380 verweilte. Die hier verlebten Jahre sind insofern die wichtigsten seines Lebens, als er hier vollständige Ruhe und Gelegenheit hatte, zu dem großen Befehlungsstuf, den die Zukunft ihm darbot, sich vorzubereiten. Er selbst beschreibt das einfache Leben dieser Wönd, unter denen er sich aufhielt, auf eine Weise, aus der man schließen muß, daß er nicht ohne Freude sich an jene Zeit zurück erinnerte<sup>17)</sup>. Hier genoß er den Umgang ausgezeichneten Freunde, wie des Theodoros, nachher Bischofs von Mopsuestia in Cilicien, des Mar- cianus, nachherigen Bischofs von Seleucia, und des Hesychius, eines Synod. Hier wurde er von trefflichen Männern unterrichtet, deren Einfluß durch sein ganzes Leben sich zeigt; wie von Evagrius, Euterius, Dioborus<sup>18)</sup>, welcher nachher Bischof von Laus wurde. Zumal dem letzten verdankt Chrysostomus sehr viel, nämlich seine Methode der Bibelerklärung, welche ihn eben so weit von zu fleischlicher, als zu geistiger Auffassung des Buches der Bücher entfernte. Hier trat er auch zuerst als Schrift- steller auf. Veranlaßt durch ein vom Kaiser Valens im J. 365 gegen die Rufstiggänger, die sich dem Wöndchens angeschlossen, gegebenes Verbot, unternahm er es, das Wöndchens zu vertheidigen, und gab zwei Christen über diesen Gegenstand heraus, in welchen er die Gründe derselben zu bekämpfen und es auf alle Weise zu empfehlen versuchte. Zuerst griff er die Gegner derselben in der Schrift an: *προς τοὺς πολυμύους τοὺς ἐκ τῶν μοναχῶν ἐκταύσαν*, in drei Büchern<sup>19)</sup>. Hier ließ er eine andere folgen, in welcher er zu beweisen unternahm, daß Wönd zu sehr etwas Höheres und Edleres enthalten wäre, als der Rang der Kaiserwürde<sup>20)</sup>. Außerdem hat er auch zwei

Ernährungschriften an Theodor von Mopsuestia von hier ausgeben lassen, als dieser sich entschlossen hatte, seine Wöndgründe zu brechen. Gewissens hehrte er im J. 380 nach Antiochia zurück, da besonders in den letzten zwei Jahren durch zu große aetische Anstrengungen seine Gesundheit bedeutend gelitten hatte<sup>21)</sup>.

Nach nach Antiochia zurückgekehrt, wurde er von Meletius zum Diakons ernannt im Jahr 381. Dieser sein Freund und Beschützer ward jedoch schon in demselben Jahre. Chrysostomus benutzte die Ruhe, welche dieß Amt ihm ließ, um als Schriftsteller zu wirken, weil es ihm die Verpflichtung zu predigen nicht auflegte und ihm gestattete, sich wieder zu den Wönden zurückzugeben. Unter den Schriften, welche dieser Zeitperiode angehören, nennen wir seine Traktat über den jungen Eregius, welcher Wönd geworden und in eine schwere Krankheit verfallen war<sup>22)</sup>; seine Traktat für eine junge Witwe, die ihren Mann verloren hatte; seine Vertheidigung des ehelichen Lebens der Jungfrauen<sup>23)</sup>; seine Schrift über den Märtyrer Babolas und über die Zerknirschung. Die Zeitbestimmung der letzten Schrift ist nicht ganz sicher, fällt aber doch bestimmt entweder in die Zeit, wo er Wönd, oder wo er Diakons war. Indem ich das letztere annehme, folge ich Meander des Montfaucon; der jedoch zugeben zu müssen meint, daß er sie auch als Presbyter geschrieben haben könne<sup>24)</sup>. Vielleicht fällt in die Zeit seines Diakonsats auch die Schrift, welche als die beste, welche er verfaßt, von eini- gen ausgezeichnet wird, die Schrift über das Priesterthum, worin er seine Ansichten von den Pflichten, der Würde, und der Schwierigkeit dieses Berufs niederslegt.

zuerst von Eusebios herausgegeben. Babel 1596; als auch in Ausgabe zweier Homilien auf den Brief an die Ph. 1597. Das lateinische übertrug von Melchior Westgill. 22) Er soll die letzten zwei Jahre des Klosters verlassen, und in einer Höhle gewohnt, in welcher er meist schlaflos verweilte, und dort eine heftigste Krankheit sich zuweilen boten; s. J. B. Photius p. 29, 35. 23) De providentia dei, lateinisch erstens Aloisius in Flandria 1487; im Griechisch übertrug von Georgius Serranus. 24) De virginitate, zuerst griechisch zuerst gegeben von Jo. Pinarius, welcher latinische Übersetzung und Anmerkungen beigefügt, Antwerpen 1575. 25) Jo. Gualdo wird zugeschrieben für diese Zeit ausgeben zu müssen. Denn daß er sie als Presbyter nicht schrieb, hat Meander erwießen; wie auch daß er als Diakons den Ausdruck *ἐγώ*, wo er von dem redet, welche die Unwürdigkeit zur Taufe zeigten, gebraucht *ἐγώ* habe. Chrysost. t. p. 103. Entscheidend sind nun die Worte: „*ὅτι καὶ πάλαι ἔγραψεν τὸν πόλεμον ἐπὶ τῶν ἀναρχῶν τῶν μοναχῶν*“ v. IV, p. 109 extra an sich wegen Unbestimmtheit des Ausdrucks *μοναχῶν* nicht; aber das daselbst stehende *ἐγώ*, welches Meander aus Versehen unrichtig vertauscht hat, darf nicht übersehen werden; indem es dem Leser die Bedeutung bezeugt: noch un- längst. Vertheilt man nun hienach die Erzählung, J. B. Photius p. 80, 81, daß er nach dem Tode des Meletius sich wieder zu den Wönden zurückgekehrt, so wird nach dem Obigen fast notwendig die Schrift in die Zwischenzeit zwischen seinem ersten und zweiten Aufenthalte unter den Wönden verlegt. Dann sollte man den Ausdruck zu Anfang des zweiten Buches v. IV, p. 121: „*ἀλλὰς πόλεμος γὰρ ἔγινε ἐν τῷ γένει τῶν γλαυκῶν ἀρχαίων*“ *μὴ δὲ δὲ παλαιότερον*“ als Anspielung auf das Amt, welches er bekleidete, nehmen. Was aber die Aussage ist, *ὅτι γὰρ ἐγώ* und *ἐγώ*, mit welcher dies Buch geschrieben ist, führt uns na-

15) Nach Einigen war es nicht Meletius, sondern Sawa, in des Verzeichnisses kommen, ihm das Amt übertrug. So erzählt Schurz, nach ihm Georg bei Photius, S. 79. 17) Meander hat, Chrysost. S. 12: „*νικητὴν καὶ τὸν τῶν ἐκείνων Μοναχῶν*“ Bei Photius steht einfach: „*κατατὸν τῶν περ ἐκ τῶν μοναχῶν ἐκταύσαν*“ 18) Man vergleiche J. B. Hom. in Matth. 6. Timothei. I. hom. 14. und andere Stellen. 19) Dem ist auch unter andern Schriften eine geweiht, die eine Vorrede auf die *ἐκταύσαν* v. Euterius Sigellus zu Photius, Eden des Eusebios, Paris 1680, 4. S. 224. 20) *Adversus vitium monachiae temperantiae, tractatus von Ambrosio Comandulensis*. 21) *Comparationem regis et Monachi,*

te?). Bald nach ihrem Erscheinen wurde sie weit in die christliche Welt verbreitet, und hat vielleicht vorzüglich seinen Ruhm befestigt.

Fünf Jahr nach Meletius' Tode versetzte ihn dessen Nachfolger Glabienus in einen angesehnen und höhern Wirkungskreis, indem er ihn im Jahr 386 zum Presbyter für seine Kirche ernannte, in welchem Amte er vom Jahr 386 bis zum Jahr 398, also 12 Jahre wirkte. Es ist gewiß für den Charakter des Chrysostomus von hoher Bedeutung, daß er es sich gleich nach dem Antritt seines Amtes, unweifelhaft in dem ersten Jahre seiner Wirkksamkeit, angelegen sein ließ, das Antidoch des Meletius zu ehren und seine Liebe zu diesem trefflichen Manne in einer Rede an seine Gemeinde zu bekräftigen<sup>20</sup>. Die Einwirkung seiner Predigt auf seine Zuhörer mußte bei den für Schönheit der Rede so empfänglichen Griechen durch seine große Beredsamkeit, mit welcher er die Wahrheiten des Christenthums vortrug, um so gewaltiger seyn. Menschen und allen Ständen drängten sich zu seinen Vorträgen. Deswegen arbeitete Chrysostomus sie alle mit großem Fleiße, und fand sicher nur wenig Zeit zu andern Schriften. Einen Beweis der Kraft seiner Rede, wie der herrlichen Gabe, die Ereignisse des Tages zu den ausgezeichnetsten Predigten zu benutzen, und durch sie in das Herz der Menschen zu greifen, legte er ab, als im Jahr 387 ein Aufstand in Antiochia ausgebrochen und Unruhe und Schrecken über die ganze Stadt verbreitet worden war<sup>21</sup>. Außerdem ist

schon darauf hin, daß sie zu den frühesten gehören muß. Wie man die erste Schrift gegen die Feinde des Monophysismus sicher als die erste anerkennen mußte, wenn man es auch nicht anderswoher wußte, so erkennt man hier aus der Anlage, daß sie nicht viel später geschrieben seyn kann. Außerdem möchte ich besonders anführen, daß der Anfang des zweiten Buches, in welchem er von dem irdischen und kalten Zustand seiner Seele spricht, welcher ihn unfähig machte, über Herrlichkeit zu schreiben. Da wünscht er sich des Himmels, welches *οὐρανὸν καὶ ἀρχαῖον διακονῶν ἵδων, νῦν δὲ ἐπὶ τῆς γῆς καὶ ἀποβῆναι καὶ παύσασθαι ἀποβῆναι*. Als Presbyter konnte er so nicht mehr von sich reden, als aber als Diakon, zumal in dem ersten Jahre, in welchem er noch an der Keuschheit litt, welche er sich bei den Mönchen entgegen. Mit neuen Worten kam ich mich an dieser Stelle über diesen Gegenstand nicht erklären. Gleich nach seinem sechszehnjährigen Aufstehen unter den Mönchen scheint mir das Ganze am besten zu passen, wo er noch ganz in den dort gefundenen Dornen und mit den Männern, die er dann geliebt, lebte. 26) Wie die Schrift von den Eigenschaften des Chrysostomus gemeinlich für die beste erklärt wird, siehe z. B. *Enchiridion* unter dem Absteck *Λογισμὸς*; so war es die einzige, welche Hieronymus, als er das Leben der kirchenschristlichen Persönlichkeiten, geschildert hatte. Hieronymus schrieb aber, als Chrysostomus Presbyter war. Sie scheint mir in die letzte Zeit seines Diakonats zu gehören. Griechisch erschien sie Lovalet, 1529, 4., ferner mit Jac. Græcinos und Beza's Übersetzung und Herolds Anmerkungen, Augsburg, 1599, 8., ferner mit den Nachbarn von Joh. Högberg, Lundrig, 1710—12. Das Französische übertrug wurde sie von le Plan, Paris 1553, und v. Lamoignon, 1630. Das Lateinische endlich von Gualtero, mit Auslassungen über den Gegenstand und Bredes des Buches. Eine lateinische Übersetzung hat auch von Jan. Erasmus, Basel 1544. Das Deutsche von Engel, Strug, 1725. 27) Er erzählt darin die auffallendsten Beweise der Liebe, wem die Antiochier ihren verehrten Bischof überreichten. 28) Die Beschreibung dieser seiner Wirksamkeit ist ein Haupttheil des trefflichen Buches von Kander, Chrysostomus I, p. 123 ff., und muß dort ganz nachgesehen werden.

zu rühmen, wie er sich in den Kirchenstreitigkeiten, welche auch in Antiochia die christliche Gemeinde in Parteien trennten, zu bemerken wußte. Dahin gehört die Meletianische Spaltung<sup>22</sup>; indem einige den Meletius nicht anerkennen wollten, weil er von Arianern gewählt sei, ob er selbst gleich nichts weniger als Arianer war, und dies auch auf seinen Nachfolger übertrugen, den Euseb von Glabienus. Dahin gehört ferner die Partei der Eunianer<sup>23</sup>, welche ihn selbst auffoderte, seine Gründe gegen ihre Lehre in Predigten zu entwickeln. Dahin gehörten außerdem noch andere kleinere Secten.

Nachdem er zwölf Jahre lang Antiochia durch seine Beredsamkeit ausgezeichnet hatte, wurde ihm ein anderer höherer Wirkungskreis angewiesen. Der Eunuch Eutropius<sup>24</sup>, welcher nach dem Tode des Rufinus der Günstling des schwachen Arkadius geworden war, und ihn seit dem Jahr 396 völlig beherrschte, hatte bei seiner Reise durch Asien in Antiochia den berühmten Redner gehört, und den Fluß seiner Rede bewundert. Als daher im Jahr 397 der Erzbischof Nestorius von Konstantinopel, der Nachfolger Gregors von Nazianz, gestorben war, und viele sich um die ansehnliche Stelle bewarben, und sich nicht scheuten, sie durch schlechte Künste zu gewinnen, gedachte der Kaiser des Kaisers des Chrysostomus, und erklärte ihn für den Würdigen, dem das Erzbisthum übertragen werden könne. Sein Wunsch und Wille wurde erfüllt. Weil indeß die Einwohner von Antiochia, des Chrysostomus Wirbiger, ihm mit wahrer Liebe anhängen, wurde ein geheimer Befehl an den Statthalter von Syrien abgeschickt, Chrysostomus unter einem andern Vorwand aus der Stadt zu locken, und nach Konstantinopel geschickt. Auch seiner Person wollte man sich verschließen, da man nicht wußte, ob er geneigt sein werde, das höhere Amt anzunehmen. So wurde er zu Ende des Jahres 397 den Antiochiern fern entziffen, und begann im J. 398 sein wichtiges Amt zu verwalten. Wie das Ganze für Chrysostomus selbst höchst ehrenvoll ist, so war es auch für Eutropius nicht minder empfehlend, und ist vielleicht die beste That seines Lebens.

So find wir zu der wichtigsten Epoche des Lebens des Johannes gekommen. Seinem vorigen Lebenswandel getreu lebte er mit einer kurzen Unterbrechung von 398—404 ganz und in vollem Umfange den Verpflichtungen seines Berufs. Er selbst fante die Schwierigkeiten desselben und die Gefahr wohl<sup>25</sup>; ließ sich aber durch nichts abschrecken. Das Betruken seiner Heiligkeit seiner Abfichten stärkte und kräftigte ihn. Das Christenthum in das Leben einzuführen, war sein Hauptzweck, den er mit unermüdlicher Emsigkeit durch Lehre und Beispiel verfolgte. Darum kämpfte er mit Macht gegen die Laster der damaligen Zeit, welcher sich die Christen im Allgemeinen, oder einzelne Klassen derselben insbesondere stellten.

<sup>20</sup> Vergl. Euseb. in Epist. Rom. XI. Reand. Euseb. I, p. 200. <sup>21</sup> Vgl. Euseb. *hyst. eccl.* I, c. 27. <sup>22</sup> Vgl. Euseb. *hyst. eccl.* I, c. 27. <sup>23</sup> Vgl. Euseb. *hyst. eccl.* I, c. 27. <sup>24</sup> Vgl. Euseb. *hyst. eccl.* I, c. 27. <sup>25</sup> Vgl. Euseb. *hyst. eccl.* I, c. 27.

<sup>26</sup> Er entwickelt sie nicht allein in der Schrift des Sacerdotio, sondern auch anderwärts, z. B. Hom. III. sec. ap.

big machten. Reiche und Vornehme schonte er nicht; vielmehr machte man es ihm zum Vorwurfe, daß er sie vorzüglich ins Auge gefaßt habe, und fast stets gegen sie rede und eifere. Er für seine Person lebte still und eingezogen, in seinem Haushalte sparsam; wie er es, seit er Mönch geworden, gewohnt war, seinem früher gegebenen Gelübde treu <sup>33)</sup>. Es war eins seiner ersten Beschäfte, alle unnützhin Ausgaben auszubeben, und das dadurch gewonnene Geld zu milden Zwecken anzuwenden. Davon, daß er Almosen gab und sie zu geben lieh, gab man ihm einen Beinamen <sup>34)</sup>. Auf seine eigenen Kosten legte er Hospitäler an, in welchen fremde Kranke versorgt wurden, und Ärzte und Handwerker angestellt waren. Er begünstigte die Mönche, welche ihm ähnlich waren; die entarteten aber griff er mit der ganzen Macht seiner Predikationskraft an. Natürlich war es, daß wie die einen ihn unterstützten, die andern den bittersten Haß gegen ihn in ihren Herzen zeugten. Ähnlich war sein Verhältnis zu den vornehmen Damen, von denen einige ihm mit ganzer Seele anhängen, ihn mit ihrem Vermögen in seinen wohlthätigen Zwecken unterstützten, und zu allen Anstrengungen bereit waren; andere hingegen, welche es nicht ertragen konnten, daß ihre Pugsucht, Eitelkeit und Thorheit immer von neuem angegriffen wurden, ihn bis auf den Tod haßten. Zu den ersten gehörten Prokle, Pentecia, Silvanus, vorzüglich aber Olympias, die bis an seinen Tod für ihn wirkte; zu den letztern Marfa, Kalkria und Eugraphia, welche die Dürchdauer seiner Verfolgung waren <sup>35)</sup>. Nicht minder theilten sich die Geistlichen in zwei Parteien für und gegen ihn. Euphrasius von Alexandria hatte sich bereits seiner Wahl widersetzt; der Macht des Eutropius war nachgeben müssen, und sich sogar mit dem Chrysostomus, der ihm die Hand zur Freundschaft bot, zur Ausgleichung einiger Mißthätigkeiten, welche zwischen der griechischen und lateinischen Kirche entstanden waren, vereinigt; aber er trug doch noch immer den Stachel der Eifersucht im Herzen.

In Constantinopel führte Chrysostomus auch nachts die Versammlungen in der Kirche ein in Wochentagen, und suchte überhaupt den Kirchenbesuch auf alle Weise zu heben, den Besuch der Theater und des Circus zu mindern. Da das Volk häufig in kirchliche Streitigkeiten sich mischte, ohne doch damit Streben nach Eitelkeit zu verbinden, suchte er jenes zu verbinden, dieses zu erhöhen. Mehrere Jahre vor des Chrysostomus Anfunft in Constantinopel hatten die Arianer daselbst noch geherrscht; Gregor von Nazianz hatte zuerst sich ihnen entgegengestellt; in der Kirche der Auferstehung wurde von ihm zuerst die katholische Lehre vorgetragen, und verbreitete sich von da über die Stadt. Echon der Kaiser Theodosius hatte der Sekte ihre Kirchen genommen und sie gezwungen, vor der Stadt ihre kirchlichen

Zusammenkünfte zu halten. Ihren Aufzügen und Gesängen setzte Chrysostomus andere entgegen. Zwischen den beiden Lehren entzündete Kämpfe bewirkte, daß den Arianern die ihrigen untersagt wurden. So wüthte Chrysostomus gegen die Arianer. Eine andere Sekte waren die Novatianer, auch *oi nachapoi* genannt. Indem sie die Gnade Gottes beschränken wollten, kamen sie mit Chrysostomus in Kampf; in welchem beide Theile sich vielleicht zu Extremen verleiteten ließen. Ihr Bischof Simius schrieb ein heftiges Buch gegen Chrysostomus <sup>36)</sup>.

Nach außen hin ließ sich Chrysostomus vorzüglich das Geschäft der Heidenbekehrung angelegen seyn. So richtete er sein Augenmerk auf die Goten, welche theils noch heidnisch, theils arianisch gelehrt waren. Chrysostomus sendete Missionare zu ihnen nach dem schwarzen Meere, faste schon den Gedanken, aus dem Volke selbst Missionare zu bilden, auf; und richtete in Constantinopel eine Kirche ein, in welcher gotische Geistliche gotisch predigten und die Bibel in der Landessprache vorlasen. Außerdem richtete er seine Blicke nach Phönicien, wo ein sinnloser Götzendienst überhand genommen hatte. Da die hingeschickten Mönche gesandhandelt wurden, bat er sich den Schut der Kaiserung aus, ohne doch von ihr Geld oder andere Hilfsmittel zu brauchen, da ihn die Frauen im Dienste der Kirche unterstützten. Durch alle diese vielfachen Bemühungen gewann er doch mehr die Liebe und Ehrfurcht der Geringeren, als der Vornehmen und Reichlichen, die er zu oft zu strafen Ursache hatte, als daß sie ihm nicht hätten abhold seyn sollen. Da er auch die ersten nicht schonte, so strafen seine Predigten, auch den ersten Minister des Landes, den Eunuch Eutropius, seinen Gönner, und nach ihm sogar die Kaiserin Eudoxia.

Da Chrysostomus den von Eutropius verfolgten Männern Schutz in seiner Kirche angedeihen ließ, und das alte Recht der Kirchen, als Asyle für Ungläubliche zu dienen, nicht verletzen lassen wollte, bewirkte Eutropius ein Gesetz, welches dieses Recht aufhob; war aber bald gewungen, selbst zu diesem Rechte seine Zuflucht zu nehmen. Die Empörung des Thaurischen Tribigild, die Niederlage des ihm entgegengekommenen General Leo, der früher das Pantheon eines Volkswallers getrieben; die List des Chained, welcher statt sich dem Tribigild entgegenzustellen, ihm überall auswich und im geheimen Einverständnis mit dem Aufständigen lebte, brachten ihm den Untergang. Chained gab vor, er sey unfähig, den Krieg gegen Tribigild fortzusetzen; trat mit ihm nach erhaltener Erlaubnis vom Kaiser Arkadius in Friedensverhandlungen, und bewirkte, daß dieser zuerst den Kopf des Eutropius forberte. Da die Forderung durch die Thränen des Eudoxia unterstützt wurden, gab Arkadius nach, und unterzeichnete des Eutropius Verurtheilung. Eutropius entfloß in den Fugen des Altars und Chrysostomus nahm ihn in seinen Schutz. Im Angesicht des gestürzten Ministers,

33) S. Palladius Tom. XIII, p. 40 folg. 34) Phot. p. 80. 35) *ὅτι δὲ καὶ τὴν ἑκκλησίαν ἀφ' ἑαυτοῦ ἀνέλαυνεν, ὡς αὐτὸς παλαιῶς τὴν ἐκκλησίαν ἐκείνην ἡγουμένην.* 35) S. Gibbon. VII, p. 47. Phot. 83, p. 11, ad. Bekk. Allgem. Entrop. d. W. u. R. XXI.

36) Befendend gegen Chrysostomus Auspruch: *ἡλικὸν μακροχρόνιον ἴσθι*, welchen er in einer Predigt gebraucht haben soll.



hielt er an das versammelte Volk eine mächtige Rede, in welcher er besonders demüthigt war, Verachtung gegen den Mann zu erregen, um die Wuth des Volkes zu mildern <sup>37)</sup>. Wirklich erlangte Chrysostomus, was er wollte. Eutropius verließ aber dennoch die Kirche, nachdem er das irdische Versprechen erhalten hatte, daß sein Leben gesichert werden sollte, wurde verbannt und zuletzt doch getödtet <sup>38)</sup>. Auch hinsichtlich des nun bereits anrückenden Gaius zeigte Chrysostomus, was er vermöge. Denn da dieser den Kopf mehrerer Vornehmen, besonders des Consuls Areliaun verlangte, ging Chrysostomus ihm entgegen und wußte zu bewirken, daß Gaius mit Areliauns Verbannung zufriedener war. Als ferner derselbe die Forderung einer besondern Kirche für die Arianer in der Stadt vortrug, war der Kaiser nicht abgeneigt; Chrysostomus aber stellte sich auch hier entgegen, und wußte Gaius von seinem Vorhaben abzuweisen <sup>39)</sup>, der übrigens bald darauf selbst Konstantinopel zu verlassen genöthigt und hingerichtet wurde. Areliaun wurde nach Gaius Sturz zurückgerufen.

Bald darauf wurde Chrysostomus persönlich in unangenehme Streitigkeiten verwickelt. Im Mai des Jahres 400 versammelte sich eine Anzahl Bischöfe, zum Theil ansehnlicher und ausgezeichneten Männer, welche eine Synode bildeten. Diese brachte ein Bischof Eusebius von Valentinopol eine Klage gegen Antoninus, Bischof von Ephesus vor, dem er die ägerlichsten Dinge Schuld gab. Mit großer Mäßigung suchte Chrysostomus den Kläger von seinem Unternehmen abzurufen, oder wenigstens die Erbitterung desselben zu mildern. Da es nicht ging, ließ er die Sache ihren Gang gehen; die Richter aber, welchen er die Entscheidung übertragen hatte, wurden von dem Kläger, wie dem Besessenen getäuscht. Erst nach dem Tode des Antoninus, am Ende des Jahres 401, konnte Chrysostomus seinen schon früher gefassten Plan ausführen und selbst nach Ephesus und Kleinasien reisen. Indes gehörte er nur den dringenden Bitten; obwohl er sich nicht wohl befand, und gleich von vorn herein von der Ansehlichkeit des Vorgesetzten seiner kirchlichen Oberaufsicht Haß und Eridungen befürchtete, eilte er doch dahin, wo seine Gegenwart nöthig war. Dort sah er sich genöthigt, sechs Bischöfe, welche ihre Stellen gekauft hatten, zu entfernen, verfuhr aber dabei mit der größten Mäßigung und Schonung. Außerdem entsetzte er noch sieben Andere, und in Ephesus selbst, wo wegen Wiederbesetzung der Stelle des Antoninus Parteien sich bildeten, griff er auch durch, und setzte einen ihm wohl bekannten, strengen Mann, den Heraklides, ein. Auf seiner Rückreise entsetzte er noch Serontius, Bischof von

Nisomeden, der besonders als Feind seiner Gemeinde sich unentbehrlich gemacht hatte, zu Liebe der Kirchengesele; konnte aber durch Einschickung des Panphobius den Unmuth der Bürger seiner Stadt nicht stillen. Außerdem hatte es, während seiner Abwesenheit, auch im Innern seiner Kirche unangenehme Eridungen gegeben. Insbesondere traten Mißverhältnisse mit einem fremden Bischof ein, dem Ezerian, welche durch einen vertrauten Diakonen des Chrysostomus, Serapion, noch vermehrt wurden. Eudoxia stiftete zwischen Chrysostomus und Ezerian Versöhnung.

Außerdem kam er auch mit Eudoxia selbst in Kampf. Sie hatte einen vornehmen Mann verfolgt, Chrysostomus ihm aber in Schutz genommen. Die erjürnte Eudoxia verböhte sich zwar hierüber wieder mit ihm, konnte aber leicht wieder zur Ruhe aufgereizt werden, und verband sich mit einer Partei, welche den Sturz des Johannes beabsichtigte. In die Episthe derselben stellte sich Theophilus von Alexandrien <sup>40)</sup>, der schon durch seine Stellung gegen Chrysostomus vom Anfang an ihm feindlich gewesen war. Der Streit entstand ursprünglich in Ägypten und betraf den Origenes. In den Parteinagen, welche sich theils gegen, theils für diesen ausgesprochenen kirchenlehrer ausgesprochen, theils die Räte zwischen feurigen Entschlossenheiten und Feinden des Origenes hielten, hatte sich Theophilus an die Freunde des Origenes angeschlossen. Unter ihnen verkehrte er vorzüglich vier Brüder, Dioskur, Ammonius, Eusebius und Eudoxius, welche unter dem Namen der langen Brüder bekannt sind (*αδελφοί μακροί*), und suchte sie für den Dienst der Kirche zu gewinnen. Sie kamen; aber durch seine Geldgier betrogen, verließen sie ihn wieder, und erbitterten ihn. Die Erbitterung wurde vermehrt, als Isidor, Presbyter zu Alexandrien, von Theophilus ungesucht verfolgt, zu ihnen floh. Nun beschloß Theophilus zur Rache die origenistischen Streitigkeiten zu benennen. Eine Synode, von ihm beufen, verdamnte den Origenes und verbot seine Schriften. Auch die Mönche in der Einöde von Nitrien sollten sich fügen, und weigerten sich. Da sich Theophilus Bewaffnete gegen sie zu Hilfe nahm, verjagte er sie Alle, achtzig an der Zahl. Sie flohen nach Palästina, und auch von da vertrieben nach Constanzinopel. Chrysostomus nahm sie zwar auf, that aber alles Mögliche, um den Theophilus nicht zu beleidigen, und die Streitigkeiten auszugleichen. Er ließ sie nicht einmal zur Kirchengemeinschaft zu, räumte ihnen aber eine Wohnung in der Kirche Anastasia ein; eine fromme Frau sorgte für ihren Unterhalt. Die ganze Streitsache bekam eine neue Wendung, als die origenistischen Mönche sich der Kaiserin Eudoxia genäherten und durch sie erlangt hatten, daß Arkadius einen Befehl gab, Theophilus solle vor einem in Konstantinopel niedergesetzten Gerichte unter Chrysostomus Vorwurf erscheinen.

37) S. die Hermite, Tom. III. p. 381 — 388 ed. Montf.  
38) Gibbon. VIII. p. 31. Ann. 30.  
39) Dagegen spricht Gibbon das. p. 35. Ann. 35., behauptend, Chrysostomus' Verweisung, als sey Chrysostomus Gegenversicherungen nicht ohne Erfolg gewesen, würden durch Thatfachen widerlegt. Einen andern ähnlichen Fehler desselben Geschichtschreibers bemerkt Reander, Chrosost. II. p. 153. Doch erzählt Reander das. p. 73 das von Gibbon für widerlegt Erklärte. Auch die andern Lebensbeschreiber erzählen es, s. Phot. 80, 8.

40) Die Erzählung von dem Ursprung dieser Streitigkeiten und ihrem Verlauf findet man am reichlichsten ausgeführt von Reander, Chrosost. II. 164; vielleicht dem wichtigsten Theile dieses angelegentlichsten Buches.

an und sich gegen die Anklage derselben vertheidigen. Theophilus wurde hierdurch von den Mönchen abgewendet, und war von nun an bloß darauf bedacht, Chrysostomus zu stützen. Er schloß sich nun zunächst an den Bischof Epiphanius an, um mit diesem gegen die Driges nisten zu kämpfen. Mit dem von diesem wieder ausgesprochenen Verdammungsurtheil des Drigenes ging Theophilus nach Konstantinopel, und versammelte dort eine neue Synode. Mit ihm kam auch Epiphanius und besaß sich gegen ihn vom Anfang an auf das Feindschaftliche; verließ aber bald darauf die Ketzerei wieder, wahrcheinlich weil er das Unreine der Unternehmung erkannte. Theophilus vereinigte sich nun vorzüglich mit Akacius von Beroea, Antiochos und Seretian, welche alle aus Syrien und Landschaften des Chrysostomus waren; und dem Bischof Eutimius, einem Ägypter. Sie bildeten eine Synode auf einer Landgute bei Chalcedon, welches unter dem Namen der Eiche bekannt war<sup>41</sup>. Die dieser Synode übergebenen Beschuldigungen, welche in sieben und vierzig Punkten bestanden, sind alle so beschaffen, daß sie als eine Lobrede auf den Beklagten gelten können. Sie enthalten Verbrechen und Uebertreibungen, auch völlig erdichtete Dinge. Die Beratungen dauerten vierzehn Tage. Chrysostomus wurde angefordert, zu erscheinen und sich zu vertheidigen. Die ihn umgebenden Bischöfe ließen den Theophilus an das Unangenehme seines Gerichts erinnern, und daß er sich erst selbst vertheidigen müßte. Chrysostomus aber versprach zu kommen, wenn nur seine vier erklärten Feinde aus der Zahl seiner Richter austräten, und bloß als Ankläger erschienen. Die viermalige Wiederholung der Verladung und die Aufforderung eines kaiserlichen Notars änderte in dem Entschlusse des Chrysostomus nichts. Man mußte das Urtheil gesprochen, Chrysostomus entsetzt, und der Kaiser aufgefodert, das Verbrechen der beleidigten Majestät, was er auch begangen, selbst zu bestrafen. Chrysostomus wollte nur der Gewalt weichen, und als er hörte, daß sie gebraucht werden würde, verließ er heimlich die Kirche, übergab sich einem Polytechniten, wurde auf ein Schiff gebracht und landete bei Ptoletos in Bithynien<sup>42</sup>. Allein ein plötzlich erfolgendes Erdbeben schreckte das Gemüthe der Eudokia auf; sie drang auf Chrysostomus Zurückberufung, schrieb selbst an ihn, und bewirkte so seine Rückkunft. Mit den lautesten Freudenbewegungen aufgenommen, ließ er sich nur durch das ungemeine Verlangen der Menge bewegen, in die Stadt und zu seinem geistlichen Beruf zurückzukehren, ohne vort her, was er hätte thun sollen, seine Sache in einer großen Synode von Neuem untersuchen zu lassen.

Nach dieser Hriebe mit Eudokia dauerte nur kurze Zeit. — Eine der Eudokia geschehene Hölle führte den Kampf wieder herbei. Indem Chrysostomus gegen die dabei vorgefallenen Zustände sich erklärte, hielt sich Eudokia für beleidigt, und ihr Haß wurde vermehrt, als man ihr den Anfang einer Predigt hinter

brachte, in welcher er sie mit der sanftmüthigen Herodias verglichen haben sollte. Jetzt kam die Kirchenversammlung, auf welche Chrysostomus schon immer gedrungen, wirklich zu Stande, aber ganz, wie Eudokia es wünschte. Sie berief sich auf das Gesetz vom Jahr 341, gegen welches Chrysostomus geklagt hatte, und entsetzte ihn. Nach dem Chrysostomus seine Feindschaft und seine Gemeinde noch ermahnte, verließ er heimlich die Kirche, und übergab sich der gegen ihn abgesandten Polizei. Diese Uners werfung erkannte er mit Recht als seine Pflicht an. Sie geschah am 9. Juni des Jahres 404. Der Tag der Verbannung wurde durch den Brand der Kathedrale, des Rathhauses und anderer Gebäude merkwürdig, welches Alles man den Johanniten — so nannte man des Chrysostomus Partei — Schuld gab. Er wurde zuerst nach Nicäa geführt, konnte aber Epiphanius oder Theodoret nicht als Verbannungsort erhalten, sondern mußte unter unsäglichen Leiden<sup>43</sup> sich bis nach Kufusos in Armenien bringen lassen. Trotz seiner daselbst ausgestandenen unsäglichen Leiden blieb er in ununterbrochener Verbindung mit seinen Brüdern in Konstantinopel, und behielt seine Wirksamkeit für das Missionswesen in seinem ganzen Umsfange bei<sup>44</sup>. Dagegen ruheten auch seine Feinde nicht. Theophilus gab eine schändliche Schrift gegen ihn heraus<sup>45</sup>. Man versuchte Alles, um ihn auch da nicht zu lassen, und die für ihn gesunkenen in Konstantinopel zu misshandeln und zu unterdrücken. Während dessen wurde Chrysostomus von einer Krankheit niedergebogen, und durch die Inanurie gequält, nach Arabissum zu flüchten<sup>46</sup>. Außer den Briefen, welche er von Kufusos aus nach allen Seiten sendete, schrieb er auch Einiges Andere: „daß niemand dem Schaden kann, der sich nicht selbst Unrecht thut“<sup>47</sup>, und „an diejenigen, welche sich an den Unglücksfällen der Gegenwart ärgern.“ Auch der Bischof Innocenz von Rom trat nun für Chrysostomus auf, und segnete der Kaiser Honorius schrieb deshalb an seinen Bruder. Endlich wirkten seine Feinde, daß man ihn an einen noch fernern Ort, nach der Stadt Ptoletus schickte<sup>48</sup>, die am östlichen Ufer des schwarzen Meeres umweilt Gelicht lag. Hier bei der Stadt Comene angekommen, erlag er seinen Leiden, und starb in der Kirche des Wärters des Niketios, am 14. September des Jahres 404, nachdem er den Wunsch seines Lebens: „Gelobt sey Gott für Alles“ zum letzten Male ausgesprochen<sup>49</sup>.

43) Die Leiden seiner Reise beschreibt er in vierzehnten seiner Briefe.

44) Segar mit seinem Begner Maritimos von Zephris verband er sich zur Ausbreitung des Christenthums in Persien.

45) Er nennt ihn darin hostem humanitatis, sacerdotis gregem principum, immundum daemonum. Act. de laqueis Hieronymus dat sie in das Lateinische übersezt. S. Gibben VIII, S. 54.

46) Hieraus gründet sich die falsche Nachricht des Psellus, daß er von Kufusos abgereiset und nach Arabissum verwiesen worden sey; welche Alexander bestrichigt ist. S. 334.

47) „ut, ut hanc in alioquin nonne amplexum dicitur.“

48) „quod tunc atheniensibus in tunc dicitur tunc ysaia.“

49) Ptoletus war damals als ständlicher Aufseher bestellt, und wurde öfters als dort Verbannungsort angewiesen; so dem Athanasius. Gibben VIII, S. 15.

50) Vor seinem Tode, den er mit vollem Bewußtsein eingestand, beklagte er sich mit seinen Kindern, vertheilte er, er hatte, sehr wenig das gelinge Dienst und sehr sein Leben.

41) Die Verhandlungen der Synode, siehe ausführlich bei Photius cod. 324. 42) Ueber die Mönche, welche dabei vorgefallen waren, siehe Gibben VIII, p. 31.

Man suchte später das ihm zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Im Jahre 438 wurden seine Gebeine nach Conſtantinopel zurückgeführt <sup>50)</sup>. Der Kaiser Theodoſius ging ihnen entgegen, und bat, vor dem Sarge ſich hinzuerſend, die Männen des heiligen Chryſoſtomus um Vergebung der ihm von ſeinen Eltern angethanen Verbrechungen. Die Gebeine wurden in der Kirche der Apoſtel in dem Begräbniſſe der Kaiſer beſetzt, ſpäter nach Rom geführt und im Vatikan beſetzt. Seiner Heiligsprechung ſah ſich Cyrill, Nachfolger des Theophilus in Alexandria, vergebens widerſetzt. Die griechiſche Kirche feiert ſein Feſt den 27. Januar, dem Tage ſeiner Rückkehr nach Conſtantinopel <sup>51)</sup>, die römische den 13. November.

Sein Leben iſt vielfach beſchrieben worden. Unter den kirchenhiſtoriſchen Schriftſtellern fand für die Kenntniß ſeines Lebens von Wichtigkeit: Sokrates im ſechſten Buche, Sozomenus im achten, Theodor im fünften. Wenn der letztere zu ſehr Entuſiaſt für ihn war, ſcheitern die erſten beiden, beſonders aber Sokrates, nicht ganz von Parteiſucht gegen ihn frei geweſen zu ſeyn <sup>52)</sup>. Unter denen, die ſein Leben beſonders beſchrieben, ſind auszuweiſen: 1) Palladius B. von Helenopolis, vom Leben des Chryſoſtomus. Sein Buch enthält eine Vertheidigung des Chryſoſtomus in dialogiſcher Form abgefaßt — der Verfaſſer redet mit einem röm. Diaconus Theodoros mehre Tage hintereinander — verräth aber an vielen Stellen zu ſehr den leidenschaftlich für Chryſoſtomus eingenommenen Mann, iſt auch von Irrthümern nicht frei <sup>53)</sup>. 2) Georg von Alexandria, der des Palladius Buch und die genannten Kirchſchriftſteller benutzte. Schon Photius, der einen Auszug aus ſeinem Buche machte, erkannte ſeine Unzuverlässigkeit, die auch offen bezeugt wird durch eine Menge von Wundererzählungen, die ſich als Dichtungen von ſelbſt ſentlich machen <sup>54)</sup>. Er benutzte unter andern auch ein Buch des Cyrillus über Chryſoſtomus Leben, welches uns verloren gegangen iſt <sup>55)</sup>. 3) Simeon der Metaphraſt <sup>56)</sup>; 4) Eusebius <sup>57)</sup>; 5) ein

Ungekannter <sup>58)</sup>; 6) Theodor von Trimitſus in Copern <sup>59)</sup>; 7) Hieronymus in dem Bude von den Kirchſchriftſtellern <sup>60)</sup>, und 8) verſchiedene Männer, welche einzelne Theile ſeines Lebens berührt haben, unter welchen wir beſonders aufmerkſam machen auf die Briefe des Theodor von Peluſium, auf die Kirben des Theodor <sup>61)</sup>, und Proklus <sup>62)</sup>, die Schriften des Chryſoſtomus Prophanogeneta über die Zurückführung ſeiner Ueberreſte; und auf die Rede des Iſeo des Weiſen und des Johannes von Damaskus <sup>63)</sup>.

Am dieſen ältern Schriftſteller ſchließen ſich ausgezeichnete neuere an. Zuerſt Erasmus. Gibbon rühmt ſeine Mäßigung, Lebhaftigkeit und ſeinen richtigen Verſtand; und entſchuldiget ſeine Irrthümer mit der noch geringen Bearbeitung der kirchlichen Alterthumskunde ſeiner Zeit <sup>64)</sup>. Ihm ſucceßte Heinrich Savilius, welcher die ältern Schriftſteller über das Leben ſammelt, und ſehr viel für die Berichtigung im Einzelnen gethan hat <sup>65)</sup>. Als den Dritten nenne ich Tillmont, der mit großer Gelehrſamkeit die Schriften des Chryſoſtomus mit den Nachrichten der andern verglichen hat <sup>66)</sup>. Ihm folgte Montſaucon, der daſſelbe nochmals gethan, und mit großer Genauigkeit ausgeführt hat <sup>67)</sup>. In der neuere Zeit hat W. Rander <sup>68)</sup>, auf die Unterſuchungen ſeiner Vorgänger geſtützt, und in nicht wenigen Beziehungen ſie erweitert, in ihm das Leben eines chriſtlichen Helden beſchrieben, eben ſo fromm als gelebt, und ſo ein Buch gegeben, welches durch Reichthum praktiſcher Lebensweisheit und Erweckung zu chriſtlicher Tugend ausgezeichnet, wenn es

50) Actus de Savil. VIII, 293, 371. Siehe über ſie S. A. Hieronymus. Briefe. Schrift: de laud. Pelus. Hal. 1823. p. 18. beſonders einige ſeine Beiträge zu den übrigen Biographien des Chryſoſt.

61) „De vita. exilio et colomnathibus J. Chryſoſt.“ efr. Bigot. praef. ad Pallad. 62) Als Cyrillus uns ſchrieb, war Chryſoſtomus Predicator in Antiochien, ſchon damals hatte er viel geſchrieben. 63) Siehe des zweiten Buchs 42. Brief. Hierauf bezieht ſich ſchon Fabricius, wenn der Diaconus ſeiner Chr. Leben im unter den Schriftſtellern über das Leben anführt, mit Recht. Auch Eusebius citirt den Ober. Siehe hierüber Rander: de laud. p. 35. In dieſer Schrift iſt auch die Frage erörtert, S. 4 folg., inwiefern man Iſidorus des Chryſoſt. Schalter nennen ſonne! 64) S. Phot. cod. 273. 65) Sie iſt nur noch lateiniſch übrig, und ſehr ſchön in Proſa. Bernſtem, S. 164. die Ausgabe von Eusebius. 66) Regif. Fabric. Bibl. Gr. L. V. p. 25. 67) Erasmus. Epist. lib. XXVIII, 4, 23, 24. XXIX, 83 efr. Gibbon VIII, p. 41. 68) In der Ausgabe ſeines Chryſoſtomus, und in der editione de scriptoribus reum Chryſoſtomi et praesentem Georgio carterio Memoires Ecclesiast. tom. XI, p. 403, 547 — 626. Abben a. a. D.

69) Montſaucon Opp. Chryſoſt. Tom. XIII, p. 91 — 177. 70) Rander, der heilige Joh. Chr. und die Kirche, beſonders des Orients in deſſen Zeitalter. Berlin bei Dammier 1821, 22. Ein dritter Band iſt in der Ferne des zweiten Bandes verſprochen, welcher Abhandlungen über die eigenthümlichen theologiſchen Selbſteinsichtungen des Chryſoſt. und der antiocheniſchen Schule geben ſollte, aber noch nicht erſchienen. Da der Verfaſſer ſeinem ſeiner Vorarbeiten geſchieden, und die chriſtliche Ausgabe ſeines Lebens, eine verſtändige Selbſt. der chriſt. Religion und erſtet, und darum nicht erſchienen. Was nützlich Gibbons's Darſt. betrifft, ſo iſt ſie natürlich nicht griechiſch und ausgeſprochen; aber jauch auch hier, das ſein für moralische Größe in ihm nicht das Hervorſichende war.

51) Sein Name war ſchon von Alexander von Antiochien in die Diſpoſition der Kirche von Conſtantinopel wieder eingebracht worden; dann von Theodor, ſelam Nachfolger, J. Simeon, J. Eusebius. II, 4. p. 503. Tillmont Memoires Ecclesiast. XIV, p. 277 seq.

52) Sozomenus und Chryſoſtomus haben einen Zug. Darauf beziehen ſich mehrere Bücher in des Hieronymus von Johannes, Philoſophen, Rhetoren, Theodoros Metaphraſt, Rander's Compendium und Theodoros Predicator's Buch de vita röm. Hierarchorum.

53) Theodorot vom 27ten Kapitel an; vergl. Gibbon VIII, S. 41 u. 46, aber auch Rander, Chryſoſt. II, S. 339 folg. Auch Hieronymus, XIII, 2, ſucht ihnen beigelegt werden.

54) Gibbon a. a. D. und m. Anmer. Th. 46. Es iſt Streik über den wahren Verfaſſer des Buches geworden. Lamer. überſetzt hat ihn Andreus Camadoli. Bened. 1533. Ein griechiſcher Text mit latin. Überſetzung und andern Schriften gab Emericus Digotius, Paris 1780, und in den größten Aufgaben des Chryſoſtomus von Savilius und Montſaucon. 55) In Photius cod. 98. findet ſich ein Auszug. Das Buch ſelbſt gab zuerſt Savilius heraus. T. VIII, p. 157 — 263. Paris. Überſetzung gab Titmannus Paris. 1557. Aber der Verfaſſer geweſen, wiſſen ſchon Photius nicht.

56) Vergl. Savil. VIII, p. 393. Montf. XIII. 57) Zuerſt herausgegeben von Savil. VIII, 373 — 428. 58) Suid. a. v. Iovianus, der auch Theodor und Sokrates benutzte.

in das Leben eingeführt wird und durchbringt, die Segnungen erneuen wird, welche Chrysostomus Predigten und sein Leben den Zeitgenossen brachten. Mit großer Mühseligkeit findet man hier die Tugenden des Mannes in ihrem wahren Lichte, und erkennt auch seine Mängel und Schwächen, die nirgends verdeckt oder verbüllt sind <sup>71)</sup>.

Als Mensch, als Prediger und als Schriftsteller verdient Chrysostomus die größte Bewunderung. Sein Leben ist der Beweis, wie er in jeder Rücksicht ein Christ war. Weder zu sagen ist nicht nöthig. Bei der Lebendigkeit seines Charakters ist die Selbstbeherrschung, welche er vom Anfange seines Lebens bis an sein Ende geübt hat, um so höher zu achten. Nur selten wurde er heftig und leidenschaftlich, aber nie anders, als gegen das Schlechte. Nur selten wurde er durch seinen Eifer verleitet, sich unvorsichtiger Ausdrücke zu bedienen, welche ihm hernach gemiehet, und, aus dem Zusammenhange gerissen, zum Vorwurfe gemacht wurden. Es läßt sich zweifeln, ob sein Verfahren immer und in jedem Falle aus einer Beschränkung aller Verbältnisse und Erwägung aller Umstände entsprang; daß er aber jedes Mal die besten Absichten hatte und nur das Gute wollte, daraus kann niemand zweifeln. In ihm findet sich, was sonst wol selten in solcher Gesinnung vereintigt ist, nämlich ein Herz voll Mitleid und Liebe gegen die Sünder und rücksichtsloser Eifer gegen die Sünde ohne Ansehen der Person. Das Uebel des Sokrates übt ihn, der nicht zu seinen feurigen Verheeren gehörte, ist doch äußerst ehrenvoll. Er sagt, nach Rescher's Überlegung: „er soll aus Eifer für Eitteneinheit zu hart in seinen Urtheilen gewesen seyn, und er rügte, wie einer seiner genauesten Verantworter ihm sagte, mehr dem Jorne sich hinzugeben, als sich vor ihr zu scheuen; im Bewußtsein seines tadellosen Lebens dachte er nicht daran, sich in Rücksicht der Folgen seiner Handlungen für die Zukunft sicher zu stellen; wegen der Einfachheit seines Charakters gab er sich leicht jedem hin; er überließ sich gegen diejenigen, mit denen er zusammenkam, übermäßiger Freigebigkeit, und in seinen Lehrvorträgen ließ er es sich sehr angelegen seyn, zur Besserung seiner Zuhörer zu wirken; im Umgange aber wurde er von denen, die ihn nicht kannten, für hochmüthig gehalten“ <sup>72)</sup>.

Körperlich wird er nach einem Gemälde in Konstantinopel so beschrieben: „modica statura, magno capite, ampla et rugosa fronte, oculis intorsum recentibus, venustus tamen et gratosus, pressis ob maciem genis, rara brevi et canescente barba“ <sup>73)</sup>.

Als Prediger gehört er zu den ausgezeichnetsten nicht seiner Zeit allein, sondern aller Zeiten. Alle seine Predigten brugen sich auf das Herz der Zuhörer, und waren mit Rücksicht auf die Erscheinungen des Lebens abgefaßt; alle können daher als Geschichtsbeispiele zu gleich betrachtet werden. Ihre Wirksamkeit mußte um so stärker seyn, je mehr Leben und Lehre bei ihm in Harmonie und Einflang standen. Wenigstens arbeitete er für

sorgfältig vorher aus; einige enthalten augenblickliche Änderungen, andere sind ganz unvorbereitet gehalten. Man bemerkt überall die größte Sorgfalt in der Darfstellung, obgleich ihm der Inhalt natürlich viel wichtiger war, als die Form. Er ist stets originell, ungemein reich an Ideen, und besaß die Fertigkeit, sie im verschiedenen Lichte zu zeigen, um ihre Falschheit zu vermehren. Erlangte er es dies alles durch das eifrigste Studium der heiligen Schrift, von der seine Predigten immer das Wesentliche sind. Immer geht er von ihr aus, und kehrt wieder zu ihr zurück, so daß man sieht, er hatte sie ganz in seine Seele aufgenommen, und sich zu eigen gemacht. Nichts kann man tabeln, als eine etwas zu üppige Fülle, zu großen Reichtum an Bildern; die aber immer wahr, nie an unrechter Stelle stehen. Da sie von Schmaltheilern nachgeschrieben wurden, sind sie meistens auf uns gekommen. Gegen tausend Homilien besitzen wir, und können daher sein Talent mit seinen Zeitgenossen bewundern. Sie bezeichnen sich auf die ganze britische Schrift. Wir besitzen Homilien über das erste Buch Moses, die Psalmen, die Römerbriefe, die Evangelien Johannis, und sehr viele andere, welche zugleich für die Erklärung dieser Schriften noch in unsern Tagen vielfach benutzt werden, und zu dem Bräuen gehören, was darüber vorhanden ist. Wiederholungen kommen in ihnen natürlich gar vor, doch erscheint, was er sagt, immer in neuem Lichte <sup>74)</sup>.

Als Schriftsteller haben wir ihn bereits kennen gelernt; seine Predigten sind alle christlich praktischen Inhalts, und in der Zeit verfaßt, als er Mönch und Diasakonus war, und nachher, als er in der Verbannung lebte. Wir haben die vorzüglichsten schon angegeben, und erwähnen nur noch die große Zahl herrlicher Briefe, die wir von ihm besitzen <sup>75)</sup>.

74) Beurtheilungen über Chrysostomus als Prediger haben vorzüglich gegeben: Erasmus, Tom. III, p. 1344. Dupin, Biblioth. Ecclesiast. Tom. III, p. 88. Erbe, wie Obden über diese urtheilt, Vill, p. 43.

75) Wir können hier die einzelnen Homilien, Briefe und scattered Schriften nicht verzeichnen, allein die verlorenen und vorhandenen angegeben finzet; auch die Homilien einzeln in alphabetischer Ordnung. Hier berühren wir nur noch einen einzelnen Punkt, hinsichtlich des Stils des Chrysostomus. Man hat ihn mit Demosthenes verglichen. Eine solche Vergleichung ist an sich unstatthaft, aber wenn von Kraft und Einwirkung der Rede gesprochen wird, kann sie zugegeben werden. Die Mittel aber und Wege, deren sich beide bedienten, sind so verschieden, daß an eine äußere Ähnlichkeit gar nicht gedacht werden darf. Hinsichtlich der Darstellung sieht man recht deutlich, wie verschiedene Zeitalter Verändertes hervorbrachten, und schon haben. Die Griechen von Chrysostomus Zeit waren ganz andere, als die Römer zu Zeit des Demosthenes. Das einzelne Aehnliche an Demosthenes erinnern, zeigt kein solches Studium der heiligen Bücher; sonst nicht. Eine andere Sache verbindet ihn auf eine wertwürdige Weise mit Aristophanes, dem Komiker. Chrysostomus soll dessen Komödien gelesen, und aus ihnen die Kunst gelehrt haben, die Reder und Schreiber der Zeit zu rügen. Die ganze Sache scheint mehr von Freunden des Aristophanes, als von Chrysostomus auszugehen, ist aber jedenfalls erfinden. Der Stil der beiden Männer ist so verschieden, als nur möglich. Das eine überaus schmeichelnde Redensarten können nicht beweisen. Daß er ihn gelesen, beweist A. Seneca in einer Anmerkung zu Luc. Cynal. de historia potarum. p. 383. durch Einführung der Stelle: „τοιοις τοις εν ταυ τωδω μουσικωδω τωδωδωδω“.

71) Vergl. b. D. II, c. 10, 33, 38; aber dagegen auch b. D. 173 und 352.

72) Wir finden dies häufig bei Schreier und bei Georgias und Eudias wiederholt. 73) Das Bild bei der Handschrift: „ὁ ἁγιος Χρυσόστομος“ ἔχον τὴν ποικιλαντὴν ἀντοχήν τῶν σωτηριῶν.



tapfere Weisfar, dem nächsten Haufen der Hunnen entgegen, und esfocht über sie einen glänzenden Sieg, der ihm den Reib aller kaiserl. Hofbeamten zuzog. Die gefchlagenen Hunnen flohen zu dem zweiten Heere des Zabergan oder Jarnegan, welcher sich zwar an die Donau zurückzog, aber trotz seiner Schwäche nicht über Jüperien vordrängte, bis er vom Kaiser Weisfar über ein Lösegeld die Befreiung, und ein eben so großes Jagegeld, als Sölden für bekommen pflegte, erfocht hatte. Endlich ergriff jüperischen die Waffen und empfing den Zabergan in seinem Lande mit solcher Tapferkeit, daß ihm alle Beute zu Theil wurde. Dieses Unglück schmerzte die Kuruzaren so sehr, daß sie nicht eher aufhörten zu sechten, bis sie und ihre Feinde gänzlich vernichtet waren. Der Kaiser gewann durch diesen mörderischen Kampf zwar sehr viel, weil dadurch die ihm furchtbaren Kuruzaren und Liturgaren weggeschafft wurden; allein da die Pseudoawaren (die Chuni und War) den Ueberrest an sich zogen, so ward die gebrauchte Ersatzlosigkeit durch die Folge schädlich. Sobald die Pseudoawaren im J. 563 die Donau erreicht hatten, schickten sie abermals Abgeordnete nach Konstantinopel, und verlangten Land, welches sie sich selbst auszuwählen wollten, Waffen und Subsidien. Der Dux Justinus in Thracien warnte zwar den Kaiser Justinian, sich nicht zu überlassen, weil diese Pseudoawaren sehr raubgierig, schlan und arglistig wären, und dabei einen unersäglichenden Muth besäßen. Dieser Rath veranlaßte den Kaiser, die pseudoawarischen Gefandten lange aufzuhalten und dem Justinus insgeheim Befehl zu geben, ihnen die Waffen, die sie in Konstantinopel gekauft hatten, abzunehmen. Der Kaiser wollte diesen Pseudoawaren die Gegend der Pannonia Secunda, die ehemals den Herzog gehöret hatte, einräumen; allein sie waren geneigter, in Eothisien, jenseit der Donau, zu bleiben, und nahmen einen Theil desselben, in der Woldau und in Stebenbürgen, den älteren Bewohnern ab. Justinian vollendete den Befehl des Kaisers Justinian, seines Oheims, und erregte durch Hinnegungung der Waffen bei ihnen eine große Abneigung gegen alle Römer. Dennoch unternahm sie keine bedeutende Feindseligkeiten, so lange der Kaiser Justinian lebte \*).

CHUR, das Bisthum, gehöret zu dem ältesten in der Schweiz; denn es wird schon in Urkunden des 8. Jahrhunderts erwähnt. Keine gibt insofern Auskunft über den eigentlichen Stifter, wobei es kommt, daß eine Schriftsteller \*) fogar den Apostel Petrus ausdrücklich als solchen bezeichnet, während Andere sich damit begnügen, als ersten Bischof entweder einen gewissen in der ersten

Hälfte des 5. Jahrhunderts lebenden Punitius oder den Elimo zu nennen, dessen Unterschrift bei der vierten saionischen Kirchenversammlung im Jahre 451 vorkommen soll \*). Dem sey nun wie ihm wolle, immer stand die Schicksale des Bisthums Chur mit der spätersen Geschichte innig verflochten und insbesondere mit der des Oettershausbundes (la Chiaade de Vien). Zu den Zeiten, wo es durch Kämpfe, Entzungen, ja selbst Eroberungen mächtig geworden war, wo dessen jüperische Stämme und Trümme auf dem deutschen Reichstage hatten und sie sich in dieser Beziehung, seit 1710, fürsten des heiligen römischen Reichs nannten \*), übte dasselbe einen nicht zu verkennenden Einfluß auf ganz Graubünden aus. Diese Macht blieb sich nicht zu allen Zeiten gleich. Es gab Ausgenblicke, in welchen sie ohne den ausdrücklichen Schutz des Oettershausbundes noch tiefer herabgesunken wäre. Verschwindungen von Seiten der Bischöfe, der Verlust früherer Gerechtsame, die Reformation, unglückliche Kriege u. dgl. m. versetzten dem Ansehen und der Macht dieses geistlichen Hirten die empfindlichsten Wunden. Losgerende Güter, selbst außerhalb Rhodens \*), Zölle, Rodenzinsen, geistliche Gefälle, endlich das Rumprecht, über dessen Ursprung auch nichts Gewisses bekannt ist \*), bildeten die nicht unansehnlichen Einkünfte des dem Erbischof von Mainz untergebenen Bischofs, dessen Kirchspengel, mit Ausnahme von Puschhof und Deutsch, ganz Graubünden, einen Theil von Tropol und einige italienische und schwäbische Reichthümer umfaßte. Außer dem Domcapitel zu Chur, dem er vorstand, hatte er dabeiselbst eine eigene Hofkapelle \*), so wie das Bisthum seine Erzbischöfe und Erzbischöfe, deren hier nur gedacht wird, um anzudeuten, daß die Erzbischöfe von Ostreich als Bischöfe der Grafschaft Tropol Erzbischöfliche waren. Mit geringen Veränderungen würden diese Verhältnisse bis zur letzten schweizerischen Staatsumwälzung. In den neuesten Zeiten ist der Erzbischof des Bisthums anders begrenzt worden, indem, nach Auflösung der frühern Beziehungen des Bisthums Konstanz zur Schweiz, die schweizerischen Städte Urd, Schwyz, Unterwalden \*), Zug, St. Gallen, Thurgau und Appenzel A. N. sich an Chur angeschlossen haben, das jetzt auch ganz Graubünden mit alleiniger Ausnahme von zwei Mairereien umfaßt, die unter das Bisthum Como gehören. Diese neue Begrenzung beruht auf einer von den genannten Städten, unter päpstlicher Genehmigung, mit dem Bischof 1822 abgeschlossene Über-

\*) Siehe J. E. Kästl's Staats- und Erbschreibung der bish. Erzbischöflichkeit. IV. S. 136. H. P. Lehmann: Die Herkunft der Graubünden. I. 92. 138—147. Aldersbach's Geschichte, Carius's Geschichte von Glarus, Velen und Schwyz. St. Gallen 1805, II. 34. No. 6.

\*) Siehe J. E. Kästl's Staats- und Erbschreibung der Schweiz. Erzbischöflichkeit III. 181.

\*) Siehe Salomon's Geschichte: das alte Zürich, Zürich 1829, S. 47 und 199 (114.).

\*) V. G. von Haller's Schweizerische Mähr- und Merkwürdigkeiten. II. Bismuth Chur. S. 308—337.

\*) Schweizerischer Kalender für das Jahr 1797, Zürich bei Götter, Bergrath's, Kirchen-, Kriegs- und Literatur-Etal. S. 101.

\*) Schweizerische Jahrbücher. Aarau 1823. I. S. 421—427. Meyer von Krenau's Verh. der Erbschreibung und Staatskunde der Schweiz. S. 68, Schweizerische Monatsschrift. Zürich 1823. S. 170.

\*) Die ferneren Schicksale der Pseudoawaren s. unter den Artikel Justinian, Priscus, Karl der Grosse, Pseudoawaren. Vergl. den Artikel: Awaren, die Worte von Adammann (Unterwalden) zur Geschichte der ersten Wälder, Gedobert, Engel, Zücher.

\*) Siehe Constantius oder erstens die Series der Bischöfe zu Chur, so viel in Rücksicht der alten Erbschreibung, Monumenten über aus berühmten Personen zu finden gewesen, von dem berühmten Fürsten und Herren, Herrn Johann, Bischoff zu Chur, Herrn zu Graubünden u. s. zusammengeordnet. Ende 1645. Nach Haller's Bibliothek der Schweizer Geschichte III. No. 875 steht der Verfasser zu dem Geschichte der Ginoz von Köpfermann.

einkunft 7). Seit 1825 führt der letzte den nachstehenden Titel: Er hochfürstliche Gnaden der Bischof zu Ebus und St. Gallen, Herr zu Fürstenburg und Fürstenaau, insulter Propst zu Bistherade nächst Prag, Prälat des Königreichs Böhmen 7) u. s. w., weil das neu errichtete Bisthum St. Gallen 7) dergeßalt mit dem zu Ebus vereinigt worden ist, daß er, so viel nämlich, die eine Hälfte des Jahres in der einen, die andere aber in der andern Diöcese residiren muß, und von den beiden im übrigen ganz geschehenen Domcapiteln gewählt wird. Das Domcapitel zu Ebus besteht aus residirenden und auswärtigen Domcapitularen 11). Zu den ersten gehören der Dompropst, der Dombischof, der Domscholasticus, der Domeusos und der Thesaurarius oder Domschatz; zu den Andern errent Schreyer, Uly einen und jeder Landesheil von Unterwalden (Obwalden und Nidwalden) einen Domherrn aus ihrer Landeskerse. Dafür entschalten aber auch diese Stände einen jährlichen Beitrag von 1600 Gulden zur bischöflichen Mensa (Tische). Der Bischof selbst, wie in dem Artikel Chur (Ebl. XVII. S. 169) gesagt ward, in Ebus den bischöflichen Hof (la Courth). Er hat dafelbst ein bischöfliches Seminar, in St. Gallen einen Generalvicarius und bischöfliche Commisars in den übrigen Diöcesenstäten. Aber seine Einkünfte sind die Angaben zu verschieden, um hie eine kritische Aufzählung derselben versuchen zu wollen. Ob dem Gotteshausbunde, wie er es denn sehr behauptet, die Kastenvogel und das Schirmrecht über das Bisthum ausschließliche zustehe, darüber scheinen zwar die Stimmen gescheit, doch übt der große Rath des Kantons Graubünden die Oberherrlichkeit des Staates über dasselbe aus 12). (Graf Henckel von Donnermarck.)

CIGALA, I. Sinau genant (eigentlich Scipio), Pascha und Generalcapitain der türkischen Flotte, geb. 1549, stammte aus Sicilien und geriet 1561 in türkische Gefangenschaft, in welcher er, um frei zu werden, den mohammedanischen Glauben und den Namen Sinan annahm, worauf er in türkische Militärdienste trat und in kurzem avancierte. Als türkischer Flottenführer trug er viel zum Siege in der Schlacht von Eräus (Eger) in Ungern im J. 1596 bei. Er wurde im J. 1599 Pascha, aber im J. 1604, wegen einer in Persien verlorenen Schlacht, auf Befehl des Sultans Ahmed zu Brusa strangulirt. In der Geschichte von Ungern wird seine mehrfach erwähnt.

8) Auch für das Jarische Kieken- und Schulwein Frankfurt 1815, Bd. III. S. 113, 166. 9) Schweizerisches Museum 1816. 10) Grante's öffentliches Recht der schweizerischen Eigenschaft S. 329. 11) Regimentsbuch der XXII. Kantone schweizerischer Eigenschaft. Schaffhausen 1829. S. 179. 12) Die diesjährige päpstliche Bulle vom 2. Juli 1823 ist in einer teutschen Übersetzung abgedruckt in J. J. Bollingers Sammlung der gegenwärtig in Kraft bestehenden Verträge und Verordnungen des Cantons St. Gallen. St. Gallen 1829. S. 79. 13) Ihre Anzahl wird ganz verschieden angegeben. Das Regimentsbuch nennt deren 9; das neuchâtel'sche Verzeichnis des Schweizerlandes, 1827, II. S. 10 fagt, es wären 15 an der Zahl, andere behaupten dagegen, das Domcapitel habe 24 Domherren. 14) S. Kreisgrenzen des großen Rathes an die Gemeinden vom 12. Juli 1824, abgedruckt in der schweizerischen Monats-Chronik. Zürich 1825. S. 131.

II. Johann Michael, ein Keneget, geb. in Tergowisch in der Walachei, wurde von dem walachischen Bojwoden Mattheus mit dessen Residenten nach Conflans in Aegypten geschickt; trat nach dem Tode seines Vönners zum mohammedanischen Religion über, und reside dann unter dem Namen Mohammed, des Durch mehrer europäischen Länder und gab sich für den Sohn des Pascha Scipio oder Sinan Cigala und einer Tochter des Sultans Ahmed, und für den gewissen Pascha von Palästina, Karamanien, Magnesia und Trapezunt und Generalstatthalter der türkischen Truppen in der Nähe des schwarzen Meeres, aus. In Polen wurde er am Hofe mit Güte überhäuft und machte einen Gehilfen gegen den Sultan Mohammed mit, und in Rom erhielt er vom Papste ansehnliche Geschenke. Im J. 1670 begab er sich Paris und von da nach England, wo er endlich als Betrüger entlarvt wurde. (Rumy.)

CILICIA wurde von den Römern, Kilikia von den Hellenen die Landschaft Kleinasien genant, welche zwischen dem Gebirge Tauros im Westen und Norden, dem Amanos im Osten, dem mittelländischen Meere im Süden, welches doer eben den Namen kilikisches Meer und ilikisches Meerbusen erhielt, eingeschlossen, der Insel Rhodus gegenüber liegt. Strabon 1) und nach ihm Stephanos 2) von Byzanz unterscheiden ein Kilikien aus derhalb und innerhalb des Tauros — Kilikia ἡ ἐξ ὑπὸ ταύρου καὶ ἡ ἐξ ὑπὸ ταύρου 3) — und verstehen unter dem letzteren eine Provinz — οὐρανία — Kappadokiens und das Gebirge Argäos, mit der Hauptstadt Magaza 4). Unter dem ersteren aber ist das so eben beschriebene zu verstehen, und dieses theilten die Alten wieder ein in das Hochland — οὐρανία, aspera — und das flache Land — πεδιάς, campestris. Doch berzieht Stephanos den Ausdruck οὐρανία zugleich auf das angrenzende Isaurien, wie auch andere 5). Das Hochland nun fängt Strabon westlich bei der Stadt Korakesion an und setzt ihm gegen Osten seine Grenze beim Flusse Laros; von dort bis zur Stadt Issos bezeichnet er darauf den Küstenstrich bis an die Tauros-Kette mit dem Namen des flachen Kilikiens. Der Periplos geht etwas weiter gegen Westen und nimt dort den Fluß Melas als Grenze an. Plinius nennt den Melas die alte Grenze Kiliciens. Ptolemäos und Epliar rechnen Korakesion noch zu Pampholien; Pomponius Mela aber fängt Kilicien

1) Str. XIII. p. 698

2) Steph. a. v. οὐρανία. 3) über den Ausdruck s. Strab. XI. p. 491. 4) Strab. XII. p. 535, 538. Dieses Kilicien steht aus Herodotos (I. 72.) bei der Beschreibung des Landes des Sinas. 5) So nach ihm Eustath. ad Ilia. II. 633. — Nicht anders Flor. III. 6., welcher die Isaurer ipsa arx Ciliciae nennt und Epit. Liv. III. 6. Servilius in Cilicia Isauria domuit. — Ammian. Marc. XIV. 8. verbindet Isaurien völlig mit Kilicien. Denn wenn er gleich sagt: ejusque (Ciliciae) lateri dextro adnexa Isauria, so läßt er doch wieder den Kalesios mitten durch Isaurien fließen und spricht von Seleucia und Klaudopolis auf gleiche Weise, als von zwei Städten Isauriens. — Der Grund hiervon liegt im Uebel in der gleichen Bezeichnung der beiden Provinzen und in der gleiches Scheinens ihrer Bewohner, zum Theil hingen nämlich schon zu Augustus Zeit die Isaurer an das Hochland Kiliciens zu, andere schwärmten, und so ging der Name Isaurien allmählig auf diese Gegend über.

dem Vorgebirge Anemurion an; Artemidoros bei der Stadt Salenderis, und rechnet von dort bis zu den syrischen Thoren (der Ofgrenze Kilikiens) 1260 Stadien <sup>9)</sup>. Ptolemäos <sup>7)</sup> theilt das Land in noch kleinere Theile, wie sie denn wol zu seiner Zeit, da das ganze Land unmittebar unter der römischen Herrschaft stand, der Verwaltung wegen bestehen mochten; es sind folgende von Westen nach Osten: Sklentis, Ketis, Dalaks, Echarakine, Komatis, Lakanitis, Drepsile, und das eigentliche Kilikien — Cilicia propria. Der letztere Ausdruck für den des fachen Kilikiens entstand ohne Zweifel, seitdem die Römer auch das Hochland zur Provinz machten.

Die Länge der ganzen Küste wird von den Alten nicht angegeben; doch findet sich bei Strabon die Bestimmung einzelner Strecken nach Stadien, als von der panphysischen Grenze bis zum ersten Vorgebirge Anemurion 820 Stadien und von da bis das Solö 600, nach Artemidoros aber betrug die Entfernung von den syrischen Thoren bis Salenderis, welches zwar westlich über Solö hinaus lag, 1260 Stadien. Nach solchen Angaben und den neueren Erhebten kann man die ganze Länge auf etwa 60 geogr. Meilen annehmen. Die Breite des Landes war ungleich sehr ungleich, auch scheint überhaupt im Längs gegen Fluarten, Ekaanten und Kappadokien keine scharfe Grenze bestanden zu haben. Strabon gibt uns nur an einer Stelle die Breite des Landes an; von der südlichen Grenze bis Tarfos waren 120 Stadien, und von da bis zur Mündung des Kydnos nicht mehr als 5 Stadien; dabei hat er aber nicht den Abstand von der Mündung des Kydnos bis zur Meereseinfö, d. h. das sogenannte Khegma oder die Lagunen, in denen der Kydnos mündete und die wenigstens eine solche Ausbuchtung hatten, daß Tarfos für keine Seestadt galt, mitgerechnet. Die Länge dieses Khegma wird aber von dem Periplus auf 70 Stadien angegeben. Somit würde die ganze Breite sich auf 195 Stadien oder 6 geogr. Meilen belaufen. Dies scheint nun aber auch das geringste Maß der Breite zu seyn, und man darf an anderen Orten wol an 15 Meilen annehmen. Danach betrug also der Flächeninhalt gegen 600 Q. Meilen. Die jetzige osmanische Provinz Ischil (Cilicia) umfaßt zwar gegen 800 Q. Meilen, doch breitet sie sich auch über die Grenzen des alten Kilikiens aus.

Nach dem Zeugnisse des Herodotos <sup>9)</sup> erhielt das Land seinen Namen von dem phönizischen Kitz, Agenor's Sohn. Daß ein König Kitz in Kilikien geherrscht habe und vom Zeus überwunden sey, hatte auch Dioboros <sup>1)</sup>. Auf ähnliche Weise behauptet Tsephos <sup>12)</sup>, die Stadt Tarfos habe ihren Namen von Tarfos, dem Enkel Japhets, erhalten. Wachart <sup>11)</sup> will daher nach seiner Art den Namen aus dem phönizischen  $\text{D}^{\text{P}}\text{T}^{\text{N}}$  = challekin

oder challukim ableiten und auf das kleinste Kilikien beziehen. — Unsere Hauptquelle bleibt Herodotos, welcher zu dem schon Angeführten hinzusetzt: der Urtroß —  $\text{r}^{\text{o}}$   $\text{malat}^{\text{o}}$  — hätten die Kiliker Hoppacher —  $\text{T}^{\text{P}}\text{P}^{\text{P}}\text{P}^{\text{P}}$  — geheßen. Mehr glauben wir nicht in bedürfen, um uns zu überzeugen, daß in den ursprünglichen Kilikern ein dem pelagisch-hellenischen verwandter Volksstamm angenommen und Mannerts <sup>12)</sup> Ansicht, daß diese Verwandtschaft erst von den Hellenen zu Alexanders Zeit entstanden sey, verworfen werden müsse. Ktiser erwähnt schon Homeros <sup>13)</sup> und läßt sie in der thebaischen Ebene am Fuße des Berges Plakos wohnen; somit befaßen sie die Küste von Karamanien bis zum Kalkos, und waren Nachbarn der Leleger, die ihnen nochnächst am Affos herum wohnten. Sie waren in zwei Herrschaften getheilt, in die des Eetion und die des Wronos, mit den Hauptstädten Theba und Parnessos <sup>14)</sup>. Strabon erklärt sich deswegen ausdrücklich dahin, daß diese homerischen Kiliker eine s Stammes wären mit dem später so genannten Volke <sup>15)</sup>, und stützt sich auf darauf, daß man an der panphysischen Küste zwischen Paphlagonien und Karia noch die Spuren der Städte Theba und Parnessos zeige <sup>16)</sup>, wobei er auch das Zeugniß des Kallisthenes anführt. So nennt auch Plinius <sup>17)</sup> noch Cilices Mandacaden, welche unter der Jurisdiction von Adramotion standen. Ferner beruft sich Strabon auf das altägyptische Schiffe  $\text{A}^{\text{H}}\text{H}^{\text{o}}$   $\text{r}^{\text{o}}$   $\text{ad}^{\text{o}}$  — dessen auch schon Herodotos VI, 93, in Kilikien erwähnt. — Nicht anders ist es mit den homerischen Krima —  $\text{r}^{\text{o}}$   $\text{A}^{\text{H}}\text{H}^{\text{o}}$   $\text{r}^{\text{o}}$  —; Eantbos und Demetrios von Skepsis <sup>18)</sup> ziehen dieselben in die Landschaft Karia; sakaume in Kyprien, und daß wol nicht ohne Grund. Poseidonios aber hielt das  $\text{r}^{\text{o}}$   $\text{A}^{\text{H}}\text{H}^{\text{o}}$   $\text{r}^{\text{o}}$  für den Namen eines Volkes, und schloß nun auf Krim und Kramat, und hielt daher Sorien für die von Homeros bezeichnete Gegend <sup>19)</sup>. So verdingte man sich schon in frühester Zeit an den einfachen Sagen der Dichtung.

Aber noch mehr Spuren der alten Kiliker finden sich in der später nach ihnen benannten Landschaft. Die homerischen Keler saßen in der Landschaft Elaitis am Kalkos zwischen den Kilikern und Pelagern <sup>20)</sup>; auch noch in dem spätern Kilikien hieß eine Landschaft Ketis. Hierher gehören die Sagen vom Amphilocho, der mit dem Mepos und Kalchos von Troja zu diesen Küsten gekommen sey <sup>21)</sup>; so ist es mit dem troischen Gebirge, welches sich auch in Epiros der Insel Ehos gegenüber findet; und ausdrücklich wird behauptet, daß Solö von Achäern und Kiboiern, Tarfos von Argivern gegründet sey <sup>22)</sup>;

12) Geograph. 6. Th. 2. Abth. S. 37.

13) Iliad. VI, 377.

14) Strab. XIII, p. 611.

15) XII, p. 592.

16) XIV, p. 687. Damit zu vergleichen, was Herodotos (VII, 91.) über die Abkunft der Panphylor sagt.

17) H. N. V, 32.

Es wird auch miltlich in der nov. episc. prov. Hallesponti p. 27 in Müssen ein Ort Mandacada aufgeführt. (Nach Savins Reise.)

18) Str. XII, p. 579. XIII, p. 628. Diod. V, 71.

19) Strab. XVII, p. 784. vergl. p. 750. Der Name hieß bleibt XII, p. 628. — Einath. ad H. II, 782. Der Name hieß in althellen. Promachos v. 131. läßt den Trojanen in Kithion geboren, in Cilicien aber gezeugt werden.

20) Strab. XIII, p. 616. 629. 674.

21) Strab. XIV, p. 698. 676. Herod. VII, 91.

22) Strab. XIV, p. 671. 673. Darüber unten

81

9) Strab. XIV, p. 670. 7) Ptolem. V, 8. 8) Herod. VII, 91. vergl. mit Apollod. III, 1. und Hygin. Fab. 174. 9) In Kuseb. praep. evang. II, 2. — Diod. ed. Wesel. T. II, p. 624. 10) An. Jud. I, 6. vergl. damit Steph. Byz. a. v. Tsephos, der den Tsephos jedoch nur wegen der apizitischen Gewürze als des Karmos nennt. Tsephos kam aber überhaupt in solchen Dingen keine entscheidende Rolle für uns zu sein, wie denn auch Stephanos sich um seine Bedeutung weiter nicht bekümmert.

11) Chanaan I, 5.

12) Geogr. Entz. d. Th. a. S. XXI.



und eine Stadt desselben Namens fand sich auch noch später in Bithonien. Ubrigens soll mit dieser Annahme nicht geläugnet werden, daß in Kilikien nicht auch Vorkommen vom sprichseligen Volkstamm (sagen und wohnen) hauptsächlich das Gebirge einnahmen, wie sich denn auch die Bewohner des eigentlichen Hochlandes immer wesentlich unterscheiden von denen des Flachlandes.

Von der Beschaffenheit des Bodens im flachen oder eigentlichen Kilikien macht Xenophon eine glänzende Beschreibung<sup>23)</sup>. Er versichert, die Ebene sey groß, schön und bewaldet, sie sey voll von Bäumen aller Art und von Weinstöcken, bringe viel Sesam, Hirse (*panicum miliaceum* L.), Schwaden (*panicum italicum* L.), Weizen und Gerste hervor. Ein steiles und hohes Gebirge umschloß sie allenhalben von einer Seite am Meere bis zur anderen. Ruß ihm stimmen überein Diosk., Curtius und Ammianus Marcellinus<sup>24)</sup>.

Kilikien's Erzeugnisse im Pflanzenreiche scheinen sich am meisten ausgezeichnet zu haben, denn aus dem Thierreiche führt Aristoteles<sup>25)</sup> nur Ziegen an, welche in jenem Lande wie Schafe gehalten wurden — also die angorische Ziege. Unter jenen ist der Esakan am bekanntesten geworden<sup>26)</sup>. Der silische Rosinenwein stand nur dem streitigen nach<sup>27)</sup>. Auch lieferte das Land den besten Pflanz<sup>28)</sup> und daher auch den besten Pflanzwein zu medizinischem Gebrauche<sup>29)</sup>. Die Granatapfel gedeihen in Kilikien gut, und hatten bei Soli keine Kerne<sup>30)</sup>. Dort, wie auf Kreta und am Haliarte, fand sich der Sypraxbaum (*Syrax officinalis*)<sup>31)</sup>. Auch die Smilax (*Smilax aspera* L.) wird von Plinius vornehmlich Kilikien zugesprochen, wiewol sie sich auch in Hellas fand<sup>32)</sup>. Die silischen Feigen findet Plinius wenigstens der Erwähnung werth<sup>33)</sup>. Der Jüßos dauerte nach einer Art Zwieseln, die gleich den sardischen für die weissesten gehalten wurden<sup>34)</sup>. Ferner wurde das silische Trinum (eine wohlriechende Salbe aus der Iris Florentina) vornehmlich gelobt<sup>35)</sup>. Endlich rühmt auch den silischen und peisidischen Bergen das beste Zentrion oder Hemionien, ein wirksames Heilkräuter, welches entweder Graminis Ceterach oder Scelopendrium hemionitis zu sein scheint<sup>36)</sup>. — Und dem Mineralreich lassen sich nur gute Weine nennen<sup>37)</sup>, doch scheinen sie nicht in die feinsten gehört zu haben. Außerdem fand man in Kilikien eine asphaltbaltige Erde, womit man die Weinstöcke bestrich und gegen Ungeziefer schützte<sup>38)</sup>.

gebirge. An den westlichen Küsten Kleasiens, zwischen den Flüssen Mäandroß, Hermos, Sangarios, erheben sich Gebirgskette von mäßiger Höhe und verschiednen Namen, nehmen eine östliche und südsüdliche Richtung und vereinigen sich bei den Quellen des Mäandroß und Sangarios. Dieser rauhe Gebirgsknoten, höher als seine Arme, nördlich begrenzt durch den Halos, östlich durch den Kalpabnos, erhebt bei den Alten den Namen Taurus. In dem Bereiche dieses Gebirgsknotens lagen die Landschaften Peisidien, Isaurien und das Hochland Kilikien. Bei dem Kalpabnos zieht sich der Taurus wieder zusammen, setzt seine Richtung gegen Osten fort, entsendet nördlich einige Flüsse zum Halos, südlich die kilikischen zum Mittelmeer und theilt sich bei den Quellen des Pyramos, nachdem er das Flachland Kilikien gegen Osten benutzogen hat, in zwei Arme. Der eine von demselben zieht sich gegen Nordost und nimmt den Namen Antitaurus an, der andere wendet sich gegen Südost und Süden und hieß Amanos. An Höhe übertrifft der erstere den letzteren, und steht in Verbindung mit den armenischen und kaukasischen Gebirgen, aber an Raughheit scheinen beide sich gleich geblieben zu sein<sup>39)</sup>, und besonders schreift ist die Abhängung gegen Süden. Aus manchen Schilderungen von diesem Gebirge bei den Alten möchte man es für ein Alpengebirge halten; daß es aber nach einzelnen Bemerkungen alter Schriftsteller und neuerer Reisenden durchaus nicht, sondern nur so viel geht und ihnen hervor, daß es zwar sehr raub und voller Klippen und wilder Thäler, jedoch nur in den Wintermonaten mit Schnee bedeckt ist und sich wol nicht über 6000 Fuß erhebt. Strabon<sup>40)</sup> spricht von Hochebenen, welche fruchtbar und tauglich für Öl- und Weinbau wären, und welche gute Viehweiden hätten. Die Anhöhen selbst waren mit Wald bedeckt aller Art bedeckt. Strabon<sup>41)</sup> berichtet ferner, daß auf der Bergspitze Olympus das gleichnamige Naisioschloß des Zenetos gelegen, und daß man von dort aus eine Aussicht über ganz Lykien, Pamphlien und Pisidien gehabt habe. Am deutlichsten beweisen aber die verschiedenen Herjäger über den Taurus, daß derselbe kein Gebirge war.

Da nämlich das eigentliche Kilikien ringum von der taurischen Gebirgskette eingeschlossen war und durch daselbe die Hauptstraße von dem westlichen Kleasiens nach Osten und Mesopotamien führte, so waren der Hauptpasse<sup>42)</sup> in jener Gebirgskette im ganzen Urtummen bekannt und in strategischer Hinsicht von hoher Bedeutung. Der erste dieser Pässe führte von Karapadoken aus gegen Süden zur Stadt Sardos am Fluße Ardnoß. Nach Strabon<sup>43)</sup> nahm die Gebirgskette nördlich in der Landschaft

eine weitere Fortsetzung. 23) Xen. Anab. I, 2, 22. 24) Diosk. XIV, 30. Curt. III, 4. Ammian. XIV, 8, 29. Arist. h. anim. VIII, 28. Auch findet man den Bandwurm hier nennen, von welchem die Älteren wenig getrunken haben. Theophr. h. pl. IX, 20. Plin. XXVII, 12. 26) Plin. XXI, 17. primo nobilitatis Cilicio (ercoen) est ibi in Coryco monte. Dioscor. I, 25. Theophr. h. pl. VI, 6. mit Strabo's gele Ammian. 27) Plin. XIV, 11. 28) Plin. XXV, 87. XIV, 19. Dioscor. III, 30. V, 56. 29) Colum. XII, 35. 30) Theophr. h. pl. II, 2. cons. pl. I, 9. 31) Dioscor. I, 73. Strab. XII, p. 570. Plin. Lyand. 28. 32) Plin. XXV, 61. Theophr. h. pl. III, 18. Dioscor. IV, 144. 33) Plin. XVI, 40. 34) Theophr. h. pl. VII, 4. Plin. XIX, 32. 35) Plin. XXI, 19. Theophr. h. pl. VI, 18. Diosc. I, 1. Athen. XV, p. 486. Strab. XII, p. 571. 36) Plin. XXV, 20. Dioscor. III, 151. 152. vergl. Strabon. Theophr. 37) Plin. XXXVI, 47.

38) Theophr. Fr. de lapid. 49. Dioscor. V, 161. Strab. VII, p. 310. 39) Strabon berichtet über vier Gänge, die über das Taurus-Gebirge — XIV, p. 161. XI, p. 520, 600, Ausdehnung derselben XI, p. 490; Dionys. XII, p. 235; die höchsten Gipfel des Taurus gibt er bei den Zelmenen an I, p. 21. XII, p. 509. 40) Strab. XII, p. 570. 41) Strab. XIV, p. 671. 42) So wie erwähnt Curtius III, 4. 43) Strab. XII, p. 507.

schaft Tzanitis ihren Anfang; damit ist aber für die genaue Bestimmung dieser Straße nichts gewonnen. Xenophon <sup>44)</sup> erzählt, Krosos der Jüngere sey nach Ikonion, der letzten Stadt Phrygiens gekommen, sey von da durch Lykaonien 30 Parasangen — ungefähr 22 Meilen — weiter gezogen und habe die Gegend den Hellenen zur Wüstenberung dreis gegeben. Von dort (also offenbar am Ende der 30 Parasangen, von einem ungenannten Orte aus; vielleicht war es auch nur ein Lager) entsendete Krosos die ihn begleitende kilikische Königin Eppara auf dem kürzesten Wege nach Kilikien und gab ihr den Herrtheil des Menon (nach Anab. I, 2, 6. waren es 1500 Mann) mit. Krosos aber zog mit dem Hauptheer noch 25 Parasangen weiter und kam nach der Stadt Dana, welche groß und wohlhabend genannt wird. Von hieraus suchte er durch die Gebirgspässe in Kilikien einzudringen. — Die Schwierigkeit für die Bestimmung der Straße liegt in Folgendem: daß nirgend eine Stadt Dana in Kappadocien genannt wird und doch soll sie bedeutend gemein seyn; daß aber Strabon in der Landschaft Tzanitis, welche nach seiner Angabe vor den kilikischen Gebirgsrücken lag, nur drei Städte, Tzana, Kasababa und Kobistra aufzählt, und zwar nachdem er zuvor von den Landschaften Kappadokiens behauptet hat, nur zwei von ihnen hätten Städte und davon sey Tzanitis die eine. Man darf also annehmen, daß jenes Dana für dieses Tzana zu halten sey. Denn daß Tzana die Metropole der Landschaft war, beweist ihr Name schon; dazu ließ Krosos in Dana einen königlichen Statthalter hinrichten, und nach Strabon XII. p. 639 fand sich auch noch in der Gegend von Tzana ein *εργασταδωρ του Κροου*.

Es entsteht ferner die Frage, weshalb Krosos nicht ebenfalls auf dem kürzesten Wege und also in Begleitung der kilikischen Königin in Kilikien einbrang, da sie doch beide ihre Richtung auf Tarsos nahmen und wohin, eben des kürzeren Weges wegen, die Königin fünf Tage eher kam. Krosos kam erst in 4 Marschen bis Dana, rastete dort 3 Tage, versuchte den Übergang aus des Gebirges und wartete einen Tag am Fuße desselben auf den Abzug des kilikischen Königs. Für den Durchzug durch den Engpaß — bei einer Ausdehnung von 20 Stadien — darf man wieder einen Tag rechnen; zu dem Zuge abwärts des Tarsos — 25 Parasangen — wurden nach Xenophon 4 Tage gebraucht. Krosos hatte also von dem Orte aus, wo er sich von der Königin trennte, wenigstens 13 Tage gebraucht, wenn man für den Marsch von Dana bis an des Gebirge und für den Nachtag desselb nur einen Tag rechnet. Von diesen 13 Tagen würden 9½ Marschstage gewesen seyn. Die Königin kam 5 Tage eher als Krosos nach Tarsos, sie muß also 8 Tage zu ihrem Zuge gebraucht haben und doch war sie auf dem kürzesten Wege entsandt. Sie hatte zwar auch neben ihrer eigenen Bedeckung von Kilikern und Akkadern <sup>45)</sup> noch 1500 Mann Hellenen bei sich, welches ebenfalls auffallend erscheinen könnte, allein diese Mannschaft kann doch nimmermehr in Vergleich mit dem Hauptheer des Krosos gestellt werden.

Diese Umstände mögen Reichard bestimmt haben, die

Königin sich schon in Ikonion vom Krosos trennen und nach Pamphylien wenden zu lassen. Dabei bleibt aber unbegrifflich, wie sie dann in 8 Tagen nach Tarsos kommen konnte, und ferner bleibt es sogar ungewiß, ob es zu der Zeit auch eine Herrstraße durch das Hochland Kilikien, welches sie durchziehen mußte, gab. Alexandros wenigstens kam nur die zur Stadt Aspendus und zuletzt schon auf gefährlichen Wegen. Ferner rechnet Reichard die 30 Parasangen, welche Krosos von Ikonion aus durch Lykaonien marschirte, nicht zur ganzen Summe mit, sondern setzt auf seiner Ebarte hinzu: ab Ikonion Cyrus circumduxit exercitum 30 parasangis in Lycaonia praedandici causa. Das kann aber schwerlich in den Worten Xenophon's liegen: *Εὐθείης δὲ λαυρὸν διὰ τῆς Ἀνακτορίας οὐρανοῦς νύκτι παρὰ οὐρύας τοῦ οὐρανοῦ. Ταύτης τὴν ὁδὸν ἐνέπρεπε διαπύουσι τὰς ἑλλας, ὡς πολὺταις οὐραῖς.* — Mannter dagegen will in dem ptolemäischen *Tanab ara*, später *Cocinus* oder *Cocumum* genannt, des Xenophon Dana wieder erkennen. Dieser Ort muß aber auf der Ostseite des Flusses Pinaros gesucht werden, und liegt also für die gegebenen Maße viel zu weit östlich. Aber auch angenommen, Krosos sey wirklich durch das Thal des genannten Flusses in Kilikien eingebrungen, so hätte er den Weg vom Pinaros über den Caros zum Kodnos bei seinem Marsche von Tarsos nach Issos zum zweitenmale machen müssen, welches doch von dem Wus genutzten Xenophon schwerlich unbemerkt geblieben wäre.

Unsere Ansicht ist nun diese: 1) da Krosos die Königin außer ihrer eigenen Bedeckung noch von 1500 Mann Hellenen begleitet ließ, so hatte er dabei keine andere Absicht, als dem kilikischen Könige eine Diversion zu machen, die auch nicht ohne Erfolg blieb, besonders da sich zugleich auch die Flotte des Krosos an den kilikischen Küsten zeigte. Deshalb überreite auch Krosos seinen Marsch nicht, und rastete am Fuße des Gebirges einen Tag. 2) Läßt sich daraus, daß der kilikische König den Paß, durch welchen Krosos mit dem Hauptheer einbrang, selbst besetzt hielt, schließen, daß dies wirklich auch der Hauptübergang war. Denn besetzt muß wohl der andere Paß auch gewesen seyn, denn bei dem Übergange der Königin gingen zwei Compagnien — *λόχοι* — von Menons Herrtheil verloren <sup>46)</sup>. 3) Wenn die Königin mit ihrer viel geringeren Mannschaft den kürzesten Weg nach Tarsos einschlug, und doch nur höchstens 2 Tage weniger zu ihm rein Marsche gebrauchte, als Krosos mit dem Hauptheere auf großem Umwege, so muß jener längere Weg um so beschwerlicher gewesen seyn. — Wir glauben daher das Thal des Flusses Kodnos, an dessen Mündung Tarsos lag, für die Straße, welche die Königin einschlug, nehmen zu müssen. Krosos aber scheint uns weiter gegen Osten durch das Thal des Flusses Caros gezogen zu seyn, der bei weitem größer als der Kodnos im Antitaurus entspringt und sich einen Durchbruch durch den Taurus, Kilikien's Grenzgebirge, erzwungen hat; wogegen der Kodnos seinen Ursprung nur auf dem Taurus nimt. Die Tinnereitan das den auf seiner großen Straße die Orte Pinaros und Propylaeen, deren Lage aber anderweitig nicht zu bestimm

44) Xen. anab. I, 2, 19.

45) Xen. anab. I, 2, 12.

46) Xen. anab. I, 2, 25.

men ist, doch hat Ptolemaios das letztere dem Sacos näher. Der Paß selbst wird uns von Xenophon, Diodoros, Herodianos und Curtius \*) also geschildert: er war sehr steil, wuschlen hohen, nicht zu übersteigenden Felsen, enge (nach Curtius konnten kaum 4 genossene Männer neben einander gehen), doch fahrbare Heerstraße — *ὁδὸς ἀπαστῶς* — 20 Stadien lang (doch wol nur die beschwerlichste Stelle) und durch Wäldern, die mit Thoren versehen waren — *αἱ Κιλίκων πόλεις* — gegen feindliche Angriffe gesichert. Seine militärische Wichtigkeit war uns streitig schon sehr fröhe erkannt; so berichtet Strabon \*\*), Tanaia liege an der stark besetzten Schanze der Emiraus mid, welche zur Dedung dem Paße mag vorgelegt worden seyn. Das beste Zeugniß von der Schwierigkeit des Passes hat aber Alexander abgelegt, versichernd, der Feind würde sein Heer mit Steinen haben todt werfen können, wenn er die Höhen gehörig besetzt hätte. Alexandros nämlich betrat ohne Zweifel dieselbe Straße, wie er denn auch gleichfalls jureit nach Laros kam. Das läßt sich daraus entnehmen, daß er zuvor nach dem Lager des Laros kam, welches Aristaios \*\*\*) richtiger als Curtius aus der jüngeren Karos berichtet, von wo er noch 50 Stadien bis zum Engpasse hatte. Zum Dritten schlug der Kaiser Severus diesen Weg ein, als er gegen den Persensius Niger auszog.

Das Kilikien führte nun wieder hinaus zwei andere Pässe \*\*), der eine gegen Süden nach Epien, der andere ostwärts nach Kommagene und zum Euphrates. Der erste ist der wichtigere und kommt bei den alten Schriftstellern unter dem Namen *αἱ Σελιαὶ μέλαι* vor \*\*). Er lag zwischen der Stadt Ifios, der Grenzstadt Kilikiens nach dieser Seite hin und der Stadt Alexandreis (siehe Strabon's ronn). Der andere Paß führte durch das Amanos-Gebirge und erhielt daher seinen Namen \*\*); schwieriger aber ist es seine Lage zu bestimmen. — Hieher gehört des Arrianos Erzählung von dem, was der Schlacht bei Ifios vorausging. Alexandros war durch Ifios und die sonstigen Pässe gezogen; Dareios umging ihn auf seiner rechten Seite, drang durch die amantischen Pässe in Kilikien ein, besetzte Ifios und doch dort das Lager der Males domer auf, und schützte überhaupt den Alexandros von seiner Rückzugslinie mit seinem Rückhalt ab. Dieser Warth war offenbar mit Besatzungen angelegt, allein er wurde ohne denselben angegriffen, indem Dareios mit seiner Hauptmacht in Kilikien einbrang und die Entscheidung in den Engen suchte. Daß sich der Alexandros so umgeben und hintergehen ließ, ist sehr auffallend, und sein Glück ist bei diesen Ereignissen mehr zu bewundern, als seine Feldherrntalente. — Aus diesem Berichte wird uns

die Lage beider Pässe gegeneinander ziemlich deutlich gemacht; wenden wir uns also zuerst zu dem südlichen Passe. Am vollständigsten beschreibt ihn Xenophon \*\*), neben ihm ist Kallisthenes, als Augenzeuge des Treffens bei Ifios, Hauptquelle \*\*). — Südlich vor Ifios drängt sich ein schroffes Gebirge \*\*) mit unersteiglichen Felsen — *αἱ γὰρ ἡλίσσας* — hart an das Meer und gestattete an zwei Stellen nur einen schmalen Durchgang. An diesen beiden Stellen standen zu Xenophons Zeit zwei Kassele, das eine an der kilikischen, das andere an der syrischen Seite; ihre Entfernung von einander betrug 3 Stadien. Zwischen beiden floß der Fluß Kerkes, gegen 100 Fuß breit. Der Durchgang durch diese Enge mußte daher an sich schon für ein Heer überaus schwierig seyn; dazu berückten die Kassele die ganze Kasse \*\*). Deshalb lag auch der jüngere Karos diese Flotte dort an sich, um nothigenfalls diese Felsen umgeben lassen zu können. Das Schicksal der Flotte nun, wo Alexandros siegte, lag zwischen Ifios und dem Passe; dort nämlich ließ sich das Gebirge weiter vom Meere zurück und es entsteht eine Halbebene am Meere, die nach Kallisthenes nur 14 Stadien breit war. Sie wurde vom Fluße Pinaros \*\*) durchflossen, hinter welchem Dareios seine Stellung nahm. Schwieriger ist die Lage der Stadt Ifios zu bestimmen, von welcher alles übrige abhängt. Hieher fand man sie auf den Chertan an dem nördlichen Winkel des iussischen Meerbusens; auf Niebuhrs Worte \*\*) ist alles fälschlich gerückt und Reichard nimt daher den Ort Orseler auf jener Chertan für Ifios, und so scheint es bei genauer Vergleichung allerdings zu seyn. Bei den Alten finden sich übrigens keine an sich entscheidende Stellen, und so muß alles den Untersuchungen neuerer Reisenden überlassen bleiben.

Was nun den Paß durch den Amanos betrifft, so hat Strabon \*\*) zwar die Lage dieses Gebirgshuges deutlich genug beschrieben, wenn er ihn einen Arm des kilikischen Taurus nennt, der sich von Kataonien aus gegen Osten und Süden an dem kilikischen und syrischen Meere ausdehnt, und somit den Meerbusen von Ifios und das flache Kilikien bis zum Taurus umschließt; allein eine genaue Bestimmung der Lage und Richtung des Passes ist aus seinen Worten nicht zu gewinnen. Aus den Nachrichten über die Schlacht bei Ifios und Cicero's \*\*) Es

47) Xen. I. 1. Diod. XIV. 20. Herod. III. 3. Curt. III. 4. 48) Strab. XII. p. 537. 49) Arrian. II. 4. vergl. damit Strab. XII. p. 534., was schon darüber bezeugt worden ist. Manomet läßt den Alexandros demnachdrücken eine andere Straße betreten. 50) Cic. ad div. XV. 4. duo sunt aditus in Ciliciam ex Syria, quorum uterque parvis amandis propter angustias intercludi potest. 51) Bei Strabon mit *μέλαι*, *ἑσπερ Κιλίκων* ex *αἱ Σελιαὶ*. Bei Curtius Dien (74, 7) *Κιλίκων μέλαι*. 52) *Ἀμαντὶνὸν μέλαι* Strab. Callisthen. — *Ἀμαντὶνὸν μέλαι* Arrian, Ptolem, Curtius.

53) Anab. I. 4. 4. Damit stimmt Diodoros (14, 21.) im Ganzen überein; aber 17, 32. ist er weniger genau. 54) Polyb. XII. 17. Dazu vergl. Arrian. II. 6. und Curt. III. 8. Pinaros im Leben des Alexandros (c. 20.) ist ungenügend und erloschen die Sache nicht. 55) Diodoros nennt es unrichtig Pinaros, richtiger würde es das syrische Gebirge heißen, und ist unstreitig ein Zweig des Amanos. So ließ denn auch die dort gelegene Stadt Seleucia zum Unterschieße von anderen gleich benannten Städten, die Persische. 56) Auch Ptolem. (II. 2. c. 252 ff.) beschreibt die Gegend ziemlich genau. 57) Strabon (14, p. 676.) nennt ihn fälschlich Pinaros; alle: Kallisthenes, Arrianos, Strabon, Curtius haben Pinaros; Pinaros durch Schreibfehler von Pinaros. — Man nimt den heutigen Fluß Maderio für denselben, so wie man den Meris für den Kerkes hält. 58) Am Ende des zweiten Theils der Reisebeschreibung; die Erläuterung derselben sollte im dritten Theile nachfolgen. 59) Strab. XII. p. 535. 60) Cic. opp. ad Att. V. 20. ad div. XV. 4. 61) Strab. XIV. p. 676. *Μέλαι δὲ Κιλίκων ἡμῶν καὶ τῶν ἑσπερῶν ἑσπερῶν ἑσπερῶν* etc. *Ἀμαντὶνὸν μέλαι* *ἑσπερῶν ἑσπερῶν*, *ἑσπερῶν ἑσπερῶν*.

Wohnung jenes Pafses geht hervor, daß derselbe südwestlich von Ifsoz, und wie es scheint nordöstlich davon in gerader Entfernung, gesucht werden müsse, denn Dareios kam nach seinem Übergange über das Gebirge sogleich nach Ifsoz. Doch kann man nach Strabon <sup>61)</sup> wieder nicht annehmen, daß die Straße, auf welcher dieser Paß lag, bei Ifsoz ihren Anfang genommen habe, sondern vielmehr bei Agadä. Dieser Ort muß aber nördlich oder nordwestlich von Ifsoz gelegen haben, und man möchte glauben, daß er an der Stelle lag, wo man auf den bisherigen Ebarthen Ifsoz fand, also an dem innersten Winkel des Ifsichen Meerbusens. Nur so läßt sich Strabon verstehen, denn dann würde die Straße des amaniischen Pafses bei Agadä auf die große Heerstraße, welche von Agadä auf Ifsoz führte, geflossen sein und der Paß in der oben angenommenen Lage gegen Ifsoz bestehen können. Seht man aber Agadä an die westliche Seite des Meerbusens, wie gewöhnlich geschieht, so müssen entweder beide Straßen zusammenfallen oder der amaniische Paß muß ungesährlich weit von Ifsoz entfernt werden. Ein großer Uebelsand liegt darin, daß uns nirgendes gesagt wird, zu welcher Stadt die Straße dieses Pafses führte. Man nennt nicht Samosata am Euphrates dafür an, und will dies aus der peutingerschen Tafel schließen; allein diese selbst ist gerade in Kilikien verwittert und verdorben, und daher mit überzeugender Gewißheit nichts aus ihr zu entnehmen; die Itinerarien aber haben dort keine Straße. Es mag also sein, daß zu einer Zeit unter der römischen Herrschaft in jener Gegend eine Heerstraße bestand <sup>62)</sup>; zu Cicero's Zeit scheint es wenigstens noch keine Hauptstraße gewesen zu sein, woraus sich denn schließen ließe, wie Alexandros sie nicht beachtete. Nothwendig wurde sie vielleicht den Römern durch die parthischen Kriege, und daher möchte man glauben, daß sie in Augustus Zeit aber doch bald nach ihm gebahnt wurde.

Flüsse. Die 8 Flüsse, welche in Kilikien namhaft gemacht werden, folgen von Westen gegen Osten in dieser Ordnung auf einander: der Armagobos, Kalofabnos, Lamos, Kydnos, Saros, Pyramos, Pinaros und Kersos.

1) Der Armagobos — Ἀρμαγόβος — wird vom Ptolemäos allein genannt, der ihn zwischen dem Vorgebirge Anemurion und der Stadt Arsinoe hat.

ἐκείνῳ τῷ Ἀρμαγὸβὸς. Wie hier den amaniischen Pfässen ein Pafsen beigemessen werden kann, ist nicht zu begreifen. Denn wären diese Pässe unmittelbar am Meere gewesen, also daß ein Infanterieplatz neben ihnen sein konnte, so würden sie zu offenbar auf derselben Seite der Straße, die zu den seelischen Pfässen führte, gelegen haben und mit diesen zugleich erwähnt werden seyn. Ich mag es daher in jener Stelle Strabons eine Verweisung der Worte voraussetzen, welche wegen der Ähnlichkeit der Aussprache nicht zu gewagt scheint: πρὸς δὲ Μυλίων, πολὺν γὰρ, ὅσον ποταμὸν ἔχει, Ἀρμαγὸβος ὅσον τὸν ἰσὶ Ἀρμαγὸβὸς μέγαν, εἰς δὲ τὴν ἑ. 1. — Wannert sucht sich dadurch zu helfen, daß er zwei verschiedene amaniische Pässe annimmt, den einen, durch welchen Dareios in Kilikien einbrang, nördlich von Ifsoz und den andern an der nördlichen Spitze des Ifsichen Meerbusens. Allein des letzteren that kein Schriftsteller Erwähnung, und Xenophon ist doch in seinem Bericht so sehr genau und schreibt also Augenzeugen. <sup>63)</sup> Vgl. Caes. Dion. 46, 41,

2) Der Kalofabnos — Καλοφάβος — von einigen auch Kalodnos genannt <sup>64)</sup>, scheint seinen Ursprung, wenn Oltior <sup>65)</sup> wirklich seinen Weg an ihm hinnahm, in den nördlichen Theilen der Kette des Taurus zu nehmen; er mündete östlich nahe bei dem sardesischen Vorgebirge <sup>66)</sup>. Bei Seleucia trug er eine Brücke, und hatte Wasser genug, um schiffbar zu seyn <sup>67)</sup>. Nur die Deutschen hat der Fluß eine traurige Denkwürdigkeit erhalten durch das Bad, welches in seinen Fluthen dem großen Kaiser Friedrich dem Ersten den Tod brachte <sup>68)</sup>.

3) Der Lamos — Λάμος — also von Ptolemäos und Stephanos <sup>69)</sup>, von Strabon aber fehlerhaft Lamosos genannt <sup>70)</sup>, mündete westlich unweit Solö, und Strabon macht ihn zur Grenze von Hoch-Kilikien. Die Länge seines Laufes ist nach den Angaben der Alten nicht zu bestimmen. Reichard läßt ihn vom Argas, Gekirne herabkommen, wonach er bei weitem der größte Fluß Kilikien's seyn würde. Allein als solcher scheint er von den Alten nicht genug ausgezeichnet zu seyn.

4) Der Kydnos — Κύδνος — entspringt in dem Taurus, wo er die nördliche Grenze des eigentlichen Kilikien bildet <sup>71)</sup>, und hat nur einen Lauf von 125 Stadien; er floß reichend durch ein tiefes Thal <sup>72)</sup>, hatte ein flaches und kaltes Wasser; Fäber in denselben hielt man gegen Sicht und Pöbarga für heilsam. Indes hätte sich Alexandros, weil er erbitzt in dem eissigen Flusse badete, beinahe den Tod zugeogen. Ubrigens durchfloß der Kydnos die Stadt Tarsos und war neben dem Komasionen vordem, wo er nach Xenophon 2 Plethren d. h. nicht völlig 190 Pariser Fuß breit war. Er mündete 5 Stadien unterhalb der Stadt in den Lagunen — Nympha genannt — welche der Stadt zum Hafen dienten.

5) Der Saros — Σάρος — entspringt im Antikantaurus, also in der alten Landschaft Kataonien, floß dann durch die Stadt Romana, darauf durch die Thäler des Taurus und das Flachland: Kilikien <sup>73)</sup> neben der Stadt Adana hinweg, und mündete 121 Stadien von der Mündung des Pyramos. Er war bei Adana, denn dort führte die Straße über ihn, 8 Plethren oder 254 Pariser Fuß breit <sup>74)</sup>. An seiner Mündung erlitt die Flotte des srischen Königs Antiochos durch Sturm einen großen Verlust <sup>75)</sup>.

6) Der Pyramos — Πύραμος — in früheren Zeiten Eufrosinos genannt <sup>76)</sup>, ist der größte Fluß Kilikien's, so daß ihn Aluiseba sogar dem Euphrates vergleicht <sup>77)</sup>. Er entspringt ebenfalls in Kataonien auf einer Ebene,

63) Steph. Byz. s. v. Ὑδών.

65) Strab. XIV, p. 670.

66) Amm. Marcell. XIV, 2.

67) Vgl. Münzer's Reisen Asien, S. 334 und die dort angeführten Quellen.

68) Steph. s. h. v. nach der Erzählung des Alexandros; doch weicht er von Ptolemäos in der Benennung der umliegenden Landschaft ab, die er anstatt Kamathie (Ptolem.) Komathia nennt.

69) Strab. XIV, p. 671.

70) Strab. XIV, p. 673. Arrian II, 4.

71) Vgl. ohne Zweifel bei Strabon anstatt ποταμὸν ἔχει Euxanth.

72) Vgl. ohne Zweifel bei Strabon anstatt ποταμὸν ἔχει Euxanth.

73) Steph. Byz. s. h. v.

74) Liv XXXIII, 41. App. Syr. 4.

75) Steph. Byz. s. h. v.

76) Abulfed. tab. Syr. p. 133.

64) Strab. XIV, p. 670.

65) Amm. Marcell. XIV, 2.

66) Vgl. Münzer's Reisen Asien, S. 334 und die dort angeführten Quellen.

67) Steph. s. h. v. nach der Erzählung des Alexandros; doch weicht er von Ptolemäos in der Benennung der umliegenden Landschaft ab, die er anstatt Kamathie (Ptolem.) Komathia nennt.

68) Strab. XIV, p. 671.

69) Strab. XIV, p. 673. Arrian II, 4.

70) Vgl. ohne Zweifel bei Strabon anstatt ποταμὸν ἔχει Euxanth.

71) Vgl. ohne Zweifel bei Strabon anstatt ποταμὸν ἔχει Euxanth.

72) Steph. Byz. s. h. v.

73) Liv XXXIII, 41. App. Syr. 4.

74) Steph. Byz. s. h. v.

75) Abulfed. tab. Syr. p. 133.

Nicht eine Zeitlang unter der Erde fort, kommt dann wieder mit großer Heftigkeit hervor und hat sich durch die Felsen des Tauros einen Durchbruch erzwungen, der, nach der Versicherung der Alten, so enge war, daß ein Hund oder Hase über das ausgetrocknete Thal hinwegspringen konnte. Daher hörte man schon aus der Ferne das Brausen des Sturmes wie Donnergeschlag <sup>77)</sup>. Da, wo die große Straße über ihn hinführte, war er ein Stadion oder 569 Pariser Fuß breit <sup>78)</sup>. Seine Richtung von Norden gen Süden veränderte er im flachen Kilikien und wendete sich etwas gegen Westen. Ubrigens führte er viel Schlamm und Sand mit sich zum Meere und so entstanden an seiner Mündung Sandbänke und Untiefen, die sich bis zur Mündung des Saros erstreckt zu haben scheinen <sup>79)</sup>. Daher war folgender Orakelspruch auf ihm im Munde des Volks:

Einst will kommen die Zeit, da Pyramos wehlende Sturzen  
Durch des Sarkos's Anlaufung zur hellen Kynos gelangen.

7 und 8) Der Pinaros und Kerosos flossen, wie schon erwähnt ist, zwischen Jffos und den irischen Pässen. Der erstere, der durch den Sieg der Makedonen über die Perser bleibenden Ruhm gewonnen hat, hatte stürmische Ufer, die aber dem entschlossenen Sturm der makedonischen Phalanx nicht weichen konnten <sup>80)</sup>. Wellestich hörte beim Pinaros der Name des Gebirges Amanos auf, und gait von dort bis zur Mündung des Drontes die Benennung Pierios. — Der Kerosos war nach Xenophon ein Mythron oder 94 Pariser Fuß breit.

Vorgebirge. Vom Westen nach Osten reihen sich folgende Vorgebirge an einander: der Krages's Felsen, das erste Anemurion, Molad, Carpebon, das erste Zephon, der Felsen Pökle, das zweite Anemurion, Korythion, das zweite Zephon, Ammodos, und Januaria. — Krages war ein vor springender Schroffer Felsen <sup>81)</sup>, östlich von der Stadt Selinus. Der Periphus bezeichnet ihn als eine Feste, doch ohne einen Namen anzugeben. Nach Ptolemäus aber lag eine Stadt auf demselben, Antiocheia — *Ἀντιόχεια ἐνι Κράγῳ* — später auch die kaurische Antiocheia oder mit dem Zusatz Kamotis benannt. An den Krages schloß sich der Berg Andellios über der Stadt Ebaradrus (wahrscheinlich eins mit dem 30 Stadien landeinwärts liegendem Androsos des Periphus) und die felsichte Küste Platanistos an. Darauf folgt das erste Vorgebirge Anemurion, 550 Stadien von dem syrischen Vorgebirge Krommon entfernt. Die Entfernung von der pampylischen Grenze bis Anemurion gibt Strabon auf 820 Stadien, und von dort bis Sele auf 500 Stadien an. — Ptolemäus <sup>82)</sup> erwähnt ein Vorgebirge Rephellis und Ptolemäos eine Stadt gleiches Namens. Mannert und

Neichard setzen dieselbe auf die äußerste Spitze von Anemurion. Dagegen streitet offenbar bei Ptolemäus das *id quoque* der zweiten Parentese. Auch führt Ptolemäus Rephellis als Küstenstadt der Landschaft Selentis auf, dagegen er Anemurion zum Bezirk Reio stellt. Das nach muß Rephellis wechlich unweit Anemurion angenommen werden. Außerdem werden bei dem Vorgebirge Anemurion noch zwei Städte genannt, nämlich von Ptolemäus und Etylar <sup>83)</sup> die Stadt Anemurion, von Strabon, Stephanos und Mela <sup>84)</sup> die Stadt Nagidos. Mannert und Neichard halten sie für verschiedene Städte und mögen sich auf Etylar stützen, der aber nicht Nagidos hat <sup>85)</sup>. Unter so bewandten Umständen muß es unentschieden bleiben, ob es nicht Namen für eine und dieselbe Stadt sind.

Das Vorgebirge *Nagidos* mit einem Stadthorn gleiches Namens nent nur der Periphus und bezeichnet es 160 Stadien westlich vom Vorgebirge Carpebon. Ptolemäus nent nur eine Stadt Mela <sup>86)</sup>. — Westlich vom Carpebon dicht Ptolemäus noch ein *Ἰπποδίσιας* an, welches als Ort auch bei Ptolemäus und Diodoros <sup>87)</sup> vorkommt; und Ptolemäus hat ein *promontorium et oppidum Veneris*; Etylar: *Ἰωνὴ Ἀγγοδίας*. Also scheint die Sache aus der Zweifel zu seon.

Das Vorgebirge *Carpebon* <sup>88)</sup> bildet mit dem Vorgebirge Zephon einen Meerbusen, in dessen innerem Winkel der Kalpabnos mündet <sup>89)</sup>. Allein da Strabon in der Folge, nachdem er über die Stadt Seleucia Bericht erstattet hat, fortfährt: auf den Kalpabnos folgt — aus dem Zusammenhang ergibt sich, ostwärts — der Felsen Pökle, so haben Neumann, durch Vergleichung des Ptolemäus, gemeint, daß das Vorgebirge Zephon jenen Meerbusen auf der Döseite schliesse. Indeß folgt Danville ganz dem Strabon, und nimt man nur an, daß Strabon, anstatt Zephon zu nennen, den Kalpabnos genant hat, welches entweder aus Überleitung oder sogar mit Absicht geschehen konnte, denn der Kalpabnos gilt ihm offenbar für den wichtigsten Punkt, so steht alles im selben Zusammenhange. Ein Irrthum in Rücksicht des Namens Zephonius ist bei Strabon durchaus nicht anzunehmen, da er, S. 671 gegen Ende, wies derholt: *εἰς τὴν ἑσπέρην ὁμοῦρον τὴν πρὸς Καλπαβνόν*. — Historische Merkwürdigkeit hat die Küste um den Kalpabnos durch den Frieden des Antiochos und den Römern erhalten, worin festgesetzt wurde, daß jener nicht über das Vorgebirge des Kalpabnos hinaussegeln sollte — *ἐνι τὰς τοῦ Καλπαβνὸν ἀκρωτηρίων* <sup>90)</sup>.

77) Strab. XII, p. 638, vexpl. auch Tetzsch. ad Lycophr. v. 440. 78) Xen. I, 1. 79) Strab. I, 52. XII, p. 536. Eustath. ad Dionys. v. 807. 80) Strab. I, 1. 81) Arrian. II, 10. 82) Strab. XIV, p. 694. 83) Liv. XXXIII, 20. Rhodii legatos ad regem miserunt Nephelida (promontorium Ciliciae est, insulam foederis antiquo Atheniensium) und multa nuntia in trepidum Capitolio habere: supposito Anemurion (promontorium id quoque Ciliciae est).

84) Plin. V, 22. Seyl. p. 48. ed. Groo. 85) Strab. XIV, p. 670. Mela. I, 13. Was Neumann bemerkt vor mit der Inschrift *Ἰπποδίσιας* oder *Ναγίδος*. — Eckhel. doct. num. I, 3, p. 618. 86) Die Stelle lautet also: *Ἀντιόχεια ἐνι Κράγῳ καὶ Νάγιδος*. — *Νάγιδος* nicht mit *νῆος* les. Wenn die Stadt nur nicht lidenstlich ist. 87) Westrich die Stadt *Μελα* in der notit. eccles. lazar. hier. Nach Jordanus Mela. 88) Liv. XXXIII, 20. Diod. XIX, 64. \*) Mela hat die Sage erhalten, nach welcher dieses Vorgebirge dem Reiche des treitichen Seiden Carpebon die Grenze setze. 89) So ohne Bedenken nach Strab. XIV, p. 670. 90) Polyb. XXII, 26. Liv. XXXVIII, 36. App. Syr. 33.

In der Nähe jenes ersten Vorgebirges Zephyrion, doch östlich davon, nennt Strabon den Felsen Pékile, in welchen Stufen eingebauen waren, die nach Seleucia am Kalopadnos führten — sicherlich doch von der Küste zu, um einen Umweg durch das Innere des Landes zu vermeiden. Der Periplus nennt den Felsen auch, und in der Nähe den Hafen Kalon Korakosion, also mochte zur leichteren Verbindung der Stadt mit diesem Hafen jener Fußweg in den Felsen gebauen seyn. — Etwas weiter östlich muß das zweite Vorgebirge Anemurion nach Strabon gesucht werden; und seine Worte: *ἡ Ἀνεμούριος ἄκρα, ἀνεμύριον τὴν ἰσχυρίαν αἰτῶν* an der Richtigkeit seiner Angabe nicht zweifeln. Mannert glaubt, daß Strabon es mit dem eben angeführten Zephyrion verwechselt, oder daß dieses vielleicht gleicher Namen gehabt habe, und er scheint also auf die beiden angeführten Fußwege Strabons, wodurch er sich gegen Verräthe der Selbsttäuschung vermahnt, keine Rücksicht genommen zu haben. — Darauf folgt dann das dritte fische Vorgebirge, bekannt genug durch die 20 Stadien davon entfernte und wegen ihres vortreflichen Seefranks im Alterthume gefürchtete fischreiche Höhle. Nach Strabon's \*) umständlicher Beschreibung war sie ein rings geschlossen, rauhes Felsenthal, dessen Höhen umher mit Waldung und dichtem Gestrüpp bewachsen waren. In demselben war aber auch eine Oertlichkeit mit einer Quelle klaren und reinen Wassers, welches unter dem Namen Bitterwasser bekannt war und sich wieder unter der Erde verlor.

Das zweite Vorgebirge Zephyrion lag nach der heutigen Tafel 13 Meilen östlich von der Stadt Solis, nach Strabon in der Nähe von Anchiale, also wol ziemlich in der Mitte zwischen den Flüssen Komos und Andros. — Das von Mela allein genannte Vorgebirge Ammodos nimt Mannert an der Küste zwischen den Flüssen Saros und Poramos an, und er hat wol Recht, wenn man aus dem Namen selbst und den Angaben von Versandung jener Küste schließen darf. — Endlich nennt der Periplus noch die Landspitze zwischen den Städten Mallos und Adas das Vorgebirge Ianuaria; es schloß also den Meerbusen von Jios auf der nordwestlichen Seite.

Städte Kilikiens. Folgen wir dem Strabon \*\*), so ist gegen Westen Korakosion die erste Feste von Hoch Kilikien, auf schroffen Felsen gelagert, einst Waffenplatz des Diomedes mit dem Weinamen Ithosion (144—139 vor Chr. Geb.), der in Syrien einen verberblichen Bürgerkrieg anführte. Ptolemäos nennt es fehlerhaft Korakosion und er, wie Ectolus, rechnen es auch in Pamphylien. Fest war der Ort gewiß, denn nach Strabon (33, 30) hielt er allein sich lange gegen Antiochos. Auf Korakosion folgte Sydræ oder Syedra \*\*). Auf Sydræ — scheint ein unbedeutender Ort gewesen zu seyn, der nur wie so viele andere an jener

Küste als Feste einigen Ruf hatte \*\*). Danach hat Maria — *Ἀμαρία* — auf einer Anhöhe gelegen mit einem Hafen, aus welchem Handel mit Schiffbauholz getrieben wurde, besonders mit Cedern, woran die Umgegend reich war. Daher schenkte M. Antonius diesen District der Kleopatra zum Schiffbau \*\*). Die Bergfeste Laertes — *Λαέρτις* — (im Periplus Laegros) nennt Strabon allein; Plinius, Ptolemäos und Hierocles haben dagegen ein *Iota* — *Ἰωρτάνη*.

Darauf läßt Strabon Selinus — *Σελίνος* — folgen und nennt es unrichtig einen Fluß, da er selbst es doch späterhin \*) als Stadt behandelt, welche 1000 Stadien von Kypros entfernt sey. Es war eine Seefest auf einer Anhöhe, und der Hauptort des ganzen westlichen Districts im Hochlande, Seleucia genant. Als der Kaiser Trajanus dort gestorben war, führte sie den Namen Trajanapolis \*\*); bei dieser Gelegenheit führen sie das Ebron, Paphlag, und Celsibios mit dem Zusatz *τῆς Ἀλυσίας* auf, hergenommen von der damaligen Hauptstadt Naureion. Von Selinus lag 240 Stadien östlich Antiochia am Krates, später mit dem Zusatz das Naureische. Darauf Ebarabrus — *Ἐβαράβρις* — eine Feste am Berge Androsios mit einem Hafen. Zwischen diesen Orte und Kelenberis hat Ectolus noch den Hafen Ecton — *Ἐκτόν* — und die Orte Salen — *Σάλην* — und Rhous — *Ῥοῦς* — (*Plinius Rhanda* \*)), wahr scheinlich kleine Seecorte. Östlich vom ersten Vorgebirge Anemurion folgten nach Strabon: Ragidos — *Ράγιδος* \*\*), *Ἀρσίνοε* — *Ἀρσινόη* \*\*, Melania — *Μελανία* — und Kelenberis — *Κελενβέρτις*. Rhinee mit einem Landungsplatz scheint seinem Namen nach eine ägyptische Anlage zu seyn \*\*). Desanter ist die feste Stadt Kelenberis mit einem Hafen anmorden \*\*), nach der heutigen Tafel 22 Meilen westlich von Seleucia. Mela nennt es eine samische Colonie; Apollodoros \*) behauptet, es sey vom Sautalos, Urentel des Ithosens erbaut worden. — Darauf läßt Strabon Holmis — *Ὀλμός* \*) — folgen. Ectolus hat *Ὀλμός*, *πολις Ἐλμύρις* — doch wol derselbe Ort. Die Einwohner von Holmis zogen in der Folge nach Seleucia.

Seleucia — *Σελούκεια* — hieß früher Olbia und Hyria \*), und benutzte damit ihren hellenischen Ursprung. Der König Seleukos Nikator erweiterte sie und benannte sie nach seinem Namen \*). In der Folge erhielt sie verschiedene Beinamen, am sie von den vielen Städten gleiches Namens zu unterscheiden — *Ἰσχυρία* *Ἰσχυρὴ* *Ἰσχυρίων* oder *Ἰσχυρὸς* *Ἰσχυρίων* \*) oder *Ἰσχυρὸς* *Καλὴ*.

91) Strab. XIV, p. 670, 671. Mela II, 13. Steph. Byz. s. v. *Καίσαρος*. 92) Strab. XIV, p. 668. 93) Das Regere bei Steph., Ptolem. und Hierocles.

94) Flor. IV, 2. Lucan. VIII, 259. In deserto Cilicis scopulis. 95) Strab. I, 1. 96) XIV, p. 134. 97) Dion. 68, 33. Eutrop. VIII, 5. mit Ithosens Bemerkungem. 98) So schreibt der Name Strabon. 99) Nuker Strabon haben sie auch Melan und Strabon. 100) Tac. ann. II, 4. Joseph. A. J. 17, 3. 1) Apollod. III, 14, 3. 2) So p. 143, aber p. 149 *Ἰσχυρὸς* cf. Steph. Byz. s. v. *Plin.* hat *Holmos* und *Holmia*. 3) Steph. Byz. s. v. *Σελούκεια* und *Υδρία*. 4) Hgt. außer Steph. a. a. 2. auch Eutrop. (ad III. 11, v. 498) nach welchem Steph. zu emendiren ist. 5) Epiphan. haeret. 73, 23, 25.

nähr, wie auf Rhodus. Die Stadt war sehr volkreich und erhielt sich rein vom Einfluß der rohen klüßlichen und pampheyllischen Sitten der umwohnenden Landbewohner. Berühmt war der dortige Tempel des sardanißchen Apollon mit einem Orakel <sup>9)</sup>. Unter ihren Königen findet Strabon den Athenäos und Zenarchos, weil Peripatetiker seiner Zeit, der Erbauung werth. Seit dem vierten Jahrhundert, als sich die Fäurer über das ganze Hochland ausgebreitet hatten, war sie die erste unter den ianischen Städten. Als solche wird sie häufig von den Kirchenschriftstellern genannt und Immianus <sup>10)</sup> gibt ihr das Prädikat „der Städte Mutter“ — Metropolis, — und versichert, daß in ihr eine Befagung von drei Legionen liege. In der mittlern Zeit kommt sie unter dem Namen castrum Seleph vor, wo Kaiser Friedrich der Erste am 10. Juni 1190 starb.

Achtern Willen östlich von Seleukeia traf man nach der peuting. Tafel auf Korikos, welches Strabon nur als Vorgebirge, andere Schriftsteller aber auch als Stadt aufführen <sup>11)</sup>. Plinius und Mela legen ihr auch einen Hafen bei. Bedeutend scheint sie indeß erst unter den römischen Kaisern geworden zu sein <sup>12)</sup>. In der spätern Zeit wird sie Eucro genannt, und ihre weitläufigen Ruinen sollen ihre ehemalige Größe beweisen. — Nach der peuting. Tafel lag 20 Meilen weiter gegen Osten in der Nähe der Mündung des Lamos die Insel und Stadt Klaußa — *Κλαύσα* <sup>13)</sup> — ganz nahe dem festen Lande, so daß Stephanos <sup>14)</sup> sie eine Eberonesos nennen kann. Ihre Gründung verbanke die Stadt dem sardanißchen Könige Archelaos, als er Herr von Hochkilikien geworden war; er machte sie zu seiner Residenz. Dem römischen Kaiser zu Ehren nannte er sie Gebastie <sup>15)</sup>.

Die erste Stadt im Flachlande war Solis — *Σόλος*, latin. Soloe; gleichbedeutend iugentat: *Κίλιος* <sup>16)</sup>, um Unterschleife der gleichnamigen Stadt aus Koproth. Nach Strabon war sie von Akhären und Kiklern von der Insel Rhodos gegründet, und er weiß nichts von der fastelhaften Bestirzung ihres Ursprungs auf den Athenäer Solon, von welcher viele der Alten geschrieben haben <sup>17)</sup>. Mit Strabon übereinstimmende Nachricht findet sich bei

Poliodios <sup>18)</sup>: die Rhodier erbaten vom römischen Senat die Freiheit ihrer stammverwandten Stadt, des kilikischen Solis, denn sie wären beiderseits Gefangen der Argeier. — Solis lag an der See, östlich von der Mündung des Lamos <sup>19)</sup>. Die Stadt muß wohlhabend gewesen seyn, sonst hätte sie wol Alexander, weil sie die Parteil der Perser gehalten, nicht mit 200 Talenten besetzen können <sup>20)</sup>. Sie ward in der Folge, so wie noch eilf andere hellenische Städte in jenen Gegenden, durch den Tigranes von Armenien verwüstet und zerstört <sup>21)</sup>; aber wieder bevölkert und zu neuem Glanze erhoben durch Pompejus Magnus nach Beendigung des Serräthers Krieges <sup>22)</sup>. Selbst führte sie den Namen *Pompeia solis* — *Πομπαιοπολις* — latin. *Pompeopolis*. Unter ihren Bürgern zeichneten sich der Stoiker Chryppos, der Komiker Philimon und der Astronom Kratos aus; des letztern Grabmal in Solis erobnet Mela. — Von ihr wurde auch der grammatische Ausdruck Solodios mit hergeleitet, weil nämlich ihre ursprünglich hellenischen Bewohner durch den Umgang mit den Barbaren ihre Sprachrichtigkeit in der Wortverbindung <sup>23)</sup> verloren hätten. Jedoch beruht die Ableitung dieses Ausdrucks fernweges auf seltem historischen Boden, und schon die alten Grammatiker waren nicht einig darüber <sup>24)</sup>.

Etwas westlich vom Flusse Rhodios, nicht weit vom Meere entfernt, lag Ankhale — *Ἀγκυαλή* — bei Arrian Ankhios. Nach Krissobulos <sup>25)</sup> war dort eine steinerne Bildsäule des Sardapanolos, welche die Finger der rechten Hand, in der Stellung des Schnüppenschlagens hielt, mit der afrikanischen Unterschrift: Sardapanolos, der Sohn des Anakhbarages, habe Ankhale und Larissos an einem Tage erbaut. Dieser Angabe soll eine Empfehlung aller physischen Genüsse angehängt seyn, mit der Bemerkung, daß das Ubrige nicht so viel werth sey — nämlich als ein Schnüppchen. Ebdillos übersetzte diese Inschrift folgendermaßen:

Doch die trauert, daß sterblich du bist, erhebe die Seele  
Stets beim festlichen Wohl; nicht bleibst nach dem Tode Genuß

Denn auch ich bin Asche, der mächtigen Ninos Schriftsteller;  
Das nur ist mein, was einst ich verschlang und geschmeigt und  
in Weisheit  
Freuden genoss; doch all' diese Herrlichkeit bleib mir doch kein.  
Dies allein ist den Menschen die weiseste Lebens-Verwaltung.

Daß Ankhale zu einer großen Stadt angelegt, oder es wirklich einst war, bewiesen zu Alexanders Zeit Umfang

6) Zoelm. I. 57. 7) Amm. Marcell. XIV. 2. 8) Strab. Proleg. der Persiden und Mänen bei Egeal. Egl. auch Oppian. III. 208. 9) Joseph. Byz. s. v. *Κορίκος* und *Σαρδανία*, die Lage der letztern Stadt bestimmt e nach der ersten, also bestimmten. 10) So schreibt Egeal. u. Strabon XII. p. 537; so findet es sich auf Mänen. Amm. XIV. p. 671 schreibt Strabon *Κίλιος*. c. Oppian. III. 208. 11) Steph. Byz. s. v. *Σαρδανία*. 12) Steph. I. I. Joseph. A. J. 16. 4. 13) Polyb. XIII. 7. Plin. I. 1. 14) Diogen. Laert. vit. Solon. Empedokles bei Stephanos, Eustath. ad Dionys. v. 875. An einer andern Stelle lehrte Euphros. (ad liad. p. 1332 ed. Rom.) die Sage um: Solen habe seinen Namen von Solis erhalten. Pitarchos (vita Sol. 26) behauptet, Püthepetros ein Fürst aus Akropolis, habe dem Solon an Ehren die Stadt Aelia nach seinen Namen Solis genannt. Der Verfasser der vit. Arati sagt, unser Solis habe seinen Namen von dem Äthier Solen erhalten; also doch ein Zusammenhang mit der Äthiischen Solen. Unter solchen Umständen macht es Solis (s. v. *Σόλος*) am besten, wenn er der haupt, auch habe Solen die kilikische Stadt, denn die Isprikische gehört mit ihr her zu gehören.

15) Polyb. XXII. 7; nach ihm Liv. XXXVII. 56. 16) Ptolem., Xen. I. 2. 24. Tac. ann. II. 56. Wenn daher Eudokrates (h. pl. II. 2. 7.) und nach ihm Medeios Droselos (hian. mirab. 43.) vom Flusse Püares in der Nähe von Solis reden, so ist das falsch und es muß dort Jhes geüet werden, welches die Herausgeber doch auch schon aus Eudokrates selbst (caos. pl. I. 9. 2.) hätten richtig wissen. 17) Arrian. II. 3. 18) Strab. XI. p. 532. Dion. 36. 20. Plut. vit. Pomp. 28. 19) Strab. XIV. p. 671. App. Mithrid. 115. Steph. Byz. s. h. v. 20) *Σολοικισμός* *καὶ* *τὸ* *ναὶ* *ἀντιρρῆναι* *καὶ* *τὸ* *ἐπὶ* *γενναῖον* *ἐμπεριεῖν*. Choerobosus. in egyptol. magno. 21) Eustath. ad Dionys. v. 875. der selbst keinen Bericht mit *quod* einleitet. Eymol. mag. s. v. *Σολοισμός*. Suidas. *Σόλος*. 22) Strab. XIV. p. 672, auch Hyamites bei Schell. ad Aristophan. av. v. 1062.





bestand, denn der Vorsteher des Tempels war Herr vom ganzen Hochlande Kilikien, und zu Strabons Zeit hießen die Befestigungen und das Priesterthum noch die teurische Herrschaft, wie denn auch die Priester gewöhnlich den Namen Teutros oder Nias führten.

Nördlich von Tarsos lag Adana — *αἰ Ἀδανα* — in einer Entfernung von 10 Parasangen, d. h. 7 — 8 Meilen, am Tarsos und auf der Herkstraße. Xenophon und Strabon nennen sie nicht, sie mag erst später bedeutsam geworden seyn, wozu ihre Lage sehr geeignet war. Cassios Dion<sup>43)</sup> nennt sie die beständige Feindin von Tarsos. Pompejus siedelte auch dort Serräuber an<sup>44)</sup>. Im Mittelalter war sie eine Zeitlang Residenz der armenischen Könige.

Mopsuscia — *Μοψουστία* — am Pyramos, wahrscheinlich 5 Parasangen von Adana, wird von Xenophon nicht genannt; Strabon hat nur den Namen, Plinius: Mopsos liberum Pyramo impositum. Stephanos schreibt den Namen getreut *Μόψου ἰσρία*. Daß ihre Gründung an die troischen Sagen geknüpft wurde, können wir aus Strabons Erzählung von den Niederlassungen des Amphilochos, Raichas und Mopsos schließen. Zu denselben Sagen gehört auch wol Mopsusken e (Ptolem. u. die Itinerarien), dessen oben schon gedacht ist. Von jenen Männern wurde auch die Gründung von Mallos — *Μάλλος* — hergeleitet, wenigstens wird sie eine argivische Pfanzstadt genannt<sup>45)</sup>. Amphilochos hatte dort auch ein Drakel<sup>46)</sup>; zu Pompejus Zeit war sie aber verödet<sup>47)</sup>. Sie lag nicht weit vom Pyramos auf einer Anhöhe; die Entfernung von dem Flusse mochte so groß nicht seyn, daher Mela und Stephanos sie an den Fluß setzen. Da ihr gehörte, als Hafenstadt, das nahe und an der Mündung des Pyramos gelegene Mazarfa (Strab.), oder Mazarfa (Steph.), oder Mazarfa (Strab.), oder Mazarfa (Steph.), oder Mazarfa (Strab.), oder Mazarfa (Steph.). Stephanos nennt es eine bedeutende Anhöhe, bei welcher man die Grabstätten des Amphilochos und Mopsos zeigte. Ansehnlich war der Tempel der Athena daselbst. Über Mallos hinaus lag das aelische Festland. Aus Mallos waren der Grammatiker Krates und zwei stoische Philosophen, Namens Prolos, gebürtig<sup>48)</sup>.

Späterer nennen in der Nähe der Mündung des Pyramos noch einen *portus palorum*, vielleicht so genannt von den Pfählen, welche das Fahrwasser zwischen den Sandbänken bezeichneten, allein seine Lage läßt sich eben so wenig bestimmen, als die der Stadt Antiochia am Pyramos<sup>49)</sup>, nach dem Periplus lag sie 70 Stadien von der Mündung des Flusses; doch scheint es bei keinem andern Schriftsteller vor. Nicht anders steht es um Antiochia am Tarsos, welches einige Münzen nennen. Manneit ist der Meinung, daß unter dem letzteren vielleicht Adana zu verstehen sey; so mag denn auch ein sonst unbedeutender am Pyramos gelegener Ort von einem Könige Antiochos mit Beilegung seines Namens beehrt seyn,

und wer weiß, ob es nicht Mopsuscia war, woran Manneit noch zweifelt.

Ganz im östlichen Kilikien zwischen dem Pyramos und dem Gebirge Amanos muß Anazarbos gelegen haben. Plinius hat: Anazarbeni, qui nunc Caesarea, und nach Münzen<sup>50)</sup> soll sich die Gründung auf 735 a. U. c. zurückführen lassen; das würde denn allerdings mit der Zeit zusammenfallen, da der Kaiser Augustus den Orient bereiste, und so könnte man wenigstens den Namen *Καίσαρεια* von ihm herleiten; Ptolem. hat *Καίσαρεια τοῦ Ἀνταρίου*; Steph. *Ἀνταρίου, πόλις Ἰλίου, ἀνταρίαν ἀνὰ τὸν ποταμὸν ὀνομαζομένην*. Darf man danach urtheilen, so war Anazarbos ursprünglich eine Anhöhe, vielleicht mit einer Bergfestung, die in der Zeit des Augustus als fester Punkt gegen die wilden Bergvölker im Amanos erweitert wurde. Auf Suidas Nachricht, sie habe ursprünglich *Κοῖνδα* geheißen, darauf *Καίσαρεια*, und da sie als solche von einem Erdbeben viel gelitten hatte, so habe der Kaiser Nero einen Senator Anazarbos hingesandt, um für ihre Wiederherstellung Sorge zu tragen, und von diesem habe sie dann den Namen erhalten, ist wegen des Widerspruches mit Plinius nicht zu bauen. Daß der Ort übrigens von Erdbeben theilweis verunstaltet wurde, wissen wir aus anderen Quellen; so zur Zeit des Kaisers Justinianus<sup>51)</sup>, und unter dem Kaiser Justinus Ibrar<sup>52)</sup>. Bei der spätern Eintreibung in das erste und zweite Kilikien ward sie die Hauptstadt des letztern.

Von Mallos 25 Meilen entfernt, lag das Städtchen Agäa — *Ἀγᾶς* Strab.<sup>53)</sup> — mit einem Hafen. Zwischen Agäa und Mallos lag Ptolem. Serropolis, im Periplus verborben Serretilis; in deren Nähe das Vorgebirge Janmaria.

Auf Agäa folgte dann Issos — *Ἰσσοί* Strab. — bei Xenoph. *Ἰσσοί* —, welches Strabon nur als ein Städtchen mit einem Hafen kennt. Xenophon nennt es noch vollreich, groß und wohlhabend. Wahrscheinlich sank es seit Alexandros Zeit durch die Anlage von Alexandria in seiner Nähe — *Ἀλεξάνδρεια κατὰ Ἰσσοί*. Stephanos irrt, wenn er behauptet, es sey von Alexandros nach seinem Siege Nikopolis genannt. Strabon unterseheit beide Städte deutlich, doch scheint er mit Ptolem. im Ueberflusse zu stehen, da dieser Nikopolis als eine Stadt des innern Landes anführt, er aber am Meerbusen von Issos. Mit Ptolem. stimmen die Itinerarien überein; es muß am Gebirge gelegen haben, also vielleicht weiter hinauf am Pinaros, denn an diesem lag die Entscheidung.

Nördlich einige Meilen von Issos lag auch noch die Stadt Epiphanäa<sup>54)</sup>; nach Plinius hieß sie früher Diandabos. So muß die Veränderung ihres Namens wol auf Antiochos Epiphanes zurückgeführt werden. — Den übrigen hie und da, besonders erst bei Späteren, angeführten Städten im Innern des Landes: Dibaia, Nekisa, Glavtopolis, Domistopolis, Trexos

43) Dion. 47. 26.

44) App. Mithr. 96.

45) Arrian. II. 5.

46) Pausan. I. 32. Dion. 72. 2.

47) App. Mithr. 96.

48) Suidas s. h. v.

49) Steph.

50) S. h. v.

46) Bei Ebel, III, p. 41.

47) Procop. hist. arc. 10.

48) Zonar. XIV, 5, welcher Anazarbos schreibt, so auch Nicephor. Phoc. p. 161 u. Philostratus III, 15.

49) Tac. ann. XIII, 8. Bei Stephanos und Velleius (wie Apollon II, 11, 4.) *Antioch. Dion. 47, 30. Armen. 50) Ptolem. Strabon, Ammian. (XXII, 31.)*

polis, Dabara und Glavias ist mit Sicherheit ihre Lage nicht nachzuweisen.

**Geschichte Kilikien's.** Nach dem Obigen nehmen wir an, daß die ursprünglichen Kiliker ein pelasgischer, also den Hellenen verwandter, Volksstamm waren. Zu welchem Verhältnis aber diese frühesten Ansiedler zu den Ummwohnenden gestanden, und wie sie geblieben, ist leider nicht auf und gekommen. Die Kiliker treten erst dann in der Geschichte auf, als sie theils schon dem Einflusse der rohen Gebirgsbewohner erlegen, theils in die wiederholten großen Ummwälzungen, welche Vorderasien trafen, hineingejogen waren. Ein Unterschied fand gewiß immer statt zwischen den Städtebewohnern des Flachlandes und den Bewohnern des Gebirges, und bei manchen Städten wird uns ausdrücklich bemerkt, daß sie der hellenischen Sitte treu geblieben wären. Man mag daraus auch schließen, daß nur von den gebildeteren Städten ein reines Hellenisch gesprochen worden ist, und im Munde des Volks mag es ein wunderliches Gemisch gewesen seyn, da Einwirkungen von Syrien ohne Zweifel statt gefunder haben. Es unterschieden sich aber auch noch in späterer Zeit diese Gebirgsbewohner durch die Benennung Eleutherostikies, welche sie, wie Diodoros<sup>51)</sup> erzählt, auf ihre Kugelform gegen die Amazonen-Königin Myrina bezogen, die ihnen dafür die Freiheit schenkte. Wichtig ist diese Bemerkung darum, weil sich darin auch bei den Gebirgsbewohnern das altelassische Element zu erkennen gibt, denn in den alten Volksliedern finden sich auch die Amazonen. Es beruhte also jene Freiheit, die sie fogar mit ihrem Namen verschmolzen, auf dem ursprünglichen Charakter des Volks, und sie vermochten dieselbe in ihren unzugänglichen Wohnsitzen zu behaupten. Mit ihnen führten die Römer noch blutige Kriege, als lange schon alles umher sich vor denselben gebeugt hatte. Unterworfen und behauptet ward von den Persern und Römern eigentlich nur das flache Kilikien; auch behielt Kilikien größtentheils seine eigenen Herrscher, die nur als Vasallen unter den größeren asiatischen Herren standen. Der allgemeine Name dieser kilikischen Fürsten scheint Eumeneis gewesen zu seyn; wenigstens finden wir einen solchen zur Zeit des Mithridates<sup>52)</sup>, dann des Tiberius und Nero<sup>53)</sup> und beim Juge des jüngeren Nero<sup>54)</sup>; jenseits wird er *basileus* daneben genannt. Erstem sich aber die Kiliker neßten den Paphlagonern, Lykern und andern Völkern gegen Antiochos<sup>55)</sup> Mesopotamien — um 360 vor Chr. Geh. — empor hatten<sup>56)</sup>, scheinen sie von Statthaltern regirt worden zu seyn, denn bei des Alexandros Jasion ist nur von einem Statthalter Aranes die Rede<sup>57)</sup>. Als aber des Alexandros Herrschaft nach der Schlacht bei Ipsos — 301 vor Chr. Geh. — zerfiel, so kam Kilikien an Syrien und den König Seleukos Nikator. Allein dadurch ward das Land nicht der Vernichtung durch den Ptolemäos von Ägypten, der das Hochland wegen des Reichthums an Schiffsbaumholz gern erworben hätte, übergeben, und schon 308 hatte

er sich mehrere Orte bemächtigt<sup>58)</sup>. Nachher verlor Antiochos Epiphanes im Frieden mit Ptolemäos Philadelphos Kilikien — 218 — bis Antiochos der Große das Land während der Ummüßigkeit des Ptolemäos Philopator wieder eroberte<sup>59)</sup>. Der Friedensschluß zwischen den Römern und Antiochos 189, in welchem der Kapadokien dem letztern als das Ziel seiner Ausdehnung gesetzt wurde, ist schon erwähnt. Die nachfolgenden traurigen Zeiten von der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt bis zum Untergange des syrischen Reichs fühlte auch Kilikien, denn nicht selten wurde es Schauplatz jener verheerenden Bürgerkriege, z. B. des Trogphon. Darauf folgte der mithridatische Krieg, worin auch Kilikien vom Mithridates überzogen wurde<sup>60)</sup>. Als aber Mithridates vom Pompejus aus Pontos vertrieben war, so besetzte Tigranes von Armenien den bessern Theil Kilikien's — 66 —<sup>61)</sup>; wie er es aber behandelte, ist bei der Stadt Soli gezeigt worden. Doch nahm Pompejus schon wenige Jahre nachher — 63 — Besitz von diesem Theile Kilikien's — *Kilikias ösa omnes Parapatois imperium* — also das Flachland und machte es zur römischen Provinz<sup>62)</sup>. Unter so schnell wechselnden Verhältnissen und bei der allgemeinen Auflösung der Dinge in Kleinasien ist es wol zu begreifen, wie die Kiliker stets ein kühnes und tüchtiges, mit den Gefahren der See vertrautes Volk, zum Troß und Uebermuth hinweggerissen, und aus ihnen die verwegensien und gefährlichsten Seeräuber werden konnten. In dieser Zeit der Entartung und Verwilderung des Volks entstand das bekante Sprichwort:

*Kappadokeus, Kretes, Kilikes tria capita canona.*

Doch scheinen sich auch in dieser Zeit noch die Bewohner des Flachlandes vor denen des Hochlandes vorthellhaft ausgezeichnet zu haben. Den Ursprung dieser kilikischen Seeräuberlei leitet Strabon<sup>63)</sup> aus der Zeit der Bürgerkriege her, die Theodoros mit dem Beinamen Trogphon in den letzten Zeiten der Herrschaft der Seleukiden in Syrien erregte. Gerade das Hochland Kilikien und dort die stark befestigte Korallesion wurde der Mittelpunkt seiner auswärts gerichteten Unternehmungen. Trogphon ging zwar unter in seinem gescheiterten Streben — 139 — allein die Schwäche der Seleukiden und der gänzlich zerrüttete Zustand Syriens, die Eifersucht unter den Statthaltern am östlichen Theile des Mittelmeeres, Ägypten, Kappadokien, Rhodos und Pergamon, unter einander und besonders gegen Syrien, und die verrückte Politik der Römer, die es gern sahen, wenn die Statthaltern, denen sie selbst den Untergang bereiteten, zu vor in den zerrütteten Zustand versanken, trugen dazu bei, daß die auf den Seeräubern hingewiesenen Bewohner des Hochlandes Kilikien's denselben mit immer größerer Energie fortsetzten, zumal da sich ihnen die Insel Zypern als ein sicherer Markt für ihren Sklavenhandel darbot. Der Kuzus der Römer bot auch hier zu diesem Unwesen die Hände, da sie nicht immer mit den Sklaven zufrieden

51) III, 35. 52) Herodot. I, 74. 53) Herodot. V, 198. VII, 98. 54) Xen. anab. I, 2. 55) Diodor. XV, 30. 56) Arrian. II, 4. Curt. III, 4.

57) Diodor. XX, 19. 58) Appian. Syr. I, Liv. 33, 19. 59) App. Mithrid. 73, 112. 60) App. Syr. 48, Mithrid. 105. 61) App. Mithrid. 106, 118. 62) Strab. XIV, p. 668.

waren, die ihnen ihre Kriege zuführten, sondern ihr Haus gefinde aus allen Weltgegenden und aus allen Nationen zusammenfuchten. So geschah es denn, daß unter diesen eingewandenen Ursachen die killystischen Seeräuber zu immer ausgebreiteter Macht gelangten und daß sich an sie jeder, der ihren Betrieh für bedenkenswerth ansah, anschloß; die buchtenreiche Küste des rauhen Kilikien, welsche obendrein ein Bergschloß neben dem andern zum Zufluchtsort darbot, wurde nach und nach der allgemeine Sammelplatz aller Seeräuber des Mittelmeeres, die dort eine Art Raubstat bildeten. Ihre Verwegenheit stieg nun mit jedem Tage, denn je größer ihre Zahl geworden war, desto geringer war der Furcht des Einzelnen. Sie des gaunten daher Landraub mit Seeräub in Verbindung zu setzen, denn sie setzten sich in einem Küstenorte fest und durchzogen das Land meilenweit raubend und verheerend. Italien selbst blieb von ihnen nicht verschont; ja sogar das Hafen Roms, Ostia, besetzten sie, verbrannten die dort stationierten Schiffe, plünderten Ort und Gegend aus und sperrten überhaupt der weltgeleitenden Stadt Rom die ihr unentbehrliche Kornzufuhr aus Syrien und Ägypten (6).

Da nun wurde zuerst im Jahre 676 d. St. R. oder 78 vor Chr. Geb. der Proconsul P. Cerevilius Varus gegen sie ausgesandt (7) und dieser führte drei Jahre Krieg in Lykien, Pampholien und Kilikien, worin er eine Anzahl von Städten und Burgen eroberte, und unter den letzteren auch die oben genannte Feste Dymopolis, in welcher der Dynast Zenetos nach hartnäckiger Gegenwehr sich selbst und seine Familie verbrannte. Cerevilius kehrte zwar 679 triumphirend nach Rom zurück und erwarb sich den Beinamen Vanciens, allein der Seeräuber hatte er durch diesen Krieg noch kein Ende gemacht, denn unangestastet waren die Raubschiffe auf dem Meere geblieben. Darauf ward der Prätor M. Antonius, Vater des Triumvirs, 673 = 71 gegen Creta ausgesandt, weil diese Insel theils der Mithridates sollte unterstülzt, theils den Seeräubern zum Zufluchtsort und Sammelplatz gedient haben. Allein sein Angriff war kraftlos und er zog sich nur einen bedauernden Verlust zu. Nothdrücklicher wurde der Krieg von dem Consul D. Caecilius Metellus, seitdem mit dem Beinamen Creticus, 665 = 69 fortgesetzt und Creta wurde während dieses dreijährigen Krieges verwüthet (8).

Weil nun diese Angriffe ohne Erfolg geblieben waren, so trat 687 = 67 der Allobetribun M. Gabinus mit der Votation auf — lex Gabinia, — einen Mann zum Befehlshaber über das ganze Mittelmeer auf drei Jahre zu wählen; demselben sollten alle römische Flotten und die Küsten + 400 Stadien oder 10 Meilen landeinwärts un-

tergeben seyn; ihm sollten Geld, Heeremacht und alle sonstige Kriegesbedürfnisse, wo und wie er wollte, zustehen. Wie sehr sich auch der Senat und alle Patrioten gegen ein solches Geleis stemmen mochten, dem En. Pompejus wurde in der That diese ungeheure Macht, wie sie noch kein römischer Bürger gehabt hatte, in die Hände übergeben. Er aber mußte sie zu gebrauchen; schnell und siegreich beendigte er das große Unternehmen. Zugleich auf allen Hauptpunkten ließ er die Seeräuber angreifen und in 40 Tagen war der Krieg glänzend beendigt, denn man drei Jahre hatte bestimmen zu müssen gelaugt, 10000 der Seeräuber waren bei diesem Kampfe umgekommen; 1300 Raubschiffe ließ Pompejus verbrennen, die Raubschiffser verdrehten. 20000 Gefangene beachte er zusammen, mit denen er menschlich verfuhr; er bedörferte mit ihnen die durch den mithridatischen Krieg verödeten Städte, wies ihnen Ländereien an und machte sie zu Ackerbauern. So wurden sie in Mallos, Adana, Epiphania, Seid, Mylasa, Deme und in anderen Orten angesiedelt (9). Einen Theil des rauhen Kilikien gab Pompejus dem Könige Ariobarzanes von Kappadokien (10); einen anderen Theil des Gebirges erhielt ein kleiner Fürst Tarsondimotos (11). Der übrige Theil Kilikien ward aber römische Provinz und zuerst von Apollus Claudius Pulcher, dann von Cicerio verwaltet. Seine Vriese aus der Provinz betrafen indeß, wie unruhig und ungezügelt die Gebirgsbewohner noch immer waren.

Darauf folgten die Bürgerkriege. Es fehlte nicht, daß nicht auch Kilikien in dieselben hineingezogen wurde. Zuerst zwang Cassius den Tarsondimotos und die Tarsensers sich mit ihm zu verbinden; als aber Dolabella nach Kilikien kam, so ging Tarsos wieder freiwillig zu ihm über (12), und ergriff selbst die Waffen gegen die alte Feindsin Adana (13). Für ihren Abfall wurde dieselbe aber von Cassius Partei um 1500 Talente gestraft, eine Summe, die sie nur durch den Verkauf ihrer Tempelgüter, ja sogar der Kinder, Weiber und Greise, aufbringen konnte (14). Was aber den Tarsondimotos betrifft, so trat auch er zu der Partei der Triumviren über, und fiach dann 723 (15). Nach der Schlacht bei Actium erklärten sich seine Söhne für die Partei des Octavianus (16). Dieser aber nahm dem Philopator die Herrschaft und gab sie dem jüngeren Tarsondimotos, doch mit Ausnahme einiger Districte an der See, die er dem Archelaos von Klein-Arménien zutheilte, der dann seine Residenz auf der Insel Cephassa nahm (17). So hatte früher auch Antonius der Kleopatra einen District an der See gegeben (18) und einen anderen dem Amontas von Salatic; aber von langer Dauer sind diese Besitzungen nicht gewesen. Auch des Archelaos Herrschaft wurde schon durch den Tiberius auf-

65) Pol. Dion. 36, 3—29. Cic. pro lege Manil. 11. seq. Vellej. 2, 31. seq. Flor. III, 6. Liv. epp. 99. App. Mithrid. 12. seq. Plut. vit. Pomp. 34. seq. 66) Eutrop. VI, 1. Orat. V, 23. Strab. XIV, p. 671. Val. Max. VIII, 5, 6. Sext. Ruf. 12. Frontin. III, 7, 1. 65) App. excerpt. de legat. 30. ed. Schweigh. T. I, p. 94. Flor. III, 7. Eutrop. VI, 11. Vellej. II, 31. 4. Plut. vit. Pomp. 29. Dio. Cass. excerpt. T. II, p. 931. ed. Weising. Orat. V, 4.

66) App. Mithr. 96. 115. Plut. Pomp. 28. Dion. 36. Strab. XIV, p. 665. 67) App. Mithrid. 105. 68) Dion. 41, 63. 54, 9. Cic. ad div. XV, 1. Strab. XIV, p. 671. Plut. vit. Anton. 61. 69) Dion. 47, 26. 30. App. b. o. IV, 52. Cic. ad div. XII, 13. 70) Dion. 47, 31. 71) Dion. I L App. b. e. IV, 64. 72) Dion. 50, 14. 73) Dion. 51, 7. 74) Dion. 54, 9. 75) Strab. XIV, p. 671. Dion. 49, 32.



würdig, ja fast einer Bestechung gleich gehalten. Bald aber, — vielleicht nach dem Vorbild der großen griechischen Redner — fingen auch die römischen *causarii patroni* an, wenn auch nicht geradezu in der Form eines Wechsgeldes, doch in der eines freiwilligen Geschenkes (*donum, munus*) für ihre Leistungen sich bezahlen zu lassen, so, daß Cato in der Einnahme der *Lex Oppia* klagen konnte, die Plebs sei dem Senat unsäbar und pflichtig geworden. Eben dieser Mißbrauch ist es, welchen unsere *Lex Cincia* durch das Verbot, für die Leistung gerichtlichen Beistandes, mit Ausnahme kleiner Gelegenheitsgeschenke (*zenia*) von dem Klienten sich beschreiben zu lassen, zu zerstören sucht. Die spätere Geschichte dieses Verbotes ist ein recht schlagender Beweis, wie wenig ein äußerlicher Zwang von oben herab ausreichten vermag, sobald das innere Leben einer Institution einmal entflohen ist. Wenn auch während des Einflusses Cato's und seiner Gleichgesinnten auf das Gesez gehalten sein mag, so wurde doch schon in den Partekämpfen, denen die Republik erlief, sein Ansehen auf das Heftigste erschüttert und als August, nach wiederhergestellter Ruhe Italiens, im Jahre 737 unter dem Consulat des Cajus Furnius und Cajus Silvanus das alte Verbot heraufkieseln und durch Hinzufügung der Strafe des vierfachen Wertes des genommenen Geschenkes noch zu erhöhen suchte, da war ein Gesez wie unseres vollends außer der Zeit. Denn ein Gebot unentgeltlicher Leistung des gerichtlichen Beistandes läßt sich nur so lange durchsetzen, als der Leistende durch die Achtung und das Ansehen, die ihm dafür zu Theil werden, sich hinreichend belohnt fühlt. Dieses hört aber mit der Republik auf und sobald die Berechtbarkeit unter dem Druck des Despotismus zu einer bloßen Kunstfertigkeit herabsinkt, ist es billig, daß sie gleich jeder andern Kunst bezahlt werde, und einem Verbot biegen wird der Bestand fehlen. Es war daher den gänzlich veränderten Verhältnissen völlig angemessen, wenn Claudius im Jahr 798 unter dem Consulat des M. Valerius Asiaticus und M. Valerius Messala die Honorare der Rechtsbeistände als einen rechtmäßigen Erwerb anerkannte, aber zugleich, um der Habgucht Einbremsen zu setzen, ein Maß, nämlich die allerdings ansehnliche Summe von 10 *sestertia* oder 10000 *Sesterzen* je für jeden einzelnen Prozeß, bestimmte, welches ungestraft nicht überschritten werden dürfe. Wenn wir dem Bericht des Tacitus mehr glauben dürfen, als der abweichenden Erzählung Suetons, so hat Nero im Jahre 808, also im Anfang seiner Regierung, noch einmal die *Lex Cincia* in ihrer ursprünglichen Strenge wieder hervorgerufen, aber ohne bleibenden Erfolg, denn noch während der Dauer derselben Herrschaft wurde auf das Unverschämteste gegen sie gesündigt, unter Trajan im Jahre 849 aber sogar gesetzlich das Recht des S. C. Claudianum wieder hergestellt. Um diese Zeit nämlich wurde ein an sich unbedeutender Prozeß, den der Advocat, trotz der Annahme bedeutender Summen, durchzuführen verweigerte, die Veranlassung, die ganze

Entartung des Advocatentums im Senat zur Sprache zu bringen, worauf dieser nach mehreren interessanten Debatten, die uns Plinius im 4ten, 14ten und 21sten Briefe des 8ten Buches aufbewahrt hat, dem Kaiser auf diese gegen das durch alle bisherigen Geseze vergeblich bekämpfte Uebel antrug. Trajan verordnete hierauf in einer *Oratio*, welche durch ein *Senatusconsultum* bestätigt und von allen Criminalprätoren publicirt wurde: in jedem Prozeß sollten beide Parteien noch vor dem Magistrat einen Eid ablegen, daß sie ihren Advocaten für die Vertheidigung der Sache vor dem Jurer kein Honorar gegeben, versprochen oder zugesichert hätten; das beendigte Rechtstreit dagegen sollte die von Claudius bestimmte Summe von 10000 *Sesterzen* ungestraft geben und angenommen werden dürfen. Der erste Theil dieser traianischen Verfügung scheint nicht lange praktisch geblieben zu sein; wenigstens wird in mehreren Rescripten von Septimius Severus, Caracalla und Gordian nicht allein das Vorausbezahlen des Honorars, sondern auch das Versprechen desselben vor beendigtem Prozeß mit alleiniger Ausnahme der Zusicherung eines Antheils an dem etwaigen Gewinn (*societas futuri emolumentum, redemptio litis*, s. g. *pactum de quota litis*), — als etwas unbestimmtes Giltiges behauptet, ja in einer Constitution Justinian wird die Vorausbezahlung des Honorars den Parteien sogar ausdrücklich zur Pflicht gemacht, damit keine Verzögerung des Prozeßes entstehe. Dagegen scheint sich der zweite Theil des traianischen *Senatusconsultum* in unverändertem Ansehen erhalten zu haben, denn in jenen Rescripten Severus und Caracalla's ist von einer *licita quantitas*, einem legitimen modus die Rede, den der Magistrat, welcher *extra ordinem* über die Honorare der Advocaten Recht sprach — denn wenigstens das hatte sich als Rest der ältern Sitte bis auf die Prozeßreformatoren Diocletians erhalten, daß in diesen Sachen keine *formula locati* und *mandata contraria* gegeben wurde — nicht überschreiten durfte, wenn ihm gleich sonst über die ganze Forderung des Advocaten ein sehr freies Arbitrium zustand. Aber noch in der christlichen Kaiserzeit wurde, ungeachtet der gänzlichen Umbildung des Advocatenstandes durch Constantin, Trajans Bestimmung angewendet. So ist in einer Constitution des Constantinus vom Jahre 344 von einem *modus* die Rede, den der Advocat nicht überschreiten dürfe, und daß selbst nach Justinianischem Recht eben jene Summe als *Modus* betrachtet werden muß, dürfte schon aus der unstreitig von den Compilatoren herübergenommene Übersetzung der 10000 *Sesterzen* in einer Stelle Ulpian's in den modernern Ausdruck *centum auri*, ziemlich sicher zu schließen sein. Soviel über den ersten, das öffentliche Recht betreffenden Abschnitt des Gesezes.

Der zweite Theil bezieht sich auf alle Schenkungen überhaupt. Unter einer Schenkung wird im Allgemeinen jede Abtretung eines vortheilhaften Rechtsverhältnisses aus einem Vermögen ins andere verstanden, welche in der Abtuit geschieht, eine Freigebigkeit zu üben, so daß i. B. jede Manicipation, Cession, Traditio

tion des Eigenthums an einer Sache, jede Promission, jede Delegation, jede Acceptation, Expromission, actio de und contra Cession einer Forderung u. s. w., sobald sie mit der Absicht, eine Liberalität zu üben, vorgenommen wird, als eine Schenkung betrachtet werden muß.

Soll aber von der Verfügung der Lex Cincia über Schenkungen die Rede sein, so muß dieser Begriff viel enger gefaßt werden. Zunächst nämlich bleiben alle Rechtsübertragungen ausgeschlossen, welche erst auf den Fall des Todes wirksam werden sollen, wie Legate, Fideicommissa, Schenkungen von Todeswegen; und zwar theils deshalb, weil der Leichnam bei Schenkungen, dem die Lex Cincia vorbeugen will, in diesen Fällen keine nachtheilige Folgen für den Schenker hat, theils weil vielleicht schon damals über diese Schenkungen ähnliche Verbote, wie das unserer Lex, bestanden. Aber selbst unter Schenkungen unter Lebenden hat die Lex Cincia zwei Fälle von ihrer neuen Vorschrift ergriffen: einmal alle Schenkungen an gewisse ausgenommene Personen, nämlich die durch das Band der necessitudines oder der officia verbundenen Cognaten, Affines, Patrone, Pupillen u. s. w., zweitens alle Schenkungen an nicht ausgenommene Personen, sobald sie eine gewisse Summe — nach der gewöhnlichen, aber durch nichts unterstützten Vermuthung 20000 Sesterzen — nicht übersteigen. Alle übrigen d. h. also alle großen Schenkungen an nicht ausgenommene Personen hat die Lex Cincia schlechthin verboten, sich jedoch über die Art, wie dieses Verbot wirken solle, durchaus nicht erklärt, in dem Vermuthen, daß nichts mehr dem Wandel unterworfen ist, als ein Sumptuargesetz, sobald es nicht selbst der Anpassung an veränderte Verhältnisse Raum gebe. Dieses und nichts weiter ist der Inhalt des sogenannten zweiten und dritten Capitels unserer Lex. Mit welcher Strenge in älterer Zeit das Verbot gehandhabt wurde, vermögen wir nicht mehr zu beurtheilen, aber wenigstens das Recht der Zeit des ausgebildeten Privatrechts und der unmittelbar darauf folgenden läßt sich aus den Vaticanischen Fragmenten vollständig übersehen. Die Ansicht dieser Zeit, wie sie durch das Edict und Jurisconsultenrecht sich ausgebildet hatte, betrachtete die schenkende Handlung, der Lex Cincia angedacht, noch immer als eben so gültig und wirksam, wie sie im strengen Recht vor der Lex Cincia gewesen war. D. h. die Mancipation übertrug noch immer Eigenthum, die Promission obligirte noch immer u. s., so daß der Beschenkte im ersten Fall vinum dicitur, im zweiten ex stipulatio fangen konnte. War hatte der Schenker und dessen Nachfolger auf den Grund des Einsichens Befehlens Anspruch auf jedes Rechtsmittel, welches in der jedesmaligen Lage des Processes nöthig war, um der schenkenden Handlung alle praktische Wirkung zu entziehen, so daß die verschiedensten Rechtsmittel: exceptiones, replicationes legis Cinciae und in factum conceptae, rescissoriae actiones etc. als zu diesem Zweck geeignet erwähnt werden. Dachte man sich aber so die Schenkung nicht als von selbst ungiltig, sondern nur den Schenker berechtigt, sie zu behandeln, als ob sie ungiltig wäre, so mußte

te man folgerichtig sagen, der Schenker könne sich auch dieses seines Rechtes begeben und dadurch die Schenkung gültig machen. Ein solcher Verzicht aber wird ganz sicher dann angenommen werden dürfen, wenn der Schenker, wissend, er könne die geschehene Mancipation oder Promission, wenn er wolle, anfechten, dieselbe im Gegentheile als gültig anerkent, indem er die Mancipirte oder promissirte Sache dem Beschenkten tradirt. Hier hilft ihm kein Rechtsmittel weiter, seine Vindication, denn der Beschenkte ist ja Eigenthümer, seine exceptio, denn der Schenker ist nicht im Besitz, seine indebiti condicio, denn er erfüllte wissentlich keine Retention des späterhin etwa zufällig wiedererlangten Besizes, denn er hat ein für alle Mal auf sein Recht verzichtet. Was so weit ist Alles klar. Aber eine Schwierigkeit ist dabei noch übrig, die selbst die neueste Abhandlung über die Lex Cincia noch nicht zu erklären vermocht hat. Sie besteht darin, daß ausdrücklich gesagt wird, eine Schenkung solle erst dann durch die Erfüllung unwiderruflich werden, wenn vacua possessio auf den Beschenkten übergegangen sey, während doch gewiß der Schenker durch jede Übertragung des Besizes, den er hatte, mag dieser vacua possessio gewesen sein, oder nicht, aufs Dünigste verzichtet hat. Aber gewiß soll auch dieses gar nicht behauptet werden, sondern nur ein besserer soll dann noch seinen besten Besiz gegen den Beschenkten geltend machen und wenn ihm dieses gelungen ist, der Vindication des Beschenkten eine popularis exceptio legis Cinciae entgegen setzen können.

Aber eines solchen förmlichen Verzichtes bedarf es nur beim Schenker selbst, sein Erbe kann schon nach der allgemeinen Ansicht der spätern Zeit über (dem strengen Recht nach) ungiltige Schenkungen, mit einer doli exceptio, replicatio, duplicatio zurückgewiesen werden, sobald er sich auf die Lex Cincia gegen das jus gentium beruft, d. h. sobald der Schenker selbst, ohne widerrufen zu haben, gestorben ist.

Diese ganze Auffassung der Lex Cincia muß gewiß angemessen und verständlich genannt werden, da sie eine der bedeutende Liberalität nicht absolut unmöglich macht, aber doch dem Schenker Mittel an die Hand gibt, Abreue zu geben, wie er gut zu machen.

Eine Constitution, wodurch dieses ganze Recht aufgehoben worden wäre, ist nicht bekannt. Im Justinianischen Recht ist es aber entschieden verdrängt und zwar durch die Ausbildung einer ganz ähnlichen formellen Einschränkung. Justinian nämlich hat die ältere Sitte, über alle Schenkungen des Beweises halber gesta aufnehmen zu lassen, allgemein auf große Schenkungen eingeschränkt, und in dieser Fassung konnte sie völlig als Surrogat des ältern Rechts gelten, zumal seit dieses durch die Klagearbeit des bloßen Vacui völlig umgewandelt war. Im Decretum dagegen finden sich im frühern Mittelalter in Gesetzen und Urkunden noch unverkennbare Spuren der Fortdauer des Einsichens Rechts im Allgemeinen neben der neuen Form der Insinuatio, welche erst durch die Verbreitung der Justinianischen Rechtsbücher von Bologna aus vervollständigt worden sind. (Rudolf.)

**CISPLATINA.** Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Spanier auf die Provinz im D. des Uruguay, die hier an die portugiesischen Besitzungen grenzte, wenigsten Werth gelegt und ruhig zugehört, daß die Portugiesen in diesem weiten Landstrich Missionen und Niederlassungen anlegten. Allein als man Buenos Ayres zur Niederlage von Peru machte, als man es vorzog, über diesen Pfad das Silber und die Mineralien der Provinzen am Ausflusse zu ziehen, und solches nicht länger den beschwerlichen und so gefährlichen Weg über den Abhang von Panama machen zu lassen; da wurde man sich Entschließen gemacht, das gerade dem Stapelplatze gegenüber unter der Mündung des Uruguay in den Silberstrom eine portugiesische Colonie belegen war, die ungeschehen an dem Handel von Paraguay Theil nahm und sich durch Schmuggelerei einen beträchtlichen Theil des spanischen Gewinns zuwageln konnte. Da gingen den Spaniern die Augen auf, und als Portugal nicht gutwillig seinen Schmuggelhandel und seine Colonie aufgeben wollte, so kam es zu ernstlichen Demonstrationen, die endlich 1750 ein Grenztractat herbeiführten, vermöge dessen Portugal ein Censuramentum den Spaniern überließ, dafür aber die 7 Missionen abzutreten erhielt, welche die Jesuiten zwischen dem Uruguay, dem Jeicmyu und der brasilianischen Grenze errichtet hatten. Der Tractat wurde abgeschlossen, aber nicht vollzogen, weil die Jesuiten, deren Reich in Paraguay damals noch sehr stand, nicht darum gefragt und auch gar nicht Willens waren, auch nur das Mindeste von ihrem Eigenthume herzugeben. Es blieb mithin beim Alten, die Jesuiten Herrn ihrer Missionen, ein Censuramentum (Schmuggel) fort, und machte es so arg, daß darüber endlich der Krieg von 1776 ausbrach, den die Briten erst 1777 beschwichtigen konnten. Der Grenztractat von 1750 wurde zur Basis gelegt, ein Censuramentum spanisch und nun nach und nach Ruine, die Portugiesen zogen sich aus dem Lande zwischen dem Uruguay, dem Jeicmyu, dem atlantischen Ocean und der Platas mündung zurück. Dieses Gebiet erhielt den Namen der Banda oriental nach der Grenze, oder von Montevideo nach dem vornehmsten Orte und wurde zur Platasprovinz Buenos Ayres geschlagen: nur blieb der Landstrich zwischen dem See Mirim und dem Decane neutral und sollte von keinem der beiden Nachbarn besetzt werden. So blieb die Gatte bis 1821, wo die Hauptstadt der Provinz, der zu Buenos Ayres herrschenden Unruhen müde, oder vielleicht durch brasilische Intriguen vertrieben, sich und die ganze Provinz, schreibend völlig freiwillig, dem Schutze des Königs Johann VI. unterwarf und portugiesische Truppen in seine Mauern aufnahm. Zwar protestirte Buenos Ayres sogleich gegen diese Beschlüsse, die demnachste die Portugiesen erfolgte und Montevideo ging 1823, nachdem die Portugiesen es verlassen hatten, an Brasilien über, welches das mit die ausfließende Prov. Abgrenzung der Sul verband und nach in demselben Jahre selbst als Capitania Cisplatina in den Staatsverband des neuen Kaiserreichs aufnahm. Nach ihrer freistehigen Lage am Platasstrom benannt, erstreckte sich diese Provinz von 31° 29' bis 32° 54' S. und von 27° 5' bis 35° S. W. und erhielt nach Kämpfers Berechnung einen Flächeninhalt von 10,556

Q. Meilen mit 176,960 Bewohnern, wovon die Hauptstadt Montevideo allein 36,000 zählen sollte. — In der Folge scheinen indeß die Bewohner mit der brasilianischen Herrschaft unzufrieden geworden zu sein, denn schon 1824 brachen Unruhen aus und am 26. Aug. 1825 erklärten sich die Deputirten der Banda oriental in Rio de Janeiro unabhängig von dem Kaiser von Brasilien und ihre Bereitwilligkeit, dem Bunde der Platastaaten anzugehören, zu dessen Congresse sie auch bereits Deputirte sandten. Hierauf erfolgte unterm 10. Decbr. 1825 Brasilians Kriegserklärung und der Ausbruch eines von Buenos Ayres siegreich begonnenen Kampfes, den endlich ein von Großbritannien garantirter, am 27. Aug. 1828 in Rio de Janeiro abgeschlossener Frieden beendigte, in dessen Folge sich Montevideo unter dem Namen Banda oriental als selbständige Republik constituirte \*).

(Hazard.)

**CIXERRO**, Bezirk der sardin. Prov. Cagliari, ents hält auf 260 ital. Q. Meil., außer der Hauptstadt Iglesias (s. d. bes.), 6 demohnet und 20 wüste Ortschaften mit 5200 Einw. — In der Nähe des von herrlichen Obstkulturen umgebenen Domus Noas ist die unter dem Namen S. Elean Aequa Natta berühmte Grotte, welche sich durch die ganze Breite eines Berges zieht und mit Kalksalzatlanten bedeckt ist. (Nach Wilmant in d. Neuen geogr. stat. Erb. 23. Bd. S. 265.) (Leonhardt.)

**CLADOBATES** (von κλάος, junger Ast, Zweig, und βαίρω, ich gebe), ist ein neues, von Fr. Cuvier \*) so benanntes Säugethiergeschlecht, welches unter dem barbarischen Namen Tupia zuerst den Rassen \*) und dann von Horsfield \*) beschrieben wurde. Auch Desmarest \*) nahm diese Benennung an. Die drei bis jetzt beschriebenen Arten, welche auf Sumatra und Java gefunden sind, enthielt der französische Reisende D'Arb., welcher jenes Genus, um dessen Ähnlichkeiten zu bezeichnen, mit dem gegen die Gesele unserer Termitologie stehenden Namen Sorex-Gilis belegte. Später wählte Temminck \*) dafür die allerdings nicht zu tadelnde Benennung Myogale (von Myg, Wald und γαλή, Wiesel u. s. w.); da aber der erste, von Cuvier vorgeschlagene Name auch ist und der älteste, so müssen wir auf jeden Fall denselben vorziehen. — Der Ausdruck Tupia oder Tupai wird von den Malaien für mehr, besonders für kleine auf Bäumen kletternde Thiere, also nicht allein für jene, sondern auch unter andern für die Fischhörnchen gebraucht. Die vorzüglichsten Charaktere für dieses Genus sind folgende:

\*) Es ist hier dies eine historische Übersicht des Landes gegeben, dessen geogr. und statistische Verhältnisse wir unter dem Art. Montevideo vorführen werden.

- 1) Des Dents des Mammifères. Livra. 2. 1822. p. 60.
- 2) Transact. of the Linn. Society. Tom. XIII. p. 257.
- 3) Zoological Researches in Java. Lond. 1824. 4. Fasc. III. — Verh. d. Verh. d. Verh. 1824. Bd. I. S. 339 u. f. Taf. 4.
- 4) Mammalogie. Partie seconde. Par. 1822. 4. Supplement. p. 535 sq. — Desmarest \*) führt den Namen Glisore (Glisorex) vor.
- 5) Monographies de Mammalogie. Tom. I. Livra. 7. Par. 1827. 4. Tableau méthodique des Mammifères, répartis en Ordres, Genres etc. p. XIX. Der Verf. stellt jenes Geschlecht zwischen Sorex und Myogale.

Zahnformel (nach F. Cuvier):

38 Zähne.	{	18 im Oberkiefer.	{ 4 Schneidezähne. 0 Hundszähne. 14 Backenzähne.	{ 18 falsche. 6 wahre (Mahlzähne).
		20 im Unterkiefer.	{ 6 Schneidezähne. 0 Hundszähne. 14 Backenzähne.	

Die 2 hinteren Schneidezähne des Oberkiefers sind durch eine Lücke von den 2 vordern getrennt; die 4 mittlern dicht anliegenden Schneidezähne des Unterkiefers sind sehr lang, stumpf, nach vorn gerichtet; die beiden andern anliegenden aber über die Hälfte kleiner als jene. Von den falschen Backenzähnen sind die 4 ersten eines jeden Kiefers die kleinsten und einfachsten. (Obgleich die von Horsfield und Desmarest angegebene Zahl der Zähne eben dieselbe ist, so ist doch ihre Deutung etwas von den Cuvierschen abweichend, insofern sie im Oberkiefer nur 2 Schneidezähne, dabei aber 2 isolirt stehende Hundszähne, im Unterkiefer aber, außer den 6 Schneidezähnen, 2 Hundszähne, dagegen nur 12 Backenzähne annehmen. Huschke hat zwar nicht genauer die Zahl der Zähne angegeben, jedoch geht aus seiner Beschreibung \*) hervor, daß F. Cuviers Angabe, namentlich in Hinsicht der Oberkieferzähne, die richtigere sei, indem die 4 vordern Zähne im Zwischenkiefer sich finden, und wir die in diesen Knochen vorkommenden Zähne als vordere oder Schneidezähne (*Dentes primores a. incisivi*) betrachten). — Der Kopf ist verlängert, plattgedrückt; die Schnauze lang, aber abgestumpft und nicht rüsselartig verlängert. Die Augen sind groß und vortretend. Ohren groß. Bartthaare kurz. Zunge lang. Der Körper ist langgestreckt und cylindrischförmig; mit 4 Bauchzügen. Der Schwanz ist lang und mit langen, besonders seitlich gestellten Haaren besetzt. — Es sind die Arten Plantigraden. Die Füße sind fünfzählig, die Zehen getrennt und zusammengebrühten, spitzigen Krallen bewaffnet; die Sohlen nackt. — Anatomisch wissen wir nichts weiter, als daß sich, nach Diard <sup>2)</sup>, ein einfacher Magen und ein kleiner Blinddarm findet. — Die hieher gehörenden Thiere leben in Wäldern auf hohen Bäumen, sind ohne Zweifel muntere, schmelpe Thiere, und sollen sich, was auch wahrscheinlich ist, von Insekten, kleinen Vögeln u. dgl. nähren; nach Raffles aber auch, wenigstens in der Gefangenschaft, von Früchten und Rissen.

Arten: 1) *Clad. javanicus*, *Topaja javanica*, *Raffl.*, *Cerp.*, *Baxring* (Bangsing) oder *Sinsring* der Javanesen. — Die Schnauze ist mäßig zugespitzt, der Schwanz sehr lang. Die nackten Theile, Fußsohle und

Ohren fleischfarbig. Pelz dicht, weich, oberhalb braun, gelblich gestreift; unterhalb gelblich weiß; am Halse ein weißlicher, schmaler Streif, der auf der Mitte der Schulter endet. — Jedes Haar oberhalb endet mit einem oder zwei gelben und schwarzen Ringen. Es finden sich Woll- und Seidenhaare, jedoch erstere häufiger, letztere aber länger als jene. Am Schwanz sind die längsten, wie bei Eichhörnchen. Vorderglieder etwas kürzer als die hintern. Länge von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel (nach Horsfield) 6' 5". Länge des Schwanzes 6' 5". — Vaterland Java. Beschrieben und abgebildet bei Raffles, Horsfield (Dien) in *Geoffroy und Cuvier Hist. natur. des Mammiferes*. Tom. II, Livrais 33. *Echin.* Rotungesch. und Abbildungen der Säugethiere u. f. w. Heft IX. Taf. 28.

2) *Clad. Tana*, *Top. Tana*, *Horsf.* *Topajana* der Sumatraner. — Der Kopf mit der Schnauze sehr verlängert. Schwanz länger als der Körper. Pelz weich, oberhalb dunkelbraun, ins Schwarzhäufige gehend; unterhalb braun, mit röthlichem Anfluge. Kehle graulich, mit röthlichbraunem Anfluge. Ein schiefes, röthliches braunes Querband läuft vom Halse über die Schultern gegen den Rücken hin. — Jedes Haar oberhalb ist abwechselnd grau und dunkelbraun geringelt. Vorderglied der Füße kürzer als die hintern. Länge von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel (nach Horsfield) 10' 5"; Länge des Schwanzes 6' 6". — Vaterland Sumatra. — *S. Raffles*, *Horsfield* (Dien).

Außer jenen genannten Arten hat man noch zwei andere kennen gelernt, nämlich 3) *Cladob. ferrugineus* (Le Prass) <sup>3)</sup> auf Java, und 4) *Cl. vittatus*, auf Sumatra.

Aus dem Angegebenen erhellet: 1) daß dieses Genus, noch arm an Arten und sonst kleinem, zartem Körperbau, so weit wir es jetzt kennen, ausschließlich auf einige Inseln des indischen Archipels, und namentlich die Sundas Inseln beschränkt zu sein scheint; 2) daß dasselbe, nach dem Bau seiner Zähne, und ohne Zweifel auch nach der Wahl seiner Nahrungsmittel, zu Cuviers <sup>4)</sup> Abtheilung der insectenfressenden Raubthiere (*Carnivora*, *Insectivora*), und zwar in die Nähe von *Sorex*, gehört; 3) daß es, was Lebensweise und äußere Gestalt anbelangt, in vieler Hinsicht bedeutend von jener Thierabtheilung verschieden ist, und in diesen Punkten mehr mit einigen Nagethiergeschlechtern, insbesondere mit *Filiger*s *Premsiculantia agilia* (*Myoxus*, *Sciurus* etc.) übereinstimmt; 4) daß wir also das Gen. *Cladobates*, wie ich dies auch früher schon angedeutet habe <sup>5)</sup>, als ein sehr interessantes Mittelglied und Verbindungsstück zwischen jenen Insectivoren und diesen Nagern betrachten können.

(Leuckart.)

CLAPPERTON, Hugh, einer von den wenigen Reisenden, denen es gelungen ist, tiefer in das Innere Africas einzudringen, welcher aber ebenfalls als ein

\*) S. außer Horsfield, Geoffroy und Cuvier Hist. nat. des Mammif. Livrais 36. (Vol. II.) 30) Bericht einer naturgemäßen Eintheilung der Säugethiere, nebst dem Entwurfe einer Vermuthung über die Entstehung der Thiere. (Hildb. u. Leipz. 1827. 8.) S. 75.

6) Dente des Mammif. Livrais. 2. Pl. 17. 7) über die Zähne von Cladobates. In *Otens* *Offs*. Bd. XX. Heft 8 u. 9. 1827. S. 738 f. Taf. 10. — Nach Huschke's interessante Vergleichen der Zähne von Cladobates mit verwandten Formen geht hervor, daß die Backenzähne am meisten denen des Felses ähneln, die oberen Backenzähne dagegen denen des Maulwurfs und einiger *Epizomys*, die unteren Backenzähne aber größtentheils denen des *Aguti*. — Nach S. ist auch der *Epizomys* einjochig, der bei Maulwurf, *Aguti* und *Epizomys* müssen fehlt, beim *Cladobates* vorhanden. 8) *Aristio* Register. Band X.

Algem. Encyclop. d. W. u. S. XXI.



**Opfer des ungesunden Klima's fiel.** Er war der jüngste Sohn einer achtbaren Familie in der Grafschaft Dumfries in Schottland, und im Jahre 1788 geboren. Sehr jung ging er auf ein Kaufschiff, wurde jedoch in der Folge gepreßt und auf Verwehen seines Oheims Widschman. In Canada verheirathete er gegen die Aemerkung einer kleinen Fort an Huronen, und als er sich genöthigt sah, dasselbe aufzugeben, zog er sich nach dem 20 Meilen entfernten Fort zurück, worauf er eine Heures nantestelle erhielt. Seit 1817 befand er sich auf halbem Wege; im Jahre 1820 folgte er mit dem Doctor Dubney in Ebnburg den Entschluß, eine Reise ins Innere Afrika's zu machen. Ihnen schloß sich bald darauf der Major Denham an. Sie gingen im Februar 1822 von Tripolis aus und kamen im April in Murzuk, der Hauptstadt von Fezzan, an. Erst im November reisten sie unter einer Bedeckung von 300 arabischen Reitern, welche aus Karawannen, ein Hülflein des Pascha von Tripolis, commandirte, nach Süden. Mehrere Monate führte der Weg durch die Wüste. Am 4. Februar 1823 erreichten sie Fari, die nördlichste Stadt von Bornu. Mehrere Tage hindurch debattirten sie den Fennische Fels vor Augen; das Land war mit Dörfern übersetzt. In Fari, der Hauptstadt von Bornu, wurden die Reisenden von dem Fürsten sehr gut aufgenommen; er wollte jedoch nicht zugeben, daß sie über die Grenzen des Landes hinausgingen, weil er dem Herrscher von Tripolis für ihr Leben verantwortlich sei. Während Denham den Scheich von Bornu auf dem Zuge gegen die Fellatas begleitete, machten Dubney und Clapperton eine Expedition nach dem See Fari und dem in diesem fallenden Fluß Schar. Am 14. December 1823 traten Clapperton und Dubney eine neue Wanderung nach Fari am Niger an. Nach zwölf Tagen erreichten sie die westliche Grenze von Bornu und kamen in das Gebiet von Zender, wo der Sultan seit der Abreise aus Fezzan krank Dubney starb. Clapperton besuchte ihn nach englischer Sitte, nicht ahnend, daß auch ihm in wenigen Jahren dasselbe Geschick widerfahren sollte. Der Sultan von Hausa, Bello, ein ansehnlicher, kräftiger und für jene Gegenden sehr gebildeter Fürst, welchen er in Kano besuchte, nahm ihn freundschaftlich auf und gab ihm Geschenke nach Sackutu. Zwischen Bello und Clapperton entstand bald die innigste Freundschaft, und letzterer erhielt von ihm mehrere interessante Nachrichten über das Innere Afrika's, so wie eine vom Sultan selbst verfertigte Karte jener Gegenden. Bei seiner Abreise erhielt er ein Schreiben des Sultans an den König von England, worin er diesen um einen englischen Consul und Arzt bat. Ohne Hesse zu erreichen, führte Clapperton nach Bornu zurück und trat mit Denham die Rückreise über Fezzan nach England an.

Die Kunde Afrika's war durch den bald erschienenen Reisebericht sehr erweitert; Gegenden, über welche wir noch gar keine Berichte von europäischen Augenzeugen hatten, waren genauer untersucht; Flüsse waren aufgefunden, deren Charakter und deren Bildung von denen der Regier an der Küste und der Mauren im Norden sehr verschieden war. Aber noch immer blieb eine große Lücke auszufüllen. Der Niger, dessen Lauf die Geographen

seit den Zeiten der Römer beschäftigt hatte, war in seinem Laufe unterhalb Tombuctu noch immer unbekant; die unglücklichen Expeditionen von Luder und Kungo Park hatten den Eifer für diese Untersuchung noch mehr erhöht; im Innern Afrika's hatte Clapperton nur ungenügende Nachrichten über ihn erhalten. Die Untersuchung dieses Gegenlandes und die Aufschließung eines Hindnisses mit dem Sultan Bello war der Zweck von Clappertons zweiter Reise, welche er von der Bai von Benin aus antreten wollte. Ihn begleiteten der Capitain Pearce, ein sehr geschickter Zeichner und Dr. Morrison als Naturforscher; außerdem besand sich noch bei der Expedition der Schottländer Dickson, welcher in Amerika als Banbanz gebürtig war. Am 26. November 1825 erreichte die Expedition Whidah an der Bai von Benin. Dickson begab sich in Begleitung des Portugieser Eusa, der einige Zeit in Dahomey gewohnt hatte, n. h. dieser Stadt, wo er gut aufgenommen wurde und verfügte sich sodann nach der 17 Tagereisen entfernten Stadt Schar, von wo er nach Fari wollte. Seit jener Zeit haben wir nichts von ihm gehört.

Clapperton, welcher auf den Rath eines Engländers, der mit seinem Schiffe im Geheimen Seelenbandel trieb, die Reise den Strom von Benin aufwärts aufgab, ging am 29. November nach Badagry, konnte aber hier keine Nachrichten vom Sultan Bello erhalten. Am 7. December schiffte er sich auf leichtem Fahrzeugen ein und fuhr einem Arme des Lagostromes bis Gaze entgegen, wo er am linken Ufer landete. Die Eingeborenen nahmen die Expedition sehr zuvorkommend auf. Aber hier waren die Reisenden in hohem Grade unverfürcht und man kann wol sagen, daß der unglückliche Ausgang der Expedition seinen Grund darin hat, daß sie an den niedrigen, mit Schilf überdeckten Ufern des Flusses in freier Luft schliefen. Schon am 10. December wurde Clapperton vom Fieber befallen, dasselbe Schicksal hatte Morrison am 12., Pearce am 13. und Clappertons treuer Diener, Kane, am 14. Am 27. starben Morrison und Pearce. Clapperton und Huron legten ungeachtet ihrer Schwäche die Reise fort; sie wurden von den Eingebornen etwa 14 Stunden weit in Hängematten getragen, mit vieler Theilnahme behandelt und gepflegt. Er weiter sie sich von der Küste entfernen, desto ruhiger wurde die Landstraße. Endlich erreichten sie eine Gebirgsgegend, welche sie übersiegen. In Schari, welches auf der Höhe des Gebirges liegt, strömten die Einwohner den Fremden zu Tausenden entgegen und bewillkommten sie mit Gesang; sie wurden als Friedensboten angesehen. Es herrschte dort nämlich der Glaube, daß bei der Erstürmung der Weissen, welche sie als vollkommene Wesen betrachteten, die kein Wohlgefallen am Morden und Blutvergießen finden, aller Krieg aufhören werde. Jenseits des Gebirges trafen sie in eine schöne Ebene, die wohl angebaut und mit Dörfern der Fellatas bebaut war, welche ruhig unter den Regen lebend, sich mit Viehzucht beschäftigen und die milden, warmen Seiten der Sternvölker haben. Als er sich Eren (Kaltunga bei den Bewohnern von Hausa), der Hauptstadt von Fari, näherte, zog die ganze Volksmenge ihm entgegen; aber so freundschaftlich sich auch der Fürst denahm, so wollte er den Reisenden doch nicht die Erlaubnis geben,

den 10 Stunden östlich entfernten Quorra, den man für den Niger hält, zu besuchen. Weil das ee vor, der Weg sey nicht sicher, weil die Fellaten das Land durchschwärzten, bald dot er ihnen einige seiner Frauen an, um sie auf diese Art zurückzubalten.

Auf dem Wege von Eyoa nach Saccatu kam Clapperton durch viele Dörfer, welche von den Fellanen geplündert waren; eine Räuberhorde führte ihn zu Darro, dem Sultan von Kama, der ihm eine seiner Töchter zur Frau anbot und den Reisenden späterhin rief, den Weg über Bussa zu nehmen. In Bussa, einer Stadt von 18,000 bis 20,000 Einwohnern im Lande Borao, suchte ihn eine arabische Witwe zurückzubalten. In Bussa, wo Rungo Park in den Stromschnellen umkam, hat der Niger etwa die Breite wie die Themse bei Sommerfisch. An der Mündung zu Kome sah sich Clapperton genöthigt, umzukehren, weil ihm jene arabische Witwe nachgereist war und der Hufschuß von Bussa deshalb seine Sachen zurückbehielt. Bei Kome, wo Clapperton über den Niger setzte, ist der Fluß etwa 5 Minuten breit und 10 bis 15 Fuß tief. Am andern Ufer liegt die gut gebaute Provinz Koffe, deren Einwohner viele Eisengruben graben. Von hier ging ee nach Jaria, der Hauptstadt des Landes Zeg-Zeg. Am 20. Juli 1826 erreichten die Reisenden Kama, wo er hörte, daß Sultan Bello eben auf einen Kriegszug gegen Bornu sey; seiner schwächlichen Gesundheit ungeachtet wollte er sich zu Bello begeben. Hier finden wir eine dreimonatliche rüde in seinem Tagebuche. Am 12. October war er bei dem etwa 50,000 bis 60,000 Mann starken, wenig oder gar nicht disciplinirten Heere Bello's; mit diesem ging ee nach Saccatu zurück. Lander, welcher mit den für den Schutz von Bornu bestimmten Geschenken in Kama war, wurde eben dahin gerufen; der Sultan bemächtigte sich der letzteren, vorgehend, daß Waffen und Munition in den Hällen seyen. Erst später ward Bello wieder freundschaftlicher, als die Armeen von Bornu geschlagen war. Aber Clappertons Gesundheit wurde immer schlechter; am 12. März 1827 endete sein Tagebuch und nun verging das von seinem Diener Richard Lander. Er hielt seinen Herrn für vergiftet; aber dieser versicherte ihn, daß er sich bei einer Jagd mit Schweiß bedeckt auf den seuchigen Boden niedergeworfen und daß seine Krankheit davon herrühre. Er qualte sich 20 Tage lang und befand sich jeden Morgens übler als am Abend vorher. Sein Schlummer war sehr unruhig. Er hatte schreckliche Träume und sein Mund murmelte Verwünschungen über die Treulosigkeit der Araber. Sein sonst so starker Körper war ein Skelett geworden. Lander las seinem Herrn täglich einige Stellen aus der Bibel und den 98. Psalm vor, die ee mit großer Anbacht anhörte. Am 13. April 1826 bald nach Tagesanbruch starb Clapperton. Lander ließ Bello davon benachrichtigen und der Sultan ertheilte ihm die Erlaubniß, seinen Herrn mit den in England gedrücklichen Ceremonien zu begraben, was auch zu Jungart, einem kleinen auf dem Abhange eines Hügel erhabenen Dorfe, beinahe zwei Stunden südlich von Saccatu geschah.

Am 4. Mai reiste Lander von Saccatu ab. Er schloß sich einer Karawane von etwa 4000 Personen der verschied-

densten Stände an, und ging mit diesen nach Katsina. Am 15. Mai erreichte er Damoo, eine kleine geschlossene Stadt im Lande der Hufanen. Er wollte sodann nach Fumda am Niger und diesen bis Benin hinabschiffen. In Quoroo, einer Stadt von 40,000 Einw., die nur noch 12 oder 13 Stunden von Fumda entfernt ist, wurde er von vier bewaffneten Männern angehalten und nach Zeg gebracht; der Fürst erließ ihm einige Zeit später und nun ging er durch dieselben Gegenden, welche er ein Jahr früher mit seinem Herrn besucht hatte, nach Bagagru, wo ihn mehr portugiesische Elabenhändler dem Könige als einen engländichen Spion bezeichneten. Nur durch List rettete er sich vor dem Tode. Einige Tage nachher ließ ihn der König mit Geschenken abreisen. Der Capitain Morris war mit der Brigg Maria von Bbidah angekommen, um ihn nach Cape Coast zu bringen. Er schiffte sich dort nach England ein, wo er am 30. April 1828 anlangte \*\*).

(L. F. Kämtz.)

CLARINO pflegt man die Reihe der höheren und höchsten Töne der Trompete zu nennen, und Clarino's Stimme die höchste oder Prim-Trompetenstimme, so wie Clarino bis für denjenigen, welcher solche erste Stimme spielt, und von dem man eben darum auch einfeinere, delirateres Spiel fordert. Vergl. d. Art. Trompete. Daß aus dem Namen Clarino der Name Clarinet abgeleitet worden ist, haben wir bereits im Art. Clarinet erwähnt. (Gfr. Weber.)

CLARONE oder clarinetto dolce nennen die Italiener jede tiefere Art von Clarinet, namentlich das sogenannte Bass-Clarinet oder Bassettpon (s. d. Art.).

(Gfr. Weber.)

CLAUDIUS, Claudius, der lateinische Dichter. Nur dürftige Nachrichten sind über sein Leben vorhanden. Er war nach Suidas und Siderius Apollinaris (9. 13.) aus Alexandria gebürtig, womit die Bezeichnung „des alexandrischen Rils“ in den Gedichten 43. 8. 39. 56. und der Wasserstadt 39. 20. übereinstimmt. Dies hat zur erst Nie. Antonius Bibl. vet. libran. 3. 5. nachgewiesen, nachdem Petrarca, Politianus, Landinus und andere ihn zu einem Florentiner durch den Jesuitum machten, in welchem sie den Freund des Dichters, Florentinus, dem das Gedicht vom Raub der Proserpina gewidmet ist, mit dem Namen des Vaterlandes verwechselten. E. Francisc. Rivarius ad Dextri Chronicon p. 415. Andere ließen ihn aus Spanien stammen. S. Antonius a. a. O. Was die Herkunft, die Eltern und die Erziehung des Claudians anlangt, liegt alles im Dunkel. Caspae Darty (in Claudian. p. 105.) und Clavier wollten den Vater in jenem

\*\*) Über Clappertons erste Reise werde ich das Weitere unter Denham mittheilen. Die Hauptquelle ist für dieselbe: Narrative of Travels and Discoveries in Northern and Central Africa in the years 1822, 23 and 24. by Major Denham, Captain Clapperton and the late Doctor Oudney, extending across the great desert to the south degree of northern latitude. London 1826, naturw. Kupfer und Karten. Daß die zweite Reise seine ich nur den Auszug: „Clappertons zweite Reise im Innern Afrikas“ in v. Mallers's Publiothek der neuen Weltkunde Thl. IV. S. 102—117 und Thl. V. S. 70—74 benutze.

Philosophen Claudianus erkennen, dessen Ennapius im Leben des Marinius S. 67. erwähnt. Vergleichlich forschte man auch nach den übrigen Lebensverhältnissen, so daß die Gründe nicht ausreichen, mit welchen man die Echtheit des 39. Gedichtes läugnete, wenn auch die Überschrift untergeschoben seyn möchte. Nach demselben aber hatte Claudianus schon in früheren Jahren einen amtlichen, wahrscheinlich militärischen Beruf übernommen, was jedoch keineswegs nach v. 55 auf Alexandrien bezogen zu werden braucht. Vergl. König in Prolegom. V. 14., dessen Gründe das Gegentheil nicht erweisen. Die Werke des Dichters sprechen eine frühe, vielumfassende Bildung, wie sie in den Schulen der alexandrinischen Grammatiker gewonnen wurde, aus und bezeugen ein nicht geringes Talent. In Rom finden wir ihn im Jahr 395, in welchem er das Lobgedicht auf Probinus und Olybrius vortrug. Überhaupt scheint er ein Pfingling angesehenen Adels gewesen zu seyn, und dies Verhältniß ihn nach Rom geführt zu haben. Welcheit war es auch der Grund für die Einbürgerung in römisches Leben und Sprache. Des Stilicho gedenkt er nicht in den frühesten Gedichten. Eben so wenig belegen sie überhaupt einen ununterbrochenen Aufenthalt in den Staatsgeschäften. Vom dem Consulat des Stilicho, also vor dem Jahr 400 war er fünf Jahr von Rom abwesend nach 23, 23; ob aber, wie Einige annehmen, in Mailand in der Cohorte des Stilicho, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten. Mehrere Dienstverhältnisse knüpfen ihn an diesen Staatsmann (16, 5.), welcher stets sein Gönner blieb, dagegen auch überall den Dichter zu dem prunkendsten Lobe und schmeicheleicher Huldigung bereit fand. So vernimmt man in allen Gedichten die Lobpreisung des Stilicho und wird unsicher über die unter der schmäudernden Färbung verborgenen historischen Thatfachen. Nur mit großer Vorsicht kann Claudianus von dem Geschichtsforscher benutzt werden. Andere Freunde unter den Großen des Reichs waren für den Dichter Probinus, Olybrius, Mallius Theodorus, Sennabius. Vgl. 41, 42, 43.. Der Vermählung des Stilicho, Cerecia, dankt er c. 40 für die Vermittelung einer statlichen Heirath, wahrscheinlich in Alexandrien. Ist die vom Pomponius Plautus aufgeschriebene und noch von Nic. Heinsius in dem Palaß Farnese zu Rom gesehene Inschrift echt, so wurde ihm auf Antrag des Senats durch Arcadius und Honorius auf dem Forum eine eherner Bildsäule errichtet. Die Inschrift findet sich bei Gruter. 391, 5., bei Orelli T. I. p. 259. Apostolo Zeno in Dissertatione Vossiana T. II. und Tiraboschi in Storia della lett. Ital. T. II. p. 649. 100 gen die Glaubwürdigkeit des Pomponius Plautus, als habe derselbe die Inschrift fertigen lassen, in Zweifel. Der Statue gedenkt des Dichters 25, 7. In der Inschrift wird er Tribunus et Notarius genannt. Ob er dem christlichen Glauben, sey es überzeugung, oder um den Gönnern zu gefallen, sich angeschlossen habe, wußten Einige aus einzelnen Stellen der Werke beweisen, doch spricht das Gegentheil ein bestimmtes Urtheil von Augustinus (de Civit. dei 5, 26.) und Drosius (7, 35.) aus. Die Anrufung alter Götter kann freilich zu seinem Zweck dienen, doch würde das Christliche gewiß entschieden hervorgetreten, wenn das Herz einen entschiedenen Vor-

theil genommen hätte. Die griechischen Gedichte christlichen Inhalts sind unecht, wenn auch eingeräumt werde (nach 42, 13.), daß Claudianus zuerst in griechischer Sprache zu dichten versuchte habe.

Das frische Leben der Poesie hatte abgeblüht, und Gelfchsamkeit der Schulen sollte die freie Ausbildung des Genies ersetzen; aber verdrängt wurde unter der aufgeschichteten todtten Masse von allerlei Lehren auch das bessere Talent. Und als ein glückliches Talent müssen wir Claudianus anerkennen und hochachten, wie er in jener der Barbarei nahesten Zeit unter dem Kampfe des Alten und Neuen, und bei dem Verderbniß der Gemüther sich aufrecht erhielt. Die Schulen der Grammatiker und Rhetoren hatten ihn zu einem großen Umfang von Kenntnissen auf dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Geographie, Mathematik und Naturwissenschaft gebracht. Eine rege Einbildungskraft trieb ihn an, nach der Weise seiner Zeit, diesen aufgesammelten Stoff poetisch zu verarbeiten. Da aber verschränkte ihn die strenge Regel der Schule, und wie sehr er auch in allen Zweigen der Wissenschaft besaß, gelangte er doch nie zu einer belebten der Gegenstände seines Denkens, noch zu einer freien Lebendigkeit, noch zu originaler Schöpferkraft der Erfindung. Auf der einen Seite hinderte ihn die Allem zum Grunde gelegte, rhetorische Ausbildung, welche der Poesie das Hauptelement verliert; auf der andern Seite lähmte das Hoffleben und die moralische Verwilderung der Zeit die emporstrebende bessere Kraft und hielt den Gesinnung in Verderbniß. So war auch ihm zur Aufgabe geworden, die gelehrten Kenntnisse in Versen niederzulegen, die seiner Feder auch so schnell entfloßen, daß er in einem Jahre mehr als drei Tausend schrieb. Das historische und mythologische wurde zum Ausfüllung verwendet; ob bei der Darstellung der Gegenwart mit zureichendem Erfolg oder im Widerspruch der Zeitverhältnisse, danach wurde nicht gefragt. Alles diente zur poetischen Fälschung. Die Wahrheit gebrach in allem Verhältniß; das Hoffleben war ein trügerisches Schreibleben geworden, und selbst der christliche Glaube griff so wenig tief in die Gemüther seiner Befenner ein, daß Claudianus unter ihnen mit der alten fabelhaften Religion ausreichte. Die Eelenstimmung war in jener Zeit phantastisch und unfest; an die Stelle der alten hohen Einsicht war ein Spiel bunter und schwelender Gefühle getreten; dies spiegelt sich in den Gedichten ab, die meistens Gelegenheitsgedichte waren und eben nur für den Tag galten, nach kurzer Zeit und der Veränderung der äußeren Verhältnisse nicht mehr gelesen wurden. Fremdes und Altes wurde von dem Dichter dem Neuen untergelegt, weil es die ältere Literatur darbot. Daher klingt es lächerlich, wenn Claudianus vom römischen Freiheitsfinn und von Römerthum spricht. Die Besessung war ihm nur eine künstliche; die Zwecke der Dichtkunst lagen nicht in freier Erhebung zu einem Idealen, sondern in der gedungenen Pflicht der Schmeichelei. Was die alexandrinischen Dichter und Virgilus und Statius darboten, wurde von ihm in sorgfältiger Nachahmung benutzt. Doch ist hierbei die Stärke und Lebendigkeit der wiederholenden und umgestaltenden Einbildungskraft bewunderungswürdig, und man kann unter diesen Bedingungen

gen und im Hinblick auf Belebung und Colorierung des Einzelnen vieles neu und kräftig, und selbst schon neuens, das Rhetorische sowohl als auch eine Menge sentimentaler Bilder (z. B. die blumenlebende Minerva, die Beschreibung der schönen Störteichende Sol und Luna, der von Hyänen besetzte Pluto) bilden einen Gegenfatz des Sterblichen, ohne für den Besitz eines innern Reichthums des Gemüths zu zeugen.

Wie die Dichter jener Zeit pflegten, arbeitete Claudianus fast in allen Gattungen, und galt bei der Milt weit als der vorzüglichste. Dennoch umfaßt das Gebiet, auf welchem seine erscheinende Kraft ausreichte, nur den kleinen Umfang von Situationsgemälden und die Betrachtung über einen von außen gegebenen Stoff. Im Erhöhen mit Glück zu arbeiten, gebracht ihm seine Kraft; einzig nur der rhetorisch-prunkenden Darstellung hingegeben, haschte er nach Gemeinplätzen und nach Einzelnen, was eine solche künstliche Ausstellung und gefuchte Färbung zuließ, ohne daß er selbst auf Unerbundenheit Fleiß verwendete. Die größte Zahl machen Gelegenheitsgedichte aus, in denen zur Erhöhung der Gegenstände eine Summe von Metaphern und allerlei Prunk selbst mit Kühnheit verwendet wurde, ohne daß das Herz Theilnahme nahm. Claudianus spielte durchaus die Rolle eines Hopsodeten. Aus den Lobreden, die in jener Zeit eine Übung der Redeschulen und der öffentlichen Schmeichelei geworden waren, hatte man Lobgedichte geschaffen, die sich von den prosaischen Declamationswerken nur durch die äußere Form der Diction und Versification unterschieden und gleichem Zwecke dienten. Die ganze Behandlung und Anordnung blieb eine rhetorische; es gedraht Natur und Wahrheit. Claudianus schrieb solche panegyrische Gedichte bei dem Consulat des Probinus und Diocletian (im J. 393.), bei dem dritten, vierten und sechsten Consulat des Honorius (im J. 393, 398, 404.); bei dem Consulat des Flavianus Maximus Theodosius (399) und dem des Stilicho. Hies zu das Gedicht zum Lobe der Exetia. In allen man gleich innere Einbeil; denn es reihen sich die Begebenheiten aus dem oft unbedeutenden Leben der Cerpinesen nur durch die Bindung der Zeitfolge an einander, und als Centralpunkt erscheint für alle Zufälligkeiten die eine von Glanz umgebene Persönlichkeit. Seine Begeisterung dringt nirgends durch. Alle Kunst ist auf Schilderung der Thatfachen und auf Aufschmückung derselben verwendet; diese aber ist bis zum Unnatürlichen erhöht, und von einer sich selbst überbietenden Schmeichelei bis zum Widersichlichen gesteigert. Man vergleicht die Lobpreisung des neunjährigen Honorius 7, 85., die Vergleichung der Helten des Tages mit den Helden und Heroen der Vorzeit; 1. B. 1, 115. 21, 97. Die kleinlichen Dinge bieten Stoff dem Lobe dar und finden ihre volle Zeichnung. Dagegen kann die Darstellung nicht ohne künstliche Vergrößerung und gesuchten Schmuck bestehen, und verliert sich ins Schwülzige und Geheirte. Dennoch ist die Gewandtheit, mit welcher der Dichter das Einzelne aufstelt und benutzt, dem Gedanken eine specielle Beziehung zu geben weiß, und mit der Sprache in Aufbietung des erforderlichen

Schmucks nachzukommen suchte, nicht gering, sondern sogar ausgezeichnet und Beweis einer lebendigen Einbildungskraft und eines für Besseres wol billigen Talents der Darstellung. Wie in den Lobgedichten, so zeigt sich Claudianus in den Schmähdgedichten gegen Rufinus und Eutropius, in denen, wie dort zum Lobe, alles im Leben der Gebasteten aufgeschult und aufgereicht wird, was die Persönlichkeit in Schatten stellt; so gedraht es auch hier nicht an Ubertreibung und Unwahrscheinlichkeit; die Farben aber sind oft grell und wirb die Zeichnung. Als Satiren, in denen der Abstand gegen ein Ideales sichtbar werde, können sie nicht betrachtet werden. Die Gedichte vom gilbomischen Kriege und vom getischen Kriege sind nicht epische, sondern declamatorische beschreibende. Sie erzählen den historischen Verfolg mit Unterlage von mythischen Sitionen, um dabei in langen Reden die an Thaten armen Heerführer declamiren zu lassen. An Handlung ist wenig gedacht; eine Einbeil fehlt gänzlich. Glücklicher zeigt sich der Dichter in den beiden Hochzeitgedichten bei der Hochzeit des Honorius und des Palladius. Die Erfindung kann nicht eben geistreich heißen, doch führt sie Szenen herbei, in deren Schilderung die innere Seelenwelt berührt und reines menschliche Gefühle zur Aussprache gebracht werden. Wansches ist selbst anmuthig und klar. Unter den kleineren, durch den Namen Fescennina verbundenen Gedichten möchte das erste und oierte zu dem besten, was der Dichter schrieb, gezählt werden können. Es zeigen, in welchem Umfang seine Kraft ausreichte. So auch die Gedichte, welche als Vorreden den größten vorausgestellt sind, namentlich das 9te, das 32te und das 3te Gedicht. Wie in ihnen einzelne Schilderungen durch Wahrheit und richtige Zeichnung und durch gemäigte Ausschmückung gefallen, so enthalten auch die mit dem Namen Epyllia bezeichneten Gedichte manches gar Schätzbare und Effreuliche, wo der Dichter, ohne eine Genialität und höhere Begeisterung zu affectiren, sich auf Gemälde und Schilderung des Besonderen beschränkt. Da kommt er Statius gleich. Die Einbildungskraft, ohne Reue zu schaffen, bringt dann ihm das Gesehene und Erlebte mit frischer Belebung und anmuthigen Farben zur Darstellung, die zum Theil genau und klar, durch das Gemäigte und durch den Antheil des Gefühls ergötzt, wenn freilich auch hier, da und dort der Abweg zum Rhetorischen nicht fehlt. Eine rein epische Darstellung sollte in dem Maße der Prose rein gegeben sein. Der fernem mythischen Welt das Interesse der Zeit zuwenden, war freilich eine schwierige Aufgabe, und der Weg, den Claudianus einschlug, mußte schon deshalb von dem weit abweichen, auf welchem die alten Epiker vorausgegangen waren. Die Frage, ob die Fabel vom Raube der Proserpina sich zur epischen Darstellung eigene, welche Walsch in einer dessen deren Abhandlung verneinte, König in den Prolegomena p. 46 bejahte, hat auf die Behandlungsart des Claudianus geringe Beziehung. Ihm war ein Stoff geeignet, bei welchem er Raum für ausführliche Beschreibungen und poetische Reden gewann, und diese dort ihm die dreifache Scene der Unterwelt, der Erde und des Himmels reichlich dar. Er nimt in der Einleitung einen

hochfahrenden Aufauf, und beginnt mit dem wenig mottivierten Zorne des nach einer Gemahlin verlangenden Pluto, der dann, ohne von dem Beschlusse des Jupiter zu seinem Vortheil zu wissen, auf den Ort zuflüchtet, wohin Proserpina durch Minerva und Diana gebracht worden war. Daß Jupiter seinen eigenen Weg gehend, und Pluto aus eigener Selbstbestimmung sich Proserpina raubt, greift nur in dem Endpunkte des Erfolgs eine Verbindung; das Ganze der Erythronien entbehrt des inneren Zusammenhangs und der eingreifenden Motivierung. Dagegen bieten sich in den Szenen der Unterwelt, der heillosen Kainschaft und anderwärts reicher Stoff zu Schilderungen dar, den auch Claudianus nach seiner Weise benützt, und Einzelnes vortrefflich in lebendiger, malerischer Zeichnung behandelt hat. Die Darstellung ermangelt der klaren Objectivität. Die Charaktere der Handelnden treten aus dem Allgemeinen wenig hervor und entbehren der würdevollen Energie; selbst der eingeführten Götterwelt ist wenig Erhabenheit und Größe zugehört; die Handlung selbst lebt mehr in declamatorischen Reben, als in der Thätigkeit großartiger Kräfte. In eigentlichen Kampf ist nicht zu denken. Die Handelnden erscheinen leidenschaftlich, nur um der Darstellung willen. Es liegt der Werth des Gedichts, beim Mangel einer gefüllten, erhabenen Erkundung und richtiger Composition, nur in der Zeichnung einzelner Situationen und in der Erhabenheit des bezeichnenden Ausdrucks. Unter den Epikern, die nicht mit Horazianern zu vergleichen sind, kann, abgesehen von der üppigen Diction, Manches wohl Billigung gewinnen; unter den Epigrammen findet sich Witziges und Interessantes mit Frohsinn und Gemüthlichem verbunden. Fünf Epigramme in griechischer Sprache haben geringen Werth. Die *Ugautomachia*, welche in einem Buche findet Ursenius auf, und in *Apophthegma* p. 137 herausgibt, rührt sicher von einem späteren Übersetzer her. Von dem griechischen Original existirt ein Fragment.

In allen diesen Gedichten wird eine Fertigkeit kund, die in rascher Eile eine Menae Verse, wo die Gelegenheit sich darbot, hinwarf, ohne daß der Erkundung eines Ganzen Zeit und Mühe zugewendet wurde. So war das Hauptgeschick des Dichters Aus schmückung und Schilderung, wobei Worte das Wichtigste galten. Die Schöpfung ist daher mehr eine getriebte, nicht reine. Nicht auf Nüchternheit, sondern auf starke Erquickung arbeitete der Dichter hin, und häufte deshalb alle aufjubelnden Mittel der Diction in Figuren und Tropen. Wenig achtete wurde das Geleg für Eckenmaß und Harmonie in Beeidung des Hates und Schades. Es fehlt durchaus dichterische Correctheit, und selbst die Verieden der Worte haben nur oratorische Gestalt. Bei der Anbahnung, die bis zur Schwelge wird, rechnet nur die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Einzeinen, der Reichthum der Bilder, in denen mancher auch wohl neu und kunstreich heißen kann. Auch in der Veredlung, die oft charakteristisch und malerisch ist und eine große Gewandtheit verräth, blüht das Abfchließliche durch. Es hat Überabflung und das Erleben nach gerühmtem Effect ein vortreffliches Talent verdecken lassen, und Claudianus ward ein für seine Zeit ausgezeichnete Dichter, ohne ein guter zu sein.

Wie die Werke des Dichters, die als Gelegenheitsgedichte ursprünglich nur einzeln erscheinen konnten, zu der noch vorhandenen Sammlung verbunden worden, bleibt, da nirgend Spuren einer sorgfältigen Überarbeitung sichtbar werden, und nichts den Anteil des Verfassers verräth, ganz unbestimmbar; wahrscheinlich wurde die Zusammenstellung später, vielleicht nach des Dichters Tode, von fremder Hand gemacht, wobei es dann nicht an Gelegenheiten zu Interpolationen gebrach. Unter dem Titel der Epigramme wurden dabei so gehalten und mehr christlichen Inhalts aufgenommen, wie sie Claudianus nie geschrieben. Die Gedichte 98 — 101 sind erst neuerdings in Ausgaben angereichert worden. Die Handschriften enthalten meistens nicht alle größere Gedichte, daher auch die älteste Ausgabe durch Barnabas Celsianus, Vicent. 1482 (eine frühere soll Venedig 1470 erschienen seyn) nur die kleineren in sich faßt. Die erste kritische Ausgabe veranstaltete Thaddäus Ugoletus, Parma 1493. Eine veränderte Gestalt gewann der Text durch Joh. Camers (Viennae Austriae 1510), dem viele folgten, als Theodor Pulmann eine neue Recension, Antwerp. 1571. 16., mit den Anmerkungen von Delius gab. Einzelne Verbesserungen brachte Steph. Elaver (Paris 1602) bei. Der erste Commentar erschien durch Caspar Barth (Hanov. 1612. 8.), doch vervollständigt bis zur Weichschweifigkeit (Frankf. 1650. 4.), mit Beigabe vieles Heterogenen, nur bestimmt, gelehrte Aboersarien aufzuschnitten. Die Heinfius war der erste geistvolle Bearbeiter, der theils einen reichen Apparat von Handschriften benutzte, theils mit Geschmac und Sprachkenntnis der Kritik handhabte. (Lugd. Bat. 1650. 12. Amstelod. 1665.) Joh. Matth. Gesner fügte dem von Heinfius confirmierten Texte einen Commentar bei (Lips. 1759. 8.), welcher sowohl Erklärung des Sachlichen, als auch ästhetische Beurtheilung des dichterischen Ausdrucks und der Eigenthümlichkeit des Claudianus enthält, und in Abhandlungen des Dichters Leben und Charakter behandelt. Die vollständige Ausgabe ist von Det. Burmann, die sein Neffe gleichen Namens (Amstelod. 1760. 4.) vollendete. Sie enthält den reichsten kritischen Apparat und die Anmerkungen der früheren Herausgeber, und besetzt Burmanns volle Gelehrsamkeit und unsichern Geschmac. Die neueste Ausgabe von Georg Rudw. König, mit einem Sach- und Worte erläutern Commentar, ist nicht vollendet worden; nur der erste Band erschien Götting. 1808. 8. Die Prolegomena enthalten in ihrer ermüdenden Weitläufigkeit manches gute Urtheil; der Commentar ist auf Unkunde berechnet, und häuft die Parallelen unnötig; doch gibt er auch schätzbare Bemerkungen, selbst in kritischer Rücksicht. Den Raub der Proserpina commentierte Janus Parrhasius, Mediol. 1500. und 1505. Das vierte Consulat des Honorius Joh. Casp. Kühn, Argentor. 1707. 4. Übersetzungen sind gegeben worden englisch: von Digses, Lond. 1628.; von dem Schwäbischen gegen Anstus durch Will. King, Lond. 1730., und durch Hughes, Lond. 1741.; vom Raub der Proserpina denselben 1715.; italienisch: vom Raub der Proserpina durch Canuro (1553). Nevilaqua (Palerm, 1586). Gnauff (Venedig. 1603. 1714). Barbo (Padov. v. J.); von den Werken durch Beregaui

(Venez. 1716.); französisch von de la Tour (Par. 1798), vom Raub der Prof. durch Merian (Berl. 1767.); teutsch: Gedichte wider den Rufinus von Morlander (Niedermayer), Nürnberg. 1756. 8.; das Consulat des Probus u. a. von Dusch, in Briefen zur Bildung des Geschmacks, 3. u. 4. Bd.; der Raub der Prof. von Balch in seinen Comment. von Ed. F. Schöge, Hamb. 1784.; von Messerschmid im teutschen Merkur 1806. 2. St.; das Epithalamium auf die Vermählung des Palladius, in Wiedeburgs Magazin, 2. St. 1791. Mehrere Gedichte von K. S. Kretschmann in d. literar. Briefwechsel, 1. Th. Jutau 1797. Das Gedicht wider den Rufin von D. F. Katschko, Wien 1801. Erläuterungsschriften: Bernh. Ge. Walchii Commentat. de Cl. carmine de raptu Pros. Götting. 1771. Vie et merites de Claudian in Memoires de l'Academie de Berlin. T. 20. p. 437. (Hand.)

**CLAUSEL** hieß in der Kunstsprache der ältern Tonslehrer ungefähr so viel wie Schluss, Tonschluss, oder Cadenz (s. d. Art.). Man bezeichnete verschiedene Arten von Clauseln durch verschiedene Beinamen: Clausula principalis oder primaria nannte man das, was wir ganzen Tonschluss in der Haupttonart nennen, und zwar finalis diejenige, mit welcher ein Tonstück schließt, — clausula alinalis, eine Cadenz nicht in der Haupt-, sondern in einer ihr verwandten Tonart, — peregrina, die in einer entfernteren, clausula dominans, oder auch secundaria, die in die Tonart der Dominante; clausula tertiaria, die in die Tonart der Terz; — clausula disiecta, die sogenannte unterbrochene oder Trug, Cadenz.

So wie in dem bisher erwähnten Sinne das Wort Clausel überall eine Harmonienfolge bedeutet, so brauchte man eben dieses Kunstwort auch zur Bezeichnung dieser oder jener Art, diese oder jene Stimme in einem gewissen Falle fortschreiten zu lassen, und sprach in diesem Sinne von Discantclausel, Altclausel, Tenor-, und Bassclausel; dies nämlich in folgender Hinsicht.

Es ist bekannt, daß die eigentliche natürliche Cadenz (die Harmonienfolge  $V^7 \text{ } 1$ , oder  $V^7 \text{ } 1$ , s. den Art. Cadenz) alsdann am befriedigendsten erscheint, wenn dabei die Bassstimme sich vom Grundtone der ersten Harmonie zum Grundtone der zweiten, oder mit andern Worten, vom Tone der fünften Stufe oder Dominante zu dem der ersten oder Tonica hin bewegt; oder mit andern Worten: wenn beide Harmonien in unversehrter Lage erscheinen, also z. B. bei der Cadenz  $G^7 \text{ } C$  alsdann, wenn dabei der Bass sich vom Tone  $G$  zum Tone  $C$  hinbewegt, also den Melodien Schritt (Quartens- oder Quintenschritt)  $C, G$  vorbringt.



Aus diesem Grunde haben die Tonlehrer diesen Schritt des Basses von der Dominante zur Tonica gleichsam als die Normalfortschreitung der Bassstimme bei Tonschlüssen (Clauseln, wie sie es nannten) betrachtet, und ihm den eigenen Namen Bassclausel gegeben.

Da ferner der Tonschluss alsdann am befriedigendsten ist, wenn beim letzten Akcorde die tonische Note in der Oberstimme erklingt, sich also, wie in den obigen Beispielen  $\alpha$  und  $\beta$  von der siedenden Stufe (dem Unterbass brünette) zur Tonica, oder wie bei  $\gamma$  von der zweiten Stufe zu dieser bewegt, so pflegten die alten Tonlehrer diese Bewegungsart der Ober- oder Discantstimme bei dem Tonschlusse die Discantbewegung, den Discantschluss, Discantclausel, zu nennen.

Ferner nahm man an, der Altstimme sey es am angemessensten, bei einem solchen Tonschlusse auf der Dominantnote liegen zu bleiben, wie es bei  $\alpha$  und  $\beta$  geschieht; — das nannte man denn die Altclausel; — Tenorclausel aber die, entweder vom Tone der vierten, oder der zweiten Stufe, zur Terz der Tonica, wie bei  $\alpha$  und  $\gamma$ , oder bei  $\beta$ .

Man heßt wol, daß die ganze Nomenclatur von sehr geringem Interesse ist, weshalb sie denn auch beinahe ganz außer Gebrauch gekommen ist. (Cf. s. II. über.)

**CLAVÄOLINE**, Aoline, Aolodicon, ist der Name eines derjenigen Tasteninstrumente, welche man in neueren Zeiten erstanden hat, um dem Mangel an Tasteninstrumenten mit willkürlich fortbaltendem Tone zu genügen. Die Art der Klangzeugung besteht im Wesentlichen darin, daß dünne Streifen oder Zungen, von Stahl oder sonstigem Metalle, an einem Ende befestigt, am andern aber frei schwingend, mittelst eines darauf gerichteten Luftstromes, in Ergritterung versetzt werden, und dadurch der ihrer Beschaffenheit entsprechenden Ton angestrichen. Die wesentlichsten Stücke des Instrumentes sind daher folgende: 1) für jeden Ton der Claviatur eine Zunge, deren Länge, Dicke, Stiffheit u. d. m. verlangt werdenden Tone entspricht; — 2) ein gewöhnlicher Orgelbalg der Art, wie man sie für Zimmerorgeln zu bauen pflegt, also mit einem Schallbälge versehen (vergl. den Art. Balg.) — 3) Ein Mundgehäufnis, in welchem sich

für jede einzelne Zunge eine schmale Öffnung befindet, durch welche, wenn sie durch den Druck der Taste geöffnet wird, der Wind ausströmen und die Zunge (s. den Art. Blatt) zum Tönen anregen kann. Das Instrument ist also, wie man sieht, einem Zungenregister (oder sogar genannten Schnarr- oder Rohrwerke) ohne Pfeifen zu vergleichen; übrigens von sehr schönem Tone und guter Ansprache \*). (Gfr. Weber.)

**CLAVECIN VIELLE.** Ungefähr 1717 soll, nach Prof. Böttig in seiner revue musicale, année II.; Nr. 26. v. 17. Juli 1828, ein Pariser Claviermacher unter diesem Namen zuerst ein Clavierinstrument, mit haltendem Tone, erfunden haben, dessen Saiten durch die Reibung eines Rahms, wie bei der gewöhnlichen Leier, zur Ansprache gebracht wurden. (Gfr. Weber.)

Clavicyclon s. Chladni.

**CLAVIER,** der Gattungsname mehrerer Tasteninstrumente (besonders des Flügel- mit Klaviern, des Spinets, Clavichordiums u. s. w., und des Pantalons mit Hämmern, aus dem unsere jetzigen Pianoforte's verschiedener Art hervorgegangen sind) ist im engeren Sinne der Name eines Instruments, bei dem der Anschlag der Saiten durch kleine Stücken Messingblech, die in den Claven befestigt sind, bewirkt wird. Zu der Eigentümlichkeit seines angenehmen, aber schwachen und etwas heissen Tons tragen schmale Zuckersaiten sehr viel bei, womit die Saiten (die tieferen gewöhnlich von Messing, die höheren von Stahl) zwischen den Stiften, an welchen sie angehängt sind, und zwischen dem Orte, wo sie von den Tangenten berührt werden, durchdrungen sind. Dies Instrument, sonst Clavichord genannt, soll von Guido von Arezzo erfunden seyn, der auf diese Erfindung durch das Monochord geleitet wurde. Wie roh aber, mangelhaft und beschränkt es in seiner ersten Gestalt gewesen seyn möge, sieht man aus der Construction der Claviere sehr viel späterer Zeit. Sie hatten z. B. ums Jahr 1600 nur den Umfang groß C bis zweigestrichen f, und waren von denen, welche gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts gebaut wurden, so sehr in jeder Hinsicht verschieden, wie die Pantalons mit Hämmern ums Jahr 1720 von den Flügel-Pianoforte's der neuesten Zeit. Ein gutes Clavier, künftlich, d. h. mit besonderen Saiten für jeden Ton (bei gebundenen berühren zwei neben einander befindliche Tangenten gemeinschaftlich Saiten) im Umfange von 5 Octaven, Centra F bis dreigestrichen f, drei oder doch zweigestrichen — und sonst sorgfältig in Ansehung des gehörigen Falles der Tasten, so wie der gleichen Stärke des Tons in Höhe und Tiefe u. s. w. gearbeitet, — hat vor dem Pianoforte darin einen Vorzug, daß auf ihm die höchste Deutlichkeit und Reizigkeit des Spiels leichter zu erreichen ist, und weit mehr Ausdruck in seinem Tönen durch ein gewisses in der Gewalt des Spielers liegendes Fortfließen des Tons, durch Bindungen u. s. w. in den Vortrag gelegt werden kann. Dagegen steht es dem Pianoforte an Echtheit, Metall und Fülle des Tons so außerordentlich nach, daß es von diesem fast ganz verdrängt worden ist. — Über den Bau des Claviers,

mehr Veränderungen und Verbesserungen an demselben, z. B. Pantalons, Lautenzug, Cölesting — Clavichord mit Pedal, Transpositionclavier u. s. w., findet man ausführliche Nachrichten in R. Jacob Böhm's Musikal. Gelahrtheit, Erfurt 1758. 8., und in desselben Musica mechanica organoedi, herausgeg. von Alstedt, Berlin 1768. 4. — Von den vielen Anweisungen zum Clavierspiel sind auch noch jetzt für den Pianofortspieler manche lehrreich, ganz besonders, C. Ph. C. Bach's Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen, und „D. S. Tücht's Clavierschule, oder Anweisung zum Clavierspielen für Lehrer und Lernende.“ — Das Wort Clavier wird bei Orgeln häufig statt Clavatur gebraucht, indem man Orgeln von ein, zwei und drei Clavieren unterscheidet. (A. F. Häuer.)

**CLAVIERAUSZUG,** (französisch Partition réduite pour le Piano, oder auch kurz Partition réduite, im Gegensatz der vollständigen Partitur, grande partition), nennt man die Bearbeitung eines vollständigen Tonswerkes für das Clavier, und zwar vorzüglich das Arrangement der Orchesterpartie eines Musikstückes, z. B. einer Oper, eines Oratoriums u. dergl. für das Pianoforte, um dasselbe mit solcher Clavierbegleitung, statt mit Orchesterbegleitung, ausführen zu können.

Nicht allein wegen des allgemeinen Interesses, mit welchem Clavierauszüge im Publikum, zumal in Deutschland, aufgenommen zu werden pflegen, sondern auch wegen ihrer wirthlichen Nützlichkeit und ihres vielseitig nützlichen Eingetretens sowohl in das theoretisch als auch in das praktisch musikalische Leben, scheint das Institut der Clavierauszüge auch hier eine sorgfältige und etwas ausföhrliche Beachtung zu verdienen.

Es besteht die erwähnte Nützlichkeit vornehmlich in der in jeder Hinsicht leichteren Zugänglichkeit und Brauchbarkeit, und insbesondere in der leichteren Ausführbarkeit selbst in beschränkten häuslichen Kreisen, wodurch nicht nur der Genuß, und vorzüglich mehrfältiger Nachgenuß, erleichtert und allgemeiner verbreitet, sondern auch die Auffassung des Originalwerkes selbst durch Vorgefuß des Auszuges vorbereitet, gehieft und erleichtert werden kann, übrigens selbst für diejenigen, welche nie zum Anhören des Originals gelangen, und welchen selbst (physisch oder intellectuell) der Genuß versagt ist, es durch Lesen der Partitur aufzufassen oder zu studiren, wenigstens gleichsam durch einen Kupferstich oder Schattenriß, ein ungefährer Begriff vom Original gewährt wird, was Alles nicht anders als höchst wünschlich dahin wirken kann, Sinn, Geschmack und Interesse für dramatische Kunst zu wecken, zu nähren und aufzurichten, und überhaupt den Kunstsinne nach allen Richtungen auszubilden und zu verbreiten. Als nicht unerheblich kommt nebenbei noch mit in Erwägung, daß sehr viele Bühnen, bei der Aufführung von Opern, den Clavierauszug auch als sehr bequemes Souffleurbuch gebrauchen — so wie die Correspondenten sowohl als die Sänger zu bequemer Einleitung der Partien, und daß übrigens Clavierauszüge zuweilen sogar bei vollständigen Aufführungen die Stelle der vollen Partitur vertreten. Ja, es haben bereits bedeutende Ton-

\*) Nach Chladni's Vorlesung im vorigen August, 1821.

hater und Verleger angefangen, größtenteils Vocal- und Instrumentalwerke in geschlossenen Auftragsstimmen ohne Partitur, und statt derselben mit einem nur Directoren dienenden Clavierauszuge, herauszugeben.

Aus diesen verschiedenartigen eigenthümlichen Zwecken eines Clavierauszuges ergeben sich von selbst die Forderungen, welche man, sowohl an den Bearbeiter, als an den Verleger eines Clavierauszuges zu machen berechtigt ist, und welchen zu genügen beide sich bestreben müssen.

Fürs erste ergibt sich nämlich aus der bereits ausgesprochenen Grundansicht, daß, da der Clavierauszug nichts Anderes ist, als ein Surrogat der vollständigen Partitur, so wie die Aufführung desselben am Piano: forte Surrogat der vollständigen Aufführung mit allen Stimmen ist, ergibt sich, sag ich, von selber die Aufgabe, daß solches Surrogat dem Vorbilde, wovon es eine compendiosere Nachbildung ist, möglichst nahe zu kommen streben muß; und aus diesem Gesichtspunkte erscheint denn, als erstes Erforderniß, die Aufgabe möglichstster Vollständigkeit, und zwar in jeder Bedeutung dieses Wortes.

Wir verstehen nämlich darunter fürs Erste: daß der Auszug das ganze Werk, und nicht, wie gewöhnlich wohl geschieht, bloß eine willkürliche sogenannte Auswahl von Favoritstücken enthalte, welche letztere verschrüppelte Art, ein großes Werk in Cabinetstücken zerlegt zu liefern, eigentlich immer eine schändliche, sehr das heilwerthe Entweihung und Versümmelung, ein Zerstreuen und Zerschneiden des Zusammenhanges und des Ineinandergreifens des Ganzen ist, eine Herabwürdigung der, als harmonische Glieder eines Ganzen geschaffenen Theile zu abgerissenen Exempeln zum Handgebrauche, und wenigstens nicht viel besser, als wenn ein Zeichner einzelne Nasen, Augen, Ohren, Hände, Gesichter u. dgl. aus Raphaels Abendmahl zu Vorlegeblättern für Zeichnungsschüler nachzeichnen und unter dem Titel eines Auszuges aus dem Hauptgemälde — oder einer auszuweisen oder gedruckten Nachbildung desselben, veröffentlichen wollte — oder ein Buchhändler eine Sammlung einzelner Verse aus der Hilde, als Exempel zum Clavieren, unter dem Titel einer compendioseren Hilde — oder wie das schmachvolle Unternehmen jenes Cudwicks, welcher aus Jean Pauls Schriften eine Quantität einzelner Phrasen in ein Heft zusammen abscribte, und es unter dem Titel: Jean Pauls Geist (!) drucken ließ.

Ja, wir gehen in unsern Forderungen in Ansehung der Ganzheit des Werkes sogar noch einen Schritt weiter. Unseres Bedünkens müßte nämlich ein Clavierauszug, um allen vorhin aufgezählten Bedürfnissen, Anforderungen und Zwecken vollständig zu entsprechen, zugleich das vollständige Textbuch enthalten. Wir setzen nämlich voraus, daß ein rechter Leser einen Druksatz keineswegs als (wie man zu sagen pflegt) bloße Musik, nämlich nicht als Tongebilde ohne Beziehung auf die dramatische Situation, durchgeht, sondern um das dramatische Tonwerk als solches aufzufassen, zu empfinden und zu genießen, und daß auch rechte Sänger eine dramatische Musik, wenn auch

ohne dramatischen Apparat und ohne theatralische Action, doch mit dramatischem Sinne, und also im Sinne der dramatischen Situation, singen wollen. Um dieses, um das Verständniß der Situation und des ganzen Zusammenhangs derselben möglich zu machen, ist aber der Witzabdruck des vollständigen Textes erforderlich, wenigstens für alle diejenigen, welchen der Gang des Stückes nicht schon von früher her bekannt und geläufig, sondern die Oper vielleicht gar noch ganz neu ist.

Wir meinen dieses aus keinemwegs allein vom bloß gesprochenen Texte, (der sogenannten Prosa,) bei Opern mit gesprochenem Dialog, (welcher bereits von so her in den geschlossenen französischen Opernpartituren mit abgedruckt ist). Daß dieser, der nicht gesungene Text, im Clavierauszuge mit abgedruckt werden sollte, — oder wenigstens eine summarische Anzeige seines Inhaltes und des Fortschreitens der Handlung von einem Luststücke zum andern, das wäre noch das Allerwenigste; sondern es sollte, vor jedem Gesangsstücke, sowohl dieser, als auch der ganz durchcomponirten, sogenannten großen Oper, der Text desselben noch besonders abgedruckt sein, um leichter und kürzer im Zusammenhange erfasst und überschaut werden zu können, als dies durch vollständige Durchlesung des, zwischen den oft zahlreichen Notenschriften des Gesangsstückes zerstreuten, oft durch zahlreiche Wiederholungen u. dgl. auseinandergerathenen Textes, zumal in sogenannten Casestücken, möglich ist.

Übrigens wünschten wir, daß auch in den Wuxstücken selbst das während ihres Verlaufs auf der Bühne Vorfallende mit angemerkter werde, wie man dies zwar in manchen Clavierauszügen auch ganz vollständig befolgt, in manchen anderen aber auch, unersäuglich genug, vernachlässigt findet. Man denke sich z. B. das erste Finale in Mozarts Figaro, in einem Clavierauszuge gebracht, in welchem von all dem verschiedenartigen Thun und Treiben, von welchem dies intriguemolle Finale durchweht und belebt ist, nichts angemerkter, und nur gerade die gesungenen Worte unter die Notenschriften geschrieben wären — man denke sich einen Leser, welchem die Oper noch nicht bekannt, und dessen Wunsch wäre, aus solchem Clavierauszuge sich damit bekannt zu machen: was würde er aus solchem unerklärten Gemirre wunderlichen Hin- und Herredens, Zustehens u. dgl. zu entnehmen vermögen? was dabei denken? was empfinden? —

Die Ausführung alles dessen, was wir bis hieher, als Erfordernisse oder Wünsche in Betreff der Einrichtung der Clavierauszüge, und zwar in Ansehung der nöthigen Verständlichkeit der Handlung, und somit auch der Musik, in Anregung gebracht, unterliegt insofern keiner Schwierigkeit, daß man nur wollen darf, um diesen Erfordernissen zu entsprechen. Die geringe Vermehrung des Aufwandes möchte bei jedem Clavierauszuge, bei sonst zweckmäßiger Ökonomie der Einrichtung, vielleicht kaum mehr als etliche Pfaffstücken betragen, und kaum einige Preisvermehrung nöthig machen, welche sich übrigens sicherlich sehr mit Vergnügen gefallen ließe, denn bei der fernsichen Musik etwas daran liegt, ihren



Sinn verstehen zu können. — Nebenbei erinnern wir nur noch, daß ein also ausgestatteter Clavierauszug insbesondere auch zum Gebrauche als Coustleurbuch die höchste Vollkommenheit erreichen würde, und daher auch zu diesem Besuche wol gar manches Exemplar mehr abgesetzt werden dürfte.

Eine keineswegs leichte Aufgabe für den Verfasser eines Clavierauszuges ist es hingegen, die Clavierbegleitung so einzurichten, daß sie, als Eurrugat der vollen Orchesterbegleitung, diesem ihrem Vorbilde möglichst nahe komme. Hier gilt es nicht allein, soviel möglich, jede Figur der Instrumentation treu in der Clavierstimme widerzugeben, oder wenigstens möglichst anzuzeigen, sondern da, wo so vollständige Nachbildung am dem Tasteninstrumente nicht ausführbar, oder doch allzu schwierig seyn würde, gerade dasjenige aus der Instrumentalbegleitung auszuwählen und widerzugeben, was eben am effectvollsten, gerade hier charakteristisch und daher am wenigsten entbehrlich ist. Es ist wol keine Frage, daß solcher Feuerheilung und zweckmäßigen Auswahl nur derjenige gewachsen ist, welcher nicht allein den Effect der Instrumentation, sondern auch den Sinn und Charakter derselben und ihr Verhältniß zur ausdrückenden Empfindung ganz versteht; und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet ist es denn freilich empfindend, zu sehen, daß unsere Musikverleger so häufig, nur darauf bedacht, lausulustigen Dilettanten wieder einmal einen neuen Pack Noten zum Ablernen auszugeben, die Fertigung von Clavierauszügen auszugeben bedeutender Werke gemeinen, meist anonymen Lohnjuden anvertrauen, welche, statt einer bedeutsamen, den Geist möglichst concentrirt abspiegelnden Bezeichnung, nur eben etwas hinflecken, was ihrem Unverstande gut und bequem dünkt, und auf diese Weise Meisterwerke großer Tondichter auf unverständliche Verwickeln und entstellen.

Man möchte daher beinahe behaupten, daß ein vollkommen zweckmäßiger Clavierauszug fast nur von dem Componisten des Hauptwerkes selbst mit Zuverlässigkeit erwartet werden könne. Indessen droht von dieser Seite wieder eine andere Klippe, indem, wie mehrere Beispiele zeigen, der Tonsetzer, bei der Fertigung eines Auszuges seiner eigenen Composition, nicht leicht der Versuchung widersteht, seine ganze Instrumentation so vollständig wie möglich, und somit in den meisten Fällen der Weitem zu viel und mehr in die Clavierbegleitung zu drängen, als ein Clavierspieler gewöhnlich zu leisten oder doch gut und effectvoll zu leisten vermag; und dieser Neigung scheint uns so erheblich, daß man fast wünschen sollte, die Tonsetzer möchten sich der Fertigung solcher Auszüge ihrer eigenen Compositionen doch lieber gar enthalten, weil sie, durch solches Zuviel des Guten, am Ende die Leichtigkeit der Ausführung, als lernmäßig die Sicherheit guter Ausführung, und dadurch einen der Hauptzwecke einer Clavierbegleitung, den Genuß des Werkes im Privatkreise, erschweren und oft unmöglich machen.

Freilich ist diese Rücksicht allemal subjectiv, indem sie von der individuellen, größeren oder geringeren Kunstfertigkeit des Clavierspielers abhängt, und insofern müßte es eigentlich so viele Abstufungen von schwächeren und leichteren Clavierauszügen geben, als es Abstufungen von mehr oder minder geschickten Clavierspielern gibt: was freilich nicht ausführbar ist. Allen auch hier gibt es Auskunftsmittel, und eines der wirksamsten besteht darin, daß man dem schwächeren Spieler durch kleinere Notizen auszeichnet, was er, fällt es ihm etwa zu schwer, am leichtesten auslassen und dadurch sich den Vortrag des Rothwendigeren erleichtern und sichern kann: eine Einrichtung, die wir mit Vergnügen schon bei einigen Clavierauszügen bemerkt haben.

Endlich möchten wir auch noch sehr empfehlen, dem Clavierauszuge, soviel wie möglich, an betreffenden Stellen beizubehalten, welche Orchester-Instrumente eben diese oder jene Stelle, diese oder jene Figur, etwa als *sol.* hervortretendes Instrument, oder aber als in Masse wirkend, in der ursprünglichen Instrumentation vorzutragen hat. Solche Andeutung, welche leicht durch das Verschreiben weniger Worte, z. B. „Klarin.“, „Oboen“, „Tromp.“, „Viol.“ u. dergl. geschehen kann, sollte um so weniger unterbleiben, da es uns leuchtend ist, wie erheblich es nicht allein für die Art des Vortrages dem Pianofortespieler seyn muß, zu wissen, ob z. B. eine bedeutsame Bassnote von den Bass-Instrumenten entweder *col arco*, oder *etwa pizzicato*, — *con*, oder *senza sordini*, ob von der langreichenden Baßposaune, oder etwa von der trocknen markirenden Baßsolo, oder von der gesamten Masse aller Baß-Instrumente ausgehen werde u. dgl. — sondern wie interessant und wichtig solche Ansehe vorzüglich auch demjenigen ist, welcher den Auszug als Eurrugat einer vollen Partitur zum Studium gebrauchen, oder ihn dazu benutzen will, sich eine Vorstellung von dem vollständigen Werke daraus zu bilden; — nicht zu gedenken, daß der Auszug erst durch solche Einrichtung möglichst brauchbar wird, um nothfalls selbst dem Dirigenten der vollständigen Aufführung als Eurrugat der Partitur zu dienen.

Weiter müßten wir auch noch wünschen, daß da, wo in der Partitur noch sogenannte trockene, d. h. bloß mit Ziffern und Paß versehene Stellen, Recitative u. dgl. vorkommen, die Generalbassbegleitung im Clavierauszuge allemal sein in Noten ausgesetzt werden möge, um auch denjenigen zugänglich zu werden, welche nicht das Glück gehabt, den Echulsaß der Generalbassbesetzung zu genießen.

Nach den bis hieher ausgesprochenen, die gewissermaßen innere und wesentliche Einrichtung eines Clavierauszuges betreffenden Wünschen, berühren wir nur flüchtig noch einige sich eigentlich von selbst verstandende, welche man das Äußere derselben nennen könnte. Es gehören hieher, nebst einem correcten und möglichst deutlich ins Auge fallenden, das Lesen mehrerer Personen aus einem und demselben Exemplar erleichtern den Texts und Notenschrift, vorzüglich auch die Vermeidung allzu ängstlicher Sparsamkeit an Noten,

zeilen. Wer hat es nicht schon mit Verdruss erfahren, wie unangenehm es ist, die Eingarte zweier, ja oft noch mehrerer Personen auf eine und dieselbe Notenzeile zusammengebrängt zu finden. — Noch unangenehmer und verdrüßlicher ist es, wenn gar am Terte geparkt, derselbe nicht unter jede Eingarte geflossen, sondern dem Sänger zugemutet wird, aus der für ihn bestimmten Notenzeile die Noten, den Text aber aus einer andern, wol gar ziemlich entfernten Zeile zu lesen. Es ist klar, daß ein so höchst lästig aufgestatteter Clavierauszug zu einer einigermaßen befriedigenden Ausführung nie dienen kann.

Nachdem wir in den vorstehenden Betrachtungen gleichsam ein Ideal eines möglichst zweckmäßigen Clavierauszuges aufgestellt, hegen wir zwar den lebhaftesten Wunsch, daß unsere Erinnerungen von Einfluß auf künftige erscheinende Bearbeitungen dieser Art seyn, und so zur fruchtreicheren Bewerthung und Veredelung dieses für die Kunstcultiv so wichtigen Zells des binleitens mögen; wir wollen uns aber darum nicht mit den täuschenden Hoffnungen so erwünschten Erfolges schmeicheln, denn — wir wissen nur zu gut, wie Verleger und ihre Handlanger nur einmal zu seyn, und wie sie ein nun einmal in ein gemeinliches Geleise eingesabrenes Geschäft unumwandelbar fürder zu betreiben pflegen. Außerdem können wir uns nicht erhehren, uns wüßten in Gebäuden gleichsam an der bloßen Idee der Möglichkeit zu weiden, daß es uns jemals so wohl werden könnte, so oft wir einen Clavierauszug ergreifen, jedesmal den rechten Geist und wesentlichen Inhalt eines großen Tonwerkes möglichst vollständig in neue in der Hand zu halten, — so oft uns der Auszug einer uns noch unbekannten neuen Oper zu Händen kömmt, denselben als ein in sich selbst verständliches, zusammenhängendes Ganzes durchgehen und durchempfinden zu können! — (Gfr. Weber.)

CLOCIA oder Clo de wird eine Kleidung der Grosskreuzritter der Johanniter oder Malteser genannt. Sie ist ein schwarzer Rock mit großen Ärmeln, vorn offen. An der linken Seite, in der Gegend der Brust ist an einem großen Bande von der Schulter herab das Ordenskreuz befestigt. Dieses Gewand tragen sie, wenn sie in die Kirche gehen. Der Degen an der Seite fehlt nicht. Wenn sie sich dagegen in den Rath begeben, tragen sie einen ähnlichen Rock mit dem großen Kreuz an der Brust; er ist aber vorn zu, auch dürfen sie dann keinen Degen führen. Siehe Helmut im 3. Bande. (G. W. Fink.)

CLUPEA ENCRASICHOLOS (vgl. Zsl. XVIII. S. 101) Sardelle (Sardine). Ist sehr kleine, selten 6 Zoll lange und 1 Zoll breite Häringart, die ihren Namen von der Insel Sardinien haben soll, an deren Meeresküste sie noch jetzt häufig und in vorzüglicher Güte gefangen wird. Eigentlich findet man sie im ganzen mittelländischen und atlantischen Meere, aber nicht an einer Küste so gut, als an der andern, was auch mit von deren verschiedner Behandlung herühren mag. Seltener kommt sie in der Ostsee, als in der Nordsee vor. Ihr Kopf ist goldfarbig, und die obere Kinnlade länger, als die untere; der gestreckte Körper ist mit kleinen, leicht abfallenden Schuppen besetzt,

und sieht auf dem Rücken gelbgrünlich, an den Seiten aber, wie am Bauche, weiß aus.

Die Sardelle lebt fast immer in der Tiefe des Meeres, und streicht nicht an allen Küsten zu gleicher Zeit, wonach sich auch die verschiedene Zeit ihres Fanges richtet. In den französischen Küsten dauert dieser vom December bis zum März, dagegen an den italienischen und spanischen vom Mai bis zum Juli. Die Vermehrung derselben ist, wie beim Häringe, überaus groß, und es sollen auf einem Zuge wol 40 Tonnen voll, jede zu 6 — 10,000 Stück gerechnet, gefangen werden. Der Fang geschieht meist bei Lichte, durch welches man sie, wie viele andere Fische, anlockt.

Die Behandlung der gefangenen Sardellen scheint verschieden zu seyn. In den italienischen Küsten schneidet man ihnen sogleich die Köpfe ab, nimt die Eingeweide heraus, und pökelt sie mit Seesalz in Tönnchen ein. Auch geniesst man sie frisch, oder räuchert sie (Sardellingsardellen). Hier und da werden sie vor dem Einsalzen gepreßt, um Öhren daraus zu gewinnen für die Härdreien u. Dieses Pressen soll sie nicht verschlechtern, sondern vielmehr verbessern und zugleich dazu beitragen, daß sie vorthellhafter in die Tönnchen sich schichten lassen.

Man nimt an, daß sie, gut eingelegt, sich über zwei Jahre gut erhalten. Sie müssen in den Tönnchen dicht geschichtet, wie gepreßt, liegen, außen weiß und innen röthlich aussehen, fett genug und von festem Fleische, durchaus ganz und unerschlackt seyn, wie die französischen und portugiesischen Anchovetten, die sich besonders durch ihre Größe auszeichnen. Für die als servorüchtigsten hält man die um Livorno und Genua gefangenen, kleinen, rarten Sardellen. — Schlechter sind die zerstückten, oder zu kleinen, zähen, zu alten, verlegenen, die gelben von thranigem Geruch und Geschmack, wie die sicilianischen und toscanischen; geringer auch die nicht gehörig eingelegenen, und deshalb unhaltbaren englischen, und die zu kummerlichen spanischen, gütig sogar die in Bänken von Kupferfelsen gefangenen Sardellen, in deren erwärmter Kiste ein dicker Stahl sich überkuppelt.

Zum Verpacken werden die Sardellen zunächst in Wasser abgeseigt, die größeren in zwei Hälften gespalten, und roh mit verschiedener Zubereitung und aus Buttersbrod gewossen; sie dienen vorzüglich bei Verschickung der Brust, des Magens und der Därme, führen manchmal gelinde ab, und stärken den Appetit. Auch geben sie eine pikante und gesunde Würze zu Suppen, Salaten, zu Rindfleisch, Kartoffeln u. Sardellen, in Provencen eingelegt, galten längt, bei den südlichen Europäern für eine Delicatesse, und sind jetzt auch bei uns als Zusaß eingeführt, nur muß das Salz fein und möglichst frisch seyn. — (Th. Schlegel.)

Clyia vergl. Campanularia.

COAGUAYANA, der einzige Partido der mexican. Prov. Michuacan, welcher an den stillen Ocean grenzt, aber wegen des ungesunden Climas, nur eine geringe Bevölkerung von 1550 Einw. hat, welche jetzt unter

bedeutenden Handel mit Baumwolle und Salz treiben. Vor der Revolution besaß der Glesien Coalcan eine bedeutende Eisengrube und eine Stahlfabrik. — Der gleichnamige Hauptort (18° 27' 30" N. 4° 2' 2" L.) mit 584 Einw., in dessen Nähe eine Salzquelle, hieß früher Rosines del Oro. (Vergl. Neue geogr. stat. Ephemerid. 28. Bd. 1829. S. 244.) (Leonhard.)

COBRA de Chiametla, (Reptilia), Name einer umflossenen Kriechschlangenart, nach dem Gebirge so benannt, vielleicht Coluber Chiametla Shaw. — Cobra de Capello, portugiesischer Name der Brillenschlange (Coluber Naja L.). (D. Thon.)

COCHENILLE ist der getrocknete Körper der weiblichen Cochenille; Schildläuse, welche in Mexiko auf einigen Fackelsdistelfarnen (*Cactus coccinillifer*, *C. opuntia*, *C. tuna* und *C. pereskia*) lebt. *C. Coccus*.

Die Erziehung und das Einsammeln geschieht in Mexiko in eigenen Plantagen von der Cochenilleschildfistel (*cactus coccinillifer*), welche die Spanier Nopal nennen, und außerdem auch unter dem Namen Nopal opuntia, ins daniische Heide, besant ist, die man den andern *Cactus* arten vorzieht, weil sie ohne Stacheln und Dornen ist, und die wollige Oberfläche den Thieren mehr Schutz gegen Regen, Wind und Feuchtigkeit gibt. Achtzehn Monate, nachdem eine solche Pflanzung angelegt ist, bringt man die Cochenilleschildläuse, die man im Vorjahre bei Eintritt des Winters von den Pflanzungen abgenommen, in Weiden von Heu in den Häusern aufbewahrt und mit Fackelsdistelblättern genährt hat, auf die Pflanzung, oder man schneidet, wie in andern Gegenden, die Zweige, auf denen die Schildläuse sitzen, ab, und bringt sie in Kammern, wo sie frisch bleiben, und die jungen Thiere auszuwachsen, bis sie nach der Regenzeit wieder auf im Freien stehende Pflanzungen gebracht werden. Bei dem Aussehen in die Pflanzung vertheilt man sie so regelmäßig, als möglich, damit sie sich durch zu große Nähe nicht schaden, indem man immer 12 bis 15 Stück der weiblichen Thiere in etwas *Coccus* niederlegt und diese auf den Stengeln befestigt. Man überläßt sie sich jetzt ohne Pflege selbst. Noch vor zwei Monaten beginnt die Begattung, nach welcher die Männchen sterben, die Weibchen aber gesammelt werden. Nach 3 bis 4 Monaten sind dann die Jungen wieder groß geworden, und es beginnt die zweite Ernte, bei der ebenfalls die ausgewachsenen Weibchen gesammelt werden. Vor Eintritt des Winters findet dann die dritte statt, und nun nimt man Alles ab, und hebt bloß die Jungen auf, welche man zur neuen Zucht für künftiges Frühjahr bestimmt. Nach andern Angaben sammelt man hingegen die Weibchen kurz vorher, ehe sie Eier legen, sowohl um den Verlust der Eier zu verhindern, als auch um zu vermeiden, daß die Jungen, die reich an rothem Pigmente sind, als um zu verhindern, daß die Jungen aus der Pflanze auskommen, da diese einige Monate nöthig hat, um sich von der durch die Schildläuse erlittenen Auszehrung zu erholen. Bei dem Einsammeln hält man ein sechsfarbiges Gefäß mit einem scharfen Rand an die Pflanze (oder ein Tuch), macht die Cochenille mittelst eines Messers, mit dem man oben und hinten hinauffährt, oder mittelst eines Pinsels los, und reißt zugleich die Pflanze mit dem Messer und einem Zuch-

Die eingesammelten Thierechen tödtet man sogleich, indem man sie in heißes Wasser taucht oder heißem Dampf aussetzt und trocknet. Das Trocknen geschieht a) an der Sonne; sie werden dadurch braunroth und von den Spaniern *legenerida* genannt; oder b) im Ofen, wodurch sie eine ins Graue fallende Farbe mit Purpuradern erbalten; die Spanier nennen diese *Jaspada*; oder c) auf den Platten oder Pfannen, wo Waissachen gedacht werden; hier verholben sie oft ganz und werden von den Spaniern *Siegra* genannt. Durch das Trocknen schrumpfen die Thierechen sehr zusammen und verlieren 3 ihres Gewichts. Nach dem Trocknen werden sie gesiebt und die kleinern Thiere und Abgänge besonders unter dem Namen *Grana* in den Handel gebracht.

Nach zuverlässigen Überlieferungen soll ein Morgen Landes 200 Pfund Cochenille liefern, zu deren Pflege ein Mann hinreichend ist. 70,000 weibliche Insecten geben ein Pfund Cochenille, wenn man daher die Einfuhr nach Europa gegen 800,000 Pfund annimmt, so können jährlich gegen 56,000 Millionen dieser Thierechen nach Europa gebracht werden.

Man unterscheidet zwei Arten von Cochenille, die bessere oder zahme (*Grana fina*, *Mexica* oder *Mexaque*) und die geringere oder wilde (*Grana sylvestra* oder *Capesiana*). Erstere ist beinahe zweimal so groß als letztere, vermutlich weil ihre Gestalt durch günstige Einwirkung der menschlichen Pflege und durch eine reichlichere und nützlichere Nahrung vervollkommen wurde. Die wilde Cochenille, welche ohne Pflege im natürlichen Zustande lebt, ist mit weissen, feinen, haarartigen Fasern bedeckt, um sich gegen Kälte, Regen u. zu vertheidigen. Sie vermehrt sich nach Rainal leichter und geschwinder, weil sie kein so hartes Leben als die zahme hat. Man kann sie sechs mal in einem Jahre sammeln, während die zahme nur drei Ernten gibt. Dagegen gewährt die zahme den Vortheil, daß sich auf einer *Estau* de, dem Gewichte nach, ein Dritttheil mehr von ihr ernähren können, als von der wilden, welche letztere ein Dritttheil weniger Pigment enthält. In Mexiko hält man die beiden Arten in einer Entfernung von 100 Ruthen von einander abgesondert, damit nicht die Männchen der wilden Art die Weibchen der zahmen Gattung schwängern und so eine Kreuzung bewirken. Durch Pflege, wenn sie in den Nopalplantagen cultivirt wird, soll die wilde Cochenille mit der Zeit fast eben so groß, als die zahme werden, und den größten Theil des wolgigen Ueberzuges verlieren.

Als die Spanier zuerst im Jahre 1518 nach Mexiko kamen, fanden sie die Cochenille von den Eingebornen jenes Landes zum Bemalen ihrer Wohnhäuser, Purgas, the n. f. w. und zum Färben ihrer Baumwolle angewendet. Von der Schönheit dieser Farbe entzückt, erkundeten sie dem spanischen Ministerium Bericht darüber, welches wie Heraran und berichtet, im Jahr 1523 dem Korte Beschickte ertheilte, Maßregeln zur Vermehrung dieses höchst schätzenswerthen Erzeugnisses zu treffen. Europa begehrt bis jetzt noch die Cochenille aus Mexiko und Peru, obgleich sie im wilden Zustande auf verschiedenen Fackelsdistelfarnen auch im wärmern Amerika und in Westindien

lebt. Die beste soll in der Gegend von Suapaca gewonnen werden. Außer dieser, nach Don Antonio Ulloa, die größte Menge noch in Lascala, Chulua, Neuva, Gallica und Chiapa in Mexico, und zu Hambato, Soja und Tucuman in Peru erzeugt werden.

Obgleich die Neenonville verpflanzte sie im Jahr 1777 nach St. Domingo, welche aber nach seinem Tode einige Jahre später und aus Mangel an Unterstützung von Seiten der Regierung ohne Erfolg geblieben. Von den Engländern wurde der Versuch 1789 bei Madras in Ostindien gemacht, wo man indessen bloß eine Art Nopal und zwar nicht den *cactus cocciniferus*, und erst weit später Cochec nillcchilde erhielt. Anderson glaubte in Ostindien selbst eine Art Cochecnille entdeckt zu haben, es zeigte sich aber, daß es ein anderes dem Kermes ähnliches Insekt war, das, wie Bancroft zeigte, nur chokoladenbraun färbte. Die Fackelbisse! sonst übrigens auch in Südamerika und fest und in Spanien, dem südlichen Frankreich und der Insel Malta hat man in der neueren Zeit gelungene Versuche mit der Zucht der Cochecnille gemacht, welche alle zu den schönsten Erwartungen berechtigen<sup>1)</sup>.

Im europäischen Handel unterscheidet man silberse graue und schwarze, gesiebte und ungesiebte Cochecnille, so wie Cochecnillestand. Die silberse wurde sonst mehr geschätzt; da aber die wilde diese Farbe zum Theil hat, und die zahme oft durch Kreide oder Talg diese Farbe erhält, so steht sie jetzt nach ihrer Güte theils höher, theils niedriger als die schwarze.

Eine gute feine Cochecnille muß äußerlich glänzend, schwarz, weißlich oder silbergrau, jaspeit oder aschfarb aussehen, kleine Querzungen haben, ferner auch nicht zu leicht, ganz trocken, rein gefiebt und aus dicken, platten Körpern bestehen, gekaut den Speichel schnell und schön purpuroth färbend, etwas theilweise abstrichend schmecken, auch einen kaum merklichen dumpfigen Geruch haben. Die käufliche spanische war stets unversälscht, als die engländische. Verfälscht wird die echte zahme mexicanische Cochecnille zuweilen im Handel ange troffen: a) mit der wilden Cochecnille; b) mit bräunlicher Cochecnille; c) mit Regaea oder Degrilla; d) mit bavaeris cher Cochecnille; e) mit maximierter Cochecnille; f) mit polnis cher Cochecnille; g) mit Sand oder mit dem

Abfall von der gestiebten feinen Cochecnille, mit Wood, Opuntiaabläutern, Stielen u. s. w. Das allergeräthlichste Verfälschungsmittel ist die Symplocossubstanz, eine Mis schung aus Ebon, Fernambuksubstanz und Tragant, die man in England in cochecnilleähnliche Körner formt. In Frankreich gibt man der schwarzen durch Schütteln mit feingemahlenem Talg das Ansehen der silbergrauen, nach dem man sie vorher 36 bis 38 Stunden in einen Kessel zum Aufkochen der Feuchtheit gelagert hat, und sieht dann den überflüssigen Talg weg. In Marseille macht man graue Cochecnille schwarz. Dieses soll vermittelst Essigs dampf geschehen. Alle diese Verfälschungen lassen sich leicht erkennen oder ausmitteln. Gute Cochecnille erhält sich an einem trocknen Ort Jahrhunderte lang, ohne zu verderben. Helvet sagt, daß er mit 180jähriger Cochec nille eben so gut, als mit frischer gefärbt habe.

Zur Prüfung des Gehalts an Pigment bedient man sich am besten des Ehlers. Berthollet bereitete drei ver schiedene Decocte, nämlich aus der Cochecnille von St. Domingo, aus der Waldcochenille und der Mexico, fil trirte die Decocte und brachte jeden in ein cylindrisches Glas, welches in Seide abgeheilt war. Nun brachte er von einer und derselben liquiden Chlorine so viel hinzu, bis alle drei eine gelbe Schattirung angenommen hatten. Die Quantität des verbrauchten Ehlers, welches die Ver hältnisse des Pigments anzeigte, gab ihm folgende Scala an die Hand: 8 Theile auf die Cochecnille von St. Do mingo, 11 Theile auf die Waldcochenille, wie sie im Hans del vorkommt, 18 Theile auf die Mexicochenille. Hier aus erkennt man, daß die Cochecnille von St. Domingo die ärmste von allen dreien an Pigment ist, was aber die Farbe selbst anbelangt, so gibt die Cochecnille von St. Domingo nach Berthollets Versuchen der Mexicochenille an Schönheit nichts nach.

Kaynal gibt zu seiner Zeit die jährliche Einfuhr der Cochecnille in Europa auf 4000 Centner feine, 300 Einte, wilde, 200 Einte. Granilla und 100 Einte. Staub an, zu sammen 9 Millionen Livres im Kaufpreise werth. Nach Fischer beträgt die Ausfuhr nach Spanien 10,220 Arro bes feine, 926 Arroben schlechte und 168 Arroben Cochec nillpulver; erstere 804,913, die zweite 42,971, letztere 672 Pfasser an Werth. Nach v. Humboldt wurden 1736 für mehr als 15 Millionen Franken Cochecnille nach Euro pa gefandt. Später nahm die Einfuhr zu und stieg in den drei Jahren 1788, 89 und 90 bis auf 2,200,000 Pfd., was im Durchschnitt auf das Jahr 733,333 Pfund macht. Bancroft nimt den jährlichen Verbrauch Europa's auf 600,000 Pfd. an und rechnet für England 240,000 Pfd. In England war nach offiziellen Angaben der Werth der Eins und Ausfuhr der Cochecnille (Zeland ausgenommen) in Pfund Sterling:

Einfuhr 1820	59,485.	Ausfuhr —
1821	129,551.	64,161.
1822	95,968.	54,956.
1823	105,627.	66,787.

1) Im vorigen Jahre (1828) ließ der König der Niederlande den Nopal und die Cochecnille nach Java verpflanzen. Er erfuhr nämlich, daß man in Andalusien die Fackelbisse! und die Cochecnille acclimatirte hatte, wo das Klima zur Auszucht beider dieser güns lig ist. Der König sandte einen Zollrath nach Cadix und unter suchte ihn selbst 2 Jahre lang. Dieser unerrichtete Mann wollte noch und nach im Garten der Chiessefist Zutritt zu gewinnen, und die Culture dieser Pflanze und Thiere zu lernen. Da Cadix abwie man nicht das Geringste von den nöthigsten Schritten des rei senden Fährten, dessen Äußerer eben so national phlegmatisch war, als er mit schlaue Thätigkeit seine Sendung zu erfüllen mußte. Er verschickte sich über 1000 junge gesunde Nopale und eine deduce tene Menge Insekten, und gewann den ersten Gärner dieser Aus stalt selbst, der sich entseßte, gegen eine bedeutende Summe Geldes in die Dienste des Königs der Niederlande auf 6 Jahre zu tre ten und nach Batavia zu gehen. Von Batavia aus wurde eine Kriegscorvette (die Euse) nach Cadix beordert, welche in der Nacht ihre Route aufnahm und am folgenden Morgen mit ihrem feibaren Schiffe nach Batavia absegelte.

Frankreich consumierte vor der Revolution für eine Million Franken Cochecnille. In den 7 Jahren, welche mit 1802 anfangen, betrug die mittlere Einfuhr jährlich 11 Millionen Franken, in den 4 Jahren von 1809 an nur 200,000

Franken, 1819 war sie 225; 1820, 322; 1821, 168 metrische Centner. In Ostreich belief sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Einfuhr nach einem 6jährigen Durchschnitt in den gesammten östreichischen Staaten jährlich auf 24,933 Pfund. Im Jahre 1807, einem der stärksten betrug sie 29,885 Pfund. Vom Jahre 1809 bis 1811 war sie in den damals kleinen Staaten Deutschlands jährlich 11,592 Pfund, die Ausfuhr hingegen 4342 Pfund. In der neueren Zeit hat sich der jährliche Verbrauch in allen europäischen Staaten sehr vermehrt, da man in vielen Gärberereien sich statt der Cochenille des Kalks, Lösses und des Krappes bedient.

Chemische Zerlegung der Cochenille, und Verhältnisse gegen chemische Agentien.

Wir besitzen zwei chemische Analysen der Cochenille, die ältere von John, die neuere von Pelletier und Caventou. Nach ersterer enthalten 100 Theile derselben:

Echsenlebstoff (rothes Pigment in weicher Form)	50,00
Wasserfreie Theile	10,50
Wachsbartigen Fetts	10,00
Modifizierten gallertartigen Schleims	14,00
Wässrige Theile	14,00

Phosphorsäuren und siliciumsauren Alkalien, phosphorsäuren Kalks, Eisens und Ammoniums 1,50.

Den weissen Staub, mit dem die Cochenille bedeckt ist, hält John für Fettwachs und glaubt, daß er beim Trocknen durch die Hitze auswichse. Nach andern Angaben ist er aber schon im lebendigen Zustande auf dem Thiere und zwar in Gestalt eines feinen wollartigen Überzugs, besonders bei der milden Cochenille ??

Das Pigment der Cochenille ist von zweifacher Beschaffenheit, der eine Theil ist vorzüglich im Weingeist, der andere mehr in Wasser löslich und schöner, als der vorgehende. Man erhält den Cochenillestoff dadurch, daß man Cochenillepulver zu wiederholten Malen mit Wasser bei 60° R. extrahirt, die granatrothen Auflösungen bei gelinder Wärme bis zur Symplicke verdunstet, nach dem Erkalten mit der gleichen Menge Weingeist vermischt, die gefällte gallertartige Masse absondert und dann die klare Flüssigkeit bei 30 bis 50° R. eintrocknen läßt. Das Pigment der Cochenille bildet eine carmoisinrothe, glänzende, spröde Masse, welche in Wasser leicht, in Weingeist schwer und in Äther nur in geringer Menge auflöslich ist. Die wässrige Auflösung abscheidet den Sauerstoff aus dem Dunstkreis, wenn sie lange Zeit damit in Berührung steht, oder bei direktem Verdunstern, und es scheidet sich der oxydirte Farbestoff in unaufslösllichen Flocken aus. Die Auflösung wird durch die meisten Metalle und Edeleinsäuren, nicht aber durch Galkussäure gefällt. Die Niederschläge sind theils violett, theils carmoisin, theils carminroth gefärbt. Die ägaren Alkalien lösen ihn mit violetter und rother Farbe auf, und die ammoniakalische Auflösung färbt als rothe Dunte gebraucht werden.

Kocht man Cochenille in Wasser, so löst sich in demselben zuerst carmoisinrother, später violetter Stoff auf und zugleich Gallerte. John hält es daher für zuträglich, den Farbestoff nur bei geringer Wärme auszuwaschen, weil sich sonst zu viel Gallerte auflöst und der Farbestoff selbst sich oxydirt, und dann minder feine Farben gibt.

Nach Pelletier und Caventou enthält der Cochenilleauszug außer dem Farbestoff stets thierischen und fetten Stoff, und ersterer gibt ihm die Eigenschaft, mit den meisten Körpern Niederschläge zu bilden, die der reine Farbestoff nicht hat. Ubrigens ist das Wasser nicht leicht im Stande, allen Farbestoff aus der Cochenille zu ziehen, und man kann durch eine alkalische Flüssigkeit aus bereits ausgezogener Cochenille noch ein Mischsel Farbstoff ausziehen, der ebenfalls zum Färben anwendbar ist. Bei der gewöhnlichen Färbungsmethode durch Zusatz und Werns neu wieh jedoch fast aller Farbestoff ausgezogen.

In der Trocknerei löst Schwefelsäure einen theilten goldgelben Stoff auf. Dieser ist dem thierischen Fette ähnlich, und die gelbe Farbe rührt von dem enthaltenen rothen Pigmente her, das die Säure dieses Fettes gelb macht. Alkalische Salze machen ihn wieder roth und nur durch dieses Fett wird er in Schwefelsäure auflöslich, weil der reine Farbestoff sich darin nicht auflöst. Weingeist löst das Pigment der Cochenille mit purpurrother Farbe auf, aber nur in Folge und im Verhältnis seines Wassersgehalts. Beinhaltet man Cochenille, die bereits mit Schwefelsäure ausgezogen ist, mit Weingeist, so färbt er sich dunkelroth ins Gelbe ziehend, und läßt bei dem Erkalten und noch mehr bei dem Eindampfen rothe, etwas symplicifizierte Materie fallen, welche Farbestoff, thierischen Stoff und Fett enthält. Köst man diese in kaltem Wasser güt auf, so bleibt thierischer Stoff zurück. Treut man diesen durch Seifen und setzt zu dem Weingeist eine gleiche Menge Schwefelsäure, so setzt sich binnen einigen Tagen ein herrlich purpurrother Stoff zu Boden, der sich stark an die Wände des Glases anhängt, welchen Pelletier und Caventou als das reine Pigment betrachten, dem sie den Namen Carminium gegeben. Das Carminium ist glänzend purpurroth, körnig, deunabe krystallinisch, leicht in Wasser auflöslich; eine ganz kleine Dosis färbt das selbe außerordentlich; es wird beim Verdunsten sprödeartig, ohne zu krystallisiren, und geht durch Säure und die meisten sauerwirkenden Körper aus Gelbe, durch Kalten ins Violette über. Gallusauszug fällt aus dem wässrigen Aufzuge der Cochenille einen violetten Niederschlag, den John für Gallerte hält und dadurch dem Nutzen der Anwendung farbestoffhaltiger Ninden bei Bereitung des Carmins bairt, da diese die Gallerte entfernen, welche durch einige Säure ebenfalls gefällt wird, und der Schönheit der Farbe nachtheilig wäre. Das reine Cochenillepigment wird durch den Färbstoff nicht präcipitirt. Ebenso lösen weiter sette noch ätherische Öle den Farbestoff auf. Säuren schlagen nach John den reinen Farbestoff, wenn er in Wasser aufgelöst ist, nicht nieder, wol aber dann, wenn er noch mit thierischem Stoff verbunden ist. Schwefelsäure löst den Farbestoff mit violetter, Salzsäure mit rother Farbe auf. Salpetersäure färbt ihn in der Kälte braun, und scheidet ihn in der Wärme, wobei

\*) D. Dr. Ure, in der Tabelle über Analysen organischer Körper, gibt die Cochenille zu 50,75 Kohlenstoff, 5,94 Wasserstoff, 36,33 Sauerstoff, 6,91 Stickstoff, 39,9 Wasser und 41,1 als Ueberschuß an Wasserstoff an.

ne sich gelb färbt. Nach Pelletier und Caventou zerfallen nur sehr concentrirte Säuren den reinen Färbestoff, weniger starke machen seine Farbe brennend roth, später gelbbroth und zuletzt gelb. Kalien stellen die Farben wieder her, wenn nicht zu viel Säure angewendet wurde; Chlor zerstört ihn ganz; Jod ebenfalls, aber minder schnell. Kalihaltiges Wasser löst den größten Theil der Cochenille mit violetter Farbe auf und scheint den Farbstoff etwas zu verändern, besonders mit der Zeit, bei Zutritt der Luft, wo er nach Jahren bräunlich gelöst wird. Pelletier und Caventou bemerken, daß die violette Farbe bei Einwirkung der Kalien mit der Zeit, oder wenn man sie erwidert, in roth und dann in gelb übergeht, wobei das Pigment ganz verändert wird. Das kalihaltige Wasser löst auch viel thierischen Stoff auf. Setzt man der violetten, alkalischen Cochenilleauflösung Säure zu, so entsteht ein schön rother Niederschlag, der beim Trocknen so dunkel wird, daß er braun erscheint, aber mit Wasser seinen vorigen Glanz wieder erhält. Dieser Niederschlag ist vollkommen reiner Carmin. Kalien allein bilden in dem wässrigen Auszuge keine Niederschläge, machen aber die Farbe carmoisinroth.

Wird dem Cochenilleabdruck Thonerde zugesetzt, so entfärbt er sich, indem der Färbestoff und etwas thierischer Stoff sich mit der Thonerde verbindet und in der Flüssigkeit ein thierischer und fetter Stoff zurückbleibt. Man erhält auf diese Art schön rothen Lack, aber wenn man die Flüssigkeit erhitzt, carmoisinrothen, der um so mehr und Violette fällt, je größer die Wärme war und je länger das Kochen dauerte. Setzt man aber vorher etwas Kali zu der Flüssigkeit, so erhält man auch bei Wärme einen rothen Lack. Kaltwasser bildet einen violetten Niederschlag; Schwefel- und Strontianerde machen die Farbe carmoisinroth wie die Kalien, ohne einen Niederschlag zu bilden. Kieselhaltiges Kalt färbt Schafwolle, wenn man die Absorption der Kieselerde durch Zusatz von etwas Schwefelsäure befördert, nach Bancroft purpurfarbig. Eben so wird Wolle, die man lange Zeit mit Kaltwasser und Cochenille kocht.

Die Salze erzeugen in der Auflösung des reinen Farbstoffes (Carminium) keinen Niederschlag, in dem Abzuge der Cochenille erhält man aber durch die sauren Salze (Weinsäure, Sauerkleezaf) den bekannten carminrothen Niederschlag (Carmin) und auf Zeugen Carminrothfarben. Ähnliche Resultate gibt die citronensaure und salzsaure Thonerde, mehr rothe salzsaure Thonerde. Die Neutralsalze (von Kali, Natron, Ammonium) machen die Farbe violett, ohne einen Niederschlag zu erzeugen. Der salzsaure Kalk bewirkt einen hellenbeaunen, später schwärzlich und zuletzt schmutzig grün werdenden, essigsaurer Dampf einen lebhaften pomeranzenrothen Niederschlag, der sich aber langsam und in geringer Menge bildet. Weinsäure befördert die Auflösung der farbigen Theile, wenn man ihn mit der Cochenille kocht. Hermbstädt erhält mit saurem, arseniksaurem Natron dunkel rothbraun mit kassidtem Elix. Die meisten Metallsalze liefern mit dem Cochenilleabdruck gefärbte Niederschläge. Hochoxydirtes Zinnfalsie erzeugen rothe, wenig oxydirt violette. Mit dem salzsauren Zinn zugleich essigsauren

Dampf und weinsäurehaltiges Kali hinzugebracht, wird ein sehr lebhaft carminrother Präcipitat gebildet, den Jobn als Wasserfarbe empfiehlt. Das essigsaure Blei gibt einen vortheilhaften violettblauen Niederschlag, der an der Luft beständig ist. Die ganze Flüssigkeit wird zerfetzt. Mit stark oxydirtem Cochenillestoff wird der Niederschlag violett indigoblan. Setzt man vorher etwas essigsauren oder salzsauren Dampf zu der Flüssigkeit, so spreit er in das Roth. Das schwefelsaure Zink und die Kupfersalze, so wie Kupferammonium bilden mit dem Cochenilleabdruck violette, mit dem Carminium hingegen keine Niederschläge; schwefelsaures Silber und schwefelsaures Chrom unvollständig bläulichrothe Niederschläge. Violettbraune werden gebildet mit schwefelsaurem Eisen; braune, später dunkelolivengrün werdende mit essigsaurem Eisen. Mit salpetersaurem Quecksilber erhalt Jobn einen amethystfarbenen, Pelletier und Caventou hingegen einen schlarlachrothen Niederschlag. Letztere erhielten durch salpetersaures Quecksilberoxydul einen violetten und im Uebermaß von Säure einen carmoisinrothen Niederschlag. Keine Niederschläge in dem Carminium geben salzsaures Natrium, so wie die Goldsalze. Salzsaures Eisen macht die Cochenilleauflösung heller, ohne einen Niederschlag zu bilden, der erst später in geringer Menge erscheint. Durch weinsäurehaltiges Kali wird seine Farbe angenehm erhöht. Alkoholisches Morphindlösung ertheilt dem Carminium eine Amaranthfarbe, die durch Zusatz von gallertförmiger Thonerde einen reinrothen Lack bildet, der durch Erhitzen nicht violett wird.

Cochenille, Carmin. Dieses durch die Kunst dargestellte Handelsprodukt ist nach Pelletier und Caventou eine Verbindung von Carminium, thierischem Stoff und einer zur Präcipitation angewandten Säure, zugleich mit etwas Thonerde, die jedoch nicht zur Reinheit desselben gehört. Die Bereitung des reinen Carminium erfordert die größte Aufmerksamkeit sowohl in der Wahl der Gefäße, als in den Manipulationen der Darstellung. Gewöhnlich ist der im Handel vorkommende ein Gemenge von Carmin und Carminlack. Jobn und Kaffner sind der Meinung, daß man nach allen öffentlich bekannten Vorschriften keinen echten Carmin darzustellen vermöge, daß vielmehr die Bereitung desselben zu den den Chemikern noch unbekannten Geheimnissen gehöre. Die Bereitung des Carminium gründet sich im Allgemeinen auf die Fällung durch den Säureüberschuß eines sauren Salzes, namentlich Alaun oder Weinsäure, und die Umstände, auf welche bei Bereitung desselben im Allgemeinen zu achten ist, sind folgende: da es hauptsächlich darauf ankommt, den Farbstoff unverändert in seiner größten Schönheit niederzuschlagen, so erfordert es ein geübtes Auge, um den Zeitpunkt, wo die Farbe am lebhaftesten ist, nicht zu verfehlen. Da ferner der Farbstoff um so leichter niedergeschlagen wird, je mehr er mit thierischem Stoff in Verbindung vorkommt, so muß man die Auflösung des thierischen Stoffes im Abzug der Cochenille befördern, wenn man viel Niederschlag beabsichtigt, was durch Zusatz eines Alkalis geschehen kann; muß dagegen, wenn man wenig, aber reinen Carmin verlangt, die Auflösung des thierischen

Stoffe, welcher der Schönheit der ersten Farbe Eintrag thut, theilweise zu hindern oder den aufzulösen zu entfernen suchen, wovon letzteres durch niedere Temperasur, letzteres durch Fällen mittelst eines gärbstoffhaltigen Körpers entfernt werden, da Säuren den reinen Farbstoff gar nicht fällen. Bei der Bereitung sind noch folgende Regeln zu beobachten: 1) man nehme desillirtes, oder Regen-, oder ganz reines Flußwasser, aber ja kein Brunnenwasser. 2) Man bedachte hinsichtlich der Geräte, Umrührerlässe u. s. w. die größte Reinlichkeit. 3) Man bediene sich zum Kochen und Aufbewahren porcellanene oder zinnene oder gut verzinneter kupferne Gefäße; 4) zum Erhitzen seiner Tücher, die mit Seife gewaschen wurden, da diese gewöhnlich noch etwas Seife zurückhalten; Hanfseinen oder ein feideres Seid eignet sich hierzu am besten; 5) man wähle die allerbeste Cochenille, die vorher fein gemahlen oder gestoßen werden muß, und einen höchst eisenfreien Alaun. Die zur Zeit bekannten Verfahungsarten, den Carmin darzustellen, bestehen in folgenden:

A) Altes deutsches Verfahren durch Fällung mit Alaun, ohne allen Zusatz. Man bringe Wasser zum Sieden, werfe die gemahlene Cochenille hinein, rühre gut um, lasse die Mischung 6 Minuten mäsig kochen, setze unter Umrühren etwas geklopfenes, eisenfreies Alaun hinzu, lasse sie noch 3 Minuten kochen, nehme dann das Gefäß vom Feuer, setze und lasse sie in der eisenhaltigen Tasse 3 Tage ruhen. Während dieser Zeit fällt ein Bodensatz nieder, der abgetrennt und im Schatten getrocknet, den Carmin darstellt. Sollte es nöthig seyn, denselben aufzusuchen, so bereichte man dieses Gefäß mit desillirtem Wasser. Die Flüssigkeit setzt nach 3 Tagen neuerdings eine geringere Sorte Carmin ab, welche man auf Carminasat anwenden kann. — Die Verhältnisse sind nach der gewöhnlichen Angabe: 576 Theile Flußwasser, 16 Theile Cochenille und 1 Theil Alaun, wo man 1½ bis 2 Theile Carmin erhält. Nach einer andern Angabe: die nöthige Menge Wasser, 12 Theile Cochenille und 1 Theil Alaun.

B) Darstellung mit Weinsäure. Man kocht die Cochenille mit Wasser, setzt nach einiger Zeit etwas Weinsäure hinzu, und wenn das Gemenge damit 8 Minuten gekocht hat, Alaun zu, mit dem man es noch 1 bis 2 Minuten kochen läßt, dann dem Feuer nimmt, in gläserne Gefäße gießt, filtrirt und ruhig stehen läßt, bis der Carmin sich absetzt, der nach Abgießen der Flüssigkeit im Schatten getrocknet wird. Die Verhältnisse bei dieser Bereitung sind folgende: 8 Maß Wasser, 8 Loth Cochenille, 1 Loth Weinsäure, 3 Quentchen Alaun, oder: 8 Pfund Wasser, 8 Unzen Cochenille, ½ Unze Weinsäure, ½ Unze Alaun, wodurch man 1 Unze Carmin erhält.

C) Darstellung mit Soda und Zusatz von Eiwirk nach Alton. In 2½ Eimer Flußwasser, die man siedend gemacht, bringe man 1 Pfund Cochenille, rühre um, setze eine durch Sieben mit 1 Pfund Wasser bereitete, gelbliche Auflösung von 6 Drachmen Soda zu, lasse die Mischung noch 6mal damit aufwallen, nehme

den Kessel vom Feuer und lasse ihn geseigt ruhig stehen; hierauf setze man 6 Drachmen gepulverten Alaun zu, der seinen, rühre die Flüssigkeit, um die Auflösung dieses Salzes zu befördern, mit einem Pinsel um, und lasse das Ganze 25 Minuten ruhig stehen. Die Flüssigkeit, welche eine vortheilhafte scharlachrothe Farbe hat, wird sorgfältig vom Bodensatz abgeseigt, in einen andern reinen Kessel gebracht, und in dieselbe das Weisse von 2 Eiern, das mit einem halben Pfund Wasser wohl geschlagen worden, geschüttet und mit einem Pinsel umgerührt. Der Kessel wird abermals aus Feuer gebracht und erhitzt, wobei das Eiwirk gerint und aller Farbstoff zu Boden fällt. Der Kessel wird hierauf vom Feuer genommen und 25 bis 30 Minuten hingestellt, damit der Carmin sich gänzlich setzt. Die überstehende Flüssigkeit wird klar vom Bodensatz abgeseigt, dieser auf ein feines, in einen Rahmen gespannt Tuch gebracht, damit er abtropfe. Man gießt die Flüssigkeit so oft auf den auf dem Filterum bleibenden Rückstand zurück, bis sie ganz ungesättigt durchläuft. Hae der Carmin die Festigkeit eines Sahnenkäses, so nimmt man ihn mit einem silbernen oder elsenbeinetenen Löffel vom dem Filter ab und trocknet ihn auf Tellern, welche man mit weißem Papier bedeckt, um den Staub abzuhalten. Ein Pfund Cochenille gibt 1½ Unzen Carmin.

Fast ganz nach derselben Art bereitet Langloß seinen Carmin. Die Verhältnisse sind, er nimmt, find 4 Eimer Wasser, 10 Drachmen Soda, 6 Unzen Eier, 12 Pfd. Cochenille und 15 Unzen römischen Alaun. Langloß läßt dieses Gemeng: 1 Stunde kochen. Die Eier rührt er mit samt ihnen Schalen mit 2 Pfund reinem Wasser ab, und seigt das Abgeschlagene durch ein Sieb. Nachdem der Carmin gebildet, seigt er die Flüssigkeit und denugt die durchgehende rothe Flüssigkeit zu Lackfarben. Den Carmin läßt er trocknen und dann reiben. — Nach Pelletier und Coventou wird durch die theilweise Zersetzung des Alauns durch das Alkali bei diesen beiden Verfahungsarten Carminasat mit niedergeschlagen.

D) Darstellung mit Pottasche und Zusatz von Gallert. Ein Pfund fein geklopfene Cochenille kocht man in einem kupfernen Kessel mit 5 Handeimer Wasser, dem etwas Pottasche zugesetzt wird, dämpfe das Aufwallen mit kaltem Wasser, nehme den Kessel, nach dem das Aufwallen einige Minuten gebauert, vom Feuer, stelle ihn geseigt auf einen Tisch, so daß man leicht abgießen kann, und rühre geklopfenen Alaun ein. Dieser macht die Farbe sogleich glänzender. Irzt läßt man das Ganze 15 Minuten ruhig stehn, bis sich die Cochenille zu Boden gesetzt, und der Farbstoff mit etwas Alaun in der Flüssigkeit zurückbleibt. Man gieße jetzt diese, so weit sie ein will, in einen andern eben so großen Kessel, bringe diesen aufs Feuer und rühre die in viel Wasser aufgelöste Haubitze ein. So wie die Flüssigkeit kocht, steigt der Carmin auf die Oberfläche und bildet dort einen geronnenen Schaum. Man nimt den Kessel sogleich vom Feuer, rühre die Flüssigkeit gut um, und läßt sie dann ruhig stehen. Nach 15 bis 20 Minuten hat sich der Carmin niedergeschlagen, welchen man auf einem Siebentuch von dicke Leinwand abtropfen und trocknen läßt. Die auf dem

Carmin lebende Flüssigkeit wird aus Carminlack benutzt. Wenn der Carmin nach diesem Verfahren gut gelungen ist, so läßt er sich nach dem Trocknen zwischen den Fingern leicht zerreiben. Die Mischungsverhältnisse zu diesem mittel ganz feinen Carmin sind: 86 Th. Cochenille, 1 Th. Potasche, 24 Th. Alaun und 1 Th. Hausenblase.

E) Darstellung mit gärbekstoffhaltigen Körpern. Die alte französische Encyclopédie enthält darüber nachstehendes Verfahren: Man bringt 1280 Theile reines Fluß- oder Regenwasser zum Sieden, schüttet 2 Theile Ebonanförner hinein, läßt die Flüssigkeit 5mal unter Umrühren aufwallen, seigt sie dann, bringt sie in den gereinigten Kessel zurück, seigt Cochenille zu, läßt sie dreimal aufwallen, seigt 72 Theile Autourinde \*) und nach einmaligem Aufwallen 1 Theil Alaun zu, nimt dann das Gefäß vom Feuer, seigt die Flüssigkeit und läßt sie 7 bis 8 Tage ruhig stehen. Der Niederschlag, der sich bildet, wird getrocknet und ist der Carmin. Bei kalter Witterung senkt sich der Carmin nicht zu Boden, sondern die Flüssigkeit bildet eine Art Salze und verdickt. — Der im Tuche bleibende Rückstand kann zum zweiten Male ausgekocht werden, und gibt eine geringere Sorte Carmin. Außer der Autourinde und den Ebonanförnern sehen einige auch noch Dreian zu, um die Farbe mehr ins Gelbe zu disponiren.

F) Darstellung mittelst Sauerlees Salz nach Frau Cenet in Amsterdam. Sechs Eimer klares Flußwasser werden zum Sieden gebracht, 2 Pfund der feinsten, zu Pulver gestoßenen Cochenille zugegeben, 2 Stunden gekocht, alsdann 3 Unzen raffinirter Salpeter und einige Augenblicke nachher 4 Unzen Sauerlees Salz zugelegt. Nachdem man die Mischung ungefähr 10 Minuten hat stehen gelassen, nimt man den Kessel vom Feuer, stellt ihn 4 Stunden lang ruhig hin, zieht hierauf mit einem Heber das carminhaltige Wasser ab, und vertheilt es in mehrere flache Tassen, die man ganz damit anfüllt. Diese stellt man 3 Wochen lang ruhig auf ein Bret hin. Nach Verlauf dieser Zeit hat sich auf ihrer Oberfläche eine ziemlich dicke Schimmelhaut gebildet. Diese nimt man mit einem Stück Fischbein, an das man sehr feine Stücke Schwamm befestigt hat, hinweg. Zu dem Ende krümmt man es in Gestalt eines Bogens, und zieht ihn von dem entgegengekehrten Ende der Flüssigkeit auf sich zu. Sollte das Häutchen reißen und einige Spuren davon zurückbleiben, so nimt man diese auf das sorgfältigste hinweg. Das Wasser wird hierauf mittelst eines Hebers aus der Terrine rein hinweggeschafft. Es schadet nichts, wenn man den Heber aus den Boden der Terrine aufsteht, denn der Carmin sinkt so fest an, daß kein Nachtheil zu besorgen ist. Sollte noch Wasser zurückbleiben, so nimt man es mit einer Spitze hinweg. Der Carmin wird im Schatten getrocknet und hat außerordentliches Feuer. Den Zusatz von Salpeter bei Bereitung des Carmins hält

ten die Herren Pelletier und Cabentou für überflüssig.

G) Darstellung durch Zinnfals (chinesischer Carmin). Man kocht die fein gepulverte Cochenille in Flußwasser und seigt römischen Alaun zu, nimt, nachdem das Ganze gekocht hat, den Kessel vom Feuer, zieht mittelst eines Hebers die Flüssigkeit ab oder giest sie durch ein feines Tuch und stellt sie zum Gebrauch der Seite. Sie wird mit der Zeit lebhafter und dichter. In diese gießt man nun, nachdem man sie vorher erdmet hat, die Zinnauflösung tropfenweise, worauf der Carmin sogleich niedersinkt. Die Verhältnisse des Zusammengesetzten sind: 1 Eimer Wasser, 20 Unzen Cochenille, 60 Gran Alaun und Zinnauflösung (aus 1 Pfund Salpetersäure, 14 Unzen Kochsalz und 4 Unzen Zinn). Man hat auch empfohlen, Alaun und Zinnfals zugleich anzuwenden, und alles durch Zusatz von Kali oder Natronauflösung zu fällen. Hierbei wird die Cochenille mit Wasser abgekocht, der Alaun und die Zinnauflösung zugegibt, und ulgert so lange von der allfälligen Auflösung gefüllt, als noch ein Niederschlag erfolgt. Die Verhältnisse bestimmen sich zu 255 Theile Wasser, 16 Theile Cochenille, 1 Theil Alaun, 1 Theil Zinnauflösung.

Zu geringerem Carmin kann man auch Cochenille mit Zinnauflösung in einem gläsernen Mörser reiben, destillirtes Wasser zugefassen, seihen und dann Ammonium zutropfen, bis die dunkelrothe Farbe in eine carminrothe übergeht. Man läßt das Ganze in einer Flasche stehen, bis sich der Carmin niedergeschlagen hat.

H) Reinigung des Carmins. Man kann den gewöhnlichen käuflichen Carmin dadurch reinigen und die vortheilhafteste rothe Farbe aus ihm erhalten, wenn man ihn der Sonnenwärme mit Ammonium aussetzt, bis dieses alles Farbige aufgenommen hat. Jetzt wird die reine rothe Auflösung abgeseiht und die Farbe durch Zusatz von Essig und Alkohol gefällt, zuletzt mit Alkohol ausgekühlt und getrocknet.

I) Rothe Tinte aus Carmin. In einer gläsernen Flasche übergiebt man 6 Gran Carmin mit 6 Loth ätherischem Salmiakgeist und seigt 10 Gran feingepulverten, weißen, arabischen Gummi hinzugeben, lasse das Ganze so lange ruhig stehen, bis der Gummi vollkommen aufgelöst ist und die Zusammenetzung eine homogene Flüssigkeit bildet. Diese rothe Tinte ist zwar die kostbarste, aber auch schönste und dauerhafteste, welche wir kennen. Damit geschrieben trogt die Farbe Jahrhunderte hindurch, ohne zu verbleichen.

J) Carminlack. Der Carminlack scheint zuerst in Florenz und zwar noch vor der Enttwerdung der Cochenille mit Kerzen gemacht worden zu seyn. Er war daher lange unter dem Namen Florentiner Lack bekannt. Später machte man auch guten in Wien und Venedig, der unter dem Namen Wiener und Pariser Lack in den Handel gebracht wurde.

Der Carminlack bildet eine Verbindung von Carminium und Thonerde, und ist zufällig öfters mit thierischer Materie gemengt. Wir kennen verschiedene Bereitungsarten, von denen wir folgende anführen:

a) In einem hitzigen Cochenilleabfuß, dem öfters

\*) Die Autourinde ist eine leichte schwammige Rinde, etwas heder und wider alle Nimmerlinge, geruch- und geschmacklos. Sie erwirkt große Härtheit. Die Ebonanförner sind geringelt. Die Form aus der Krone, von noch unbedeutenden Früchten. Nach der Theorie tragen diese beiden Pflanzenprodukte nur zur Erhöhung der Carminfarbe bei, indem sie ihr einen gelben Schein geben.



etwas Weinslein zugelegt wird, bringe man noch und nach etwas frisch gefällte Thonerde, rühre um und erwärme die Mischung etwas. Wenn die Thonerde allen Farbstoff angezogen, gleiche man die Flüssigkeit ab, und neuen Cocheneilabsatz zu, im Falle sie nicht hinlänglich gefärbt ist. Ist dies aber der Fall, so wäscht man den Rieselbeslag mit Regenwasser aus und läßt ihn trocknen. Je weniger Thonerde angewendet wird, desto gefärbter erscheint der Lack. Um der Farbe größere Intensität zu geben, kann man etwas Zinnauflösung mischen. Die Verschiedenheit des Zusammenfasses sind nach den Umständen abzuändern. Man kann z. B. nehmen 20 Pfund Cocheneille, 800 Maß Wasser, 21 Pfd. Alaun und 24 Pfd. Thonerde.

b) Bei dem zweiten Verfahren, den Cocheneillelack zu bereiten, seige man dem Cocheneilabsatz Alaun zu und fülle das Pigment mit Pottaschenauflösung, oder man fache die Cocheneille gleich mit Wasser aus, zu dem etwas Alaun gesetzt wurde, seige dann den übrigen Alaun zu und versahre wieder wie oben. Man kann auch gleich mit allem Alaun kochen und in diesem Falle ungefähr 1 Theil Cocheneille auf 3 Theile Alaun nehmen. Je nach der Schattirung, die man erhalten will, kann man auch gleich Anfangs etwas Weinslein oder Zinnauflösung zusetzen.

Bei der Bereitung des Carmineilacks nimmt man gewöhnlich die noch nicht ganz ausgezogenen Rückstände der Cocheneille und rothgefärbten Flüssigkeiten, die bei der Bereitung des Carmind übrig bleiben, oder wohlfeilere und geringere Sorten Cocheneille, oft auch die vom Scheren des scharlachrothen Luchs übrig bleibenden Fäden.

Cocheneille *preparée*, ein durch die Franzosen vor einigen Jahren zuerst in den Handel gebrachtes Farbmateriale von dunkelvioletter, in Purpur sich neigender Farbe, welches sich ausschließlich nur für die Seidenfärberei eignet. Es scheint dieses Handelsprodukt aus gerinder Cocheneille, aus Cocheneillefragmenten und Cocheneillestaub bereitet zu seyn, indem die Cocheneillesubstanz in sein gepulvertem Zustande mit einer geringen Dosis einer Salpverbinding in Wasser gekocht, nachgehends durch dünne Leinwand geseiht, eingeampft, in feigtartige Form zwischen Leinwand gepreßt, abgetrocknet und so in den Handel gebracht wird.

A) Anwendung der Cocheneille in der Scharfollensfärberei.

a) Scharlachfarbe. In der Scharfollensfärberei wurde die Cocheneille eine Reihe von Jahren hindurch mit Alaun und Weinslein fast ausschließlich nur für carmoisinfarb verwendet, bis die wichtige Erfindung allgemein bekannt wurde, welche im Jahr 1630 ein Teufcher, Namens Kuster oder Kuffler machte, durch Anwendung von Zinnauflösung Scharfollensfärbeschwarz zu färben. Die Geschichte dieser zufälligen Erfindung wird verschiedentlich erzählt. Einige schreiben sie mit mündlicher Wahrscheinlichkeit dem holländischen Chemiker Cornelius Drebbel zu Alkmaar zu. Von diesem soll die Färberei Kuffler zu Leiden, der später sein Schwiegersohn wurde, gelernt haben, und die Farbe im Anfang Kufflersfarbe, später holländischer Scharlach genannt worden seyn. Nach einer andern Ueberlieferung hätte sie dieser dem Vater Klost oder Stuck mitgetheilt, und dies

fer dem Franzosen Gobelin, während ein anderes flämischer Expeller sie 1643 nach England brachte, worauf die erste Scharlachfärberei zu Dow bei London angelegt wurde, daher man die Farbe auch einige Zeit hindurch in England Dowfarbe nannte.

Van Jülich und van der Werf sollen nach Andern mit Drebbel zu gleicher Zeit das Geheimniß entdeckt haben. Von letzterem lernte es Gilles Gobelin, der mit seinem Bruder zu Paris an dem kleinen Bache Bièvre, dessen Wasser er vorzüglich geschickt dazu fand, eine Färberei auflegte, die ihm unermesslichen Reichthum verschaffte, und seinen Namen in Frankreich bei dem Scharlach (Gobelin's Scharlach) und der berühmten Tapetenfabrik de Gobelin verewigte. Gobelin's Unternehmung wurde Anfangs als Thorheit belächelt, und als es ihm gelang, glaubte man ihn, dem Geiste seiner Zeit gemäß, mit dem Teufel in Verbindung. Man erzählte, er habe sich von dem Teufel, gegen Ausforderung seines ewigen Heils, die Bereitung dieser Farbe lehren lassen. Als er viel Geld damit gewonnen hätte, und der Termin herannahte, wollte ihn eben der Teufel abholen, als er mit einem Lichte über den Hof gieng. Er bat um Frist, aber vergebens, doch willigte Dreibel endlich ein, noch so lange zu warten, bis das Licht in seiner Hand bereit seyn würde. Gobelin warf das Licht in den Brunnen und ließ diesen sogleich zuwerfen. Der betrogene Teufel entwich sogleich mit Hinterlassung eines ungescheuerten Gesankes, und Gobelin gewann Zeit, sich durch Kaputiner vor seinen künftigen Anfallen zu sichern.

Man sieht, daß in allen diesen Angaben, die Erfindung und ersten Ueberlieferungen der Scharlachfarbe der treffend, große Verwirrung, sowohl in Hinsicht der Personen als der Sache selbst obwaltete. Anfangs bediente man sich zur Scharlachfärberei der salpetersauren Zinnauflösung, obgleich diese sich wenig dazu eignet, da sie nur wenig Zinnoxyd schwebend erhalten kann und sich leicht zerfällt. Man gerieth daher bald auf den Gedanken, etwas Kochsalz oder Salmiak zuzusetzen, um dadurch salpetersaure Zinnauflösung zu erzeugen. Anfanglich setzte man diese Salzverbindungen in geringer Menge zu, weil man der Meinung war, daß ein Uebermaß davon die Scharlachfarbe in carmoisin mobifizire. Diese Meinung zeigte sich später ohne Grund, denn nicht die salpetersaure Zinnauflösung allein erzeugt carmoisinroth, sondern auch die salpetersaure und salpetersalzsaure, wenn man nicht andere Agentien ins Spiel treten läßt. Später bediente man sich einer Mischung von 2 Theilen Salpetersäure und 1 Theil Salzsäure, in welchen das Zinn aufgelöst wurde. Je Rot man d bedachte, daß eine solche Auflösung eine schönere Scharlachfarbe liefere, als eine durch Zusatz von Kochsalz oder Salmiak erhaltene. Bei einigen Färbereien blieb jedoch der Glaube vorherrschend, daß diese weniger nachtheilige Wirkung auf die Faser der Scharfollensfärberei äußere, und daher, wenn sie auch keine so glänzende Farbe gebe, vorzuziehen sey. Diese Ansicht ist jedoch nicht begründet, sie gründet sich mehr auf ein eingewurzeltes Vorurtheil. Vane rost, welcher mit der Faser der Erbmie vorerwähnte, verdankte die höchst interessante Versuche, die Vollkommenheit der Scharlachfärberei betreffend. Er stellte

weist die Ansicht auf, daß die Farbe aus Carmoisin und Goldgelb bestehe, und zwar aus zwei Dritteln der ersteren und einem Viertel reines glänzendes Gelb. Der Weinslein, den man mit der Zinnauflösung anwendet, bewirkt, daß ein Theil der Cochenille ins Gelbe übergeht und so die Scharlachfarbe erzeugt, indem Zinnauflösung allein, so wie der Alaun, nur Carmoisinfarbe gibt. Da es aber Verschwendung seyn würde, aus der theuern Cochenille Gelb zu erzeugen, so schlägt er vor, den Weinslein wegzulassen, und die nöthigste gelbe Farbe durch ein gelbfärbendes Pigment hervorzubringen, welches wenigstens 50mal wechsellert, als Cochenille, zu stehen kommt. Von diesen Färbungen ausgehend, suchte Bancroft mit dem Gelb der Quercitronrinde, das er durch salzsaures Zinn befechtete, und mit Cochenille und salzsaurem Zinn (ohne Weinslein) Scharlach darzustellen und erhielt wirklich mit einem Viertel weniger Cochenille ein eben so schönes und dauerhaftes Resultat, als auf die gewöhnliche Art mit der vollen Portion Cochenille. Von der Säure, die 4 Theile gewöhnliches Zinn aufgelöst hatte, war 1 Theil Auflösung zu 10 Theilen Schafwollentuch hinreichend. Das schwefelsaure Zinn dot ihm später noch günstigere Resultate dar. Diese Zinnauflösung bereite Bancroft, indem 14 Unzen Zinn in einer Mischung von 3 Pfund Salzsäure und 2 Pfund concentrirter Schwefelsäure aufgelöst wurden.

Nach in Deutschland hatte man schon früher gelbfärbende Stoffe zu Erparung der Cochenille beim Scharlachfärben angewendet, aber doch den Weinslein nicht ganz wegzulassen. Der Weinslein wirkt indessen nach andern Ansichten nicht bloß als veränderndes Mittel, sondern setzt sich mit dem Pigmente der Cochenille, und mit Zinnfals verbunden, auf der Wollfaser ab. Hiefür scheint auch die Erfahrung zu sprechen, daß bei dem langsamen Abdampfen einer mit Weinslein versetzten Cochenille-Auflösung die Weinsleinspfähle mit weit dunklerer und lebhafterer, rubinrother Farbe krystallisiren, als die Auflösung befreit.

Die Art, Scharlachroth zu färben, und die quantitativen Verhältnisse der Salze zu den Pigmenten werden in den meisten Werkskäten verschieden in Anwendung gebracht. Ueberall muß jedoch als erste Bedingung zum Besten die schönsten Farbe darauf gesehen werden, daß das Wollentuch vollkommen gereinigt und weiß ist, und demselben keine erdigen Theile imhären. Es ist ratsam, das Tuch vorher in einem gesäuerten Bade, z. B. in saurem, durchgefeibtem Kleinwasser durchzunehmen und in reinem Fluswasser gut auszuwälen.

Wenn Färben soll Bancroft einen Kessel mit Wasser, gleiche 8 Pfund schwefelsaure Zinnauflösung in denselben, bringt die Flüssigkeit zum Sieden und giebt 100 Pfund Tuch auf die gewöhnliche Art eine Viertelstunde lang durch, wendet es aus und bringt in die Flüssigkeit 4 Pfd. gesäuerte Cochenille und 2 Pfund Quercitronrinde. Sind diese abgeseigt, so bringt man das Tuch wieder hinein, macht die Flüssigkeit siedend, und färbt wie gewöhnlich fort, bis die Farbe sich erhöht hat, und die Brühe ganz erschöpft ist, wozu 15 bis 20 Minuten nöthig sind. Dann nimmt man das Tuch heraus und wäscht es, wie gewöhn-

lich. Durch dieses Verfahren wird eine eben so schöne Scharlachfarbe, als die durch die bisherigen Methoden erhalten, und besitzt den Vortheil, daß die Farbe das Waschen und die Einwirkung der Seife ertragen kann, ohne in Mitleid verändert zu werden, was bei dem bisherigen, das kein natürliches, sondern ein durch Säure erzeugtes Gelb hat, nicht der Fall ist. Die Farbe erscheint beim Tageslicht dem Scharlach ganz gleich, beim Kerzenlicht aber um mehrere Grade höher und voller. Abgesehen erparnt man bei dieser Art zu färben: 1) Zeit, Arbeit und Feuerung des 2maligen Anfärbens bei der bisherigen Methode; 2) allen Weinslein; 3) die Kosten der salpetersauren Zinnauflösung, da die schwefelsaure saum ein Drittel so viel kostet; 4) ein Viertel Cochenille.

Hermabüde gibt ein nachtheiliges Verfahren, bei welchem man mit 6 Unzen Cochenille für 1 Pfund Schafwollentuch eben so weit reicht, als mit 2 bis 24 Loth auf die gewöhnliche Art, und die schönste und fetteste Scharlachfarbe erhält. Man nimmt zum Waschen 100 Pfund Tuch 6 Pfund krystallisirten Weinslein, 3 Pfd. Curcumä (oder 6 Pfd. Wisserholz) und 16 Pfd. salzsaure Zinnauflösung. Zum Ausfärben aber ein Bad von 5 Pfd. Cochenille. Das Hauptersparniß liegt in der Anwendung der salzsauren, statt der salpetersauren Zinnauflösung, und in der Behandlung des Tuchs mit derselben ohne Cochenille; denn bei der gewöhnlichen Art fällt die salpetersaure Zinnauflösung, so wie sie mit der Cochenille zusammengebracht wird, mit einem Theile des Färbestoffs zu Boden, der dann ganz verloren ist. Der so erhaltene Scharlach ist anfangs dunkelcarmoisinfarbig, wird aber an der Luft durch Absorption des Sauerstoffs schnell gefärbt und feurig scharlachroth.

Vitalis fixirt 100 Pfund Tuch mit 17 bis 1800 Pfund Wasser, 6 Pfund gereinigtem Weinslein, 1½ Pfd. Cochenille, und 5 Pfund Zinnauflösung 2 Stunden, und färbt mit halb so viel Wasser, 5½ Pfund Cochenille und 14 Pfund Zinnauflösung eine Stunde lang aus. Mit diesem Verhältniß erhält man mittleren Scharlach. Soll er feuerfarbig werden, so setzt man Curcumä oder Wisserholz (Gelbholz) zu. Die Zinnauflösung bereitet sich Vitalis aus 10 Theilen Salpetersäure von 24°, 22 Theilen Salzsäure von 22–24°, und 4 Th. Zinn, oder 10 Th. Salpetersäure, 5 Th. Salzsäure, 5 Th. Wasser und 2½ Theil Zinn.

Winard nimmt auf 1 Pfund Tuch zum Anfärben, 2 Unzen Weinsleinsäure, 2 Unzen Cochenille, 2 Unzen Zinnauflösung, und färbt eine Stunde wässern heiß und siedend; zum Ausfärben eine Unze Stärkmehl, 2 Unzen Zinnauflösung und 6 Unzen Cochenille. Er färbt bei mittlerer Wärme eine Stunde, und bemerkt, daß der in demselben Bade aufgeschottete und ausgefärbte Scharlach so schön ist, als der in 2 Bädern gefärbte. Die Zinnauflösung bereitet sich Winard aus 4 Liter Wasser, 2 Pfd. Salmiak, 2 Pfund Zinnfelle, 2 Pfund Salpetersäure von 30° und 2 Unzen Salpeter. Wohlgedachte die Farbe, so würde sie für Carmoisinfarbe verwendet, indem man sie in einem Bade behandelt, welches aus 100 Pfd. Wollentuch 2 Pfund Alaun aufgelöst enthielt.

Hölterhoff nimt auf 30 Pfund Tuch zum Aufsub 3 Pfund Weissein, 24 Pfund Weissein, 1 Pfund Zinnauflösung; zum Ausfärben 1½ Pfund Cochenille und 7 Pfund Zinnauflösung. Zu einer feinen Schattirung ½ Pfd. Weisseinrath, ½ Pfund Weissein wenig; zum Aufsub 3½ Pfund Zinnauflösung mehr, zum Ausfärben 1½ Pfund Cochenille mehr und 2 Pfund Zinnauflösung weniger.

Vönerc nahm zum Ansehen für 1 Pfund Wollentuch 3½ Loth gereinigten Weissein und 1 Loth Zinnauflösung (aus 1 Pfd. Salpetersäure, 3 Loth Salmiak und 4 Loth Zinn) und seine Cochenille. Zum Ausfärben aber: 1 Loth Weissein, 2 Loth Cochenille und 2 Loth Zinnauflösung. Er fand, daß es beim Ansehen am besten sey, gleiche Theile Weissein und Zinnauflösung zu nehmen; beim Ausfärben aber 1 Theil Cochenille, 1 Theil Weissein und 2 Theile Zinnauflösung.

Nach einem altern Verfahren füllt man einen innern Kessel mit reinem Wasser, und setzt denselben 8 Pfd. gereinigten Weissein, 6 oder 8 Unzen gekochene Cochenille und 12 bis 14 Pfund verdünnte salpetersaure Zinnauflösung (die ½ ihres Gewichtes Zinn aufgelöst enthält) zu. Ist die Mischung dem Seiden nahe, so legt man das vorher genetzte Wollentuch (100 Pfund) hinein, und rührt es anfangs schnell, dann langsam durch. Nach 1½ Stunden oder später, wobei die Färbetruhe siedend erhalten wird, nimt man es heraus, und wäscht es in reinem Wasser aus. Es hat nun eine Fleischfarbe angenommen, und wird kurze Zeit schnell, und später eine halbe Stunde oder bis zur gänzlichen Erföschung der Färbetruhe langsamer durch ein Färbbad gezogen, welches folgendes Gestalt bereitet wird. In siedendem Wasser bringe man 6½ Pfund Cochenille, rühre es um und setze 6 bis 8 Pfd. Zinnauflösung hinzu. In diesem Bade wird der Scharlach ausgefärbt.

Einige niederländische Tuchfabrikanten beobachten nachstehendes Verhältnis beim Färben der Scharlachfarbe: zum Ansehen für 100 Pfd. Wollentuch, 1 Pfd. gereinigten Weissein, 1 Pfd. Curcumä, 1 Pfd. Cochenille, 4 Pfund salpetersaure Zinnauflösung. Zum Ausfärben: 4 Pfd. gereinigten Weissein, 1 Pfd. Curcumä, 4 Pfd. Cochenille, 6 Pfd. Zinnauflösung, 2 Pfund Stärkemehl.

Halb Scharlachfarbe wird in Verbindung mit Cochenille und Krapp dargestellt.

Feuerfarbe mit einer größern Dosis gelben Pigments und weniger Cochenille.

b) Carmoisinrothe Farbe. Am Wollentuch vermittelt Cochenille recht carmoisinroth zu färben, doch man daffelbe eine Stunde in einem Bade, welchem auf 5 Pfund Tuch 7 Loth Alaun und 3 Loth Weissein zugesetzt werden, und färbt es dann in einem Bade mit 2 Loth Cochenille und etwas wenig Zinnauflösung aus. Je mehr Cochenille angewendet wird, um so intensiver erscheint die carmoisinrothe Farbe. Es kann diese Farbe auch erhalten werden, wenn man scharlach gefärbtes Tuch in einer Alaunauflösung siedet. Unschätz in der Farbe, wenn Scharlach in einem kalten oder Eisenbad durchgenommen wird. Ersetzt man die Hälfte der Cochenille durch Krapp, so erhält man halbcarmoisin.

Die levantische carmoisinrothe Farbe oder türksichroth auf Schafwolle, welche bei den Osmanen beliebt ist, verdanken wir in ihrer vollständigen Darstellung langweilige Valentin Heymann, der sein Verfahren in Dinglers Magazin der Färbekunst, Bd. 2. S. 121. niedergelegt hat. Zwei gekochte Lächer, beiläufig 60 Pfund schwer, wurden folgendergestalt behandelt: In einem inneren Kessel, in welchem reines Wasser erhitzt wird, löst man 2 Pfund Potasche auf, und gibt alsdann 1½ Pfund Weisseinleie hinzu, und rührt alles wohl durch einander. Wenn das Bad sich zum Kochen anschickt, werden die Lächer eingelassen, 20 Minuten lang durch ihn, und Herwinden des Halses bearbeitet, und alsdann eine Stunde lang in dieser Vorbereitungsrührer gefocht. Man nimt die Ware heraus, wäscht sie im fließenden Wasser und legt sie zur folgenden Behandlung bei Seite. Hat man eine zweite Partie Lächer durchzunehmen, so setzt man dem Bade etwas weniger Potasche zu. Es werden nun 8 Pfd. Alaun und 6 Pfund gereinigten Weissein in einem Kessel in fließendem Wasser aufgelöst, und ehe die Auflösung zu siedeln beginnt, gibt man 1½ Pfund feinen holländischen Krapp, der zuerst, nebst 1 Loth Cochenille, in etwas Wasser eingeweicht war, hinein, und nachdem alles wohl gerührt worden ist, werden die Lächer eingespült und unter dem gewöhnlichen Manipulationen 2 Stunden lang gefochen. In dieser Weise erhält die Ware eine Art Rosa, welches als der Grund zu dem nachherigen Carmoisin angesehen werden muß. Die Lächer werden nun im fließenden Wasser ausgewaschen, um sie von den oberflächlichen oder mechanisch anhängenden Saltheiden zu befreien. Es laubt es die Zeit, daß man sie einige Tage mit der Beize besudelt liegen lassen kann, ehe sie gefärbt werden, so erhält man eine noch schönere rothe Farbe. — Beim Ausfärben füllt man den Kessel mit Wasser, setzt dem Bade 2 Pfund gereinigten Weissein, und darauf 3 Pfund gekochte und eingewaschene Cochenille hinzu. Nachdem das Bad ein Paar Minuten damit gefocht hat, setzt man 6 Pfund salpetersaure Zinnauflösung und gleich darauf 6 Pfund feinen holländischen Krapp hinzu, vermisch alles wohl mit einander, und bringt die Lächer hinein. Diese werden in der ersten halben Stunde fleißig umgeschüttelt, worauf man sie 1½ Stunde stark wallen läßt, unter welcher Zeit sie einige Male übergedreht werden. Nun nimt man die Ware heraus, um sie augenblicklich zu spülen, wobei diefeide, um sie von dem darauf hängenden Krapp zu reinigen, mehrere Male im Wasser ausgeflossen wird.

Hat man mehr als eine Partie Ware zu färben, so können die Lächer, nachdem sie auf die oben angegebene Weise in der Röllanlage mit Weisseinleie behandelt worden sind, in dieser Auswaschlösung gerührt oder angeseigt werden, wobei die Cochenille erspart wird, indem man jetzt deren keine zu nehmen braucht. Die in der Röllanlage vorbereitete Ware muß bald möglichst der Beize unterworfen werden, weil durch langes Liegen man sich der Gefahr aussetzt, daß die Ware blaue Flecken bekommt, die nicht wieder wegzuschaffen sind.

Heymann bereitet die Zinnauflösung für diese Farbe auf nachstehende Weise: 10 Loth Salmiak, 3 Loth Kochsalz werden in 1½ Pfund reinen Wassers aufgelöst,

5 Pfund Salpetersäure zugefetzt und in geringen Portionen nach und nach 3 Pfund Zinn aufgelöst, der Auflösung zugef 5 Pfund Wasser zugefetzt.

c) Kirfchrothe Farbe. Um kirfchroth zu erhalten, gibt man zuerft ein neues Aufbad mit Weineifen und Zinnauflösung, und dann das Farbad mit dem Röthungsbade, welches zum Schachlachfärben gebiet hat, dem man aber Weineifen, Zinnauflösung und Cochenille zusetzt. Man darf die Ware nur halb so lange in dem Aufbade und Rothbade lassen, als es nöthig wäre, um fe charlachroth zu färbem. Man vermindert die Zeit nach der Artbeit der Schattirungen.

d) Rosafarbe wird erhalten, wenn man mit dem Röthungsbade, welches zu kirfchroth diente, ansiedet, und dann das Rothbad mit etwas Weineifen und Zinnauflösung und einer geringen Menge Cochenille bereitet. Diese Farbe kann man dunkler oder heller machen, wenn man das Tuch unmittelbar, nachdem es gefärbt wurde, in heißem Wasser durchnimmt. Rosafarbe wurde gewöhnlich zuerst charlachroth gefärbt, und durch saulen Harn oder Ammonium bald in Rosa umgeändert. Die Farbe ist jedoch nicht dauerhaft, am wenigsten gegen die Einwirkung der Säuren. Wird die Farbe mit Himmelfärbung der Quercitronrinde und Anwendung der schwefelsauren Zinnauflösung nach Banerosts Versuchen charlach zu färben, dargestellt, so erhält man eine solidere Rosafarbe.

e) Fleischarbe macht man nach einem Rothbade, wenn man einen Theil des Bades weggiebt, und dafür eine gleiche Menge Wasser hinzugiebt. Hierauf bringt man das Tuch hinein, und erhitzt es zum Kochen, welches man nur einige Minuten lang forsetzt.

f) Weingrau. Das Rothbad, welches zum Schachlachfärben gebiet hat, braucht man auch hiezuweilen zur Bereitung des Weingrau (gris vineux), man darf das Bad nur auf die angegebene Weise aufrichten, und dann zuerst etwas Galäpfel und später etwas Eisenbitriol zusetzen.

B) Anwendung der Cochenille in der Schafwollenfärberei.

In der Schafwollenfärberei, wo die Basis dermiste Zinnauflösung gegeben wird, und die aufgedruckten Farben nachgehends mit kochenden Wasserdämpfen befestigt werden, lassen sich mit dem Pigment der Cochenille sehr schöne rothe Farben in mehrfachen Abstufungen darstellen. Eine frächtige rothe Farbe wird erhalten, wenn man 3 Roth fein gekochene Cochenille mit 34 Pfund Wasser aufkochen läßt, den Decort seihet, und nach dem Erkalten 1 Quentchen Sauerleesalz hinzusetzt. Diese Flüssigkeit wird mit 9 Roth Stärkmehl durch Kochen verdickt, kalt gerührt und 2 Quentchen salpetersaure Zinnauflösung hinzugesetzt. Um hellere rothe Farben zu erhalten, wendet man zu der angegebenen Quantität Wasser weniger Cochenille an, oder diluirt die gekochte Farbe mit dünner Stärkeseife. Diese Farben werden mittelst des Wolleis örtlich oder topisch aufgedrückt.

Aber metallische Beizen in der Schafwollenfärberei zum Fixiren des Cochenillepigments.

In dem Gebiete der metallischen Beizmittel zum Befestigen des Cochenillepigments in der Schafwollenfärberei haben sich Bancroft, Hermbsfädt und Kurz wesentliche Verdienste erworben. Die vorzüglichsten derselben, welche in der Ausföhrung, im Großen zu färben, theilweise angewendet werden können, und die nachher gezeichneten farbigen Erscheinungen darbieten, bestehen in folgenden:

Nach Bancroft: 1) das säuerliche, arseniksaure Kali, welches ein lebhaftes Purpurroth liefert; 2) die Auflösungen des Eisens in Säuren geben dunkelviolett, in großer Menge zugefetzt, (schwarz); 3) salpetersaures Gold: röthlich braun; 4) salpetersaurer Kobalt: Vurpur; 5) schwefelsaurer Kobalt: violett; 6) salpetersaures Nickel: violettillad; 7) salpetersaures Platin: roth, das durch Zusatz von kohlensaurem Kalk kastanienbraun wurde; 8) salpetersaures Silber: lebhaft röthlichorange; 9) Wismuthsalze: Lilas, doch wurde ein Theil der Färberei verhüllt; 10) Wismuth in starkem Weineisig auflöst: prächtig Purpur; 11) schwefelsaures Wismuth: Lachsfarbe; 12) Wolframoxyd: krapproth; 13) Zinkoxyd: carmoisin; 14) salpetersaures Zink: Lilas; 15) holzsaures Zinn: Echachlach, halb Rosa; 16) phosphorsaures Zinn: glänzendes gelbliches Echachlach; 17) kohlensaures Zinn: sehr glänzendes Echachlach; 18) salzsaures Zinn: carminroth; 19) weineisensaures Zinn: lebhaft, aber etwas orangeartiges Echachlach; 20) citronensaures Zinn: sehr schön Echachlach, aber ebenfalls etwas in Aurorafarbe spielend. Bei ersten durch Banerost angestellten Versuchen ist zu bemerken, daß, wo er Luchs, Auroras oder Echachlachfarbe erhielt, stets vorherrschende Säure in der Metallauflösung war.

Nach Hermbsfädt: 1) weißer Arsenik: dunkel Lilas; 2) Arseniksäure: brennend Echachlach, ins Gelbe ziehend, der bei dem Trocknen dunkler wird; 3) effigsaures Blei: violett; 4) Wolphbännsäure: augencheinend weiß; 5) salpetersaures Uran: hellgrün; 6) schwefelsaures Uran: graugrün; 7) Wolframoxyd: Voneran.

Nach Kurz: 1) salzsaure Zinn: Pfirsichblüth; 2) effigsaures Zinn: bräunlich Rosa.

Das Pigment der Cochenille, wenn es mit Schwefelsäure gefäuretem Wasser behandelt wird, fixirt sich auf der Schafwolle ohne vorhergegangene Beize mit rother Farbe.

C) Anwendung der Cochenille in der Seidenfärberei.

Die Versuche, die Seide mit Cochenille schön färbend zu färben, führten zu einem genügenen Resultat. Bancroft, der sich viele Mühe darum gab, ließ Seide 2 Stunden in schwefelsaurer Zinnauflösung, die mit ihrem eigenen Gewichte Wasser verdünnt war, weichen, und brachte die gebeizte Ware halb trocken in ein Bad von 4 Theilen Cochenille und 8 Theilen Quercitronrinde, in welchem sie ausgefärbt wurde. Er erhielt dadurch eine Farbe, die sich zwar dem Echachlach näherte, jedoch keine wirkliche Echachlachfarbe war. Wenn die so gefärbte Seide noch einmal ganz leicht in verdünnter, schwefelsaurer Zinnauflösung gebrüt wurde, und nachgehends zum zweiten Male in dem Farbad ausgefärbt, dann Carstons

pigment aufgefärbt wurde, so wurde eine ziemlich schöne, jedoch nicht ganz dauerhafte Scharlachfarbe erzielt.

**Carmoisinfarbe.** Die Carmoisinfarbe auf Seide kann in ihrem schönsten Glanze erreicht werden. Bittas liß entsäuft 100 Pfund Seide mit 20 Pfund Rascheller Diste, spült sie aus, alaunt sie 10 bis 12 Stunden in einem starken Alaunbade, spült und klopft sie, wirft in das kochende Wasserbad 8 bis 12 Pfund Galläpfel, nach einigem Aufwallen 12 bis 20 Pfund Cochenille (je nach dem die Seide heller oder dunkler in ihrer Farbenschattirung erreicht werden soll), dann 6 Pfund gereinigten Weinsstein, und, wenn sich dieser aufgelöst hat, 6 Pfund Zinnauflösung (aus 12 Peth Zinn, 1 Pfund Salpetersäure und 8 Peth Calmiak). Man verdünnt das Bad, nimmt die Seide durch, die sie eine gleiche Farbe angenommen hat, läßt sie dann 2 Stunden kochen, zieht sie von Zeit zu Zeit um, nimmt das Feuer weg, läßt sie 5 bis 6 Stuns darin liegen, spült, klopft und trocknet sie. Um die Farbenschattirungen dunkler zu modifiziren, wendet man Eisenauflösung an; durch Zusatz von Gelbholz lassen sich die Abtönungen ins Gelbe versetzen.

Bancroft ertheilt der Seide in Verbindung mit dem Pigmente der Cochenille durch nachstehende Reagen die vier bezeichneten schönen Farben: 1) durch Kalzwasser oder schwefelsauren Kobalt ein schönes Violett; 2) durch salzsauren Baryt eine lebhaft eilafarbene.

**V)** Anwendung der Cochenille in der Baumwollens- und Leinen Drucks- und Färberei.

Eben so wenig, wie in der Seidenfärberei, läßt sich die Scharlachfarbe auf Baumwollen und Leinen gleichförmig (auch im Grunde färbend). Hr. Dingler empfiehlt ölig-salkalische Gebeize, nachher durch Zinnach vorbereitete Ware, die er durch eine mit Wasser verdünnte, möglichst neutrale, schwefelsaure Zinnauflösung imprägnirt, nachher trocknet, auswäscht, und zuletzt in einem Cochenillebade färbt. Einer nach dieser Vorstufe dargestellten Farbe ermangelt aber stets der eigenthümliche Karbenion und die Intensität, durch welche sich der echte Scharlach auf Welle so sehr auszeichnet.

Eine ziemlich dauerhafte Carmoisinfarbe erhält man, wenn man die Garne oder Gewebe aus Baumwollen oder Leinen in einer alauhaltigen Basse, die mit etwas Kali versetzt wird, anbeut und in einem Cochenillebade aufsfärbt. Die Farbe wird nachher durch ein schwaches Kalzwasser befestigt. Mit Wasser verdünnte Eisenauflösungen disponiren die Carmoisinfarbe ins Dunkle. Ubrigens wird die Cochenille ihres hohen Preises wegen höchst selten beim Umrärbn der baumwollenen und leinenen Stoffe angewendet, weil man sich bei der Darstellung ähnlicher Farben wohlfeilerer Pigmente bedient, wodurch eben so schöne und selbst dauerhaftere Resultate erzielt werden.

In der Kunst, baumwollene und leinene Gewebe zu drucken, findet die Cochenille in vielen Fällen Anwendung. Erst neuerlich haben die Engländer beim Applikationsdruck vermittlest der einfachen und doppelten Walzendruckmaschine wieder häufige Anwendung von der Cochenille gemacht. Es ist aber leider zu bedauern, daß alle jene

Farben sich in einem hohen Grade flüchtig (unecht) erweisen.

Um sie dauerhaft zu stellen, bedient man sich des Chlors zinnas oder der salpetersauren Zhonerde als Basis zur Fixirung des Pigments. Letzterer wird die correcte Eigenschaft durch Kalzwasser und ägendes Ammonium entzogen, auch pflegt man öfters, um dunkle Farben zu erreichen, in verschiedener Dosis salzsaures oder salpetersaures Kupfer zuzusehen. Die auf der Grundmasse schine mit diesen Vorbereitungsmitteln imprägnirten baumwollenen Gewebe werden jetzt vermittlest der Walzendruckmaschine durch nachstehende mit Gummi oder Stärke verdickten Decrete bedruckt:

a) Cochenilledecret mit Zernambusholzdecret in verschiedenen Verhältnissen gemengt für die Darstellung der verschiedenen rothen, Rosa und weissenfarbenen Abtönungen.

b) Cochenilledecret in verschiedenen Verhältnissen mit Kampefchenholzdecret für die mannigfaltigen Abtönungen der violetten Farben.

c) Cochenilledecret mit Zernambusholz- und Kampefchenholzdecret zu Erreichung der verschiedenen Lilasabstufungen.

d) Cochenilledecret mit den Decreten der Quercitronrinde, des Weizens und Gelbholzes und den levantischen Kreuzbeeren für Zibelbar und Orange-Abtönungen.

Für den Druck und Pinsel läßt sich durch einen starken Abdruck von Cochenille, der mit Gummi vermischt wird, und eine angemessene Portion salpetersaurer Zhonerde, eine sehr schöne reiche Applicationsfarbe darstellen, die einiges Waschen aushält.

Dauerhafter, als jene durch die Engländer dargestellten Farben, sind die für die Einwirkung der Luft und Sonne lassen sich die carmoisinrothen, rosenrothen, Violett, und Lilasfarben, durch Cochenille hervorgerufen, in den Innendrucken herstellen, wenn die Ware mit der aufgedruckten Basse durch ein mäßig heißes Kleindbad paßirt, und nachher im Cochenillebade aufgefärbt wird. Bafen hierfür sind:

a) die salpeters- und salzsaure Zhonerde sowohl für sich, als in Verbindung mit salpeters- und salzsaurem Eisen;

b) die effigsaure Zhonerde, sowohl für sich, als in Verbindung mit effigsaurem Eisen;

c) das Chlorzinn und die effigsaure Bleiauflösung, theils für sich, theils mit salzsaurem und effigsaurem Kupfer.

Alle diese erdigen und metallischen Salzverbindungen werden in möglichst neutralem Zustande angewendet. Dies gilt vorzüglich bei den Zimmerbindungen. Beim Färben setzt man dem Cochenillebade hin und wieder Galläpfelabdruck zu; für carmoisinrothe Abtönungen Zernambusholzdecret, Galläpfelabdruck und lobengelsaures Natron; für Violettcarbene Zernambusholzdecret; für violette Farben Kampefchenholzdecret, und für Lilasabstufungen Zernambusholz- und Kampefchenholzabdruck.

Um den hellen krapprothen Farben einen carmoisinrothen Ton zu geben, wird dem Krappbade ein verhältnismäßig Zusatz Cochenille-Abtöschung gereicht.

## D) Anwendung in der Lederfärberei.

In der Lederfärberei wird die Cochenille zum Färben des Raccos oder rothen Cassian verwendet, obgleich in Persien, Armenien, der Perseer und andern Theilen Asiens diese Farbe ursprünglich entweder mit Kermes oder Stodlack hervorgebracht wurde. Um dem Färbstoffe der Cochenille eine Basis zu geben, wozu den nach Bancroft die Ziegenhäute, welche von ihren Haaren durch Kaltwasser befreit und gehörig gereinigt wurden, auf der sogenannten Haarseite mit einer gefärbten Wassaufflösung getränkt, welche man mittelst eines Schwammes öfter und gleichförmig aufträgt. Nach einer Zwischenzeit von 3 oder 4 Tagen wird ein Absatz von Cochenille, den man gezeihet hat, ebenfalls mit einem Schwamme auf dieselbe Seite etwas wärmer, als blutwarm, aufgetragen; doch soll er nicht viel wärmer seyn, um nicht das Leder zu fränseln. Diese Auftragung wird von Zeit zu Zeit wiederholt, bis eine hinlänglich volle und gleiche Farbe dargelegt worden. Hernach werden die Häute in Kleinstwasser eingeweicht, und mit einem Absude entweder von Galläpfeln, oder von Sumach, oder mit einer Mischung von beiden gelocht.

Bancroft wendete auch verbünntes, schwefelsaures Zinn statt der Wassaufflösung an, oder auch eine Mischung von beiden, und erhielt, wie er sagt, eine etwas verbesserte rothe Farbe.

In den bessern württembergischen Cassiangarbereien wird für 60 Stück gute Ziegenhäute um Nothfärben nachfolgendes Bad vorgefertigt: in 200 Pfund kochendem Wasser werden der Reihe nach

- 6 Loth Potasche,
- 26 „ Cochenille,
- 6 „ gereinigter Weinstein (Cremor tartari),
- 13 „ Florentiner Lack,
- 6 „ weißer } Arsenik,
- 6 „ rother }
- 8 „ Eucumamwurzel,
- 3 Pfund Stodlack gebracht, und das Ganze einige Zeit gut gefocht.

11 Pfund Gelbbolz nebst 1 Pfund Fernambukholz werden in 20 Pfund Wasser gut ausgekocht, und der Decoct der obigen Flüssigkeit beigegeben. Mit diesem Farbande gibt man den Ziegenhäuten auf gewöhnlich bekannte Weise die schöne rothe Farbe.

Literatur. Bancroft neues engländisches Färbereibuch, herausgegeben von Dr. Dingler und Dr. Kurrer. 2 Bde. 1817. 1818. Vitalis Grundriß der Färberei, herausgegeben von Dr. Dingler und Dr. Kurrer. 1824. Hermstadt's Grundriß der Färbekunst. 1807. Wertholts's Anfangsgründe der Färbekunst, aus dem Franz. von F. Gehlen. 1806. Leuchs Beschreibung der färbenden und farbigten Körper. 1823, und Anleitung aller Farben und Farbstoffigkeiten. 1825. Thénard Lehrbuch der theoretischen und praktischen Chemie, übersetzt und vervollständigt von C. F. Schnner. Verzeilung Lehrbuch der Chemie, übersetzt von B. W. Hölzer. Wollsch's Darstellung des Färbens und Gewerwesens u. 1824. u. f. w. Plâtre du Havre im Bullet. d. sc. techn.

Julii 1828. S. 2., und Dinglers polytechn. Journ. Bd. 30. S. 203—205 u. a. m. (Kurrer.)

COCHLITES (Mollusca foss.). Die älteren Dytographen, welche noch in seinen genauen Unterschied der Gattungen und Arten verfeinerter Schalthiere eingingen, belegten mit diesem Namen alle eingeschülte Conchylien, besonders aber die Schnecken, und theilten dieselben in napfförmige und gewundene ein. Bei den letztern unterschieden sie rechts und links gewundene.

(D. Thon.)

COCHRANE. Lord Archibald Cochrane, Stammvater des Geschlechtes Cochran, wurde im J. 1744 geboren; sein ursprünglicher Familienname war Blair. Er widmete sich frühzeitig dem Seebienste, trat als Krebswilleger in die königliche Marine und machte eine Reise nach der Küste von Guinea. Nachdem er Lieutenant geworden war, nahm er bei seiner Rückkehr seine Entlassung und beschäftigte sich nun vorzugsweise mit der Chemie. Im Jahre 1774 heirathete er Anna Sticht, Tochter eines Schiffscapitains, welche ihm fünf Kinder gebar, aber im J. 1784 farb. Er bemühte sich vorzüglich eine Zusammensetzung zu erfinden, welche die Schiffe vor den Wärmern schützte; er hielt die Kohle für eins der gewirksamsten Mittel, diesen Zweck zu erreichen und machte hierüber im J. 1785 eine Abhandlung bekannt. Ebenso erschien von ihm 1795 ein Werk, in welchem er die Anwendung der Chemie auf die Landwirthschaft zeigte, von welchem er 1799 eine neue, sehr vermehrte Ausgabe besorgte.

Viele ausgezeichnete Seelente Englands führen diesen Namen. Ich erwähne nur Alexander Jones, der Cochran, Contre-Admiral, Ritter des Bathordens und Bruder des vorigen, welcher 1746 geboren wurde, und sich durch seine Unternehmungen gegen die Franzosen und Dänen in Ostindien auszeichnete. — Alexander Cochran Sohn des Lord Archibald wurde am 21sten December 1775 geboren und zeichnete sich in dem spanischen Kriege aus. — Andreas Cochran, ne Johnstone, Bruder des eben genannten, zeichnete sich als Gouverneur der Insel Dominica aus. — Thomas Cochran der bekante Admiral, welcher in England zum Vrange verurtheilt, in der Folge das Seewezen der Chilenen und später das der Brasilien in Ordnung brachte, sodann aber den Seelichen Hilfe leisten wollte, ohne daß er eine einzige bedeutende Unternehmung ausführte, werde hier als noch lebende Person eben so wie die vorigen nur kurz erwähnt. Zu eben dieser Familie gehört der bekante Kesselner.

John Dundas Cochran. Er hatte schon früher zehn Jahre in ungesunden Gegenden Ostindiens gedient, ohne einmal Kopfschmerzen gehabt zu haben; zu einer andern Zeit hatte er zweimal die Zuckersucht von Quebec nach dem Ontario-See mit 600 Matrosen gemacht, denen Faße und Seichter schenken, während er nicht das geringste Ungemach empfand. Er glaubte daher, nach dem Fiebern, daß die Kälte seines Körpers die Weichheit einer mäßigen Kälte in einem ungesunden Klima sehr leicht ertragen würden, und bot sich im Januar 1820

den Lords der Admiralität zu einer Reise ins Innere Africa's an. Seine Absicht war, ganz allein zu reisen und den Weg einzuschlagen, welchen Mungo Park auf seiner ersten Reise genommen hatte, hierauf aber den Lauf des Nigers weiter zu verfolgen. Nachdem er eine abschlägige Antwort erhalten hatte, so glaubte er seine Pläne nicht besser anwenden zu können, als zu einer Reise durch das nördliche Asien und Amerika, längs den Küsten des Polarmeres; er wollte nur das aufzeichnen, was ihm an Sitten und Menschen bemerkenswerth schien, da er in der Naturgeschichte ganz unwissend war. Er nahm daher einen zweijährigen Knecht und ging über Dneppe, Paris auf der gewöhnlichen Straße nach Berlin und Petersburg. Hier wurde er sehr zuvorkommend aufgenommen und erhielt von dem Kaiser nicht nur die Erlaubnis über Kamtschatka oder die Behringstraße nach Amerika zu reisen, sondern auch eine Empfehlung an die Statthalter, ihm im Nothfalle sogar Selbstunterstützung zu bewilligen. Am 28. Mai 1820 verließ er Petersburg, um nach Moskau zu gehen, wurde aber schon in den ersten Tagen von Räubern überfallen, fast aller Kleider und der wenigen Instrumente, die er bei sich führte, beraubt; in Tobolsk erhielt er jedoch in der Folge einen Theil seiner Sachen wieder. Er nahm sodann seinen Weg über Kasan, Perm und Catharinenburg nach Tobolsk. Hier gab ihm der Statthalter einen Kofaken und die Erlaubnis nach Ersfordern Pferde zu requiriren. In Barnaul traf er den Generalgouverneur von Sibirien auf einer Amtsfahrt und erfuhr von diesem, daß sich eine Expedition an den Wüsten der Kolyma damit beschäftige, die Gesandten um das Nord-Cap zu besuchen. Dieser wollte sich Cochran anschließen und er ging also über Tomsk, Krasnojarsk, Irkutsk und Jakutsk nach Nischni-Kolyma, welches er im Anfange des Jahres 1821 erreichte. Fern hätte er sich an Wrangel's Expedition zur Untersuchung der Küsten Sibiriens angeschlossen, aber Wrangel glaubte, daß dazu eine ausdrückliche Erlaubnis des Hofes nöthig sei. Deshalb beschloß Cochran den Markt der Eskuthischen aufzusuchen, um durch ihr Land über die Behringstraße nach Amerika zu kommen. Nachdem er sich in Nischni-Kolyma während der Wintermonate aufgehalten hatte, reiste er am 4ten März zu dem Markte der Eskuthischen, sollte diesen aber für seines Geleits durch ihr Land etwa 6000 Pfund Toback geben und da er dieses zu thun nicht im Stande war, so beschloß er so schnell als möglich nach Ochotsk zu gehen. Nach vielen Beschwerden erreichte er diesen Ort im Julius 1821 und fuhr von hier am 24ten August 1821 auf dem gewöhnlichen Wege nach Petropaulowsk in Kamtschatka. Er machte sodann eine Reise durch diese Halbinsel, gab jedoch seine Reise nach Amerika auf, nachdem er am 1ten Januar 1822 die Tochter eines griechischen Geistlichen in Kamtschatka geheirathet hatte. Am 6ten Julius 1822 trat er mit seiner Frau die Rückreise an, ging über Ochotsk, Jakutsk, Wirtim, Irkutsk, Nerisinsk, Nischne, Omsk auf der gewöhnlichen Straße nach Petersburg und kehrte von hier nach England zurück. Der Bericht dieser Reise erschien unter dem

Titel: Narrative of a pedestrian journey through Russia etc. in the years 1821—23. London 1824. Eine (schlechte und unvollständige) Uebersetzung befindet sich im Ethnographischen Archiv von Brann, Jena 1825.

In der Folge wollte Cochran Amerika durchwandern und durchkreuzte daher ebenfalls zu Fuß einen Theil der unbekannten Gegenden von Südamerika, starb aber 1825 in Columbia. (L. F. Kämtz.)

COELACHNE R. Brown. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Eschsch. und der zweiten Ordnung der 3ten Linn'schen Klasse hat folgenden Charakter: Die Wüthen bilden eine Röhre, der weisblumige Kelch hat bandige, ganz stumpfe Spalten; die Corollen sind trannelos; die untere ist hermaphroditisch mit bauchigem, unterem Blättchen, die obere weiblich und gestielt. Die einzige bekannte Art, C. pulchella R. Br. prodr. fl. nov. Holl. p. 187., wächst als ein kleines, unbehaartes Gras in Neuholland. (A. Sprengel.)

Coelestina f. Strontianit, Schwefelsäuren.

COELESTIN, Edelstein, nannte L. der alte Instrumentenbauer Silbermann ein an dem von ihm gefundenen Cembali d'Amour angebrachtes Reglir, welches erstere, so wie letzteres selbst, jetzt gänzlich außer Gebrauch gekommen ist. — 11. Uebersäher im J. 1782 hatte in England ein gewisser Walker ein Clavierinstrument mit Vorhaltendem Ton erfunden und coelestinum genannt. Es bestand in einem, wie gewöhnlich besetzten Claviere, an welchem aber, unter der wagerechten Fläche der Saiten, eine gleichfalls wagerechte gespannte, übrigens um sich selbst umlaufende, seidene Schnur bespannt war, welche durch die Umdrehungen eines Tretes rades in Bewegung gesetzt wurde. Im Ende einer jeden Taste war ein messinages Nüsschen befestigt, welches beim Niederdrücken der Taste die Seidenschnur an die der Taste angehörige Taste anbrachte, so daß diese von seiner gerieben und zum Tönen angeregt wurde, welches durch a und nachdem Stärke des Druckes, willkürlich verstärkt oder vermindert werden konnte. Die Idee ist nicht weiter ausgebildet worden, obgleich sie einer weiteren Ausbildung und Vervollkommenung allerdings werth und fähig seyn möchte. (Gfr. Weber.)

COELESTINA. Eine von Cassini (Dict. des sciences. nat. Tom. IV. Suppl. p. 8) sogenannte Pflanzengattung aus der Gruppe der Eupatorien, der natürlichen Familie der Compositae und der zweiten Ordnung der 19ten Linn'schen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem dachziegelförmig: schuppigen, gemeinschaftlichen Kelch, nachdem Fruchtboden, und winstigen mit einer häutigen Krone versehenen Samen. Die drei bekannten Arten dieser Gattung wachsen als krautartige Gewächse in Nordamerika. 1) C. coerules Cassini, ein perennirendes Kraut mit gestielten, herzförmig: eckförmigen, ziemlich stumpfen, kumpf: gestrigen, dreieckigen, scharf zugespitzten Blättern, und doldentraugigen Wüthen. In Virginien und Karolina. (Eupatorium coelestinum Linn., Wb. Dill. elih. t. 114. f. 159.) 2) C. micrantha Pers. Syst. ein Staudegewächs mit eiförmig: lanzettförmigen, langzugespitzten,

gefüllten, unbehaarten Blättern, und büschelförmigen Doldeutrauben. *Myrio.* (*Eupatorium micranthum* Lagas.). 5) *C. ageratoides* Kunth. nov. gen., ein ästiges Kraut mit eiförmigen, spitzen, gefüllten, auf beiden Seiten behaarten Blättern und doldeutraubigen Blüten. Ebendaf. (*Sparganophorus ageratoides* Lagas.). (A. Sprengel.)

Cölln (von), f. am Ende der Nachträge.

COLDEWEY, Ehrenreich Gerhard, Doctor der Rechte, erst fürstlich-ostfriesischer, und dann seit 1744, da Ostfriesland an Preußen kam, königlich-preussischer Regierungsrath zu Aurich, wo er 1778 starb. Wann und wo er geboren, ist dem Schreiber dieses nicht bekannt geworden. Sein Vater, Kevin Coldewey, ein geborner Oldenburger, war von 1700 bis 1708 Konfistral-Ärzt und abjungirter Prediger in Oldenburg, dann erster Prediger und Superintendent in Wittmund bis 1711, und seitdem General- und Superintendent über Ostfriesland und Hartlingerland in Aurich. Wahrscheinlich war dieser sein einziger Sohn ihm schon in Oldenburg geboren, indem derselbe bereits im J. 1727 in Ostfriesland mit einer gedruckten poetischen Arbeit hervortrat. Coldewey's Mutter war eine Baroness von Herzberg. Er galt in Ostfriesland als ein gelehrter Jurist, als ein fleißiger Forscher und seiner Kenner der ostfriesischen Geschichte und Verfassung, und als Poet. Als letzterer besang er im J. 1727 die Siege der fürstlich-ostfriesischen Truppen über die damals revoltirenden ostfriesischen Unterthanen, in dem sogenannten Appellkriege, der Ostfriesland von 1724 bis 27 heunrubigte. Sodann ließ er 1741 zum Geburtsfeste des Fürsten Karl Edvard ein Gedicht drucken, betitelt: das untadeliche Alter des Ostfriesischen Regierhauses. Seine Werke tragen freilich das Gepräge des dürftigen Geschmacks damaliger Zeit; doch sind sie nicht ganz ohne Dichtergeist und Gefühl. Ein Ergebniß seiner ostfriesischen Geschichtsfunde war ein lateinisches Werk über Abdo Emmius Lebensbesch.: eibung des Menso Wittig (f. diesen Art.), mit vielen und wichtigen eleganten literarischen Anmerkungen, das schon 1740 in Ostfriesland bekannt war, jedoch nie im Druck erschienen und kaum mehr vorhanden ist. Auch hat er 1730 die von Abdo Emmius entworfenen und zuerst bei Wilhelm Blaeuw in Amsterdam 1591, und dann wieder bei eben demselben 1615 herausgekommene, und endlich auch, jedoch in einem nicht so schönen Nachdruck, der Emmius'schen Chorographia Frisiae orientalis in dessen historischen Werken beigefügte Charte von Ostfriesland bei Christian Homann in Nürnberg mit einigen Zusätzen neu stechen und illuminiren lassen. Sie führt den Titel: Tabula Frisiae orientalis, olim Ubbonis Emii, deinde Saxoniae et Allardi studio nota, cum variis Autographis denuo collata, aucta, innumerieque in locis emendata ab Ehrenreichto Gerharido Coldewey. D. ser. Princ. Fr. Or. Consiliario etc. — Die Zusätze bestehen vorzüglich in der Angabe der seit Emmius Zeit eingetretenen Zuständesveränderungen und in der Illumination derselben Ämter und Herrlichkeiten. Durch diese Charte

hat Coldewey sich ein wesentliches Verdienst um Ostfriesland erworben. Sie hat zwar manche, einem landesfremden Inländer leicht in die Augen fallende Unrichtigkeiten; doch ist sie besser, als die sechzig Jahre später erschienene ostfriesische Charte von G. S. S. feld, Nürnberg 1790, die weit mehr Irrungen und bedeutende Mängel hat, und eigentlich nur ein überflüssiges Nachwerk ist. Coldewey's Charte wurde im siebenjährigen Kriege zu Paris nachgeschlagen, unter dem Titel: L'Oustrie, ou Comité d'Amiens, par Coldewey, Advocat général d'Emden. à Paris chez le Rouge, Ing. Géographe, rue des grands Augustins, 1757, welcher sehr verunglückte Nachdruck dennoch von Lotter zu Augsburg wieder copirt ist. — Die Coldewey'sche Charte ist erst im J. 1804 durch die damals von dem holländischen Ingenieur-Major Camp (nachherigem königlich-niederländischen Obristleutenanten), zufolge einer Konsovernehmung gelieferte, in Berlin gedruckte Charte von Ostfriesland, so wie durch die große militärisch-topographische Charte von Westphalen, herausgegeben von dem preussischen General-Major von Leccoq, auf welcher auch Ostfriesland vorkommt, übertrifft worden; immer aber bleibt sie als Darstellung des Landes im Anfang des 18. Jahrhunderts, ein schätzbares Document für die ostfriesische Geschichte. Endlich verdient noch bemerkt zu werden, daß Coldewey auch der ostfriesischen Münzkunde eine besondere Aufmerksamkeit widmete. Er sammelte nicht nur ein ansehnliches ostfriesisches Münzkabinett, das über 200 sehr schätzbare, goldene und silberne Stücke enthält, und nach seinem Tode öffentlich verkauft ist, sondern er schrieb auch: Nachrichten vom Münzwesen in Ostfriesland, auch sämtlichen alten und neuen ostfriesischen Münzen, — die er in dem Ostfriesischen Wochenblatt vom J. 1748 wollte abdrucken lassen. Vier Abchnitte waren davon in No. 26 bis 29 erschienen, als der fernere Abdruck von dem Berliner Hofe unterjagt wurde, und zwar nach Inhalt des Reskripts aus dem Grunde, „weil die Bekanntmachung des Münzwesens und des innerlichen Werths der Münzen eines Landes einem Jedem, besonders Auswärtigen, theils unnötig, theils bedenklich sey.“ Nachher wurde dem Verfasser zwar eine bloß historische, unschädliche Beschreibung gestattet; er aber, verdrüsslich über diesen Vorgang, ließ die Feder ruhen, — und so sind seine weiteren Ergebnisse seiner ostfriesischen Münzkunde vorhanden, als die eben angeführten abgedruckten Nachrichten in dem ostfriesischen Wochenblatt, deren Gehalt indes sehr bebaunern läßt, daß ihre Fortsetzung und Vollendung verhindert wurde. — (Aus mehreren zerstreuten einheimischen Quellen.) (Dr. J. Ch. H. Gittermann.)

Coleanthus Seid. f. Schmidia Trattin.

COLEBROOKIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der ersten Ordnung der 1-ten Primären Klasse hat Korbwurz so genannt nach dem Präsidenten der bengalischen Societät Dr. Thom. Colebrooke, welcher Abhandlungen in die Asiatic researches und in die Linnaean transactions gelies

Engem. Encyclop. o. N. v. 2. XLI.



feet hat. Der Charakter ist: Zusammengehäufte Blüthen; eine dachziegelförmig-schuppige, vielblättrige Blumenhülle; ein funktbelliger Reich mit sehr schmalen, sehr dünnen Ähren; die obere Corollentippe ausgezogen; eingeschlossene Staubfäden; ein zweifaltiger, aus der Corolle hervorstehender Kelch. Die einzige bekante Art, *C. ternifolia* Kock., wächst als ein kleiner Strauch mit dreifaltigen, lanzettförmigen, spizen, zottigen, stumpf gezähnten Blättern und ährenförmig-rispenartigen Blüthen in Ostindien. — *Colebrookia dubiliera* Don. ist *Globba marantina* L. (A. Sprengel.)

COLEONEMA. Dieß ist eine von den Gattungen, in welche nach Bartling *Diosma* L. zerfällt: *C. album* Baril. ist *Diosma alba* L. (A. Sprengel.)

COLEUS. Eine von Bourceto gestiftete Pflanzengattung, welche in Spr. Syst. mit *Plectranthus* Hieron. vereinigt ist: *C. amboinicus* Lour. ist Pl. amboinensis Spr. (A. Sprengel.)

COLLATERALE WERKE heißen in der Kriegskunst diejenigen Festungstheile, welche mit ihren Linien entweder unmittelbar an einander stoßen, oder doch einander eine wechselseitige Befriedigung gewähren. Daß mit diese nicht einbührend wird, müssen die Linien zweier solcher Werke durch ihre Lage einen rechten oder einen noch etwas offeneren Winkel bilden, der jedoch 105 Grad nicht übersteigt, weil außerdem die Schüsse zu divergirend fallen und daher ihrer Absicht nicht entsprechen. (v. Hoyer.)

Collin, s. am Ende der Nachträge.

Colobus (Mammalia) f. *Cercopithecus*.

Colombia, s. am Ende der Nachträge.

COLOMBO, Christophoro, bei den Deutschen am gewöhnlichsten Columbus genannt, veränderte selbst jenen Familien- Namen in das spanische *Christoval Colon*, um sich von den Seiten/Linien seines Geschlechts zu unterscheiden. (S. Colon). Dieser außerordentliche Mann war 1435 oder 1436 zu Lucca (s. d. d.), zwar nicht aus adeligem Stamm, doch von braven Eltern geboren. Sein Vater trieb das Gewerbe eines Wollmählers. Er genoß eine beschränkte, aber sorgfältige Erziehung und brachte auch eine kurze Zeit auf der Universität Pavia zu, wo er auch mit der lateinischen Sprache bekannt wurde. Weßhalb jedoch verdankte er sich selbst und seinen, trotz einem unstillen Leben, fortgesetzten Studien. Schon im 14ten Jahre ergriff er mit Eifer und Eifer den Beruf des Seemannes, wozu seine wissenschaftlichen Vorbereitungen ihn geführt hatten; und die Natur der damaligen Schifffahrt auf dem Mittelmeere, halb Handel, halb Freibeuterei, konnte nicht verfehlen, eine raube, aber blühende Schule für den künftigen Seehelden zu eröffnen. Wahrscheinlich nahm er Antheil an dem Zuge Johanns von Anjou zur Eroberung von Neapel; gewisser ist's, daß dieser ihm späterhin ein Commando übertrug, wobei er, in fühner Weise, eine feindliche Galeere vom Hafen von Tunis abschmit und nahm. Dann vereinigte er sich mit zwei Namensvettern, Oheim und Neffe, welche sich durch glückliche Kapereien gegen die Ungläubigen, wie gegen

die Venediger, berühmt gemacht hatten. Ob er in dieser Verbindung und, in Folge eines hitzigen Geistes an der portugiesischen Küste mit einigen venedigischen Schiffen, das seinige durch Brand verlor und sich kaum noch auf einer Schiffstrümmer und Gestele rettete, mag mit gleichem Recht bezweifelt werden, als ob ihn sein Durst nach erweiterter Kenntniß je in die Gegenden des nördlichen Oceans führte.

Welches Geschick ihn aber auch nach Portugal trug, so hätte doch der junge Abenteurer keinen günstigeren Boden betreten können, um alle die seltenen Kräfte zu wecken, welche in seinem Geiste schlummerten: denn gerade hier hatte sich, seit dem Beginn des 15ten Jahrhunderts und besonders durch den belebenden Einfluß des Infanten Don Heinrich, in der Nation ein Geist des unternehmenden Kühnfinns entwickelt, welcher, in einer bearrthigten Richtung, südwärts um das noch unerforschte Afrika einen Seeweg nach den Naturschätzen Ostindiens aufzufinden, wenn auch noch nicht das Geheißte geleistet hatte, doch noch immer im weitern Fortschritt auf dieser Bahn begriffen war. Portugal bildete demnach eine Schule, wo ein Seemann entweder lernen, oder sein bereits erlangtes Wissen auf das Vortheilhafteste geltend machen konnte. Letzteres war bei seinem ersten Auftreten in Lifabon (1470) die Meinung seiner, dort jährlich naturalisirten Landsleute; ersteres jedoch seine eigne bescheidenere Ansicht: aber beides besäße ihm nur um so mehr in dem Entschlusse, sich hier gleichfalls anzuknüpfen und seine Hand der Tochter eines italienischen Edelmanns, Bartolomeo Dias de Palestrello, zu reichen, welcher Befehlshaber auf der Insel Porto Santo gewesen war, an den früheren Entdeckungen des Infanten einen thätigen Antheil genommen hatte und einen ihm vor allen wichtigen Schatz von Tagebüchern und Seecharten auf ihn vererbte. Diese Mühlstein machte, auch fortan sein eifriges Studium aus, während er in seiner anderweitigen Glückseligkeit sich nicht beschranken fühlen mochte, da er sich genöthigt sah, seinen Haushalt durch Zeichnung von vorzüglich geschätzten See- und Landkarten zu bestreuten. Auch diese Beschäftigung führte ihn zum immer weiteren Einsehen der Gegenstände der Weltkunde; aber nicht zufrieden mit den neuen Aufschlüssen, welche seine Wissbegierde beschäftigten und, je schärfer er sie durchdrachte, seinen Ideen einen nur immer höheren Schwung mittheilten, hielt er es für wesentlich dienlich, jene neuen Entdeckungen aus eigener Ansicht kennen zu lernen und Madaga, die canarischen Inseln, die Azoren und selbst die Küste von Guinea zu bereisen. Er reichte selbst eine Zeitlang auf Porto Santo, wo unaussprechlich Gesandten in Beziehung auf die neuen Entdeckungen ihn umgaben. Es war eine Periode allgemeiner Aufregung für das Gelebe; Regenden von westwärts vorhandenen Inseln waren in Umlauf, welche man sogar von Zeit zu Zeit gesehen haben wollte. Die von Aristoteles erwähnte Antilla, die Insel der sieben Städte und St. Brandon gingen selbst in die damaligen Seecharten über.

Ausgerüstet mit allen diesen Forschungen, wenn auch nicht solchen Sagen vertrauens, überzuzugte sich Colombo allmählig, daß die, von den portugiesischen Seefahrten versuchte Umschiffung von Afrika weder der nächste, noch der bequemste Weg seyn möge, um nach den ersehnten Gewürz-Inseln hinter Indiens zu gelangen. Ausgehend vielmehr von dem damals von allen Weltkünstlern und Geographen bereits angenommenen Heischfisch von der Kuagelgestalt der Erde, urtheilte er, daß eine Schiffsfahrt, gerade gegen Westen gerichtet, nach einem wol nicht gar zu ausgedehnten Laufe, am sichersten zu jenen sich bort entzogenstreckenden Ländern und berrn östlichen Küsten führen müsse. Allerdings war diese Meinung so alt, als Aristoteles selbst, der sie zuerst vorgetragen, und unterstützt durch den Verfall zahlreicher späterer Kosmographen; nur schätzte man die Breite des fremden Ozeans bei weitem geringer, und daher konnte auch die Ausführung einer solchen Fahrt wol für um so thümlicher gelten. Hätte aber auch unser Seemann nie von diesen Hypothesen der Alten, nie von Platon in jenem Westen versunkener Insel Atlantis gehört, noch sich durch Paolo Toscanelli zu Florenz, einem der geachtetsten Gelehrten jener Zeit, mit welchem er seit 1474 über diese Gegenstände in Briefwechsel stand, in seinen Ansichten befestigt und ermuntert gesehen; so mangelte es ihm doch nicht an neueren sinnlichen Erfahrungen, die denselben freilich das Wort redeten. Man hatte 450 Seemeilen westlich vom Cap St. Vincent im Meere ein Stück Holz aufgeschifft, künstlich geschnitten, aber offenbar mit keinem eisernen Werkzeuge bearbeitet; Schiffsrobr von außerordentlicher Größe, wie es bereits Ptolemäus beschrieben, war von Westen herangefschwommen; so wie aus den Äocren dort unterste Ebernslämme und auf der Insel Flores sogar zwei menschliche Leichname von absonderlicher Bildung und Farbe aus Land gespült worden. Durch dies Alles wurzelte sein Glaube in ihm felsenfest und war nicht ohne einige Vermischung von Schwärmerei und Aberglauben, daß er das vom Himmel ersene Küstgen sey, jenes lockende Ziel zu erreichen und so alle Zungen und Völker unter die Andeutung des Kreuzes zusammen zu bringen.

Zu sehr jedoch von Wurzeln entblößt, ein solches Unternehmen ohne fremde Unterstützung auszuführen, sah Colombo wohl ein, daß diese um so mehr eine frage und von einer mächtigen europäischen Regierung dargehoben seyn müsse, als er erwartete, bei seinem Lande jenseits aus große, aber unciivilisirte hebräische Reiche zu treffen, wo er sich nur unter höherer Autorität werde bekämpfen können. In Portugal schienen sich hien die Umstände besonders günstig zu gestalten, als Johann II. den Thron bestieg, der zugleich die ganze Vorliebe seines Großvaters Heinrich für das Entdeckungswesen auf sich vererbt hatte. Neue Expeditionen nach Afrika kamen durch ihn ins Leben; schon waren sie bis zum Äquator vorgedrückt und verpanden noch immer glücklicheren Erfolge durch die von ihm zuerst veranlaßte, welcheige Anwendung des Astrolabiums auf

die nautische Höhenmessung, wodurch, in Verbindung mit dem Compass, das bange Kleben an der Küste endlich einer freieren Fahrt, selbst in unbekannten Meeren, Raum gemacht hatte. Dies erregend, stand der mühe thige Genußer nicht länger an, vor Allen der Krone Portugal, als deren nummehrigen Unterthan er sich zugleich betrachtete, seinen großen Entwurf eines geraden Seeweges nach Indien vorzulegen. In einer dem Könige erlangten Audienz entwickelte er so klar und umständlich seine Theorie dieses Weges, daß jener, trotz seiner ausgesprochenen Abneigung, sich auf einen Entwurf dieser Art einzulassen, dennoch für den Gedanken einigermaßen gewonnen wurde. Wenigstens übertrug er es seinen sonstigen gelehrten Rathgebern in dergleichen Angelegenheiten, diese Vorschläge noch genauer zu prüfen. Sie hörten sie an, und erklärten dieselben für Träumereien eines überspannen Geirns, um welches willen den bisher verfolgten Weg um Afrika aufzugeben, eine unübersehbliche Thorheit seyn würde.

Sep es nun, daß diese Entscheidung, aber daß die Ehren und Vortheile, welche Colombo für sich und sein gelungenes Werk gleichzeitig ausbedungen und in einer zweier getriebenen Gestalt erschienen, seine Zurückweisung zur Folge hatten; so blieb gleichwol in des Königs Geiste die geheime Lustbarkeit zurück, sich eines möglichen Gelingens dieses Planes auch ohne den Fremdling zu versichern, indem durch Abwendung eines Schiffs in jener westlichen Richtung in aller Eile der Versuch gemacht würde, ob seine neue Theorie sich bewähren möchte. Während man also Colombo auffoderte, sich über seine Absichten in einer schriftlichen Darstellung noch ausführlicher auszulassen, benutzte man eben dieses Document, um einen andern, damit ausgestatteten Seemann mit dem flüchtigen Einbringen in den westlichen Ocean zu beauftragen. Doch schon nach einer Fahrt von wenigen Tagen erkaltete der nicht von innen flammende Eifer dieses Soldatens beim Anblick jener uferlos geglaubten Wassersüste. Er kehrte nach dem Cabo zurück und, begreiflicher Weise, war sein Bericht nur unschwer dazu geeignet, den Urheber jenes Plans als einen Wahnsinnigen zu verzeichnen.

Diese hinterlistige Behandlung empörte den verlassenen Mann in so verbittertem Maße, daß er sich nicht entschließen konnte, die nummehr neuerdings versuchte Unternehmung mit dem Kugle wieder anzuknüpfen; und da er ohnehin seine Gattin verloren hatte, festsetzte ihn nichts mehr an den unbekannten Oden, dessen Wohlthäter er hatte werden wollen. So vermochten ihn Dürftigkeit und die Besorgnis, sich persönliche Hindernisse in den Weg gelegt zu sehen, Infabon (1484) heimlich zu verlassen; zugleich aber auch schienen Ehre und Macht zu gebieten, seiner Vaterstadt Genua durch gleiche Anerbungen eine neue höhere Stufe von politischer Bedeutung und kommerziellem Wohlstand zu eröffnen. Allein auch hier griff und beachtete man ihn nicht, und lohnte seinem Entzage mit einer wegworfenden Antwort. Dinebin war Genuas Handelsarade im Sinken; seine Angelegenheiten im Osten des Mittelmeeres fanden je länger, je mehr

licher, und der Geist, der es einst groß und gewaltig gemacht, war längst gebrochen.

Es scheint wol, daß Colombo, solchergehalt auch hier zurückgewiesen, seine Hülfe zunächst auf Spanien richtete, aber, bereits auch mißtrauisch gegen seinen Glückstern geworden, zugleich auch seinen jüngeren Bruders Bartolomeus, der in seinen großen Entwurf vollkommen eingeweiht und davon nicht minder begeistert war, an den englischen Hof absandte, um vielleicht bei diesen, schon damals durch ihre Seekunde ausgezeichneten Infanterien Eingang zu gewinnen. Ihn selbst, von Noth und Sorge umhergetrieben, verlierten wir für einige Zeit aus dem Gesichte, bis wir ihn, als Bettler und im Geleit seines damals einzigen Sohnes Diego, an der Pforte des Klosters Sta. Maria de Rabida, unweit des andalusischen Seebadens Palos, wieder erblickten, wo er sich fürsällig dem Prior desselben, Juan Perez de Marchena, bekannt machte und bald auch diesem einsichtsvollen Manne jutraulich seine Entwürfe und Hoffnungen mittheilte. Schnell begreift der Geistliche den Werth dieser Pläne und des Kopfes, der sie erzeugt hatte; und da es ihm nicht an Verbindungen an dem kastilischen Hofe fehlte, eilte er seinen neuen Freund mit Empfehlungen dahin aus, die ihm in der Person des Reichthums der Königin Isabella einen neuen einflußreichen Schutze erwerben sollten. So trat Colombo im Frühling 1486 in Cordoba auf, wo das vereint herrschende Königspaar, Ferdinand und Isabella, im Kriege gegen die Mauren von Granada begriffen, eben damals ihren Hof hielten. Ausgezeichnete Eigenschaften und Regenten-Tugenden gingen im Gefolge derer und ließen die Hoffnung Raum, daß sie vor Andern geneigt seyn könnten, dem Manne ihr Ohr zu leihen, der ihnen die Schlüssel zu einer neuen Welt entgegen zu bieten kam. Allein es fehlte viel, daß es dem namenlosen Fremdling gelungen wäre, sich ihnen auch nur zu nähern. Der königliche Beichtvater sah mehr auf Colombo's ärmlichen Ausrüstung, als auf die empfehlenden Worte eines armen Klosterbruders, und ohne ihn gleich in diesem Zeitpunkte Cordoba mehr einem Feldlager, wo Alles nur Krieg athmete und jeder andere Gegenstand weit in den Hintergrund rücktrat. Dennoch folgte die Zurückgewiesenheit, standhaft bei seinem Glauben beharrend, dem Hofe auch in andere Gegenden der Halbinsel und fristete indeß seine Daseyn kümmerlich durch Choetenreihen. Diese setzte Ausdauer, verbunden mit seinem würdevollen Betragen, gewann ihm endlich einen neuen Freund an Alonso de Quintanilla, dem Controlen der Finanzen von Castilien, der ihn bei mehreren bedeutenden Personen am Hofe einführte und sich warm für ihn verwendete, so daß ihm endlich eine Audienz vor dem Königspaar erwirkt ward. Colombo sprach seine Gedanken aus; und selbst der kalte und verschlossene Ferdinand legte sofort nicht auf dieselben, daß er es für angemessen hielt, sie, unter des genannten Beichtvaters Vorstoß, einer aus der Geistlichkeit von Salamanca zusammengeführten gelehrten Junta zur Entscheidung zu unterwerfen. Der selbste viel, daß diese hochweisen Männer auch fähig oder

geneigt gewesen wären, sich mit Ideen zu betheuern, denen sie eine Menge unreimter Einwurfe aus der Bibel und den Kirchenvätern, so wie die Unmöglichkeit von Antipoden; die Unwirthbarkeit der heißen Zone und eine schlechterdings verperrte Rückkehr entgegenstellen zu müssen glaubten. Die Erwiderungen des Seemanns, von einem schlichten Bonens und einer stets überlegenen Einsicht eingeleitet, blieben zwar nicht ohne allen Eindruck bei einigen wenigen Verständigeren; aber doch erlube diese Verhandlung wenn auch keine entschiedene Verwerfung, wenigstens fortwährenden Mißsthum und Verachtungsung. Dieser schwache Schimmer von Hoffnung hielt indeß doch den Vertrauenden, zumal nach dem ausdrücklichen Willen und im Theil auf Kosten der Regentin, am Hofe auf allen dessen Reisen und Kriegszügen fest; und nicht selten nahm er an den freis gerischen Ereignissen einen ebensovollen persönlichen Antheil, ohne es gleichwol vermeiden zu können, daß der Trost der Höslinge ihn vielfältig, als Projectmacher, in einem abschätzigen Lichte betrachtete. Nur Quintanilla, der edle Herzog von Medina Celi und einige andere Gönner, die er sich neuerdings erworben hatte, nahmen sich fortwährend seines Interesses an, oder suchten seine Besuehungen in dem Königspaar von Zeit zu Zeit zu erneuern.

Zwei frühe Jahre waren ihm unter solchen Bedauern gen, durch wenige Berathungen erhellt, dahin geschwandten, als ihm ein Schreiben Johannes II. in Händen kam, worin er zur Rückkehr nach Lifabon eingeladen wurde; wiewol er es nicht gerathen fand, es von neuem auf denselben schwanfenden und unedlen Sinn zu wagen. Auch König Heinrich VII. von England hatte bald nachher angefangen, sich in ermunternder Weise gegen ihn zu äußern, nachdem es seinem Bruder Bartolomeo, auf dem Wege dahin von Seeräubern aus Cordoba entführt, unter lauem und entnuthigendem Drangsal, endlich gelungen war, sich diesem Monarchen zu nähern. Indes widerstand Colombo auch dieser Lockung um so leichter, da indeß auch Ferdinand und Isabella einige ruhigere Augen gefunden, sich seiner wieder zu erinnern; und es geschah einige Schritte, sowohl ihn näher an ihren Hof zu fesseln, als die eingeschummerte Untersuchung seiner Vorschläge auf neue zu betreiben (1489). Doch nur zu schnell gedieh die lange Feind gegen die Mauren zu einer Krisis, für deren glückliche Beendigung Spaniens volle Throatkraft in Anspruch genommen werden mußte, bis das Regenten-Paar endlich (Febr. 1490) als vollständiger Sieger über die Ungläubigen seinen triumphirenden Einzug in Sevilla halten konnte. Aber selbst auch diese glänzenden Erfolge und die sich weiter daran knüpfenden, lärmenden Festlichkeiten, Turniere u. s. w. konnten nur zu einem neuen Hinderniß werden, die weit aussehenden Pläne des Seemachers in eine ruhige Betrachtung zu ziehen. Erst im Winter 1491, wo der letzte, die gänzliche Vertreibung der Mauren herbeiführende Feldzug eröffnet werden sollte, gelang es ihm, auf seine immer dringender werdenden Vorstellungen, auch seine eigene Sache der Entscheidung näher zu führen. Die früher niedrigen

setzte Junta trat abermals zusammen, untersuchte, es wozu und that endlich durch den Mund ihres Vorgesetzten und in dem schon kund gegebenen früheren Geiste den Ausspruch: daß der Antrag des Vizekönigs eben so gehalten in seinen Grundzügen, als unthunlich in seiner Ausführung und deshalb der ferneren Beachtung der königlichen Herrscher unwürdig sey. Nur einige wenige hellere Köpfe unter den Beisitzern legten ihnen, obwohl unersessenen Widerspruch ein; drachten es aber doch, unterthänig nicht minder von der Achtung, die sich Colombo persönlich zu erzwingen genüßte, als von dem heimlichen Bedauern des gekronten Paares, eine so viel versprechende Hoffnung aufgeben zu sollen, durch ihre Vorstellungen dahin, daß der ihm zugefertigte abschlägige Bescheid sich in mildere Worte kleidete und noch eine entfernte Aussicht übrig ließe, die Sache nach glücklicher Beendigung des Krieges wieder aufzunehmen.

Jetzt endlich, nach fünfjährigem Harren, in seinem Glauben und Hoffen dennoch aufs schmerzliche getäuscht, schien den Armen die Verzweiflung selbst den Entschluß abzurufen, von den zum Theil fürstengleichen, großen Vasallen Spaniens zu ertingen, noch ihm vom Throne verweigert worden. Der Herzog von Medina Sidonia, an den er sich zunächst wandte, setzte gleichwohl nur um so größeres Vertrauen in seine Versicherungen, je glänzender ihm diese entgegenkamen; und auch der Herzog von Medina Celi, sein väterlicher Sohn, trat im Augenblick des schon gereisten Abschlusses der Unterhandlung zurück, aus Sorge, dem Hofe zu mißfallen. Immer weiter dem Ziele zurückgeworfen, stand der Unglückliche im Begriff, Spaniens trügerischen Boden zu verlassen und den Aufmunterungen zu folgen, die ihm von England, und selbst von Frankreich her, zu winken schienen. Er machte sich demnach auf den Weg nach dem Kloster la Rabida, um zuvor nach seinen dort unter des Priors Pflege zurückgelassenen Sohn zu sich zu nehmen. Juan Perez, ob zwar tief bekümmert über seines Freundes Mißgeschick, war dennoch weit entfernt, dessen Sache als verloren zu betrachten. Wiehern er gab ihm sein früheres Verhältniß zur Königin, deren Gewissenstraß er gewesen, den Gedanken ein, sich unmittelbar an sie selbst zu Colombos' Sunkeln zu wenden. Dieser Schritt war von eben so schnellm, als glücklichem Erfolg. Der Prior wurde beauftragt, persönlich bei der Regentin zu erscheinen, und führte die seines Schützlings Sache so eifrig und berechtigt, daß sie beschloß, mit demselben unmittelbar wieder zu verhandeln, und ihm zugleich mit den nöthigen Summen versch, um mit gebührendem Aufwand bei Hofe im Lager vor Granada zu erscheinen, wo er mit Auszeichnung empfangen und seinem Freundschafts Quintilla zu gastlicher Pflege empfohlen ward.

Es war in dem Zeitpunkt, wo der letzte maurische König sich genöthigt sah, die Schlüssel der Alhambra seinem Obseger entgegenzutragen. Die spanische Nation fand sich auf dem Gipfel ihrer Größe. Auch in Ferdinand's Geiste regte sich dieser begeisterte Hochsinn, dem sich nunmehr der bisher zurückgesetzte Genuefer

als Werkzeug eines neuen, unübersehbaren Planes darstellte. Der Reichthümer ward beauftragt, sich mit seinem zu verständigen. Jetzt denn zuerst kamen seine Anerbietungen, wie seine Forderungen, zu einer ernstlichen Sprache; aber fast auch hätten diese letzteren, hochherzig und süß, wie das Verursachen seines Werthes und seiner zu leistenden Dienste sie ihm dictirte, den sonst berechnenden Höfling empört und zurückgeschreckt. Der Kaiser, der in seinen Augen sich dahin für wenig mehr, als einen Abenteuerer gehalten, stand auf der vorläufigen Bewilligung, die Gerchthaus eines Admirals von Castilien und Vice-Königs im Bereich aller durch ihn entdeckten Länder, zusamt dem Zehnten der daraus zu beziehenden Einkünfte, zu gewähren. Ihm abgeneigt, als je, widerrechtlich der Bewilligung seiner königlichen Reichthümer, einem so unangemessenen Übermutt ferner ihr Ohr zu leihen. Dieser selbst schien der geforderte Preis, der sogar auch auf des Entdeckers männliche Erben übergehen sollte, auszuweichen; aber eben so unüberwindlich fand bei den Königen Muth des Beschränkten, der sein Joch nicht umsonst achtzehn lange Jahre still in seinem Schooße gepreßt haben wollte, als sie es versuchte, sich seiner Dienste um einen bescheidenen Preis zu versichern. Er fühlte, daß es sich hier um Länder und Reiche handelte!

Jetzt endlich stand auch sein Entschluß völlig fest, den spanischen Hof für immer aufzugeben und den Ruf nach Frankreich nicht länger zu überhören. Schon war er (Febr. 1492) auf dem Rückwege nach Cordoba. Seine sparsamen Freunde, ohne seinen Entschluß mißbilligen zu können, betrauernten denselben. Nur Luis de St. Angelo, Schatzmeister von Aragonien, ermunterte sich, auf ein persönliches Gehör bei der Königin zu dringen, und bekräftigte diese mit so wichtigen Gründen, Vorwürfen und Vorstellungen, daß endlich alle Zweifel um so mehr in ihrer Seele schwanden, als sich nun zugleich fand, daß die Kosten der Schiffsträße, um welche es hier galt, die Summe von 300,000 Kronen nicht übersteigen und Colombo, mit Hilfe seiner Freunde, sich im Stande sehen werde, ein Ahtel dieses Betrages selbst herbeizuschaffen. Sie ertheilte darauf ihre unbedingte Zustimmung und fühlte sich von einer solchen Vereinerung für die Ausföhrung entzündet, daß sie das Unternehmen für ein ausschließliches Werk ihrer castilischen Krone erklärte und selbst sich zum Versch ihrer Zwecke erbot, um es desto ungesümmter zu fördern. St. Angelo jedoch überb hob die Monarchin eines so großmüthigen Opfers, indem er, mit Ferdinand's Bewilligung, die fehlenden Vorschüsse aus den von ihm verwalteten Fonds herbeizog. Nicht minder aber trug er Sorge, daß der erneuerte Ruf der Königin seinen Freund nach dieser Granada erreichte und von diesem, wie er's verdiente, brachtet wurde.

Von diesem Augenblick an war Isabella's feurige Seele der Mittelpunkt des großen Entwurfs und wußte selbst auch ihren umständlichen Bemahl dafür in gleichem Maße zu interessieren, als ihrem gemeinsamen religiösen Eifer ein Unternehmen dieser Art als ein Act der Vereinerung des christlichen Glaubens in den fernsten Be-

bieten der Erde entgegenstrahlte; hätte zugleich auch die Verstellung von den Reichthümern Kathar's und Cipangos, wie Marco Polo sie geschildert, und zu welchen hier der Zugang geöffnet werden sollte, ihres Einbruchs auf die erregte Phantasie verfehlen können. Schnell kamen nämlich die Artikel der Libereinfuhr mit Colombo ins Reine. Er für sich selbst, und auf alle seine Nachkommen vermehrt, sollte mit der Würde eines Admirals in allen entdeckten und eroberten Ländern jenseits des Oceans besessert seyn und darin mit dem Großadmiral von Castilien gleiche Ehren und Vorrechte zu genießen haben. Das mit verbunden war Rang und Gewalt eines Vice-Königs in jenen Reichen; die Rente eines Zehntels von dem königlichen Antheil aller Kassearbeiten und Handelswaren aus jenen Gebieten; die oberherrliche Entscheidung in allen Streitigkeiten zwischen den Colonien und dem Mutterlande, insamt dem achten Theil des reinen Gewinns aus der gegenwärtigen, wie aus allen künftigen Entdeckungsfahrten, gegen eine gleichmäßige Einlage zu den Kosten derselben. Schwerlich jedoch würde Colombo dieser letzteren Bedingung seinerseits haben genügen können, hätte er sich nicht schon im Voraus des Beistands eines eben so vermögenden, als tüchtigen und fähigen Seemanns, des Martin Alonso Pinzon zu Palos, verschafft gehabt, der ihn auch in den Stand setzte, der beschlossenen königlichen Ausdrückung von zwei Schiffen noch ein drittes für seine eigene Rechnung hinzuzufügen.

Jener Vertrag ward von dem Regenten Paar (den 12. April 1492) zu Eta. fe unterzeichnet und unmittelbar darauf dem ungleich in den Uebelsand erhobenen Admiral seine Bestätigung ausgefertigt. Der nahe Hafen von Palos de Moguer bot für die eifrig betriebene Ausrüstung um so mehr die gewünschte Bequemlichkeit dar, als die Eintrohner, eine früher verübte Ungunst abzuwenden, verpflichtet worden waren, zwei bewaffnete Seeschiffe, auf den Dienst eines Jahres, zur Verfügung der Krone zu stellen. Diese sollten nunmehr unter Colombo's unumschränktem Befehl treten und die gesamte Demansion königlichen Sold empfangen. Mehrere andere Vergünstigungen dienten zur Verschönerung oder Vervollständigung aller notwendigen Vorbereitungen. So nach konnte sich Colombo bereits am 12. Mai von Hofe verabschieden und, mit Hilfe seiner Freunde in la Rabida und Palos, selbst noch jede dienliche Vorkehrung treffen.

Wurden aber auch die Schiffe zu diesem Zwecke ununterwerflich gestellt, so fand sich doch die sehr viel bedeutendere Schwierigkeit, Steuerleute und Matrosen zu erwerben, welche denselben mit Colombo zu helfen, Muth genug gehabt hätten. Auch den Künftigen erböte das Herz vor dem Gedanken einer solchen Yeldlosen Fahrt, welche sie einem unvermeidlichen Verderben entgegenführen mußte; und so groß und allgemein war diese Scheu, daß selbst die gefährlichsten Strafen, welche von Hofe nicht hinreichten, an der ganzen Küste von Andalusien genugsame Mannschaften für diesen königlichen Dienst zusammen zu treiben. Erst als Pinzon, der hier unter der freifahrten Klasse eines besonders Ansehens genoß, sich für die Sache mit unzweideutigem

Nachdruck erklärte und samt seinem nicht minder wohl erfahrenen Bruder Vincente Pinzon, als Unterbefehlshaber persönlichen Antheil an dieser unerhörten Meeresfahrt zu nehmen versprach, wirkten Beispiel und Ueberredung sowohl bei Verwandten und Freunden, daß sich endlich die Besatzungen vollständig und die Fahrzeuge selbst fertiggestellt befanden. Dennoch bestand die Mehrzahl der ersten aus gewaltsam Gerekruten, so wie das Schwabere selbst aus geringen Küstendieben, die zum Theil sogar eines vollständigen Verdecks ermangelten und so, dem Anschein nach, wenig geeignet waren, es mit den Wogen eines stürmischen, uferlosen Oceans auszuweichen. Das ansehnlichste dieser Schiffe, die Santa Maria, ward zum Admiral-Schiffe ersehen, der Befehl aber der Pinta und Niña den Gebrüdern Pinzon zugewiesen. Die gesamte Ausrüstung zählte, mit Inbegriff der Steuerleute, der königlichen Beamten, Ärzte, einiger Freiwilligen vom Kriegsbandwerke und neunzig Matrosen, nicht mehr, als 120 Köpfe. Kriegs- und Lebensbedürfnisse waren nach Verhältniß und für eine längere Dauer der Reise eingeladen.

Endlich, nachdem zuvor noch von Colombo und der gesamten Mannschaft die heiligen Gebräuche der Kirche in fremder Anstadt begangen worden, hoben die Schiffe, unter mancherlei Herzsprechen sowohl der Schreibenden, als der Zurückbleibenden, am 3. August 1492 die Anker und fuhren zunächst gegen die canarischen Inseln. Schon auf diesem besantern Wege drang sich dem Admiral die Besorgniß auf, daß sein Schiffsvolk, in einer Annäherung von Furcht und Neue, auf Umkehre drängen möchte, und das nur um so mehr, als sich bereits am dritten Tage, zum unglücklichsten Vorzeichen, fand, daß an der Pinta (vielleicht von den Eigenthümern vorläufig) das Steueruder zerbrochen sey und der Schute nur durch Alonso Pinzon's Entschlossenheit nothdürftig gebessert werden. Drei Wochen eines langweiligen Verzuges an der Insel Canaria bedurfte es demnach, um die noch nothwendigen Vorbereitungen zur ferneren Fahrt zu treffen; aber auch hier gab es neue Entmuthigung durch die Kunde, daß der Unternehmung von einer, auf der Höhe von Ferro treuenden portugiesischen Flottille Gefahr drohe. Dieser Hinterlist zu entgehen, war es das Rathsamste, sich schnell in die neue unerforschte Bahn gegen Westen zu wenden; und so ließ der muthige Segler (G. Ferr.) von Gomera ab; erblühte jedoch, von Windstößen aufgehalten, Ferro erst nach drei Tagen, und stülpte, im schneidenden Gegenlat mit seinen zaghaften und die zu Thranen erwiderten Gefährten, nur dann erst sich wohl, als auch dieser äußerste Punkt der besantern Welt hinter seinen Rücken verschwunden war. Jene suchte er durch feurige, oder auch selbst geglaubte Schilderungen von den Reichthümern der Länder, denen sie entgegenzogen, zu ermuntern; seinen Unterbefehlshabern aber theilte er, für den Fall einer Trennung, die bestimmtesten nautischen Anweisungen für die Fortsetzung der begonnenen Fahrt mit, welche, mit Hilfe der Passatwinde, genau in westlicher Richtung, 700 Seemeilen unverändert verfolgt werden sollte, bevor, nach seiner Schätzung, irgend ein Land

zu erwarten stände. Zugleich führte Colombo, welcher Tag und Nacht seine Beobachtungen mit Ruhe und Umsicht anstellte und durch sein unverkennbar höheres Talent sich Vertrauen und Gehorsam bei allen jenen Kleinmüthigen erzwang, zwei verschiedene Berechnungen (Nacht Tagesbücher) über den zurückgelegten Weg, deren eine absichtlich eine geringere Meilenzahl angab, um den Wuth der Mannschaft durch die Kenntniß der wahren Entfernung um so weniger niederzustülzen.

Wol aber hätte ihn selbst eine, damals noch weniger beachtete Wahrnehmung deunruhigen mögen, die er bereits nach einigen Tagen an seinem Compass machte. Die Magnet-Nadel wich um 5 bis 6 Grade westlich von ihrer festen Richtung nach Norden ab, und mit jedem Tage sah er diese Abweichung sich vergrößern, so daß sie bald auch den minder Unterrichteten nicht länger verbergen bleiben mochte. Was konnte — was mußte aus ihnen werden, wenn auch dieser einzige sichere Führer in der weiten Oase fernwisse sich dergestalt untreu erweis? Es gehörte des Admirals ganze Besonnenheit und Geistesgegenwart dazu, um für diese befremdende Erscheinung eine wahrscheinliche Erklärung zu finden, die zwar ihn selbst, soviel, als seine Zuhörer, trüßte, aber auch für den Augenblick tröstete der Heile. Selbst der Passat-Wind, in dessen Grenzstreich sie sich befanden, und der ihnen eine eben so regelmäßige als schnelle Fahrt gestattete, schloß ihnen, ungeachtet der überaus lieblichen Witterung, wovon er begleitet war, das jaghafte Bedenken ein, daß eben er ihnen zugleich jede Umkehr unmöglich machen werde; während wiederum der Anblick von Landebügeln oder schwimmenden Kräutern ihren Rath auf neue Stütze und sie mit der Hoffnung einer nunmehr naßen Küste erfüllte. Schon wollte der erfreute Pincon (18. Sept.) eine solche im Noorden erblickt haben, und eilte, mit seinem Schnellsegler darauf hinzuseilen, bis sich zeigte, daß er nur durch ein Wellengebilde am fernen Horizont getäuscht worden. Colombo selbst war sich in dieser Meeresgegend noch seiner solchen Entdeckung gewärtig, da noch von ihm gesuchte Indien, nach seiner Berechnung, noch das Doppelte des Weges entfernt seyn mußte. Selbst wenn ihm zur Seite einige Inseln vorhanden seyn sollten, wollte er dennoch lieber seinen bisherigen geraden Lauf festhalten, als die Zeit mit deren Aufsuchung verlieren. Denn nur zu deutlich wuchsen Unruhe und Befremdung bei seinen Schiffsgenossen über die, trotz seiner vorsichtigen Vertheilung, in ihren Augen doch unermessliche Weite des Weges, den sie bis dahin fruchtlos zurückgelegt hatten, ohne daß diese Befürchtungen von einzelnen günstigen Anzeichen nahen Landes aufgewogen werden konnten. Er hatte größere Sorge und Mühe, diese Ängstlichkeit durch alle Gründe der Vernunft und der Ueberzeugung zu beschwichtigen und so die Herzen, als die Schiffe, auf ihrer unversuchten Bahn zu lenken.

Indes setzte sich (20. Sept.) der bisher östliche Passat-Wind für eine Zeitlang in Südwesten um, oder wechselte mit Weststößen ab, während sich das Meer mit unabsichtlichem Streden schwimmenden Meergrases in so dichten Massen bedeckte, daß die Fahrt dadurch einigermaßen gehindert wurde. Kreuz Grund zum Schrecken! — ent-

weder sich in dieses weite Meer völlig verstreut zu sehen, oder auf den Untiefen, die demselben zum Anhaltspunkte dienen möchten, zu scheitern. Kaum konnte das, von Colombo fleißig, aber ohne gefundenen Grund, ausgeworfene Entsehl dieses neu Gespenst ihrer Einbildung bangen; und eben so mühsam reichte seine unbefugbare Geduld aus, umsäthige neue Ausgeburten ihres, bald von dieser, bald von jener, an sich gleichzeitigen Erscheinung hergenommenen Verurtheils durch seine Vorkleinerung zu beseitigen. Ungeduld, Mißtrauen und Furcht demütheten sich gleichwohl der Köpfe mit jedem Tage und jedem weiteren Vordringen in den Ocean in immer höherem Maße und arteten folchergegestalt allmählig in einen böslichen Unmuth gegen ihren Führer aus. Heimliches Zusammenreden der Unzufriedenen und aufreizendes Murren erzeugte sich; die endlich eine fast allgemeine Stimmung des Vorwurfs sich erhob, daß der tollkühne Ehrgeiz eines Einzigen das Leben so Vieles nur zu lange schon gefährdet und ferner nicht zu bilden sey. Die Verwegenen gaben nicht undeutlich den Wink, daß, wenn der Admiral nicht als sofort in die Küstsehr willige, man sich des starrsinnigen Ueberbes so großen Drangals leicht entledigen und einen ungesährlichen Haß über Bord werfen könne. Dem Gesährdeten entging diese meuterische Stimmung nicht; allein seine feste Seele setzte ihr eben sowohl Güte als Ernst und alle die stillen, aber wirksamen Kräfte entgegen, durch welche die schwächeren Geister der Gewalt des höheren Geistes sich beugen.

Wachte es indes ihn selbst wol schmerzlicher, als jene, zu berühren, als Vincel (28. Sept.) abermals mit so bestimmter Gewisheit Land in Südwesten zu erkennen glaubte, daß er auch den Admiral bewog, die ganze folgende Nacht in diesem Reich zu steuern, und als es sich gleichwohl am nächsten Morgen darthut, daß sie allseits durch einen Nebel getäuscht worden! Diese Niederlagen schlugen aber auf allen Schiffen! Selbst Pincon, dessen Aufsehen bei der Menge einen gewichtigen Ausschlag gab und der sich bisher standhaft zu den Ansichten seines Führers befangen hatte, ward nunmehr wankend und wollte den Lauf noch sühlicher verändert wissen: doch Colombo ließ jetzt, wie in den folgenden Tagen, bei frischem und günstigem Winde, die Segel unerröcklich gegen Westen richten. Die Schiffsberechnung ergab (1. Oct.) eine Entfernung von 584 Seemeilen, seit der Abfahrt von den canarischen Inseln, während jedoch der wahre Abstand bereits 707 solcher Meilen betrug. Allein auch jene geringere Angabe war mehr, als zu viel, für den immer noch wachsenden Kleinmuth der ausfälligen Menge, die neue und düstere Vogelscharen, die doch so oft schon getrogen hatten, eben so schnell wieder die Erwartung um so ungebulbiger spannen, als die spanische Regierung dem Gläubigen, der des gehofften Landes zuerst ansichtig geworden, eine Belohnung von 30 Kronen zugesagt hatte. Schon fliegen Hoffnung und Glaube zum lauten Jubel, als sich (Wegens 7. Oct.) im Westen zuerst ein undeutliches, dann aber der vorausgeleiteten Mühe ein so klares Bild einer vorliegenden Küste darstellte, daß sie nicht anstand, das verabredete Signal durch Aufziehen der Flagge und einen Stüttschiff zu geben. Dennoch löste sich, bei weiterer Annäherung

auch diesmal jene Erscheinung in eine leere Wolkenmasse auf. Möchten nun auch neue Vogeisüge in der Richtung nach Südwesten weil Land abnen lassen: so war es doch nur zeitgemäße Nachsichtigkeit gegen Pinsons frühere Wünsche, daß Colombo, der die in dieser Meeressenge vermutete Insel Sipango verfehlt zu haben glaubte, nunmehr jene kleinen gelinglichen Voten zu Wegweisern nahm und seinen Lauf demgemäß einrichtete. Drei Tage lang machte sich nun diese und ähnliche Andeutungen einer nicht zu fernem Küste mit jeglicher Stunde: doch das Seestoffgeirr, in eben dem Maße, als sich seither die Täuschungen gewütht, auch unglaublicher geworden, sah kaum die dritte Sonne abermals unter den unerlösten Horizont hinabsinken, so riß es sich von dem bis dahin kümmerlich beachteten Bann des Gekörbans in wildem Trobe los und beehrte die augenblickliche Einstellung einer ruchlosen Fahrt, durch welche der Himmel freventlich herausgefordert wurde. Mit freundslichen Worten und reicher Verheißung trachtete Colombo die empörten Gemüther zu besänftigen; sobald aber dieser Versuch sich als fruchtlos erwies, begriff er die Wichtigkeit des kritischen Augenblicks in wohl, um nicht, mit der Fülle seiner geselligen Autorität bewaffnet, den Meutern fest zu erklären: die Reise sey der Wille ihrer gemeinsamen Herrscher und habe den Zweck, Indien aufzusuchen. So lange dieser nicht, durch Gottes Willen, erreicht sey, werde keine menschliche Gewalt ihn bewegen, von seinem begonnenen Wege abzuweichen.

Wie sehr auch dieser edle Mannstrost jenen Schwächlingen für den Augenblick gebieten mochte, so wäre des Admirals Lage doch um nichts minder bedenklich geblieben, wenn nicht die Anzeichen eines entlichen nahen Gesingens schon am nächsten Morgen sich fast als unfehlbar erkennen hätten. Wüßig frische Süßwasser-Gewächse, eine Menge wohl getanten Sumpfrohrs, ein frisch abgerissener grüner Zweig mit anhängenden Beeren, — ja sogar ein Bret und ein künstlich geschnitzter Stab trieben an ihrem Vorde vorüber und mußten auch den Ungläubigsten zu Neue und Wütherum um so mehr vermögen, als Colombo mit strafenden Blicken ihnen unverzüglich versündete, noch vor Ablauf der nächsten Nacht werde das von ihm verheißene Land vor ihren Blicken erscheinen und deshalb eine verdropelte Wachsamkeit erforderlich seyn. Begreiflicher Weise schloß sich auch sein Auge auf allen Schiffen. Colombo selbst hielt auf dem Hinterdeck unausgesezt Wache, dem düstern Horizont zu mustern. Bald auch glaubte er, vor sich in der Ferne ein Licht wiederholt aufleuchten und wieder verschwinden zu sehen; — untrüglichen Weisfmal also eines sogar von Menschen bewohnten Landes! Wenige Stunden später: desfrügte die, eine Strecke vorausgeeilte Pinta seine Entdeckung durch einen Kanonenstuß, und die Augen des H. trofen Rodrigo de Triana waren die ersten, welche die neue Welt in einer Entfernung von 2 Seemeilen, wirklich erblickten. Die Schiffe zogen alsbald ihre Segel ein und trafen bis zum Anbruch der Dämmerung langsam dem Lande zu, während Colombo mit stiller hoher Befriedigung dem Gefühl seines gelungenen Werkes nachhing, und seine Genossen,

einer ähnlichen Herzenzerberbung unfähig, sich an den Trümen einer reichen und glücklichen Zukunft ergötzen.

Am Morgen (12. Oct. 1492) betrat Colombo diese, vor seinen Blicken nun klar entfaltete neue Erde, — eine niedrige, aber mit der üppigsten Vegetation überleibte Insel, deren Ufer mit nachten superfarbigen Weiden bedeckt waren, welche den landenden Spaniern mit Trauen entgegenblickten. Er selbst der Erste am Uferstrande, sank der Admiral fromm und dankbar auf seine Knie und zog alle seine grüßten Begleiter diesem Beispiele der Andacht nach. Dann aber nahm er, unter Entfaltung der Kreuzesfabne und allen feierlichen Gebräuchen, wie sie damals bei den Portugiesen, und noch lange nachher, üblich waren, im Namen seiner königlichen Gebieter Besitz von dieser Insel, der er den Namen St. Salvador beilegte, und wiesden sie, neben der Benennung Guanahani oder Cais-Insel, als eine der Culapan, auch gegenwärtig noch behauptet. Eben so wenig vergaß er, von seinen Begleitern für sich den Treus-Eid, als besallter Groß-Admiral und Vice-König dieser entdeckten Erbscheide zu fordern. Begeistert und von den widerstreitendsten Gefühlen bezungen, drängte sich die Schaar um ihren Führer, der nunmehr in ihren Augen als ein höheres Wesen erschien; indeß sie selbst allmählich von den Eingebornen, in einem noch eigentümlichen Sinne, als solche betrachtet wurden. Doch gewonnen jene bald Vertrauen genug, sich diesen weißen und bärtigen Männern, die, in ihren besüßelten Häusern daher schwimmend, wie vom Himmel herabgesungen zu seyn schienen, zu nähern, und es knüpfte sich alsbald ein freundschaftliches Verkehr zwischen beiden an, das durch allerlei kleine Geschenke der Recongekommenen noch mehr befestigt wurde. Was sie dagegen von den Kreuzgenossen ihres Botens zum Austausch brachten, reiste die Begieter der Spanier ungleich weniger, als der Anblick einiger geringen Goldschmucks, den die Insulaner an sich trugen: denn das Gold und die Kestbarkeiten Indiens sollten ja der Lohn der großen Anstrengungen und Gefahren seyn, welchen sie sich unterzogen hatten. Colombo verstand indeß bald aus den Ausdrücken dieses Volkthums, daß jenen Metall keinesweges hier, sondern weiter nach Süden hin, in großem Überflusse gefunden werde. Immer noch eingenommen von seiner Voraussehung, sich im Angesicht der Südküste hinter: Indiens zu befinden, freileiste er nicht, daß jenes Südländ die reiche Insel Sipango, von welcher Marco Polo gemeldet hatte, seyn müsse; und so eilte er bereits, nach einem nur zweitägigem Verzuge, mit einigen Eingebornen am Bord, die ihm als Wegweiser dienen sollten, durch den Archipel von Zabamä, die ihm als Alifens Gewürzinseln erschienen, in der angegebenen Richtung weiter; landete wiederholt an denselben, ohne jedoch von ihrem herrlichen Klima, ihren würzigen Obstern und ihren reichen Kreuzgenüssen, da sie kein Gold barboten, gekesselt zu werden; aber auch ermüdet, die Bewohner dieses Landes, welche von ihm den Namen der Indianer empfangen und seitdem, so wie die dieses Welttheils, auch beibehalten haben, durch freundliche Behandlung zu gewinnen. So viel er aus ihren kammern Zeichen verstand

den konnte, war die gesuchte Goldküste, die sie Cuba nannten, noch weiter entfernt und von solcher Ausdehnung, daß sie gar wol das asiatische Festland sein mochte. Hiernach richtete seine entzündete Phantasie den ferneren Reiseplan ein, von welchem er eine aufzunehmende Verbindung selbst mit dem mächtigen Großkhan von Cathay nicht ausgeschlossen sein sollte.

In der That fand sich Colombo bereits (28. Oct.) der nördlichen Küste von Cuba gegenüber, deren hinter einander der hoch aufgebürmte Bergspiz alsbald auf einen bedauernden Umfang schließen ließen; während die Natur sie mit Reizen nicht minder feurig als schien ausgekollert zu haben, was sich ihm, der eine ausgezeichnete Empfänglichkeit für Einbrüche dieser Art besaß, dem Landen auch in vollem Maße bekräftigte. Um so mehr drang sich ihm der Glaube auf, er stünde hier auf Espangos segnetem Boden, und demnach richtete er seine Segel streng nach Westen, wo er die, von Marco Polo gerühmte Hauptstadt des Landes antzusehen hoffte. Eben dieser vorgesezte Wahn verleitete ihn zu immer neuen Irrthümern und Täuschungen, die bei seinem fortgesetzten Kreuzen an dieser Küste, so wie durch eine Gesandtschaft an einen landeinwärts wohnenden Häuptling und durch die sichbare Dürftigkeit der wenig civilisirten Einwohner, mit denen er zusammentraf und die er häufig mißverstand, doch endlich dahin aufgeklärt wurden, daß es vielmehr einen Ort im Osten gebe, Babelue oder Hayti (Hochland) genannt, wo seine Wünsche ihre volle Befriedigung finden würden. Mit neuen Hoffnungen genädelt, beschloß er, dasselbe um so unverzüglich aufzusuchen, als die nahe wende winterliche Jahreszeit mit noch unbekannten Gefahren der Schiffahrt drohte. Doch verließ er diese Küste nicht, ohne wiederum mehr der Eingebornen beiderlei Geschlechtes mit sich zu nehmen, aus denen er eben sowol Christen, als künftighin Dolmetscher bilden zu können, sich schmeichelte.

Am 12. Nov. verließ Colombo den Fluß, wo er zu legt ankert hatte, und segelte nunmehr ostwärts an der Küste entlang, die er hier und da untersuchte, ohne sie jedoch seinen Erwartungen entsprechen zu finden. Dann aber sah er sich durch widrige Winde genöthigt, die hohe See zu suchen, wobei er zwar das gesuchte Goldland in der Ferne entdeckte, aber es nicht sofort zu erreichen vermochte. Während dieser Zeit trennte sich die besser besetzte Flota, trotz allen seinen Signalen, von dem Schwärmer, weil Pinzon, nicht minder überdrüssig seiner untergeordneten Stellung zum Admiral, als gekränkt von Ehr- und Goldgeiz, früher an jener reichen Küste anzufragen und sich mit den Schätzen derselben zu sättigen trachtete. Colombo verlor ihn aus dem Gesichte und sah sich genöthigt, nach Cuba umzukehren, dessen Spitze er endlich (6. Dec.) erreichte. Von hier aus fiel ihm Hayti alsbald ins Gedächtnis, und zwar durch seine wechselnden Umrisse in so empfehlender Gestalt und mit so deutlichen Anzeichen einer zahlreichen Bevölkerung, daß dagegen die eben erst verlassene Küste in seiner Schätzung weit zurückfiel. Vieles, worauf die Blicke der Mannschaft sich hier zunächst richteten, das zugleich so unerwartete Ähnlichkeiten mit dem theuren Vaterlande dar, daß dies den Anlaß

gab, das Land, nachdem es (12. Dec.) unter Aufsehung eines Kreuzes feierlich in Besitz genommen worden, mit dem Namen Hispaniola (Klein-Spanien) zu belegen. Man stieß bei auf ein verlassenes Dorf von wol tausend Hütten, dessen Bewohner jedoch, durch Freundschaftsbezeugungen jeder Art gewonnen, bald wieder heimkehrten, und sich mit unschuldigem Vertrauen den weißen Fremdlingen näherten, die überdies nicht minder über die patriarchalische Sitten: Einfachheit dieser reinen Natur, linter erstauet waren. Gleichwol ließ alles dies die hier erwartete höhere Civilisation und den Uebersinn an metallischen Schätzen vermissen, welche der Insel Babelue eigenbüthlich sein sollten und die daher noch anderweitig in der Nähe aufgesucht werden mußten. Hiemit schienen auch die Vorurtheile der Eingebornen übereinzustimmen, die sich das Ganze gleichwol zuletzt als Mißverständnis oder Fabel erwie und fortan auch aufhört, den Geist der Entdecker ausschließlich zu beschäftigen. Man verfolgte indes den Lauf der Nordküste, und die Zusammenkunft mit mehrten Cajzen, welche nicht ohne einigen äußeren Pomp auftraten, schien zwar für eine etwas weiter gediehene Westtlichkeit und geordnete gesellschaftliche Einrichtung zu kugen: allein die Habhaft der Cäse mußte sich an einigen wenigen vorgefundenen goldenen Halsketten begnügen, welche ihnen willig gegen allerlei europäischen Land abgelassen wurden. Das Geburtsland dieses edlen Metalls aber deutete man ihnen unter dem Namen Cibao, als im Innern des Landes gelegen, an.

In der That, nach, wo Colombo, bei stillem Wetter der lang entdornen Küste sich hingeben, vernachlässigten der Steuermann und die Matrosen, dessen Bestreben folgend, ihre Dienstpflicht so sehr, daß alsbald Alles am Bord der St. Maria in Schilf begraben lag, während die Strömungen das Schiff auf eine Sandbank führten, wo es, feigberig von der ausgesprochenen Mannschaft verlassen, rettungslos scheiterte. Es blieb nichts übrig, als mit Hilfe der eben so dienstfertigen, als enthaltsamen Eingebornen die Le cadung nach Möglichkeit zu bergen. Der Admiral, der nunmehr genöthigt war, sich am Bord der Nina zu begeben, fand, obwohl tief erschüttert durch sein Mißgeschick, dennoch einigen Trost in der persönlichen Theilnahme des benachbarten Cajzen Guacanagari, der ihm mehrere Hütten für seine schiffbrüchige Mannschaft einräumte und sich zu jeder Art von Unterstüzung erbot. Tröstlicher aber noch war die Entdeckung, daß es, unweit von hier, zwischen den Bergen eine Goldmine gebe, wo dies Metall nur darum nicht in größerer Menge aufgefunden werde, weil die Insulaner zu wenig Werth darauf legten. Diese Kunde, schon an sich so überaus wichtig, ward es, selbst in Colombo's Augen, noch mehr in seiner gegenwärtigen Lage, wo es nicht gerathen schien, auf eine fernere Entdeckung Indiens auszugehen; wohingegen aber die Schätzung aller bisher entdeckten Länder, trotz ihren anderweitigen Natur-Reichthümern, dahinst nur eine geringe Würdigung gefunden haben würde, wenn man nicht die Idee eines Goldlandes damit verbunden konnte.

Ein näherer Verkehr mit dem Cajzen führte gleich nach zu dem Berichte von einem in südlichen Gegenden



wohnenden, feiergerischen Völke, Cacalben genant, welsches nicht selten Einfälle und Gefangene mit sich fortzuführen, um sie daheim beim Siegesmahle zu verzehren. Dies gab dem Admiral Gelegenheit, seine neuen Freunde des wieslanten Schutzes der Spanier gegen jene Räuber zu versichern, zu dessen Beweise er Troden von der Kräftigkeit seiner Feuerwaffen gab, welche nicht versfehlen, die Insulaner mit den höchsten Begeiffen von seiner Macht zu erfüllen. Schien nun ein solcher Schutz, um jene Gegener für immer zurückzuweisen, auch eine diebedende Nähe der Beschützer zu bedingen, so lag der Gedanke, dies durch eine Niederlassung an dieser Küste zu bewerkstelligen, zu nahe, als daß Colombo ihn nicht hätte faffen und in Vorschlag bringen, oder der Cajüte ihn nicht freudig genehmigen sollen, und das nur um so mehr, da der gestandenen Mannkraft der St. Maria der Aufsenthalt am Lande und das Feiertagsleben in einer so glücklichen Natur je länger je besser begabte, und da ohnehin die beiden, noch übrigen kleinen Fahrzeuge die vorhandene Menschenzahl schwerlich zur Rückfahrt nach Spanien aufzunehmen vermochten. Aus den Schiffstrümmern ließ sich leicht ein Fort einrichten, dessen kleine Befagung eben sowol hinlänglich bewaffnet, als in einem so fruchtbaren Lande wegen ihres Unterhalts gesiehet werden konnte. Die Bestimmung dieser Colonie sollte die weitere Erforschung dieses Erdreichs und seiner metallischen oder aus derweitigen Erzeugnisse, die Celeration der Sprache, Sitten und innern Verhältnisse der Indianer und der fortgesetzte Anfluß von Gold sein, damit bei dem nächstkünftigen Wiedererscheinens des Admirals mit stärkerer Ausrüstung der Gang dieser Unternehmung einen desto kräftigeren Umschwung nähme. Dieses Beginnen erhielt auch so vollkommen die Billigung des Cajüten, daß er seine Unterthanen den thätigsten Antheil an den Abtheilen der Befestigung nehmen ließ und sich in jeder Art von Freundschaftsbewegungen erschöpfte. Selbst seine Spenden und Geschenke an Gold waren überaus reichlich und setzten den Admiral in den Stand, sich mit einem nicht unbedeutenden Vorrath von Kostbarkeiten zur Heimreise auszurüsten. Denn freilich mußte diese auf die Beschleunigung seiner Rückfahrt um so mehr Bedacht nehmen, als Pinçon's räthselhaftes Betragen ihn allmählig mit der lebhaftesten Besorgniß erfüllte. Die Trennung der Vinta vom Geschwas der schien jedesweges mehr zufällig, seitdem deren Verweilen an einem andern nahen Punkt der Küste verlaßt hatte, ohne daß sie gleichwol die Wiedervereinigung mit ihrem Oceanaufseher bezielte. Späterhin war Pinçon weder öflich gesehen worden und dann verschwunden; — nur zu wahrscheinlich, um Spanien nach vor dem Admiral wieder zu erreichen und ihm die Frucht seiner Entdeckung bei den Negenten, wie in der öffentlichen Meinung, zu rauben. Jedemfalls lag dann schon ein hartes Geschick in der Nothwendigkeit, die an sich gefahrvolle Reise über den Ocean in einem so schwachen und beschädigten Gebäude, wie die Rinda, und mehr allein zu wagen. Wie so leicht konnte dann jede beglaubte Kunde der großen Entdeckung für immer in den empöten Fluten begeben werden!

Zehn Tage waren zur Errichtung des leichten Forts,

das den Namen la Navidad erhielt, hinfelchend gewesfen. Die Beschütze des gescheiterten Abzugs dienten zu dessen Bewaffnung, so wie ein Theil des anderweitig gesammelten Vorraths zur Versorgung der Befagung, die auf 39 der bedröflichen und thüftigen Spanier, welche sich freiwillig dazu erboten hatten, bestimmt wurde. Diego de Arana, der künftige Commissar des Geschwaders, ward zu ihrem Anführer bestellt, mit den nöthigen Vorschriften für sein Verhalten versehen, und auch sonst im voraus für mögliche Ereignisse jeder Vorsoege geteget; vor Allem aber die Erhaltung der Eintracht mit den Insulanern ein Geschäft. Gleichwie war der Abschied von Suvaanagar, den Colombo mit der Versicherung seiner nahen Wiederkehr und reichlicher Geschenke verließ, indeß er es zugleich für wohlgethan hielt, denselben, unter dem Schein einer Abschiedsbesuchlichkeit, einen noch bestimmteren Befehl von der Überlegenheit der europäischen Waffen zu geben. Mehrere Indianer wurden anwesend, den Admiral nach Spanien zu begleiten; und so richtete endlich die gedachte Rinda (4. Jan. 1493) ihre Segel wieder dem alten Continent entgegen.

Noch ward indeß Colombo von Gegenwinden an der Küste aufgehalten, als ihm, zu seiner nicht geringen Freude, die Vinta wieder zu Gesichte kam; und gerne ließ er die unpalbaren Entschuldigungen gelten, womit Pinçon seine Entfernung zu beschönigen suchte. Je schmerzlicher doch den Mann durchschaute, desto fester reifte sein Entschluß, sich eines so unzuverlässigen Begleiters durch das schleunigste Jettmefen zu ent schlagen. Bei der fortgesetzten Küstenfahrt trat man, im jetzigen Golf von Samana, auf einen, sich durch kriegerische Haltung und bessere Bewaffnung auszeichnenden Volksstamm, in welchem man Cacaben zu erkennen glaubte, und der seine feindliche Bestimmung auch bald genug durch einen versuchten, aber blutig zurückgewiesenen Überfall zu erkennen gab. Endlich (16. Jan.) schwand Hispaniola aus dem Gesichte; und Colombo, der sich durch die Passatwinde länger, als er wünschte, aufgehalten sah, faßte den Entschluß, außershalb dem Bereich derselben bis zum 28. Grad n. Br. hinauszuweichen, wo er, seiner vorsichtig geführten Berechnung nach, in fortgesetzter östlicher Fahrt auf die Azoren stoßen mußte; während die übrigen Vinten am Vordere Berechnung ihres Laufs sich je mehr und mehr verirrten und auf Nabera hinstürzen glaubten. Colombo verbeßerte auch das rechte Wege, der zu seinen Entdeckungen führte, desto gewisser zu verschern.

Am 12. Febr. warben die Schiffe von einem suchtbaren dreitägigen Sturme aus Süden ergriffen, in welchem der Admiral die Vinta nochmals aus dem Gesichte verlor, und der ihm selbst, in seiner meist offenen und zertheilten Gaele, je länger je unausbleiblicher den Untergang drohte. Gelübde stromer Balsforderungen wurden von den Bedängigten ausgesprochen, aber auf den Anführer drückte noch insbesondere das Gefühl des Kummerd, daß, falls die Vinta dem Sturme erlegen seyn sollte, jede nächste rasende Woge ihn und jede Kunde seiner aufgefundenen neuen Welt für immer in den Flumen Abgrund des Oceans niederziehen könne. In dieser Noth entzog

er sich, einen kurz gefassten Bericht seiner Reise aufzuzeichnen und verschickte an seine Souverainen zu richten, den er sothan, wohlverwahrt in einem Wachstuche und einer dicht verspündeten Tonne, den Wellen und dem Stürme anheimgab, um vielleicht an legend einer demohnstren Küste angespült zu werden. Doch der Drisan stülte sich endlich ab, und gleich des nächsten Tages erblickte man Land, das sich auch bald als die Insel St. Maria, eine der Azoren, ergab, und dem gragisten Schiffe, obwohl durch Windstöße lange verpörrert, eine sichere Ankerstelle gewährte.

Hier aber, wo eine portugiesische Niederlassung diesen kaum dem Tode Entzogenen eine gastfreundliche Aufnahme versprach, fanden sie nur eifersüchtigen Argwohn und ungroßmüthige Hinterlist, in Folge eines geheimen Befehls vom Hofe zu Lissabon, sich Colombo's, falls er sich legend in diesen oder andern Gegenden zeigen sollte, zu verschern. Rne mit Mühe entging er diesen Nachstellungen und erlangte so viel, daß er seine nothwendigsten Bedürfnisse, Holz, Wasser und Ballast, hier einnehmen durfte. Allein auch bei der fortgesetzten Fahrt ward seine Standhaftigkeit auf eine sehr harte Probe gestellt, als ein abermaliger, fast noch wüthender Sturm seiner elenden Barke um so gewisseren Untergang drohte, da gleichzeitig die Küste von Portugal im Gesichte lag; und Scheiterung an derselben wäre unvermeidlich gewesen, wenn sich nicht auch gleichzeitig die Mündung des Tago vor ihm geöffnet hätte. Es durfte kein Besinnen und keine Besorgniß vor abermaliger unfreundlicher Behandlung gelten, um augenblicklich diesen Nothhafen zu gewinnen. Hier (4. März) glücklich angelangt, gab der Admiral seinen Souverainen vor allen Dingen durch einen Eilboten, dann aber auch dem Könige von Portugal, Bericht von seiner Ankunft, und bat den letzteren um die Erlaubniß, vor Lissabon zu ankern. Während die ganze Verödigung dieser Hauptstadt sich hier erkant und voll freudiger Reugier um seinen Bord drängte, beehrte auch König Johann den castilischen Großadmiral mit einer Einladung an seinen Hof, wo derselbe achtungsvoll empfangen, mit Bewunderung, aber auch wol mit stiller Reue, über seine fernern Entdeckungen angehört und belobt wurde; indeß des Königs Rache, erbemüthigt durch einen Erfolg, der, ohne ihre Unwissenheit über ihren tödlichen Widerspruch, eben sowohl auch der Krone Portugal hätte nutzen können, Alas aufboten, Colombo's Streng als einen Eingriff in die Rechte derselben darzustellen und selbst wol eine gewaltsame Hinwegräumung des Entdeckers als das geignete Mittel zu empfehlen, jeden fernern Nachtheil zu verhüten. Johann widersand edelmüthig einer so niedrigen Einschüchterung, aber nicht auch zugleich der Versuchung, sich des lockenden Frucht jener Entdeckung durch eine schnell zu entsendende Anführung in die neue Welt selbst zu demächtigen. Colombo aber, ehrenvoll von seinem Hoflager entlassen, kehrte an den Bord seines Schiffes zurück und eilte, den Hafen von Valos zu erreichen, wo er sothan (15. März) wiederhalten am Land stieg.

Mit ungeheurem Jubel, Processionen und Glockengeläute wurden hier die Heimkehrenden und längst Todtsgelaudten von ihren Landseuten und nächsten Angehörigen

gen wie im Triumphe empfangen. Alles drängte sich voller Bewunderung um den Anführer, und eilte sich ihm endlich mit Andacht an seinem nächsten Gange nach der Hauptkirche an, um Gott mit ihm gemeinschaftlich für diesen herrlichen Ausgang der Unternehmung zu danken. Und noch hatte der freudige Aufbruch sich nicht gestillt, als an dem nämlichen Tage auch Alonso Pinzon mit der Pinta den nämlichen Hafen erreichte, welcher, durch jenen Sturm bis in die Bai von Diezaca verschlagen, so eben von Daponne heimkehrte, aber, von innerm Vortwurf gequält, nicht eher sich zu zeigen wagte, als bis er von Colombo's Abreise zum königlichen Hoflager nach Barcelona gewiß geworden. Doch nur zu bald unterlag er jenen bittern Gefühlen, und starb als ein Opfer des Neides und der verfehlten Ehre und Hochachtung, während der Admiral seinen Augenblick säumte, sich dem Königspaare mit der großen Nachricht von seiner glücklich gelassenen Aufgabepersonlich darzustellen. Hier, bereits durch seine vorausgeschickten Briefe auf Außerordentliches vorbereitet, erneuerte sich für ihn der Triumph, der ihn bis dahin auf seinem ganzen Wege empfangen und begleitet hatte; und die mitgeführten Indianer in ihrem nationalen Kostüme, die Thiere, Gewurzpflanzen, Geräte und glänzenden Kostbarkeiten einer aufgefundenen neuen Welt dienten, öffentlich zur Schau gestellt, seinen Einzug in die Hauptstadt zu verherrlichen. In der Mitte des versammelten Hofes, dem Throne herab, empfingen Ferdinand und Isabella den nummehr in seiner vollen Trefflichkeit erschanten Mann mit gedrubener Auszeichnung; und hier erkaltete er nummehr den mündlichen Bericht von den wichtigsten Ereignissen der Fahrt und ihren Resultaten, welche er gleichwol nur als die Vorboten noch größerer Entdeckungen und Vorthelle bezeichnete. Ein feierliches Leberaum, von der Versammlung angestimmt, und von dem auf die Knie niederbeugten königlichen Paare selbst mit Inbrunst beangangen, folgte auf diese vornehmene Kunde; und an eine so erhebende Scene schloß sich eine Reihe von Festen und Ehren, deren Mittelpunkt Colombo war, während gleichzeitig sein gefeierter Name durch ganz Europa flog. Wachte sich auch, am Hofe selbst, wie die stante Anrede von Colombo's Ein in gewissen scheint, schon frühzeitig der Neid gegen ihn erheben, so lag doch schon in der Gutmüthigkeit, womit die Herrscher Spaniens ihn bezugnadigten, die den stolzen Adel ein Pflichtgebot, den nämlichen Fremdling, der noch unlängst ein Gegenstand der Geringschätzung und selbst des Spottes gewesen, in jeder Weise zu ehren.

Jetzt aber galt es den spanischen Monarchen ebenso wol, sich die Anerkennung des Rechts auf die Herrschaft über jene Erbküste zu sichern, als dasselbe zugleich durch wirkliche Besitznahme zu erbärten. Für jenes schien in der Entscheidung des apostolischen Stuhls eine hinreichende Bürgschaft zu liegen, insofern hier nur von Gebieten der Ungläubigen die Rede konfente; und es durfte, um ähnlichen Ansprüchen des portugiesischen Hofes zu begegnen, sich nur um eine Grenzlinie handeln, welche die Oberherrlichkeit beider Kronen schiebe. Papst Alexander VI. nahm auch keinen Anstand, die berühmte Bulle auszusstellen, wodurch der Riß — späterhin aber der

70ste Grad westlicher Länge von Ferro als Markstein ihrer Dis- und jenseitigen Gerechtigkeit, unter alleiniger Bestimmung der Einführung des christlichen Glaubens, fest gestellt wurde. (Vgl. den Art. De marcatione Linie.) Allein um diesen ideellen Rechten zugleich auch die reelle Verwirklichung hinzuzufügen, war der kastilische Hof nicht minder geschäftig, unmittelbar eine bedeutendere und zweckmäßig ausgestattete Armada in jene unendliche Welt in Indien benannte Weltgegend zu entsenden. Juan Ponce de Fonseca, Archidiaconus von Sevilla, ein versuchter Hof- und Geschäftsmann, aber auch von heimsüchlichem und rachsüchtigem Charakter, und eben darum, von jetzt an, der verderbliche Wurm an der Wurzel eben soviel von Colombo's Glück und Ruhe, als von dem Geschehen all seiner ferneren Unternehmungen, — erhielt auf eine lange Dauer die obere Leitung so wie dieser Ausrüstung, so auch sämtlicher Angelegenheiten der neuen Welt, welche fortan freilich eines geregelten Geschäftsganges um so mehr bedurften, als die Regierung alle Kosten der Colonisation zu tragen, gleichmäßig aber auch den vollen Gewinn aus derselben zu ziehen beabsichtigte.

Mit beispielloser Thätigkeit, und nicht ohne Anwesen- dung mancher herben Gewaltthaten, brachte Fonseca die erforderlichen Fonds der neuen Ausrüstung zusammen, beschleunigte die Auswahl der Schiffe, verfügte die Anstellung der königlichen Beamten, wie der Mannschaften, und betrieb die Anschaffung der Lebensvorräthe, des Kriegsbedarfes, und was sonst irgend den Erfolg dieses Seeruges sichern konnte; so daß Colombo, welcher in allen seinen Wunden und Vorrechten auf neue bestätigt und noch besonders zum General-Capitain der Armada, mit unbeschränkter Gewalt über deren Bemannung, über die Niederlassungen in Indien und alle noch weiter auszu- führende Entdeckungen ernannt worden, bereits am 25. Sept. 1493 den Hafen von Cadix, unter dem Jubelsturm der Volksmenge und an der Spitze einer wohlbesetzten Flotte von 17 Segeln, verlassen konnte, jedoch nicht, ohne zuvor mit Fonseca und dessen Creaturen über einzelne Geschehnisse der Ausrüstung, zumal seines eigenen Haudbatts, in mancherlei Zwispalt gerathen zu seyn. Ein allgemeiner Enthusiasmus hatte sich damals der spanischen Nation bemächtigt; und so wie sich, in unseliger Selbsttäuschung, die Habgucht zur Habsinnigkeit an dieser glänzenden Unternehmung drängte, um in jenen gepriesenen Gold- und Specereiländern einer schnellen und leichten Bereicherung nachzugehen, so nicht minder der ritterliche, durch die bisherigen Wauerkriege genährte Abenteuerdurst, um Abenteuer aufzusuchen und Länder und Reiche zu unterwerfen, im Gefolge eines fanatischen Verzehrs: Eis- fers, dem es schmeichelte, dort die Herrschaft des Kreuzes zu gründen. Mehrere feste Degen, wegen Mangel an Raum zurückgewiesen, schiffen sich sogar heimlich auf der Flotte ein, so daß sie in Allem nahe an 1500 Köpfe zählte.

Colombo hatte die Befehle, sich den der portugiesischen Küste, wo immer noch böse Ansichten brühten, fern zu halten, und steuerte wiederum nach den Canarien, um hier die letzten Reisebedürfnisse zugleich mit einer Anzahl von Hausvögeln, Geflügel und Fruchtobstbäumen für seine

neue Colonie einzunehmen. Am 13. Oct. verlor die Flotte Ferro aus dem Gesichte; sie nahm aber ihren Lauf noch südlicher, theils um sich eines noch kräftigeren Passats Windes zu versichern, theils aber auch um in dieser Breite, wie der Admiral hoffte, sogleich auf die wunderbaren Länder der Cariben zu treffen. In der That führte eine glückliche und kurze Fahrt quer über den atlantischen Ocean sie bereits am 2. Nov. ins Angesicht der Insel Dominica, und so von Tage zu Tage in die Nähe von Maria galante, Monserrat, Antigua, St. Martin und Sta. Cruz, wo sie bald hier, bald dort landete, im fruchts- losen Versuch, mit den schwarzen Insulanern, die man vielmehr aus unzweideutigen Spuren als Menschenfresser erkannte, in einen friedlichen Umgang zu treten. Selbst den Gefangenen, die man machte, schenkte eine unbegreif- bare Wildheit eigen. Der Admiral gab indeß gar jetzt die genannte Untersuchung dieser reichen Inselgruppe der Antillen auf, um sich desto schneller des Schicksals seiner Colonie in la Rabididad zu verschern. Noch aber entsetzte er im Vorbeigehen eine größere Insel, nachmals Portorico benannt, und von einem friedliebenden und gestifteten Menschenstamme bewohnt; erlöschte dann die blühende- ste Spitze von Hispaniola, und sah sich endlich (27. Nov.) dem Punkte seiner Niederlassung gegenüber.

Hätte Colombo auch nicht sofort und dem todtten Schweigen, das längs der Küste herrschte, eine schwarze Ahnung schöpfen müssen, so konnte ihn doch bei seinem Zanken der Anblick des verdorbenen und gewaltsam durch Feuer zerstörten Forts über das traurige Schicksal der zurückgelassenen Besatzung ins Klare setzen, so wie auch das benachbarte Dorf des Cayiten eine ebenmäßige ver- lassene Grandstube zeigte. Bald auch ergab sich aus den Berichten der Eingebornen, wie ihre weißen Gäste, so bald der Admiral den Anker gehoben, sich allen rohen Eingebungen der Habgier und Sinnlichkeit gegen die Insulaner überlassen und die Bewuid derselben aufs äußerste getrieben, während sie zugleich, uneinig unter sich selbst, jede militärische Disziplin und Wachsamkeit hintangesezt. Dennoch würden die armen Verdrückten dies barte Joch noch ferner getragen haben; allein ein neuer furchtbarer Feind, eiferrig auf die erlangte Gewalt gegen Eins bringlinge, hatte sich gegen sie erhoben, ihnen den Untergang zu bereiten. Dies war der Cayte Coanabo im Innern des Landes, ein Abenteuerer von caribischer Abkunft, der sich in früherer Zeit jenen Bezirk unterworfen hatte und auf der Insel allgemein gefürchtet wurde. Er überfiel die Wälfischen in ihrem Fort, meißelte sie die auf den letzten Mann nieder, setzte das Gebäude in Brand, und ließ auch ihren indianischen Nachbarn, welche sogar auf ihrer Seite gekämpft und verwundet worden, eine gleich feindselige Behandlung widerfahren.

Guacanagari, obwohl in seiner freundschaftlichen Gefinnung unverändert, ward dennoch den neuen Anköm- lingen, zumal dem finstern Röthch Doyle, welcher, als apostolischer Vicar, eines bedeutenden Einflusses genoß, bald ein Gegenstand des Argwohns; und eben die durch ein ähnliches Gefühl bei ihm selbst Anregung, hatte der Cayte es für das Sicherste gehalten, sich der Gewaltthaten seit der Spanier durch eine schleunige Flucht landeinwärts

zu entziehen. Inzwischen stößte Alles, was jenen hier widerfahren war, ihnen einen Widerwillen gegen diesen Ort ein, der auch wirklich durch seine niedrige und ungesunde Lage sich wenig zu einer blühenden Niederlassung eignete. Colombo ersah daher einen günstigeren Ort an einer Bucht der Küste, der alle bisher vermischte Vortheile in sich zu vereinigen schien und überdies zu nächst an die Goldberge von Cibao stieß. Hier geschah nunmehr die Ausdifferenzierung, und alle Hände setzten sich in Bewegung, die junge Colonie zu gründen, welche vom Admiral, zu Ehren seiner königlichen Beschützerin, den Namen Isabella empfing. Als bald auch erhoben sich, neben den Hütten der neuen Ansiedler, einige kleinere öffentliche Gebäude. Aber nur zu bald sah sich dieser rege Eifer gehemmt durch die Krankheiten, welche, als Tribut des heißen und ungewohnten Klima's oder der langen Reise, unter den Colonisten ausbrachen, so wie durch die ermüdende Unlust so vieler, die unter diesem fernem Himmel nicht hatten arbeiten, und im Schwitze ihres Angeichts tagelöhnernd, das Leben fristen, sondern sich faul und in voller Gemüthsruhe Gold und Schätze häufen, oder, sich mit ihrem Schwerte Bahn brechend, die Herrlichkeiten und den Luxus Carbas's und Cipangos genießen wollten. Colombo selbst suchte sich ebensoviel durch Krankheit, als die Sorgen seiner Verantwortlichkeit seit für den glücklichen Erfolg schwer belastet, ohne gleichwohl Muth und Hoffnung aufzugeben. Die Grotte sollte, zum größten Theile, für ihre unmittelbare Heimkehr mit den Ergebnissen dieses für unersichtlich reich gehaltenen Bodens beschränkt und dadurch die gespannte Erwartung des Mutterlandes befriedigt werden; und diese Produkte, besonders die edlen Metalle, ließen sich nur im Innern des Landes erwarten, welches zu dem Ende näher erforscht werden mußte. Der ritterlich fühne Don Alonso de Djeba übernahm diesen waghalsigen Zug, der ihn in das furchtbare Caonabo's Gebiet führen sollte, an der Spitze einer kleinen wohlbewaffneten Schaar, und drang ungehindert bis in die Gebirge von Cibao vor, ohne weder auf jenen feindseligen Cajiten, noch aber auf Spuren einer höhern Civilisation oder die geträumten Reichthümer, außer einigem Goldsand in den Bächen, zu stoßen. Doch schloß man aus dem letzteren Funde immer noch auf unermeßliche Naturerschätze im Innern der Berge, und ließ die Hoffnung zu Anlegung von Bergwerken und einer belohnenden goldenen Ausbeute nicht sinken.

Zwölf Schiffe des Seefuhrwarskehrten demnach wirklich nach Spanien heim; weniger beladen mit dem bisherigen geringen Funde jenes geschätzten Metalls und den Früchten und Pflanzen dieses Bodens, als mit den glänzenden, aber weit aussehenden Hoffnungen für die Zukunft, mit welchen Colombo sich noch immer wiegte. Zugleich forderte er vom Mutterlande her, neben neuen Unterstüzungen aller Art, besonders auch künftige Bergleute; wogegen er, in einer unglücklichen Verirrung seines Geistes, vorschlug, künftighin, als vortheilhaftesten Nachschuß, Karibische, carabische Sklaven nach Spanien zu senden, welche, durch Vererbung zum christlichen Glauben, das, was für Hindernisse an Glück und Freiheit einwirkten, reichlich im Himmel wieder gewinnen würden; —

ein Vorschlag, welcher jedoch von der Königin, der stets milde gefürzten Beschützerin der Indianer, edelmüthig verworfen wurde; während im Ubrigen der Eifer für die begonnene große Unternehmung sich bei Hofe, wie in der Nation, noch immer unermindert erhielt. — Anders stand es zu Isabella, wo Unzufriedenheit, Niedergeschlagenheit und endlich sogar offene Weigerung ausbrachen, und, unter der Anreizung des königlichen Controleurs Bernal Diaz, mit nichts Geringerem umgingen, als sich der noch vorhandenen Schiffe gewaltsam zu bemächtigen, und auf denselben nach der Heimath zurückzuführen. Noch entdeckte der Admiral diesen gefährlichen Plan vor der wirklichen Ausführung; und wenn er gleich den Rädelshäupter, zumal seinen vornehmsten Mitschuldigen, nicht ganz nach Verdienst bestraft, so konnte doch selbst diese Milde ihm die Herzen nicht wiedergewinnen, die ihn ihre gegenwärtige unbequeme Lage als unvermeidliche Schuld in Rechnung brachten.

Dem Admiral selbst war es für diesen Augenblick von der ersten Wichtigkeit, den District von Cibao, auf welchen sich alle seine Hoffnungen stützten, genauer kennen zu lernen, um dort mit gewonnener Hand eine zweite Niederlassung zur Gewinnung von Gold-Erzen zu gründen. Man stieg auf diesem Wege über die vorliegenden Bergketten in die üppig reiche Vega Real (Königs-Ebene), von der zahlreichen Bevölkerung gatreifend aufgenommen, und drang dann in die hohen und rauhen Goldgebirge von Cibao ein. Hier ließen häufige Goldflüßchen in den herabströmenden Bächen auf eine nahe und mächtige Ader dieses köstlichen Naturproducts schließen, und hier, an einer wohlgeeigneten Stelle, beschloß Colombo auch, sich durch Anlegung eines festen Stützpunktes, den er St. Thomas nannte, dieses Districts Meister zu machen, indem kleinere Streifpartien das Land in noch weiterem Umfange erkundeten. Zugleich ward ein Tauschhandel von europäischen Spielwaren, aber nur gegen Gold, eröffnet, das die Eingebornen, Angesichts der Spanier, aus dem Vachsande wuschen. Im Ganzen jedoch erschienen sie dem Beobachter als ein schwaches, arbeitsscheues Geschlecht, aber von der reichen und lieblichen Natur selbst, worin es lebte, in dieser sorglosen Trägheit begünstigt.

Eben diese milde Natur versprach aber auch der jungen Colonie Isabella binnen kurzem ein frühliches Gedeihen aller dorthin verpflanzten europäischen Produkte; wogegen der Voss St. Thomas, dessen Besatzung, gleich nach der Entfernung des Admirals, es in gleicher Weise, wie weiland die in La Rabida, trieb, bald in Noth und Verdrängung gerieth, während zugleich Caonabo sie mit einem feindseligen Angriff bedrohte. Hier wie dort aber fuhren die schädlichen Einwirkungen des Klima fort, jene tropischen Fieber zu erzeugen, zu denen sich noch, neue, hier wahrscheinlich einheimische Krankheiten gesellte, welche die Ausdifferenzierungen der iberischen Rasse zu schnell bestrafte. Auch die mitgebrachten Mumboräthe verdarben, und die Spanier gingen schwer daran, sich an die einfacheren Nahrungsmittel der Indianer zu gewöhnen. Vermehrte Anstrengungen zum Aufbau des Bodens, wie der Augenblick sie forderte und Colombo sie mit Ernst anordnete, erweckten neues und vermehrtes Midergungn,

und dies ward, sowie von den Beamten der Krone und den stolzen Hidalgo's, so besonders vom Vater Voyle gemäht, der sich in seinem Dünkel von Colombo zurückgesetzt wähnte. Zwar mußte der feste Sinn des letzteren sich wohl rücksichtslos Gehorham für den öffentlichen Dienst zu verschaffen; doch ward diese Strenge, indem alles sie als eine unenträglich Trännel und Mißhandlung beschrie, eine neue, nie verlegende Quelle des Hasses und der Ausseindung gegen ihn, sowohl hier, als späterhin im Mutterlande. Noch ward dies ungünstige Licht, in welches er sich gestellt sah, vermehrt durch die widrigen Erfolge eines neuen, in starker Anzahl und in weiterem Umfang unternommenen Entdeckungszuges, welchen der Unterbefehlshaber, Pedro Marguerite, nach den strengsten und wohlbedachten Vorschriften des Admirals, gleichwohl so übel ausführte, daß er, mit gänzlicher Vernachlässigung derselben, die Eingebornen mißhandelte und ihre Gemüther empörte, seinen Hauptzweck aber, Caenabo's Gefangennehmung, verfehlte.

Unter allen diesen Sorgen hatte Colombo das eigentliche große Ziel seiner diesmaligen Reise, die Auffindung des asiatischen Continents, keineswegs aus dem Gedächtnis verlorren, und ging (den 24. Apr. 1494), nachdem er seinen jüngsten Bruder, Don Diego, zum Stellvertreter in Isabella eingeſetzt, mit drei kleineren, aber auch um so leistungsfähigeren Fahrzeugen zu dieser neuen Entdeckung reiste gegen Westen unter Segel. An der östlichen Spitze von Cuba angelangt, verfolgte er nimmermehr die südliche Küste dieses Landes, das er für das äußerste Ende Afrikas halten glaubte. Er landete nach und nach auf verschiedenen Punkten in tiefen und berückelten Buchten, hatte einzelne friedliche Zusammenkünfte mit den Eingebornen, und erhielt hier neue Kunde von einer großen Insel im Süden, als dem wahren Goldlande, dem er auch, von früher Begierde gestachelt, ungesäumt in der angegebenen Richtung entgegenkehrte (den 3. Mai). Es war die Insel Jamaica, an deren nördlichem Gestade er auch bereits nach zwei Tagen vor Anker ging. Der erste kriegerische Empfang der Bewohner, gegen welche bei dieser Gelegenheit zum ersten Male einer von den berühmtesten spanischen Huthunden losgelassen wurde, verwandelte sich bald in eine freundliche Stimmung. Der Admiral fastete hier sein leicht geworbenes Schiff; fand aber in der Hauptsache nichts, was er vornehmlich suchte, und benutzte bereits nach wenig Tagen einen günstigen Wind, um nach Cuba zurückzufahren. Hier gerieth er bald, bei fortgesetzter weislicher Jagd, in das Inseln-Labyrinth, dem er den, jetzt noch beibehaltenen Namen „der Königin Garten“ beilegte, und nun um so sicherer hoffte, den asiatischen Archipel, den Marco Polo beschreibt, erreicht zu haben, da auch die Einnohnen von Cuba die fernere Ausdehnung ihrer Küste als unermesslich schilderten. Immer begieriger setzte er demnach seinen Weg an derselben fort, so sehr auch seine Gefährten zu wiederholten Malen erschraken durch die sich überall thürmenden Klippen und Sandbänke auf die Umfere drängten. Zuletzt ließ dies Genade in ein großes Cap südwestlich aus, welches ihm, zufolge des damaligen Standes der Geographie, als die Spitze der Chersonesus aurea (Halbinsel Malacca) des

Ptolemaüs erschien; und schon drängte sich seiner feurigen Seele der lächerliche Gedanke auf, nach dem Rufen einer völligen Erdumschiffung zu streben, als seine kühleren Begleiter, obwohl seinen Glauben theilend, dennoch in dem abgelenkten Zustande des Schwärmers einen nur zu triftigen Grund ausstellten, diesen Voratz wieder aufzuheben. So willigte er endlich in die Rückkehr, nachdem er, mittelst eines noch vorhandenen Documentes, sich die feierliche Versicherung ausstellen lassen, daß niemand am Verstehe des Beweises, sich hier an der Küste Afrikas zu befinden. Wäre indes Colombo nur noch wenige Meilen weiter gefegelt, so würde er sich von der insularischen Lage Cubas haben überzeugen können.

Auf dem nun angetretenen Heimwege entdeckte er insbeſondere (den 13. Juni) noch im Südosten die Insel Pinas, und hatte sich des Weges, den er gekommen, durch alle schon früher erprobte Gefahren und Hindernisse aufs neue hindurchzuringen. Nicht minder schwierig fand er es, sich von Zeit zu Zeit am Lande einige Erfrischungen zu verschaffen; Stürme drohten ihm den Untergang, oder vielmehr die Wüthe hemten die Verfolgung seiner Fahrt gegen Hispaniola. Er beschloß demnach, Jamaica an der ihm noch unbrannten Südküste zu umschiffen, wo indes ähnliche Gegenwinde ihn fast einen Monat lang aufhielten, aber die Schönheit dieser Insel einiger Mäßen vorüber durch solchen Verzug entschädigte. Erst den 19. Aug. verlor er sie aus dem Gedächtnis, um schon des nächsten Tages Cap Tiburoon auf Hispaniola zu erreichen, das er jedoch erst später als einen Theil dieser Insel erkannte. Er schiffte nun gleichfalls an der Südküste derselben hin; stüchelte unweit des Mündes von einem voraufgefahrenen Sturm in den Hafen Caona, und wurde in der Entdeckung des noch unberührten caribischen Inseln fortgefahren sein, wenn nicht die körperlichen und geistigen Anstrengungen auf einer Fahrt, wie sie vor ihm, an Dauer, Beschwernisse, Gefahr und Verrichtung für die Länderkunde, noch niemand gemacht hatte, seinen Kräften endlich überlegen geworden wären. Krank und schier in Bewußtlosigkeit gerathen, mußte er es geschähen lassen, daß sein nicht minder erschöpftes Schiffsvolk den nächsten Weg zurück nach dem Hafen von Isabella suchte (Ende Septembers).

Hier fand der kaum Genesene zu seiner hohen Freude seinen Bruder Bartholomäus vor, von welchem er seit mehrern Jahren getrennt gewesen, und von dessen Einsichten, Gedächtnis, Erfahrung und Energie er sich auf seinem verwinkelten Standpunkte eine willkommenen Unterstützung versprechen durfte. Ungesäumt auch befehlerte er denselben mit dem Vorkommen seines Abriantabo (Stellvertreter) anstatt des minder fähigen Diego, und das nur um so mehr, da der Zustand der Colonie während seiner Abwesenheit noch vielfach kritischer geworden. Marguerite, anstatt den militärischen Zug durch die Insel zu vollenden, hatte sich begnügt, in die reiche Vega hinabzusinken, und sich jeder Art von Schmelzgetreid und Unordnung, neben den härtesten Erpressungen gegen die Indigenern, zu überlassen. Die Weisungen Don Diego's fruchteten nur dazu, den Erolz dieses Hidalgo, der sich auf eine besondere Günst des Königs stützte, zu reizen, und ihn, wie alle seine Standesgenossen, dem Verfall:

haben noch höher zu verfeinden. Dieser Gegenpartei schloß sich demnachst, wiewol allen Widerwärtigen in der Colonie, der Vater Boyle mit grimmigem Hasse an, und seine Feindschaft war verdammt worden, Don Diego's Autorität hoch zu sprechen. Solchergehalt war es ihnen sogar gelungen, die Schiffe, mit welchen Bartholomeo angelangt, zur eigenmächtigen Rückkehr nach Spanien zu benutzen. Marguerite's Flucht ließ die Truppen ohne Anführer, und diese streiften nun tollends jeden Jügel der Mannschucht ab, bis ihre Ausschweifungen die geplagten Indianer zur Nothwehr der Verzweiflung, und damit zur nachthätigsten Feindseligkeit gegen die vereinigten und wehrlosen Unterdrückten reizten. Zugleich stand auch den Spaniern in Caonabo ein furchtbarer Gegner auf, welscher das Fort St. Thomas, obwohl vergeblich, 30 Tage lang belagerte, und, von mehreren Humpeln in der Insel unterstützt, selbst Isabella bedrohte. Nur der eble, obwohl verkannte Guacanagari blieb standhaft in seiner Freundschaft. Colombo fand es demnach dringend nothwendig, diesen jerrütteten Zustand der öffentlichen Angelegenheiten schnell und in geschickter Verbindung von Kraft, List und Milde zu beenden. Es gelang ihm, die Unversiegenheit seiner Waffenmacht im offenen Felde geltend zu machen, neue feste Posten im Innern anzulegen, einen einflussreichen Caiken sich zu verbünden, und, durch eine seltene Probe von Diebs's Treuen, Ritters Muth, mitsen in Caonabo's Gebiete, diesen Gegner zu berücken, zu fesseln und hinter sich auf seinem Rucke zu entsühren. Mit ungebeugtem Stolze trat der Carabe vor den Admiral und behauptete seine Würde, bis jener ihn späterhin als Gefangenen mit sich nach Spanien abführte.

Witterteile sah sich die Ueberlassung einem neuen Drangsale in dem steigenden Mangel aller Lebensbedürfnisse angesetzt, als zwei Schiffe aus dem Mutterlande den Ueberfluß dahin zurückführten, und auch die Zukunft durch Ueberbringung von Gärtnern und Ackerleuten auf diesem fruchtbaren, aber bisher vernachlässigten Boden sicherten. Colombo aber, von einem fast allgemeinen Munde der Eingebornen, zur Rache von Caonabo's Fall, bedroht, sah sich genöthigt, denselben mit seiner gesamten Streitmacht, die sich auf 200 zu Fuß und 20 Reuter belief, in der Vega Real zu begegnen. Es kam alsobald zu einem Treffen, worin die feindliche Ueberzahl fast augenblicklich der europäischen Taktik, dem Geschütz, den Waffen und zumal den auf sie losgehetzten Bluthunden unterliegen mußte. Ständliche Niederhockung der indianischen Bevölkerung war die Frucht dieses Sieges, der leider! durch eine solche Verachtung des Admirals, nur zu sehr gemildert wurde. In der Nothwendigkeit nämlich, sich durch möglichst ergiebige Rückabgaben in der königlichen Gunst zu behaupten, sollten die Ueberwindenen durch fortwährende schwere Tribute aus den Goldwäschereien und Baumwollenspinseln sich für die Finanzen ausgiebig erweisen. Durch die auferlegte Last von unablöslicher Dauer ward der gesamte geistliche Zustand der Insulaner, ihr Lebensweise und ihr Lebensmuth bis zu Unentraglichkeit vernichtet. In dieser rettungslosen Lage, und träge von Natur, beschloßen die Unglücklichen, jedem Anbau der Felder zu entsagen, in die Gebirge zu flüch-

ten und solchergehalt ihre Tyrannen auszuburgern. Dem zur Steuer wurden sie nunmehr von den letztern bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgt und dem Wilde gleich gehetzt, bis sie selbst der Angst oder dem Hunger zu Tausenden erlagen. Dem gescheuchten Ueberrest blieb endlich nur die Wahl, zu sterben oder widerstandlos in seinen Häuten zurückzukehren und sich traurig unter das auferlegte Joch zu beugen.

Marguerite und seine Genossen waren indes am spanischen Hofe nicht säumig gewesen, den Zustand von Hispaniola und die Verwaltung des Admirals im ungünstigen Lichte darzustellen, ihn selbst aber, der seit mehreren Monaten verschollen sey, als das nur zu wahrscheinliche Opfer seiner neuen tollkühnen Irrfahrt, zu schildern. Der Beschrei fand Glauben; die öffentliche Meinung wandte sich von Colombo ab, und Ferdinand's natürlicher Widerstand fand es gerathen, einen vertrauten Agenten abzusenden, der sich an Ort und Stelle über die Quellen der seitheiligen Unordnungen genau unterrichtete, und, falls Colombo noch nicht zurückgekehrt sey, unter dessen Autorität geeignete Maßregeln zum bessern Bestehen der Völkersschaft treffen sollte. Die Wahl fiel auf den königlichen Kammerjunker Juan Aguado, der, als der Admiral's früherer Begleiter, und von diesem selbst als ein Ehrenmann empfohlen, das Land bereits kannte und seinen janzten Auftrag am gewissenlich mit berufenerlicher Schonung seines Ehrens ausrichten sollte. Alle diese Willkürungen erhielten noch ein neues Gewicht, als inzwischen auch die Berichte von Colombo's neuesten Entbedungen und Hoffnungen eintrafen; und Aguado ging bemuch mit einer neuen, zur zweckmäßigen Unterstützung der Colonie ausgesendeten Flotte (Aug. 1495) von Cadix unter Segel. Kaum aber war er zu Isabella angelangt, als er auch, derauf von der in seine Hände gelegten Gewalt, liebe Mäßigung aus den Augen setzte, und, mit Verkennung der Natur seiner Vollmacht, sich zum Inquisitor aufwarf, der nicht blos die untern Beamten, sondern selbst den Moscantabos vor sein Gericht soderte, und von dem Admiral nur, als von einem überwiegenen Verbrecher, sprach, dem er jedes Uebel, so die Colonie getroffen, zur Last legte. Colombo, der gerade im Innern der Insel abwesend war, ward von ihm mit der weitgetriebenen Anmaßung empfangen: doch anstatt (wie er gehofft haben mochte) denselben dadurch zu irgend einem besigen Schritte zu reizen, unterwarf sich der Beschuldigte besonnen, wenn gleich im Innern schmerzlich verwundet, der königlichen Willensmeinung, welche in Aguado's öffentlich verlesener Vollmacht ausgedrückt haben, und sah es gelassen mit an, wie jener, sich in alle öffentlichen Angelegenheiten mitschend, sein Ansehen mit Füßen trat, und alle seine alten Schwabenfrohen Gegner ebensoviel zur Eingabe von Beschwerden gegen ihn als seine Brüder ermunterte, als zum Jubel über seinen unzweifelhaften Sturz erregte, ja selbst die auf neue unruhig gewordenen Indianer zu einer gleichen Erwartung spante.

So zu gleicher Zeit seinen Stolz befriedigend, und seine Sendung für erfüllt haltend, schickte sich Aguado zur Rückkehr nach Spanien an: aber auch Colombo hielt es für dringend, ein Gleiches zu thun, und durch per-

fönlliche Vertheiligung die nachtheiligen Einbrüche wo möglich zu verdrängen, welche Drib, Verleumdung, Räufetucht und Bosheit gegen ihn hervorgerufen hatten. Noch lagen indeß beider Schiffe in der Aufrüstung, als sich ein schrecklicher Orkan erhob, wie er dort kaum jemals erlebt worden. Alle Fahrzeuge von des Kammerjunkers Flottille gingen im Hafen selbst zu Grunde; nur die Rina von des Admirals Entdeckungsgeschwader blieb, obwohl sehr beschädigt, zum Dienste brauchbar. Während nun dies seine hergestellt und aus den Trümmern der übrigen ein neues Gebäude für Aguado gegimmert wurde, fand Colombo eine neue Hoffnung und willkommene Beschäftigung in der zufälligen, auf eine romantische Weise gemachten Auffindung einer überaus reichhaltigen Goldmine an der Südküste der Insel, deren genauere Untersuchung selbst auf Spuren eines alten künstlichen Grubenbaues führte, und den, mit seinen andernseitigen Träumen eng verbundenen Wahn in ihm nährte, daß er hier Salomo's Ophir aufgefunden habe. Da auch jene Küstengegend die Lage von Jabelaba an Reiz und Fruchtbarkeit weit übertraf, so gebot Colombo sofort die Errichtung eines Forts in der Nähe jener Bergwerke, und dachte bereits auf eine Verpflanzung seiner Colonie in die nämliche Gegend, welche auch später ins Werk gerichtet wurde, und der nachmaligen Hauptstadt St. Domingo den Ursprung gab.

Als der Admiral sich endlich, in Begleitung seines Widersachers Aguado, und nachdem er seinen Bruder Bartolomeo neuerdings in der angeforderten Würde seines Adelantado bestärkt, nach Europa einschifft (den 10. März 1496), brauchte er die weise Vor sicht, alle Kranke, Müßiggänger und Lustfresser, welche der Colonie bisher so vielfältig zur Last geworden waren, mit an Bord zu nehmen. Auf diese Weise, und mit Inbegriff von 80 Indianern, warf indeß die Bemannung der beiz den Fahrtenge mit dreizehnhundert Köpfen zum Übermaß beschwert: allein nicht minder nachtheilig ward den Heimskehrenden der zu südlich gehaltene Lauf, der sie, durch die Wirkung des Passats Windes, in einem vollen Monat nicht weiter, als bis zur Insel Guadelupe brachte. Nicht ohne Kampf, selbst mit den Weibern der Eingebornen, verschafften sie sich hier einige neue, bereits auf die Reize vergangene Lebensmittel: allein da die fortgesetzte Fahrt sie noch immer den Hemmungen des Ost-Passats aussetzte, so sahen sie sich, nach Verlauf eines zweiten Monats, wie es allen schien, noch weit von ihrem Ziele entfernt, als schon die noch übrigen Vorräthe dergestalt erschöpft waren, daß keine Verminderung der Portionen dem Hunger mehr zu wehren vermochte, und die Meinung einiger Bergweisselnden bereits dazwischen schwankte, ob man die mitgeführten Indianer schlachten, oder, als unnütze Verzehrer, über Bord werfen sollte. Kaum vermochte Colombo diese Unmenschlichen durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß sie gleich des nächsten Tages das Cap St. Vincent erblicken würden. Verwirrt in den eigenen Berechnungen, verlaßten ihn die unsandigen Sternereute, aber betrachteten ihn auch wiederum als ein Cretin, da seine Verbesserung pünktlich in Erfüllung ging, und sie (den 11. Juni) in den Hafen von Carix einliefen. Caonabo war indeß, wegen dessen gebäu-

ten Missethaten, noch der ihn verheißenden Schwermuth gewichen, am Bord der Rina verstorben.

So wie die Spanier in dem Anblick des, aus der neuen Welt mit Colombo heimkehrenden, entweder trauerten, oder misanthropen und verarmten Gesandten von Glückwünschen wenig Nahrung für ihren frühern Eathusiasmus fanden, so war auch, ungeachtet eines gnädigen Bemüthungsschreibens und mancher Ermerlungen persönlicher Huld, sein Empfang am künftigen Hofe zu Burgos sehr verdrießlich von der Erwartung, welche seine geleisteten und noch zu leistenden Dienste ihm dargeboten hatten. Zwar schienen die Verleumdungen und Auflosungen seiner jahrelangen Feinde auf die gewogene Stimmung des Königs paares nur geringen Eindruck gemacht zu haben; allein es ließ sich gleich nicht in Abrede stellen, daß seine Entdeckung einer neuen Welt dem Schatz die bisherige Aufgaben als neue Zustöße zugesührt hatte, und daß dort um der Eifer, so wie das Vermögen zu Förderung seiner weiteren Entwürfe ziemlich erkaltet seyn mochte. Dies aber freilich um so mehr, da Herdinand's politische Verwickelungen eben damals die vollen Staatskräfte in Anspruch nahmen, und die unsichern Erfolge einer neuen Aufrüstung, wie Colombo sie gefordert hatte, die darauf zu verwendenden Summen kaum aufzuwiegen schienen. Obgleich also (besonders durch Jabelabens handhafte Vergünstigung) seine eingezeichneten Pläne zu einer dritten, die endliche Erreichung und Untersuchung des ostafrikanischen Continents bewerkstellende Reise aufgeheßen, seine Würden und Ehren bestärkt, neue Vortheile ihm zugesichert, und endlich selbst auch die Gelder dazu angewiesen waren; so verzögerten dennoch die verwickelten Finanzen des Hofes, die laue, ja feindsichtige Stimmung des Publicums, das eben sowohl die Schiffe, als die Freiwilligen zu dem angeländigten Zuge verweigerte, und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit, die einen mit Gewalt zu pressen, und die andern durch Leerung der Gefängnisse zu erstickn, die Vorbereitungen um so mehr, als alle Widerwille, mit Fonseca, dem Oberaufseher der Expedition, an ihrer Spitze, nichts unterließen, was streben, auf die Wünsche des verpönten fremden Emporkömmlings einwirken konnte. So geschah es denn, daß das Jahr 1498 heranrückte, bevor diese Hemmnisse durch Colombo's oft sehr erregende Geduld und Ausdauer besiegt werden konnten.

Am 10. Mai hob endlich die Flotte von sechs Schiffen, mit welcher der Admiral seine neue Fahrt antreten sollte, die Anker, um auf dem bisher noch unersuchten Wege in der Parallele der Capverdischen Inseln, oder noch näher gegen den Äquator, gegen Westen zu wehren, und so, wie er vermeinte, um so gewisser auf das feste Land von Hinter Asien zu stoßen. Auf der Höhe von Ferro entsandte er die Hälfte seines Geschwaders in der nächsten Richtung gegen Hispaniola zur Versorgung der dortigen Niederlassungen; er selbst ging nach den vorgenanten Inseln ab, die jedoch seiner Hoffnung, sich hier mit frischen Vorräthen zu versehen, wenig entsprachen. Allein indem er (bis Mitte Juni) gegen Südwesten und bis 5 Grad nördl. Br. in den Ocean einbrach, geriet er in Windstille, die, drei

einigt mit den Wirkungen einer schiefelrechten Sonne, jede menschliche Kraft zu lähmen schienen, und erst in weiterem Abstand vom afrikanischen Continente einem abkühlenden und günstig fördernden Passat-Winde weichen. Dennoch raubte die Fahrt so viel an Zeit, daß bereits wiederum Muthlosigkeit unter der Mannschaft einriß, und der Admiral, auf der Höhe der Canarien angelangt, die Aufsuchung derselben in einem nordöstlichen Laufe begangen hatte, als, mit der letzten Tonne des Wasservorraths aus den Schiffen, im gegenwärtigen Augenblick, die Insel Trinidad (den 31. Juli) vor seinen Blicken aufstieg. Hier, an diesem überaus fruchtbaren und frisch grüncnden Geslande, befreidigte er das Bedürfnis seines Durstes, ward aber zugleich unaufhaltsam zu neuen Entdeckungen hingezogen, da er gegenüber im Süden eine sich niedrig hinziehende Kiste wahrnahm, die er gleichfalls für ein Inseland hielt, ohne zu ahnen, daß er hier, unweit des Orinoco-Strömes zum ersten Male die Terra firma wirklich erblickte, welche so lange das Ziel seines rastlosen Strebens gewesen.

Eine Zusammenkunft mit den wohlbewehrten Eingebornen ließ nicht füglich ab: aber auch, als sich dieser Empfang allmählig in gastfreundliche Vertraulichkeit verwandelte, blieb hier, im Golf von Paria, die Sicherheit seiner Schiffe, wegen der sichtbaren Strömung in beiden Richtungen bescheiden, noch immer bedenklich, bis er, nicht ohne Gefahr, den nöthigen Ausgang durch die Bocca del Dragon in das offene carabische Meer fand. Dennoch mochte sich Colombo nicht sofort von der Küste eines Landes trennen, wo er einen Reichthum seltener Perlen vorgerathen hatte, sondern verfolgte sie noch in westlicher Richtung bis zur Insel Margarita, wo seine Hoffnung in eine glänzende Erfüllung zu gehen schien und er in große Versuchung gerieth, noch länger zu verweilen, oder in dieser Vertiefung Meeres weiter vorzudringen, wenn nicht überhandnehmende Müd- und Augen-schwäche, zusamt dem drohenden Mangel an Lebensmitteln, ihn genöthigt hätten, Hispaniola auf dem nächsten Wege zuweisen. In fünf Tagen durchschritt er jenes Binnenmeer, ohne auf neues Land zu gerathen, und erreichte die Südküste jener Insel unweit der neuen spanischen Niederlassung, wo sein Bruder Don Bartolomeo, von seiner Erscheinung benachrichtigt, ihm freudig entgegenkietete.

Der Adelantado Bericht von seiner bisherigen Verwüstung der Insel beehrte den Admiral nur zu bald, daß er hier, anstatt auf Ruhe und Erholung, nur auf neue drückende Sorge zu rechnen habe. Der erste Grund in der jungen Hauptstadt St. Domingo war an einer wohlgeordneten Stelle zwar gelegt worden, aber es gab noch Striche im Westen der Insel tributar zu machen; und wiederum diese durch des Adelantado fluges Vornehmen sriehlich das zu bewegen worden, so konnte doch selbst eine Kette von militärischen Posten, quer durch das Land gezogen, es nicht verhindern, daß die Verdrückungen und Auswanderungen der subalternen Beamten, nimmte noch im Gefolge von sanftlicher Prospektmacherie, die Eingebornen Ketts von neuem wieder zu der traurigen Nothwendigkeit der Selbsthilfe drängten, welche unschädlich zu Vintorensen, Gewerthob und noch engerer Zusammenziehung ihrer

Ketten führte. Aber auch auf die Colonoisten wandte sich dadurch, in gerechter Wechselwirkung, Noth und Mangel an den ersten Bedürfnissen um so mehr jurück, als sie, nur nach Gold dürstend, noch immer säumten, das Land anzubauen. Zugleich erschien Don Bartolomeo's, des zuvor andenkanten Einbringlisses, Machtvollkommenheit in den Augen vieler Unzufriedenen nicht begründet genug, um seinen festen und strengen Anordnungen Gehorsam zu leisten. Dies offenbarte sich, als Francisco Kolban, ein schiger Kopf, den Colombo aus dem gemeinen Haufen nach und nach zum Vorken eines Alcalde Mayor oder Oberrichters der Colonie emporgehoben hatte, und der diesen für einen besseren Mann hielt, den demgegenwärtigen Plan faßte, sich selbst durch jedes Mittel der Hinterlist, und unterstützt von einer kleinen, im Stillen gebildeten Partei, zum Haupte der Niederlassung hinauf zu schwingen. Seine Ränke, seine Aufstellungen, seine goldenen Verheißungen bewirkten endlich ein geheimes Complot, in welchem es, mittelst eines wie von ungefähr entstehenden Anlaufes, auf das Leben des Adelantado abgesehen sein sollte. Durch einen glücklichen Zufall vermied der letztere diesen Streich; aber bald glaubte Kolban sich stark genug, es auf offenen Widerstand zu wagen, wobei die beiden Brüder des Admirals als die einzigen Schuldigen erscheinen, von ihm, als Oberrichter, verurtheilt, und ihm seidergehalt die Stufen gebildet werden sollten, sich, gleichsam wie zum Heil des Ganzen, ihres Oberbefehls zu bemächtigen.

Der Vorwand zu einer solchen Explosion war leicht gefunden. Dennoch scheiterte der Versuch an Don Bartolomeo's entschlossener Haltung, und auch ein Anschlag, sich mit seinen Speisegefellen des Forts Conception zu den weisern, oder selbst in Jabelas einzubringen, ward zu rückgewiesen. Indeß durfte der Adelantado seinen eigenen Truppen zu wenig vertrauen, um sie mit Nachdruck gegen den Empörer zu führen, der noch fortwähr, sich mittelst Aufständigung aller Bande der geselligen Ordnung zu behaupten, und selbst die unglücklichen Eingebornen verführte, auf seine Seite zu treten. So stand die Kolonie durch innern Zwiespalt am Rande des Verderbens, als (im Febr. 1498) neue, dringend-nothwendig gewordene Zusuhren und Truppenverföhrungen aus Spanien anlangten, zu gleich aber auch für Don Bartolomeo die königliche Befestigung in seinem Vorken und gewisse Kunde von des Admirals naber Erscheinung mitbrachten. Doch Kolban, nunmehr jedes Vorkandes beraubt, zog sich, anstatt an Unterwerfung zu denken, mit seinen Anhängern zu die westlichen Bezirke der Insel jurück, die zu Feindseligkeiten aufgereizten Indianern ihrem Schicksale überlassen. Diese wurden leicht übermächtig und selbst in die unzugänglichen Berg-Districte verfolgt; aber nur des Siegers mit Willkür gepaarter Enst vermochte es, sie mit ihrem düstern Loose einiger Wafen zu versehen.

So verwirrt war der Zustand der Dinge auf Hispaniola, als Colombo, krank und erschöpft, hier wiederum landete. Sein erster öffentlicher Schritt, solchen Unheil zu steuern, mußte sein, Kolban und dessen gefeglosten Anhang zur Kirchenschaft seines geföhrlichen Widersprechens zu fohren, der jedoch weit entfernt blieb, sich vor



seinem Bericht zu stellen, und sich in der angemessenen Unabhängigkeit auch um so leichter behauptete, da es ihm zufällig gelungen war, sich der drei, von dem Admiral vorausgeschickten Fahrzeuge und ihrer Vorräthe zu bemächtigen und den Auswurf ihrer Besatzungen an sich zu lösen. Um nun jeder weiteren Verführung zu steuern, blieb es das Hauptanliegen, den vielen Unzufriedenen in der Colonie die Aussicht zur Heimkehr ins Vaterland zu eröffnen, während den Meuterern selbst, aber vergeltend, eine völlige Amnestie des Vergangenen angeboten wurde. Beide Theile brachten indeß mit den rückkehrenden Schiffen ihre Beschwerden an die Gouvernante; gleichwol aber mußte einstweilen irgend ein friedliches Abkommen zwischen ihnen getroffen werden, wofern nicht die Colonie, welche ohne hin einer völlig neuen Organisation bedurfte, zu Grunde gehen, der Admiral aber verhindert werden sollte, seine Entdeckungsfreisen fortzusetzen; und dieser bequimte sich endlich, obwohl mit widerstrebendem Gefühl, zu den härtesten Bedingungen, die ihm von der freien Flotte abgedrungen, aber alsbald auch, unter den nichtigen Vorwänden, von ihr selbst wieder gebrochen wurden: denn sehr natürlich wich Noldan etwanige augenblickliche Reue einem verstärkten Troste, sobald er Kunde erhielt, daß seines Gegners wider ihn erhobene Beschwerden, durch Fonseca's feindseligen Einfluß, bei Hofe nur eine kalte Aufnahme gefunden. Seine Forderungen, auf eigene Rechtfertigung und augenblicklichen Vortheil für sich und die Colonie berechnet, mußten, wie unverschämmt sie auch waren, und wie ganz sie des Admirals Autorität zerstörten, abermals von diesem zugelassen werden, da selbst auch die Treue seiner nächsten Umgebungen mit jedem Tage zweifelhafter erschien. Der Oberrichter, obwohl scheinbar unter seiner Befehle würdiggelehrt, benahm sich fortwährend gegen ihn mit einem schier unerträglichen Uebermuth und begünstigte Mißbräuche, denen jener nur ein schmerzliches Schweigen entgegenzusetzen hatte. Die Colonisten verwandelten sich dadurch in Lebensberrern über die fruchtbarsten oder goldreichen Bezirke der Insel — b. in soulzengende Landeigentümer, denen die bisher freien Inbuanen als Dienstleute zugewiesen wurden; eine Einrichtung, die unter dem Namen der Repartitiens to's unsägliches Elend über diese Unglücklichen herbeigeführt und vornehmlich zur gänzlichen Ausrottung derselben mitgewirkt hat.

Gern wäre Colombo persönlich nach Spanien hinübergegangen, denn soviel um — was Briefe und Verträge immer weniger vermochten, — durch eine getreue und kräftige Darstellung dieses gehäuften Unfalls und der erlittenen Kränkungen dem getauften Königspaare die Augen zu öffnen, als seine zahlreichen Feinde und Verleumder am Hofe zum Schweigen zu bringen; allein seine Anwesenheit in der Colonie, zusamt dem Schatten von Autorität, den er etwa noch geriet, blieb für den Augenblick dennoch die unerlässliche Bedingung ihres Bestehens, und dies nur um so mehr, da um die nämliche Zeit (im Sept. 1499) Djebo, der tollkühn-abenteuerliche Gefährte seiner früheren Unternehmungen, mit vier, für eigene Rechnung ausgerüsteten Schiffen, zu einem nahe an Dreihundert streifenden Zuge an der westlichen Küste

der Insel erschienen war, wo sich, unter diesen Umständen und bei seinem desaströsen Charakter, das Schlimmste von ihm befürchten ließ. Nur ein eben so fähiger und schlauer Kopf, wie Noldan war, und für dessen Treue hier die Bürgschaft in seinem eigenen Interesse lag, konnte ihm mit einigem Erfolg entgegengetreten werden, um durch einen Verzicht auf Lust und Gernadtheit die verwegenen Pläne des ersten, worin sie auch bestehen möchten, unschädlich zu machen.

Es ergab sich bald, daß Djebo, von Fonseca begünstigt, genauere Einsicht in alle Berichte, Tagebücher und Charten von Colombo's neuerer Reise nach dem Golf von Paria, und bei erwachter Gierde, diese neue, vielversprechende Bahn zum Reichthum weiter zu verfolgen, auch die bereitwillige Autorisation zu jener Ausrichtung erlangt hatte. Verbunden mit mehrern Aventureuren, unter denen sich auch zufällig der florentinische Kaufmann Amerigo Vesputci und verschiedene frühere Seegefährten des Admirals befanden, war Djebo einen großen Strich, südlich vom Dronoco an bis in die Bai von Venezuela, an der Terra firma entlang gezogen, und demnach, nach einem Abscheu für den carabibischen Inseln, auf Hispaniola gelandet, um seine aufgegebenen Wunderräthe zu ersehen. Dieser schreiende, von oben gut geheißene Einmarsch in Colombo's Rechte, wie er in der ganzen Unternehmung Djebo's vor Augen lag, mußte sein Gefühl tief verletzen; wäre es nicht zugleich auch in noch höherem Maße durch die von dem letzteren verbreitete, anderweitige Kunde geschwächt, daß seine eigene Ungnade am spanischen Hofe und die nahe Zurücknahme des Oberbefehls am so entschwiegender sey, da die Königin Isabella, seine letzte Stütze, an lebensgefährlicher Krankheit darnieder gelegen. Djebo, von diesen Ansichten ausgehend und sich alsbald zu einigen der Unmürbigen von Noldan ehemaligen Speisegelenken wendend, beizete nicht allein Lust, mit Hilfe derselben dem Admiral die Spitze zu bieten und selbst ihn von der Insel zu verjagen; doch Noldan, der jeden seiner Schritte hütete, und beim mehrmals wiederholten Versuch von Thätlichkeiten einen überlegenen Widerstand von Lust und Entschlossenheit entgegenzusetzen mußte, nöthigte ihn endlich, das Feld zu räumen und sich wieder nach Europa einzuschiffen.

Kaum war dieser ungelegene Gegner glücklich abgewehrt, so gezielte sich zu neuen Unruhen durch einen Zwist, der von Nebenbuhlerei bei einer indischen Schönheit zwischen Noldan und Don Hernandez de Quebara, einem seiner früheren Unheilsgenossen, ausbrach, und worin jener durch strenge Ausübung seiner oberrichterlichen Gewalt, zugleich die Herzen aller übrigen von gleichem Gesichte aufs heftigste gegen sich entzündete. Die alten Seeräuber der Parteiung erneuerten sich; es sollte bald nichts Geringeres, als den Tod Noldan und des Admirals gelten. Nur des letztern schnelle Entschlossenheit, womit er die Räubersführer nützlich in ihrem Schlafort einfing, raskte und festnahm, rettete ihn und jeden kleinen Rest von Geselligkeit auf der Insel. Die Hinrichtung des einen, die Einkerkierung der andern erdrückte die offene Empörung, welche im Begriff gestanden hatte, aufzuwachen; und jetzt erst begannen die Früchte einer bessern Ord-

nang in den geschicktesten oder beruhigten Gemüthern, sich allgemach in der Niederlassung zu zeigen. Colombo schärfte auf neue Muth genug, um auf die Verfolgung seines so lange geheimten Lieblingsplanes, die nähere Erforschung der Küste von Paria, zurückzukommen, deren eigentliche Natur als Continent er seitdem richtig erkannt hatte, und an welcher er die Errichtung einer Perlenfischerei bezwachte.

Während dieser günstigeren Wendung der Angelegenheiten auf Hispaniola schloß jedoch viel, daß des Admirals Betragen auch in Spanien im rechten Lichte erkannt worden wäre. Seine alten Widersacher und Reider vereinigten sich mit all den Unzufriedenen, welche aus der neuen Welt zurückkehrten, um laute Klagen gegen seinen anmaßenden Stolz, seine beleidigende Härte und seine Grausamkeit gegen die Eingeborenen zu erheben; — ja, daß er wol gar damit umgehe, sich jeder Abhängigkeit vom Mutterlande zu entziehen. Auf Ferdinands argwöhnische Seite machten diese ewig wiederholten Beschuldigungen einen immer tieferen Eindruck. Colombo hatte wenigstens insofern seine Erwaerungen getäuscht, als diese neuen Besitzungen jenseits des Meeres, anstatt seinen Schatz zu füllen, immer noch bedeutende Einlagen erforderten; und das jammervolle Bild von der Colonie, welches jener selbst in seinen Berichten hatte ausstellen müssen, ließ glauben, daß er sich — so es aus Unfähigkeit oder aus Mißverhalten — große Fehler in der Verwaltung habe zu Schulden kommen lassen. Eine so ausgedehnte Gewalt, wie sie ihm, und nicht ohne inneres Widerstreben, war übertragen worden, schien nicht länger in so allgemein verhaßten Händen bleiben zu dürfen; und so dachte denn der König je länger je ehnlicher darauf, abermals einen betrauten Bevollmächtigten hinüberzusenden, der sich an Ort und Stelle eine klare Einsicht in diesen wichtigen Gegenstand erwürbe, und wenn die Dringlichkeit es foderte, die Zügel der Verwaltung selbst ergreiffe. Nur Abscheß nicht zu bekriegende Abneigung gegen jenen des wider ihren Schützling zu ergreifende, hatte Verhinderung verhindert die Ausföhrung dieses zeitig gefaßten Entschlusses: aber auch sie ward mit dem Sturze des unzufriedenen, als er die von ihr gemißbilligte Maßregel, gegen seine Indianer als Sklaven nach Spanien zu senden, fortbauend für nothwendig erklärte.

Der Admiral selbst hatte um einen neuen rechtskräftigen Oberrechter, so wie um einen unparteiischen Schiedsrichter in dem Handel zwischen ihm und Nodra nachgesucht. Ferdinand vereinigte beide in der Person des Don Francisco de Bobadilla und übertrug diesem zugleich das Geschäft jener ihm so angelegenen Untersuchung in oberster Instanz; — ein Mißgeschick, das um so weniger zu etwas Gutem führen konnte, da Bobadilla mit einem der schärfsten Köpfe eben so viel Ehrgeiz als Leidenschaftlichkeit in sich vereinigte. Im Januar 1500 ging dieser endlich, mit den entsprechenden Vollmachten, so wie mit mehreren königlichen Unterschriften in blanco versehen, nach Hispaniola unter Segel. Seine Erscheinung in St. Domingo, wo Don Diego Colombo in Abwesenheit seiner Brüder beschligte, erregte Bewegungen im

verschleierten Sinne; doch ließ er nicht lange über die Natur seines Auftrags in Ungewissheit: denn so wie er den Fuß ans Land setzte, erschien ihm auch bereits des Admirals Straffälligkeit als entschieden. Er ließ sein erstes Beglaubigungs-Decret als königlicher Commissarius öffentlich vorlesen und foderte unerbittlich Don Diego und die andern Beschloßhaber des Plages auf, die noch verpöbheten Räubersführer des letzten Hochstandes vor sein Tribunal zu stellen. Auf die glimpfliche Entgegung aber, daß hinein nicht ihnen, sondern dem, mit höherer Gewalt des leidenden Admirals die Entscheidung zuzubeh, und von demselben erst eingeholt werden müsse, hielt es Bobadilla an der Zeit, einen zweiten, nur auf den Fall erfundener gänzlichlicher Misleitung der öffentlichen Angelegenheiten ausgedacht, stöhnlichen Befehl zu produciren, der ihn beehrte, das Gouvernement der Insel aus des Admirals Händen zu übernehmen; zugleich mit einem dritten, nur für den äußersten Nothfalle vorgesehenen Patent, wor durch Colombo, bei Strafe des Verurtheils, angemessen wurde, alle Festungen, Schiffe und anderes königliches Eigenthum an den neuen Statthalter auf der Stelle auszuliefern. So bemächtigte er sich, unterstügt von einer mit herübergebrachten Leibwache und dem auf das Versprechen der Übergabung aller rücksichtslosen Beschlüssen ihm feindlich zufallenden Pöbel, des Forts, ohne einen andern, als bloß wörtlich eingelegten Widerstand zu erfahren. Demnach nahm er des Admirals sämtliches Eigenthum, bis auf dessen geheime Schriften, in Besitz, ohne Rücksicht darauf zu geben, und belegte ihn und seine Brüder mit Schmähungen, als seien sie allesamt bereits in Spanien zu Verbrechen gestempelt und aller Ehren und Würden für immer verlustig verurtheilt worden.

Colombo, der eben damals mit Bartolomeo im Innern der Insel beschäftigt war, hielt, auf die erste Nachricht von diesen schier unglaublichen Vorgängen, dieselben nur für den tolldeceßigen Versuch irgend eines neuen Abenteurers, der, gleich Dieba, an diesen Küsten auf eigene Rechnung umherzwanderte: aber noch ungläublich er sich ersah ihm dies Alles, als eine nähere Kunde ergab, daß Bobadilla wirklich unter königlicher Autorität handelte. Gern hätte er noch geantwortet, daß dem also sey, und daß jener, eben wie einst Aguado, sich einer vernünftigen Anmaßung schuldig gemacht: doch, gerührt auf Alles, säumte Bobadilla nicht lange, ihm ein eigenhändig unterschriebenes, wortreiches Schreiben der beiden Souveraine zuzustellen, worin er aufgefodert wurde, ihrem Bevollmächtigten unbedingten Gehorsam und Gehorsam zu beweisen. Inmunde erlante Colombo wol, daß sein Sturz beschloßen, sein feierlicher Vertrag gebrochen und sein Regiment geendigt sey. Jedem ferneren Gedanken an Widerstand aufgeben, verfügte er sich, unbedingt, nach St. Domingo, wohin der neue Statthalter ihn beschiednen hatte, während zugleich alle seine Widersacher in der Colonie triumphierend dahin eilten, um jede Art der Klage auf ihn zu häufen.

Eben war Don Diego, ohne nähern Grund, verhaftet worden; aber auch den Admiral erwarteten, sobald

er die Stadt betrat, schimpfliche Gefellen, denen er sich, in ungeheurer Selbgröße, geblüht darbot. Ja, er sagte sich sogar in das Verlangen, seinen Bruder Don Bartolomeo, dessen energischer Charakter leicht eine gewaffnete Abwehr befohlen ließ, durch schriftliche Aufforderung zum leidenden Gehorsam zu verpflichten. Dieser gehorchte und ward nicht minder mit Ketten belastet. Während solchergestalt die drei Brüder in strenger Haft, von einander abgesondert, schwächten und von ihrem Richter so wenig eines Abblids, als einer Vertheiligung, gewürdigt wurden, ward jeder, der als Kläger oder Zeuge wider sie auftreten sollte, mit Freuden gehört, um eine Masse von eben so ungereimten und unwahren, als gehässigen Beschuldigungen aufzuhäufen, die dem neuen Gouverneur zur Rechtfertigung seines überciltten und ungeschickten Verfahrens dienen sollten. Zufrieden mit diesen gesammelten Documenten beachtete sich nun Bobadilla nicht länger, die vom rohen Pöbel laut verdöhnten und sich ihres Lebens schon verzichtenden Angeklagten in Ketten nach dem Mutterlande, zu Empfang ihres Richterpruchs, abzuführen, und Alonso de Villego erhielt den Auftrag, sie dahin, und zuverweilt in Jonsca's Hände, abzuliefern. Jener Ausseher indeß, so wie der Kapitän des Schiffes, fühlten sich gegen Colombo zu einem eben mäßigeren Betragen gedrungen und wollten ihn am Bord der Gefellen entlassen: doch der Gefangene, mit noch edlerem Stolz, wollte sie sich nur auf ausdrücklichen Befehl der königlichen Gelehrten, in deren Namen sie ihm angelegt worden, wieder abgenommen sehen; — ja, selbst dann noch sollten sie, als rechte Denkmale des Lohns für die Entdeckung einer neuen Erdbälfte, ihm stets vor Augen bleiben. Wirklich auch sah man sie, bis an seinen Tod, in seinem Gemache aufgehängt, und sein letzter Wille verordnete, daß sie ihm auch in seinen Sarg mitgegeben würden.

Inzwischen hüllte ganz Spanien, erschauet und unwillig, wieder bei der ihm dargebotenen Erscheinung des Admirals in den Ketten eines Verbrechers; und gerade dieses Uebermaß der Beschimpfung gewann ihm schnell die Gunst der öffentlichen Meinung zurück. Noch auffallender war die Wirkung seines persönlichen Auftretens am königlichen Hoflager zu Granada. Mitleid mit dem Gemüthselbst und Unwillen über die so freventlich gemißbrauchte Autorität des Thrones erfüllten Isabella's hochherziges Gefühl; noch weniger durfte Ferdinand seine innere Abneigung gegen den so schwer Verleibigten hindern. Ihrer beider entscheidender Ladel alles Vorgegangenen und die bestimmte Erklärung, daß Bobadilla ihren höchsten Schwurstracks entgegengehandelt, begleiteten, noch vor der Ankunft von des letzteren Klagepunkten, den Befehl, die Gefangenen sofort auf freien Fuß zu stellen und sie mit der ihnen gedehrenden Auszeichnung zu behandeln. Dem Admiral selbst drückten sie ihren Schmerz über sein erlittenes Unrecht aus; und diese wohlwollende Bestimmung wiederholte sich auch in dem Empfang, der seine ehrenvolle Audienz bei dem Königspaare bezeichnete. Stumm und in Thränen aufgelöst war er sich zu den Füßen desselben. Auch Isabella's Augen blieben nicht

trocken. Mund gegen Mund konnte ihm seine glänzende Rechtfertigung, wenn es deren noch bedurfte, nicht fehlen.

Noch aber hatten sich die Souveraine vor der Welt von dem Wafel des Unbanks gegen ihren verdienstlichen Unterthan zu reinigen. Jede weitere Untersuchung von Bobadilla's Anschwägungen ward auf der Stelle niedergeschlagen, er selbst des Befehls entsetzt, und Colombo vertrieben, daß allen seinerseits angebotenen Beschwerden abgeholfen, sein Eigenthum zurückerstattet und die Wiedereinsetzung in seine Würden und Rechte erfolgen sollte. Allein gerade diese letztere sacrificirte Beugungswünsche, um welche es dem Gefängten vornehmlich zu thun sein mußte, verzog sich in eine Länge, welche besser der eigensüchtigen Politik Ferdinands, als den Ansprüchen seines Dieners entsprach und auch nie bei dessen Leben erfüllt wurde. Der Vertrag mit dem Entdecker war dem Könige von jeder Art zu hoch gepostet und zu reich an schienfürstlicher Macht und Einfluß erschienen. Jetzt, da die Bahn gebrochen und an unternehmenden Seemännern aus Colombo's Schule kein Mangel war, konnte jener die fernern, auf ihre eigenen Kosten unternehmenden Entdeckungen, und die daraus zu ziehenden Vortheile wohl seileren Kaufs haben; und wirklich hatten bereits Dieba, Niño, die Vincon's und mehrere Andere, theils Cumana und den Amazonen Fluß, theils aber auch, von des Admirals Papieren und Karten geleitet, dessen Erforschung der Küste von Cumana wirklich bis weit in den Golf von Darien fortgesetzt, die königliche Erlaubnis erhalten, diese Länderstriche zu colonisiren. Indem sich nun Ferdinands Gesichtspunkte solchergestalt erweiterten, der schloß er, diese neuen Niederlassungen unter eine Hauptverwaltung zusammenzufassen, welche in St. Domingo ihren Mittelpunkt haben und unter der Leitung des neuen, aber ehrsüchtigen Nicolas de Ovando, der Bobadilla im Oberbefehl ablöste, gestellt werden sollte; wegen Colombo, der nummehr unbefähigter Fremdling, einmal entfernt von seinem Vollen, fortan am so leichter und sicherer in Unthätigkeit schien erhalten werden zu können. Den Vorwand des dormaligen Aufstandes bot der noch immer gährende Zustand der Dinge auf Hispaniola, wo der Admiral nur die alten ererbtenen Gegner vorfinden und vielleicht sogar sein Leben gefährden möchte; da her auch Ovando's Besatzung nur auf zwei Jahre lautete, binnen welchen derselbe dort Ruhe und Ordnung wieder herstellen sollte. Überdies lag ihm ob, für die Ermittlung und Erstattung des von seinem Vorgänger dem Admiral geraubten Eigenthums in sorgen und diesem alle Rücksichten an Einkünften pünktlich auszuspielen. So mochte denn Colombo allerdings glauben, nur wisse zu thun, sich dieser durch die Königin ihm versicherten Auskunst in Gehuld zu fügen.

Schwerer jedoch fand es sein Geist, sich der unthätigen Ruhe, die seiner nummehr wartete, gelassen hinzugeben. Anfangs warf sich seine stets geschäftige Phantasie auf den lange schon genährten Lieblingsgedanken, zur Befreiung des heiligen Grabes, die ohnehin das letzte Resultat seiner arden Entdeckungen hatte sein sollen, zu wirken. Indessen konnte freilich der Vorschlag eines sol-

den neuen Kreuzzuges, wenn er auch mit dem damals gen Zeitgeiste gut genug zusammentrafte, nicht sonderlich den Eingang bei einem Monarchen finden, dessen politisch-Enwürfe längst eine näher liegende und mehr weltliche Richtung genommen hatten. Dieses Erfolgs verfehlend, wandte sich demnach Colombo bald wider mit neuem Eifer zu dem ihm nicht minder angelegenen Pläne von Länder-Entdeckung zurück, wo ihm noch so Gutes zu leisten übrig schien. Erst vor Kurzem hatte Vasco da Gama das Problem der Umfischung der Südspitze von Africa gelöst; und alle Reichthümer des fernsten Orients begannen nunmehr in Portugal zusammenzustromen, während die Vortheile des Besitzes der neuen weltlichen Welt nur erst noch in weiter Ferne wankten. Wenn jenes Ereigniß Colombo's Seele nicht ohne eine edle Eifersucht ließ, so mußte noch weit mehr der eifersüchtigen Ferdinands Gemüth voll Reides gegen das ihm vorgelegte kleine Nachbarvolk seyn und ihn begierig machen, unmittelbar Antheil an jener unermeßlichen Erde zu nehmen. Colombo fand dabei auch ein ungemein offenes Ohr, als er dem Herrscherpaare zu einer neuen Fahrt, die ihn endlich nach dem so lange gesuchten Indien führen sollte, auf noch dünligere Beweise gestützt, darlegte. An der weiten Erstreckung der Küste von Terra firma nach Westen war jetzt kein Zweifel mehr übrig; allein eben so entschieden schien es ihm, daß die, in gleicher Richtung hinauslaufende Südküste von Cuba, als ein zweites asiatisches Continuum, zwischen beiden eine Meerenge voraussetzte, welche, einmal aufgefunden, uns selbst zu dem gewünschten Ziele führen müßte, und das nur mit um so überwiegender Wahrscheinlichkeit, wenn er nach der starken Erstörung nach Westen, (dem späterhin so benannten Golf-Strom), die er in der caribischen See gefunden und die jene Straße nur zum Abfluß dienen konnte, urtheilen sollte.

Eine neue vierte Expedition, unter des Admirals Führung, ward demnach beschlossen und in einer Weise ausgeführt, wie dieser sie für seine Zwecke entsprechend hielt. Sie bestand aus vier Schiffen von mäßiger Größe, die sich besser für jedes Fahrwasser eigneten, und aus einer Besatzung von 150 Köpfen. Ein Alter von 66 Jahren und eine lange Reihe trüber Erfahrungen hatten dem Geist des Anführers noch so wenig gebeugt, daß er mit vollem frischem Muthe (den 9. Mai 1502) auf diese weitaussehende und gefahrvolle Unternehmung von Cadix in See ging. Sein treuer Bruder Don Bartolomeo und sein jüngerer Sohn Ferdinand begleiteten ihn. Schon am 16. Juni langte er, nach einer überaus glücklichen Fahrt, bei einer der caribischen Inseln (wahrscheinlich Martinique) an, und wandte sich darauf, ankam, wie er ursprünglich gewollt, seinen Lauf gerade auf Jamaica zu richten, nach St. Domingo, um dort sein Admiralsschiff, das sich als einen sehr schlechten Segler zeigte, gegen ein anderes auszutauschen. Freilich hatte er die ausdrückliche Weisung, diesen Hafen, wo man von seiner gegenwärtigen Unruhe besorgte, nicht zu berühren: allein jener eingetretene Nothfall ersahen ihm hier als eine ausserordentliche Entschuldigung. Er fand die Flotte, auf welcher Dranto zu Bobadilla's Abfischung unlängst angekommen,

mit dem letzteren und Kolban, so wie mit allen ihren erpreßten Schätzen am Bord, zum Absegeln nach der Heimath bereit, und beistellte sich, vor dem Auslaufen derselben zu warnen, weil alle Zeichen eines nahen Orkans im Anzuge wären, zu dessen Vermeidung er selbst um die Vergünstigung bat, mit seinem kleinen Gefolge in die Hafen-Schuttsuchen zu dürfen. Obwohl jedoch, entweder aus Kleinlichkeit oder aus Eifersucht, oder sich buchstäblich an seine Instruktionen haltend, oder auch wohl weil er wirklich von des Admirals alten Feinden, welche durch die neuerlich durchgeführten Unterfuchungen noch höher gegen ihn eblitert seyn mochten, Unheil besorgte, verweigerte nicht nur dies Ansuchen, sondern schlug sogar auch jene wohl gemeinte Warnung in den Wind. Die Retourschiffe nach wohlgenuthet in See; aber schon nach zwei Tagen erhob sich in der That der vorherverkündigte Sturm, die Armada zerfiel vor ihm, wie Speu, und nebst vielen andern versank auch das Schiff, welches Bobadilla, Kolban und noch mehrere ihres Belichters samt ihrer so übel erworbenen Beute trug, in den Abgrund. Noch auffallender erschien es, daß nur das einzige schwache Fahrzeug, welches das dem Admiral jurisdicirte Gefolge zum Absegeln führte, im Stande blieb, die Reise nach Spanien fortzusetzen.

Colombo, eben so sehr bestürzt, als erbittert über seine unfreundliche Zurückweisung, hatte sich bei Zeiten in eine nahe wüsten Bucht nach einer Zuflucht umgesehen und erlitt von dem Ungemüthe einen minder bedeutenden Schaden. Nach einigen Tagen der Erholung lief er indeß, auf fortgesetzter Fahrt, südwärts von Jamaica, nach seiner frühesten Entdeckung, in den Gärten der Königin, hinauf; — wie es scheint, in der Absicht, die weitere Unterfuchung der Küste von Cuba auf dem Punkte wieder anzufangen, wo er sie vor acht Jahren hatte abbrechen müssen. Allein es erhob sich bald ein so günstiger Wind, daß er es vorzog, uns mittelbar gegen Südwesten in der Richtung fortzusetzen, wo er die geföhrte Meerenge zwischen den beiden Continenten vermutete. So besand er sich denn bald (30. Juli) vor der großen Bai von Honduras, landete auf der kleinen Insel Swanee und ließ dortselbst auf ein überaus großes Kanoe, das weiter nordwärts (von der Halbinsel Yucatan) gekommen schien und dessen Mannschaft ebenförmel einen sehr viel höheren Grad von Gestirnung, als größere Vollkommenheit in den mitgeführten Nahrungsmitteln und Geräthschaften zu Tage legte. Die freundliche Einladung dieser Indianer, ihnen in ein reiches und gewerblames großes Land im Westen zu folgen, (was unmittelbar zu der wichtigen Entdeckung von Mexico geführt haben würde) ließ Colombo, der nur mit dem Gedanken an jene Durchfahrt beschäftigt war, unbenutzt, und da er auch von dem vor ihm liegenden Golf dieses Ziel nicht ermarktete, wandte er sich alsbald, obwohl von bestigen Strömungen und anhaltendem Unwetter, so wie von harten Nichtenfällen in seiner Selbstsucht mitgenommen, nach Südwesten, längs der Küste von Honduras hin, die ihm zugleich als besonders goldreich geschildert worden. Erst nach vierzig mühseligen Tagen gelangte er an das Cap Gracias a Dios, das

ihm gestattete, einen um vieles schnelleren Lauf in einer ungleich günstigeren südlichen Richtung, neben der *Mesaquite* Küste hin, die zum 25. September zu verfolgen. Das Bedürfniß, sich und sein ganz erschöpftes Schiffsvolk zu erfrischen und die beschädigten Fahrzeuge auszubessern, bewog ihn, hier einen wohlgelegenen Ankerplatz zu suchen, wo sich auch bald, mit fluger Wägung von beiden Seiten, mit den Eingebornen ein freundschaftlicher Verkehr anknüpfte, der nur zuletzt noch unangenehm gestört wurde, als Colombo zwei derselben, um fundige Führer für seine weitere Reise an ihnen zu finden, gewaltsam am Borde zurückhielt.

Je weiter das Geschwader an dieser wohlbevölkerten Küste (die später den Namen *Costa rica* empfing) hinschlich, desto sichtbarer wurden an dem Schmuck der Indier die Kennzeichen eines Goldreichthums, der zu ganz neuen Hoffnungen berechtigte. Man näherte sich der Küste von Veragua, wo der eigentliche Boden jenseits des Metalls zu finden seyn sollte; und überall, wo man landete, erbiethen sich die anfänglichen Feindseligkeiten in einen ergiebigen Tauschhandel mit diesem Artikel. Doch Colombo betrachtete die so gewonnenen goldenen Bleche und Juwelathen für jetzt nur als Proben von den Erzeugnissen dieses Erreichlichen, und steuerte rastlos vorwärts. So erreichte er zwischen 9 und 10 Uhr. n. Br. einen äußerst sichern und lieblich umgebenen Hafen, den er deshalb *Puerto bello* nannte und, so wie bald darauf den minder bequemen Hafen *El Nireto*, zu abermaligen Ruheplätzen erlor. Allein schon bog sich die Küste stark nach Osten; beinahe ward der Punkt erreicht, wo die neuerlichen Entdeckungen eines Seefahrers, *Rodrigo Bastides*, längs der *Terra firma* ihr Ziel gefunden hatten; und keine Meerenge erschien vor Colombo's verlangenden Blicken! Ebensonenig deuteten Winde und Strömungen daß das Fein einer Durchfahrt an; vielmehr rührten sich die Berge landeinwärts zu himmelhohen undurchdringlichen Massen auf. Überdem hatte der Vohrweim seine Schiffe zernagt; die Mannschaften bezageln sich jeden Tag unruhigere mit den gehäuften Mühseligkeiten der Reise und verlangten laut nach der unlängst verlassenen Goldküste zurück. Alles traf demnach zusammen, um den Admiral, wenn auch nicht über eine so lang gehagte Lieblingsmeinung zu enttäuschen, doch einstweilen zum Aufgeben seines Vorhabens und zur Umkehr nach Veragua zu bestimmen. Die Vereitelung seiner großen uralten Hoffnungen, deren Schuld hier wirklich nur der Eigensinn der Natur zu tragen scheint, so wie der Vorwurf dieses Fehlschlagens, konnte nur durch den Gewinn jenes goldreichen Gebietes, dessen Nutzen nunmehr näher erforscht und benutzt werden sollten, einigermaßen aufgewogen werden.

Demzufolge richtete der Admiral (5. Dec.) seine Segel wieder nach Westen, hatte aber 30 Tage lang, um eben so viele Seemeilen zurückzulegen, mit Stürmen, Wasserhosen und den augenschmerzlichsten Gefahren des Untergangs, ja selbst dem Hunger bei verborrenen Lebensmitteln, zu kämpfen, bevor es ihm gelang, den

Fluß *Belek*, zunächst *Veragua*, der einen bequemen Ankerplatz darbot, zu erreichen. Man machte sich den kriegerischen Eingebornen bald verständlich, gewann ihr Vertrauen und ward, auf jede angelegentliche Erfindung, immerfort in die inneren Gegenden des Landes, als den eigentlichen Fundort des hier angetroffenen Goldes, vertrieben. Es galt demnach einer näheren Untersuchung derselben, stromaufwärts, unter Anführung des *Melantabo*; und wirklich zeigte man diesem einen Ort in den tiefen Wäldern, wo der Boden, hart unter seiner Oberfläche, wie mit Golde geschwängert erschien, und so von seinen Begleitern auf der Stelle ein Vorrath gesammelt werden konnte. Dabei erhielt er die Versicherung, daß die Oberfläche eines ganzen weiten Landstrichs nach Westen hin die nämliche natürlichen Beschaffenheit wahrnehmen lasse. Dennoch ergab sich binnen kurzem, daß nicht nur die eigentlichen Goldminen von Veragua ungleich näher gelegen, sondern auch noch um vieles ergiebiger seyen. Wäre Colombo durch diese Alles auch nicht aufs neue in seinem Wahn, hier an einem der reichsten Punkte *Hispaniens* gelandet zu seyn, befangen gewesen, so bot doch dieser Boden an sich selbst so unermeßliche natürliche Vortheile dar, daß ihm der Gedanke, hier eine Niederlassung und einen Stapelplatz für den indischen Handel zu gründen, zu nahe lag, um ihn von sich zu weisen. Don *Bartholomeo* erklärte sich bereit, mit dem größeren Theile der Schiffsbefehlungen, 80 Köpfen, hier selbst zurückzubleiben, während sein Bruder nach Spanien zurückkehren würde, um der neuen Colonie die nöthigen Unterstüzungen zuzuführen. Hütten und Magazine wurden an einer wohlgeegneten Stelle errichtet; das Land selbst bot einen reichen Vorrath von edelbaren Erzeugnissen, die Gewässer einen Ueberfluß von Fischen dar. Mit den Eingebornen, obwohl sie nicht ohne Scheu und Verwunderung diese wunderbaren Gäste bei sich verweilen sahen, suchte man in einem friedlichen Einverständniß zu bleiben. Nur der schnelle Verlauf der Reisezeit, welche den Fluß zu sehr zurückließ, um das Meer wieder gewinnen zu können, verhinderte den Mittelton nach der Absicht.

Inzwischen lag etwas in den unruhigen Bewegungen der Indianer, was besonders den Argwohn des *Diego Mendez*, eines Mannes von schlaumen und lauten Charaktern, aufregte; und sein näheres Kundschaftern that wirklich dar, daß eine bedeutende Streitmacht in der Nähe zusammengezogen worden, um sich der festen Eindringlinge mit gewaffneter Hand zu erwehren. Noch zweifelte Colombo an einer solchen feindseligen Absicht: allein *Mendez* verschaffte sich, mit schätzbarem Lebensgefahr, die Überzeugung im indianischen Hauptmannes selbst, daß es auf nichts Geringeres, als Ueberfall, Verwundung der Schiffe und Gekünder und Niedermordung aller Weissen abgesehen sey. Ohne diesen Angriff zu erwarten, ließ sich der *Melantabo* nur von seinem Rühmlichkeits leiten, rückte dem feindseligen Heer entgegen und bemächtigte sich, ohne Blutvergießen und in der Mitte seiner bestürzten Unterthanen, seiner Person und

Familie. Doch schon in der nächsten Nacht erfas der Gefangene die Gelegenheit, aus dem Boot, worin er abgeführt werden sollte, zu entschlüpfen. Schon war, unmittelbar darauf, der Admiral mit drei Schiffen auf die äußere Rhee ausgelaufen, als der gerettete und von Raube entbrante Häuptling seines Augenblicks wahrnahm, so heimlich und unversehens über die zurückgelassenen Spanier in ihrem Fort herzufallen, daß sie sich kaum zu sammeln und seinen Angriff, nicht ohne eigenen Verlust, zurückweisen vermochten. In gleichem Zeit war ein vom Admiral noch Holt und Wasser ausgefandenes Boot, obwohl unthätiger Zeuge jenes Kampfs, dennoch unvorsichtiger Weise den engen Fluß hinaufgefahren und hatte dort, bis auf den letzten Mann, seinen Untergang unter den Geschossen der Indianer gefunden. Ergriffen von einem panischen Schrecken über das Mordbad, entschwand nun auch plötzlich den Colos nischen der Muth, an dieser unwirthbaren Küste zu verweilen. Sie stürzten, trotz der Gegenrede ihres Anführers, eilfertig in das ihnen zurückgelassene Schiff; strandeten aber in der schiefen Wandung des Flusses und hatten nun den ganzen Längsum ihrer wilden Vörsfolger zu dulden, deren sie sich, am offenen Ufer, hinter einer Art von Verschämung nur mit Mühe erwehren konnten.

Der Admiral, unfähig aller dieser unglücklichen Vorgänge; fühlte seinerseits nicht geringere Sorge um das Ausbleiben seines Bootes, da er, bei der hohen See und heftigen Brandung, das einzige, ihm noch übrige nicht aufs Spiel setzen durfte, um Erkundigung am Lande einzuschicken; während die an Bord befindliche, gefasene Familie des Capitäns in der Nacht ihren Kerker gesprengt und sich theils durch Schwimmen gerettet, theils den freiwilligen Tod gegeben hatte. Mehrere Tage lang währte diese peinliche Lage an beiden Seiten, bis endlich der Pilot Pedro Ledesma sich dazu hergab, durch die Brandung zu schwimmen, und auch das Ufer und seine bedrängten Landleute glücklich erreichte. Diese, in maßsinniger Verweisung, beschworen ihn, beim Admiral ihre Wiederaufnahme an Bord zu bewirken; und als er jene unglücklichen Nachrichten an das Schiff zurückgebracht, erlante Colombo die Pflicht, einen so theuren Bruder, samt so vielen Menschenleben vom gewissen Verderben zu retten, aber auch mit diesem Schmerz die Nothwendigkeit, seine auf diese Niederlassung gegründeten Pläne wenigstens für den Augenblick aufzugeben. Indes gefährdete jede Stunde ebensowol die Gesundheit der morschen Schiffe an dieser stürmischen Küste, als die Rettung der am Lande Verlagerten. Die Besümmertheit des Admirals, durch Hunger und Schlaflosigkeit bis zu Wüthen gepeinigt, wich auch nur dann erst, als das stillere Wetter ihm gestattete, im Verlauf von zwei Tagen sowol jene Mannschaften, als auch den größten Theil der Vorräthe aus dem geschüttelten Schiffe, wohlbehalten, jedoch nicht ohne große Beschwerde, an Bord zu schaffen. Der nächste Monat mit fünf Gefährten war der letzte, welcher diese unheilshwangere Küste verlassen.

Endlich (gegen Ende Aprils) gestattete es ein günstiger Wind dem noch übrigen Geschwader, sich von derselben gänzlich zu entfernen: allein der Zustand der Schiffe schien es unumgänglich zu erfordern, Hispaniola zu ihrer Ausbesserung und zu Ergänzung der Provisionsen aufzusuchen. Nicht aber ohne misanthropische Verwundung der Schiffsmannschaften geschah es, daß Colombo zuvörderst volle 4 Längens Grade östlich an der Küste fortschiffte, bevor er seinen Cours nordwärts richtete; — ebensowol um seine Steuerleute über die wahre Lage von Veragua ungewiß zu lassen, als um nicht durch die heftigen Strömungen der caribischen See zuweit unter den Wind von St. Domingo zu gerathen. Schon bei Porto bello mußte er jedoch sein drittes Schiff, weil es nicht länger die See halten konnte, vernichten, und auch die beiden übrigen mochten nur noch für ein Brod gelten. Nachdem er sich solchergehalt bis an den Eingang des Golfs von Darien geschleppt, lenkte er endlich (1. Mai) in gerader und schneller Fahrt dem Norden zu; sah aber bald seine Befürchtung erfüllt, Hispaniola verfehlt zu haben und, gegen Cuba, an die Capmans und die Gärten der Königin getrieben zu werden; während die Lebensvorräthe sichtbar zu Ende gingen und die ledigen Fahrzeuge kaum durch anhaltendes Pumpen über dem Wasser erhalten werden konnten. Ebn waren sie an einer der letzteren Inseln vor Anker gegangen, als ein plötzlicher Sturm sie bei Nacht überfiel, die Kabeltane sprengte und die Fahrzeuge zu gegenseitiger bedeutender Beschädigung an einander schleuderte. Nur mit Mühe entgingen sie dem Schelten oder Sinken: aber keine noch so große und anhaltende Anstrengung reichte hin, den Winden oder Seeräumen soviel abzugewinnen, um die Höhe von Hispaniola zu erreichen. Die Letzte nahm zugleich dergestalt überhand, daß kein anderes Rettungsmittel übrig blieb, als geradezu gegen Jamaica anzulaufen und dort einen Hafen zu suchen, den sie zwar auch fanden und erreichten, aber nur, um auch augenblicklich, zunächst dem Ufer, auf den Grund zu setzen. Aus Vorsicht hatte man beide Schiffe der Küste nach zusammengekoppelt; ihre Verwete ragten um mehrer Fuß über dem Wasserspiegel hervor, um trocknen Aufenthalt für die Mannschaften, und bildeten zugleich eine Art von Wasser-Kastell gegen jeden feindlichen Angriff.

Wiel kam jedoch darauf an, es zu seiner solchen Unheiligkeit mit den Eingebornen kommen zu lassen, und Colombo bemühte sich, den Verlehrs mit denselben so zu ordnen, daß die gewöhnlichen Unordnungen und Gewaltthatigkeiten seiner Schiffsmannschaft vermieden würden. Um besonders auch den Tauschhandel um Lebensmittel zu fördern und mit dem Bedürfnis auf die Dauer in ein Gleichgewicht zu bringen, unterzog sich Wendig einer Durchsichtung der Insel hinsichtlich ihrer Erzeugnisse, wobei er mit den Häuptlingen eine Uebereinkunft abschloß, den Markt der Spanier regelmäßig mit Wild, Fischen und Cassava's Brod zu versorgen. Doch blieb dies nur Aushilfe für die Gegenwart, während des Admirals besümmerter Blick auch in die Zu-

kunst gerichtet und auf Mittel bedacht seyn mußte, sich aus seiner drangsaligen Lage zu retten. Nur von St. Domingo her konnte ihm, durch Absendung eines Schiffs zu seiner Aufnahme, Erösung kommen: allein eine Entfernung von 40 Seemeilen, den herrschenden Winden entgegen, schien jedem dahin abzuführenden Canoe die Anbrechung einer solchen Vortheilhaft unmöglich zu machen. Als daher auch Niemand sich erheben mochte, der überbringer derselben zu werden, trat endlich dennoch Diego Mendez hervor und erbot sich, sein Leben an dies Unternehmen zu wagen, rüstete ein kleines indianisches Fahrzeug mit Mast und Segeln aus und stach, von noch einem Spanier und sechs Indianern begleitet, mühsig in See. Allen bevor er noch die Dörfler der Insel zurücklegen konnte, gerieth er in die Gewalt feindseliger Eingebornen, die ihn ausplünderten und aus deren Händen er kaum sein bedrohtes Leben zurück zu seinen verlassenem Gefährten zu retten vermochte. Ohne sich jedoch durch dies erste Mißlingen abschrecken zu lassen, machte er sich alsbald wieder, von Bartolomeo Giesfo in einem zweiten Canoe begleitet, auf den Weg und entschwand den sehnstichtigen Blicken seiner Landsleute.

Diese, von schier hoffnungslosem Seem erdrückt, von Noth umfassen, in einem heißen ungesunden Klima an ihrem Vorbe unthätig in den ersten Raum eingesperrt, erlitten indess nicht nur je mehr und mehr den in einer solchen Lage kaum vermeintlichen Krankheiten, sondern Ungebuld und Muthmaßung lösten auch bald die festen Bande des Scherens und der Entracht auf, in welchen sie noch ihren einzigen Trost hätten finden sollen. Zwei Gebrüder de Vorras bearbeiteten einen großen Theil ihrer Gefährten, unter mancherlei Vorspiegelungen, so eifrig und mit solchem Erfolg, daß bald der heimliche Plan entworfen wurde, sich einer genügenden Zahl indianischer Fahrzeuge zu bemächtigen und, mit Hinterlassung des Admirals, gleichmäßig den Rettungsweg nach Hispaniola zu suchen. Es kam endlich (2. Jan. 1504) sogar zu offener Empörung, wobei Colombo, an sein Schmerzensbette gefesselt, die unbediensteten Vorwürfe und Schmähungen anhören mußte. Selbst sein Leben schien bedroht; und nur mit Mühe gelang es der Minorität der Gutgesinnten, jene in einem friedlichen Abzuge von der Insel zu bewegen. In der That schifften sich die Meuterer, 48 an der Zahl, und was sich noch sonst, um nicht dahinter gelassen zu werden, in ihnen gesellte, auf 10 Canoes, welche der Admiral früher zu andern Zwecken von den Inseln lanter gekauft hatte, zu der abenteuerlichen Fahrt ein. Noch längs der Küste begingen sie eine Reihe von schamlosen Raubzügen, zwangen mehrere Indianer, ihnen als Führer zu dienen, und hatten sich endlich kaum aus dem Geräusche der Insel entfernt, als sie durch einen mächtigen Sturm zu weiten Meeren aus Land zurückgeworfen wurden und desselbe nunmehr, als ein gefeßelter Haufen, in Blünderung und jeder andern Gewaltthat durchscharrten.

Colombo, welcher indess seine wackern Betreuer, oder auch wol nur durch Krankheit Zurückgebliebenen, auf jede Weise zu trösten und mit ihrem Loos durch die Klug-

sicht auf nahe Hilfe zu verschöhnen bemüht gewesen, hatte alsobald mit neuer dringender Sorge zu kämpfen, da er den erschrocknen Markt von den Eingebornen, theils aus eigenem Mangel, theils aus alldemaliger Geringschätzung der bisherigen Tausch-Artikel, in immer unzureichendem Maße versorgt sehen mußte. Drückendes Entbedrüss war die nothwendige Folge dieses Wechsels; schnell wurden die geforderten Preise unerschwinglich, und, andersseits von den wüsten Empfern aufgereizt, versuchten ja, legt die Insulaner in einer gänzlichen Vorenthaltung der Lebensmittel den sichersten Weg, sich dieser unerwünschten Gäste für immer zu entledigen. Schon drängte der Hunger fürchterlich, als Colombo, mit glücklicher Gewandtheit des Geistes und auf den Abglauben der Indianer zählend, sich entsann, daß nächsten Tages eine totale Mondfinsterniß eintreten werde. Sofort betief er die denachdarten Hauptlinge genau für die Stunde dieses astronomischen Ereignisses, und, einen feierlichen Ton annehmend, bedrohte er sie dann mit dem Zorne seines Gottes und mit den schrecklichen Züchtigungen für ihre feitherrige Verweigerung; zum schließlichen Zeichen dessen der über ihnen strahlende Mond auf der Stelle seinen Schein ablegen und sich in Finsterniß einhüllen werde. Der pünktliche Erfolg dieses himmlischen Strafgerichts erschütterte und bewog jedes längere Widerstreben der Erstochenen. Sie fielen dem Admiral zu Füßen und gelobten ihm fortan die reichlichste Versorgung, wogegen er in eben dem Maße, als die Verunsicherung abnahm, sich auch nachdrücklicher und seinen Gott verdorbener zeigte.

Wie lange auch Mendez und sein Gefährte — die, nach einer fast wunderfam glücklichen Liberrahrt, am dritten Tage Cap Tiburoon erreicht hatten — auf jede Kunde von sich mit vergebllicher Sehnst und immer tiefer sinkender Hoffnung hatten warten lassen: (denn während Mendez seinen Weg nach St. Domingo fortsetzte, wagte es Giesfo so wenig, als seine Indianer, das Meer um irgend einen Preis zum zweiten Male zu versuchen), so erschien doch endlich nach acht Monaten, und als bereits der Gedanke eines neuen Aufstandes in den Gemüthern gährte, im Angesichte des Hafens ein kleines europäisches Fahrzeug, als dessen Führer, und zugleich als Ovando's Abgesandten, sich alsbald auch Diego de Escobar, einer der würklichsten alten Widersacher des Admirals, zu erkennen gab. Doch kam er nur, diesem anzufügen, daß demalen in Hispaniola sein Schiff von hienieden der Erbkönig von Aragon der Schiffbrüchigen vordanden sei; und Colombo mußte sich begnügen, diesem geheimnißvollen und schnell wieder verschwindenden Boten, der mehr ein Kundschafter, als ein Tröster seyn zu sollen schien, ein Schreiben an Ovando mit noch einbringlicherer Aufseherung zur Hilfe mitzugeben; während er, um die hocherkauften einigen einigermaßen zu beruhigen, dieser seltsamen Sendung die glimpflichste Ausdeutung ließ. Im Herzen jedoch nährte er den bittersten Groll gegen den Statthalter, der ihn abschließend vernachlässigte und ungeduldig nur den Zeitpunkt zu erwarten schien, wo er, verzehrt von Noth und Drangsal, aufgehört haben werde, dessen Nebenbuhler zu seyn. Dennoch aber ließ sich er warten, daß Ovando sein stielloses Verfahren nicht bei

auf's Äußerste treiben, sondern ihm endlich zu seiner Befreiung die Hand bieten wollte. Ihm nun auch die meuten rischen Ausreißer von dieser Wohlthat nicht auszuschließen, ließ er ihnen völlige Amnestie anbieten, die aber, durch ihres Anführers Francisco de Porras Ränke, leicht zurückgewiesen und durch einen heimtückischen Anschlag zu seiner Gefangennehmung erwidert wurde. Diesen Streich abzuwenden, wagte der Belantado ein überaus dritiges Handgemenge, in welchem er sich des Porras selbst bemächtigte und so den furchtigen und eingeschreckten Rest bemog, sich wieder unter den rechtmäßigen Befehl des Admirals zu stellen.

Ein volles Jahr der Verlassenheit und des Mühsals war auf diese Weise träge dahingeschwunden, als endlich zwei Erldungsschiffe sich blicken ließen; das eine von dem treuen und unermüdeten Niemand; auf Rechnung des Admirals zu diesem Zwecke gemietet; das andere, späterhin und als sich der allgemeinen Mißbilligung in St. Domingo nicht länger widerstehen ließ, von Ovando ausgerüstet. Diego de Solredo, Colombo's in der Colonie bester Agent, führte das kleine Geschwader, während Wenzel gleichzeitig nach Spanien abgegangen war, um auch dort die Sache seines Oheims zu führen. Großen Hergens aber verließ dieser nunmehr mit all den Seinen die Insel, konnte aber erst nach langem und mühevollen Kampfen gegen Wind und Strömung (13. Aug.) St. Domingo erreichen. Gerührt und verstört durch seine ausgedehnten Leiden, tam hier dem einst Verachteten und Geschmähten alles mit Grundlichkeit und Achtung entgegen. Selbst Ovando empfing ihn als Gast in seinem Hause höflich, wenn auch ohne Zerklichkeit. Was er in Bezug auf Hispaniola sah, war wenig dazu geeignet, ihm Freunde zu machen. Ovando, der recht eigentlich hieher gesandt worden, um die von dem Admiral in seiner Verwaltung begangenen Fehler und seine Härten wieder gut zu machen, hatte zwar den innern Frieden der Colonie wieder hergestellt, aber zugleich durch seine Agenten einen solchen Druck auf die Eingebornen gelegt und gegen sie mit soviel empörender und blutiger Grausamkeit gewüthet, daß bereits sieben Acker der Bevölkerung verlost worden waren. Nicht besser fand Colombo die Angelegenheiten, die sich auf sein Privats Eigenthum bezogen, wahr genommen. Neue Mißlichkeiten aller Art trieben ihn noch mehr, seinen weiteren Weg nach Europa zu beschleunigen, und er sich mit seinen Angehörigen (12. Sept.) einschiffte; doch nur, um nochmals von Stürmen gepeitscht, mit entsetztem Fahrtenge, krank und entkräftet, erst nach zwei Monaten in den Hafen St. Lucar einzulaufen. Demnachst in Sevilla angelangt, benutzte er die ersten Augenblicke der Ruhe, sich über die verirrte Lage seines Vermögens aufzuklären und schriftlich bei seinen Sowas eimen auf die Zahlung der bedeutenden Rückstände und seinen Renten zu bringen, da er, der unermüdet reich geglaubte, sich bermalen in tiefstem Mangel befand und in ganz Spanien kein liegendes Eigenthum besaß.

Ungleich mehr aber noch, als Geld und Güter, war es ihm, zu Rechtfertigung seiner Ehre, um die Wiederherstellung in seine, ihm betragsmäßig entzogene Ämter und Würden zu thun: denn so lange diese Art von Un-

gnade auf ihm ruhte, schien zugleich immer noch ein Makel auf seinem Namen zu haften. Zudem mußten die schon früher eingesandten Berichte von seinen neuen Annehmungen ihm auch neue Ansprüche auf Anerkennung und Belohnung gewähren. Allein die Antworten, welche er hierüber vom Hof erhielt, waren sehr ungenügend und bewiesen den immer noch wirksamen Einfluß seiner alten unversöhnlichen Gegner. Denselben dort persönlich entgegen zu treten, verbitterten ihn seine anhaltenden fürperlichen Abri, insofern die Dürftigkeit des treuen Wenzel und anderer Freunde nicht ausreichte, seine Sache mit entsprechendem Nachdruck zu führen. Die Königin lag im Sterben, und Ferdinand behandelte seinen Groß-Admiral mit kalter Gleichgültigkeit, ohne ihn ferne in den Angelegenheiten Indiens über irgend etwas zu Rath zu ziehen. Wie ganz ihn aber das Jubelens daß darauf erfolgter Tod der künftigen Beschützerin beraubt habe, sollte der unglückliche Greis nunmehr erfahren, als er, von seinem Schmerzenslager sich aufrassend (Mai 1505) an dem Hoflager zu Segovia erschien und sich dem Könige, — zwar nicht ungnädig, aber wie ein Mann, dessen Dienste ihnen Werth verloren haben, empfingen sehen mußte. Vergeblich trug er auf eine strenge, aber unverzügliche Untersuchung seines Betragens und Restitution in seine ihm durch königliches Wort und Siegel zugesicherten Ehren und Rechte an; — er empfing nur ausweichende höfliche Antworten, welche die Sache immer weiter hinausschoben und es nur zu sichtbar werden ließen, wie wenig der König geneigt und gemeint sey, seine gegebenen Versprechungen zur vollen Erfüllung zu bringen.

Eine solche, in ihrem Ende gar nicht abzusehende Reihe der bittersten Erfahrungen mußte wohl dazu gereinigt seyn, das geistige wie das physische Vermögen des edlen Märtyrers zu erschöpfen. Von einem neuen Sidatanfalle danieder geworden, richtete er noch eine letzte Appellation an die Gerechtigkeit des Monarchen, worin er nicht mehr für sich, sondern nur zu Gunsten seines Sohnes Diego sprach, um denselben seine Ansprüche und ihm selbst seine Ehre zu bewahren. Auch dieser Schritt ward nur lau durch das Erbieten, ihm, zum Ersatz für seine auszugebenden Ämter und Würden, Titel und Güter in Castilien zu verleihen, beantwortet. Mit geradem Stolz wies der gemishandelte Greis jedes solches Annehmen von sich: aber nun war auch mit diesem edlen Entschlossen seine letzte Lebenskraft vergangen. Er machte sein Testament und, seine letzten Sorgen nur himmelswärts gerichtet, schloß er (20. Mai 1506) die müden Augen, die grifflos, hell eine neue Welt erspäht hatten — ein, für alle Zeiten lehrreiches Warnbild vor dem Unban, dem Reibe und der Verfolgung gereizter Naturen, des nen die größten Menschen am östlichen erliegen.

Colombo's Leben war auch der klare Spiegel seines Charakters, seiner Tugenden und seiner Schwächen; doch trotz dem lebten stand er hoch über dem Zeitalter, in welchem er lebte. Sein Leichnam hatte, im Wechsel der Zeiten, von dem Kloster St. Francisco, wo er zuerst beigesetzt worden, noch eine vielfache Wanderung nach Sevilla, nach St. Domingo und endlich nach der Savanna zu besteuern. Durfte auch seine Asche wo anders, als im



Mittelpunkt der Hemisphäre, der er für uns das Daseyn gegeben, ruhen? \*)

**COLONAT.** In den verschiedensten Zeiten und bei ganz verschiedenen Völkern hat die Cultus des Bodens eigenthümliche Standsverhältnisse hervorgebracht, die man gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen der Colonatsverhältnisse bezeichnet. In einem großen Theile von Europa sind dieselben in unsern Tagen, bald gewaltsam, bald ruhig umgewandelt worden, und diese Umbildung hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben gelenkt. Aber nicht bloß im Mittelalter und unter den germanischen Völkern waren Verhältnisse dieser Art entstanden; auch in dem römischen Reiche finden sich unter den christlichen Kaisern solche Verhältnisse in großer Ausdehnung neben dem Stande der Sklaven, welcher durch sie allmählig beschränkt und verdrängt worden ist.

1. **Römische Colonat.** Die Darstellung derselben oder der edengedachten neuemischen Bauernverhältnisse ist in neuern Zeiten fast ganz unbeachtet geblieben; wie verdanken dieselbe zunächst Hrn. G. R. N. von Savigny <sup>1)</sup>; die Namen für dieses Rechtsverhältnis sind: *Coloni, Rustici, Originarii, Adscripti, Inquilini, Tributarii, Censui*.

Die Entstehung derselben war auf dreifache Weise möglich: nämlich durch Geburt, Verjährung und Weztrag. — Die Entstehung durch Geburt war die regelmäßigste, und auf sie bezieht sich der Name *Originarius*. Gehörten beide Eltern diesem Stande und zugleich demselben Heere an, so war der Zustand des Kindes seinem Zweifel unterworfen: es war Colon. War der Vater Colon, die Mutter Sklavin, oder umgekehrt, so richtete sich alles nach dem Stande der Mutter; war der Vater Colon und die Mutter Colon, so waren die Kinder Colonen und gehörten dem Herrn ihrer Mutter; war der Vater Colon und die Mutter frei, so sollte, vor Justinian's Zeit, das Kind dem Vater, also der ärgeren Hand, folgen; Justinian erklärte anfangs die Kinder für frei; nachher beschränkte er diese Freiheit dahin, daß sie zwar eigenes Vermögen besitzen können, aber verpflichtet seyn sollten, in dem Grundstücke zu bleiben und es zu danen, sie mußten denn ein eigenes Gut besitzen und bauen wollen, welches er ihnen erlaubte; später entzog er ihnen auch diese beschränkte Freiheit und unterwarf sie wiederum gänzlich dem Colonat. Allein nicht lange nachher wurde in Constitutionen von Justin II. und Tiberius jene beschränkte Freiheit der Kinder als bekannt und gültig vorausgesetzt, ohne Erwähnung der letztern häßlichen Verordnung Justinian's. Waren endlich beide Eltern Colonen, oder im

Dienste verschiedener Heere, so wurden die Kinder natürlich Colonen, aber, welchem Heere sie zufallen sollten, darüber konnte die Gesetzgebung nicht zu einer bleibenden Regel kommen. Zuerst sollte der Herr der Mutter den dritten Theil der Kinder bekommen; dann wurden ihm alle Kinder zugewiesen; endlich wurde bestimmt, daß jeder der beiden Herren die Hälfte der Kinder haben sollte, bei ungleicher Zahl sollte die größere Hälfte auf die Seite der Mutter fallen. Damit im Widerspruche steht aber eine Verordnung Justinian's, nach welcher der Herr des Ehemanns alle Kinder, und sogar auch die Ehefrau soll behalten dürfen; wenn nicht anders jene Verordnung bloße Localvorschrift und transitorisch war. — Durch Wezträge entstand der Colonat in zwei verschiedenen Fällen, an Freien und an fremden Colonen. Hatte ein Freier 30 Jahre lang als Colon gelebt, so war dadurch dem Gutsherrn das Colonatrecht über ihn und seine Nachkommen erworben, jedoch mit einer bedeutenden Begünstigung des Vermögens. Dann oder auch vor der Besitz an einem fremden Colonen, nach einer bestimmten Zeit durch Verjährung gegen den Anspruch des ursprünglichen Herrn geschützt, und so entstand in diesem Falle gleichfalls durch Verjährung das Colonatrecht eines neuen Heern. — Für die freie Unterwerfung durch Verträge galt ursprünglich die Regel, daß freie Männer und Frauen Colonen werden sollten, wenn sie diese Abicht gerichtlich erklärten und zugleich mit einem im Colonat stehenden Person eingingen. Nachmals scheint bloß schriftlicher Contract und Genehmigung desselben vor Gericht Erforderniß gewesen zu seyn.

Die Rechte und Verbindlichkeiten aus dem Colonat waren von dreifacher Art; einige betrafen den persönlichen Zustand, andere das Verhältnis des Colon zum Boden, noch andere das übrige Vermögen und die Steuern. — In Bezug auf den persönlichen Zustand waren die Colonen freie Leute, d. h. von den Sklaven verschieden, allein ihr Zustand hatte dennoch mit dem der Sklaven Ähnlichkeit. Sie hatten die Ingenuität und das Recht einer wahren eigentlichen Ehe; dagegen hießen sie *servi terrae*, waren, wie die Sklaven, körperlichen Züchtigungen unterworfen, und hatten keine Klage gegen den Gutsherrn, ausgenommen, wenn sie den Herrn wegen eines Verbrechens anklagen wollten, oder wegen willkürlicher Erhöhung des Canon's. — Das Verhältnis zum Boden bestand zunächst darin, daß der Colon an denselben unaufschieblich gebunden war, dergestalt, daß weder durch ihn selbst, noch durch den Herrn eine Trennung bewirkt werden konnte. Hatte also der Colon das Gut verlassen, so konnte ihn der Gutsherr vindiciren. Diese Vindication ging gegen den dritten Besitzer und gegen den Colon selbst. Diesen sollte sein Stand, seine Würde schützen, auch nicht der Soldatenstand; nur die Bischofswürde machte ganz frei vom Colonat. Umgekehrt war es aber auch dem Gutsherrn nicht erlaubt, den Colon vom Gute zu trennen. Zwar mit dem Grundstücke konnte er ihn unbedingt veräußern, aber ohne dasselbe durchaus nicht; ein solcher Verkauf war nichtig, der Verkäufer konnte den Colon wieder fordern und der Käufer verlor das Kaufgeld. Nach einer Verordnung Valentinian's II. war

\*) Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph's Columbus von Washington Irving. (Ein Werk, wodurch alle früheren Beschreibungen des Columbus überdient, ergänzt und anisimirt werden. — Letztere cavallaria di Cristoforo Colombo riprodotta e illustrata dal cavalliere abb. Morelli, Bibliotecario regio in Venezia. In Bassano (Remondini) 1810. 8.)

1) G. dessen Vorlesung über den römischen Colonat in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1825. 4. S. 1—26 der hist. philol. Klasse; — auch, und mit Zusätzen reichlicher, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Bd. VII. No. 4.

Tausch erlaubt, aber diese Verordnung ist in den Justinianischen Codex nicht übergegangen. Ferner war es dem Gutsherrn verboten, das Gut zu veräußern und den Colon zurück zu behalten, doch war die Veräußerung der Colonen von einem Grundstücke auf das andere, wenn der Gutsherr Besitzer mehrerer Güter war, erlaubt, und diese Veräußerung dies dann unabänderlich, wenn in der Folge eines der Grundstücke veräußert wurde; nur sollten dann die Kinder mit den Eltern vereinigt bleiben, so wie auch bei der Theilung eines gemeinschaftlichen Guts, zu welchem Colonen gehörten, Ehegatten und Verwandte nicht getrennt werden durften. Eine der wichtigsten Seiten des ganzen Rechtsverhältnisses in Bezug auf den Boden war der Canon. Die Colonen gaben nämlich dem Gutsherrn einen jährlichen Canon für den Genuß des Bauernhofes, den sie bewohnten. In der Regel sollte dieser Canon in Frucht entrichtet, baare Geld aber nicht gefordert werden; doch konnte auch, ohne Zweifel durch Vertrag oder Herr kommen eine Geldzahlung begründet sein. In Ansehung dieses Canons nun galt die wichtige Regel, daß der Gutsherr ihn durchaus nicht gegen das bisherige Herkommen erhöhen durfte.

In Ansehung des Vermögens heißt es zwar, daß dieses Peculium sei, gerade wie bei den Sklaven; auch wird gesagt, daß die Windication des Herrn nicht bloss auf die Person des Colon, sondern auch auf dieses Peculium gehe; ja, daß die Colonen dem Herrn erworben, und daß das Erworbene nicht ihnen, sondern dem Herrn gehöre. Aber diese Ausdrücke sind nicht buchstäblich zu nehmen. Die Colonen waren vielmehr des Eigenthums fähig, und es war ihnen nur unterlagt, ihr Vermögen ohne Einwilligung des Gutsherrn zu veräußern. Diese Unfähigkeit der Veräußerung ist das einzige, was mit jenen ungenauen Ausdrücken bezeichnet wird, und der Unterschied von den Sklaven war hierin sehr groß. Außerdem gab es zwei Ausnahmen von diesem Grundsatz: die Colonen nämlich, welche durch Verjährung in ihr Dienstverhältniß eingetreten waren, sollten völlig freies Vermögen haben, desgleichen diejenigen, welche aus der Ehe eines Colon mit einer freien Frau erzeugt waren.

Was die öffentlichen Abgaben anbetrifft, so war die Grundsteuer des Bauernhofes eine Last des Gutsherrn, weil diesem das Eigenthum zustand; dagegen waren in der Regel alle Colonen der Kopfsteuer unterworfen. Diese war bei der Grundsteuer des Gutsherrn ein getragen, der Gutsherr mußte sie an die Steuerkasse bezahlen, und es blieb ihm überlassen, die angelegte Steuer auf eigene Gefahr und auf eigene Kosten von dem Colon wieder beizutreiben. Auf die gewöhnliche Verpflichtung der Colonen zur Kopfsteuer gründeten sich die Benennungen derselben als: *Tributarii*, *Censiti*, *Census obnoxii*, *Adscriptitii*, *adscriptitiae* *Conditionis*, *Censibus adscripti*.

Aufgelöst konnte endlich der Colonat werden, nicht durch Freilassung, da auch Veräußerung des Colon nicht statt fand, wol aber durch Verjährung, nämlich, wenn der Colon dreißig, die Colona zwanzig Jahre als Freie gelebt, oder in fremden Besitz gefallen hatten;

doch hat Justinian die erste Art der Verjährung, wodurch der Colon selbst die Freiheit erwarb, gänzlich aufgehoben, und in Betreff der letztern trat nachmals die allgemeine Regel der Klagverjährung ein, nach welcher der dreißigjährige Besitz gegen die Windication des Gutsherrn geschützt war.

Aus dieser Darstellung des Einzelnen läßt sich nunmehr der Zustand der Colonen in folgender Übersicht zusammenfassen. Sie waren durch ihre Geburt an den Boden gebunden; nicht als Tagelöhner, sondern als Pächter, welche auf eigene Rechnung ein Stück Land bauten, und dafür Früchte oder Geld abgaben; davon, daß sie auch Dienste auf dem herrschaftlichen Gute geleistet hätten, findet sich keine Erwähnung. Ein eigentliches Recht am Boden hatten sie nicht; da aber der Etat aus politischen und finanziellen Gründen darauf hielt, daß sie bei dem Gute bleiben mußten, und da ihnen der Canon nicht gestiegert werden durfte, so war ihr Zustand beinahe eben so sicher, wie durch ein eigenes Recht. Vermögen konnten sie haben, nur war ihnen die freie Veräußerung desselben unterlagt; doch waren einige Klassen auch von dieser Beschränkung frei. In der Regel besaßen sie Kopfsteuer, wo aber auch diese erlassen war, blieb das Colonatsverhältniß selbst dennoch unverändert. Da in der spätern Zeit die Latini und Peregrini nur noch seltene Ausnahmen gewesen zu sein scheinen, so waren wol die meisten Colonen im Besitze der römischen Civität. In diesem Falle hatten sie ein wahres Conubium, nicht bloß unter einander, sondern selbst mit Freien. Die Benennungen dieser erbunterthänigen Bauern waren theils von der Erbschaft des Dienst hergenommen (*originarii*), theils von der Kopfsteuer (*adscriptitii*, *tributarii*, *censiti*), theils dem Verhältniß zum Boden, den sie bauten (*coloni*, *rustici*, *inquilini*).

In unsern Rechtsquellen finden wir den Colonat seit Constantin, und zwar hier sogleich in großer Ausdehnung, durch alle Theile des Reichs hindurch, namentlich auch in Gallien und Italien; sein Ursprung ist unbekant. Ihn aus der deutschen Hdrigkeit zu erklären, die den Römern seit Tacitus allerdings bekannt war, ist eben so grundlos, als die deutsche Hdrigkeit aus dem römischen Colonat. Aber das ist richtig, daß nach der Eroberung des westlichen Reichs durch die deutschen Völker beide Institute nun auch in unmittelbare Verührung kamen, und eine Vermischung beider unvermeidlich wurde. Dadurch aber wurde der gänzliche Untergang der alten Sklaverei beschleunigt, welcher schon durch die Einführung des Colonats vorbereitet war.

II. Germanischer Colonat. Über diesen so wie die Darstellung der deutschen Bauernverhältnisse, s. oben die Artikel Bauer, Bauerngut. (Spangenberg.)

Colonien s. am Ende der Nachträge.

COLUBER (*Reptilia*). Ratter. Eine Begriff unter dieser Schlangengattung alle diejenigen Arten, welche unter dem Leibe Schilde, unter dem Schwanz Schuppen (gestaltlose Schilder) haben, wodurch denn giftige und unschädliche, überhaupt sehr von einander abweichende Thiere zusammen kamen. Spätere Naturforscher wurden daher veranlaßt, Trennungen dieser Gattung

tung in mehr vorzunehmen, und die ältere Gattung selbst ward dadurch mehr oder weniger zur Abtheilung oder Familie. Laurenti<sup>1)</sup> sonderte die gisigen Arten in eigene Gattungen, und stellte unter den unschädlichen Natrix, Coluber, Coronella in anderer Begrenzung auf. Ihm folgten mehr oder weniger mit verschiedenen Modifikationen Schneider, Doppel, Paccipede, Eubier u. A. m. Die von dem letzten Naturforscher Coluber genannte Gattung stellte Merrem<sup>2)</sup> unter dem Namen Natrix (mit Hurria und Dryinus), als Untergattung von Coluber auf. Bei dem Reichthum der letzten an Arten — Merrem zählte deren a. a. O. 198 auf, — bei dem so rasch vorgehenden Stand dieses Zweigs der Naturgeschichte war eine genauere Eintheilung, auf sicherere Kennzeichen, als bisher gegründet, wünschenswerth. Eine solche versuchte Fitzinger<sup>3)</sup>, sich dabei auf äussere Kennzeichen stützend und namentlich den Zahnbau, so wichtig derselbe auch ist, gar nicht berücksichtigend. Dagegen legte diesen die hauptsächlich zum Grund<sup>4)</sup> und stellte folgende Gattungen auf: *Tropidionotus*, *Kuhl*; *Coluber*, *Linné* (aber nicht in dem von diesem angegebenen Umfang!); *Coronella*, *Laurenti*; *Calamaria*, *Brachyotilus*, *Kuhl*; *Oligodon*; *Elapoidis*; *Amblycephalus*, *Kuhl*; *Xenodon*; *Neuropholis*; *Dryophis*, *Dalmann*; *Chrysopela*; *Psammophilus*; *Ereptodrias*; *Dipsas*, *Oppel*; *Homalopsis*, *Kuhl*; *Lycodon*. Die Gattung *Hurria* besteht aus nicht hinlänglich bekannten Arten (s. d. Art.) und *Dryinus* entspricht *Dryophis*.

Nach dem Umfang, der Genach der Gattung Coluber bleibt, hat dieselbe folgende Kennzeichen: gleichförmige Zähne in den Kiefern und im Gaumen; der Kopf deutlich vom Rumpf gefordert; der Nacken sehr weit, die Augen von mittlerer Größe oder groß; das Schreitels (Wirbel-) schild ist lang, breit, den Augenbrauenschildern gleich; zwei hintere Augenbrauenschilder; zwei Paar Nasen (Nasen-) schilder; der Schwanz kürzer als die halbe Körperlänge; die Schuppen stehen in Längstreifen und sind alle oder doch die meisten glatt; die Bauchschilder sind auf beiden Seiten wirklich begeben. — Hiezu kommen noch als Nebendestimmungen: die Zähne stehen in sechs Reihen; auf dem Oberkopf (Haube) neun Schilder, welche dem Schreitelschild und Augenbrauenschildern an Länge gleich sind; der Rumpf lang, cylindrisch, unten etwas abgeflacht; der Schwanz nicht abgesetzt, spitzig; die Schwanzschilder getheilt. — Die hiezu zu zählenden Arten gehören zu den größeren, und sind hauptsächlich Landthiere. Die Zahl der Bauchschilder steigt meist über 200, die der Schwanzschilder (Paare) über 80. — Von den Arten sind fünf in Europa einheimisch, von den übrigen gehören die meisten Asien an.

1) *C. Elaphis*, *Aldrovand* ? Die Schuppen sind

eisernig, sechsseitig, auf dem Rücken gekielt, in den Seiten glatt; der Schwanz misst ein Viertel der Körperlänge; der deutlich geforderte Kopf ist breit. — Die Farbe ist rothgelb, mit vier braunen oder schwarzen Linien über den Rücken. Bauchschilder sind 212 bis 218, Schwanzschilder 70 bis 75 vorhanden. — Ist wol die größte europäische Schlange, denn sie wird über sechs Fuß lang. Ihre Heimath ist das südliche Frankreich, Spanien, Italien, Ägypten und Ungarn.

2) *C. scalaris*, *Schinz* ? die Treppennatter. Die Schnauze zugespitzt, der Kopf unbedeutend gefordert, mit sehr groben, breiten, unregelmäßig fünfeckigen Schuppen, die vorderen Schreitelschilder sehr schmal, das Rückelschild mit spitzigem Winkel weit auf den Oberkopf verläugere, das Rückelschild länglich schmal. Die Schuppen ungekielt, rantenförmig. Die Farbe des Obertheils gelb bräunlich; vom Nacken an laufen vier parallele, dunkle braune Streifen, welche durch schwarze Queränder, von denen jedes aus neun schwarzen Schuppen besteht, in bestimmten Entfernungen verbunden sind, so, daß das Ganze eine Leiter vorstellt. Die Zwischenräume bestehen aus zwölf Schuppen von hellgelbbrauner Farbe. Die Seiten sind gelbweiß, mit kleinen schwarzen Flecken. Der Bauch einfarbig hellgelb weiß. Bauchschilder 214, Schwanzschilder 61. Bei alten Individuen verschwinden die Queränder auf dem Rücken. Das Vaterland dieser schönen Schlange ist das südliche Frankreich.

3) *C. flavescens*, *Scopoli* ? die salbe Natter. — Die Schuppen sind glatt, lanzettförmig, sechsseitig, der Schwanz misst ein Viertel der Körperlänge, der Kopf ist länglich elliptisch, kantig, sehr stumpf; die Farbe ist gelblich oder hellrothlichbraun, ohne Flecken. Bauchschilder 225, Schwanzschilder 80. — Diese Art ist schlang und erreicht eine Länge von fünf bis sechs Fuß. Sie lebt in den wärmeren Gegenden Europa's, namentlich in der Schweiz an zerfallenen Mauern und in steinigen Gegenden im Gebüsch, beist, wenn man sie fangen will, jedoch kaum schmerzhaft, ist schwer zu jähmen und lebt hauptsächlich von Eidechsen.

4) *C. viridiflavus*, *Scopoli* ? die grüne und gelbe Natter. Die Schuppen sind glatt, rhombisch, der Schwanz ist dünn und misst ein Drittel der Körperlänge; Der eiserne Kopf ist kaum unterkniebig und der Rumpf cylindrisch, spindelförmig. Bauchschilder 206 bis 227, Schwanzschilder 102 bis 110. — Die Grundfarbe ist dunkelgrün, mit vielen kleinen, gelben Querstreifen oder Flecken besetzt, welche über den Rücken unregelmäßige Querlinien bilden, gegen den Schwanz zu sich aber in acht regelmässige, gelbe Längslinien verhandeln, so daß der hintere Theil ganz anders, als der vordere gezeichnet erscheint. Der Bauch ist einfarbig weißlich. Junge zu

1) Specimen ineditum, exhib. Synopsis Reptilium. Vienna 1768, 8. 2) Systema Amphibiorum. Marburg 1820, 8. 3) Neue Classification der Reptilien. Wien 1826, 4) (Sten) Jhr. 1827. XX. S. 318 folg. 5) Aldrov. Serpentes. 265. a. f. f. C. quadrilunatus, Lacépède, Latreille, Daudin, C. quadrivittatus, Gmelin, Naturforscher XXVIII. 1. 18. a. u. C. Elaph. Shaw Geo. Zool. III, 439. Cuvier Regn. an. II, 71.

6) Cuvier Tierreich, überst von Schinz II. S. 123. Wahrscheinlich Deutsch mit Meisner, Oppel, bilineatus, Dumeril 7) Annales historie. natur. II. p. 39. C. (Natrix) Scopoli, Merrem Syst. 105. Gmel. Daud. — C. Gellmanni Paononius, Nau. 8) La Couleuvre commune, Daudin Encycl. method. — C. lateralis, Gmelin, Naturforscher XXVIII. S. 164. a. f. f. C. atro-virens, Shaw, Cuvier, Merrem.

hinteren sind oben braun, mit sehr feinen, regelmäßigen, gelbweißen Querlinien; unterhalb gelblich, mit braunem, unterbrochenen Querbinden. Erwachsene erreicht diese Schlange eine Länge von drei bis fünf Fuß. Sie ist sehr leicht zahm und dann sanft und juteulich. Ihr Vaterland ist die südliche Schweiz, Frankreich, Italien. — Der Zahnbau dieser Art ist noch nicht untersucht und sie wird nach demselben vielsich in die Gattung *Chrysocela* gebracht werden müssen.

6) *C. Aesculapii*, Aldrovand 9), *Aesculapids*, Nat. z. t. — Die Schuppen sind eiförmig, sechseckig, auf dem Rücken etwas gefaltet, in den Seiten glatt; der Schwanz misst ein Viertel der Körperlänge; der deutliche eiförmige Kopf ist sehr breit. Bauchschilde 175, Schwanzschilde 64. — Im Allgemeinen, — denn die Farbe ändert vielfach ab, — zeigt sich das Männchen oben hellbraun, unten bläulich, an den Seiten mit zwei Reihen hellgrüner Schuppen; das Weibchen dagegen ist oben schwarzgrau, unten hellblau und hat in den Seiten eine Reihe indigolauer Schuppen. Das letztere unterscheidet sich nach Hof von jenem noch durch einen dicken Kopf und Leib. Die Länge erstreckt sich bis auf sechs Fuß, die Dicke beträgt in der Regel einen Zoll. Es findet sich diese Art in Italien, Ungarn, Äthiopien. Hof 12) fand sie häufig auf den Erbgärten und Wiesen von Äthiopien und Dalmatien. Sie ist sehr schnell in ihren Bewegungen, besiegt Bäume und grist ins Wasser. Sie lebt von Fröschen, Eidechsen, Wägen, Fischen und scheint sehr gefräßig zu sein, wenigstens erzählt Hof, daß eine gefangene von sechs Fuß Länge und zwei Zoll Dicke, fünf junger Vögel (*Mosca*) von sich brach und sich beim Öffnen derselben in ihr noch *Lacerta vulgaris* und ein Fisch (*Mogil cephalus*) fand. Die Eier haben einen sehr starken Geruch, die Schlange selbst riecht nach Bismut. Beim Fangen oder wenn man sie in Jörn bringt, beißt sie zwar, aber ohne Folgen. Überhaupt wird sie leicht zahm. Es scheint, daß diese Art vierzehn, je weicher die Ästen, als dem Äskulap gehelligt, verehren.

6) *C. radiatus*, Reinwardt 12). Die Augen von mittelmäßiger Größe, der Schwanz misst ein Viertel der Körperlänge; das Zügelschild ist klein, die Hinterhauptschilde sind groß, die lanzettförmigen Schuppen stehen in zwanzig Längsreihen, in den vordern sind sie glatt, in den mittleren, drei bis acht hintern, so wie auf dem Schwanz, dreifach. Die Farbe ist oben rötlich, unten weißlich, um das Auge streifen drei schwarze Streifen streifenförmig und durch daselbst hindurch zieht ein Streifen, der so wie die am Kump der Länge nach laufenden, schwarz ist. Bauchschilde 237 bis 238, Schwanzschilde 85 bis 95. Vaterland Java.

7) *C. mucosus*, Linné 12). Die Schuppen sind glatt, der Schwanz hat eine mittlere Länge, der Kopf ist deutlich gesondert, eiförmig, kantig, vorn abge-

rundet, der Kump spindelförmig. Bauchschilde 200, Schwanzschilde 140. — Das Vaterland ist Java, Cochinchina und die Philippinen.

8) *C. melanurus*, Oppel 13). Die Augen sind von mittelmäßiger Größe; der Schwanz misst ein Viertel der Körperlänge, das Zügelschild ist groß, der Hinterhauptschilde sind von mittlerer Größe, die Schuppen des Kumpes stehen in neunzehn Reihen, sind in den Seiten glatt, übrigens fast gefaltet, die Bauchschilde sind an den Seiten sechseckig. Die Farbe ist oben olivenbraun, unten weißlich, in den Seiten streifen schwarz, durch weiße unterbrochene Querbinden; auf dem Rücken eine gelbe Längsbinde und der Schwanz ist braun. Bauchschilde 224, Schwanzschilde 84. Das Vaterland ist Java.

9) *C. geminatus*, Oppel 14). Die Augen haben eine mittlere Größe; der Schwanz misst ein Drittel der Körperlänge, das Zügelschild ist rhombisch, das Hinterhauptschilde heragonal, die Hinterhauptschilde schmal. Die rhombischen, glatten Schuppen stehen in achtzehn Längsreihen. Die Farbe ist oben braunroth, mit einem bläurötlichen Halsband und zwei dergleichen Längsbändern, die Bauchschilde haben auf jeder Seite einen braunen Punkt. Bauchschilde 164 bis 168, Schwanzschilde 193 bis 205. Diese Schlange schreit eine dreitruende Größe zu erreichen, wird in Java gefunden und scheint auch in Japan einheimisch zu sein.

10) *C. oxycephalus*, Reinwardt 15). Der Kopf ist schmal, die Augen sind von mittelmäßiger Größe, der Kump ist etwas zusammengedrückt, der Schwanz fast ein Drittel der Körperlänge. Das Zügelschild ist schmal, das Scheitelschild vorn länger, als die Augenbrauenschilder, hinten kürzer, an den Seiten wohl. Die rhombischen, glatten Schuppen stehen in sechs und zwanzig Reihen. Die allgemeine Farbe ist ein schönes, ins Blaue spielendes Smaragdgrün, unten Meergrün, der Scheitel ist rötlich mit einer auf beiden Seiten durch die Augen ziehenden, schwärzlichen Binde. Bauchschilde 237, Schwanzschilde 125. Vaterland Java.

11) *C. conspurcatus*, Boie 16). Die Schwanze ist stumpf, die Augen sind klein, der Schwanz misst nur ein Fünftel der Körperlänge; das fünfeckige Scheitelschild ist breit und länger, als die Augenbrauenschilder, die Hinterhauptschilde sind hinten abgeflacht, nur vorn ein Augenanschild, unten sehr flach; die vordern Emschilder sind nur halb so groß, als die hintern, zwei schmal, die Hinterhauptschilde auf jeder Seite begrenzt. Bauchschilde 219, Schwanzschilde 86 Paar; an der Kehle drei Paar Schuppen. — Die Grundfarbe ist oben hell rothbraun; eine schmale schwarze Querbinde verbindet die Nasenlöcher und legt sich von diesen zu den Augen fort; eine zweite zwischen den Augen ist von diesen bis zum Mundwinkel verlängert. Schwarze Flecken stehen unter jedem Nasenloch,

9) *Anguis Aesculapii*, Aldrov. Serp. 270. a. f. C. Aescul. Aurum. 10) *Jaquin* Collectanea tom. IV. 11) *Russel* Indian Serpents. II. pl. 42. I. a. XX. 537. 12) *C. mac. L. et Aurum*. Mus. Adolph. Fr. reg. I. t. 23. f. 1. *Russel* Ind. Serp. I. t. 34.

13) *Boie* in d. I. a. XX. 537. 14) *Boie* in d. I. a. XVIII. 211. Eine ausführliche Beschreibung und Abbildung soll in der *Erpetologie* de Java pl. 20 geteilt werden. 15) *Boie* in d. I. a. XX. 537. 16) *I. a. XVIII. 212.*

ein anderer unter dem Auge; den Hinterkopf strecken zwei in schräger Richtung auf dem Würfelschild zum hinten offenen Winkel verbundene Linien, im Rücken ein längs streif, längs des Rückens viele getrennte, oft sich aufhebende Querbänder und an den Seiten viele kleine runde Flecken, sämtlich von schwarzer Farbe. Kehle weißlich ungefleckt; Bauch und Schwanzschilde schwarz und weißlich gewürfelt. — Diese in Java Torakotienawa genannte Schlange ist nebst mehreren andern leicht mit *Colub. hippocrepis* zu verwechseln. Sie bildet vielleicht mit dieser eine Unterabtheilung in der Gattung Coluber.

12) *C. Lichtensteini*, *Newied* 17), *Lichtensteins Ratter*. — Der Schwanz misst ungefähr ein Drittel der Körperlänge; Bauchschilde sind 178 bis 181, Schwanzschilde 85 bis 92 (Paar) vorhanden. Die Farbe ist blass gelblichfahl, mit einer Reihe von graubraunen, dunkler eingefassten, großen Flecken auf dem Rücken, auf dem Halse rautenförmig, übrigens meist unregelmäßig, und jeder mit zwei Seitenflecken verbunden; die Schilde der Riefernäher sind schwarz eingefasst. Die Augen sind groß; die Schuppen ebenfalls, glatt, breit rautenförmig, sehr nahe sechseckig, und bilden am Körper fünfzehn, am Schwanz sechszehnstreifen. — Jüngere Thiere sind dunkler und die Flecken stehen mehr gedrängt. — Diese Art erreicht eine Länge von sechs und mehr Fuß. — Sie lebt in Brasilien, in den südlichen Gegenden der Ostküste in sambarischen Gegenden, im Gebüsch, und frisst Kröten und Frösche.

13) *C. pileatus*, *Newied* 18), die meergrüne Ratter. — Die Farbe ist schön meergrün, den Rücken hinab läuft eine Reihe sich berührender, gelbbrauner Schuppen; der Schenkel ist gelbbraun; ein dunkler Strich geht von der Nase zu dem Auge und zu dem Hinterkopfe; die ganze Gestalt ist schlank und zierlich; der Schwanz misst fast ein Drittel der Körperlänge; Bauchschilde sind 189, Schwanzschilde 99 — 100 (Paar) vorhanden. — Diese zierliche Schlange wird auf drei Fuß lang, und findet sich in den südlichen Gegenden der Ostküste von Brasilien. Sie ist gerandet, und lebt sowohl auf der Erde, als sie auch Gebüsch besetzt.

14) *C. bahiensis*, *Spix* 19), — Oben blaugrau, auf dem Rücken schwarze, fast runde Flecken, welche in einer Längsreihe stehen, auf den Seiten kleinere, alle weißlich gerandet; Bauch und Schwanz unten weißlich, über den Augen ein schwarzer Streif und ein schwächerer über den Nasenlöchern. Die fast vieredigen Schuppen sind glatt. — Heimath: die Umgegend von Bahia in Brasilien.

15) *C. saturnius*, *Linne* 20), die Bleimatter, die leuchtend farbige Ratter. — Die Schuppen sind glatt, die oben

schmal und länglich, die in den Seiten eiförmig; der Schwanz hat eine mittlere Länge. Der breite Kopf ist platt, länglich, vorn spitz abgeflusst. Der Rumpf ist spindelförmig, mit flachem Bauch; der Schwanz sehr dünn, spitzig. — Bauchschilde 147 bis 197, Schwanzschilde 120 bis 125. Das Vaterland ist Guinea.

16) *C. Situla*, *Linne* 21), die Bandmatter, rüden streifige Ratter. Diese Ratter hat glatte Schuppen, ihr Schwanz misst nur ein Sechstheil der Körperlänge, der Kopf ist fast kugelig, aufgeworfen, wulstig. Sie hat 124 Bauchschilde und 48 Schwanzschilde, und soll in Ägypten einheimisch seyn. — Ob sie wirklich dieser Gattung angehört, ist noch nicht bestimmt.

17) *C. sinus*, *Linne* 22), Affenaffen — affensköpfige Ratter. Diese Ratter hat glatte Schuppen, ihr Schwanz misst nur ein Sechstheil der Körperlänge, der Kopf ist fast kugelig, aufgeworfen, wulstig. Sie hat 124 Bauchschilde und 48 Schwanzschilde. Ihr Vaterland soll Carolina seyn. — Sie ist noch nicht genau bekannt, und gehört vielleicht zu *Catrellia*'s Gattung Heterodon.

18) *C. Hippocrepis*, *Linne* 23), die Hippocrepis Ratter. Die lanzettförmigen glatten Schuppen sind an der Spitze zugrandet, die Temporalischilder sind kaum vorhanden, die Occipitalischilder und das Schenkelchild sehr klein; der Schwanz misst ein Viertel der Körperlänge; nur ein Kopfchild. — Bauchschilde 188, Schwanzschilde der 70. — Das Vaterland, nach *Linne*, Ostindien — Amerika — nach neuern Beobachtungen aber nur das Cap der guten Hoffnung. — Überhaupt ist diese Art noch nicht genau bekannt und gesichert.

Was die auf Coluber verwiesenen Namen betrifft, so sind selbige an den gleich anzuführenden Stellen nach zusehen, so weit sie nicht oben erwähnt.

Blindmatter ist *Coronella Typhlus*. Bastardmatter — *Homalopsis molaris*. Baummatter — *Dendrophis scandens*. Böhnermatter — *Hurria Nympha*. Bandmatter — *Elaps lemniscatus*. — Calamaria (Anhang). Kuroanatter — *Coronella Aurora*. Wurmatter — *Tropidonotus Natix*. Ameisenschlange — *Dipsas Cenchoa*. Ana Candia oder Anaconda. Hier ist zwar auf *Col. pullatus* verwiesen; indessen gehört dieser Name zu *Boa Scytale*. Auspungf, *Vipera*. *Cerastes f. Vipera*. (D. Thon.)

COLUBRARIA, *Schumacher* (Mollusca). Eine der Gattung *Buccinum* ähnliche Gattung, aufgestellt im *Essai d'une nouvelle Classification des vers testacés*, 1817. Die Kennzeichen sind: eine turms und spindelförmige Schnecke; die Windungen mit wechselseitig stehenden Längswarzen besetzt; die Windung eiförmig-länglich; die Windungsröhre (der Scham) offen, die äußere Lippe dick, gerandet, innen in Zähne gefaltet; die innere Lippe schwielig, hinten fast verschwindend, vorn dick, abflachend, etwas gefaltet; die Spindel gebogen, glatt, vorn mit Warzen und Querfalten besetzt. Als Typus der Gattung wird *C. granulata* angeführt, welche

17) *Col. copistratus*, *Lichtensteini* Verzeihen, d. Dahlenova des Berl. Mus. p. 104. *Maxim. v. Newied* in *Acta nova Acad. Caes. Leop.* XII. 2. p. 458. t. 46. — *Ej.* Beiträge zur Naturgeschichte. *Brasilien* I. 503. — *Wagler* Icones Amphibiorum. I. t. IV. (Schöne Abbildung.) 18) *Ej.* Beiträge I. p. 354. (olivaceus *Olfers*, *Olfersii* *Hemprich*.) 19) *Natura* Bahiensis. *Spix* Ammologia nova sive Serpentina Brasiliensium spec. nov. Monachi 1824. p. 27. t. K. I. 2. 20) *Mus. Ad. Fried.* reg. I. t. 9. I. 1.

21) *Mus. Adolphi Friederici regis* II. p. 44. 22) *Mus. Adolphi.* *Fried.* reg. I. p. 36. t. 16. I. 2. — *Col. cinereus*, *Linne* ib. t. 11. f. 1. *C. margaritaceus*? *Merrem* *Syst.* n. 32. p. 100. — *Ammobates*, *Shaw*.

**Chemnitz Conchilienkabinett IV. 1. 152. f. 1257. 1258.** unter dem Namen *Buccinum maculosum rarissimum* abgebildet. Auch glaubt Schumacher, daß desselben *Murex canalicatus* X. t. 162. f. 1544. 1545. dieselbe Schnecke sey, und *Guannet's Couleuvre*, nicht aber diese in h. 1552. 1553. l. c. dargestellt sey, sowie jene *Chemnitz* auch insoweit verwechelt habe, als *la Couleuvre grasse* in Favanne Conchologie, pl. 53. f. X. 3. steht. (D. Thon.)

**COLUBRINI (Reptilia).** Eine Abtheilung der Schlangen bei mehreren Perpetologen, und daher verschiedener Charakteristik. Doppel stellte als Kennzeichen derselben einen runden Schwanz, der dünner als der Körper, keine Giftdrüsen, und unter dem Schwanz oft doppelte Schilde vor. Lutter begreift darunter alle Schlangen, bei denen die Schilde unter dem Schwanz paarweis stehen, und rechnet hieher die Gattungen *Python*, *Hurria*, *Dipsas*, *Coluber*, *Dryinus*, *Acrochordus*. — Gray, der die *Colubridae* nennt (Annals of Philosophy, Sept. 1825.), gibt folgenden Charakter an: die Kiefern sind mit Zähnen, zuweilen mit Giftdrüsen versehen; der Kopf ist mit Schuppen, der Leib ebenfalls mit breiten, Ringe bildenden Platten bedeckt; auf der unteren Seite des Schwanzes befinden sich zwei, oder auch nur eine Reihe Schilde; am After keine Spornen. A) mit Giftdrüsen: *Trimacrus*, *Bungarus*, *Ophis*; B) ohne Giftdrüsen, vor den Augen eine Grube: *Coluber*, *Dipsas*, *Ahaetalia*, *Macrosoma*, *Passeria*, *Hurria*, *Scytale*, *Erpeton*. — Gillingen (Neue Classification der Reptilien, 1826.) zählt seine Familie *Colubroidea* zur Tribus *Squamata*, und gibt ihr folgende Kennzeichen: die untere Kinnlade ist getheilt, die Zunge lang, die Giftdrüsen fehlen, sowie die Afterspornen. An Gattungen zählt er auf: *Acrochordus*, *Pelamis*, *Erpeton*, *Disteira*, *Aipysurus*, *Homalopsis*, *Pseudoeryx*, *Scytale*, *Xenopeltis*, *Clelia*, *Nympha*, *Dubertia*, *Oligodon*, *Pseudoclares*, *Heterodon*, *Rhinostoma*, *Xenodon*, *Lycodon*, *Coluber*, *Cononella*, *Psammodips*, *Malpoleon*, *Dipsas*, *Boiga*, *Sibou*, *Dendrophis*, *Chironius*, *Tyria*, *Dryophis*, *Langaha*. — Boie (Fisch von Den XIX. S. 981.) theilt die Familie *Colubrin* ein in die Gattungen: *Tropidonotus*, *Coluber*, *Hemorrhoidis*, *Scytale*, *Heterodon*, *Erpeton*, *Eryx*, *Boa*, *Python*, *Dipsas*. (S. diese Art.) (D. Thon.)

**COLUMBANUS (SANCtus) auch COLUMBA.** Diese, einer Statt des andern gebrauchte Namen tragen sehr verschiedene, fast gleichzeitige und oft unter einander verwechselte \*) irländische Mönche, von welchen der ältere 598 bei Beda \*\*) und Gregorius III. \*) erwähnt wird. Den Namen des Heiligen trägt nur der spätere Columba \*). Er wurde um das Jahr 550 in dem irländischen Districte Finner (Lagenorum terra) geboren, nicht lange nach der

Bekehrung der Irländer zum Christenthume durch den h. Patricius. Nachdem er sich freieren Studien, welche, wie seine späteren Schriften zeigen, auch die klassischen Denkmäler des Alterthums umfassen, mit großem Eifer gewidmet hatte, trat er, um den Versuchungen zur Fleischlust zu entgehen, auf den Rath einer frommen Einsiedlerin, in das zu dem Districte Ulster (Ultonia) gehörige Kloster Bangor ein, welchem damals der fromme, aber zugleich wissenschaftlich gebildete und heilbedenkende Abt Comgall (Comogellus) vorstand. Bei dem Eifer für Missionen, welcher unter den irländischen Mönchen herrschte, führte auch Columba sich bald von dem unwirksamen verfehlenden Drange ergreifen als Glaubensbote und Prediger des Evangeliums unter die Völker zu wandern, und nachdem er mit Mühe dazu die Erlaubnis des Abtes Comgall erlangt hatte, schiffte er sich um das Jahr 590 \*) mit mehreren seiner Klosterbrüder zu dieser Absicht nach Gallien ein. Hier hatten damals die Ketten Ketze und die Nachlässigkeit der Bischöfe einen großen Verfall der Sitte erzeugt und der kirchlichen Disciplin nach sich gezogen, welchem Columba und seine Freunde zunächst durch eignes Beispiel in strenger Sittenzucht und Verehrung der weltlichen Tugenden entgegen traten. Darum gelangten die irländischen Glaubensboten bald zu einem Rufe der Heiligkeit, welcher den König von Burgund Childbert bestimmte, sie zur Niederlassung in seinem Gebiete unter dem Versprechen königlicher Bezeichnungen aufzufordern. Columba schlug die letzteren aus, wählte aber für sich und seine Begleiter in einer der ödesten Gegenden des Vogesens Gebirges eine Stätte, wo sich noch die Ruinen eines alten Castells zeigten, zur Gründung eines Klosters, welches nach jenem Castelle den Namen Annagates (Annagay) erhielt. Diese klösterliche Stiftung wurde in kurzer Zeit so überfüllt, daß ein zweites, größeres Kloster in Luxerium (Luxeuil) in der Nähe (octo diastans millibus) errichtet werden mußte, welchem dann, da der Zubau, auch des Abtes, immer größer wurde, die Stiftung eines dritten Fontanä sofort folgte. Noch ein viertes Kloster, Valatium genannt, in der Nähe des jetzigen Besancon und ein fünftes im Juraergebiet, so wie ein Jungfrauenstift zu Besancon (in urbe Vesontione) verdankten ihren Ursprung ?). Diese Stiftungen wurden zu einer Congregation vereinigt und ihr gemeinschaftliches Haupt Columba gab ihnen eine Regel der klösterlichen Disciplin, welche sich nahe an die des h. Benedictus ansetzte, nur daß

\*) Ein längeres Bruchstück aus dem Unterrichte dieses Mannes, welches ihn als einen eben so frommen als heilbedenklichen Lehrer darstellt, hat Columba selbst in einer seiner eigenen Unterweisungen für die Mönche, wo er Comgall unter diesen Rasternamen Haus ausführt, eingezeichnet. Columbanus liess. II. 6) Das Jahr steht in der Zeitrechnung ziemlich fest; nicht so das damalige Lebensalter Columba's. Die Angabe seines Biographen Jonas d. 10. „anno viennano“ beträgt schon Muthmaßungen, daß er damals mindestens 30 Jahre gealtert habe. Ja aber die Ep. ad Vedulium wirklich von Columbo, so muß er im J. 590 fast 50 Jahre gealtert haben. Denn in dem J. 614 oder 615 im Kloster Bobbio geschriebenen neuesten Epistel gibt er vor, schon 18 Olympiaden durchlebt zu haben.

Nam ad Olympiadem ter senos venimus annos  
d. h. 72 Jahre zu zählen. 7) Jonas vita S. Columbani  
d. 12. 22.

\*) Über die Verwechselung dieser versch. Basnaga zu Canisli liessent. T. I. p. 772. 2) Hist. eccl. Angliae, L. III. c. 4. 3) Ep. L. II, 56. 4) S., und nicht Columbanus, weil er sich selbst durchgängig in seinen Schriften, meistens unter Vorklangungen auf die Bedeutung des Namens: J. B. Ep. 8. ad Amandum: „Iona qui in Hibernia Columba dicitur“; Ep. IV. (ad Bonif. IV.) „mihi Iona hebraica, Peristeros graeco, Columba latine, potius tamen vestrae idiomatis linguae nuncupatur.“



sie dieselbe in der Strenge der Klostern und Pönitenzen zu übertreffen scheint <sup>11</sup>). Die Wunderkräfte, welche man in dem frommen Stifter ansahnte, die strenge Sittenzucht, der Fleiß und die Enthaltsamkeit der Klosterbewohner, ihr Fleiß im Anbau der umwohnenden Umgebungen ihrer Ansiedelungen, die wissenschaftliche Bildung, welche sich unter ihnen verbreitete, verschafften der neuen Congregation unter einem rohen Volke ein Ansehen gerechtes Ansehen und einen sittlichen Einfluß, welcher sich auch auf die Macht aber ausdehnte. Als nach Eobils debers Tod das Reich unter seine drei Söhne in der Art getheilt worden, daß Theoderich, der ältere, Burgund, Theoderbert, der jüngere, Austraßen erhielt, wurde der erstere durch seine herrschsüchtige Gattin Brunehilde zu Ausschweifungen verleitet, welche ihn zur Regierung unfähig machen sollten. Columba führte durch seine Ermahnungen den irre geleiteten König zur Treue gegen die rechtmäßige Gemahlin zurück, und bereitete dadurch Brunehildens Plane, deren Haß nun gegen ihn und seine Mönchscongregation entbrannte, indem sie die eingeführte strenge Klosterzucht benutzte, um die weltlich gefürsteten Völsche und Großen gegen die Congregation einzunehmen. Es folgten nun Mannichfache Beschuldigungen und Bedrücknisse für die Mönche, selbst ein Versuch des Königs, gewaltsam in das Innere des Klosters zu vordringen einzubringen, welchen jedoch Columba's Standhaftigkeit unter Lebensgefahr abwehrte. Zu diesen Verhältnissen war schon früher eine kirchliche Differenz über die Disziplin seiner Hingetretenen, indem Columba nach altheidnischer Observanz, welche das Fast mit dem Sonntag der Woche vom 14—20 des Monats Nison zu beginnen forderte, die Dißten feierte, während der Disziplin der römischen und gallischen Kirche, wenigstens in manchen Jahren, auf einen späteren Sonntag führte <sup>12</sup>). Columba hatte sich zu Beilegung dieser Differenz schon bald nach seiner Ankunft in Gallien an den Papst Gregorius I. gewandt <sup>13</sup>). Dieses Schreiben blieb ohne Antwort, und als nun im J. 602 in Burgund eine Synode zusammentrat, um über die Differenz zu handeln, richtete Columba

ein Schreiben an dieselbe, worin er zwar die von ihm eingeführte Observanz wiederholt verteidigte, aber sich zugleich willig erklärte, die abweichende um des Friedens willen unangesehen zu lassen, so bald ihm nur bei der Feinigen zu bleiben gestattet würde <sup>14</sup>). Auch dieser Schritt scheint nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, da aber er denn nochmals in dieser Angelegenheit nach Rom an Bonifatius (IV.) schrieb, um für sich und die Seinen das gewünschte Indult zu erlangen, indem er sich zugleich darüber beklagte, daß sein früheres Schreiben an Gregorius nicht zur Beheerde seine gelangt zu seyn <sup>15</sup>). Er beschloß sich nun die Beschwerden gegen Columba von verschiedenen Seiten und da er nicht von freien Stücken dem Befehle des Königs, nach Irland zurückzukehren, gehorsamte, ließ ihn Theoderich gewaltsam von Lugdunum fortführen, ohne ihm auch nur zu gestatten, die früheren Beschlüsse sich bei der Rückkehr ins Vaterland wieder zuergewinnen zu lassen, und ohne ihm die gewünschte Milderung verschaffen zu wollen <sup>16</sup>). Dies erfolgte im 17. März 610 Jahre nach seiner Niederlassung in Burgund = 610 u. Ch. <sup>17</sup>). Auf seiner Reise durch Frankreich bis Nantes (Nannetum), wo er eingeschifft werden sollte, erkrankte er in der Regenzeit mitten unter den Nieschladungen seiner rohen Wächter in dem Glanze eines bald hellbringenden, bald strahlenden Thaumaturgen <sup>18</sup>). Auch seine beabsichtigte Einschiffung zu Nantes läßt die Legende durch eine wunderbare Fügung hinterleben werden; denn das Schiff, auf welches schon sein Exil zu überfahren beabsichtigt war, soll durch das Eintreten einer ungemöhnlich starken Ebbe auf den Strand gesetzt und nicht eher wieder flott geworden seyn, als bis man das Eigentum des Heiligen über Bord geworfen hatte <sup>19</sup>). Daß Columba zu Nantes sollte eingeschifft werden, ergibt sich auch aus einem Schreiben, welches er von dort aus an seine zurückgelassenen Schüler in den Klöstern schrieb, um sie zur Eintracht bei dem auch unter ihnen obwaltenden Disziplinestreite und zur Unterwürfigkeit unter ihren neuen Vorgesetzten Anstalt, so wie zur Standhaftigkeit unter den noch immer drohenden Gefahren zu ermahnen. Aber er zeigt sich gleich auch, daß man ihn dort der Wache entbanden und zur flucht freien Raum gegeben hatte, so daß es in der That keines Wunders bedurfte, um ihn der Einschiffung zu entziehen <sup>20</sup>). Er begab sich zunächst zu Chlotar, Chilperichs

11) In den Handschriften mit dieser Regula S. Colombani meistens als eine gewisse Unrichtigkeit, die monastica, welche die allgemeinen ethischen Vorschriften in parastrophischer Form und nach den herrschenden Grundbegriffen der Mönchsmoral vorträgt, mit den Worten primo omnium beginnend; so daß die regula coenobialis, welche die Vorschriften für die tägliche Ordnung des Claustrs, so wie die disciplinären Strafsätze über die Pönitenzen umfasst, mit den Anfangsworten: Statutum est Fratres, welche schon sehr auffällig zusammen gehört zu haben. Die Erklärung dieser Mönchsregeln s. Jones L. c. 17. in den Aufsätzen zu Brevi. Gregorius in Bibl. PP. maxima Leng. T. XII. p. 1—3 und Holstenii reg. monast. T. I. p. 166. sq. über das Verhältnis derselben zu der Benedictinerregel s. Mobilium Acta SS. Ordinis S. Benedicti aec. II. Praef. p. IV. sq. Wenzers führt die Vergleichung der Handschriften daraus, daß manche Handschriften erst später in die Regel eine drang. 12) Reg. no. 1. c. 1. Differenz des Festes der Kreuzigung Christi Bd. 1. S. 634. n. 1. 13) Ep. V. ad Gregorium, der Ordnung nach der Zeit, der Schriftsteller nach der Zeit unter Columba's Briefen und seinen Anbittern nach der Zeit der Bestätigung seiner Geschichte. Auch unter Gregors Briefen L. IX. Ep. 127.

11) Ep. 2. ad patres Synodi. Die Zeit bestimmt sich durch die Worte usque nunc licuit nobis inter vos vixisse duodecim annis. Wozu geht aus dem Schreiben hervor, daß Columba mehr als zwanzig in dieser Eirirische verlebte, welche sich aber nicht erhalten haben. 12) Das erste Schreiben an Bonifatius, wahrscheinlich das nach dessen Abreise am 607 abgefaßt. 13) Wenn bei dem Versuch in Lugdunum der König zu ihm sagt: Martyrii coronam me tibi illaurum speras, — non esse me tantae demenciae scias, ut hoc tantum periret auctor (cf. Jones L. c. n. 33). so führt dies auf einen falschen Aug in Columba's Charakter, welchem seine festgesetzten Reden und Handlungen völlig gemäß sind. 14) Jones L. c. 30. Egressus cum suis — anno vicesimo post incolatum eremi illius. 15) Jones L. c. 34—46 und diversis locis, drückend in Verse gebracht bei Theodor. 16) Jones L. c. 46. 17) Ep. III. ad discipulos: Nunc mihi scribentibus auctor pervenit, narrans mihi avum parvi, qui levissus videri in

Sohn, König von Neustrien, wurde dort wohl aufgenommen und als geistlicher und politischer Rathgeber benützt. Auf seinen Wunsch, durch Ausstrofen nach Italien zu reisen, gab ihm Chlothar das nöthig scheinende Geleit, und im Gebiete Theodeberts kam ihm die Gunst mächtiger Basallen entgegen, deren Einfluß verbunden mit den begeisterten Vorlesungen der aus Euporion auf die Nachrich seiner Ankunft nach Ausstrofen stromenden Schüler, ihm die Gunst Theodeberts verschaffte, welcher ihn bat, in seinem Gebiete sich niederzulassen, und sich selbst die Stätte innerhalb desselben zu wählen, von wo aus am erfolgreichsten für die Verbreitung des Evangeliums unter den Wälfen könnte gewirkt werden. Columba wählte eine innerhalb der Grenzen Teutlands, jenseits des Rheins gelegene, vorläufig verödete Stadt, Brigantia, später Trevergen genannt <sup>19)</sup>. Von dort aus wirkte er, unterstützt von seinem Schüler Gallus, unter den heidnischen Sueven als Glaubensbote, führte die Kläre der Böden und sprengte die Vierteile, aus welcher beim Bodanfest zu Duconia (Zuggen, Zug) sollte libet werden <sup>20)</sup>. Auch hier sollte seinen Sendung begünstigt haben und Beweise ausgenutzter, providentialer Leitung ihm zu Theil geworden seyn. Auch unter den Wälfen suchte er den Geist des Friedens nicht immer mit Klugheit zu wecken. Dem König Theodebert, als ihn sein Bruder Theoderich zum Kriege reizte, rath er, freiwillig die Krone niederzulegen und in den Priesterstand einzutreten. Der gar zu mönchische Rath wurde nicht befolgt und es kam zum Kriege zwischen den beiden Brüdern (512), in welchem Theodebert bei Tolbacum (Zilsich) geschlagen und dann als Gefangener seines Bruders von der Großmutter Brunichilde zur Annahme der Tonsur genöthigt, bald darauf aber ermordet wurde. Im Jahre darauf starb auch Theoderich und sein nachgelassener Sohn Sigebert, welchen Brunichilde auf den Thron setzte, konnte sich gegen Chlothar, den König von Neustrien, nicht behaupten, welcher sich des ganzen burgundischen Reiches bemächtigte und die Überreste des burgundischen Königs hauses austratete <sup>21)</sup>. Diese Katastrophen, welche Columba in prophetischem Geiste voll vorausgesehen haben, bestimmten ihn, über die Alpen nach der Lombardie zu ziehen, wo er bei Mailand verweilte, um den unter den lombardischen herrschenden Arianismus auch in Streitschriften zu bekämpfen, und das Vertrauen des Königs Agilulfus zu gewinuen, in dessen Auftrage er sein zweites Schreiben an Bonifacius IV. erließ, um denselben zu bewegen, die heidnischen Beschlässe der fünften Synode, welchen Agilulfus beistimmte, von Justinian war gezwungen worden, unter Vermittelung einer römischen Synode wiederum zu verwerfen, damit der römische Stuhl von dem Verdachte der Keterei sich reinige (ut caligo suspitionis tollatur de cathedra St. Petri), denn nur durch die Dichtigkeit der Einsicht und die Reinheit des Erkenntnisses werde die Macht und das Ansehen des Schlußführers begründet <sup>22)</sup>. Auf die Nachricht, daß in den Apenninen, hart am Fluße Trebia (Trebia), an einer Bobio genannten Stätte sich noch die Ruinen einer alten Basilika des heil. Petrus vorfinden, in welchen Wunder geschähen, gründete er dort das Kloster Bobbio (Bobbio), welches sich bald über alle früher in Eurs gegründeten Klöster dieser Congregation erhob. Columba wurde hier noch durch einen Besuch seines Schülers, des Abtes von Euporion Eufasius, welchen Chlothar an ihn gesandt hatte, erseht, starb aber schon, nachdem er nur wenig über ein Jahr dem Stifte zu Bobbio vorgesandt hatte, am 29. November 615 <sup>23)</sup>. Außer den Schriften Columba's, deren Abfassungszeit aus seinen Lebensereignissen erhellt, nämlich der zweifachen Mönchsregel und den fünf oder sechs Briefen, sind unter seinem Namen noch vorhanden:

1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

bio 1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

bio 1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

bio 1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

bio 1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

bio 1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

bio 1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

bio 1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

bio 1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

bio 1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

bio 1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

bio 1) *Sermones seu Instructiones ad Monachos*, auch *Ordo S. Columbani Abbatis de vita et actione Monachorum* überschrieben: sechszehn Vorlesungen an die Mönche, welche sich auf einander beziehen und in den täglichsten Erbauungsfunden unmittelbar auf einander gefolgt zu seyn scheinen. Sie berühren nur leicht die kirchlichen Dogmen, legen aber in mystischer Darstellungsweise die Nothwendigkeit des Strebens nach stiller Reinigung des Innern, die Pflicht der Selbsterleugnung und Weltentfagung, der ruhigen Ergebung unter Leiden und Drangsalen ans Herz, suchen die Liebe zu Christo, das Gefühl von der Vergänglichkeit des Irdischen, die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande, den Eifer in der Nachfolge des Herrn, zum Theil nicht ohne Bedachtsamkeit und immer mit großer Lebhaftigkeit zu erwecken, können aber nicht frei gesprochen werden von mönchlicher Beschränktheit und abergläubischen Vorstellungen. In der theologischen Denkart neigen sie sich, nach Art der späteren Mönche, zum Empiricismus des Cassianus <sup>24)</sup>. Unter diese *Instructiones* rechnet eine Bob-

21) Vgl. besonders die freimüthig schöne Stelle: *Tandio potestates apud vos erit, quoniam recta ratio permoverit: illo enim certis regni colorum clavicularis est, qui dignis per veram scientiam aperit et indignis claudit. Alioquin, si contraria fecerit, non aperire nec claudere poterit.* — *Vitus fidelis in toto orbe unitatem fecit potestatis et praerogative, ita ut libertas veritati ubique ab omnibus detur, et eadem error ab omnibus similiter abegatur, quia confessio recta etiam sanctorum privilegium dedit claviculario.* S. Columbanus Ep. IV. ad Bonifacium, im Anfang. 22) 11. Kal. Decembris nach Jones 1. c. 60. Das Martyrologium Rom. aber hat XI. Kal. Decembris und die Kirche feiert sein Gedächtniß am 15ten November. 23) S. B. Instr. III. *Dei gratiam suo advocat conamine;*



bienfliche Handschrift dann auch noch zwei kürzere Tractate de mensura poenitentiarum, und de octo vitiis principalibus, welche aber andere Codd. mit Recht als Aufsatze für sich unterscheiden, da in seinem Verfaßten der Ton der Paränese herrscht, sondern der erste canones poenitentiales für Cleriker, Mönche und Laien aufstellt, welche sich zunächst an die Klosterregeln mögen angeschlossen haben, der letztere aber eine trodene Aufzählung von den acht Cardinaltünden und deren Heilmitteln nach Cassians Anleitung gibt. Auch Inscr. XIV. im Cód. Bobiensis am Ende gestellt, möchte mit Unrecht in diese Sammlung von Sermonen gezogen seyn, da sie einen ganz epistolarischen Charakter trägt. Über die Zeit, in welche diese Unternehmungen für Mönche fallen, vermist man alle näheren Andeutungen.

2) *Carmina*. Eine Sammlung von fünf Gedichten, welcher eine Vorrede in zwei herametrischen Versen von zweifelhafter Echtheit vorangeht. Das erste, *Epistola ad Hualundum* überschrieben, in herametrischem Versmaß, warnt vor der Habgucht und der Abhängigkeit an irdischem Gute, vermahnt eine gute Bekanntschaft mit den römischen Dichtern und weiß biblische Abschnitte in poetischen Umschreibungen recht glücklich nachzuahmten. 2). Die vorausgehende Dedication in Iktroschen, welche die Worte Columbanus Hualund geben, steht nicht in allen Handschriften und scheint jüngeren Ursprungs. Das zweite, *Epistola ad Fedolium* überschrieben, behauptet denselben Gegenstand in sapphischem Versmaße und hat einen aus sechs herametrischen Versen bestehenden Anfang, welcher zeigt, daß der Dichter im 72. Lebensjahre stand, wonach es in den Aufenthalt zu Bobbio fiele. Es ist reich an morphologischer Gelehrsamkeit und gleichfalls aus fleißigem Studium der Alten hervorgegangen.

3) *Epigramma de muliere*, zwei Distichen.

4) *Monosticha*, eine Sammlung von Lebensregeln und goldenen Sprüchen in herametrischen Monostichen, theils wörtlich entnommen aus der Sentenzensammlung des sogenannten Cato, theils der h. Schrift II. und II. 28. nachgebildet, theils aus eigener frommer Betrachtung, mitunter auch aus andern Gedichten Columba's, 1. B. aus der *Epistola ad Hualundum*, entlehnt. Des letztere, so wie auch die großen Abweichungen der Handschriften, welche bald mehr bald weniger Monostichen haben, führt dahin, daß diese Sentenzensammlung, wenn sie auch Columba auslegte, doch großen Veränderungen und willkürlichen Vermehrungen unterlag.

Columba hat das Verdienst, mit unermüdlicher Thätigkeit den christlichen Glauben verbreitet, für die Heels-

lung reinerer Sittenmacht und lebendiger Frömmigkeit unter Hohen und Niedrigen ohne Menschenkenntniß gewirkt, den Frieden der Kirche im Geiste der Liebe gefördert, solche Anmaßungen der Regenten und Päpste freimüthig bestritten und in seinen Klöstern Pfanzentren der wissenschaftlichen Bildung, Archive für die Denkmäler der klassischen Literatur 2), und Schulen der Frömmigkeit gegründet zu haben. Seine Schriften zeugen von Bekanntschaft mit den Denkmälern des römischen Alterthums, von ausgebreiteter Bekanntschaft in der kirchlichen Literatur und zeichnen sich durch reinere Sprache und geschmackvollere Darstellung vor ihrem Zeitalter aus. Wärme, lebendige Frömmigkeit, großer Eifer für die Religion, welcher bis zum Fanatismus ausartet, verbinden sich in seinem Charakter mit unerhöchtem Wahrheitsliebe, Friedfertigkeit und gütlicher Weisheit des Herzens, aber auch mit großer sittlicher Strenge und monächlichem Hange zur Selbstopfeinigung. Der theologischen Speculation abgeneigt, ruht er in mystischem Vorzuge dunkle Ahnungen, schwärmerische Sehnsucht nach dem unsichtbaren geistigen Gute hervor, und weckt fromme Gefühle, obne zur Aufstellung der Religionsbegriffe beizutragen 2).

(v. Coelln.)

COMATULA, *Lamarck* (Radiaria) (comatus, wegen der Wimpern). Diese Gattung ward zuerst beschrieben von Linné (De Stelliis marinis, p. 55.) unter dem Namen *Decapneustes*, dann von Brémontille (Nouveau Bulletin des Sciences, No. 49.) unter dem Namen *Antedon*. Später nannte sie Leach *Alecto*, indessen wurde die ursprüngliche Benennung allen andern vorgezogen und allein beibehalten. Neuerdings hat aber Bronn (Urweltliche Pflanzenreihe S. 7) den Namen *Decapneustes* wieder aufgenommen, ihm als dem ältesten den Vorzug gebend. Linné führte die ihm bekannten Arten unter *Asterias* auf. Nach Cuvier gehören sie mit den letztern unter die *Echinodermata pedicellata*, nach Lamarck unter die *Radiaria echinodermata* oder *Stellerides*. Die Kennzeichen derselben sind folgende: der Körper ist kesselförmig, platt gedrückt und mit vielerlei Strahlen, nämlich auf dem Rücken und am Rande besetzt, welche alle aus kalkartigen Stielen bestehen. Die

25) Eine der reichsten Fundgruben für Handschriften lateinischer Classiker ist noch immer die Bibliothek des Klosters zu Bobbio. Vergl. Amad. Peyron de Bibliotheca Bobiensis vor seiner Sammlung der *Fragmenta Ciceronis orationum inedita*. Stuttg. et Tüb. 1824. 8.

26) Sein Leben von Jonas, seinem Schüler, Mönch zu Bobbio, und danach geistlich bearbeitet von Grodard, Mönch zu Rheims im 8. Jahrhundert. Erzählungenlegenden aus seinem Bistumskreis zu Bobbio und die Wunder, welche seine Reliquien wirkten, erzählt die *Miracula S. Columba* von einem beiführenden Mönche des 10. Jahrhunderts. Aus drei am besten der *Mailillon Acta SS. Ordinis S. Benedicti Saec. II.* p. 3—11. Seine Schriften zuerst gesammelt von dem Grandsieur *Petrusius Flemingius*, einem Ordensbrüder, Lovanii 1607. Das nach abgedruckt in der *Bibl. Patrum maxima* T. XII. p. 1—37. Vermerkt in *Göttinger Bibliotheca Patrum* T. XII. Einige seiner Gedichte sind öfter gedruckt, am richtigsten in *Canisiilectiones antiquae* ad. Baunze T. I. p. 775 sq. Seit L. v. O. schärfere die religiösen Ansätze, doch nicht ganz unbedungen, schildert ihn August Reander *Zentrirtheiten* aus der Geschichte des Christenthums III, 2. S. 37—69.

impossibile est enim solum per se unumquemque adipisci, quod perdidit in Adam.

24) S. B. Præf. c. 3. 7.

Tempora sunt florum, retinetur aut tempora messis,

Sic iterum spisso vascitur gramine campus.

Tempora gaudendi sunt, tempora certe dolendi.

Tempora sunt vitæ, sunt tristia tempora mortis.

Omnis dies, tollit, munusque volatilis tempus

Viv. aestas, autumnus, hiems redit annus in annum.

Omnis cum redeat homini redit non sua aetas

Hanc sapiens omni semper reminiscitur hora

Atque domum lucas epulis praeponit opima.

Rückenstrahlen sind ganz einfach, fadenförmig, rankenartig, klein und stehen als ein Kranz auf dem Rücken der Scheibe. Die Randstrahlen sind immer gewimpert (b. h. mit kleinen von ihren Gliedern ausgehenden Nebenstrahlen versehen) und viel größer als die einfachen Strahlen, ihre unteren Glieder sind verlängert und umgeben, nach unten umgeschlagen, die Bauchseite der Scheibe, auf dieser steht in der Mitte ganz abgesondert der häutige vorspringende Mund.

Diese Thiere sind auffallend von allen andern *Stes* heren nicht bloß durch ihre zweierlei Strahlen, sondern auch durch ihre eigenthümliche Mundbildung unterschieden. Auch haben sie in ihrer Lebensweise mancherlei abweichend Eigenthümliches, worauf auch schon einigermaßen der gekrümmte Hafen am Ende der Rückenstrahlen schließen läßt. Nach Lamarck nämlich, der sich hiedbei auf die Beobachtungen und Angaben Peron's stützt, heften sie sich damit an allerlei Meerestkörper, namentlich an Lango und Corallenstämme an, was auch von *Heusinger* <sup>1)</sup> beobachtet worden ist, der von diesen Thieren noch überdies angibt, daß sie das Thier als Waffeln gebrauche. Die nächst verwandten Gattungen bewegen sich bloß mit Hilfe ihrer Hauptstrahlen auf dem Boden fort, und vermögen auch nur mit diesen sich anzuheben. Eine große Verwandtschaft zeigen sie mit den *Encrinurini* (s. d. Art. *Crinoidea*), so daß man fast sagen könnte, die letztern seien nur gestirnte Comatulen, welche ähnlichheit anten bei der Beschreibung einer einzelnen Art näher nachgewiesen werden wird. Der allgemeine äußere und innere Bau dieser Thiere ist noch wenig bekannt, indem nur eine einzige Art genauer äußerlich und eine andere auch anatomisch untersucht ist. Wie werden unten diese Beschreibungen liefern. — Die Arten dieser Gattung scheinen ziemlich zahlreich zu sein, wenn auch bis jetzt nur wenige, selbst der in den Sammlungen vorhandenen beschrieben wurden, auch mögen wol manche noch zu entdecken sein. Die bekannten Arten leben meistens in heißen Erbstreichen, sind seltener in den gemäßigten Zonen und nach Lamarck's Angabe soll keine Art über dem 45. Breiten-Grade vorkommen.

1) *C. solaris*, Lamarck. Ist eine große und schöne Art, welche ganz ausgebreitet wenigstens einen Fuß im Durchmesser hält. Ihre zehn Strahlen sind rein und gleich gewimpert, oben etwas platt, unten gefurcht, und durch doppelt eingeferbte Quersiele gesäumt. Das Vaterland derselben ist unbekant.

2) *C. multiradiata*, Lamarck. Diese in den indischen Meeren einheimische Art hat zunächst der Scheibe fünf Strahlen, welche sich wieder tief in drei bis zwölf spalten. Die Wimpern sind etwas flach gedrückt, die einfachen Strahlen auf dem Rücken sind ziemlich groß, an der Spitze hakenförmig. Abbildung bei *Linck* da *Stellus* mar. t. 22. f. 34.

3) *C. rotularis*, Lamarck. Diese Art ist wahrscheintlich aus der Gegend von Neuhoiland. Ihre Randstrahlen sind nur zwei: bis fünffach getheilt, die Wimpern

nach unten geneigt, und die einfachen Rückenstrahlen sind in großer Anzahl vorhanden.

4) *C. limbriata*, Lamarck. Die Randstrahlen sind schwach, kaum drei Zoll lang, bis an die Wurzel in zwei bis fünf Äste getheilt, die Glieder an den Rändern etwas gekrümmt. Aus den indischen Meeren. — Es wird bei dieser Art die ziemlich schlechte Abbildung *Petters*, *Gazophylac.* t. IV. f. 6. *Stella perelegans* *dupliciter radiata* <sup>2)</sup> citirt, auch führt *Lamarck* <sup>3)</sup> *Miller's* *Comat. limb.* als Synonym an, welches doch sicher eine eigene Art ist, f. d. folg.

5) *C. pinnata*, *Nobis*. — (*C. limbriata*, *Miller*. *Crinoidea*, *Titellupfer*, p. 132. — *Decacnemus limbriata*, *Bronn* *urweltliche Pflanzen-thiere* [nach *Miller*] t. 2.). Der Leib ist kreisförmig, platt gedrückt, mit zahlreichen Seitenstrahlen, welche getheilt sind; ihre Äste sind gekrümmt, und die Wimpern hängen durch eine blattsähnliche Ausbreitung zum Theil mit einander zusammen; um den Mund stehen zehn einfache Arme. — Diese Art kommt in England in *Wilford's* Haven vor und an ihr hat *Miller* die genaue Ähnlichkeit derselben mit den *Crinoiden* nachgewiesen. Bei den nähern Angaben darüber verweisen wir auf seinen Artikel. — Nach diesem *Christi* steller gleicht auf den ersten Anblick diese Art *Comatulata* so sehr dem *Pentacrinus* *Caput Medusae*, daß man fast versucht wird, sie für den oberen Theil des letztern Thieres zu halten. An der Basis des etwas kugelförmigen Leibes zeigt sich eine fünfförmige, undurchbohrte Platte, welche außen schwach gewölbt, innen ausgehöhlt ist und in ihrer Lage ganz dem ersten Säulenglied der *Crinoiden* entspricht, nur mit dem Unterschied, daß sie undurchbohrt ist, indem den *Comatulata* auch der Stamm der *Crinoiden* fehlt. An dem Rand dieser fünfförmigen Platte zeigt sich eine ringförmige Platte, einem Beckenring ähnlich, welche auch mit der vorerwähnten eine beckenähnliche Höhlung bildet. Sie besteht nicht aus einzelnen Platten, ist aber an ihrem oberen Ende fünfförmig, und hat zwischen jeder Ecke einen buschelförmigen Eindruck für die Einfügungen des ersten Rippenglieds. Außerlich gehen zahlreiche Hilfsseitenarme aus der beckenähnlichen Platte hervor, welche, wenn jene weggebrochen werden, an ihrer Einfügungsstelle Vertiefungen zeigen, von denen eine jede mit einem sechseckigen Eindruck umgeben ist, der mehr oder weniger vollkommen ist, je nachdem er dem äußern Rande näher oder entfernter steht. Quer über der Mitte der Ausbühlungen der beckenähnlichen Platte ist ein Querschnitt, in der Mitte schwach durchbohrt, an welchem das erste Glied des Hilfsseitenarms angefügt ist. Diese Arme sowohl, als die Bildung ihrer Glieder und ihr hakenförmiges Ende gleichen vollkommen denen des oben erwähnten *Pentacrinus*, nur mit dem Unterschied, daß sie kürzer sind und aus weniger Gliedern bestehen. Die ringförmige Beckenplatte scheint vorzüglich aufwärts zu wachsen und sich dabei am Rande neue Hilfsarme zu ent-

<sup>2)</sup> *Dialuville* gibt in *Dict. des. So. nat.* tom. X. p. 108 den Namen *Pinnata* — *Stella chinensis*, an, welches eine Beschreibung mit *St. 145* der *Crinoiden*, t. 26. f. 12 ist.

<sup>3)</sup> *Dict. classiq. d. hist. nat.* Tom. IV. p. 352.

weiceln. Wenigstens besitzt Miller Exemplare, bei welchen sich am obern Rande neue Vertiefungen gebildet haben, in deren Mitte kleine unentworfene hilfseitens Arme sitzen, ganz denen ähnlich, wie man sie beim *Pentacrinus* findet und bei welchen das halbkugelförmige Ende noch fehlt. Die Schultern gleichen denen des *Pentacrinus*, sind aber an ihrer obern Seite mehr eckig vorgeschärft und also seitlich durch eine Bedeckung mit einander verbunden. Von jeder Schulter bei den verschiedenen Arten gehen zwei armähnliche Finger oder zwei Arme aus. Jeder der letztern ist von einem gemeinschaftlichen, keils förmigen Glied gebildet, von welchem an der einen Seite der erste Finger, an der andern eine Fortsetzung des Arms ausgeht, welche weiterhin, immer durch dazwischen sitzende, keils förmige Glieder sich abwechselnd in zwei oder mehr Finger theilt und so eine Hand bildet, wie bei andern Crinoiden. Jedes Glied der Arme und Finger gibt abwechselnd auf jeder Seite wieder einen Haben ab (Tentakel), der aus vielen kleinen Gliedchen bestehend, in der Bildung denen des *Pentacrinus* gleicht. Eine eigene Bedeckung dehnt sich über die Bauchhöhle, die Vertiefungen in den Armen, Fingern und Tentakeln aus und ist, wie die beim *Pentacrinus*, durch zahlreiche kleine Kalkplättchen geschützt. Bei einigen Arten von Comatulen dehnt sich diese Hautbedeckung seitlich in einem Saume aus, welcher die Tentakeln und an einigen Stellen die Arme und Finger an ihrem Ursprunge mit einander verbindet, in diesem Falle ist die Haut an diesen Stellen ausnehmend dünn und durchscheinend, und hat an ihrem Rande einige kleine Plättchen, wahrscheinlich um ihre Stärke zu vermehren. Es ist möglich, sagt Miller, daß diese Haut auch dem verfeinerten *Pentacrinus* eigen gewesen, daß sie aber bei den fossilten Exemplaren verschwunden ist.

6) *C. mediterranea*, Lamarck. (*Link* *Decacrinus rosacea*. t. 37. f. 66. *Heusinger* l. c. t. 10 — 11.) Zehn Seitenstrahlen mit langen pfriemenförmigen Winnpenn (Tentakeln Miller) und dreißig einfache Rückenstrahlen. Sie findet sich im mittelländischen Meer. — Heusinger, der zuerst eine vollständigere Anatomie der Comatulen und zwar von dieser Art lieferte <sup>4)</sup>, sagt, daß diese Art nicht bloß hochroth — wenn das Thier matt wird, bläulich — sondern auch schwefelgelb und weißlich ringelt vorfommt. Seine Untersuchungen des äußern und innern Baues dieses Thieres wollen wir, so viel als es der Raum erlaubt, wieder geben. — Auf der untern Fläche (Bodenfläche Miller, Rücken Lamarck) hat das Thier eine runde, gewölbte Kalkscheibe, welche in der Mitte mit kleinen, rumblichen Vertiefungen (vergl. oben die Beschreibung Millers) versehen ist, und in deren Umfange dreißig, mitunter auch mehr gegliederte Füße (Rückenstrahlen M.) sich befinden. Die meisten von ihnen aus funfzehn Gliedern, welche am innern Ende concav, am äußern concav sind. Das vorletzte Glied hat gegen das Ende einen kleinen spitzen Fortsatz, das letzte

bildet einen spitzen gekrümmten Haken. Oberhalb dieser Füße gehen fünf Strahlen (Seitenstrahlen M.) von der Scheibe ab. Ihr erstes Glied ist einfach und cylindrisch, das zweite hat am äußern Ende zwei facettirten Flächen, auf welche die beiden dritten Glieder (Finger M.) des von hier an getheilten Strahls passen. Diese folgenden Glieder sind unten concav, oben etwas concav, und wenn man den Strahl auseinander bricht, so sieht man, daß er einen alle Glieder durchbohrenden Kanal enthält. Ob dieser einfach, oder, wie es Heusinger oft sah, durch eine Scheidewand in zwei Kanäle getheilt ist, wagt dieser Anatom nicht zu entscheiden. Von den Strahlen gehen auf beiden Seiten abwechselnd stehende, d. h. von dem einen Glied links, von dem andern rechts, Winnpenn oder Nebenstrahlen (Tentakeln M.) ab, welche ebenfalls fahrig, in den Hauptstrahlen ähnlich und von Kanälen durchbohrt sind. Alle einzelne Glieder der Strahlen und Nebenstrahlen sind gegen einander beweglich, und es entstehen so die lebhaftesten, yerirrtlichen Bewegungen des Thieres, wenn es seine Strahlen schlangennartig im Wasser windet. Diese Bewegungen werden durch zahlreiche Muskeln, welche sein fahrig sind und auf der concaven Fläche der Glieder liegen, vermittelt, je zwei Glieder werden immer durch zwei Muskeln gegen einander bewegt. Die Strahlen wurden an ihrer Basis durch die an der untern Seite grünlich graue Haut des Thieres vereinigt. Diese Haut ist an dieser Stelle oberhautähnlich und geht, indem sie dicker, weicher und roth wird, in die obere Fläche der Scheibe und der Strahlen über, unten aber legt sie sich unmittelbar in die taligen Theile fort. Auf der obern Fläche ist die Haut dicker, weicher und roth, erstreckt sich von der Scheibe über die concave Fläche der Strahlen und Nebenstrahlen, ist aber weder in Farbe noch Substanz gleichmäßig. In der Mitte der Scheibe befindet sich eine, nach dem Tode des Thieres, oder wenn es alle Rinnen der Strahlen und den Mund geöffnet hat, sichtbare, fünfseitige, weiße Vertiefung, in deren Mitte man eine eiförmige Öffnung (den Mund) bemerkt. Von dieser Vertiefung gehen fünf weiße Furchen aus, die sich da, wo sich die Strahlen theilen, ebenfalls theilen, so daß nach einem jeden Strahle eine solche Furche hinläuft, welche über seine ganze concave Fläche, bis zu seiner Spitze geht und in alle Nebenstrahlen Seitenarme schickt. Die rothen Ränder dieser Rinnen sind nicht grobe, sondern geben in lauter kleine Wärdchen aus, deren Rand schwarzroth ist, und welche fahrig in einander greifen. Heusinger hält sie den Häubchen der Seeferne analog. In der Ruhe hat das Thier diese Rinnen sämtlich offen, vermag sie aber so dicht zu schließen, daß man gar nichts Weißes mehr sieht, und auch der Mund verdeckt wird. In einem der fünf, von den Rinnen begrenzten, rothrn Felder erhebt sich eine, ebenfalls rothe, sehr zusammenziehbare, cylindrische Röhre, welche eine talrige, weiße Öffnung hat, aus der, wenn das Thier ruhig ist, man zuweilen Roth, Sand und Wasser herausströmen sieht, weshalb Heusinger sie die Afterröhre nennt. Wird das Thier benurruht, so schließt es auch diese Röhre so, daß das Weiße ganz verschwindet. Wenn man die Haut im Umfange der Scheibe und von der concaven Seite der

4) Schwelger lieferte zuerst Angaben darüber, nach Untersuchungen an einer andern Art und nach einem Exemplare, das er nicht ganz richtig darstellte, f. d. Naturgeschichte der fossilen Thiere S. 527.

Strahlen abstrent, so sieht man, daß ihre untere Fläche glatt und frei ist, man kann sie zurückschlagen bis um den Mund des Thiers, wo sie mit der Bauchhaut verwachsen ist. Man kann dann auch das ganze Thier aus der Kalfscheibe herausnehmen, wenn man nur unten einen Kanal noch durchschneidet. Trent man das Thier auf diese Art von den Bewegungsorganen (und dem Herzen), so ist der Bauch des Thieres vollkommen geschlossen von der Bauchhaut, welche nirgend eine Öffnung zeigt, erst und glatt ist. Denn ob es wol Heusinger scheint, daß im lebenden Thier zwischen der äußern Haut und dieser Bauchselb Haut Wasser drinlich sey, so meint er doch, daß die Entscheidung darüber schwer sey. Der Mund führt zu einem runden Magen, aus welchem ein gewundener Darm entspringt, der sich unter der Afterröhre öffnet. Zuweilen schien ein um den Magen verlaufendes Ringesäß wahrzunehmen zu seyn, das sich jedoch nicht rin darstellen ließ und über dessen Function sich also nichts sagen läßt. Der Magen hat eine ziemlich feste Haut, ist klein und ward immer leer gefunden, aus ihm führt eine enge Öffnung, der Vortriner, in der Richtung gegen die Afterröhre hin, in den Darm. Dieser ist ein runder Kanal, der erst einen kleinen Blindstock bildet, dann um den ganzen Magen herum läuft und unter der Afterröhre endigt, so daß er etwas mehr als eine Windung macht. Der Vortriner ist mit einer Klappe versehen, welche sich nach dem Darm zu öffnet, nicht aber rückwärts. Die zwischen Magen und Darm liegende Wand ist verhältnismäßig sehr dick und mag wohl noch andere Organe enthalten. Im Darm fand sich immer eine thierische Masse, welche nicht genauer zu bestimmen war, und freffen sah Heusinger die Thiere nie, wie mancherlei Substanzen er ihnen auch anbot. Die Afterröhre ist nur eine Fortsetzung der äußern Haut und der Darm hört unter ihr auf. Über die Atmung konnte Heusinger nichts Bestimmtes ausmitteln. Die Haut mag eine große Menge Farbestoff aussondern. Wahrscheinlich findet auch Afterathmung statt, denn die Afterröhre ist beständig thätig, erneuert man das Wasser nicht, so sängt das Thier an, den After immer weiter zu öffnen, und endlich vor dem Tode stülpt es die Afterröhre, aus der mitunter auch Wasser hervorspringt, gänzlich um. Was das Gefäßsystem anlangt, so befindet sich in der Mitte der Kalfscheibe eine Höhle und in dieser ein Centrals Organ, welches ein Gefäßring zu seyn schien. Aus ihm ließen sich leicht zehn Gefäße derselben folgen, von welchen jedoch fünf in den Zwischenräumen der Strahlen verschwand, die andern fünf dagegen leicht bis in die Kanäle der Strahlen zu bemerken waren. Ein jedes theilte sich wieder in zwei Äste, für zwei Strahlen, aus welchen wieder andere für die Nebenstrahlen entsprangen. Aus demselben Organ tritt ein anderes Gefäß gerade heraus in den Körper des Thieres neben den Magen gegen den Mund, wo es dann Heusinger nicht weiter verfolgen konnte. Dieser glaubt daran, daß diese Gefäße wahrscheinlich Venen und der Gefäßkreis ein venöses Herz, das ganze Gefäßsystem aber wol dem der Seezurren ähnlich seyn möge. Was die Fortpflanzungsorgane betrifft, so wollte deren Auffindung bei uns geeigneter Jahreszeit (im Herbst) nicht gelingen, doch

glaubt Heusinger Fächer dafür halten zu dürfen, welche sich in der Substanz zwischen Magen und Darm fanden, und zu denen um den Mund liegende Öffnungen führten, die jedoch immer nur erst nach Wegnahme der Haut sichtbar wurden. Bei der großen Empfindlichkeit der Lippen und der Ränder der Rinnen, so wie bei dem so vollständig entwickelten Muskeelsystem ist das Verhalten des von Verden faum zu begreifen, doch wollte die Auffindung derselben dem Anatomen auf keine Weise gelingen. (D. Thon.)

COMMUNICATIO IDIOMATUM bezeichnet in der Kirchenlehre der Protestanten eine Folge, welche aus der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo entsprungen ist. Idioma bedeutet das Eigenthümliche jeder Natur, id, quod cuique naturae ut tali competit, eine wesentliche Eigenschaft, wodurch sie sich von einer andern unterscheidet. Daher wird unter comm. id. gedacht ein Verhältnis beider Naturen in Christo, nach welchem jede das, was der andern eigenthümlich ist, in soweit besitzt, als es ihrem eignen Wesen nach möglich ist, ea relatio, qua utraque id, quod alterius proprium est, ita possidet, ut per suam essentiam fieri potest. Da hierbei nur die menschliche Natur in Christo gewonnen, die göttliche aber nicht zum Unvollkommenen herabgezogen werden konnte, so wird nur die göttliche als thätig, lebend, die menschliche aber als leidend, empfangend, gedacht. — Diese Mittheilung soll nicht tropisch, nicht un eigentlich, sondern eigentlich und als reell gedacht werden. Zwar ist sie nicht wesentlich, sondern zufällig, weil sie nicht aus dem Wesen ihrer Natur folgt, auch die Menschwerdung des Sohnes Gottes keine absolut nothwendige Begebenheit war, doch ist sie eine innere, denn sie betrifft die inneren Eigenschaften, auch keine vorübergehende, sondern stets fortbauende. Auch soll man dabei nicht einen wirklichen Übergang der Eigenschaften aus einer Natur in die andre denken, keine Vermischung der beiden Naturen, denn jede Eigenschaft bleibt in der Natur, welcher sie wesentlich zuzumit; sondern jede Natur besitzt die Eigenschaften der andern nur mittelbar durch die Verbindung mit der andern. Daher ist auch die menschliche Natur in seine göttliche verwandelt, es findet keine Spothese der ersten statt, sondern es besitzt und gebraucht dieselbe nur die göttlichen Eigenschaften vermöge ihrer Verbindung mit der göttlichen Natur, und soweit es ihr überhaupt möglich ist. Es muß auch hierbei nie mals nur ein Theil der menschlichen Natur gedacht werden, nicht etwa der Leib oder die Seele des Menschensohnes allein, sondern stets Leib und Seele in Verbindung.

Diese Mittheilung nun tritt in mancherlei Nebenarten hervor, welche propositiones idiomaticae genannt werden, deren man drei Hauptarten und unter den ersten beiden auch drei Unterarten findet; sie sind folgende: A. Genus *idiomatikon*, oder auch *idiomaticon*, bezieht Nebenarten, welche Eigenschaften betreffen. Darunter sind folgende Unterarten begriffen: a) *aviduous*, wenn von der ganzen Person ausgesagt wird, was nur einer von beiden Naturen zuzumit, z. B. wenn gesagt wird: Christus ist allwissend (wie Joh. 21, 17.); oder: er ist gestorben. b) *noivwla τῶν θείων*, wenn von Christus

nach der menschlichen Natur bezeichnet (wissenschaftlich ausgedrückt: de concreto naturae humanae), etwas göttliches ausgesagt wird, z. B. Jesus ist ewig (Job. 3, 13.). c) *Idiomatismus*, wenn von Christus nach der göttlichen Natur bezeichnet (de concreto naturae divinae), etwas menschliches ausgesagt wird, z. B. der Herr der Herrlichkeit ist gekreuzigt (1 Cor. 2, 8.). — B. Genus apotelesmaticum begreift Redensarten, welche das Mittlere wert Jesu betreffen. Auch hier hat man drei Unterarten, je nachdem man, wie unter der ersten Hauptart, von der ganzen Person, oder von Christus nach einer von beiden Naturen bezeichnet etwas aussagt, also: a) wenn man von der ganzen Person redet, z. B. Christus hat uns erlöst (Gal. 3, 13.). b) von Christus nach der göttlichen Natur bezeichnet, z. B. der Sohn Gottes hat die Werke des Teufels zerstört (1 Joh. 3, 8.). c) wenn derselbe nach der menschlichen Natur bezeichnet wird, z. B. der Mensch Christus Jesus hat sich zur Erlösung gegeben (1 Tim. 2, 6. 6.). — C. Genus majestaticum oder auchemanticum. Wenn unter dem ersten Genus Redensarten vorkamen, in welchen Christo nach seiner menschlichen Natur bezeichnet die Eigenschaften beigelegt werden, so werden unter diesem Genus Redensarten verstanden, in welchen von der abstract gebachten, menschlichen Natur göttliches ausgesagt wird, daher die hieher gehörigen propositiones auch abstractivae genannt werden. Dabin soll z. B. die Redensart gehören, wenn Christus Matth. 28, 20. sagt: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Es wird aber hier, wie in ähnlichen Stellen nicht die abstracte Menschennatur, sondern Christus nach seiner ganzen Natur, oder nach der menschlichen allein gedacht, daher alle diese Redensarten doch im Grunde zu dem ersten Genus gehören; auch waren nicht alle Theologen einig darüber, und es steht überdies im Widerspruch mit manchen, oben angeführten, allgemeinen Sätzen; so wie mit der Behauptung in der Lehre von der *communio naturarum* (s. diesen Artikel), daß die beiden Naturen in Christo, abstract gebacht, nicht als Subject und Prädicat in ein Urtheil verbunden werden könnten. Es sind daher auch Redensarten, die man auf solche Weise bildete, z. B. die menschliche Natur Jesu sey allgegenwärtig (weicher keine biblische Redensart entspricht) schon früh in der christlichen Kirche gemißbilligt; allein der Abendmahlsfreier der Lutheraner gegen die Reformatoren, das Bemühen die Gegenwart Christi im Abendmahl zu beweisen, veranlaßte auch die Behauptung solcher Redensarten, so wie überhaupt die ganze Entwicklung der Lehre von der *communio idiomatum*. Daher sie auch ausdrücklich in der Concordienformel festgesetzt ist, und am auffallendsten wurde sie ausgeprägt von Eliezer Heßhusius in der Schrift: *Assertio testamenti contra blasphemiam Calvinianam exegesis*. Regiom. 1574, darin er behauptet, man könne auch sagen, die Menschheit Christi sey allmächtig, allwissend und anjubes ten. In einem gewissen eingeschränkten Sinne behaupteten dasselbe, und insbesondere die Allgegenwart der menschlichen Natur Christi, auch spätere Theologen. Es wird übrigens am zweckmäßigsten seyn, weitere historische Urtheilungen über die Ausbildung dieser Lehre, welche

Theil eines ganzen Philosophems über die Natur Christi, das schon in frühen Zeiten begann, ist, so wie das Urtheil über den Werth solcher für das christliche Leben ganz unbrauchbaren Speculationen bis zu dem Artikel: Vereinigung der beiden Naturen in Christo, zu versparen.

(Märetens.)

**COMMUNIO NATURARUM**, dafür einige auch wol *communio naturarum* sagen, ist ein Begriff, welcher in der Lehre von der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo angewendet wird. Man betrachtet jene *communio* nal. als eine Folge dieser Vereinigung, und versteht dadurch das aus der letztern entstehende Verhältniß, nach welchem die eine Natur der andern angehört, ea naturarum in Christo relatio, quae sit, ut altera alteri ali propria. Vielleicht sagt man deutlicher, und dem eigentlichen Sinne der Theologen, welche diesen Begriff schafften, gemäß, es sey diese *communio* dasjenige Verhältniß, nach welchem Christo in der einen Natur zugleich die andere Natur zugehöret denn die meisten wenigstens erklären sich dagegen, daß der einen Natur, abstract gebacht, die andere, gleichfalls abstract gebacht (welche sie das *abstractum naturae* nennen), beigelegt werden könne, daß man z. B. nicht sagen dürfe, die Gottheit in Christo sey Menschheit. Sie fassen bei dieser Lehre immer nur das *concretum naturae* ins Auge, d. h. dasjenige Individuum (Christus), in welchem eine solche Natur ist, und welches erst der einen Natur nach genannt, dann aber mit ihm dasselbe Individuum, nach der andern Natur gebacht und denant, im Urtheil gleichgesetzt, oder als Prädicat verbunden wird, wie wenn man sagt: des Menschen Sohn ist Gottes Sohn.

Man unterscheidet hier drei concreta: 1) *Concretum naturae divinae*, oder Christus in göttlicher Natur gebacht; z. B. Gottes Sohn. 2) *Concretum naturae humanae*, derselbe in menschlicher Natur gebacht; z. B. Jesus, Menschensohn. 3) *Concretum personae*, die ganze Person ohne Rücksicht auf eine besondere Natur gebacht; z. B. Christus, König.

Es können diesemnach die Aussagen von Christus in Absicht dieses Verhältnisses verschiedene Gestalten haben, je nachdem in denselben das eine oder das andere *Concretum* Subject des Urtheils ist, und ein anderes Prädicat. Die Theologen haben diese verschiedenen Aussagen oder Redensarten propositiones personales genannt, auch hypostaticae. So kann man mit dem *Concretum* der Person überhaupt ein *Concretum* der göttlichen oder der menschlichen Natur als Prädicat verbinden, z. B. sagen: Christus ist Mensch, oder: Christus ist Gottes Sohn. Ein andrer Mal kann man auf eben diese Art die Concreta beider Naturen mit einander verbinden, z. B. Gottes Sohn ist Mensch, oder: der Mensch (nämlich Jesus) ist Gott.

So wie man die *communio naturarum* ein consequens reale der Vereinigung beider Naturen in Christo nannte, so nannte man diese Aussagen oder propositiones personales das consequens verbale jener Vereinigung.

Man sagte von eben diesen propositionibus, sie seyen individuales oder singulares, weil sie bloß von Christo ausgesagt werden könnten, und inusitatae, eben

weil sie sonst nirgends Anwendung fänden; auch accidentales, insofern die Vereinigung der beiden Naturen in Christo nicht absolut nothwendig wäre. Sie sollen auch nicht reduplicative, als komme das Prädikat dem Subiecte, als solchem, zu, sondern specificative verstanden werden, daß das Prädikat dem Subiecte nur zusomme, insofern dies als eine besondere Natur mit einer andern Natur in einer Person verbunden sep. Indesß jene diese propos. nicht bloss verbales, sondern reales; es finde wirklich zwischen Subject und Prädikat eine reelle Einheit statt.

Für Protestanten sind diese Bestimmungen in den Symbolen, besonders in der Concordienformel, begründet und von nachfolgenden Theologen immer weiter entwickelt, sind aber überhaupt Eschaltungen des Streits über die Natur Christi, der schon in frühen Zeiten der christlichen Kirche begann. Über ihre Geschichte und ihren Werth wird, um Wiederholungen zu vermeiden, das Nöthige in dem Artikel: „Vereinigung der beiden Naturen in Christo“ beigebracht werden. (Müntens.)

COMPOSITA heißen in der Sprachlehre alle mehrtheiligen oder zusammengefügten Wörter; im engeren Sinne sind jedoch unter dieser Benennung nur diejenigen Wörter zu verstehen, welche man aus zweien einzelnen Theilen zusammensetzt. Mehr als zwei einzelne Wörter pflegt man nicht leicht auf ein Mal zusammenzufügen; vielmehr pflegt jedes Wort, welches aus mehr als zweien Theilen besteht, eine mehrfache Zusammenfügung erfahren zu haben, so daß eine Zusammenfügung auf die andere folgt. So wird die Zusammenfügung Kunselrube mit einer andern Zusammenfügung Zuckersfabrik zur Kunselruden; Zuckersfabrik zusammengefüg, indem man die früheren Zusammenfügungen als einzelne Theile behandelt. Man pflegt daher alle Zusammenfügungen aus mehreren Theilen, wie Wittagsmahlzeit, Decomposita zu nennen, sofern sie aus früheren Zusammenfügungen durch eine neue Zusammenfügung erst hervorgehen. Davon muß man wider die *Derivata ex compositis* unterscheiden, welche man nur gar zu oft mit den Zusammenfügungen zu verwechseln pflegt. Es ist zwar *comparare*, verschaffen, eine Zusammenfügung aus *con* und *parare*; aber *comparare*, vergleichen, ist nur eine Ableitung aus dem zusammengefügten *compar.* Daber erklärt sich die verschiedene Abwandlung der *Derivate von plex*, wie *supplicio*, *multiplico*, und der Zusammenfügungen von *plico*, wie *complico*, *explico*; daher auch die verschiedene Bildung des *Derivates* *Corrector* von *corrigere*, und der Zusammenfügung *Corrector* von *Rector*, sowie sich eben hieraus ergibt, daß *Director* als *Derivat* von *dirigo* nicht ebenso accentuirt werden darf, als die Zusammenfügung *Prorector*. Ob der *Rector* *Corrector* und *Director* anders accentuirt habe, als *Connector* und *Prorector*, ist zweifelhaft; aber wir müssen *Corrector* und *Director* ebenso betonen, als *correcte* und *directe*. Auch im Teutischen scheidet sich das *Derivat* *Entschluß* von *entschließen*, und die Zusammenfügung *Entschluß* durch die verschiedene Betonung, an welcher man auch bei sogenannten Decompositen die Art der Zusammenfügung erkennt,

der zu *Solace* sich die *Landbauwissenschaft* als eine *Wissenschaft* des *Landbaues* von der *Landbauwissenschaft*, als der *Baumwissenschaft* fürs *Land*, unterscheidet.

Die Zusammenfügung selbst ist von dreifacher Art: 1) bloße Zusammenstellung zweier Wörter, welche sich auch trennen oder umstellen lassen, wie sich von zusammenfügen die Formen zusammengefüg und *gefügt* zusammen bilden. Hierher gehören auch die einordigsten Declinationfähigen Wörter, wie *Hoberpriester* und *Langeweile* samt den entstellten Verbindungen der griechischen und lateinischen Sprache, wie *doctus, diques*. 2) Wirkliche Zusammenfügung unverbänderter Theile, wie *Ludimagister*, *Landesvater*; auch als Apposition *Mannweib*, *Gottmensch*. Im Teutischen nehmen dergleichen Zusammenfügungen verschiedene Umbehalte an, wie *Hindellind*, *Waisenknecht*, *Schweizerkäse*. 3) Zusammenverfälschung der bloßen Stämme ohne grammatische Abbeugung, wie *Bergwerk*, *Vaterland*, oder durch einen Vindereval vermischt, wie *Nahtigall*, *Bräutigam*, *Pontifex*, *Geographus*. Hierher gehören die proflutischen Verbindungen der ihren Ton verlierenden Präpositionen, wie *übersehen*, welches Wort nicht, wie *übersehen*, wieder getrennt oder umgestellt werden kann. Alle drei Arten der Zusammenfügung vereinigen sich bei der Partikel *miß*, indem sich die bloße Zusammenfügung *mißversehen* auch trennen oder umstellen läßt, wie *miß* zu *verstehen*, *verstehen* es nicht *miß*; die Zusammenfügung *mißbeuten* mit doppelter Betonung aber in *gott* *mißbeuten* und *mißbeuten* es nicht weder eine Trennung noch Umstellung zuläßt; die Zusammenverfälschung *mißgelingen* endlich, in welcher *miß* nicht nur den Ton, sondern gelingen sogar auch die Vorsilbe verliert, dieselbe Vorsilbe auch nicht einmal in *mißlungen* annimmt. Wie *mißlingen* behandelt man auch *mißrathen*, *mißfallen* und *mißglauben*, wiewol dieses letzte Wort in der Mitte das *g* behält; wie *mißbeuten* aber *mißbrauchen*, *mißgönnen*, *mißtrauen*, und wie *mißversehen*, *mißbegehen*, dem gemäß man auch wol *mißgedeutet* und *mißgesehen* spricht, die Umstellung dagegen mißet.

(Grosfend.)

COMPOSITION, Tonsekkunst, heißt die Lehre von Erfindung und Ausbildung der Töne.

Das Vermögen, aus sich Laut zu erzeugen, Empfindungen dadurch auszuordnen, mitzutheilen, und überhaupt sich andern verständlich zu machen, gehört unter die schönsten Gaben, die der Schöpfer lebenden Wesen verliehen. Diese Gabe ist unter den Geschöpfen in sehr verschiedenem Maße verbreitet. Manche, z. B. Fische, Gewürme, besitzen sie gar nicht; andere können wol laute, aber keine eigenthümlichen Töne hervorbringen, z. B. das Pferd, der Rabe u. a. m. Wieder andere vermögen willkürliche Töne von sich zu geben, wie die Nachtigall — der Mensch.

Der Mensch besitzt nicht nur das Vermögen, willkürlich, bald bloße Laute, bald auch Klänge hervorzu bringen; er hat dies doppelte Vermögen auch weiter; als irgend ein anderes Geschöpf ausgebildet, und sich 1) eine



Kunst der Rede, und 2) eine Kunst der Töne geschoffen.

1) Ein Laut nämlich, er sey nun bloßer Laut, oder auch Klang, vermag schon für sich allein, und allenfalls schon allein durch sein Klanggepräge, eine Empfindung auszudrücken, z. B. Schmerz, Lust, Angst, Sehnsucht, Zorn u. s. w., oder freilich nicht auch Gedanken und Begriffe, Sachen und Begebenheiten. Der Mensch hat aber die Kunst erfunden, den Laut seiner Stimme willkürlich zu articuliren, d. h. ihn zu Worten zu bilden, und durch solche articulirte Laute, nicht bloss allgemeine Empfindungen, sondern auch Sachen, Begebenheiten, Gedanken und abstracte Begriffe zu bezeichnen: er hat die Sprache erfunden, die Kunst, durch Worte auszusprechen, was er zu denken vermag. Ja er hat diese Fähigkeit zur Kunst im Hören und eigentlichen Sinne des Wortes ausgebildet, hat seine Rede den Gesetzen der Schönheit aneignen gelernt, Rede und Dichtkunst gebildet.

2) Er hat aber insbesondere auch das Vermögen, Töne (articulirte oder nicht articulirte) hervorzubringen, und dadurch Empfindungen auszudrücken, also gleichsam in Tönen zu sprechen, — auch dieses Vermögen hat er nach den Gesetzen der Schönheit ausgebildet, und zu einer eigentlichen Kunst erhoben: Tonkunst. Sie ist demnach die Kunst, durch Töne Empfindungen auszudrücken.

In dieser Begriffsbestimmung ist sie nach ihrer höchsten und eigentlichen idealen Tendenz bezeichnet: da insbesondere in der Wirklichkeit Kunst von gar vielen, auch bloss zur Ergötzung des Ohres, wo nicht gar nur zur Darlegung individueller mechanischer Kunstfertigkeit getrieben wird, so kann man sie auch dahin definiren, sie sey die Kunst, durch Töne das Gehör angenehm zu reizen und zu unterhalten.

Das technische Material unserer Kunst sind also Töne; und zwar entweder Töne der menschlichen Stimme, oder andere.

Wir haben nämlich die Kunst erfunden, nicht bloss aus und selber, mittelst der Stimme, sondern auch durch leblose Tonwerkzeuge Töne hervorzubringen. Eine Kunst aus Tönen toter Werkzeuge, heißt *Instrumentalmusik*; *Vocalmusik* oder *Sängemusik* hingegen die, welche aus menschlichen Tönen, und zwar eigentlich aus articulirten, besteht, wo Worte in Tönen ausgesprochen werden; (denn ein Gesang ohne Worte verdient eigentlich nicht den Namen Vocalmusik, weil die menschliche Kehle dabei nur denselben Dienst verrichtet, wie ein Instrument. Eben dies gilt von einem Gesange, wobei die Worte unverhältnißmäßig ausgesprochen, oder nichtgesagte Worte gesungen werden.)

Das Verfahren der Tonkunst besteht darin, daß sie Töne zu einem Ganzen, zu einem Kunstwerke verbindet, und solchergehalts Tongebilde, musikalische Sätze, Tonstücke, kurz Musik erzeugt. Dies Verfahren zerfällt aber, seiner Natur nach, in zwei verschiedene Fächer, nämlich 1) das erfindende, und 2) das vortragende.

1) Die erfindende Tonkunst hat das Er-

finden von Tongebilden zum Gegenstande; sie ist die Kunst, Tonverbindungen, Tonstücke zu erfinden, welche Empfindungen nach den Gesetzen der Schönheit ausdrücken, — die Kunst, in Tönen zu dichten: Tonsehkunst, Tonbildkunst, Composition.

2) Die vortragende Tonkunst besteht in der Fertigkeit, ein erfundenes Tonstück durch Gesang, oder durch Spielen eines Instrumentes, vorzutragen, oder vortragen zu helfen. Sie verhält sich zur Tonsehkunst, wie die Declamation, oder Schachspielkunst zur Dichtkunst.

Jedes der beiden hier bezeichneten Fächer der Tonkunst kann aber sowohl theoretisch, als praktisch behandelt werden.

Die Theorie der Tonsehkunst oder Tonlehre lehrt, wie Töne zu Tonstücken zu verbinden sind. Sie ist die Lehre von der Bildung der Tonstücke nach den Gesetzen der Schönheit. Praktische Ausübung der Tonsehkunst ist das wirkliche Erfinden kunstgemäßer Tonverbindungen, oder Tonstücke.

Theorie der vortragenden Tonkunst sind die Regeln, welche z. B. der Verfasser einer sogenannten Clavierchule seinen Lesern, oder ein Claviermeister seinem Scholaren über das Clavierpiel vorträgt, oder der Sängemeister seinem Jüngling über den Vortrag eines Gesangstückes u. dergl. Praktische Ausübung ist das wirkliche Vortragen eines Stückes.

Aber nicht allein eine Kunst der Rede und der Töne haben sich die Menschen geschaffen. Sie haben auch wissenschaftlich die Natur des Lautes erforscht, und auf physikalische und mathematische Grundsätze zurückgeführt. (Akustik, Lehre vom Schalle, oder Schalllehre.)

Insbesondere hat man die, über die Natur der Klänge erworbenen Kenntnisse (die Klanglehre) auf die Tonkunst angewendet. Man hat die Verhältnisse der Töne gegen einander, nach der Geschwindigkeit ihrer Schwingungen, gemessen und berechnet. Auch hat man daraus das Wohlgefallen unseres Gehöröhrnes an gewissen Tonverbindungen zu erklären, und überhaupt das innere Wesen der Tonkunst mathematisch zu erforschen gesucht; auch wol gar die Theorie der Gesekunst aus einem Rechenexempel abzuleiten versucht. Die auf das innere Wesen der Tonkunst also angewandte Klanglehre heißt harmonische oder musikalische Akustik, Canonik, Tonwissenschaft, auch wol mathematische Klänge, oder Tonlehre.

Was nun den eigentlichen Gegenstand des gegenwärtigen Artikels, die Tonsehkunst oder Composition angeht, so zerfällt diese Lehre in folgende Hauptfächer.

1) Das erste und gereiftesten unterste Erforderniß beim Verbinden von Tönen und Bilden eines musikalischen Satzes ist, daß er vor Allem nicht übel, nicht gehörwidrig klinge, sondern daß dem Gehör Sinne nur möglichst wohlgefällige Tonverbindungen dargeboten werden. Es ist dies ungefähr eben so, wie es das erste und unterste Erforderniß der Rede, oder der

Dichtkunst ist, Sprachfehler zu vermeiden. Dieser Theil der Tonschule, welcher bloß das technisch oder grammatisch Richtige der Tonverbindungen, bloß die Reinheit der Sprache, beabsichtigt, heißt eben darum Lehre vom reinen Sage, oder auch Grammatik der Tonsprache, Grammatik der Tonsetzung; sie beschäftigt sich mit den Gesetzen, nach welchen Töne, gleichsam als musikalische Buchstaben oder Sprachlaute, sich zu Silben, diese zu Worten, und Worte sich endlich zu einem musikalischen Sinne (sensu) gestalten.

2) Der Lehre von der Reinheit des Sages folgt die vom künstlicheren Sage, von der künstlicheren oder vermittelten Verarbeitung und Ausföhrung musikalischer Phrasen, von gleichsam rednerischer Zergliederung, vielseitiger Beleuchtung und Durchföhrung einer rein musikalischer Sage und Ideen, gleichsam die musikalische Rhetorik, oder, wenn man lieber will, *syn-taxis ornata*, Gesangsverbindungslehre, oder Gesangsverflechtungslehre. Sie enthält die Lehre vom sogenannten doppelten Contrapunkt, von Fuge und Canon und was dahin einschlägt, so wie auch die von der Anlage und Gestaltung der Tonsücke im Ganzen.

3) Der Erkenntnis des Tonsages an sich selbst und ohne Rücksicht auf die materiellen Kunst oder Tonzeugungsmittel folgt sodann weiter die Lehre auch von diesem Materialen, d. h. von Beschaffenheit, Eigenthümlichkeit, Umfang, Grenzen, Vermögen, Beschränktheit, Gebrauch und Wirkung der verschiedenen zur Ausföhrung der gedichteten Töne dienenden Werkzeuge, also theils der menschlichen Kehlen (Eingstimmten), — theils der leblosen, äußern Tonwerkzeuge: Lehre vom Vocale, Vocalecomposition, und von der Instrumentation und Instrumentalcomposition.

Einen besondern Zweig der Lehre von der Gesangscomposition bildet die von der richtigen Betonung oder Accentuation, Caesur und Declamation.

4) Den höhern Schlußstein der ganzen Lehre bildet endlich, im Gegenfatz der unter den vorigen Abtheilungen begriffenen, gesamten Technik, die ästhetische der Tonschönheit, oder allgemeine musikalische Schönheitslehre und Kritik.

Ein Nebenstück über die vorstehenden allgemeinen Ansichten vom Wesen und der Eintheilung der verschiednen Fächer der Compositionstheorie, von ihrem ineinandergreifenden und wechselseitigen Beziehen findet man in m. Theorie der Tonkunst. 2. u. 3. Aufl. §. 1 bis XI.

Die einzelnen Lehren der Tonkunst werden unter den verschiednen Artikeln der Encyclopädie gesondert behandelt. (Sfr. Weber.)

COMPRESSORIUM, Druckwerkzeug, gehört zu den topischen Instrumenten, oder zu denen, welche wie ästhetische Mittel an die Organe gebracht werden, eine Zeit lang liegen bleiben, wozu auch verarsucht und öfters gereinigt werden müssen, und nicht zu den eigentlichen chirurgischen Operationen dienen. Man bedient sich ihrer theils zur Heilung der Aneurysmen, um, wenn sich

der Kranke der immer vorzuziehenden Unterbindung einer aneurysmatischen Arterie nicht unterziehen will, diese zu comprimiren; theils um eine von der Verwundung eines kleinen Arterie herrührende Blutung zu stillen, wenn man hoffen darf, daß sich das Gefäß in Folge eines mehrer Stunden fortgesetzten Drucks schließen werde; theils endlich um Nerven unempfindlicher zu machen, und durch Compression der Ausführgänge gewisser Organe, z. B. der Speicheldrüsen, der Harnblase u. d. Lähmung derselben den Nachtheilen zu begegnen, welche im Gefolge derselben auftreten.

Die Compressoren schliessen sich also an die Aderpressen, Tournikets (man sehe diesen Artikel) an, unterscheiden sich aber von ihnen und dem Knebel gerade dadurch, daß man diese nur für den Augenblick bei gewissen chirurgischen Operationen anlegt, und daß sie auf die Gliedmaßen einen ringsherum wirkenden Druck ausüben, sich also bei Behandlung eines Aneurysma nicht auf die Dauer anwenden lassen; anstatt daß die Compression, wie sie unsere Druckwerkzeuge beabsichtigen, nur durch Druck und Gegenruck möglich wird. Dem in dem die comprimirende Gewalt das Gefäß, den Ausführgang u. d. vor sich herschiebt und in die weichen Theile versenkt, so entstehen diese, wenn sie keinen festen Stützpunkt hinter sich haben, mit jenen zu comprimirenden Organen, und vereiteln den Druck, der dann, wie stark er auch seyn mag, wirklos bleibt. Daher dient solche Compression hauptsächlich bei jenen Gefäßen u. s. w., die sich auf Knochenflächen stützen; wo aber diese natürliche Unterstützung bei manchen freihängenden Gebilden fehlt, ersetzt sie die Kunst durch Mechanismen, deren Bau weiches, Druck und Gegenruck, in sich vereinigt, so daß eine drückende und eine gegenhaltende Fläche den zu comprimirenden Theil zwischen sich aufnehmen: wie wir als solche Lampe's Compressorium für die arteria, ranina, Hesselbach's für die arteria epigastrica etc. kennen. — Auf gleiche Weise müssen Material und Form dieser Werkzeuge den Theilen, auf welche sie angewendet werden sollen, entsprechend eingerichtet seyn. Zumal ist das äußere Gebäude, als von dessen Druckkraft der gesamte Compressionsact einzig ausgeht und abhängt, ein besonders wichtiger Bestandtheil. Diese Kraft muß daher im nöthigen Grade besizzen, eine wohlbedunet starke, gleichmäßige, feste, unwanbelbare seyn, und die Integrität der Gebilde nicht gefährden. Ein allgemeiner Grad der Festigkeit läßt sich nicht bestimmen, weil er nach dem Umfange des zu comprimirenden Theils, nach der Entfernung der drückenden Kraft, nach der des Stützpunktes und nach der Form des letztern, auch nach der allgemeinen Empfindlichkeit des Individuums oder des Locals verschieden ist. Der richtigste Maßstab ist meistens das Gefühl; nur bis zu einiger Bequemlichkeit darf der Druck steigert werden; sobald diese in heftigen Schmerz übergeht, ist er zu stark. Dieser Druck darf aber immer nur entweder auf die unversetzten Wände eines Gefäßes von der Seite, oder auf die getrennte Stelle selbst ausgeübt werden; das mit die Ventriculation und die Auslösung des lateralen Kreislaufs in der Arterie, wodurch einig der unterbro-



chene Circulationsproceß wieder möglich gemacht und bewirkt werden soll, nicht geacht werde. Man stellte das her schon früher Mechanismen auf, welche mehr nur einen partiellen Druck auf die gestaute Stelle der Arterie und der ihr gerade gegenüber liegenden des Gliedes ausbringen, die übrige Fläche weniger berühren sollten. Das bin geborene Scultetus, Dionis's, Heister's Vorrichtungen, Desault's, Senf's Compressorium; dasselbe mit Vorers Veränderung, Moore's's Nerocompressorium nach Langenbeck's, Wegscheiens Druckwerkzeug u. s. w.

Diese Art von Instrumenten ist aus der früher üblen Schnürung der Glieder zur Vinderung der Schmerzen und Stillung der Blutungen hervorgegangen, wovon man bei Hans von Gersdorf (Meister Hans von Gersdorf [genant Schöphans] Feldbuch der Wundärzney, Strasburg 1517) die erste Erwähnung findet, wonach man diesen Vorschlag immer mehr verbesserte, so endlich auf die eigentlichen Leuzäetis und ihre verschiedenen Veränderungen und Verbefserungen geriet. Unsere Druckwerkzeuge aber wurden von Peter Michon, Abbé Bourdelot, französischem und schwedischem Leibarzt in der Mitte des 17. Jahrhunderts, zuerst angewandt. Er ließ, da er nach einem Ueberlaß ein falsches Aneurysma (s. dies. Art.) am Arme übrig behalten hatte, eine kleine stählerne Platte mit Gummwolle und Leder überziehen; unten aber, wo sie auf der Arterie ruhte, ließ er für diese eine Rinne darin, und so wurde diese Platte auf das Aneurysma und um den Arm fest gebunden. Als Bourdelot ein Jahr lang diese Platte getragen, war das Aneurysma gebellt. Scultetus schlug ein anderes Druckwerkzeug vor, welches vermittelst einer schraubenförmigen Feder wirkte. Eine der Bourdelot'schen ähnliche Maschine erfand Petit.

Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Druckwerkzeuge verbessert, und nicht wenige Erfahrungen über den Nutzen des kunstmäßigen Drucks im Aneurysma gemacht. Auch erfand Eberart ein in manchen Verhältnissen zweckmäßiges, einfaches Compressorium für die Halsgefäße, welches aus zwei an einem Ende im Ebnen vereinigten Stahlbügeln, die den Hals umfassen und das Gefäß mittelst eines angeschobenen Kistchens comprimiren, besteht. Wallant suchte Scultetus und Houbert Bonardot's Druckwerkzeug zu verbessern. Zach. Platner aber bestimmte die Fälle genauer, wo der kunstmäßige Druck in dem Aneurysma zu empfehlen sey, und rüth auch ein Druckwerkzeug, welches der Berliner Wundarzt Senf erfunden hatte, und wo ein Kistchen vermittelst einer Schraubenfeder an die Geschwulst gedrückt wurde. Um dieselbe Zeit comprimirte Quaesnoy die verkeimte Nippens Schlagader mittelst einer dünnen, eisernen Rinne Platte, deren eines Ende mit einem Charpiebüschchen versehen, und damit mit Leinwand umwickelt wurde. Lottri suchte dies Instrument zu verbessern, und Belloc erfand eine neue, sehr zusammengesetzte Maschine zu denselben Zwecken, so wie ein anderes, eben so einfaches Instrument von seiner Erfindung den Zweck hat, die Blutung der größeren Arterien bei der Mastdarmfisteloperation zu stillen. Brown gab ein Compressorium für die Halsarterien, und

Foulquier eins an, die Blutung des obern Eichel; und der Seitenblutleiter zu stillen. Das zu comprimirende Gefäß somit zwischen zwei Platten zu liegen, und wird durch ihre Annäherung zusammengedrückt. Arnaud, ein engländischer Wundarzt in Paris, erfand eine eigene Druckmaschine für das falsche Aneurysma. Am verlässlichsten aber warb der künstliche Druck durch des so berühmten Quattrin Empfehlung, der in seiner classischen Schrift: de externis aneurysmatibus, manu chirurgica methodice pertractandis. Romae 1772. (und in Laeth collect.) sie gegen die falschen Aneurysmen dringend empfahl, und sich dabei der Compressorien und Binden bediente. — Wendt, oder vielmehr Lebers Compressorium, bestehend aus einem kleinen Kiste, der vermittelst einer Schraube höher und tiefer bewegt werden kann, und an welchem vier Bügel angebracht sind, die vermittelst Riemen um den Arm gebunden werden, fand vielen Beifall. Jordani erfand für die Blutung der Arterienarterie eine äußerst complicirte, überflüssige Maschine, welche durch die des Kompe später ersetzt wurde. Dr. Arnold's Druckwerkzeug ist dem vorigen erwähnten Senf'schen ähnlich. Auch Sannins, eines holländischen Wundarztes, Maschine hat eine ähnliche Einrichtung, so wie das von Perret bei vielen französischen Wundärzten sehr beliebte Compressorium die Construction des Aretien's hat. — J. Moore hielt es für Bedenklich, ein Compressorium in Gestalt eines halben Eistels und in Verbindung mit einer Schraube zur Compression der Arterien zu erfinden, um die Schmerzen während der Amputation zu vermindern. Später ist es aber zu denselben Zwecken, wie die obigen Druckwerkzeuge, vor welchen es den Vorzug der Einfachheit hat, gebraucht worden. Ehrlich brachte aus England ein sehr einfaches Compressorium, welches aus einem cylindrischen Stahlbügel besteht, an dessen einem Ende ein Quergriff, am andern Ende ein ovaler Körper zum Andrücken der Arterien gegen den Knochen sich befindet. Da es leicht abgibt, so verdient das Brünninghaus'sche Instrument, aus einer Pelotte mit Seif und Stiel zusammengesetzt, den Vorzug. Um dieselbe Zeit, in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts, erfand Lessler ein Instrument für die verkeimte Carotis in Form eines halben Eistels, aus zwei Stahlbügeln bestehend, die mit einander im Ebnen vereinigt sind, und deren einer an die Carotis'sche Wunde befestigt, der andere aber mittelst einer Schraube niedergedrückt wird; eine Einrichtung, welche die Verdrückung des Instruments nach der Seite nicht verhindern kann. Eberart und Schindler gaben jeder ein Instrument zur Compression der Arteria epigastrica an, beide nach denselben Grundfäden constructirt, und zu Anfang des Jahrhunderts von Heffelsbach zweckmäßig verbessert. Dies jangen's, bei Heffelsbach lösselartige, mit 2 Pelotten versehene Werkzeug wird so benutzt, daß der eine Arm in den Bauchring gebracht wird, um die blutende Stelle aufzufinden, dann aber mit einem Schwamme bedeckt, dem zweiten Griff durch die Schraubenbügel genähert wird. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfand Deschamps eine Vorrichtung zur isolirten Compression der Knieflehnerarterie beim Aneurysma (presse-artere). Da einem künftigen stehenden Stabe ist unten eine

Platte angewendet, die zur Seite zwei Einschnitte hat, durch welche das Band, welches die Arterie umgibt, durchgesteckt, aufwärts gezogen, und in einem runden Loch der Stange am obern Ende mittelst eines Wirbels aufgehalten wird. Vorher änderte dies Instrumente dahin ab, daß er dem senkrechten Ende am obern Ende die Gestalt einer Gabel gab, und in dieser, statt des Wirbels, eine Walze anbrachte, die durch eine Seitenschraubens Mutter in jeder Lage festgestellt werden kann.

Im 17ten Jahrhundert ist in seinen ersten drei Decennien nicht weniger reich an Druckwerkzeugen, von denen, aus der schwächsten Verbesserung, welche Hesselbach an dem Schindlerschen Compressorium für die epigastrische Arterie, und Klein an dem Chabertschen, zur Compression der Halsgefäße bestimmten, vornahm, vorzüglich C. Grafe's Vorrichtung, um Blutungen aus der harten Hirnhaut zu stillen, Erwähnung verdient. Sie wird mit ihrem Druckus über die Knochenhäutung geführt, der vierschen Schwammträger zwischen die harte und weiche Hirnhaut gedreht, und dann durch das Umdrehen des obern Cylinderspells die Schranke, welche durch diesen läuft, angezogen, und der Schwammträger an den Knochen angebracht. Der Erfinder selbst hat ganz neuerlich eine Veränderung an diesem Instrumente vorgenommen, und bringt ein ähnliches Compressorium ersunden. — Allalini beschrieb sich eines lanzenförmigen Werkzeugs, mit dessen Ende angeschliffen Vorberenden die bloß gelegte Arterie bis zur Verschließung ihres Lumens zusammengebrückt wird.

Abbildungen und nähere Beschreibungen der hier hie herlich aufgeführten Druckwerkzeuge finden sich in: a) Fr. v. Rudolffers *armamentarium chirurgicum*, oder Abbildung und Beschreibung chirurgischer Instrumente. Wien 1817 — 21. b) J. W. Kremsdolz's Abhandlungen aus dem Gebiete der gesamten Anatomie u. s. w. Prag 1825. und c) J. W. Ditts's Abhandlungen nebst Beschreibung der vorzüglichsten ältern und neuern chirurgischen Werkzeuge und Verbände etc. München 1830.

In Hinsicht auf eine Eintheilung der gesamten Compressorien, zerfallen sie wol am flüchtigsten rückichtlich ihrer Wirkung theils in solche, welche vermöge ihrer Einfachheit auf mehrerlei, i. h. Gefäße, angewendet werden können; und theils in solche, welche nur für eine kleine Theile einer bestimmten Provinz des Körpers angewendet sind.

A) Von den erstern, den einfachsten, würden folgende hier Platz finden: a) das von Eschig angegebene, b) das Brunninghausensche, c) das Kleinsche, und d) Allalini's Compressorien (s. o.).

B) Für bestimmte Theile des Körpers dienen und

1) für den Kopf: a) das Compressorium von Bouquiers, b) das von Grafe, c) von Ferg; alle drei für die Blutung aus der verletztenen Hirnhaut angewendet. d) Ein Compressorium von Partsch, e) von Verdun, f) Davy, g) Bell, und h) Demours. Alle 5 bestimmt, bei stattfindender Verletzung der äußern Haut der obern Augenlider, und bei dem dadurch bedingten Entropium, diese äußere Haut in eine Falte

zusammenzubringen, zum Abkochen zu bringen, und auf diese Weise das Entropium zu heilen. Diese Behandlung ist billig in der neuen Zeit verworfen worden, da dieselbe eben so grausam als langwierig ist, und jene Instrumente haben nur ein historisches Interesse. Eben so hat man sich der Compression bei der Behandlung des sogenannten Bruches des Iphraenales bedient, und i) Fabricius ab Aquapendente (Instrumentum cranale), k) Scultetus, l) Platner, m) Kecker und Ullhorn, n) Taylor, o) Petit, p) Vallas, q) Müller, r) Sharp haben ihren Schorffinn an Versen der Art geübt, welche billig ebenfalls gänzlich aus dem chirurgischen Instrumenten Vorrathe verworfen werden sollten. — Compressorien für die geöffnete Schläfenarterie (Arteria temporalis) haben s) Catter und i) Bell angegeben, welche indeß durch ihren Druck mehr belästigen, und die durch Eröffnung der Arterie bezweckte Verletzung von Krankheitserscheinungen aus Neus herbeiführen. Zur Stillung der Blutungen aus der Jungarterie und Wundhöhle dienen: v) Lamer's, und w) Jourdain's Compressorien, w) Wipelet's Werkzeug für die Speicheldrüse.

2) Für den Hals: a) Chaberts Compressorium für die Halsvenen, b) Köllers zu demselben Ende angegebenen Compressorium.

3) Für den Brustkasten: a) Quenap's, b) Vellosq's, c) Lottels, d) Steidels, e) Harders Compressorien für Verletzungen der Arteria intercostalis.

4) Für den Unterleib: Historische Erwähnung verdienen hier die von a) Camper und b) Köhler empfohlenen Compressorien des Beckens — nach der Schambeintrennung (Synchondrolioma), c) Choparts, d) Schindlers und e) Hesselbach's Pressen für die Arteria epigastrica, f) Steidels Compressorium für die Samenarterien, g) Vellosq's Werkzeug der Art gegen die Blutungen bei der Mastdarmfistel, h) Kubert's fers Instrument, um die Blutung bei der Amputation des Penis zu stillen. Gegen Incontinencia urinae haben i) Ruch (die Urethra für die übrigen), k) Brambilla (zwei Instrumente der Art), l) Bell, m) Savign, n) Richter, für das männliche Geschlecht, und o) Ruch, p) Winslow, q) Heuermann, r) Huhn, s) Schmidt und i) Pikel für das weibliche Geschlecht mehr oder weniger zweckmäßige Werkzeuge ersunden.

5) Für die Extremitäten: h) für die obern: a) Bromfield, b) Möhrenheim, c) Dahl für die Compression der Subclavia. Die Arterienverletzung während des Ablassens am Arm hat in sehr verschiedenen Compressionswerkzeugen Veranlassung gegeben, als von d) Heister, e) Haß, f) Vallant, g) Senff, h) Bourdeto, i) Gombert, k) Arnaut, l) Kerel, m) La Haye, n) Brambilla, o) Pient (Leber), p) Ayer, q) Stark, r) Desautels, s) Wegghausen. Für die Arterien der Handwurzel haben noch besondere Compressorien angegeben: i) Scultetus und u) Wegghausen.

II) Für die untern Extremitäten: a) Moser's Werkzeug zur Compression des nervus ischiadicus,

und b) Längenbeds für die arteria cruralis; c) Pi-  
pette; d) Ehrlich und e) Wegscheffen, alle drei  
ebenfalls für die Compression der Ervangelgefäße angegeben;  
f) Deschamps und g) Wyter für die Aneuris-  
men. (Dr. J. N. Weber.)

**CONCERT.** Dieses Wort, italienisch *concerto*,  
abgeleitet vom lateinischen oder italienischen Worte  
*concertare* \*), hier zunächst auf ein Wettkämpfen hindeu-  
tend, und wörtlich also einen musikalischen Wettkampf  
bezeichnend, wird in der Musiksprache in zweifacher Be-  
deutung gebraucht.

Fürs Erste pflegt man damit eine jede öffentliche  
Ausführung vollstimmiger Musikstücke zu bezeichnen, wel-  
che bloß um der Musik selbst willen gehalten wird, —  
(musikalische Akademie). Fürs Andere aber bezeichnet  
der Name Concert auch ein Concert, durch dessen Vort-  
rag ein Instrumentist sich im Concerte als Solospieler  
hören läßt. — (Die Franzosen gebrauchen in jener er-  
stern Bedeutung vornehmlich das Wort *concerti*, inbe-  
deutend ein concerto zu nennen pflegen). In jener  
ersten Bedeutung erhält das Concert, je nach seinen ver-  
schiedenen Bezeichnungen und Bestimmungen, auch wele-  
chere bezeichnende Namen, z. B. öffentliches Concert,  
— Hofconcert, — Kammerconcert, — Liebhaberconcert  
u. dgl.; — geistliches Concert, *concert spirituel* heißt  
es, wenn es vorzüglich zur Aufführung von entweder  
einzelnen Kirchenmusikstücken, oder von ganzen Orato-  
rien, bestimmt ist, — wofür man nicht selten auch den  
Namen Kirchenconcert, *concerto di chiesa*, gebraucht.  
In der zweiten Bedeutung unterscheidet man Concerte  
für ein Instrument allein, von Doppelconcerten d. h.  
Concerten für zwei Instrumente zugleich (*concerto doppio*)  
auch wol für mehrere, — und Concertantensympho-  
nien, unter welchem Namen man Concerte für eine  
größere Anzahl von Orchesterinstrumenten zu verstehen  
pflegt, oder mit andern Worten Orchesterstücke, in wel-  
chen nicht bloß einige, sondern viele Orchesterinstru-  
mente, bald einzeln abwechselnd, bald auch zusammen-  
gefaßt, concertmäßig, concertierend, (dieses Wort hier  
seiner ursprünglichen Bedeutung am getreuesten, näm-  
lich gleichsam wettkämpfend, als concertirend, wettkämp-  
fende Stimmen) hervortreten. Zuweilen bezeichnet man  
Concertstücke dieser Art auch mit dem Namen *concerto*  
*grosso* oder *concertone*, *sinlunia concertante* oder *con-  
certata*. In früheren Zeiten, wo Luxus und Ansprüche  
überhaupt in der Musik bei weitem nicht so hoch ge-  
spannt waren, wie in unseren Tagen, pflegte man übris-  
gens den Titel *concerto grosso* freilich schon solchen  
Concertstücken beizulegen, welchen man heut zu Tage  
in Vergleichung gegen unsere weit glänzenderen, brei-  
teren und reicheren Concerte, kaum wirkliche Concerte  
nennen würde; man sehe die so betitelten *concerti*  
*grossi* des alten Voderini u. a. m.

\*) Wollig Irrth. und unrichtig schreibt Herr Dr. Richter das,  
in seinem Dictionario di musica, Artikel *Concerto*: „Questo vo-  
cabolo, derivato da *concinere*“! — Er scheint nicht zu wissen,  
daß von *concinere* sich wol *concerto*, aber nicht *concerto* ablei-  
ten läßt.

Ein Instrumentalconcert besteht, als gewöhnliches  
Werk, gewöhnlich aus drei Conclüden: 1) einem Al-  
legro, (nicht selten mit einer Einleitung in langsamem  
Tempo anhebend) — 2) einem langsamem Satz, *ada-  
gio* oder *largo*, *largo*, *andante* etc., — und 3) ei-  
nem allegro finale. An diese verjüngte Form pflegt  
man sich in neueren Zeiten nicht mehr strenge zu  
binden, und sucht lieber neue, freiere und interessantere  
Formen auf. Insbesondere liebt man es jetzt, die Con-  
certe kürzer zu halten, sie etwa nur aus zwei Stücken be-  
stehen zu lassen, etwa nur aus einem *adagio*, welches  
dann unmittelbar in ein allegro übergeht und damit  
schließt; — welche kürzeren Concerte man mit dem Na-  
men *concertino* zu bezeichnen pflegt.

Ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit ist es überdies,  
daß man überhaupt an die Concertmusik jetzt höhere For-  
derungen zu machen pflegt, als in früheren Zeiten wol  
der Fall gewesen, und daß man es nirgend mehr gelten  
lassen will; daß Concertmusik nur allein, oder doch haupt-  
sächlich nur der Darlegung der Virtuosität der Sänger  
und Instrumentalisten, und der sinnlichen Erregung des Ohres  
bestimmt sei. Nicht leicht wird ein auch sehr gemischtes  
Concert: Auditorium unserer Tage sich befriedigt fühlen  
durch den Vortrag eines Instrumentalconcerts, in wel-  
chem nicht, neben der Virtuosität des Spielers, auch zur  
gleich Eele des Vortrags und außerdem auch noch geist-  
liche, interessante Composition des Conclüdes selbst in  
der Art hervortritt, daß nicht allein eine glänzende Vir-  
tuosität, sondern auch ein interessantes Ganze erscheine.  
Ruhmvol vor Allen hat in diesem Stücke unser Wor-  
t die Bahn gebrochen in seinen Clavierconcerten, ruhmvol  
ist ihm vorzüglich Beethoven in den seinigen nachge-  
folgt, und rühmlich ist es, daß unsere heutigen Componi-  
sten allgemein darauf bedacht sind, in ihren Concert:Com-  
positionen überall etwas Mehreres, Besseres und Höheres  
in geben, als ein bloß Gelegenheit zur Darlegung in-  
dividueller Virtuosität darbietendes, sonst aber nichts  
sagendes Conclüde.

Ein weiteres erfreuliches Merkmal des sich heben-  
den Geschmacks und Kunstsinnes unserer Generation ist  
es, daß man jetzt öfter als sonst auch Kirchenmusi-  
stücke in Concerten zu hören gebe und mit mehr In-  
teresse zu hören pflegt, als manne auch noch so glän-  
zende italienische Opernarien, und sich nicht mehr an die,  
von solchen Kunstschülern so oft zur Schau getragene  
Maxime lehrt: daß man Messen, Psalmen, Te Deums  
u. dgl. häufig in der Kirche lassen und nur dort ausfüh-  
ren, den Concertsal aber damit verschonen solle, weil sie  
hier ja auch gar den Effect nicht machen könnten, wie  
in der Kirche; denn sie setzen ja auf die göttlichstän-  
liche Handlung berechnet, welche während der Musik  
vorgehe, da, wo jene fehle, verliere sie gerade diese  
ihre interessanteste Beziehung und mit dieser ihren Ein-  
nen, ihren Werth, allen Reiz und alles Interesse. — Wie  
leicht, unpalbar und inconsequent diese raisonnirt und  
gründlich klingende Fiktion ist, fällt schon durch  
die einzige Betrachtung in die Augen, daß es in sich  
selbst hoch paradox ist, zu fordern, daß bei jedem Kunst-

genusse, bei jeder Musikaufführung, die materielle äußere Umgebung dem Inhalte des Textes entsprechen! — Wäre dieses, so wäre ja alle Concertmusik widersinnig, deren Text sich nicht über einen Gesangslaut verstellte, wovon das Gespräch in großen Gesellschaften, namentlich in Concertsälen zu routinieren pflegt: ein Mädchen dürfte nur auf junges Zeit gesungen werden, ein zärtliches Duett nur im *Boudoir*, oder in stiller, lauschiger Resenlaube, oder wenigstens zwischen stehenden Theater-Decorationen. — Zum Glück aber ist diese Art von Wahrheit, wenn gleich etwas oft sehr Angenehmes und Ergötzliches, doch in der Kunst nicht unentbehrlich. Das macht: die Tonkunst, welche eine Welt supponirt, wo Sprache Gesang ist, versteht sich schon in das Reich der Fiktionen; indem sie den Gehörsinn unwillkürlich anspricht und beschäftigt, überläßt sie der Einbildungskraft, die Umgebungen der Situation sich hinzujudenken. Willig fügt der Zuhörer sich dieser Fiktion, und findet es darum nicht lächerlich, wenn im Concerte zwei Liebende in einem Duett sich die zärtlichsten Dinge vor den Augen des Publikums sagen, ein Herr in einem Wochensat der *Travours* arie aus *Paers Achilles* singt, und die Engel in Haydn's Schöpfung ohne Flügel erscheinen.

Ich verstehe es nicht, daß das Local und alles Aeußere der Umgebungen, zur Erhöhung des musikalischen Effectes wol beitragen kann, und daß eine Missa ihre vollkommene Wirkung während eines feierlichen Hochamtes thun wird, jmal wenn dieses (was freilich nicht immer der Fall ist), mit würdigem Anstand und ohne störendes Geräusch gehalten würde: allein läßt sich dieses alles nicht in doppeltem und dreifachem Maße auch von der Theatermusik sagen, welche die singenden Personen als wirklich handelnd, nicht als bloß der Handlung beizuhören, voraussetzt? Der Kirchenfänger kann als eine bloß betrachtende, mitführende, ihr Gefühl äußernde Person betrachtet werden: der Theatersänger aber erscheint in der Handlung als wirklich diejenige Person, deren Worte er singt. Die Kirchenmusik drückt nur eine der gottesdienstlichen Handlung angemessene Empfindung aus; die Theatermusik schildert die Handlung selbst, die Handlung geht in ihr vor, und ist von ihr ungetrennt, insofern ein Gebet, ein Lob der Gottheit, eine Bitte um Himmelssegnen auch ohne unmittelbare kirchliche Veranlassung herbeigeführt erscheinen kann. Eben darum nun, weil der höchste Weith der Theatermusik in der richtigen Berechnung auf Theaters effect, auf dramatische Situation, Handlung und Decoration besteht — eben darum ist es auch einleuchtend, daß gerade, je mehr eine Musik wirklich dramatisch ist, desto geringer ihre Wirkung im Concerte seyn muß; und eben darum liegt denn auch wieder der Grund, warum (so sehr ich auch sonst Ensembles, Stücke den leidigen, ewigen Instrumentalconcert's, Oratorien, *Bondo's* und gefälligen Duetten im Concerte vorziehe) ich es doch nie recht goutieren kann, wenn man mir ganze Opern-Finale im Concerte zu genießen geben will. So hört man z. B. nicht selten in Concerten das erste Stü-

nale aus Mozarts Don Juan. Wie viel Handlung geht in dieser Musik vor! Neden mir nur von der Katastrophe: während des Stimmels eines Bades leckt Don Juan das Mädchen in ein Nebengemach, wird zu brüßlich, ihr Angstgeschrei bringt das Ballgastessen und verräth ihn; der Bräutigam tobt, die Ballgäste stürzen und sprengen die Thür; er versucht die Schuld auf seinen Diener zu schieben; man glaubt ihm nicht, man dringt mühevoll auf ihn ein; er schlägt sich durch, wie ein Rasenber; alle stürzen ihm todtend nach; der Vorhang fällt! — Nun frage ich: muß eine Musik, auf diese ganze Kettenfolge von Handlungen berechnet, aber im Concertsalle, von aller Handlung isolirt, aufsteht, nicht gar zu viel — ja, gerade ihr Bestes, einbüßen? — muß sie nicht unendlich mehr einbüßen, als eine geistliche Musik durch den Mangel kirchlicher Umgebungen im Concertsalle verlieren kann? Wol kam man gar füglich austrufen: Heilig ist Gott Sabaoth! ohne durch die Klänge des Ministranten dazu aufgeführt zu werden; man kann es überall, und also auch im Concertsalle; — widerstrebender aber ist es: O Dio, io moro! von einer schon geputzten, von Gesundheit strotzenden Sängerin, mit dem Notenbrette in der Hand, im Concertsalle singen zu hören. Das macht: der Sänger, indem er singt: Gott, dich loben wir — thut eben, was er sagt, und ist dabei selbst der materielle Wahrheit treu; die Sängerin aber — bleibt hübsch am Leben. Dennoch findet dieses letztere Niemand anstößig, und das Publikum applaudirt. Ich table es nicht, klatsche wol auch selbst recht gern mit; aber ich frage: warum sind denn die Herren so nachsichtig gegen die aus ihrer Sphäre herausgerissenen Opernmusik, und wollen es gar nicht schon gegen ein Kirchenstück? warum taxiren sie nur dieses, so wie es sich im Concertsalle bilden läßt, so unbarmherzig für ein *hors d'oeuvre*? warum wollen sie gerade nur diesen Gegenstand ausschließen, insofern sie sonst jeden andern im Concerte dulden und Opernarien u. dgl. jederzeit mit Vergnügen dulden.

Im Herzen der Herren (sie lassen's nur nicht gerne lesen) steht die Antwort geschrieben: — um langweilig nun einmal Kirchenmusik, nicht bloß im Concerte, sondern auch in der Kirche selbst; und das darum, weil sie so tief, zu ernst und erhaben ist, nicht kurzweilig und ständelnd oberflächlich genug und nicht das, was wir amüsant nennen! Darum hören wir denn auch z. B. in Haydn's Jahreszeiten den Chor:

Ehre, Lob und Preis sey dir,  
ewiger, gültiger Gott —

(freilich auch im leidigen Kirchenstol, so sehr wie einer) im Grunde nur mit Resignation im Concerte an, thun aber davon entsetzt, so viel es zum guten Ton gehört: denn hier haben wir keinen Vorwand, es nicht zu seyn; wird aber dasselbe auf Katein gesungen *Te Deum laudamus*, oder Gloria in excelsis Deo, und trägt das Musikstück den ausdrücklichen Titel eines Kirchenstückes, — dann sind wir des Zwanges überhoben, und freuen uns herzlich, daß die Phrase: „das Erich ist für die Kirche geschrieben, und kann im Concerte keine Wirkung thun“

— erfunden ist und noch obendrein wie ein ästhetisches Ratiſonnement, wie ein Kunſturtheil klingt — ſo daß wir, unter dieſer Ägide, beim Gähnen noch obendrein Kennern miſſen zur Schau tragen können.

Höchst erfreulich ist es aber, daß nicht nur der bessere Theil, sondern in der That die Mehrzahl unserer Genera- tion sich über jene Oberflächlichkeit und Seichtigkeit wieder erhoben hat und einem besseren Geiste huldigt, welcher, sowie von dem höchsten Ernste für Kunst, wenn auch namentlich die in unserem Zeitalter in Schwung gebrachten großen Musik-Vereine zeugen, welche Concerte im grandiosesten Sinne des Wortes ausstatten.

(Gfr. Weber.)

Conchologie, s. am Ende der Nachträge.

**CONCILIEN.** Kirchenversammlungen, nach dem gebräuchlichen Ausdrucke Synoden. Der Hauptgriffelstein ist noch immer Christian Wilhelm From Walch, in seinem Entwurf einer vollständigen Historie der Kirchenversammlungen, Leipzig 1769, mit gewohnter Gründlichkeit über sämtliche Concilien bis auf seine Zeit Nachricht ertheilt hat. Die vollständige, leider aber noch nicht vollendete Sammlung von Concilien, Acten ist die von Brühl. (Joh. Mansi sacrorum Conciliorum nova et amplissima Collectio, T. I—XIII. Florentiae 1769—1767. T. XIV—XXI. Venet. 1769—1798.) Es geht bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Ein sehr bellesteter Auszug von Concilien, Acten ist die wiederholt, zuletzt von dem gelehrten Benedictiner Schramm im Augustae Vindelicorum 1778 in 4 Octavo, bald hernach gegebene Summa Conciliorum per Bartholomaeum Caranzenum. Ein brauchbares Hülfsmittel zum Studium der Conciliengeschichte geräth die von Palmaus ins Lateinische übersezt, von Richard ursprünglich französisch geschriebene Analysis Conciliorum generalium et particularium, continens eorum canones super dogmate, morali doctrina ac disciplina tam veteri, quam recentiori, eruditissimè annotationibus illustratos, et cum novo, nominatim vero cum peculiari Galliarum jure, collatos. Tom. I—V. Augustae Vindelicorum 1778—1782. Dem Werke vorausgeschickt ist ein tractatus praevius de Conciliis. Für das Studium der Kirchenversammlungen des 8ten und 9ten Jahrhunderts insonderheit ist sehr wichtig: Fuchs's Bibliothek der Kirchensammlungen des 8ten und 9ten Jahrhunderts in Übersetzungen und Auszügen aus ihren Acten und andern das in gehörigen Schriften, samt dem Original der Hauptstellen und nöthigen Anmerkungen. 1—4ter Theil. Leipzig 1780—1784. Der 4te Theil ist nach dem Tode des Verfassers von G. A. Planck herausgegeben worden.

Es kommt hier zunächst auf die Bestimmung des Begriffs eines Concilii im kirchlichen Sinne an. Es ist ein Zusammenkunft von Repräsentanten der Kirche, welche berufen werden, um über religiöse oder kirchliche Gegenstände zu beschließen. Daß diese Repräsentanten nur Bischöfe sein können, wie mehrere katholische Schriftsteller angenommen, und auch nur die Bischöfe hin und wieder sich anwesend haben, liegt nicht in dem Begriffe eines Concilii, ist also nicht wesentlich, und widerspricht dem

lingen, daß doch auch selbst Kartholiken Dilectationesmodi, als Acten von Concilien gelten lassen, auf welchen doch außer den Bischöfen auch andere Geistliche zugegen waren und entschieden. Beleg man findet dieses dem Sprachgebrauch zufolge nicht mit dem Namen *Dilectationes concilii*, so gehören sie doch unter den Sattungsbezug der Kirchenverfassungen. Hieselbst genommen ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß selbst auf den größern Concilien vor dem Nicäischen Concilio nicht nur die Bischöfe, sondern auch Presbyter und Diaconen als solche nicht allein eine beratende, sondern auch eine entscheidende Stimme hatten. Auf der zu Antiochien im J. 269 gegen den Paul von Samosata verfallenen Synode war das Synodalschreiben nicht nur im Namen der Bischöfe, sondern auch der anwesenden Presbyter und Diaconen abgefaßt, so sogar wurden die anwesenden Presbyter in der Überschrift namentlich aufgeführt. Eus. II. E. VII. 30. Welch eine ausgezeichnete Rolle der Presbyter Origenes auf jener arabischen, der Presbyter Malchion auf der eben erwähnten antiochenischen Synode und der Diaconus Athanasius auf der ersten kumenischen Synode zu Nicäa spielte, ist aus der Kirchengeschichte hinlänglich bekannt. Nach dem Nicäischen Concilio aber unterdrückten die Presbyter, auch wol die Diaconen nur als Stellvertreter ihrer Bischöfe, woron sich Beispiele aus den kumenischen Synoden zu Ephesus und zu Chalcedon finden. In dem kaiserlichen Schreiben an die Synode zu Ephesus 431 ward es schon als etwas Befandenes angenommen, daß nur die Bischöfe eine Stimme hätten. *Abispor*, heißt es daselbst, *οτι ην τοις κληρικους εν τω συμβουλιω μοναχικον τριτοτοτον τοις ιεραρχικους επισημοτατον*. Mansi IV. p. 1120. Von dieser Zeit an waren die Bischöfe die eigentlichen Väter (*Patres*), wenigstens der bedeutendern Kirchenverfassungen, und hatten eine entscheidende Stimme. Doch erlangten in späteren Zeiten in Folge besonderer Privilegien auch Cardinale, wenn sie nicht zugleich Bischöfe waren, Abre und die Generäle der Mönchsorden eine thätige Theilnahme an den Concilien. Namentlich ward auf dem Concilio zu Trident den Äbten und Ordensgeneralen eine entscheidende Stimme zugesprochen. Die katholischen Kirchenrechtsschreiber stellen nun den Grundsaß auf, daß die Bischöfe auf den Synoden aus einer von Gott, die übrigen Geistlicher aus einer von der Kirche ertheilten Vollmacht handeln. Waren auf den Kirchenverfassungen auch Doctoren der Theologie und des canonischen Rechts zugegen, wie dies zu Vifa, Confini und Basel der Fall war, so hatten diese doch mehr eine beratende, als eine entscheidende Stimme. Es wurden nicht als Patres, sondern als Doctores Concilii angesehen. Zu Basel nahmen freilich auch Doctoren die Eigenschaft abwesenden Bischöfe ein, dies geschah aber erst in der 35ten Session, als die meisten Bischöfe aus Furcht vor dem Bannschicksal des Papstes Basel verlassen hatten. — Eine merkwürdige diese Anomalie bietet das zu Bardeone im Jahr 1551 gesessene Provincialconcilium dar. Auf diesem war gar kein Bischof, sondern es waren nur Geistliche des zweiten Ranges zugegen, und ein Professor Juris, Albrand

Perennius, welcher zugleich Profenotorius des römischen Stuhls und Generalvicar des Erzbischofs von Narbonne war, hatte den Vorſitz. — Die Abſtimmung geſchah in den Kirchenverſammlungen nach Köpfen (*viribus*), nur zu Eſſign und Baſel wurden die Stimmen nach den Nationen gezählt.

Gegenſtände der Berathſchlagungen und Entſcheidungen der Concilien ſind theils die Religionslehre, theils die Kirche, ihre Verfaſſung, gottesdienſtliche Gebräuche, Ausſchließung unwürdiger Mitglieder u. ſ. w. Verordnungen, welche in Rückſicht theoretiſcher Lehren ſäße gemacht werden, heißen genau genommen dogmata, Glaubensvorſchriften; dagegen diejenigen, welche Vorſchriften über die Disciplin, ſey es der Gemeinderglieder überhaupt, oder der Geiſtlichen inbeſondere enthalten, canones, Regeln, genannt werden. Nov. 131. c. 1. Doch iſt man dieſem Sprachgebrauche nicht immer gefolgt, ſondern hat auch oft die Glaubensvorſchriften *canones* genannt. Dies iſt beſonders dann der Fall, wenn ſie polemischen Inhalts ſind, und über die Abweichenden das Verdammungsurtheil ausgesprochen iſt. Solche Canones ſind namentlich unter den Verordnungen der aſiatiſchen Concilien anzutreffen. Auch die tridentiniſche Synode nannte die ſurzen Sätze, in welchen die Irrelehren verworfen und anathematiſirt wurden, *canones*, die Verordnungen über die Disciplin aber mit dem allgemeinen Namen *capita*. In Bezug der von den Synoden aufgestellten Glaubensvorſchriften darf man nicht vergeſſen, daß nach katholiſcher Anſicht keine neuen Glaubenswahrheiten durch die Concilien ſeſtgeſetzt werden, ſondern daß ſie die verſammelte Kirche daſſelbe ausſpricht und bezeugt, was die zerſtreute wirklich glaubt, für in der heiligen Schrift gegründet und in der Tradition bewährt hält. Man vergl. Walſter's Lehrbuch des Kirchenrechts. 4te Aufl. Bonn 1828. §. 181. Anathemata wurden von den Kirchenverſammlungen ausgeſprochen über ſeglerſche Perſonen. Dabei iſt zu bemerken, daß mit anathema (*anathema*) gewöhnlich nach griechiſchem Sprachgebrauche die Perſon bezeichnet wurde. Er ſey Anathema, dieſer iſt ſey öffentlich zur Verſuchung ausgeſtellter Menſch. Geſegnete Beſeßſage, welche mit dem Anathema belegt waren, wurden *anathematizoi* genannt. — Auch kirchliche Streitigkeiten (ſ. B. über den Umfang der Jurisdiction einzelner Biſchöfe) oder Unterſuchungen und Entſcheidungen über angeklagte Geiſtliche gehörten vor die Concilien. Ubrigens war man ſpäterhin auch leicht zu begreifenden Gründen geneigt, Gegenſtände, welche der weltlichen Gerichtsbarkeit, auf den Concilien zu verhandeln. Kirchenverſammlungen, welche man für ungeſetzmäßig hielt, ſey es, weil ſie von Häretikern gehalten wurden, oder weil ihnen, obgleich ſie von Katholiſten gehalten waren, eins der nothwendigen Requiſiten fehlte, nannte man *concilabula*, *conventicula*, *ſchlechte Kirchenverſammlungen*.

Kirchenverſammlungen konnten erſt entſtehen, nachdem ſich chriſtliche Gemeinden gebildet hatten. Bei dieſen trat das Bedürfniß ein, ſich mit einander in Verbindung zu ſetzen und gemeinſchaftliche Beſchlüſſe zu faſſen. Dieſe gab den Provinzialſynoden ihren Urfprung. Auf ihnen

verſammelten ſich Biſchöfe und andere Geiſtliche einer kirchlichen Provinz, d. h. ſolche, welche unter einem gemeinſchaftlichen Archiepiſcopus oder Metropolitani ſtanden. Sie ſind die frühesten Concilien, welche die Geſchichte denkt. Die ſtamenſchen ſonten erſt entſtehen, als die chriſtliche Kirche ſich zu einer allgemeinen Staatskirche, einer chriſtlichen *okoumune* geſtalte hatte.

Zwar hat man ſchon zur Zeit der Apoſtel Concilien oder Synoden annehmen wollen; allein bei dieſer Annahme dürfte doch der Ausbruch Concilium in einem zu wenig beſtimmten, willkürlichen Sinne genommen werden. Ohne uns hier dabei aufzuhalten, daß einige Kirchſchriftſteller ſogar zwölf apoſtoliſche Concilien ſ. B. ein Concilium, als Nithias zum Apoſtel erwählt wurde Act. 1, 15., ein anderes bei der Ernennung der ſieben Kimoſepfeger zu Jeruſalem Act. 6, 2., andere fünf angenommen haben, verdient hier noch beſonders die zu Jeruſalem wegen der zu Antiochien entſtandenen Streitigkeiten nach Act. 15. ſtatt gehabte Zuſammenkunft der Apoſtel und Presbyter zu Jeruſalem eine beſondere Erwähnung, weil von vielen ſowol Proteſtanten als Katholiſten, auch von denen, welche ſonſt keine Synoden zur Zeit der Apoſtel geſtellt hatten, dieſe Verſammlung beſonders ſt hervorgehoben, und als ein wahres Concilium angeſehen, und die berühmte Formel *idcirco et apostoli convenerunt et haec* für die Beſchlüſſe der nachherigen Kirchenverſammlungen daher ſt entlehnt worden.

Sie trat zuſammen zu Jeruſalem etwa im Jahr 50, und ward veranlaßt durch Paulus und Barnabas, welche die antiocheniſchen Chriſten abgeſandt hatten, weil die Lehre einiger ſtrengen Judenlehrer, welche aus Judda gekommen waren und behauptet hatten, daß zur Aufnahme ins Chriſtenthum und Erlangung der Seligkeit die moſaiſche Beſchneidung durchaus erforderlich ſey, in Antiochien große Streitigkeiten erregt hatte. Paulus und Barnabas ſollten nun die Belehrung der Apoſtel und Presbyter der Muttergemeinde zu Jeruſalem darüber einholen. Dieſe verſammelten ſich, und nachdem ſie ſich nach vielem Diſputiren darüber vereinigt hatten, daß man von den antiocheniſchen Heidenchriſten die moſaiſche Beſchneidung nicht verlangen ſolle, gab man dem Paulus und Barnabas Abgeſandte aus der jeruſalimiſchen Gemeinde, die an der Verathung Theil genommen hatte, nebst einem Briefe, in welchem den Antiochenern dieſe Entſcheidung mitgetheilt wurde. Will man die Formel, welche wir in dieſem Schreiben (Act. 15, 28) finden, *idcirco et apostoli convenerunt et haec* auch nicht mit einem ſcharfſinnigen neuern Forſcher ſo erklären, durch die heilige Geiſteskraft geſieſ es auch uns (nämlich ſo wie dem Paulus und Barnabas) — eine Erleuchtung, welche ſich ſchwerlich rechtfertigen laſſen dürfte — ſo dürften doch nachfolgende Kirchenverſammlungen die Annahme von einer Inſpiration des heiligen Geiſtes darauf nicht gründen, und mit dieſer Formel auch ihre Decrete abfaſſen, wobei man es noch als Beſcheidenheit anzuſehen haben würde, wenn das Concilium Arelatenſe III. im Jahr 455 ſich der Wendung bediente, *placuit nobis, sancto, ut credimus, spiritu gubernante*.

Denn was eine Versammlung, auf welcher Apostel zugegen waren, von sich sagen konnte, durfte doch nie auf eine nachherige Kirchenversammlung übertragen werden. — Überhaupt dürfte aber auf jene Versammlung, welche man als das Vorbild und Muster aller nachfolgenden Kirchenversammlungen hat ansehen wollen, der Name eines Concilii in dem angegebenen Sinne des Wortes nicht recht anwendbar seyn. Es waren ja keine Repräsentanten der christlichen Kirche, welche sich damals noch gar nicht gestaltet hatte, zusammenberufen, um über religiöse und kirchliche Gegenstände zu berathschlagen, sondern es nige zu Jerusalem nachzuwenden die Apostel, von welchen in der angeführten Stelle der Apostelgeschichte nur Petrus und Jacobus, und Gal. 2, 9, außer diesen noch Johannes nachhafte gemacht werden, hielten mit den dortigen Presbytern, unter Zuziehung der ganzen jerusalemischen Gemeinde, in Beziehung auf die ihnen von Paulus und Barnaba vorgelegte Frage eine Consultation.

Von Canonen der Apostel darf man gar nicht reden, denn diejenigen, welche unter diesem Namen vorkommen (man findet sie unter andern abgedruckt in der Sammlung der Schriften des apostolischen Vaters von Eusebius), geschehen in ihrer jetzigen Gestalt erweislich einem spätern Zeitalter an. Vgl. Fuchs a. a. D. Thl. I. S. 277 ff.

Die Provinzialsynoden dürften also, wie gesagt, als die ältesten Concilien angesehen seyn. Von ihnen findet man vor der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts keine sichere Spur. Die ältesten wurden um Jahr 120 in Kleinasien gegen die Montanisten gehalten. Wichtigstens sind sie die ältesten, deren Eusebius II. E. V. 16, ausdrücklich gedenkt. Bald nach ihnen trifft man auf Synoden, welche gegen Ende des zweiten Jahrhunderts über die zwischen der römischen und asiatischen Kirche freitig gewordene Feiler des Hierosolym gehalten wurden, wovon und Eusebius II. E. V. 23, ff. eine freitig nur allgemeine Nachricht erteilt. Diese Synoden wurden alle durch besondere Ereignisse veranlaßt. Bei den Griechen wurden indeß, wie aus dem Tertullian de sejan. 13, zu erhellen ist, schon zu seiner Zeit, also am Ende des zweiten Jahrhunderts, regelmäßige Kirchenversammlungen gehalten, wozu, da die politische Verfassung der Griechen für die kirchliche Verfassung der in den griechischen Staaten lebenden Christen das Muster ward, die bei ersten üblichen Amphitropen; Versammlungen das Muster gegeben haben mögen. Mit dem Ansange des dritten Jahrhunderts wurden nun die Kirchenversammlungen sehr häufig. Hieronimus, Bischof zu Casarea in Cappadocien, in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts, rehet in einem Briefe an den Euphrasius (dem 76sten unter den Coprianischen) von jährlichen Zusammenkünften, die bei ihm gehalten wurden. Worsüglich zeichnete sich seit der Mitte dieses Jahrhunderts das römische Afrika durch Synoden aus, welche die nothwendigsten Streitigkeiten veranlaßten.

Nachdem man aber in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts die christliche Religion Staatsreligion des römischen Reichs, und dadurch die politische *oikoumené* auch eine christlich, kirchliche *oikoumené* geworden war,

mußten sich, zumal bei dem vorherrschenden monarchischen Principe sogenannte öumenische Synoden von selbst hervorbilden. Zum Begriffe einer öumenischen Synode gehört, theils daß Bischöfe aus der ganzen Christenheit zu derselben berufen waren, theils daß die auf einer solchen Synode gefaßten Beschlüsse als verbindend für den Glauben und das Leben der Christen angesehen wurden. Weil auch letzteres ein nothwendiges Erforderniß einer öumenischen Synode war, so darf man sich darüber nicht wundern, daß bei der Anwendung dieses Namens auf einzelne Synoden Streit entstand, und bald die abendländliche, bald die morgenländische Kirche, bald auch nur einzelne Kirchen, welche keine Abgeordnete zu einer solchen Synode gesandt hatten und mit den Beschlüssen nicht zufrieden waren, ihnen dies Prädicat streitig machten.

Nicht durchaus gleichbedeutend mit der Benennung eines Concilii *oecumenici* ist die eines Concilii *generalis*. Dies war die lateinische Benennung für ein Concilium, auf welchem sich Repräsentanten aus allen kirchlichen Provinzen des römischen Afrika versammelt hatten. So war die zu Eartago im Jahr 418 gehaltene Synode kein Concilium *oecumenicum*, aber wol ein Concilium *generale*, denn es waren Bischöfe aus allen kirchlichen Provinzen des römischen Afrika auf derselben zugegen. In diesem Sinne ward sie vom Augustinus im 21sten Briefe (nach der Zählung der Wendtstrimer) *concilium plenarium* genannt. Die afrikanischen Bischöfe nannten indeß eine solche Synode in einem Synodalschreiben an den Papst Celestin *concilium universale*. Man s. Fuchs Thl. II. S. 415.

Es lassen sich aber zur bequemeren Übersicht alle in der Kirchengeschichte vorkommende Kirchenversammlungen in öumenische und nicht öumenische oder Particularconcilien theilen. Zu den letztern gehören die Patriarchal-, Provincial- und Diöcesansynoden, so wie die später entstandenen Nationalconcilien. Patriarchalsynoden sind solche, auf welchen Bischöfe und andere Geistliche, welche unter einem gemeinschaftlichen Patriarchen oder Erzbischof einer kirchlichen Diöcese im griechischen Sinne des Wortes, d. h. einer Vereinigung mehrerer kirchlicher Provinzen standen, zugegen waren. In diese Kategorie gehören auch die schon erwähnten afrikanischen Generalconcilien. Die Provinzialsynoden pflegte man auch wol Metropolitansynoden zu nennen, denn sie bestanden aus Bischöfen und andern Geistlichen einer kirchlichen Provinz, welche unter einem gemeinschaftlichen Metropolit oder Archiepiscopus standen. Diöcesansynoden sind solche, welche von Geistlichen, die unter dem Bischöfe einer Diöcese im lateinischen Sinne des Wortes, oder nach griechischem Sprachgebrauche einer Parochie (*παροικία*) standen, gehalten wurden. Verschieden von allen diesen sind die Nationalconcilien, welche nach der Latinität des Mittelalters gleichfalls *concilia generalia* oder *universalia* hießen. Man s. du Fresne glossar. med. et infim. latin. Vol II. p. 915. Sie entstanden erst allmählich, als aus dem großen römischen Reich sich besondere Königreiche in Europa gebildet hatten. Eine besondere Art von Synoden heist und die byzantinische Geschichte kennen. Dies waren die *synodos idy-*

ποῦνα. In Konstantinopel hielten sich nämlich häufig fremde Bischöfe ihrer Privatangelegenheiten wegen auf, unter welchen auch solche waren, die zwar die bischöfliche Weihe empfangen, aber kein besonderes Bisthum hatten, also Titular-Bischöfe waren. Wachte nun eine kirchliche Angelegenheit die Berufung einer Synode notwendig, so wurden zuweilen, um die Sache sobald als möglich zu beenden, die gerade in Konstantinopel anwesenden Bischöfe zusammenberufen, und eine Synode, welche aus solchen Bischöfen bestand, hieß *synodus ieronymoua*. Ein solche Synode ward 449 in Konstantinopel gehalten. Man s. Kuchel Thl. IV. S. 385 ff.

Das Recht der Berufung der allgemeinen Synoden hat sich der Papst gegen beilegt, und es wird von katholischen Kirchenrechtslehrern, namentlich von Walter a. a. D. §. 164. für ihn in Anspruch genommen. Eas ist es aber, daß die frühern öfenischen Synoden nicht von dem Papste, sondern von den Kaisern berufen wurden, wie der Verfolg ergeben wird. Die Provinzial-synoden wurden von den Metropolitnen der einzelnen Provinzen durch Synodalausschreiben berufen. Wie oft sie sollten gehalten werden, darüber fehlt es nicht an gesetzlichen Bestimmungen älterer und neuerer Zeit; doch sind diese nur selten in Ausübung gekommen. Die Patriarchal-synoden beriefen die höhern Metropolitnen oder Patriarchen. Man vgl. Ziegler's Versuch einer pragmatischen Geschichte der kirchlichen Versassungsformen in den ersten 6 Jahrhunderten. Leipzig 1798.

Was nun ferner das Ansehen betrifft, welches man den Concilien beilegt, so ist hier die katholische Ansicht von der protestantischen durchaus verschieden. Aber auch in der katholischen Kirche legte man früherhin den Kirchenversammlungen nicht den großen Werth bei, welchen man ihnen späterhin schon wegen der Idee der Infallibilität der Kirche beilegen mußte. Gregor von Nazianz wollte, da ihn die Erfahrung belehrt hatte, wie es auf den Kirchenversammlungen berging, von ihnen nicht viel wissen; aber auch Hieronymus und Augustinus dachten in dieser Beziehung protestantisch genug, und sahen die Beschlässe der Concilien nur als verbindlich an, wenn sie mit der heiligen Schrift übereinstimmten. Besondere merkwürdig ist das, was Augustinus in der epistola contra Donatistas, vulgo de unitate ecclesiae (im 9ten Theile der Venedictiner Ausgabe) über das Ansehen der heiligen Schrift sagt. Nec catholica Episcopis, heißt es im 11ten Capitel, consentiendum est, si ubi forte falluntur, ut contra canonicas Dei scripturas aliquid sentiunt. Je mehr sich aber in der Folge die hierarchische Lehre von der Kirche ausbildete, desto größer mußte auch das Ansehen werden, welches man den öfenischen Kirchenversammlungen beilegte. Generalia concilia fallere et falli necesse, quandoquidem sunt Ecclesia ipsa. Dies ward auf den Synoden zu Conftanz und Basel ausdrücklich gelehrt. Die öfenischen Concilien repräsentiren die katholische Kirche und haben ihre Macht zunächst von Christo, deshalb sind sie in Allem, was die Lehre betrifft, nicht aber in den historischen oder wissenschaftlichen Sätzen, welche sie etwa zur Unterstützung ihres Zeugnisses beibringen, und ebenso wenig in den Discipul

nardordnungen, welche sie erlassen, infallibel, und eben daher inappellabel und irreformabel. Dies ist in wenigen Worten die Ansicht der katholischen Kirche über die Concilien, wie sie späterhin sich ausbildete, und wie sie noch heut zu Tage von den angesehensten katholischen Kirchenrechtslehrern vorgetragen wird. — Der Papst suchte sich freilich im Mittelalter über die Concilien zu erheben und sich als eine höhere Instanz, an welche man vom Concilio appelliren könne, zu betrachten, oder doch die Gültigkeit der Concilienbeschlässe von seiner Bestätigung abhängig zu machen; allein er fand mit diesen Anmaßungen bei einem großen Theile der katholischen Kirche vielen Widerspruch.

Aber nur den öfenischen Synoden legt die katholische Kirche ein solches Ansehen bei. Nur die auf ihnen versammelten Väter werden, da sie die Kirche selbst sind, vom heiligen Geiste in Rücksicht der Glaubenslehre inspirirt und sind vor Irrthum gesichert. Dagegen können die Particularconcilien, so verbindlich ihre Anordnungen auch für die ihrer Competenz Angehörigen seyn mögen, und so wichtig sie auch für die Aufrechterhaltung der Disziplin und Ausrottung der Ketereien gehalten werden, auf Infallibilität keinen Anspruch machen. Concilia particularia, quocumque tandem suffragantium numero constant, infallibilem tamen ipsa per se auctoritatem non obtinent, quia universam ecclesiam non representant. Richardi tractatus de Conciliis cap. XIII. §. 3.

Bei dem Hauptgrundsatz des Protestantisismus, daß die heilige Schrift die einzige Norm des Glaubens sey, konnte das verbindende Ansehen der Concilien von den Reformatoren nicht anerkannt werden, obgleich man ihnen ihren Werth ließ, und selbst die Fürsten Deutschlands auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 und nachher öfter den Kaiser daten, er möchte ein freies und christliches Concilium in Deutschland anordnen, wodurch die Religionsstreitigkeiten endlich beigelegt und die Wunden der Kirche geheilt würden. Luther schrieb ein eigenes Buch von den Concilien im Jahr 1539, welches sich im 7ten Theile der Jenaer Ausgabe seiner Werke befindet. Er gibt darin die Nothwendigkeit und Nützlichkeit recht, d. h. vom Papst unabhängige und auf die heilige Schrift sich gründende Kirchenversammlungen zu, beweist aber, daß ihnen nur eine menschliche Autorität gebühre, und daß sie nur dem Beweise der Wahrheit eine Lehre nicht gebraucht werden können.

Wenden wir uns nun zunächst zu den öfenischen Concilien, so treten unter ihnen zuerst drei hervor, welche im 4ten und 5ten Jahrhundert gehalten wurden, und welche man vor allen als die Säulen der Kirche betrachtet, ja wol gar den drei Evangelien an die Seite gesetzt hat.

1) Das Concilium zu Nicäa in Bithynien im Jahr 325, welches von dem Kaiser Konstantin dem Großen, vorzüglich zur Beilegung des Arianischen Streitigkeiten zusammenberufen wurde. Es ward auf diesem das Symbolum Nicaenum entworfen, in welchem der Ausdruck *ὁμοούσιος* zum Wahrzeichen der Orthodoxie in der Lehre von dem Verhältnisse des Sohnes zum Vater, obgleich nicht in dem nachher von dem Athanasius in tiefes Wort



hineingelegten Sinne, gestempelt wurde. Merkwürdig ist es, daß eben dieser Ausdruck aus einer etwa 60 Jahre früher, nämlich aus der im Jahr 269 gegen den Paul von Samosata in Antiochien gehaltenen Synode, mit welchem man indessen damals einen andern Sinn verband, anachronistisch worden war. — Ferner ward aus dem Concilio zu Nicäa, am der Verschiedenheit der Feyer des Osterfestes ein Ende zu machen, der Beschluß gefaßt, daß dasselbe an dem Sonntage nach dem ersten auf das Frühlings- & Quincunotium folgenden Vollmond gefeiert werden sollte. Feste der Vollmond auf einen Sonntag, so solle die Feyer des Festes erst 8 Tage später eintreten, weil es sonst mit dem jüdischen Passah zugleich gefeiert werden würde. — Zu bemerken ist es, daß dieser Beschluß nicht als ein Canon ausgesprochen ward, welchen man daher vergeblich unter den Canonen dieser Synode suchen würde, sondern durch ein Aufschreiben des Kaisers selbst, welches sich in Eusebii vita Constantini II. lib. III. cap. 17—20, findet, und welches in allen Diöcesen circulierte, gleich einem Befehl bekannt gemacht wurde. Vergl. Augusti über die Feste der alten Christen, Bd. 2. S. 29. Theol. Nachrichten, März 1825, S. 102 ff.

2) Das zweite ökumenische Concilium war das im Jahr 381 zu Constantinopel gehaltene. Es ward ausgesprochen von Theodosius dem Großen zur Wiederherstellung des seit der Synode von Nicäa nicht allein durch die Anhänger des Arius, welche zum Christ seine Meinung auf verschiedene Weise modificirten, und daher verschiedene Namen, i. B. Homosianer, Heterosianer, Anomoei erhielten, sondern auch durch die Macedonianer gestörten Kirchenbekenntnis. Es ward auf dieser Synode das Nicäische Symbol mit einigen Zusätzen vermehrt, welche namentlich dem heiligen Geist betrafen, worüber die Macedonianischen Streitigkeiten sich erhoben hatten. So entstand das Nicäische-Constantinopolitanische Symbol, durch welches die Trinitätslehre für den Kirchenglauben definitiv festgesetzt werden sollte. Es erhielt indessen späterhin in der abendländischen Kirche einen Zusatz durch das Wörtchen *hiloque*, indem die lateinischen Kirchenväter auch ein Ausdrücken des Geistes vom Sohne lehrten. Hierüber erhob sich ein langer, nie beruhigter Streit zwischen der lateinischen und griechischen Kirche, welcher die Trennung beider Kirchen mit veranlasste. Auch ist in dem Nicäischen-Constantinopolitanischen Symbol die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit in ihrer völlig ausgebildeten Gestalt noch nicht vorhanden. Diese erhielt sie durch den Augustinus, welcher die Athanasianische Theorie in seinem berühmten Werke *de trinitate* näher darlegte, und ihr dadurch ein Wenigblende Eingang verschaffte. Diese Augustinische-Athanasianische Dreieinigkeitslehre findet sich in dem sogenannten symbolo Athanasiano, welches nach dem Anfangsworte *quicumque* auch das Symbolum quicumque genannt wird, und im 5. Jahrhundert zum Vorschein kam. Auch die Protestanten haben es, so wie das durch den Zusatz *hiloque* vermehrte Nicäische-Constantinopolitanische, und das sogenannte Apostolische Symbolum, unter dem Titel *tria symbola catholica seu oecumenica*, in ihre symbolischen Schriften aufgenommen.

3) Das dritte ökumenische Concilium war das im

Jahr 431 zu Ephesus gehaltene. Es ward vom Kaiser Theodosius II. veranstaltet zur Beilegung der zwischen dem Bischofe von Constantinopel Nestorius und dem Bischofe von Alexandria Eutychius entstandenen Streitigkeiten über die beiden Naturen in Christo. Daß dem Nestorius Unrecht geschah und ihm eine Meinung zugesprochen wurde, die er nie gehabt hatte, indem man annahm, daß er zwei Personen in Christo gelebt habe, hat schon früher richtig gesehen. Indessen ward diese Meinung unter dem Namen des Nestorianismus verdammt, und die Lehre von zwei mit einander in Einer Person verbundenen, aber unermischten Naturen Christi als die orthodoxe Lehre der Kirche festgesetzt. Die orientalischen Bischöfe, d. h. diejenigen, welche zu dem Kirchensprengel von Antiochien gehörten, welcher im kirchlichen Sinne der Orient hieß, wollten diesen Synodenbeschluß anfangs nicht annehmen, und hoben eine Zeitlang die kirchliche Gemeinschaft mit den ägyptischen und occidentalischen Bischöfen auf; allein sie wurden durch die ernstlichen Vermahnungen des Kaisers, obgleich unter dem Widerspruch einiger, doch bald darauf bekehrten, den Ephesischen Synodenbeschluß anzunehmen. Auf dieser ökumenischen Synode wurden nun auch außer mehreren andern angeblichen Lehren die Pelagianer unter dem Namen Eulicianer — von dem Freunde und Mitstreiter des Pelagius, Eulsius so genannt — verdammt.

4) Die vierte ökumenische Synode ward in Folge der ausgebrochenen monophysitischen Streitigkeiten — welche als eine Fortsetzung der nestorianischen angesehen sind, da die Lehre von Einer Natur in Christo sich am weitesten von der angeblichen Lehre des Nestorius von zwei Personen in Christo entfernte, und den Gegensatz auf die äussere Epigie stellt — vom Kaiser Marcianus ausgesprochen, und im Jahr 451 zu Chalcedon gehalten. Es ward auf derselben das Verhältniß der göttlichen zur menschlichen Natur Christi durch noch bestimmtere Formeln ausgesprochen, namentlich bestimmt, daß dieses Verhältniß *συνυπόστατος, αὐτεπὶστος, ἀσχωπτος* und *συναντιστος* in nehmen sei.

Die Decrete dieser vier ökumenischen Synoden sind fast Justinian *in* *6* *capitulis* *et* *in* *131* *capitulis* zu beobachten. Novell. 131. c. 1. Auch Luther legte auf sie in der von ihm angeführten Schrift von den Concilien einen besondern Werth, und die auf ihnen festgesetzten Lehrbestimmungen sind in die Dogmatik der protestantischen Kirche übergegangen. — Außer diesen vier berühmten Kirchenversammlungen sind nun noch folgende zu den ökumenischen mit Recht zu zählen.

5) Die zweite ökumenische Synode zu Constantinopel 553. Sie ward vom Kaiser Justinian zusammenberufen zur Entscheidung der über die Dithyrie der sogenannten drei Capitel, d. h. der Schriften des Ibas von Ephesus, des Theodorius von Cyrrus und des Theodoros von Mopsestia entstandenen Streitigkeiten, in welchen der römische Bischof Vigilius eine so wankelmüthige, mit der Unfehlbarkeit des römischen Stuhls so wenig zu vereinbare Rolle gespielt hat. Der Beschluß der Synode ging dahin, daß nicht nur die drei Capitel, sondern auch Digenes, den man als den eigentlichen Urheber ihrer Ketzereien ansah, verdammt wurden. Obgleich die Synode eigentlich nur aus morgenländischen Bischöfen bestand,

ward sie doch von der abendländischen Kirche, auch selbst vom römischen Bischofe Sigilius anerkannt, ungeachtet einzelne Kirchen des Occidentis widersprachen, welche eben daher für schismatisch gehalten wurden.

6) Die sechste ökenumenische Synode ward 680 gleichfalls zu Constantinopel gehalten. Sie war also die dritte Constantinopolitanische, und ward vom Kaiser Constantinus Pogonatus ausgeschrieben. Von der Notunda des kaiserlichen Palastes, welche wegen ihrer Bauart trullum hieß, wo sie gehalten wurde, wird sie Concilium Trullanum, und zum Unterschiede von einer nachherigen Synode, welche eben dafelbst gehalten ward, Concilium Trullanum primum genant. Auf ihr ward der Monothelismus nebst allen seinen Anhängern verdammt. Dieser Monothelismus oder die Lehre, daß in Christo nur Ein Wille gewesen sey, war das Resultat einer fortgesetzten Speculation über das Verhältnis des Göttlichen zum Menschlichen in der Person Jesu, welchen alle diejenigen vertheiligten, welche Anhänger der Einen Natur in Christo, mit einem Worte Monophysiten waren. Da nun die Lehre von Einer Natur bereits von der Kirche verdammt war, so war es nicht anders als consequent, daß auch die Lehre von Einem Willen in Christo verdammt wurde. So war es nun orthodoxe Lehre, daß in der Einen Person Christi zwei von einander verschiedene Willen, ein göttlicher und ein menschlicher, so wie zwei Wirkungen statt finden. Doch dürfte zwischen beiden nie ein Widerspruch seyn, sondern der menschliche unterwerfe sich dem göttlichen.

Im Vorbeigehen ist zu bemerken das Concilium Trullanum II., welches auf Befehl des Kaisers Justinian II. in Constantinopel im Jahr 692 gehalten ward. Diese Synode, welche vom Abendlande nicht anerkannt wird, sollte die Kirchengesetze ergänzen, welche das 3. und 6. ökenumenische Concilium zu machen unterlassen hatte, und die doch wegen eingerissener Mißbräuche so nöthig geworden waren. Eben wegen dieser ihrer Tendenz wird sie auch *synodus nova* *synodus* oder Concilium Quiniesimum genant, und selbst die Griechen, welche sie doch für ein ökenumenisches Concilium halten, zählen sie nicht besonders. So wird sie in dem Aufsatze des Patriarchen Geromanus zu Constantinopel von den 6 allgemeinen Synoden nicht erwähnt. Sie stellte ein canonisches Gesetzbuch auf. Unter andern machte sie den Canon, welcher, die alte Gewohnheit, Christum unter Herrn in der Gestalt eines Lammes abzubilden<sup>\*)</sup> verbot.

7) Die siebente ökenumenische Kirchenversammlung ward gehalten zu Nicäa im Jahr 787. Sie ist die zweite Nicäische, und ward von der Kaiserin Irene, welche für ihren Sohn Constantin VII. die vormundschaftliche Regierung führte, ausgeschrieben. Sie betraf den Bildersdienst. Die Anbetung (*Latria*) der Bilder Christi, der Maria, der Engel und aller Heiligen ward verboten, aber die gottesdienstliche Verehrung (*προσκύνησις*) derselben, d. h. das Küssen der Bilder, das Kniebeugen, Räucher, Richteranden vor denselben, so wie das Aufwahren von Reliquien in jeder Kirche verordnet.

Mit dieser zweiten Nicäischen Synode steht in gewisser Verbindung das unter Karl dem Großen zu Frank-

furt am Main im Jahr 794 gehaltene fränkische Ratiosalconcilium, auf welchem Karls des Großen Widerlegung der Nicäischen Beschlüsse beglückt wurde. Dem zu Folge blieben zwar die Bilder in der Kirche als Zierratzen, aber jede Art von Verehrung ward untersagt.

Die griechische sowohl als auch die lateinische Kirche erkannte indessen die Autorität der sieben genannten ökenumenischen Kirchenversammlungen an, denn auch die gallischen Bischöfe traten in der Folge den Beschlüssen der zweiten Nicäischen Synode bei. Anders verhielt es sich aber mit dem 869 auf Veranlassung des Papstes Hadrian zu Constantinopel gehaltenen Concilium. Es erklärte sich gegen den Photius und für den Ignatius, als den rechtmäßigen Patriarchen von Constantinopel. Die lateinische Kirche hält es für das achte ökenumenische Concilium, es wird aber von der griechischen Kirche nicht anerkannt. Dagegen wird die 879 auf Befehl des Kaisers Basilus und unter dem Vorhise des Photius, der nach dem im J. 878 erfolgten Tode des Ignatius den bischöflichen Stuhl zu Constantinopel wiederum eingenommen hatte, dafelbst gehaltene Synode von der griechischen Kirche vorzugsweise als eine ökenumenische Synode, und zwar als die achte angesehen, von der lateinischen aber verworfen. Photius ward auf derselben als der rechtmäßige Patriarch von Constantinopel anerkannt, das Symbolum des ersten Nicäischen und ersten Constantinopolitanischen Concilii mit Verwerfung aller nachherigen Zusätze, also ohne *siloque*, und die Lehre des zweiten Nicäischen Concilii von der Verehrung der Bilder beglückt. Über diejenigen, welche das 869 zu Constantinopel gehaltene Concilium nicht verworfen wollten, ward das Anathema ausgesprochen.

Da nun die Trennung zwischen der griechischen und lateinischen Kirche eintrat, so kann von jetzt an von ökenumenischen Synoden im Sinne der frühern Zeit füglich nicht mehr die Rede seyn. Gleichwol erntet die römische Curie noch folgende zehn als ökenumenische Synoden an. Das 1., 2., 3. und 4. Lateranensische 1123, 1139, 1179 und 1215; das 1. und 2. Pöner 1245 und 1274; das Trierer 1511; das Florenz 1439; das 5. Lateranensische 1512; das Trident 1545. Es gibt also nach römischer Annahme 18 ökenumenischen Concilien. Dagegen werden zu Rom die Concilien zu Pisa 1409, in Eosim 1414 und zu Basel 1431, welche doch von der übrigen katholischen Kirche, obgleich in Rücksicht des letztern unter gewissen Beschränkungen, zu den ökenumenischen Concilien gerechnet werden, zu denselben, weil sie den Annahmen des Papstes entgegen traten, nicht gezählt. Das 5. Lateranensische wird nicht allenthalben in der katholischen Kirche, namentlich nicht in Gallien, für ein ökenumenisches Concilium anerkannt.

Unter den von den römischen Päpsten im Lateran gehaltenen Concilien ist das unter Innocenz III. im Jahr 1215 gehaltene vierte Lateranensische, sogenannte allgemeine Concilium wegen der großen Anzahl derer, welche es besuchten, so wie wegen der allgemeinen Kirchenverbesserung, welche es angeblich bezweckte, vorzüglich berühmt geworden. Für die Geschichte der Hierarchie ist besonders der dritte Canon bemerkenswerth, in welchem dem Papst das Recht eingeräumt wird, die Unterthanen der welt-

lischen Fürsten, wenn letztere nicht die von der Kirche verdammten Keger in ihren Besitzungen, nach vorher erfolgter Excommunication durch die Metropolen und die Bischöfe, austreten, von dem Gehorsam gegen ihre Fürsten loszusprechen und ihre Besitzungen katholisch gesinteten freizulassen, damit diese die Keger aus denselben vertreiben. In diesem merkwürdigen und in politischer Hinsicht sehr anstößigen Canon heisst es: Si dominus temporalis requisitus et monitus ab ecclesia terram suam purgare neglexerit ab hac haeretica fodeitate, per Metropolitarum et comprovinciales episcopos excommunicationis vinculo innodetur. Et si satisfacere contempserit infra annum, significetur hoc summo pontifici, ut ex tunc ipse vasallus ab ejus fidelitate denunciet absolutus, et terram exponat catholicis occupandam, qui eam exterminatus haereticis sine ulla contradictione possideant, et in fidei puritate conservent, salvo jure domini principalis, dummodo super hoc ipse nullum praestet obstaculum, nec aliquod impedimentum opponat, eadem nihilominus lege servata circa eos, qui non habent dominos principales. Noch bemerkenswerther dürfte es seyn, daß die Abgeordneten der vorzüglichsten christlichen Staaten, welche auf dieser Synode gegenwärtig waren, nichts gegen den angeführten Canon einzuwenden hatten. — Auf der zu Lyon 1245 statt gehaltenen Kirchenversammlung sprach der Papst Innocentius IV. das Abseignungsurtheil über den Kaiser Friedrich II. aus. Auch ist die zur Vereinigung mit der griechischen Kirche zu Lyon im Jahr 1274 gehaltene Kirchenversammlung nicht ohne historische Interesse. Auf ihr waren auch griechische Bischöfe zugegen, welche sowohl den Primat des römischen Bischofs anerkennen, als auch die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes vom Sohne annehmen. Da aber in der Folge die Beförderer der Vereinigung von der griechischen Kirche in den Bann gethan wurden, und die Autorität jener Synode von letzterer nicht anerkannt, so kann sie schon aus diesem Grunde von den ökumenischen Synoden nicht gerechnet werden.

Zur Aufhebung des seit dem Jahr 1379 entstandenen großen Schisma in der abendländischen Kirche, und zur Kirchenverbesserung überhaupt, deren Bedürfniß allgemein gefühlt war, wurden im 15. Jahrhundert zwei berühmte Synoden gehalten, zu Pisa und zu Constanz, auf welchen man die Frage, ob der Papst sich den Beschlüssen eines Concilii unterwerfen müsse, factisch zu beantworten suchte, sowie sie auch auf beiden Concilien, besonders zu Constanz, theoretisch erörtert und belehrt wurde. Die Synode zu Pisa ward 1409 gehalten. Das Schisma ward aber durch dieselbe so wenig aufgehoben, daß man nach Vernichtung derselben statt zwei Päpste, von welchen der eine zu Rom, der andere zu Avignon residirte, drei hatte. Die Synode hatte nämlich beide abgesetzt und einen neuen gewählt, konnte aber ihrem Abseignungsdecrete keinen Gewicht geben. Die Synode zu Constanz ward den 5. Nov. 1414 eröffnet, und erst den 22. April 1418 geschlossen. Von ihr erwartete man eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Dieser Erwartung entsprach die Synode aber keineswegs. Indessen wurden zur Beilegung des Schisma die beiden Gegenpäpste, Jo-

hann XXIII. und Benedict XIII. von der Synode abgesetzt, der dritte, Gregor XII., legte seine Stelle freiwillig nieder, und ein neuer Papst, Martin V., ward erwählt, welcher allgemeine Anerkennung erhielt und noch während der Synode eine Art von Reformation begann. Diese betraf indessen nur unwesentliche Punkte. Berühmtest ist die Kirchenversammlung zu Constanz geworden durch die Verdammlung Wiclifs, noch mehr aber durch das Schicksal, welches Johann Hus und Hieronymus von Prag auf derselben erlitten, welche beide als Keger verbrannt wurden, sowie durch die Aufstellung des Lebensbades, daß man Keger kein Versprechen zu halten habe. — Auch ward die Communion unter einerlei Gestalt in der römischen Kirche auf dieser Synode gesetzlich gemacht.

Die dritte sehr berühmte Synode des 15. Jahrhunderts, welche die Reformation der Kirche bezweckte, war die zu Basel, welche am 14. Dec. 1431 eröffnet, und nach manchen merkwürdigen Ereignissen den 16. Mai 1443 geschlossen ward. Sie war freilich anfangs dem Papste Eugenius IV. benachtheiligt, zerfiel aber noch vor der ersten förmlichen Sitzung mit ihm, und obgleich mit diesem nachher durch die Vermählungen des Kaisers Sigismund eine Ausöhnung bewirkt ward, so dauerte diese doch nur eine kurze Zeit, und die Synode nahm bald eine Oppositionsstellung gegen den Papst an. Dies betrug letztern, das Concilium zu Basel für ungültig zu erklären, und ein neues zu Ferrara (1438) und bald darauf (1439) zu Florenz zu versammeln. Allein ein Theil der zu Basel versammelten Väter blieb dabeist, wofür diese von dem Papste in den Bann gethan wurden. Das Concilium setzte nun zwar den bisherigen Papst ab und ließ einen neuen erwählen, allein es hatte nicht Kraft genug, letzterem Ansehen zu verschaffen, und dieser sah sich genöthigt, seine Würde niederzulegen. Die Leiden der Baselfischen Decrete ging dahin, die Macht des Papstes zu beschränken, und dem römischen Stuhle mande von ihm unrechtmäßig in Besitz genommene Quellen seiner Einnahme, z. B. Annaten, Excommunication u. s. w. zu entziehen.

Das im J. 1439 unter Eugenius IV. zu Florenz gehaltene Concilium bezweckte eine Vereinigung der abendländischen und griechischen Kirche. Der griechische Kaiser Constantinus Palaeologus und der constantinopolitanische Patriarch Josephus waren selbst zugegen, und es ward wirklich eine Art von Union urkundlich abgeschlossen. Josephus starb aber gleich darauf, und der neu erwählte Patriarch, so wie ein großer Theil der griechischen Bischöfe wollte von der Vereinigung nichts wissen. So entstand ein Unterschied zwischen den unirten und nicht-unirten Griechen, der noch fort dauert. Letztere nennen sich die orthodoxe Kirche.

Die Reformation hatte das berühmte Concilium zu Trident, welches, freilich mit manchen Unterbrechungen und jahrelangen Zerrissen von 1545 bis 1563 gehalten ward, zur Folge. Auch die Protestanten hatten sich anfangs von einem Concilio viel versprochen und darin ein Mittel gesehen, eine allgemeine Reformation der christlichen Kirche zu bewirken. Darum hatten denn auch die protestantischen Fürsten auf ein Concilium beständig gedrungen, zu welchem auch sie ihre Repräsentanten zu schicken geneigt waren. Doch sahen sie bald, daß es für

ße eine sehr gefährliche Sache sey, sich auf ein päpstliches Concilium einzulassen, und verzweigten daher unter den vorwaltenden Umständen ihren Beitritt, ja es kam noch während des Concilii zu einem Kriege zwischen dem Kaiser Karl V. und den protestantischen Ständen Deutschlands, welcher unter dem Namen des Schmalkdischen Krieges in der Geschichte bekannt ist. Selbstständig genommen ward eigentlich nur die katholisch-italienische Geistlichkeit zu Trident repräsentirt, denn zwei Drittheile der Stimmen befanden aus italienischen Bischöfen. Indessen wird von der katholischen Kirche dieses Concilium, welches vom Papst Pius IV. 1564 ist confirmirt worden, als allgemeines und wenigstens in Rücksicht der Glaubenssätze, welche, insofern sie streng waren, auf das genaueste bestimmt wurden, als allgemein verbindend betrachtet.

Was ferner die Rationalconcilien betrifft, so sind det man solche in Deutschland, Spanien, Frankreich, Italien und England. Sie waren häufig Reichstage, auf welchen auch kirchliche Gegenstände verhandelt wurden. Wichtig sind die deutschen Rationalconcilien, da sie zu den lange noch nicht genug benutzten Quellen des deutschen katholischen Kirchenrechts gehören. Die vollständige Sammlung aller in Deutschland gehaltenen Concilien ist die von den Jesuiten Schannat, Harzheim, Scholl und Reifen Coloniae 1759 — 1775 in 10 Folianten der sorgte Ausgabe. Hierauf kam noch als 11. Theil ein Index Quintuplex von Hasselmann, Coloniae 1790. — Unter den französischen Rationalconcilien ist besonders merkwürdig das zu Paris im J. 1811 gehaltene Rationalconcilium, welches aus mehr als 100 Bischöfen bestand und durch die gespoanten Verhältnisse Napoleons mit dem Papste demirt ward. Es sollte die Aufgabe lösen, die gallicanische Kirche vom Papste gänzlich unabhängig zu machen. Das Concilium ward eröffnet am 17. Juni. Da aber Napoleon sah, daß es seinen Wünschen nicht entsprach, löste er es schon am 10. Juli wieder auf. — Das jüngste Rationalconcilium ist das ungarische, welches 1822 zu Presburg gehalten wurde. Die Diöcesansynoden der katholischen Kirche, welche nach der Verordnung des Tridentiner Concilii jährlich sollten gehalten werden, sind in neueren Zeiten ziemlich in Vergessenheit gekommen, hie und da wol durch die Schuld der Bischöfe, welche den übrigen Clerus gern von der Regierung der Kirche entfernten.

In der lutherischen Kirche haben die bedeutende Kirchenversammlungen statt gefunden. Dagegen hat die von den Reformirten zu Dordrecht vom 13. Nov. 1618 bis zum 29. Mai 1619 gehaltene Synode wegen der Menge der Ränder, auf welchen Deputirte zugegen waren, ein großes Aufsehen erregt, und ist deshalb mit dem Namen einer allgemeinen Synode bezeichnet worden. Sie ist immer merkwürdig, weil sie die einzige in der protestantischen Kirche ist, welche an die alten ökumenischen Synoden erinnert. Sie ward gehalten zur Verlesung der über den Particularismus in der Synodenwahl zwischen den Arminianern und Gomariern entstandenen Streitigkeiten. Die harte Lehre von einer absoluten Prädestination Hegte, und die mildere des Arminius wurde verdammt. — Die protestantischen Synoden, welche in

mehren Ländern bestehen, und welche zum Theil schon seit der Reformation eingerichtet wurden, sind nur dertlich, und können daher die ganze protestantische Kirche, der es überhaupt an der nöthigen Verbindung fehlt, nicht repräsentiren, haben auch nicht den Zweck, über die Religionslehre und kirchliche Verfassung etwas zu bestimmen. Für sie ist der Name Synoden, nicht Concilien üblich. In den neuesten Zeiten hat man in mehren protestantischen Ländern, namentlich im Preussischen und Baierschen versucht, durch größere Ausübung des Synodalenwesens in Presbyterien, Kreisynoden, Provinzialsynoden bis zur Landesynode hinauf, der evangelischen Kirche eine Repräsentation zur leichtern und glücklicheren Erreichung ihres Zwecks zu verschaffen. Diese Synodaleinrichtung hat aber an der Consistorialverfassung große Hindernisse gefunden. (D. Gustav Friedrich Wiggers.)

Concordat f. am Ende der Nachträge.

CONECTE (Conette), Thomas, P., geb. zu Reusnes in Bretagne, war außerordentlich berühmte als Eusebenprediger seiner Zeit (im 14. Jahrh.). Er gehörte zu den Karmelitermönchen und reiste meist in Gesellschaft mehrerer seiner Ordensbrüder, und zwar auf einem Elefanten umher, um die ungelüglichten Eiten der Welt hin zu verbessern. Als er unter andern auch in das Heilige Land nach Sion kam, in der Gegend von Silem (Sion) gelegen, fing er daselbst eine Verbesserung des dortigen Karmeliterklosters an, die auch guten Erfolg hatte. Zur Aufrechterhaltung seiner neuen Ordnung ließ er mehre Mönche seines Ordens im strenger eingerichteten Kloster zurück, die durch ihren Eifer das begonnene Werk glücklich weiter führten. An einigen andern Orten that er dasselbe mit gleich gesegnetem Erfolge, z. B. in einem toscanischen Waldkloster: vor allem aber gelang ihm seine Reform in dem Karmeliterkloster zu Mantua. Auch hier ließ er einige seiner französischen Mönche zurück, die mit der schnell wachsenden Eifer nicht eben so schnell wieder erkalten konnten. Sein Werk gebrach hier besonders. Die eifrigen mantuanischen Mönche drachten bald eine Vereinigung mit dem Kloster zu Sion zu Stande und so bildete sich die eigene Congregation der Karmeliter von Mantua im J. 1424, was sich daraus ergibt, daß die neue Congregation bereits 1425 ihr erstes Generalcapitel halten konnte. Über die Congregation selbst muß unter dem Art. Karmeliter gehandelt werden. Zwar ist dem P. Thomas die Ehre, Stifter dieser Karmeliter-Abtheilung zu seyn, von nicht wenigen, auch sogar von Schriftstellern seines eigenen Ordens abgesprochen worden; einige suchen diese Ehre dem florentinischen P. Johanna Lapei, andere dem P. Albrecht von Toscana nebst seinem Schilling, dem seligen Angelus Augustin zuzuwenden: man wird aber die wahre Ursache ihres Entstehens etwas zu erkünstelten Widerspruch leicht entdecken, wenn man die letzten Unternehmungen und Schicksale des eifrigen Thomas kennen gelernt hat. Schon der Umstand, daß in allen diesen verbesserten Klöstern im Anfange nur französische Mönche, die als Begleiter des Thomas und als Stützen der neuen Congregation in dem größten Ansehen standen, zu Vorstehern gewählt wurden, würde ein nicht geringes Zeugniß für Thomas Conette liefern, dem in den Augen

mancher Befangenen seine letzten Waghüde, die zu Ketten gemacht wurden, großen Eintrag thun mußten. — Unter dessen hatte sich der eifrige Thomas nicht nur um die Verbesserung seiner Ordensbrüder bekümmert, sondern sich auch an die Weltkinder gemacht. Je höher sein Geist stieg, den er sich durch seine fruchtigen Predigten erwarb, desto gläubiger, wie gewöhnlich, wurde seine Lust, in's Große zu wirken. Unter solchen Bestrebungen war er mit seinen Genossen, die ihm nie fehlten, 1428 auch nach Glandera und Antwerpen gekommen. Hier stieg sein Ruhm als gewaltiger Sittenspurzer so hoch, daß oft gegen 20,000 Menschen versammelt waren, die seine Bußpredigten wenigstens mit anhören wollten, und es ging so weit, daß der Eiferer gegen die üppige Lust der Welt an einem zu dem Ende vorgerichteten Stuhl in der Mitte der Kirche aufgeschoben wurde, damit seine Rede möglichst von Jedermann vernommen würde. 1432 hatte der nun berühmte Biskobprediger, dessen Leben mit seinen Worten übereinstimmte, auf seinem Elfen einen feierlichen Einzug in Vorn gehalten, und die Stadt wurde pöblich so fromm, daß es heißt, die vornehmsten Frauen der Stadt und der Umgegend hätten sich bekehrt, ihm ihren Puz und Schmuck zuutragen, damit er diese gefährliche Weltpracht auf einem dafür errichteten Scheiterhaufen öffentlich verbrennen könne; ja selbst die Spieler und Schlemmer schämten sich glücklich, wenn sie seinem Elfen einige Haare ausziehen und sie als ein werthes Kleinod verwahren konnten. So viel Erfolg mußte ihn freilich zu dem Größten entflammen, und er nahm sich noch in demselben Jahre vor, eine Reise nach Rom zu thun, in seine andern als der etwas gemäßigten Absicht, um daselbst, wie er offen sagte, Papsst und Cardinale zu verbessern. Seine Predigten in Rom waren auch keinesweges Schmeichelei; denn der oberste Führer der Kirche, vielmehr griff er die Sitten des damaligen päpstlichen Hofes so gewaltig an, daß man sich verächtlich glaubte, ihn der Glaubensirrtümer, ja offenkundiger Ketereien anzuklagen. Jeneher damals der Papsst mit andern kirchlichen Dingen zu tämpern hatte, desto unwillkommener mußte ihm ein so völlig rücksichtsloses Redner in seiner eigenen Stadt seyn, und Eugen IV. ließ ihn in das Gefängnis werfen. Der Cardinal von Rouen, damaliger Beschützer des Karmeliterordens, und der Cardinal von Navarra erzielten den Austrag, ihm den Proceß zu machen. Thomas wurde zum Feuerstode verurtheilt, und das Urtheil wurde auch öfters feierlich in Rom 1433 an ihm vollzogen. — Kein Wunder also, daß mancher Schriftsteller dem Verkerterten und Hingegerichteten in der Folge auch die Ehre zu entziehen sich beschieden, die ihm auf alle Fälle gebührt. Thomas fand aber auch seine Vertheidiger, und zwar selbst bedeutende Männer seines Ordens. Unter diese gehört Legana in seinen Annalen des Karmeliterordens und vor allen Vassista Spannoli, genannt der Mantuaner, ein anerkannter frommer und zu den höchsten Ordensrängen gelangter Mann, welcher die Klammern des Thomas mit dem Feuerstode des heiligen Lorenz vergleicht und ausdrücklich hinzusetzt, daß nur der Haß gegen den frommen Eiferer, der mit zu großer Frechheit die Laster gelehrt habe, ihm den Tod bedachte.

(G. W. Fink.)

CONFRONTATION <sup>1)</sup> ist der gerichtliche Act, wodurch Personen, die in ihren Aussagen sich widersprechen, einander entgegengesetzt werden, damit der Richter am sichersten erforschen kann, welche dieser Aussagen am glaubwürdigsten ist, und der Lügner selbst zur Angabe der Wahrheit genöthigt werde. Es ist als ein prozeßualisches Mittel, das im Strafprozeß angewendet wird, nur durch den Gerichtsgebrauch, jedoch schon im 16. Jahrhundert <sup>2)</sup> angewendet worden, und ist selbst seit dem Aufleben der Öffentlichkeit durch das Bedürfnis veranlaßt, wahrscheinlich zuerst da, wo Mißthatsüchtige gegen einander ausgesetzt wurden. Es ist ein sehr ungenügendes Surrogat der Öffentlichkeit, denn die abweichend deponirenden Zeugen werden dem Angeeschuldigten bei der Confrontation doch erst später im Prozeß, nachdem die Zeugen früher schon öfter bei Gericht ihre Angaben zu Protokoll erklärt, vorgelegt; hier befindet sich häufig der Zeuge, der schon eithich ausgesagt hat, in einer Zwangslage, indem er durch die Zurücknahme der Aussage bei der Confrontation zugleich seine frühere Lüge und selbst seinem Knecht gekennen mußte, und daher lieber aus dem einmal ausgesagten beharrt, während er, wenn er folglich anfangs in Egegenwart des Angeeschuldigten ausgesagt hätte, eher Bedenken getragen haben würde, die Lüge auszusprechen; auch entbehrt bei der Confrontation der Angeeschuldigte das Mittel, in dem Interesse seines Unschuldigen beweises geeignete Fragen an den Zeugen zu stellen, welche, wenn sie hätten einflußreich seyn sollen, schon bei der ersten Vernehmung der Zeugen hätten gestellt werden müssen. — Die Vortheile der Öffentlichkeit in Bezug auf den urtheilenden Richter können durch Confrontation gar nicht erreicht werden; denn das lächerhafte Protokoll, welches über den Confrontationsact aufgenommen wird, ist doch nur ein Product der Individualität des Inquiranten und der Eindrücke, welche die Confrontation auf ihn gemacht hat; nie aber lernt der urtheilende Richter das wirkliche Benehmen beider einander entgegengesetzten Personen kennen, und doch würden aus der Art, mit welcher der Angeeschuldigte auf die ihm gemachten Vordarstellungen sich betrug, und aus der Festigkeit, mit welcher der Zeuge seine Aussage dem Angeeschuldigten vorhält, gewichtige Schlüsse abzuleiten seyn. — Noch weniger haben aber manche Juristen <sup>3)</sup> die Bedeutung der Confrontation eroffen, wenn sie dies Mittel völlig verbannten und an dessen Stelle die Einrichtung setzen wollten, nach welcher dem Angeeschuldigten nur aus dem Protokolle die abweichenden, anschuldigenden Aussagen vorgelesen werden sollten. Nur das persönliche Entgegenstellen beider in den Aussagen abweichenden Personen kann nun Ziele führen, weil man darauf rechnen kann, daß eine große Schamlosigkeit <sup>4)</sup> dazu geöhre, einem Zeugen, der mit Festigkeit jemanden der Lüge beschuldigt, noch in der Lüge verharrend entgegenzutreten, und weil man auch auf die psychologische Wahrnehmung rechnet, daß durch dies

1) Tabors de confrontatio. Giesse. 1663. auch in seinen oper. II. pro. 5. Kleinbrod dñr. der dem röm. Rechte. I. 264. Ro. 3. 2) daher schon J. Clarus obs. ju. 45. pro. 14. 3) R. R. Kienbocher in den Abhandl. I. 1. 137. 4) Götze bei Crim. v. Berf. J. 2044 — ad. Pfsst Criminalfälle V. S. 321.

unermüdete Vorstellen des Zeugen, bei dessen Anblick das Gewissen mahndend an das verübte Verbrechen erinnert, der Angeeschuldigte erschüttert und in eine solche Stimmung gesetzt werde, in welcher er der Aufforderung, Wahrheit zu sagen, nicht widerstehen kann. Die Confrontation hat aber auch den Vortheil, daß man dabei den Zeugen selbst und seine Wahrhaftigkeit näher kennen lernt, und im Interesse der materiellen Gerechtigkeit gewinnt hier der Stat selbst das Mittel, daß der Zeuge zu weilen durch das Schamgefühl, seine Lüge dem Inculpanten in das Angesicht zu sagen, bemogen, die unwahre Aussage zurücknimmt, oder doch durch die vom Angeeschuldigten gemachten Bemerkungen veranlaßt wird, die Angabe näher zu berichtigen. Alle diese Vortheile können durch bloßes Vorlesen magerer Stellen aus diesen toten Protokollen nicht gewonnen werden <sup>1)</sup>. Die Beforschnisse, welche man oft gegen die Confrontation äußert, z. B. wegen der darin liegenden Suggestionen, sind grundlos und beruhen theils auf einer irrigen Ansicht, welche alle Suggestionen als nachtheilig betrachtet, theils fordern sie nur, daß der fluge Inquirent mit Vorsicht und nicht zu voreilig die Confrontation vornehme. Über die Bedeutung der Confrontationen im Strafproceß kommen übrigens häufig sehr irrige Ansichten vor, insbesondere die, daß in jeder Confrontation etwas Schimpfliches oder Kränzendes für denjenigen liege, welcher confrontirt werden soll; daher hat man eine eigene Vertheidigung zur Anwendung der Confrontation erkennen, von welcher die bessere Proceß nicht mehr weiß <sup>2)</sup>; auch ist es irrig, wegen des der Ansicht von der Schimpflichkeit oder wegen des Kränkenden, das unter bestimmten Umständen darin liegt, wie man mit gewissen Individuen confrontirt wird, gewisse Personen von der Confrontation zu befreien. Auch der vornehme Zeuge kann nicht verweigern <sup>3)</sup>, mit einem an Range tief unter ihm Stehenden confrontirt zu werden, weil er wegen seines Ranges (insofern nicht Landesgesetz die bestimmten höheren Ständeklassen eine Ausnahme machen) nicht von der Pflicht, Zeuge zu seyn, befreit wird, und theils der Stat die Aufgabe eines jeden Zeugen erst als völlig beendigt betrachtet, wenn der Zeuge dem Angeeschuldigten die Aufgabe stellt und kräftig ins Angesicht wiederholt, theils der Angeeschuldigte ein Recht hat, zu verlangen, daß selbst im Interesse seiner Vertheidigung ein Zeuge, der gegen ihn aussagt, ihm auch gegenüber gestellt wird. Wenn man dagegen behauptet <sup>4)</sup>, daß Eltern und Kinder, Ehegatten, Geschwister &c. nicht gegeneinander confrontirt werden dürfen, so verwechselt man die Verhältnisse und ermög nicht, daß diese Freiheit von der Confrontation nur die Folge der gesetzlichen Befreiung von dem Zeugnisse ist, und es somit dabei wieder darauf an, ob das Landesgesetz absolut auspricht, daß z. B. Eltern und Kinder, und Ehegatten gegeneinander nicht Zeugen

seyn dürfen (z. B. wie dies im französischen Rechte ausgesprochen ist), oder ob nur erklärt ist (z. B. im bairischen Gesetzbuch), daß solche Personen nicht schuldig seyn, gegen einander Zeugen zu seyn. — In dem letzten Falle muß der Verwandte, welcher von dem Rechte, Zeugnis zu verweigern, nicht Gebrauch machen will, auch mit den Personen, gegen welche er zeugte, sich confrontiren lassen; im ersten Falle kann ebenso wenig die Confrontation gestattet seyn, als von dem Zeugnisse Gebrauch gemacht werden darf. — Die Confrontation kommt entweder 1) zwischen dem Angeeschuldigten und einem Zeugen, oder 2) zwischen mehreren Angeeschuligten, oder 3) zwischen mehreren Zeugen. — In Bezug auf die erste Art muß vor der Ansicht gewarnt werden, nach welcher man die Confrontation oft nur als Mittel betrachtet, den läugnenden Angeeschuligten zum Geständnis zu bringen; danach würde sie nur von dem Richter im Interesse der Entdeckung der Schuld erkannt werden müssen, während richtiger auch der Angeeschuldigte das Recht hat, zur Führung seiner Vertheidigung die Confrontation zu fordern, was zuweilen sehr wichtig werden kann <sup>5)</sup>, da oft der Zeuge im Irrthum über die Person des Angeeschuligten sich befindet, und dann erst, wenn er selbst den Inculpanten nahe steht, von seinem Irrthum sich überzeugt, und in anderen Fällen erst ein genaueres Besprechen oder der Umstand, daß der Inculpant den Zeugen auf kleine Nebenumstände des Vorfalls erinnert, dem Zeugen die wahre Beschaffenheit der Sache in das Gedächtnis ruft und daher zur Verichtigung des früheren Zeugnisses beiträgt. Nicht unbedenklich ist das aber auch bleiben, daß zuweilen schlaue Inquisiten auf die Confrontation mit ihren Mitgeschuligten auf dem Wege bringen, damit sie Gelegenheit haben, bei der Zusammenstellung durch Zeichen mit einander sich zu verständigen. — Das alle Umstände des Falles wohl prüfende Ermessen des Inquirenten entscheidet danach sowohl über die Frage: ob Confrontation vorgenommen werden soll, als auch über die Art der Vorahme am meisten. Eine zu frühzeitige Confrontation kann wohl unvorteilhaft seyn, sobald der Inquirent durch die Mittel das Geständnis des läugnenden Angeeschuligten bemerken will; wird die Confrontation da angewendet, wo schon der ganze Operationsplan den Inculpanten in eine dem Geständnis mehr günstige Stimmung setzte, so ist auf das Gelingen des Planes eher zu rechnen; durch zu frühzeitige Confrontationen aber beraubt sich der Inquirent einen guten Mittels, und kann selbst unter Umständen durch Suggestionen nachtheilig wirken. Auf jeden Fall aber hängt die Erreichung des beabsichtigten Zwecks davon ab, daß der Inquirent insbesondere da, wo er durch Confrontation Geständnisse hervorbringen will, den Inculpanten überrasche <sup>6)</sup>, und voraus den Plan der Confrontation sorgfältig verberge, weil sonst der darauf vorbereitete Inquisit nicht leicht durch das Mittel erschüttert wird; auch fördert die Klugheit, da passend die Confrontation abzuwehren, wo der Inquirent bemerkt, daß eine dem Ge-

5) Mittermaier Handb. des peinlichen Proceßes. II. Thl. S. 202. 6) Eitzmann Handb. des peinl. Rechts. III. Thl. S. 418. 7) Grolmann Crim. I. 490. Eitzmann Handb. S. 419. 8) Mittermaier Strafverfahren in den teutschen Gerichten I. S. 286. 9) S. darüber überhaupt Berg jurist. Beobacht. I. Bd. No. 31. Gesterling im neuen Archiv des Criminalr. VI. Bd. No. 25.

10) Sans Schrift für Civil- und Criminalrecht von Sans. nov. I. Band. 1. Heft. S. 74. 11) Kleinigeb in den Abh. a. d. E. 144.

ständnisse günstige Stimmung bei dem Inculpanten eintritt. Die Erfahrung lehrt, daß im Angesichte des Zeugen der Inculpant viel weniger zu dem Gekündigten gebracht wird, als es da geschehen würde, wo der Inculpant in dem geheimen Verhöre die durch die Consonantien bewirkte Stimmung benutzen, und durch zweckmäßige Fragen, Vorhaltungen und Ermahnungen den Inculpanten psychologisch zur Angabe der Wahrheit zwingen kann. Dagegen ist es wichtig, dem Zeugen, dessen man sich zur Consonantienbedienen will, voraus zu eröffnen <sup>1)</sup>, daß er konfrontirt werden soll, weil durch diese Erklärung des Richters bezogen, mancher Zeuge mehr sich faßt, seine Aussage lieber voraus noch berichtet, wogegen die Erfahrung wieder lehrt, daß ein völlig unvorbereiteter Zeuge, der plötzlich konfrontirt wird, durch den unvermutheten Anblick des Inquisitors, durch Drohungen oder heftiges Betragen desselben so in Verwirrung gesetzt werden kann, daß der ganze Zweck der Consonantien vereitelt wird. (Mittermaier.)

Congress f. am Ende der Nachträge.

Consalvi f. am Ende der Nachträge.

Consiglieri f. am Ende der Nachträge.

**CONSONANZ.** Die Begriffe von Consonanz und Dissonanz pflegen sowohl A) in der rationalen oder akustischen Kianglehre, als auch B) in der Harmonies oder Compositionslehre, große Rollen zu spielen.

§. 1.

A) In der rationalen Kianglehre unterscheidet man consonirende und dissonirende Klangverhältnisse oder Intervalle, (Tonentfernungen) und sagt von zwei Tönen, je nachdem der eine derselben um so und so viel höher ist als der andere, sie stehen in einem consonirenden, oder in einem dissonirenden Verhältnisse gegen einander, sie bilden ein consonirendes, oder ein dissonirendes Intervall, sie consoniren oder dissoniren, sie bilden eine Cons., oder eine Dissonanz.

Consonirend nennt man nämlich ein Intervall alsdann, wenn die Zahl der Schwingungen des einen Tons zu der Zahl der Schwingungen des anderen in einem einfachen Verhältnisse steht, welches das Gehör leicht fassen und vergleichen kann; — oder mit andern Worten, in einem Verhältnisse, welches sich durch kleine Zahlen, wie z. B. 1 zu 2, oder 2 zu 3 u. dgl. ausdrücken läßt: dissonirend aber, wenn die Schwingungen in weniger einfachen Verhältnissen stehen, wie z. B. 7 zu 8, 8 zu 9, 5 zu 7, 11 zu 15 u. dgl.

Unter die Consonanzen zählt man alle diejenigen Intervalle, welche sich durch die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 und 6 ausdrücken lassen, oder, was gleichviel ist, durch deren Verdoppelungen (d. h. durch die Octaven dieser Zahlen oder Töne), mit andern Worten, die consonirenden Intervalle sind in den Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 und 6 enthalten.

Die consonirenden Tonverhältnisse sind also:

- 1) Das Verhältniß 1:1, d. h. der Einklang, Prime, das Verhältniß zweier Töne, deren einer gerade so hoch wie der andere, also eigentlich derselbe Ton ist.

- 2) Das Verhältniß 1:2, d. h. wo der eine Ton doppelt so schnell schwingt wie der andere, d. h. die Octave — oder 1:4, 2:8, u. dgl. (Doppeloctave u. dgl.).

- 3) Das Verhältniß 2:3, wo der eine Ton zwei Schwingungen macht, indest der andere deren drei voll bringt, d. h. die große (sogenannte reine) Quinte — oder 2:6, oder 1:3, d. h. Doppelquinte (oder Quintdecime u. f. m.).

- 4) Das Verhältniß 3:4, d. h. die kleine (sogenannte reine) Quarte (oder 3:8 Doppelquarte u. f. m.).

- 5) Das Intervall 4:5, große Terz.

- 6) Das Intervall 5:6, kleine Terz, (oder 5:12, kleine Doppelterz oder kleine Decime u. f. m.).

Alle anderen Intervalle, — also alle, welche nicht Einklang, reine Octave, große Quinte, kleine Quarte, große oder kleine Terz oder deren bloße Vergrößerungen sind, heißen Dissonanzen, also z. B. die große oder kleine Secunde, die große oder kleine Septime, die kleine Quinte, die große Quinte, und überhaupt jedes Intervall, welches nicht ohne Beihülfe einer höheren Zahl als 6 (oder deren Verdoppelungen) ausgedrückt werden kann, wie z. B. die Intervalle 6:7, 7:8, 8:9, 9:10, 10:11, 11:12, 12:13 u. a. m. (von welchen übrigens gar viele in unserer Musik gar nicht anwendbar sind, wie z. B. die Intervalle 6:7, 7:8, 10:11, 11:12, 12:13 u. a. m.)

§. 2.

B) In der Harmonies oder Compositionslehre pflegen die Vorklehrer die Gesamtheit aller Harmonien eintheilen in consonirende und dissonirende, zu deutsch: wohlklingende und übelklingende.

Consonirend nennt man eine Harmonie, in welcher nur sogenannte Consonanzen oder consonirende Töne erklingen; — dissonirend aber jeden Accord, in welchem ein oder mehrere sogenannte Dissonanzen oder dissonirende Töne enthalten sind.

Consonanzen oder consonirende Töne nennt man aber nur diejenigen, welche die Bestandtheile einer Dreiklangsharmonie ausmachen, also den Grundton und dessen Quinte, sowie natürlich deren höhere und tiefere Octaven; und demnach ist nur die Dreiklangsharmonie eine consonirende der Tonverbindung; — dissonirend heißt hingegen jeder andere Ton, und dissonirend ist mithin jeder Zusammensatz, in welchem sich irgend ein anderer Ton befindet, als der Grundton, dessen Terz und die Grundquinte.

Um die eben beschriebene Eintheilung des gesamten Reiches der Töne in consonirende und dissonirende, mit dem im Artikel Harmoniesfremd aufgestellten Unterschiede zwischen harmonischen und harmoniesfremden Tönen zu vergleichen, mag folgendes Bild dienen:

Harmonische Töne	dessen Terz dessen Quinte dessen Septime	} Consonanzen;
Harmoniesfremd	jeber andere Ton	
Das heißt: Bestandtheile einer Grundharmonie sind überall nur		} Dissonanzen.

11) Pöcher's Erziehungssätze V. S. 523.

der Grundton,  
dessen Terz,  
dessen Quinte und  
dessen Septime.

Jeder in einem Zusammenklang etwa vorkommende andere Ton ist nicht Bestandtheil der Grundharmonie, mithin harmonisfremd. Bei der Einteilung der Töne in consonirende und dissonirende werden nun die drei ersten Arten von harmonischen Tönen,

der Grundton,  
dessen Terz und  
dessen Quinte

in die eine Klasse, unter dem Namen Consonanzen, geordnet, und dieser steht, unter dem Namen Dissonanzen, die andere Klasse gegenüber, welche a) die vierte Gattung harmonischer Töne, die Septimen, so wie auch b) sämtliche harmonisfremde Töne begreift.

Da die Klasse der Dissonanzen theils aus harmonischen, theils aus harmonisfremden Tönen besteht, so könnten die ersteren sogleich harmonische Dissonanzen heißen, letztere aber harmonisfremde Dissonanzen. Statt dieser Namen ist es aber gebräuchlicher, jene wesentliche Dissonanzen, diese aber zufällige zu nennen.

#### §. 8.

Zuweilen kann man schon an dem Intervalle, welches ein Ton gegen einen andern bildet, an der Entfernung des einen von dem andern erkennen, daß einer derselben ein dissonirender ist, und in sofern kann man auch in der Tonfolge gleichsam von dissonirenden und consonirenden Tonentfernungen sprechen.

Von zwei Tönen nämlich, welche gegeneinander irgend eine andere Tonentfernung bilden, als eine große oder kleine Terz, Quarte, Quinte oder Sexte, (die reine Octave von selber mitverstanden) ist allemal wenigstens einer kein Bestandtheil einer Dreiklangsharmonie (s. meine Theorie d. Tonkunst, 2. und 3te Aufl. §. 60. 61.) und mithin ein dissonirender Ton. Denn man verlege die Töne, woraus ein Dreiklang besteht, auf alle mögliche Arten: nie werden zwei derselben eine Septime, eine Secunde, oder irgend ein vermindertes oder übermäßiges Intervall gegen einander bilden, sondern immer nur große oder kleine Terzen oder Sexten, und große oder kleine Quartan oder Quinten; und jeder Accord, in welchem zwei Töne klingen, die irgend ein anderes Intervall gegen einander bilden, ist allemal ein dissonirender.

Es ist aber nicht zu übersehen, daß das eben angegebene Kennzeichen ein bloß negatives ist, und daß sich also nicht auch umgekehrt sagen läßt, zwei Töne, welche um eine große oder kleine Terz, Sexte u. s. w. von einander abheben, seien allemal beide Consonanzen; denn z. B. in der ersten Verwechselung der Harmonie *f* bilden der Basson *f* und der Tenor *c* eine große oder reine Quinte, und doch ist dies *f*, als ursprüngliche Septime, dissonirend; und folglich kann man nicht im Allgemeinen sagen: „die Quinte ist keine Dissonanz, sondern eine Consonanz.“

Ungarn. Encyclop. d. W. u. K. XXI

Es läßt sich, fürs Zweite, aus der Entfernung zweier Töne von einander noch weniger erkennen, welcher von beiden der dissonirende ist, oder ob nicht etwa gar beide Töne Dissonanzen sind. Man hätte sich daher, es für wörtlich wahr zu halten, wenn man — (freilich häufig genau!) sagen hört, „ein Ton, welcher um eine übermäßige Quinte oder Secunde höher ist als der andere, ist eine Dissonanz,“ oder kurz: „die übermäßige Secunde oder Quinte u. dgl. ist eine Dissonanz.“ Man nehme nur, z. B. der Accord (*Aa d f h*). Hier bildet die eigentliche Terz *h* gegen den Basson eine übermäßige Secunde; aber nicht diese übermäßige Secunde *h*, sondern der Basson selber ist der dissonirende Ton. — Man setze dieselbe Harmonie in die dritte Verwechselung: (*f a h a*), so bilden *f* und *a* eine kleine Terz, und hier sind beide Töne Dissonanzen, das *f* als Grundseptime, das *a* als kleine None des Grundtones.

Als nur in dieser Beschränkung und folglich nur so, wie wir den Satz zu Anfang dieses §. ausgedrückt haben, ist er wahr. (Vgl. m. Theorie a. d. §. 255. u. f.)

#### §. 4.

Manche Tonlehrer nennen auch die Quinte des verminderten Dreiklangs dissonirend, und dennoch den verminderten Dreiklang eine dissonirende Harmonie. Will man dies annehmen, so ist die im §. 2. gegebene Bestimmung dahin abzuändern: Dissonanz ist jeder andere Ton als der Grundton, dessen Terz und große Quinte: — und das in §. 3. gegebene Kennzeichen folgender Gestalt ausdrücken: von zwei Tönen, welche gegen einander irgend ein anderes Intervall als eine große oder kleine Terz oder Sexte, kleine Quarte oder große Quinte oder reine Octave (vergl. §. 1.), also eine Secunde oder Septime, eine kleine Quinte, eine große Quarte, oder sonst irgend ein übermäßiges oder vermindertes Intervall bilden, ist allemal einer ein dissonirender Ton; — wobei übrigens auch wieder die im vorigen §. bemerkten Einschränkungen nicht zu übersehen sind.

Noch andere spinnen die Unterscheidung von Cons und Dissonanzen noch mehr ins Feine, und unterscheiden vollkommene und unvollkommene Consonanzen und dergleichen Dissonanzen, und wieder alterirte Dissonanzen, Hauptdissonanzen, Neben- oder Dissonanzen, Pseudokonsonanzen, Pseudodissonanzen u. s. w., — und haben dann wieder unter sich darüber, was in diese, was in jene Abtheilung und Unterabtheilung zu rechnen sey.

#### §. 5.

Obgleich die ganze Unterscheidung von Consonanzen und Dissonanzen in der Kunstreue keineswegs einen wirklich reellen Werth hat, indem wir, wie ich a. a. O. und namentlich in der Nummerung zum §. 103. auszuweisen habe) auch nicht einen einzigen, von allen Dissonanzen und nur von Dissonanzen geltenden Lehrsatz aufstellen haben, — oder etwa von allen Consonanzen und allein von solchen; vergl. die Artikel Vorbereitung und Auflösung, — wir also der ganzen Distinction von



Consonanzen und Dissonanzen sichtlich ganz entbehren können; so hat dieselbe doch immerhin einen Nutzen als Bereicherung unserer Kunstsprache, indem und das Kunstwort Consonanzen immerhin einen gemeinschaftlichen Namen darbietet für Grundnote, eigentliche Terz und Quinte, — das Wort Dissonanz aber einen Namen für jeden Ton, welcher nicht der Grundton, nicht dessen Terz und nicht Quinte desselben, sondern irgend etwas anderes ist.

(Gr. Weber.)

Constrictor (Reptilia) s. Constrictores.

CONSTRICTORES, Oppel (Reptilia) Den Namen einer Art Boa (Boa constrictor) hat Oppel benutzt, um den für eine Familie der Schlangen zu bilden, welche sich durch einen dünnen, runden Schwanz, Mangel der Giftdrüsen und durch Spornen am After auszeichnet. Sie enthält nur die Gattungen Boa und Eryx.

(D. Thon.)

CONTARINI, Gasparo, geb. zu Benedig den 16. Oct. 1483, gest. zu Bologna am 24. Aug. 1542. Nach vollendeten Studien in Padua widmete er sich dem Dienste der Republik, die ihn 1521 an Karl V. sendete. Er trat den Kaiser in Worms an, und begleitete ihn über Flandern und England nach Spanien. Bei seiner Zurückkunft erstattete er, der weissen Vorchrift gemäß, dem Kaiser einen umständlichen Bericht über seine fast fünfjährige Gefandtschaft, während welcher die erste Weltumschiffung auf spanische Kosten vollbracht ward, und Franz I., König von Frankreich, in Madrid als Gefangener erschien. Die Republik verleiht ihm das Amt eines Savio di Terraferma, doch lehnte er Kaufmanns halber das Capitanoato di Brescia ab. Die Eifersucht zwischen Spanien und Frankreich, oder vielmehr zwischen den Beherrschern dieser beiden Reiche dauerte fort. Es war zur Zeit des zweiten Krieges zwischen beiden Fürsten, zu dessen Haupt Schauplatz die italienische Halbinsel wiederum dienen sollte. Befand ist der Aufruhr, den die einzelnen italienischen Staaten daran nahmen, und die Ungebuld des Papstes, aus dem mehrmonatlichen Verhaft aus der Engelsburg sich zu befreien. Der heilige Vater entsand nach Orvieto, von da nach Viterbo, wohin noch in demselben Jahre (1527) Contarini als venezianischer Gesandter abging. In dieser Eigenschaft brachte er zu Bologna, bei Gelegenheit der Zusammenkunft des Papstes mit dem Kaiser, zwischen dem letztern und Benedig den Frieden zu Stande, dem 23. December 1529 \*) unterzeichnet ward. Das durch erwarb er sich die Anerkennung zum Savio grande, und bestieg die der Heimath, wie seine Vorfahren seit Jahrhunderten, nach und nach die übrigen höhern Staatswürden. Nachdem er unter andern Capo de i Dieci \*)

gewesen, wohnte er eben als Präsident al Capello einer Sitzung des großen Rathes bei, als ein Erdbote die Nachricht überbrachte, Clemens's Nachfolger, Paul III. (Harnese) habe ihn am 21. Mai 1535 zum Cardinal ernannt. So überraschend der Welt diese Ernennung eines Nichtgeistlichen seyn mußte, um so mehr fand er sich, seine zahlreichen Angehörigen, ja selbst die Republik dadurch geehrt. Bei seiner Durchreise erhielt er in Perugia in einem dieserhalb gehaltenen, öffentlichen Conclavio das Vortritt aus den Händen des Papstes, dem er bald darauf, mit rücksichtslosem Eifer, Verbesserungen vorschlug, die, seiner Ansicht nach, in dem Kirchenregiment täglich dringender wurden. Dem zu Folge erhielt er den Auftrag, mit Julius einige von ihm dazu vorgeschlagenen, aber dem Geistlichen \*) sich dem ersten Geschäft einer Resform zu unterziehen. Die würdigen Männer mögen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben, da sie nur einige wenige von den eingewurzelten Verbrechen aus dem Wege zu räumen vermochten \*), ohne jedoch kühner begonnenes großes Werk zerbröckeln zu machen. Bei seinem freudigen Einzuge in Rom, nach seiner Rückreise aus Tunis den 6. April 1536, setzte der Kaiser Karl V. selbst den alten bekanten Contarini ein Jahrgehalt von 800 Ducati d'oro auf die Kirche zu Pampelona, im Königreiche Navarra, aus \*). Dieses Wohlwollen veranlaßte den Papst, ihn nach Nizza mitzunehmen, wo Paul III. am 18. Juni 1538 als Vermittler zwischen dem anwesenden Kaiser und Franz I. einen zehnjährigen Waffenstillstand zu Stande brachte. Von demselben Grunde ging der Cardinal als Legat zum Reichstag nach Regensburg, um den daselbst im J. 1541 fortgesetzten Conferenzen zwischen den katholischen und den protestantischen Theologen beizuwohnen, die zur Absicht hatten, eine Vereinigung der beiden Parteien hervorzu bringen. Alle Bemühungen blieben fruchtlos; denn sie führten am Ende nichts weiter herbei, als das Interim \*), das, genau genommen, niemandem

und \*) *La vita del Cardinale Gaspare Contarini gentiluomo veneziano scritta da monsignor Lodovico Biondo (1) Venezia. Venetia, tipografia Alvispoli 1827. n. 1.* Von der letzten wird in *da Rici Giornale dell' italiana letteratura, Padova 1828. Tomo LXV. p. 89.* gesagt: *« questa non è che una ristampa, ma ripulita e corredata di breve nota a cura del diligentissimo sig. Bartolomeo Gambra, per accennare onori alla memoria di uno fra li più illustri italiani del tempo suo, morto in Bologna nel 1542 in qualità di Legato pontificio nell' età d'anni 59 colmi di gloria e per ambasciatore, e per eloquente, e per varia dottrina, e per aperte date a stampa. »* \*) *Delicati fuerunt, Gaspar Contarini, Petrus Theologus, Jacobus Sadoletus, Remigius Polus cardinalis, Fridericus archiepiscopus Salernitanus, Hieronymus Alexander archiepiscopus Brundisinus, Joh. Mathaeus apiscopus Veronensis, Gregorius Venetus abbas et Thomas Felizzi sacri magister. Hi dumtaxat habita disputationes, scriptorum omnium complectuntur, magni laudibus extollunt ab studiosis veritate. » Joh. Sleidanus Commentariorum de statu religionis et reipublicae, Carolo quinto Caesare, libri XVI. Argentorati MDLV. 8. p. 22 et 324. \*) Darum auch Reptilien, die Reptilien der Reptilien. S. dessen Geschichte der Reptilien. Berlin V. Zoonographia 1770. II. S. 348. \*) *Beccezzella l. e. und Rebertus a. d. II. S. 507.* \*) In der Biographie universelle, Paris, Michaud, Tome IX, p. 501. Article: Gaspar Contarini, wird, selbst ganz, das Interim mit dem Concilium*

1) P. Dorn, Histoire de la République de Venise, III. p. 578. 2) S. sine, Lettere a M. Trifone Gabriello in Vita del Cardinale Gaspare Contarini scritta da Monsignor Lodovico Biondo, in alle quale et fanno vedere alcune Aggiunte operanti alla medesima. In Brescia MDCCXLVI della stampa di Gian-Marco Rizzardi. II. fol. p. 57. Unter diesem von dem Cardinal A. M. D. verrii angegebenen Werke te gibt es nach zwei ansehnliche Lebensbeschreibungen des Cardinale Gaspare Contarini, und zwar 1) in John. Casae (Giovanni della Casa), latina monumenta. Florentia 1564. G.

recht zufrieden stellte?). Nach aufgehobenem Reichstage begleitete der Cardinal den Kaiser nach Mailand, und ward darauf 1542 zum Statthalter in Bologna (Legato di Bologna) ernannt, wo ihn der Tod überliefte<sup>1)</sup>, ehe er den ihm ansehnliche neue jugendlichen Geschäftsposten des Raci V. angetreten konnte. In der prächtigen Familiengruft des Oratorio di San Maria del Dro zu Venedig hebet man seine von Alessandro Vittoria gearbeitete Marxenbüste<sup>2)</sup>. Die milden Züge dieses schönen Bildes drücken den überall ausströmenden Charakter des Mannes aus, den die thätigen Eiferer beschuldigten, nicht kräftig genug die Absichten des heiligen Stuhls befördert, und die verderblichen Grundzüge der von ihnen sogenannten Keger bekämpft zu haben. Nichts desto weniger nennt sein berühmter Landmann Bembo<sup>3)</sup>, der ihm seine Ernennung zum Cardinal verdankt, Gaspar Contarini die erste Säule und Stütze der römischen Kirche. Ausgemacht bleibt es, daß er zu den ausgezeichneten Männern gehöret, mit denen Paul III. sich zu umgeben wagte<sup>4)</sup>. Selbst protestantische Theologen rühmten es ihm nach, daß, hätten sich nur sechs so feierfertige katholische Geistliche bei den Beratungen zu Negensburg gefunden, der beabsichtigte Zwied erreicht worden wäre. Von seinen praktischen Fähigkeiten hatte er in den ihm anvertrauten Ämtern die bestmögliche Beweis gegeben, wobei ihm eine große Erfahrung der Weltbühnen, mufterhafte Sitten<sup>5)</sup>, tiefes und mannigfaltiges Wissen<sup>6)</sup> zu Statten kamen. Seine Studien waren vielseitig; denn sie umfaßten nicht nur die Classiker, sondern auch die Mathematik, die Sternkunde, die Pöpsel, die Weltweisheit und die Theologie, wobei er vorzüglich den Ansichten der Peripatetiker und des Plato, des Aristoteles und des heiligen Tommaso von Aquino huldigte. Mit entschlossener Vorliebe verehrte er Altgriechenland und pflegte zu sagen: man müsse nicht nur den Griechen, als unsern Brüdern, sondern aus Dankbarkeit selbst den Steinen dieser Wege der Wissenschaften und Künste wohnen. Die heutigen Philologen führen dies zu seinem Ruhm

buche verzeichnet. 7) Über den unglücklichen Ausruf sagt Decalotte L. c. 23, der in des Regens Gefolge zu Augsburg war? „Hors il Diavolo, che sempre alle buone opere s'arrivava, leon è, che sparse quanta fama dalla concordia, che tra Catholici et Protestanti si preparava, li iavidi dell' Imperatore in Germania, et fuori, che la sua grandezza temevano, quodoci tutti gli Alemati furono stati uniti, cominciarono a seminar la zizania tra quelli Theologi colloquanti, et dall' altre parte in Roma, che fu sempre una terra libera, dissero alcuni che mal volentieri la grandezza del Cardinal Contarino vedevano, che esso periu in Germania era stato accetto, perchè gli Luterani avevano fatto caso, et concessi quello che non dovevo; le qual cosa, era mera calunnia.“

8) Non aios veneti suspitione, cum paulo tota Eregrum quoque mortem abisset? *Stidien* L. c. p. 22, 412. 9) A. G. H. Mairr Beschreibung von Venedig. Zweite Aufl. Leipzig 1795. L. S. 343. Guida per la città di Venezia all' annua della bella arti opere di Giannantonio Moschini Venezia MDCCXCV L. c. 19. 10) In cuius diebus an M. Giannino Comaretti, abgedruckt in Decalotte L. c. 71. 11) F. L. Ginguene, *Histoire littéraire d'Italie*. Milan, MDCCXC. IV. p. 64. 12) *Ann. Genev. legi Decalotte* a. d. S. 35. 13) „Circa la casa carnal, opinione commona è, che mori vergine.“ 14) „Fuit vir cum primis doctus.“ *Stidien* L. c. 413.

me an<sup>14)</sup>. Bei seinen zahlreichen Schriften ist der Stoff niemals der bloßen Einleitung aufgespart; wess wegen sie mehr durch die strenge Deutung eines regels gerechten Vortrages, als durch äußern Schmuck fest sein. Nach dem Urtheile eines Kenners<sup>15)</sup> schied Contarini vor besser Latein, als die meisten Theologen, konnte sich indessen nicht mit den ersten Schriftstücken seines Zeitalters messen. Von seinen gesammelten Werken erschien eine Ausgabe unter dem Titel: Opera in Paris 1571 in Folio, und eine andere: Venetiis, Aldus 1578, ebenfalls in Folio. Wir übergeben der darin enthaltenen Abhandlungen: de septem ecclesiarum sacramentis, consutatio articolorum Lutheri, primae philosophiae compendium, de ratione anni u. m. a. wollen wir noch der nachstehenden Schriften mit einigen Worten gedenken. Dies sind: 1) De officio episcopi. Sie enthält sehr nützliche Lehren. 2) Scholia in epistolas divi Pauli, mit guten Erklärungen der schwierigsten Stellen. 3) De praedestinatione et libero arbitrio, voll eigenthümlicher, der Meinung des heiligen Augustin entgegengefehter Ansichten; 4) de immortalitate animae, worin die Meinung seines Lehrers Pomponacius, als verbißte der Glaube allein die Unsterblichkeit der Seele, widerlegt wird; 5) de elementis et eorum mixtionibus libri V. Parisiis 1548. 8.; 6) de potestate pontificis. Diese Schrift finet sich über zusammen abgedruckt mit der 7) Conciliorum magis illustrum summa, die der Cardinal auf Betragen der tridentinischen Kirchenversammlung herausgab, und die mehr Malen in Europa erlieht hat; 8) de magistratu ac republica Venetorum libri V. Parisiis, Vascosan 1543. 4. Unter mehreren Ausgaben dieses ins Italienische und Französische übersehten Werkes zeichnen sich die Venetiis, Aldus 1589. 8., und Lugduni, ex officina Elsevir. 1626. 12. aus. Niemand wird in diesem von einem venedigischen Nobile herrührenden Werke nähere Aufschlüsse über den eigentlichen Geist und den innern Zusammenhang der Verwaltungsbefehle des venedigischen States ertönen. Sie enthält kaum mehr als eine Vorrede auf die Republik, deren Geseze und Einrichtungen dem Verfasser das Ideal zu verwirklichen steben, das Aristoteles von einem vollkommenen State aufstellt. Wegen dieser mehr analytischen als eigentlich historischen Behandlung des Gegenstandes rechnet Ginguene<sup>16)</sup> den Cardinal Contarini zu den venedigischen Publicisten, während Bodarini<sup>17)</sup>, Revodin<sup>18)</sup>, Tiraboschi<sup>19)</sup> und Daru<sup>20)</sup> ihn zu den venedigischen Geschichtschreibern zählen.

(Graff Henckel von Donnermark.)

Conti, c. am Ende der Nachträge.

CONTOR. (Comptoir.) Jede Handlung bezieht einen Zusammenfluß von lauter Geschäften, die Geld

14) *Revue encyclopédique*. Paris 1827. Tome XXXVI. p. 410. 15) *Stidien della letteratura italiana dopo il suo risorgimento commentario ragionato del consigliere Giambattista Carniani*. Brescia, Bettoni MDCCCVI. Volume quarto, p. 203. 16) a. d. Tome VIII. 167. 17) *Della letteratura Venetiana*. Padova 1752. fol. Tom. I. 18) *Della letteratura della Nobiltà Venetiana viaggiamento di Marco Forzaroni, Doge di Venezia, da Arrivato di Revodin*. Venezia 1804. 19) *Storia della letteratura Italiana*. 20) L. c. Tome VII. p. 404.

oder Geldeswerth betreffen. Solche Geschäfte und Ver-  
richtungen bestehen hauptsächlich in Einkauf und Verkauf,  
Zahlung, Lagerung und Versendung, wodurch  
eine Menge schriftlicher Arbeiten nöthig wird; denn nicht  
jeder Handel wird vollzogen, sobald er geschlossen ist. Es  
ist auch nicht gewöhnlich, daß Käufer und Verkäufer den  
Werth und Gegenwerth sogleich ausliefern, selbst wenn  
sie bei dem Abschlusse des Handels gegenwärtig wären.  
Sowohl die bedingten als unbedingten Geschäfte könn-  
en und dürfen daher wegen der rechtlichen Folge nicht  
dem Gedächtnisse allein anvertraut werden. Zugleich muß  
dem Kaufmanne sehr daran gelegen seyn, den Zustand  
seines Kaufmannsbesitzes, dessen Geschäftsbelle und deren  
Veränderung zu wissen. Dieses, und die schriftlichen Ver-  
handlungen mit entfernten Handelsfreunden (Correspon-  
denz) machen den größten und wichtigsten Theil der kauf-  
männischen Geschäfte aus, die von der Schreibstube oder  
dem Contor, worin sie verrichtet werden, den Namen  
Contorarbeiten führen. Den Bemühungen neuerer  
Schriftsteller, insbesondere aber den Fortschritten und  
Bedürfnissen des Unterrichtswesens verdankt man eine sys-  
tematische Aufstellung und Ordnung der mercantillischen  
schriftlichen Arbeiten, mit einem Worte die Feststellung  
der Contorwissenschaft, welche der Inbegriff der  
Regeln für alle kaufmännischen schriftlichen Arbeiten ist,  
und in folgende drei Hauptabtheilungen zerfällt: 1) in die  
Lehre vom Buchhalten; 2) in die Lehre vom Briefwechsel;  
3) in die Lehre von den schriftlichen Ausfertigungen und  
Aufsätzen. Die ersten Bemühungen und Bearbeitungen  
waren der Buchführung gewidmet, und die Geschichte  
führt auf deren italienischen Ursprung zurück. Man ließ  
auch den Italienern die Ehre der Erfindung einer eigen-  
thümlichen Geschäftes- und Rechnungsführung, und be-  
legte dies mit dem Namen: „Italienische doppelte  
Buchhaltung.“ Eines der ältesten Werke, welches die kauf-  
männische Literatur besitzt, ist: *La Scuola perfetta dei  
mercanti etc.* Venezia 1604. Es hat den Franziskaner  
mönch Lucas Pacioli, auch fra Paciola da sanjo  
sepulchro genannt, zum Verfasser. Das erste deutsche  
Werk über diesen Gegenstand ist von Joh. Gottlieb,  
bei Fr. Probus. Nürnberg 1531.

Contor, ital. contoro, franz. comptoir, ist nun  
das bekannteste und allein richtige Wort, um damit die  
Schreibstube der Kaufleute n. s. w. zu bezeichnen. Daß  
auch dem Italienischen gebildete Contor ist nämlich dem  
französischen comptoir vorzuziehen, weil es unserer Aus-  
sprache angemessener ist, und die meisten Kunstausdrücke  
in der kaufmännischen Geschäftsführung zuerst aus dem  
Italienischen auf und gekommen sind. Das französische  
Wort Bureau kommt demselben in seiner Bedeutung am  
nächsten, doch wird es mehr statt Amt gebraucht, und  
das Zimmer (der Ort) darunter verstanden, in welchem  
arbeit, als kaufmännische Geschäfte abgemacht werden.  
D. Vollzieh. Bureau, Post Bureau, Zeitungs Bureau;  
oder auch Adress. Contor (Nachfrage. Amt) n. s. w.

Contor heißt aber auch die Niederlassung,  
ein Etablissement im Auslande, des Handels we-  
gen. So hatten die Hansestädte ihre Contore (mit  
Waren, Niederlagen) in allen Ländern; so jetzt Holland,

England u. s. w. in Indien. Einzelne Handlungsbäuser  
etablieren in auswärtigen großen Plätzen, überseischen  
Ortern eigene Contore, wodurch sie theils Commissions-  
Expeditoren n. s. w. sparen, theils sich mehr Belegenheit ver-  
schaffen, an dem fremden Plage ihre Geschäfte zu erwei-  
tern. Personen, welche im Contore arbeiten, nennt man  
im Allgemeinen Contoristen; von welchen aber einige,  
nach ihren verschiedenen Arbeiten, eigene Namen bekom-  
men, als: Buchhalter, Kassirer, Correspondenten, je  
nachdem sie hauptsächlich die Handlungsbücher, die Geld-  
geschäfte, den Briefwechsel besorgen. — Die hier ge-  
brauchte Schreibungsweise des Wortes Contor findet im-  
mer mehr Eingang. — Vergl. Leuchs in mehren Schrift-  
ten; Meyer Contor. Handbuch; Süpfe Einleitung  
in die Contorwissenschaft, Braunsch. 1827; Schiebe  
die Contorwissenschaft. (Supko.)

CONTRABASS. Mit diesem Namen bezeichnet  
man oft das große Violon oder Contrabiolon (große Bass-  
geige, s. d. Art. Violon). Zum Theil kommt der Name  
auch einem jeden sehr tiefstiegender, sich hauptsächlich in  
der sogenannten Contratocave (sechzehnfüßigen Octave),  
oder wol gar noch tiefer bewegenden Basses zu. (Vergl. d.  
Art. Bass.) Auf der Orgel kann füglich auch jedes sechs-  
zehnfüßige Register, und noch mehr ein zweiaunddreißig-  
füßiges, den Namen Contrabass erhalten. (Sfr. Weber.)  
Contrafagott f. Fagott.

Contralto, Contra-Alt oder Contralt, auch kurz  
weg Alt, f. Stimme

Contratocave f. Tablatur.

CONTRAPUNKT. Dieser Kunstausdruck wird in  
der Musik in sehr verschiedenem Sinne gebraucht. Sei-  
nen Ursprung leitet er ohne Zweifel aus der Zeit her, wo  
die Musiknoten noch aus bloßen Punkten auf den Not-  
entlinien bestanden, und wo man die Kunst, zu einer auf  
Notenlinien geschriebenen, also eine Reihe von Punkten  
bildenden Melodie, eine zweite Melodie, eine oder mehre  
andere Stimmen oder Melodien, Contrören oder Reihen  
von Punkten zu erfinden und zu schreiben, also gegen jene  
ersten Punkte andere Punkte zu setzen (puncta contra  
puncta ponendi), die Kunst des Contrapunktes,  
im barbarischen Latein jener Zeit ars contrapuncti nante,  
oder auch kurzweg: contrapunctum, wol gar contra-  
punctus, ars contrapunctandi; der Künstler, welcher  
dieser Kunst mächtig war, heißt contrapunctista n. s. w.

Inbegriff der Ausdruck solcher Gestalt ursprünglich nicht  
anderes bezeichnete, als die Kunst zu einer gegebenen Me-  
lodie oder Stimme eine oder mehre andere zu erfinden,  
so wurde er in der Folge bald auch zur Bezeichnung der  
Tonsetzung überhaupt gebraucht, und insofern  
als gleichbedeutend mit dem Ausdruck Composition  
(s. d. Art.).

Außerdem pflegte man aber auch die zu der ers-  
sprünglichen Stimme gesetzten Punkte oder  
Stimmen selbst, die Gegenpunkte, contrapuncta,  
oder kurzweg den Contrapunkt zu nennen, in dessen Ge-  
genfasse jene ursprüngliche oder gegebene Melodie oder  
Stimme mit dem Namen cantus firmus, feste, feststehende  
Stimme oder Melodie, fester Gesang genannt zu werden  
pflegte. Wenn z. B. zu der Melodie (Fig. 1.) die zweite

# Zu dem Artikel: Contrapunkt.

Fig. 1.

1. 2. 3. 4.

5a. b.

6a. b.

c. d.

e. f.

7.  8.  9. 

10 a.  b.  c. 

11. 

12. 

13. 

14. 

15. 

16. 17. oder:

18. 19. 20. 21. V7. VI. II. V. V7. I. VI.

22. 23. 24. 25. I. V. I. I. V. I. V. Reiches

26. 27. 28. 29.

30. Nicht zugebrauchen. 31.

32.

33. 34.



(Fig. 2.) gesetzt wurde, so wurde diese letztere der Contrapunkt des *cantus firmus* (Fig. 1.) genannt.

Nicht selten aber wird unter dem Ausdruck „der Contrapunkt“, auch das aus dem *cantus firmus* und der oder den dazugesetzten Stimmen zusammen entstandene Ganze verstanden, und also, um die vorstehenden Beispiele beizubehalten, der zweistimmige Satz (Fig. 3.) ein Contrapunkt genannt.

Insbesondere entwickelte sich aber in der Folge die Unterscheidung vom einfachen und vom doppelten Contrapunkte. Wenn nämlich die mehreren Stimmen so beschaffen waren, daß jede derselben, nach Belieben, als Ober- und als Unterstimme gebraucht, die höhere unter die tiefere hinauf, oder diese über jene hinauf versetzt werden konnte, wie z. B. in dem Satze (Fig. 4.), dessen Oberstimme sich, durch Versetzung um eine Octave tiefer, zur Unterstimme machen läßt (Fig. 5.); oder, was eben dasselbe ist, die Unterstimme, durch Hinaufrücken um eine Octave, zur Oberstimme (Fig. 6.), wenn, sage ich, ein Contrapunkt so beschaffen war, daß sich die Stimmen folchergegestalt gegen einander umkehren ließen, daß er also in zweifacher Gestalt gebraucht werden konnte; so nannte man ihn einen doppelten Contrapunkt, im Gegensaße eines jeden andern, nicht also umkehrbaren. In diesem Sinne heißt also doppelter Contrapunkt soviel, wie ein umkehrbarer Contrapunkt, oder: ein aus gegen einander verkehrbaren Stimmen bestehender Satz; einfacher Contrapunkt aber der nicht umkehrbare.

Da nun die Verfertigung eines solchen doppelten Contrapunktes allerdings etwas Künstlicheres ist, als die Anfertigung eines nicht also umkehrbaren, einfachen Contrapunktes, so wurde die Kunst, einen doppelten Contrapunkt zu setzen, nicht allein mit Recht unter die künstlerischen Gehearten gerechnet, sondern man gewöhnte sich nach und nach daran, unter dem Ausdruck: doppelte Contrapunkte eine jede künstlerische Geheart zu verstehen, also auch den Fugensatz, die imitatorische und kanonische Schreibart überhaupt; und nannte einen in diesen Künsten und Künstleien bewanderten Tonsetzer einen doppelten Contrapunktisten.

Ja, bald ging der Sprachgebrauch noch weiter: ins dem nämlich der Ausdruck Contrapunkt zur Bezeichnung des einfachen Contrapunktes nach und nach in Abgang kam, pflegte man denselben nur noch allein zur Bezeichnung des doppelten Contrapunktes oder der künstlerischen Schreibart überhaupt zu gebrauchen, so daß man jetzt unter dem Ausdruck Contrapunkt schlechthin gewöhnlich nur den doppelten Contrapunkt zu verstehen pflegt.

Die bis hieher angeführten Beispiele von doppelten Contrapunkten waren sämtlich bloß zweistimmig. Ein aus drei, vier, oder mehreren verkehrbaren Stimmen bestehender Contrapunkt pflegt auch dreis-, vier-, oder mehrfacher Contrapunkt genannt zu werden. So heißt der aus drei verkehrbaren Stimmen bestehende Contrapunkt (Fig. 6a.) ein dreifacher; die Umkehrungen sind unter b., c., d., e., f. zu sehen.

In allen bis hieher angeführten Beispielen geschah

die Versetzung der einen oder anderen Stimme überall um eine (oder auch wol um mehrere) Octaven höher oder tiefer. Diese Art contrapunktlicher Umkehrung nennt man Contrapunkt in der Octave (oder in der Terzdecime oder Tridecime).

Es lassen sich aber auch ähnliche contrapunktliche Versetzungen in anderen Intervallen machen, wie aus folgenden Beispielen zu ersehen (s. Fig. 7.). Die Unterstimme dieses Beispiels kann um eine Decime höher versetzt und dadurch über die bisherige Oberstimme hinaufgerückt werden (s. Fig. 8.); und eben so läßt sich die Oberstimme jener Fig. 7. durch Herabsetzung um eine Decime unter die bisherige Unterstimme hinabrücken (s. Fig. 9.). Ein solcher Contrapunkt heißt doppelter Contrapunkt in der (Terz oder) Decime; und zwar in die Oberterz oder Oberdecime, wenn die Unterstimme um eine Terz oder Decime hinauf versetzt wird (*evolutio in tertiam sive decimam acutam*); — in die Unterterz oder Decime aber, *evolutio in tertiam gravem*, sofern die Oberstimme um eine 3 oder 10 herabgesetzt erscheint.

Auf ähnliche Art kann in dem Beispiele Fig. 10. die Unterstimme durch Hinaufrückung um eine (Quinte oder) Duodecime, über die bisherige Oberstimme erhoben und zur Oberstimme gemacht werden (s. Fig. 10b.); oder auch die ursprüngliche Oberstimme zur Unterstimme, durch Herabversetzung um eine (Quinte oder) Duodecime (s. Fig. 10c.).

Ebenso wird die Oberstimme des Satzes (Fig. 11.) nachstehebend um eine Duodecime tiefer von der Unterstimme nachgeahmt, oder mit andern Worten um eine Duodecime tiefer hinabgerückt und selbst durch Herabversetzung unter die bisherige Unterstimme zur Unterstimme gemacht (s. Fig. 12.). Ein solcher Contrapunkt (wo die Oberstimme folchergegestalt um eine Quinte oder Duodecime tiefer, oder die Unterstimme eine Quinte oder Duodecime höher nachgeahmt werden kann, oder mit andern Worten, wo die ursprüngliche Oberstimme von der Unterstimme, die ursprüngliche Unterstimme aber von der Oberstimme, jedoch um eine Quinte höher, nachgeahmt wird, oder umgekehrt), — heißt demnach doppelter Contrapunkt in der (Quinte oder) Duodecime, und zwar in die Oberquinte oder Oberduodecime, wenn die Unterstimme um eine 5 oder 12 hinaufgerückt wird (*Ergatio in quintam sive duodecimam acutam*); — im entgegen gesetzten Falle aber heißt sie doppelter Contrapunkt in die Unterquinte oder Unterduodecime (*inverso* oder *evolutio in quintam sive duodecimam gravem*).

Auf ähnliche Weise lassen sich doppelte Contrapunkte auch noch in anderen Intervallen bilden, in der Quarte, in der Sexte, in der Secunde, in der Septime. —

Der umkehrbare oder doppelte Contrapunkt ist, wie man sieht, nichts anderes als eine Satzung von Nachahmung; denn z. B. die obige Fig. 5. ist eine Nachahmung der Fig. 4., denn der Fig. 5a. ahmt die Unterstimme den Gesang der Oberstimme der Fig. 4. nach, nur um eine Octave tiefer, insofern die Oberstimme von 5a. die Unterstimme von Fig. 4. ganz unverändert nachahmt. — Eben



so wird die Unterstimme von Fig. 7, bei Fig. 8, um eine Decime höher nachgeahmt u. s. w.

Die Lehre vom umkehrbaren oder doppelten Contrapunkte findet diesem nach ihre ganz geeignete Stelle nur in der allgemeinen Lehre von der Nachahmung, woselbst als lein sie ganz erschöpfend abgehandelt werden kann.

Am allgemeinsten aber vermag die Lehre von doppelten Contrapunkten auf anderen Leitern zu sein (nämlich in der Quarte, Quinte, Sexte etc.) hier erschöpfend abgehandelt zu werden, weil, um diese folgen recht und klar abzuhandeln, nothwendig die weitläufige und verwinkelte Lehre von der Nachahmung einer Melodie auf einer andern Leiternstufe vorausgeschickt werden mußte, statt dessen die ausführlichere Behandlung dieser Contrapunkte füglich auf die Lehre von der Nachahmung ausgesetzt bleiben mag, und um so unbedenklicher hier übergangen wird, da alle diese Contrapunkte von äußerst beschränktem praktischem Nutzen und an sich selbst größtentheils nur gar wenig wohlklingend und brauchbar sind, so daß sie fast nur der müßigen Speculation angehören. Wol aber kann von dem überall praktisch nützlichen doppelten Contrapunkte in der Octave (oder Doppeloctave etc.) folgendes hier angeführt werden.

Im Allgemeinen wird man leicht von selbst bemerken, daß, wenn die im doppelten Contrapunkte der Octave gegen einander zu verkehrenden Stimmen sich um eine volle Octave von einander entfernen, wie t. B. in Fig. 13., die Unterstimme um wenigstens zwei Octaven hinaufgerückt werden muß (Fig. 14.), oder die Oberstimme um zwei Octaven hinab (Fig. 15.), oder beide zugleich um eine oder mehrere Octaven gegeneinander (Fig. 16.). Denn wollte man bloß die Oberstimme um eine Octave herab, oder bloß die Unterstimme um eine Octave hinauf versetzen (s. Fig. 17.), so würden an allen denjenigen Stellen, wo die Töne der Oberstimme gegen die der Unterstimme um eine Octave oder noch weiter entfernt sind, diese Stimmen nicht gegeneinander verkehren, sie werden nur näher an einander gerückt, nicht aber die untere über die höhere hinauf, oder diese unter jene hinab versetzt sein, was doch die Wesensart des doppelten Contrapunktes ist. (Vergl. m. Theorie d. Tonsetz. §. 43.)

Eben so wird man von selbst leicht bemerken, daß bei der Umkehrung zweier Stimmen im Contrapunkte der Octave, die Intervalle (Tonentfernungen), welche die Töne der Oberstimme gegen die der Unterstimme bilden, sich sämtlich verändern. Im Beispielle Fig. 18. bildet die Oberstimme dem ersten Viertel gegen die Unterstimme eine Terz, beim zweiten Viertel eine Sexte, dann eine Quinte u. s. w. In der Umkehrung (Fig. 19.) aber bildet dem ersten Viertel die Oberstimme gegen die Unterstimme eine Sexte, dann eine Terz, eine Quarte u. s. w.

Als allgemeiner Topos zur Anschauung, wie durch die Veretzung im Contrapunkte der Octave die Intervalle sich verändern, dient folgende Darstellung:

die 2. wird zur 7.	
3.        6.	
4.        5.	
5.        4.	

die 3. wird zur 6.

7.        2.

oder:

2, 3, 4, 5, 6, 7.  
7, 6, 5, 4, 3, 2.

Man sieht aus diesen Tabellen, daß den höchsten Dissonanzen immer die niedersten gegenüberstehen, und den niedersten die höchsten; und zwar ganz natürlich; denn bei einer Umkehrung ist alles umgekehrt.

Nur die reine Octave gibt in der Umkehrung kein anderes Intervall, sondern wieder eine reine Octave, folglich nur wieder dasselbe Intervall in einer höhern oder tieferen Lage. Auch geben alle Intervalle, welche größer sind als eine reine Octave, z. B. die Decime, die None u. s. w. und selbst auch die übermäßige Decime, ebenfalls seine eigenen Umkehrungen, sondern nur eben die, wie die Terz, die Secunde, die übermäßige Terz, u. s. w.

Was wir im Vorstehenden von den Zahlen der Intervalle bemerkt, gilt aus gleichen Gründen auch von den Beinamen. Aus einem Intervalle mit dem Beinamen klein, wird eines mit dem Beinamen groß, und umgekehrt; aus verminderten Intervallen werden übermäßige, aus übermäßigen verminderte:

2 — 7 —	2	2 — 7 —	2
3 — 6 —	3	3 — 6 —	3
4 — 5 —	4	4 — 5 —	4
5 — 4 —	5	5 — 4 —	5
6 — 3 —	6	6 — 3 —	6
7 — 2 —	7	7 — 2 —	7
		8 — 1 —	8

b. h. die kleine Secunde wird große Septime, die große Septime aber kleine Secunde. Die kleine Septime wird große Secunde, die große Secunde aber kleine Septime. Und eben so wird die "2 zur 7", die 7 — aber wird "2. Die "8 wird 1", was diese wird "8, u. s. w. Auf gleiche Weise werden, wie leicht zu sehen, aus doppeltverminderten Intervallen doppeltübermäßige, und umgekehrt.

Frägt man nun, wie ein Satz beschaffen seyn müsse, um als doppelter Contrapunkt gebraucht werden zu können, so läßt sich auf diese Frage im Allgemeinen nur dieses antworten: daß er so beschaffen seyn muß, daß die Stimmen sich gegeneinander verkehren, und zwar wo möglich auf jede beliebige Art verkehren lassen.

Die Lehre vom doppelten Contrapunkte ist im Ganzen nichts anderes, als eine ausgedehnte Anwendung dessen, was wir in der Accordlehre die Lehre von den Umgestaltungen der Lage der Intervalle einer Harmonie (Theorie §. 55 u. fgg.) kennen lernen, welche Lehre, dort nur in Beziehung auf die Lage der Intervalle einzelner Accorde abgehandelt, hier auf die Lage der eine ganze Reihe von Harmonien bildenden, ganzen Contrapunkten oder Melodien oder Stimmen angewandt erscheint.

Auf diese Weise löst sich nun die Aufgabe, einen im doppelten Contrapunkte verkehrbaren, d. h. einen Satz zu verfertigen, dessen Stimmen sich gegeneinander ver-

lehren lassen, dahin auf: alles dasjenige zu vermeiden, was nicht in jeder Lage gut ist.

Was nun in dieser Hinsicht gut oder nicht gut zu nennen ist, ist eine Frage, welche beinahe die ganze Lehre vom reinen Satz durchläuft, und sich nicht hin unmöglich mit wenigen Ges oder Verboten abthun läßt, vielmehr müßte, um diese Frage zu erschöpfen, alles dasjenige hier wiederholt werden, was im ganzen Verlaufe der Lehre vom reinen Satz in Beziehung auf diese oder jene Lage dieses oder jenes Accords, dieser oder jener Harmonienfolge, dieser oder jener Parallelsbewegung u. s. w. vorkommt.

Da nun dieses nicht der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung sein kann und darf, so möge es genügen, nachstehend, bloß beispieldweise, Einiges von dem Vielen, was in der erwähnten Hinsicht zu beachten ist, hier anzuführen.

1) Wir wissen aus der Lehre von der Verwechselung der Accorde, daß ein Dreiklang in zweiter Verwechselung etwas das Gehör wenig Befriedigendes an sich hat (Theor. §. 64.), daß vorzüglich Nebenbreitlänge (§. 126.) sich in solcher Lage meist able ausnehmen (§. 64.) vorzüglich aber ganze Reihen von Dreiklängen in zweiter Verwechselung, wobei die Bassstimme sich sprunghaft (§. 486. 487.) von der Grundstimme des einen zu der des andern bewegt. Aus allen diesen Rücksichten ergibt sich also, daß der Satz (Fig. 20.), nicht tauglich ist, in doppelter Contrapunkte der Octave versetzt zu werden, wie in Fig. 21., weil in dieser Lage eine ganze Folge von theils Haupt-, theils sogar auch Nebenbreitlängen in zweiter Verwechselung erscheint, und die Oberstimme des Beispiels (Fig. 20.), welche sich sprunghaft fortwährend von der Grundstimme des einen zu der des andern Accords bewegt, eben darum nicht tauglich ist, als Bassstimme aufzutreten, wie bei Fig. 21., sondern nur etwa als Altstimme, wie i. B. in Fig. 22.

2) Wir wissen ferner aus der Lehre des reinen Satzes (Theorie §. 74.), daß ein Dominantendreiklang mit ausgelassener Terz zwar ganz sühlich gebraucht werden kann, wenn der Grundton desselben zu unterst und die Quinte über demselben liegt (Fig. 23.), indessen in umgekehrter Lage (Fig. 24.) dem Gehöre sehr anstößig klingt. — Es ergibt sich daraus von selbst, daß ein Dominantendreiklang mit ausgelassener Terz für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht wol brauchbar ist. — Und da vollesends bei jedem andern, als dem Dominantendreiklang, die Auslassung der Terz noch weit anstößiger ist, ganz besonders aber alldann, wenn die Grundquinte tiefer liegt, als die Grundnote (Theorie §. 73.), so ergibt sich hieraus, daß auch jeder andere Dreiklang mit ausgelassener Terz, wie in Fig. 25., für den doppelten Contrapunkt der Octave (Fig. 26.) als unbrauchbar zu betrachten ist, und daß also das Beispiel in Fig. 23. etwa so, wie in Fig. 27., verändert werden müßte, um in den Contrapunkt der Octave, wie in Fig. 28., versetzt werden zu können.

3) Da die einem Hauptviertrange frei hinzugesetzte große Ronde alldann, wenn sie höher als die Grundterz liegt, sich sehr angenehm, im entgegengegesetzten Falle aber

merzlich anstößig ausnimmt (Theor. §. 80.), so erkennt man leicht, daß ein Zusammenklang der Art, wie in Fig. 29., für den doppelten Contrapunkt der Octave (Fig. 30.) nicht zu gebrauchen ist.

4) Da ein übermäßiger Septaccord (Theor. §. 80. §. 91. bei B.), wenn er so verlegt wird, daß die übermäßige Septe sich in eine verminderte Secunde verwandelt, sehr herbe zu klingen pflegt, so geht daraus hervor, daß Sätze, in welchen solche Accorde vorkommen, wie in Fig. 31. zur Verlegung in dopp. Contrap. d. Octave (Fig. 32.) wenig brauchbar sind, und daß der Satz in Fig. 33. sich zwar so, wie Fig. 34. und 35. angegeben ist, unschweren läßt, nicht aber so, daß die ursprüngliche Oberstimme unter die ursprüngliche Bassstimme hinabgerückt würde, wie in Fig. 36. und 37.

5) Da Trugacciden überhaupt in verwechselten Lagen selten vorkommen und dem Gehöre meist anstößig auf fallen (Theor. §. 257. 267.), so ergibt sich daraus, daß sie für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht leicht brauchbar sind. Darum ist i. B. der Satz (Fig. 38.) für den doppelten Contrapunkt der Octave nicht überall brauchbar, weil zwar die drei oberen Stimmen sich wohl untereinander verwechseln lassen; aber, i. B. Fig. 39., wenn man etwa die Unterstimme über die übrigen hinausrückt (Fig. 40.), oder sonst eine der letzteren in Bass legen wollte (Fig. 41.), die Trugacciden  $V^7 = v^7$  in allen diesen Lagen sich able ausnehmen würde.

6) Da, wie vorhin erwähnt, Quartan sich in Quinten vermindern, so ergibt sich daraus von selbst die Nothwendigkeit, Quartparallelen zu vermeiden, weil sie in der Umkehrung Quintparallelen geben. Darin ist also i. B. der Satz Fig. 42. nicht zum doppelten Contrapunkte der Octave geeignet, weil die Oberstimme gegen die zweite Stimme Quartparallelen bildet, welche in der Umkehrung (i. B. Fig. 43.) zu Quintparallelen werden.

7) Da es dem Gehöre überhaupt einigermaßen anstößig klingt, eine und dieselbe Note durch einen Vorhalt verzögert und doch zugleich auch in einer anderen Stimme sogleich angeschlagen zu vernehmen (Theor. §. 360 u. fig. 455.), welches besonders alldann von unangenehme Wirkung ist, wenn solcher Vorhalt im Bass liegt, so wie auch, wenn die beiden Töne dicht neben einander liegen (§. 361.), so ergibt sich daraus, daß der Satz Fig. 44. zu Verlegungen in doppelten Contrapunkt der Octave, wie in Fig. 45. 46. 47., nur wenig brauchbar ist, und nur etwa so, wie in Fig. 48. 49.; von ähnlicher Art sind die Beispiele in Fig. 50. und 51.

Die vorstehenden Bemerkungen, welchen sich leicht noch weit mehr beifügen ließen, mögen genügen, um einetheils beispieldweise aufmerksam darauf zu machen, wie auf solche und ähnliche Umstände, von welchen die Brauchbarkeit eines Satzes zur Verlegung in doppelten Contrapunkt der Octave abhängt, geachtet werden muß, anderntheils auch den Beweis zu liefern, daß es unmöglich ist, die Sache mit einem Paar Regeln der Art, wie man sie in unseren Lehrbüchern findet, abzuhandeln.

Erßt man nun endlich, als nach dem Resultat der bisherigen Betrachtungen: wie man sich denn an

zusammen habe, um einen zum doppelten Contrapunkt der Octave brauchbaren Satz zu erstunden, so haben wir dafür seine andere allgemeine Antwort, als wie bereits erwähnt, die: daß man eben alle diejenigen Intervalle, Harmonienfolgen, Parallelbewegungen, kurz alles vermeide, wovon man aus der Theorie des reinen Satzes weiß, daß es nicht in versetzter Lage ebenfalls wohlklingend und brauchbar ist, also z. B. (um bei den vorstehend angeführten Beispielen zu bleiben), Dominantendreitlänge mit ausgelassener Terz, — Hauptviertlänge mit frei beigefügter Note, übermäßige Sertaccorde, Quartenparallellen, die Führung einer Stimme von der Quinte einer Dreiflangharmonie, zumal einer Nebendreitlangharmonie, zur anderen, zumal sprunghaft, — ja jede Nebendreitlangharmonie überhaupt, eben so Trugadamen überhaupt u. s. w.

Dies Alles beim Erfinden eines zum doppelten Contrapunkts in der Octave bestimmten Satzes zu überschauen, und überhaupt einem jeden erfundenen oder gegebenen Satze es auf den ersten Blick anzusehen, ob und in wiefern er im Contrapunkte der Octave versetzt werden kann oder nicht, und was etwa an der einen oder anderen Stimme geändert werden muß, um sie versetzbar zu machen, — diese Fertigkeit und Übersicht ist eine Sache, welche nur durch Übung erworben werden kann, übrigens unter Berücksichtigung der vorstehend beispielsweise angeführten Warnungen nicht allzu schwer zu erlernen ist. Windergeübten bleibt freilich anfänglich nichts anderes übrig, als es bald so, bald anders zu versuchen, die Stimmen eines mehrstimmigen zum Contrapunkte der Octave bestimmten Satzes bald in dieser, bald in jener versetzten Lage untereinander zu schreiben, und durch Anschauung derselben zu erproben, ob sie in jeder derselben einen reinen Satz bilden.

Einige Erleichterung hierbei kann man sich indessen durch folgendes Verfahren verschaffen. Man nimm drei Notenzeilen vor, auf deren mittlere man eine Melodie schreibt, wie z. B. in Fig. 52., und um nun zu dieser ersten eine zweite Melodie zu finden, welche zu erproben so wol als Oberstimme, wie auch als Unterstimme dienen könnte, versuche man eine solche zweite Melodie erst nur in der einen dieser Eigenschaften, z. B. als Unterstimme, und schreibe dieselbe demnach in die offen gelassene untere Zeile. Wenn man nun, um beim obigen Beispiele zu bleiben, zu der auf der mittleren Zeile befindlichen ersten Melodie eine Unterstimme gesetzt hat, etwa wie in Fig. 53., so benutze man sodann die noch offene obere Zeile, um diese neue Stimme eine oder zwei Octaven höher darsatz zu schreiben, wie in Fig. 54., und so steht es denn ganz anschaulich vor Augen, daß diese zweite Stimme nicht zum Contrapunkte der Octave brauchbar ist, daß man also eine andere zu finden suchen, oder die vorliegende etwa folgendermaßen ändern muß, z. B. wie in Fig. 55.

Ein ähnliches, wol noch kürzeres, übrigens schon von Koch in s. musikal. Lexik. S. 167 angebrachtes Verfahren besteht darin, daß man erst eine Stimme auf eine Notenzeile schreibt, für die dann zu erfindende zweite Stimme dann eine Notenzeile frei läßt, und unter dieser sodann

auf eine dritte Zeile die erste Stimme, um eine oder zwei Octaven tiefer, abschreibt, z. B. wie in Fig. 56. Die frei gelassene mittlere Zeile dient alsdann, um die zweite Stimme zu componiren. Indem man diese nun auf die mittlere Zeile schreibt, wie z. B. in Fig. 57., vermag man, durch Vergleichung derselben sowohl mit der oberen als mit der unteren Zeile, auf der Stelle zu überschauen, ob sie zu jener als Unterstimme und zu dieser als Oberstimme zu dienen vermag, und wenn also, im vorliegenden Beispiele, alsbald im dritten Tacte erkennt, daß hier nicht 1 4 gesetzt werden darf, wenn die Stimme als Oberstimme soll dienen können.

(Cfr. Weber.)

Contratone f. Tablatur.

Contraviolon f. Violon.

**CONTREBANDE.** Hierunter versteht man, wie schon die Wortbedeutung schließen läßt (ital. contrabando, von bando, Befehl, Befehl), überhaupt Waren, welche einem Verbot wider irgend etwas geführt werden. Ein solches Verbot kann aus zwei verschiedenen Beweggründen verfügt werden, und es sind demzufolge zwei Arten von Contrebande zu unterscheiden.

1) Im völlerrechtlichen Sinn besteht dieselbe aus Gütern, die nach den anerkannten Rechtsgrundsätzen ein neutrales Volk seinem der kriegsführenden Staaten zur See zubringen darf, ohne sich der Gefahr des Wegnehmens von Seiten des andern feindlichen States auszuweisen. Diese lästige Beschränkung des neutralen Handels hat man, um dem Begriff der Neutralität treu zu bleiben, bei solchen Gütern eintreten lassen, welche ein in Krieg verwickelter Staat zur Kriegsführung benutzen kann. Da aber eine feste Grenze dessen, was zu diesem Zwecke als Mittel dienen mag, nicht wohl im Allgemeinen gezogen werden kann, so mußte näher bestimmt werden, welche Gegenstände dafür gelten sollen. Bei Waffen, Schiffen, Schießbädern mit Einschluß von Schwefel und Salpeter, Degengehängen, Sattel- und Pferdegeschirr, Uniformen, liegt es in der Natur der Sache; aber bei rohen Stoffen, die ebenso leicht für friedliche Zwecke verarbeitet werden können, z. B. Baugholz, Segethum, Leinwand, Eisen, Blei, Theer, Pech, ferner bei Lebensmitteln, wenigstens solchen, die zur Festigung- und Schiffsmannschaft dienen, wie Zwieback und gelatinöses Fleisch, ist man im europäischen Völlerrecht nicht ganz einig. Die nördlichen Mächte (1780 und 1800) erklärten nur Waren der ersten Art für Contrebande; die Engländer, als die mächtigsten zur See, wollten auch die letzteren zu derselben gerechnet wissen, wie denn überhaupt in den Grundsätzen des Völlerrechts noch Vieles schwankend ist.

2) Im staatsrechtlichen Sinne bezieht sich der Begriff der Contrebande auf diejenigen Staatsgeheimnisse, welche ein Reis oder Ausfuhr einer Art von Waren ganz untersagen; oder bloß gegen Entrichtung eines Zolles gestatten. Alle Waren, welche man wider das Verbot, oder ohne Entrichtung des vorgeschriebenen Zolles aus- oder einführt, sind demnach Contrebande. Der Handel mit denselben (Schleichhandel, Smuggel) hat sich namentlich, da man fast in allen Staaten den inneren Verkehr freigegeben hat, an die Landesgränzen gezogen. Man muß ihn für

ein großes Ubel halten, indem er viele Kräfte (menschliche Arbeit und Capital) beschäftigt, welche einer nützlicheren Anwendung entgegen, da er entzückt, zu andern Versuchen verführt, und wie die Wildtberelei, einen gewissem Maß für süßne Menschen besitzt, ein schädliches Beispiel häufigen Geseßübertretung gibt, und seine Verhütung oder Erleichterung der Regierung sowohl als der Nation empfindliche Opfer auferlegt. Die Kunstgeiste der Schleichhändler (contrebandiers, Emugler, Schwärzer u. s.) sind von unersdöpflicher Mannigfaltigkeit, und das Betreiben dieser Menschen mit den Zollbeamten an List wäre eines bessern Zweckes würdig. Die Arbeitstheilung hat auch hier ihre Wirkungen geäußert, es gibt Unternehmer des Schleichhandels, welche gegen eine in Procenten des Werthes bestehende Abgabe die Contresbande über die Grenze schaffen, und hiezu eine Anzahl von Untergebenen, die bloß als Lohnarbeiter bedräft werden, in ihre Dienste nehmen. Diese Emuglerprämie richtet sich, wie die Asscuranzprämie, nach der Größe der Gefahr, d. i. nach der Sorgfalt, mit der die Grenze bewacht wird, und der Schwere der im Entdeckungsfalle zu erwartenden Strafen. Indes ist der Contrebandier, um den vollen Gewinn zu ziehen, oft zugleich Eigenthümer der Contrebande, und dann im wahren Sinne Schleichhändler. Die Entrüstung der Staatsmänner über dieses widerrechtliche, die Geseze verhöhrende Gewerbe ist allgemein und gerecht, und so lange die Erleichterungen des Verkehrs fortdauern, bleibt nichts übrig, als durch Controlmittel, ununterbrochene Aufsicht und nachdrückliche Verhaftung entgegenzuwirken, auch das dauernsmerbe Vorurtheil zu bekämpfen, welches den Schleichhandel für weniger unmoralisch hält, als andere Arten des Betrugs. Jedoch erscheint der Verurs des Geseßgebers in einem noch schöneren Lichte, wenn es diesem gelingt, einer verpönten, aber schwer zu verhütenden Handlung die Eigenschaft der Straflosigkeit ganz abzuheben. Weder die strengsten Strafen, noch die Aufstellung einer dichten Postenkette um die Grenze kann dem Schleichhandel völlig steuern, wenn die Verbote oder Zölle einen beträchtlichen Unterschied des in- und ausländischen Preises bewirken. Ist der Centner Rohsalz von einer ausländischen Saline für 1 Nidhr. zu kaufen, während er innerhalb eines Landes wegen der Regalität 3 Nidhr. gilt, so bringt das Einschmuggen eines halben Centners 1 Nidhr. Gewinn, und dies ist ein so hoher Tagelohn, daß viele Menschen der arbeitenden Klasse dem Reiz, eine Tracht Salz über die Grenze zu bringen, nicht widerstehen können. Werden ernstliche Vorkehrungen getroffen, so ist die weitere Versuchung nahe, sich zu bemäßen, und in Banden, die selbst einer schwachen Abtheilung von Soldaten Trotz bieten können, dem geschwindigen Gewerbe nachzugehen, wie zur Zeit der Gabelle in Frankreich häufig geschah. So werden wir denn auf das einzige Radicalmittel hingewiesen, durch Aufhebung der Verbote oder hohen Zölle den Anreiz zum Schleichhandel zu vernichten (s. Handelsfreiheit), und den Gewinn, welchen bisher unendliche Wogenhalse in den Grenzorten gezogen haben, unter die Consumanten und Kaufleute im ganzen Lande sich vertheilen zu lassen. Je mehr man die tausend kleinen

Verzweigungen des Schleichhandels beobachtet, die Riesverlagen auf den der Küste nahen Inseln, oder in den Städten an der Grenze, die Densung wenig beschränkter Fußpfade, dunkle regnerische Nächte oder nebliger Tage, das Verbergen festbarer Waren in kleinen Räumen u. dgl., desto mehr überzeugt man sich von der Unvollständigkeit der Sperrosysteme und der Unrichtigkeit der berechneten Handelsbilanzen, desto wahrer findet man den Ausspruch eines neueren englischen Schriftstellers, daß der Schleichhandel das große Correctionsmittel (the great corrector) der fehlerhaften Handelsgeseze sey. Jeder Schritt zur Herabsetzung oder Befestigung der Zölle wird die Contresbande verringern, und die Erfahrungen der neueren Zeit geben die durch eine unwiderlegliche Theorie bestätigte Hoffnung, daß solche Schritte, mit der nöthigen Vorsicht gethan, auch für den allgemeinen Wohlstand nützlich seyn werden. (K. H. Rau.)

CONTUMACIA im technischen Sinne, bezeichnet die Folgen der Nichtbeachtung richterlicher Befehle.

1. Im Civilproceße führt jede Nichtvollziehung einer, rüchssichtlich eines einzelnen Rechtsstreits, richterlich beschlossenen Handlung, sowohl für die streitenden Theile, als für Dritte, nachtheilige Folgen herbei, welche in jedem Falle zwar häufig dem Gegner Vortheil bringen, von den Gesezen selbst aber als Privatstrafen bezeichnet sind. Diese Folgen sind nach Beschaffenheit der richterlich beschlossenen Handlung verschieden. Nichtbefolgung eines sogenannten executorisch dilatorischen Decrets bewirkt immer die Verpflichtung zum Kostenersaße (poena contumaciae generalis); Nichtbefolgung eines peremptorischen Decrets aber außerdem, daß die beschlossene Handlung als geschehen oder unterlassen fingirt, und der Ugehorsame mit den nicht vorgebrachten Verteidigungsmitteln mithin ausgeschlossen wird (poena contumaciae specialis). Ist z. B. dem Beklagten die Einlassung auf die Klage peremptorisch aufgegeben, und leistet derselbe diesem richterlichen Befehl nicht Folge, so wird er mit seinen etwaigen Einreden präcludirt und seine verneinende Einlassung fingirt, der Kläger mithin zum Beweise der Klage zugelassen; ist der Kläger ungehorsam in Bezug auf die anbefohlene Einreichung seiner Replik, so wird ein Verdict auf Fortsetzung der Klage fingirt, und der Beklagte von dem Proceße losgesprochen; ist ein Beweis binnen der festgesetzten Frist nicht angetreten, so wird gleichfalls ein Verdict auf denselben fingirt; ist einem der streitenden Theile die Abgabe einer Erklärung über vom Gegner beigebrachte Urkunden binnen der ihm gesetzten Frist versäumt, so werden die Urkunden als von ihm anerkannt fingirt u. s. w. Bedingungen für den Eintritt der Nachtheile des Ugehorsams sind aber immer 1) im Allgemeinen die Verpflichtung des Ugehorsamen zur Vornahme einer Handlung (Nichtbefolgung bloß monitorischer Decrete begründet daher seinen Ugehorsam), legale Aufforderung und eigener Verschulden, welches letztere jedoch, nach abgelaufener Frist, binnen welcher die Handlung vorgenommen werden sollte, bis zum Beweise des Gegentheils vermutet wird; 2) im Besondern: völliger Ablauf der peremptorischen Zeitbestimmung, und die vorher

gegangen, ausdrückliche Androhung des Nachtheils, sey es durch das Gesetz, sey es durch den Richter. Außer den Fällen veräußelter Nachtheile werden gemeinrechtlich (denn nach Particulargesetzen ist es häufig nicht erforderlich) die besonders Nachtheile des Ungehorsams erst nach geschiederer Ungehorsamsbeschuldigung (accusatio contumaciae) abweisen des Beklagten verhängt; so daß es dem Ungehorsamen noch frei steht, vor dieser Ungehorsamsbeschuldigung das Veräußerte nachzuholen (contumacia pargare). Nachher können die Nachtheile nur durch nachgeachtete Wiedererstattung in den vorigen Stand gehoben werden; auch finden gegen ein auf das Contumacialverfahren gebauetes, und die Folgen desselben aussprechendes Erkenntniß des Ungehorsamen die ordentlichen Rechtsmittel nicht statt (contumacia non appellat); wol aber insofern als er das Daseyn der Bedingungen der gegen ihn angenommenen Contumacia zu bestreiten sucht. (Vgl. Schöffs de processu unilateralis cum primis contumaciali. Tübing. 1748. 4. Schmells. et Contumacialproceß der höchsten Reichsgerichte. Götting. 1792. v. Männer Handb. des Proc. Bd. 1. No. 21. u. a.)

II. Im Criminalproceß kann ein Contumaciaverfahren nur gegen Abwesenheit oder flüchtig gewordene Verbrecher eintreten. Es beginnt mit der Erlassung von Edictalen, oder einer öffentlichen Ladung, in welcher der dem Abwesenden aufgegeben wird, sich zu einer gewissen Zeit vor Gericht zu stellen, und auf die gegen ihn vorhandenen Beschuldigungen und Anzeigen zu antworten, oder gewärtig zu seyn, daß man ihn im Fall des Ausbleibens für geständig und überführt halten werde. Im Fall des Ungehorsams wird dieser Nachtheil ausgesprochen, und das auf die angebotene Voraussetzung gebaute Erkenntniß, dem übertretenen Strafgesetze gemäß, abgefaßt und öffentlich bekannt gemacht. Kehrt der Verurtheilte zurück, oder wird er nachher zur Haft gebracht, so gestattet man ihm noch eine Wertheiligung; war die Strafe bereits gegen ihn vollstreckt, i. B. wenn es eine solche war, die die persönliche Anwesenheit des Verurtheilten zu ihrer Vollstreckung nicht voraussetzt, wie i. B. eine aus seinem nachgelassenen Vermögen delictirte Geldstrafe, so bleibt es bei derselben so lange, bis der Angeklagte seine Unschuld dargethan, oder Gründe der Milderung der erkannten Strafe aufgeführt hat. (Vgl. Schöffs de processu in contumacia in causis criminalibus. Tübing. 1753. 4. de Winckler de reo contumace, in dessen Opuscul. Vol. 1. p. 85 ff. Kleinschrod über das Contumacialverfahren gegen peinig Angeklagte, im Archiv des Criminalrechts. Bd. 1. Et. 3. No. XIX.) (Spangenberg.)

Coetz, f. am Ende der Nachträge.

COOPER (Thomas), Bischof von Winchester, geboren zu Oxford 1517, studierte daselbst Theologie, wandte sich aber 1546 zur Medicin, wahrscheinlich aus Abneigung gegen den katholischen Glauben, den die Königin Maria durch die gewaltsamen Mittel einzuführen bemüht war. Nach der Thronbesteigung der toleranten Königin Elisabeth wurde er aus einem praktischen Arzte wieder

Theolog, und zeichnete sich als Prediger und durch seine gelehrten Kenntnisse so rühmlich aus, daß er Dechant der Christkirche zu Oxford und Vicekanzler der Hochschule, 1569 Bischof von Lincoln und 1584 von Winchester wurde, wo er den 28. April 1594 starb. Den Katholiken beschuldigen ihn einer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben und einer harten Behandlung der Andersdenkenden. Außer Predigten und einem Brief-exposition of such chapters of the old testament Eliotae, s. dictionarium latino-anglicanum auct. Ib. 1548; 1559 fol., und dann unter dem Titel: Thesaurus linguae romanae et britannicae. etc. et Dictionarium historicum et poet. Ib. 1565. fol. The epitome of chronicles from the 17th year after Christ, to 1540 and thence afterwards to 1560. Ib. 1560. 4. Die beiden ersten Bücher und der Anfang des dritten haben einen frühe verstorbenen Thomas Languey zum Verfasser.) (Baur.)

COOPER, John Gilbert, Esq., zu Eburgarton in der Grafschaft Nottingham 1723 geboren, studierte zu Cambridge, war in seiner Grafschaft Oberlandrichter (Highsheriff), und starb 1769. Am bekanntesten wurde er durch sein Life of Socrates, collected from the memorabilia of Xenophon, and the dialogues of Plato, and illustrated further by Aristotle, Diogenes Laertius, Cicero etc. Lond. 1749; ed. III. 1790. 8. Französisch von de Combes. Amst. (Paris) 1781. 12. Man beschuldigte ihn, daß er durch Idealisirung des heidnischen Wesens, den er als einen vollkommenen Heiligen darstellte, das Bedürfnis und den Werth einer unmittelbaren göttlichen Belehrung zu verringern getrachtet habe?). Ob er Verfasser der mit derselben Tenenz geschriebenen Secret history of Pythagoras from a manuscript 1751. 8. sey, ist ungewiß. Außerdem hat man von ihm: Letters concerning taste. Lond. 1755; ed. III. 1771. 8. Deutsch, Moskau 1755. 8.; einen Band Gedichte über verschiedene Gegenstände 1764. 8.; eine englische Uebersetzung von Greffes (sicherlich dem Helldengedichte le Ververt, 1759. 4.; ein Project zur Erbauung eines Hospitals für in Verfall gerathene Schriftsteller, wieder abgedruckt im 2ten Bande von Dodsleys kleinen Schriften u. a. ?) (Baur.)

COOPER, Samuel, Kurat zu Great-Harmouth und Pfarrer zu Morley und Verbeten in Norfolkshire, gestorben den 7. Januar 1800 in seinem 61. Jahre, ist Verfasser mehrerer afeistlicher, moralischer und polemischer Schriften: Definitions and axioms relative to charity, charitable institutions and the poor's laws. 1764. 8. Explanations of some difficult texts in

\*) Berkenhout biogr. liter. T. I. 197. The british traveller 242. Biogr. univ. T. IX. (von Saur.)

1) Baumgarten Nachrichten von merkwürdigen Büchern. 3. Bd. 417. 451. Windischeschilde'sche Bibliothek. 3. Bd. 123—136. Deutscher Kirchenkal. d. 18. Jahrbund. 2. 264. 265. 2) Biogr. britan. by A. Kippis. Vol. IV. Bomberger's Nachrichten von geistl. Gelehrten. 1. 294. 345. Biogr. univ. T. IX. (von Saur.)

the new test. 1771. 8. Address to persons after confirmation. 1783. 8. First principles et civil and ecclesiastical government, delineated in 11. parts. 1791. 8. 1). (Baur.)

Copie, Copirmaschine, s. am Ende der Nachträge.

COPIHAS, Kufie (Koptilia) *mozas* — kufi, neu griechisch. Der Name der Schlangengattung, welche Doppel Trigonocapulus genant hatte, ward von Kretes rem aus nicht unrichtigen Gründen in den überschüsslichen verwandelt. In der neuern Zeit ward die Gattung jedoch von den Gebrüder Boie wieder zerfällt und als Cophas, Trigonocapulus, Lachesis und Cenchris genauer bestimmt. Einige Arten der Kufien hat Epif 2) unter dem Namen Botrops zu einer eigenen Gattung erhoben, und Sigismund nannte die Kufien mit Kuhl Craspedocephalus 3). Die Kufien bilden mit den genannten Gattungen, so wie mit Crotalus die Familie Cophiadae 4). Sie kommen in folgenden Gegenden überein 1). Kumpf und Schwanz sind oben schuppig, der Kumpf unten geschildet, der Schwanz unten mit gepaarten Schildern bedeckt, auf dem Kopf nur einzelne, isos liere oder gar keine Schilder; auf den Backen, an jeder Seite, zwischen Auge und Nasenloch eine Öffnung; der After spornlos; der Schwanz rund, mit einfacher, ser gekrümmter Spitze; im Obertheile starke Giftdrüsen, — Zähne, welche unburchbohrt sind, nur im Gaumen und im Untertheile; in jenem zwei Reihen, in diesem an jeder Seite eine Reihe. — Die Kufien sind Giftschlangen der heißen Länder, die meisten von ihnen sind in Amerika, mehrere in Asien einheimisch. — Sie kommen im Allgemeinen auch hinsichtlich ihrer Lebensweise mit den eigentlichen Vipern (Vipera) überein. Es sind ungefähr 12 Arten bekannt. Die merkwürdigsten sind:

1) *C. lanceolatus Lacpepe* (franz. Trigonocéphale *ser de lance ou jaune. Lacpepe* Ovipar. II. t. V. f. 13.)

Der Kopf dieser Schlange ist breit, platt, fast dreieckig, mit eben solchen Schuppen wie der Rücken bedeckt, die jedoch kleiner sind. Die Schnauze ist niedergebückt, fast dreieckig, abgeflucht und am Ende mit einem senkrechten, vierseitigen Schild bedeckt, über den Augen steht ein breites Gebirg, der Mund ist bis unter die Augen gespalten und läßt sich bis zu einem Winkel von 85° öffnen, so daß die Schlundöffnung bedeutend weit wird: In der obern Kinnlade stehen Giftdrüsen, wo oft 1 bis 14 Zoll lang sind, die Schuppen des hintern und rhomboidisch oder verschieblich fächerförmig, gefaltet und stehen in schiefen Reihen, unter dem Bauch stehen 220 bis 240 Schilder, und unter dem Schwanz ungefähr 64 Paare.

Diese Schlange erreicht eine Länge von 5 bis 8 Fuß und darüber, ja sie soll auf 9 Fuß lang werden, doch kaum auf 12 Zoll dick. Hinsichtlich der Farbe ändert sie noch

bedeutender ab. Manche sind orangegeßelt, andere auf einem Grund von Dappertum braungeßelt, ja es gibt braune, schwarze u. s. w. — Diese Schlange ist von einer ungemessenen Grausamkeit. *Moriciu de Jonnes*,

dem man die interessantesten Aufschlüsse über die Naturgeschichte dieses Thieres verdankt, berichtet, daß er in allen feindschaftigen Weibchen, welche er zu untersuchen über legen wollte, 60 bis 60 Junge fand, die im Lauche dieser ihrer Geburt schon ganz ausgebildet, sehr lebendig, heftig und 8 bis 10 Zoll lang sind. — Das Vaterland dieser Schlange ist sehr beschränkt, denn es erreicht sich nicht einmal auf die ganze Inselgruppe der Antillen, ja sie kommt sogar auf den meisten dieser Inseln nicht vor, sondern findet sich bloß auf Martinique, Sainte Lucie und Grenada und scheint keineswegs, wie man geglaubt hat, auf dem festen Land von Amerika einheimisch zu seyn. Nach einem Überlauben der Eingebornen haben die Aronagen, eine Völkerschaft von den Ufernungen des Orinoco, diese Schlange aus Haß und Wache auf diese Insel verpflanzt; nach einem andern Bolksglauben soll sie aber so stark an ihr eigentliches Vaterland Martinique gebunden seyn, daß sie gar nirgendwo anders leben kann. Gering, die hat sich so häufig auf Sainte Lucie und Martinique vermehrt, daß man kein Zitterrochenfeld abräumt, ohne 60 bis 80 zu finden. Überhaupt aber ist sie dort überall zu Haus, in Sümpfen, auf angebautem Land, in Wäldern, am Ufer der Flüsse, auf dem Gipfel der Berge, kurz von der Meeresschwelle bis an die Schneegrenze. Man sieht sie in dem Schlamme kriechen, aus dem die Nyctophoren emporsteigen, gegen den Strom kämpfen, der sie ins Meer führen will, sich 100 Fuß über dem Felsen auf den Ästen der Waldbäume klettern u. s. w. Von nichts fand bei Erstsehung eines Viehes, 6000 Fuß über der Meeresschwelle, diese Kufie, die ihm und seinen Gefährten hätte um so gefährlicher werden können, als alle äußerlich ermüdet waren. Diese Schlangen kommen zwar selten in die Städte, es sey denn, daß sie mit allerlei Viehwurfer hereingetragen werden, in denen scheuen sie besetzte Gegenden nicht zu fliehen, und auf dem Lande trifft man sie häufig in den Häusern, besonders wenn diese im Gebirg oder hohen Gras liegen, namentlich aber in den Hütten der Negers. Ihr Hauptaufenthalt bleiben indessen immer die Zuckerrüben, wo sie sich von Eidechsen, kleinen Vögeln und hauptsächlich von Ratten nähren, welche von den Europäern dort eingeführt, sich auf eine ungewohnte Weise vermehrt haben. Auch die Ställe für das Hofgeflügel ziehen sie an, und überhaupt lassen sie sich im Freien gern in Vögelnestern nieder, die sie der Eier oder Jungen beraubt haben, so wie sie überhaupt nicht leicht irgend einen Schlupfwinkel vermahnen. — Dabei sind ihre Bewegungen außerordentlich lebendig und kräftig, sie machen große Sprünge, theils von der Erde, theils im Kriechen und Werben auf jede Weise abschließend. — Ihr Gift bringt die schrecklichsten Folgen und den Tod in wenigen Stunden, oder doch in wenigen Tagen, und bei angewandten, nicht genügenden Hülfsmitteln verursacht es

1) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*

2) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
3) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
4) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
5) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
6) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
7) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
8) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
9) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
10) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
11) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
12) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
13) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
14) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
15) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
16) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
17) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
18) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
19) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
20) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
21) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
22) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
23) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
24) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
25) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
26) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
27) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
28) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
29) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
30) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
31) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
32) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
33) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
34) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
35) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
36) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
37) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
38) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
39) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
40) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
41) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
42) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
43) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
44) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
45) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
46) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
47) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
48) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
49) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
50) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
51) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
52) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
53) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
54) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
55) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
56) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
57) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
58) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
59) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
60) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
61) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
62) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
63) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
64) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
65) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
66) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
67) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
68) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
69) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
70) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
71) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
72) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
73) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
74) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
75) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
76) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
77) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
78) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
79) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
80) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
81) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
82) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
83) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
84) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
85) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
86) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
87) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
88) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
89) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
90) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
91) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
92) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
93) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
94) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
95) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
96) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
97) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
98) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
99) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*  
100) *Revue ed. Engl. Biogr. nativ. (von Swart).*



viele Jahre hintereinander Schwindel, Brustschmerzen, Lähmungen und bössartige Geschwüre. — Aber nicht bloß der Mensch erkrankt vor diesem Todfeind, auch die Thiere ahnen seine Nähe, Pferde werden scheu, die Ratten fliehen mit großem Geschrei, besonders aber sind es die Vögel, und namentlich der Cici (*Loxia indicata*), die der beständigen Verfolgung dieser Schlange ausgezweifelt, sie mit lautem Geschrei verfolgen und so oft dem Menschen als Warner dienen. — Was die Hilfsmittel gegen den Biss anlangt, der unter verschiednen Umständen mehr oder minder gefährlich ist, so hat man deren zwar eine Menge, aber keine, von dem sich in allen Fällen mit Bestimmtheit sichere Hilfe versprechen ließ.

2) *C. jararaca* (Wied.) und die *Characalla*. Die Schuppen sind gestielt, auf dem Scheitel warzig, der Schwanz mit  $\frac{1}{2}$  der ganzen Körperlänge, die Farbe ist graubraun, mit abwechselnden, dunklern, heller eingestrichelten Querstreifen, welche am Bauch breit, am Rücken schmal und bei alten Thieren am Vordertheil kaum sichtbar sind. Der Bauch ist weißlich, bei ältern Thieren an den Seiten dunkler gefleckt, am Bauch stehen 198 bis 201 Schilder, unter dem Schwanz 59 bis 63 Paare. Im Oberleiste stehen an jeder Seite zwei große, gekrümmte Giftdrüsen nebeneinander, welche durch ein Gefäß mit dem Oberleiste fest verbunden sind. Obgleich beide gleich groß sind, so scheint doch der äußere weniger ausgebildet zu seyn und bloß der innere gebraucht zu werden. Dicht hinter dem letztern liegt, bloß durch Haut und Gefäße mit dem Kiefer verbunden, ein ähnlicher, schon durchbohrter Zahn, der im Nothfall den ersten bald ersetzen muß, und nun folgen wenigstens noch vier kleinere, stets an Größe abnehmende Giftdrüsen, welche sämtlich bloß in der Haut befestigt, mit Mark angefüllt und also noch unweiss sind. Mit ihrer fortschreitenden Ausbildung verschwindet das Mark. Alle diese Giftdrüsen liegen in einer großen Hauttasche verborgen, in welche selbst der Hauptzahn sich zurückzieht, wenn er gänzlich in Ruhe ist, sie scheinen auszufallen und durch neue ersetzt zu werden, die jüngsten sind noch sehr klein, völlig unweiss und weich.

Diese Schlange erreicht eine Größe von 5 bis 6 Fuß, ist die gemeinste Giftschlange in Brasilien und dort überall verbreitet, sie ist langsam und träge und die erwachsenen wegen ihrer ungebheurn Giftdrüsen höchst furchtbar. Der Biss jüngerer Thiere hat eine weniger starke Wirkung und wird deswegen leichter geheilt. — Die Brasilianer beslegen das jüngere Thier mit der Benennung *Jararaca*, das große alte, welches sie für eine andere Species halten, kennen sie unter dem Namen *Jaracassu* oder große *Jararaca*. Sie hält sich in trocknen, von der Sonne erhitzten Gebüschern, aber auch eben so gut in den hohen, feuchten, dunkeln Urwäldern auf. Gewöhnlich liegt sie zusammengekrümmt und bereitet sich nur zum Angriff vor, wenn man ihr zu nahe tritt. Sie erhebt sich dann, sperrt den Rücken auf, emporhebt die Giftdrüsen, streckt sie vor und

springt dann auf ihren Feind los. Obwohl die Eingeweiden ziemlich an solche Untersuchungen gewöhnt sind, so erschrecken sie doch, wie der Prinz von Reuss es erzählt, oft so, daß sie sich lange nicht erholen können. Das bei ist es zu bewundern, daß die indianischen Jäger, welche immer mit bloßen Füßen gehen, im Dامن genommen, so wenig gebissen werden. (D. Thon.)

Copuliren, (s. am Ende der Nachträge.

**CORALLARIA, (Zoophyta).** Unter dieser Benennung hat Blainville eine Familie der Zoophyten aufgestellt, welche diejenigen Polypen enthält, von deren Mund acht fadenförmige Tentakeln stehen und welche, mehr oder minder zahlreich, unter einander vermittelst einer fleischigen, zusammenziehbaren Masse in Verbindung stehen, die eine in der Mitte derselben befindliche Masse umgibt. Diese ist kalk- oder hornartig, dorn oder gegliedert und sitzt, den Polypenstamm bildend, mit ihrer Wurzel auf alterhand Ercörpern fest. Diese Abtheilung enthält nur die Gattungen *Corallium*, *Isis* und *Gorgonia* und nähert sich den Pematuliten, bei welchen die Äste viel kleiner, nicht aufsteigend, nicht verzweigt ist und wo besonders der fleischige Theil dick genug ist, um zusammenziehbar zu seyn und so die Fortbewegung des ganzen Polypenstammes bewirken zu können. (D. Thon.)

**CORALLA, Corallen (Zoophyta).** Als aller meinen Begriff kann man von den Corallen folgenden Charakter aufstellen. Es sind Zoophyten (Pflanzenthiere), aus thierischer Gallerte entstehend, welche letztere sich entweder ganz, immer aber zum Theil in eine der Zusammenziehung unfähige Masse verwandelt, deren unveränderter Bruchtheil aber, als thierischer Schleim, oder zu einem lebenden Thiere, Polyp genannt, ausgebildet erscheint. Weder Naturforscher sind aber von dieser Charakteristik abgewichen und zählen unter den Corallen noch andere Thiere auf, als dieselbe umfassen kann, theils sonderlich davon mehr, auf welche sie noch anwendbar wäre, so daß also diese Abtheilung der Thiere in mehr oder minder engere Grenzen beschränkt erscheint, wie aus den unten anzuführenden Einteilungen das Nähere ersichtlich wird. Überhaupt ist die Kenntniß, welche wir, selbst bis auf die neueste Zeit, von den Corallen haben, immer nur noch eine fragmentarische, und eben deshalb ist es schwierig, dieselben sowohl richtig in die Reihe der vermannten Wesen einzufügen, als auch auf sich zu ordnen, und man kann das, was man von ihnen weiß, wol mit der älteren Conchologie vergleichen, bei welcher die Basis aller Systeme immer nur die Wohnung des Thieres, nicht aber dieses selbst war. So gründeten sich auch die gegenwärtigen Einteilungen der Corallen fast lediglich auf die in Muscheln aufbewahrten Bruchstücke dieser Thiere, da von letzteren die wenigsten auf irgend eine der bis jetzt bekanten Präparationsmethoden erhalten werden können.

Bevor wir jedoch von den systematischen Anordnungen der Corallen sprechen, wollen wir vorerst die allgemeine Naturgeschichte dieser Thiere abhandeln, wobei eine Einteilung derselben in solche mit Polypen und in diejenigen, bei welchen letztere noch nicht aufgefunden wurden, als ganz natürlich erscheint.

(3) Wied. 1. S. 470. Cf. Abbild. der Naturgesch. d. Thier. VII. Coph. saxon. VIII. C. Jararaca.

Daß die blüthenähnlichen Theile, welche sich an den Polypenstämmen <sup>1)</sup> zeigen, thierische Natur seien, ward erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts entdeckt. Der französische Seefahrer Personnel machte diese Entdeckung zuerst an *Corallium rubrum* im Jahr 1723, stellte seine Ansicht Reaumur mit, konnte aber denselben nicht dafür gewinnen. Erst durch Trembleys Entdeckungen der merkwürdigen Eigenschaften an den Süßwasserpolypen (s. d. Art. *Hydra*) ward Reaumur Aufmerksamkeit wider der Sache gemacht, der nun Bernard de Jussieu veranlaßte, der Sache genauer nachzuforschen, und als letzterer seine Ansicht befestigte, so nahm Reaumur im J. 1742 <sup>2)</sup> sein früheres Urtheil zurück. Betailiani Donati <sup>3)</sup> lieferte nun schöne und wichtige Untersuchungen über die Corallen, und auch Personnel's Arbeiten wurden nun bekannt gemacht <sup>4)</sup>. Aber noch immer wurde die thierische Natur der Corallen und ihrer Polypen bestritten, doch legte endlich Ellis, durch einzelne Abhandlungen und ganze Werke, welche er über diese merkwürdigen Thiere bekannt machte <sup>5)</sup>. Linné führte nun in seinem *Systema naturae* Ed. X. (1759) die Corallen schon unter den Thieren auf. Eine eigene vollständige Übersicht der Thierpflanzen, welche noch immer ein klassisches Werk genannt zu werden verdient, gab Pallas <sup>6)</sup>. Wenn aber auch nun immer mehr Entdeckungen in der Naturgeschichte der Corallen folgten, so waren doch die meisten nur gering zu nennen, indem sie sich im Allgemeinen auf die Stämme erstreckten, da nur sehr wenigen Beobachtern die Untersuchung der lebenden Thiere vergönnt war, welche ohne dies mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist <sup>7)</sup>. Unter diesen Beiträgen zu Aufklärung dieses Gegenstandes sind besonders die von Solander <sup>8)</sup> und Esper <sup>9)</sup> zu erwähnen. In der neuern Zeit hat man Lamark <sup>10)</sup> Beobachtungen und Classificationen der Corallen zu danken, so wie Cuvier. Bedeutender waren die Auf-

schlüsse, welche Lamouroux gab, so wie seine Anordnungen umfassender, auf größern Kenntniss der Thiere gegründet <sup>11)</sup>. Die Polypen mehrerer Corallen-Arten und Gattungen beschrieb Lesueur <sup>12)</sup>, und neueste illustrierte Abbildungen derselben. Auch in der Zoologia danica haben sich einzelne nach dem Leben gefertigte Abbildungen mehrerer Corallenpolypen. Eine mit Lesueur gemeinschaftlich bearbeitete Monographie Dedmarest's der *Sertularien* ist leider nicht gedruckt erschienen. Als Beobachter der Anatomie und Physiologie der Corallen sind im allgemeinen Donati, Ellis, Cuvolius <sup>13)</sup>, Spokianski <sup>14)</sup>, Olivi <sup>15)</sup>, unter den neuern aber besonders unter der Wissenschaft zu früh entriffener, feinsinniger Landmann Schweigger <sup>16)</sup>, dann Milne Edwards, Grant, Dupo, Gaimard, Chamisso, Otto, Radpail, Rapp und andere zu nennen, deren einzelner Entdeckungen unten weiter gedacht werden wird.

Bei der Betrachtung eines Polypenstammes (Stirps Linné) mit seinen Polypen verdient viel vorerst das Verhältniß der einzelnen Polypen zu einander in Erwägung gezogen zu werden. Es entsteht hier die Frage: sind die letzteren Organe eines Individuums (des Stammes), oder einzelne, nur zu einem Stamme verbundene Individuen, vergleichbar dem Waben der Biene in einer Zellenreihe (Nabe)? Von diesen beiden Ansichten hat eine jede ihre Anhänger und Vertheiliger gehabt. Für die erstere erklärten sich Pallas, Cuvolius, Bohadsch, Blumenbach, Olivi, Cuvier u. a., für die letztere Personnel, Jussieu, Reaumur, Lamark, Boec, Lamouroux, Cuvignis. In jenem Fall müßte man annehmen, daß der Corallenstamm ein nach vegetabilen Gesetzen wachsendes Thier sey, die Polypen gleichsam seine Blüthen wären; nach der entgegengesetzten Meinung erscheint der Stamm nur als eine Zusammenhäufung und Verwachsung vieler Individuen, welche vielmehr schon als Eier mit einander vereinigt waren.

Gegen die letztere Ansicht streitet der Bau der *Sertularien*, welcher ganz pflanzlich und so regelmäßig ist, daß man nach Stellung der Äste und Zellen sogar die einzelnen Arten unterscheiden kann; ebenso streitet dagegen die Streckung am Stamme des *Corallium rubrum*, die Rundung des Stammes und der Äste vieler Corallenarten.

1) Polypenstamm — oder auch wol Polyp im weitern Sinne, wird die ganze Masse genannt, auf oder in welcher sich die einzelnen Polypen finden. Sie mag hart oder weich seyn, wie z. B. bei den Alcyonien — so wird sie von den französischen Polyptier — das einzelne Thier oder Polype genannt. 2) *Memoires pour servir a l'histoire des insectes*. Vol. VI. p. 70. 3) *Della storia naturale marina dell' adriatico etc.* Venez. 1750. 4) *Philosophical Transactions for the Year 1754*. 5) *Reise in der Phil. Transact.* beschrieb. — An Essay towards a natural history of the corallines by John Ellis. Lond. 1754. 6) u. v. v. d. Abb. — auch franz. — und deutsch v. Kränitz. Nürnberg 1767. 4. 7) *Elenchus zoophytorum*. Hagae Comitum 1766. 8. — Holländ. u. Sinn. von Dehnbart. Ultraject. 1768. 8. — Deutsch von Willenst., herausgeg. v. Herbit. Nürnberg 1787. 4. — Dazu ein Namenregister und Verzeichnisse von Schröder. Nürnberg 1798. 8. 9) Über diese Schwierigkeiten vergl. Quoy at Gaimard in Freycinet Voyage autour du Monde. Zoologia. p. 582. 10) *The natural history of many curious and uncommon Zoophytes*, collected by Ellis, — described by Solander. Lond. 1789. 8. 3. u. v. d. Abb. 11) Die *Polypier* in Abbild. 1791. seq. 4. u. v. d. Abb. 12) *Reise in der Phil. Transact.* beschrieb. 13) *Della storia naturale delle coralline* di Donati. Napoli 1755. 4. u. v. d. Abb. — *Lacon* eine gute deutsche Uebersetzung von W. Epkenagel. Nürnberg 1813. 4. 14) *Memorie di matematica e fisica della Societa ital.* Verona 1784. Tom. I. 2. p. 603. 15) *Zoologia adriatica ossia catalogo ragionato degli animali del golfo e delle lagune di Venezia*. Bassano 1792. 16) *Verhandlungen über die Naturgeschichte der Sertularien, ausgeführten Thier*. Leipzig 1820. 8.

1) *Della storia naturale delle coralline* di Donati. Napoli 1755. 4. u. v. d. Abb. — *Lacon* eine gute deutsche Uebersetzung von W. Epkenagel. Nürnberg 1813. 4. 2) *Memorie di matematica e fisica della Societa ital.* Verona 1784. Tom. I. 2. p. 603. 3) *Zoologia adriatica ossia catalogo ragionato degli animali del golfo e delle lagune di Venezia*. Bassano 1792. 4) *Verhandlungen über die Naturgeschichte der Sertularien, ausgeführten Thier*. Leipzig 1820. 8.



welches alles Folge einer zufälligen Vereinigung nicht seyn kann. Ueberdies, da man annehmen müßte, daß je der Polyp sich wieder durch Eier vermehrt, so würden das durch die äußeren Enden der Stämme immer tiefer werden müssen, was doch nicht der Fall ist. Von einigen Polypen ist es zwar bekannt, daß das Ei sich erst nach dem Absterben des Mutterpolypen entwickelt, allein da dies nicht bei allen der Fall ist, so läßt sich daraus keine Consequenz ziehen.

Eher scheint die Ansicht, daß die Polypen nur Organe eines Stammes oder Körpers sind, die richtigere zu seyn, und Schweiße <sup>17)</sup> führt die Gründe für dies sehr folgende an: 1) Alle Polypen der Seefernen stehen mit der Höhle des Stiels, als einem gemeinschaftlichen Organ, im Zusammenhang. — Dagegen läßt sich aber so gleich und mit Recht erinnern, daß hier eine Annahme eines gleichmäßigen Baues bei den eigentlichen Corallen zum Grunde liegt, und daß dieser Bau nur bei wenigen Gattungen und auch bei diesen nicht mit zuverlässiger Gewißheit nachgewiesen ist. Auch widerspricht sich Schweiße gar selbst (p. 388), indem er sagt, daß die Seefernen sich eben durch jene Höhle, das den Polypen „gemeinschaftliche Organ,“ von den Corallen unterscheiden! 2) Die Seefernen schwimmen durch gleichzeitige Bewegung ihrer Arme, was nur dadurch zu erklären ist, daß die einzelnen Polypen nichts als Organe des Ganzen sind. — Diesen Beweis weist aber Schweiße (p. 391) selbst zum großen Theil wieder um, indem er erklärt, ihm sey kein Schriftsteller bekannt, der als Selbstbeobachter dieses Schwimmen erwähne, obgleich dies allgemein angenommen werde, und daß er vielmehr glaube, daß solches Schwimmen nichts sey, als ein von den Wogen, sich treiben lassen.“ Ausdrücklich aber sagt Dalm <sup>18)</sup>: „Die Seefernen schwimmen nicht frei im Meere herum, wie viele Naturforscher annehmen.“ — 3) Nach Savigny's Beobachtungen <sup>19)</sup> entwickeln sich aus den Eiern des Botryllus und Pyrosoma, welche ganz corallenartig sind, junge Stämme. Wären diese verschiedene Individuen, so würden sie, aller Analogie nach, jedes aus einem besondern Individuum hervorgehen. — Dagegen aber scheint uns dafür, daß einzelne Eier zu Gruppen von Individuen, welche eine gemeinschaftliche Bedeckung haben, zusammenwachsen können, ohne Organe eines Stammes zu seyn, ein klarer Beweis in den Beobachtungen von Audouin und Milne Edwards über die Fortpflanzung der zusammengehörten Scidien <sup>20)</sup> zu liegen. Die einzelnen Eier dieser Scidien sind nämlich vollkommen frei, auch hinsichtlich der Ortsbewegung, schwimmen während zweier Tage lebhaft herum und setzen sich dann erst fest, um hernach auch ihre Gestalt völlig zu verändern, dergestalt, daß sie gegen die anfängliche Gestalt, einem ganz andern Thiere angehören scheint, ein Fall, der, wie wir unten sehen werden, auch bei den Corallen Polypen vorkommt. 4) Die Leichtigkeit, mit welcher der Reiz

von einem Polypen zum andern sich fortpflanzt, so daß bei der Berührung des einen öfters alle sich zurückziehen, läßt sich ungenügend nur dann erklären, wenn man sie als Organe eines geräthlichen Thieres betrachtet. — Dagegen läßt sich aber, unserer Ansicht nach, erinnern, daß 1. B. die Schwämme oft nur ein Fühlhorn einbringen, wenn sie mit diesem einen Gegenstand berühren. Auch sagen Quoy und Gaimard ausdrücklich (a. a. D. p. 598), „Es scheint uns klar, daß diese Thiere (Fungien, Stiefen, Scullien, Milieporen u. s. w.) nach der Gestalt ihrer Stämme zu urtheilen, ein gemeinschaftliches Leben theilen, noch theilen können. Sie würden sonst, wie Lamarck sagt, Eigenschaften haben, welche der Natur aller lebenden Körper entgegenstünden, denn sie würden die Fähigkeit haben, nie zu sterben! — Die Sternrosen mehrer blätteriger Arten stehen mit einander nicht in Verbindung, wie man dies bei den Corallopolipen, Stiefen und selbst bei einigen Mändrinen sehen kann; woraus denn klar hervorgeht, daß jede derselben von einem Polypen eingenommen ist. Bei den letzteren gehen die Furchen oft in einander über und viele Thiere berühren sich mit den Rändern. Bei den Polypten foraminiferen, welche mehr Consistenz haben und viel feiner vertheilt sind, findet die Berührung durch die Fühlfüßen statt. Man braucht also keinen Zusammenhang der Substanz anzunehmen, wodurch alle Polypen zu einer Masse vereinigt würden, um die schnelle Zusammenziehung zu erklären, welche bei allen statt findet, wenn einer berührt wird. Es ist in der That genug, wenn einer sich einzieht, um die andern, die an ihn anstoßen, auch dazu zu bewegen, und nach und nach alle, welche auf einem Stamme sitzen. Diese Erscheinung, nur oberflächlich beobachtet, ist es aber, welche zu der Meinung Veranlassung gegeben hat, daß diese Thiere zusammen zugleich Individuen und einen gemeinschaftlichen Körper bildeten. — Dagegen sagen diese Beobachter von Renilla violacea (p. 643) ausdrücklich, daß deren Polypen sich schnell alle zurück ziehen, wenn einer berührt wird, ob sie gleich keineswegs mit den Tentakeln aneinander stoßen, daß sie daher auf andere Weise und zwar durch den reiparen Stamm in Verbindung stehen müßten. Dieser ist es aber auch eben, welcher nicht erlaubt, diese Thiere mit den eigentlichen Corallen zusammen zu ordnen, ob dies gleich geschehen ist.“ Von Maadrina cerebriiformis wird eben dasselbe (p. 654) gesagt: Diese Thiere, obgleich von einander getrennt und jedes für sich lebend, vergrößern doch gemeinschaftlich ihren Polypenstock, und da sie sich mit ihren Rändern erreichen können, so entsteht dadurch eine zusammenhängende, ununterbrochene Fläche. Hiedurch wird ein gleichzeitiges Zusammenziehen möglich, das jedoch bei der geringen Festigkeit ihres Baues und den flachen Furchen kaum zu bemerken ist. Ferner erwähnen die gedachten Beobachter von Porilloporia coerulea, daß, wenn der Stamm groß war, die sehr lebhaften Polypen bei Berührung nicht alle sich zurückzogen, sondern nur die einem Aste angehörigen, was davon herrührte, daß sie nur äußerlich durch ihre Fühlfüßen mit einander in Verbindung stehen, wodurch denn der Reiz in die Entfernung immer schwächer fortpflanzt wird, weshalb denn die

17) Handbuch der Naturgesch. S. 344. 18) In seinem vortheilhaft Werk: Über die Folgen im Wachsen und die Fortpflanzung der Seefernen 1824, 4. S. 34. 19) Memoires sur les animaux sans vertebres. Paris 1818, II. p. 69. 20) Annales des Sciences naturelles. Tom. XV. p. 10.

weiter entfernten eben weniger und endlich nichts mehr empfinden. — Daß aber nicht einmal alle Fühlfäden zugleich eine Bewegung theilen, erfahren wir von Camisso und Eosenhardt<sup>21)</sup> bei der Beschreibung von *Caryophylla glabrescens* in folgenden Worten: *Animali irritato tentacula pigre eriguntur, delectantur. Pigre quoque extendantur et contrahuntur, neque omnia motu consentaneo.* — Aus allen diesen hier angeführten Gründen möchte also anzunehmen seyn, daß die Polypen Individuen sind, ihrem Polypenstock aber gemeinschaftlich bauen. Die Schweigger gegen die Negelmäßigkeit eines solchen Baues etwas gegen diese Ansicht hat beweisen wollen, ist nicht abzusehen, und es braucht wol kaum der Erwähnung der Bienen, um anderwärts ein Beispiel für die Möglichkeit eines solchen Baues durch viele Individuen beizubringen.

Ein anderer wichtiger Gegenstand in der Naturgeschichte der Corallen ist das Verhältnis der Polypen zum Corallenstock. Es fragt sich nämlich hiebei: ist letzterer blos ein Gehäuse, welches der Polyp auf irgend eine Weise aus seinem Organismus abgesondert, oder ist er ein Bestandteil des Thieres? — Was die erstere Frage betrifft, so ist bei der blos schleimigen Organisation nicht anzunehmen, daß besondere Organe zur Absondern eines solchen Gehäuses vorhanden, wie dies bei den Reislustern der Fall ist. Es ist dies um so weniger voranzusetzen, als z. B. bei Sertularien der Stamm früher da ist, als der Polyp, wie Capolini beobachtete, und nach Donati der *Corallium rubrum* schon Kalk vorhanden ist, bevor der Polyp hervorbricht. Schweigger hält für einen noch größeren Beweis diejenigen Corallen, welche blos Stöcke, oder krume Polypen besitzen, z. B. die Spongien, Nulliporen. Aber würden an diesen nicht vielleicht noch Polypen entdeckt werden? Für diese Ansicht führen wir eine Stelle aus Kopebue's Werke an (III, 107.). „Die röhre Föhre des Risses unter der Brandung röhrt von einer Nullipora her, die fiberrall, wo Wellen schlagen, das Gestein überzieht, und sich unter günstigen Umständen skaloffenartig ausbildet. Farbe und Seidenglanz, die an der Luft vergänglich sind, brüsten und gleich, diesem Wesen thierische Natur bezeugen, und die Behandlung des gebleichten Skeletts mit verdünnter Salpetersäure demährte unser auf Analogie gegründetes Urtheil. Der stüchtige Blick unterscheidet nur an der Föhre und einem gewissen kammerartigen Ansehen die Lithophyten-Arten mit feineren Poren im lebendigen Zustande von ihren tothen, ausgebleichten Skeletten.“ — Ein anderer Grund für diese erstere Meinung ist, daß die Menge des Kalks mit der Größe der Polypen meist in sehr nem Verhältnis steht, ja, daß die Kalkschicht öfters um so dicker ist, je kleiner die Polypen sind. Ferner hat schon Capolini beobachtet, daß die Föhre der *Corallia coriacea* durch Erhärtung thierischer Haut entsteht. Bei *his Nullipora* besteht aber der Stamm aus vielen concentrischen, hornartigen Lamellen, von denen die innersten zuerst hervorkommen, an welchem Proceß folglich der Polyp gar keinen Antheil haben kann. — So muß man also annehmen,

daß der Corallenstock auf gleiche Weise entstehe, wie z. B. bei den höhern Thieren das Skelett, indem schon der Keim die Disposition zu demselben enthält. Wirklich ist auch, nach den Beobachtungen Donati's und Capolini's, das Corallien ein Schleim, welcher in die verschiedenen Substanzen einer Coralle sich umbildet. Noch mehr aber bestärkt Lamourouz diese Ansicht, indem er die Beschreibung der *Tubipora musica* gibt<sup>22)</sup>. „Diese trichterförmige Haut (in welcher der Polyp sitzt) endigt nicht scharf abgeknitten auf der Kalkröhre, welche letztere nur die Verlängerung und das Produkt derselben ist. Die Kalksubstanz sondert sich in dieser Haut aus, auf dieselbe Weise, wie der Kalk in den Knochen ganz junger Säugethiere. Es ist eine wahre Verwandelung einer weichen Materie in eine harte und feste. — Wir wissen nicht, daß der nämliche Fall nicht auch bei den riesigen Polypenstämmen so gut, als bei der Sarcoiden eintrete. Die hornartige Materie der einen, die Föhre und Rinde der andern müssen durchaus durch die Veränderung einer weichen, gallertartigen Substanz in eine hornartige entstehen, mittelst der Haut, welche immer die Polypen umhüllt. — Wir betrachten dieses Organ (die Haut) als eins der wesentlichsten in Bezug auf den Bau der Polypenstämme, als dasjenige, was fortwährend die Materialien ihres Wachstums verarbeitet. Diese Meinung, wie hypothetisch sie immer erscheinen mag, gründet sich auf die Beobachtungen, die wir an den Flüssen und Sertularien angestellt haben, und auf das Wenige, was wir von der Organisation der Madreporen Corallen wissen.“ Nach demselben Beobachter aber zeigt sich der junge Polyp der *Tubipora* zuerst in einer gelatinalen Röhre, die erst später von unten zur Kalkmasse erhärtet.

Was die Organisation der Polypen selbst betrifft, so ist davon noch sehr wenig bekannt. — Nach Capolini besteht die Substanz der Sertularien aus dicht an einander stehenden Schleimförmigen. — Was den übrigen Bau betrifft, so sind die Unterschiede im Allgemeinen nicht sehr bedeutend; die meisten Polypen kommen durch jähreide, bald epländrische, bald blattähnliche Fühlfäden, welche um einen eigentlichen Körper herum stehen, mit einander überein. Die Verwandtschaft mancher Arten und viel leicht auch Gattungen mit den Netzen scheint so groß zu seyn<sup>23)</sup>, daß man von ihnen sagen möchte, es seien Netzen in einem Stengehaube. Andererseits lassen sich die Flüssen den zusammengesehten Striden vergleichen, denn man findet bei ihnen, wie bei diesen, eine große innere Höhlung, welche nach außen durch eine mit Fühlfäden mehr oder minder bekränzte Öffnung mündet, einem mit derselben in Verbindung stehenden Disphagogen, einen Magen, einen auf sich zurückgezogenen Darm, der sich zur Seite der ersten Höhlung öffnet, endlich ein an der Krümmung des Darms befestigter Eitrhod<sup>24)</sup>. — Die Polypen der Corallen, sowie der Sertularien

<sup>21)</sup> Freycinet Voyage. Zool. p. 637. und die schon erwähnte Darstellung, welche tra und in p. 637. die Föhre der *his* geben ist, capiti nicht im: Archiv der Naturgeschichte. Naturgeschichte. Bd. 1810. 6tes Heft. <sup>22)</sup> De la Roche — Zoological Journal, III. 431. t. 13. <sup>24)</sup> Audouin et Milne Edwards in Annales des Sciences naturelles. XV. 12.

und Tubularia, haben um die Mundöffnung zahlreiche, fadenförmige, ungeladene Tentakeln (Fühlfäden) in einfacher oder doppelter Reihe, oder auch zerstreut, und setzen in eine weiche, contractile, nackte, oder mit einer hornartigen, dünnen Hülle umschlossene Röhre fort. In der Nähe der Tentakeln stehen die Eierstöcke <sup>23)</sup>. Die Polypen der Miliepora sind weniger bekannt, doch hat Ellis eine vollständige Beschreibung derer von *Miliepora rosea* geliefert <sup>24)</sup>. Nach ihm umgeben zwölf fein gefranzte Tentakeln die Mundöffnung, welche zusammengezogen eine strahlige Wange vorstellen. Um die Höhle, welche wol dem Magen entsprechen mag, findet sich eine Reihe von Eierstöcken. Der Magen setzt in einem kleinen Darm fort, der seine Richtung nach der Achse des Stiles nimmt, in welcher alle Kanäle der äußeren Windungen in einem einzigen Hauptkanal zusammenlaufen <sup>25)</sup>. — Der Polyp der *Miliepora truncata* und *reticulata* (Retepora Lamk.) ist mit einfachen, sehr zahlreichen, trichterförmig in einfacher Reihe stehenden Tentakeln versehen, und nach Donati, Ellis und Cavolini ist der erstere noch das mittelst Fäden befestigt ist, mit welcher er, wenn er sich zurückzieht, die Hülle schließt. Ob *Miliepora coriacea* überhaupt dierher gehört, sowie die Nulliporen, welche früher unter *Miliepora* standen, ist mit Recht zu bezweifeln; denn an jener konnte Rapp auch keine Polypen entdecken <sup>26)</sup>. — Bei den Akcönen, oder vielmehr bei den aus der Annähernden chaotischen Gattung *Akcönium* gesonderten Gattungen *Antheis*, *Xenia*, *Amoetha* und *Lobularia* ist der Polyp mit acht gleich großen, lanzettförmigen, gefiederten Tentakeln versehen, welche sich sternförmig ausbreiten und in einem einfachen Kreise stehen, in dessen Mitte sich die Mundöffnung befindet. Jeder sitzt auf einer blind endigenden Röhre, und diese Röhren stehen nicht mit einander in Verbindung, sind aber der Zusammenziehung fähig und können das Wasser, mit dem sie angefüllt, ausstoßen. Der Polyp kann sich theils in die Röhre zurückziehen, theils nicht, und letztere wird in jenem Falle bei manchen noch durch sternförmige Klappen geschlossen. In der Tiefe des Polypen stehen sechs bis acht Eier (Keimkörner) Trauben, denen eben so viele der Fänge nach laufende, gerundete Eierleiter entsprechen, die sich an den Enden anlegen, und mit einer kerosenen Öffnung in dem Winkel zwischen den Tentakeln nach außen münden. Dies ist besonders bei *Xenia* der Fall; nach Grant kommen aber bei *Lobularia digitata* die Eier aus der Mundöffnung, ohne durch Eierleiter empor zu steigen. Sie entwickeln sich aber gegen den Herbst in Eierstöcken, jedes Ei hat seinen Hüllstanz, durch welchen es seine Nahrung erhält, und der es an einer Stelle im Innern des Kanals befestigt <sup>27)</sup>. Über die Tubiporen

hat Lamouroux ziemlich vollständige, anatomische Aufschlüsse gegeben <sup>28)</sup>. Der Polyp ist mit acht gefiederten, in einfachem Kreise die Mundöffnung umgebenden Fühlfäden versehen. Acht Stränge (Fäden), an welchen die kugelförmigen Eier mittelst kurzen Stielen sesshaft, laufen von der Mundöffnung aus, an der inneren Fläche des Polypen hinab. Dieser wohnt in einer Kaltröhre, und eine contractile, röhrenförmige Haut erstreckt sich vom freien Rande der Röhre an den Polypen, an dessen äußerer Fläche sie sich unter den Fühlfäden befestigt. Wenn der Polyp zurückgezogen ist, so werden seine Fühlfäden von dieser häutigen Röhre eingeschlossen und durch die Verfürgung dieser Röhre wieder hervorgehoben. Mehrere parallele Röhren werden durch dünne, horizontale Lamellen, welche in gewissen Zwischenräumen von einander stehen, in Gruppen vereinigt. Die Polypen selbst befinden sich nur in der obersten Röhre, und die sämtlichen übereinander stehenden Röhren scheinen also das Produkt mehrerer, auf einander gefolgter Polypen zu seyn, von welchen immer die untersten absterben. — Die vorzugsweise unter dem Namen der Corallen besantene Gattungen *Corallium*, *Lis* und *Gorgonia* haben zurückziehbare Polypen mit acht, die Mundöffnung sternförmig umgebenden, am Rande gefiederten oder gezähnten, lanzettförmigen Tentakeln. Die Mundöffnung verlängert sich in eine Speiseröhre, welche wiederum in die Magenöhle führt. In der Höhle finden sich auch die Eierleiter, deren wahrseheinlich sechs — nach Cavolini acht vorhanden sind, und die, den Beobachtungen dieses Naturforschers zufolge, je zwischen zwei Tentakeln münden. Die Öffnung, in welche der Polyp sich zurückziehen vermag, wird oft durch acht Klappen, die sich mit den Spitzen zusammenziehen, geschlossen. Die sämtlichen Polypen sitzen zerstreut in einer dicken, den Polypenstock umgebenden Rinde, zwischen jenem und dieser liegt eine dünne mit Gefäßen versehene Schicht, durch welche die Polypen unter einander in Verbindung stehen <sup>29)</sup>.

— Mehrfach weicht von ähnlichen Gattungen doch immer noch *Cornularia* ab, welche im Eßsel wol eine andere Stelle bekommen wird, da ihr Bau vollkommen zu seyn scheint, wenn sie nur erst vollständiger untersucht ist. Die Polypen verlassen haben um die Mundöffnung acht gefiederte Tentakeln, welche in einem einfachen Kreise stehen. Von der Mundöffnung erstreckt sich in die einfache Höhle des Polypen eine kurze Röhre, in welche die sechs Eierleiter sich vereinigen. Der Polyp selbst vermag sich vollständig in die ihn umgebende Röhre zurückziehen. — Die Gattungen der Modeporen kommen in folgender Organisation im Allgemeinen überein. Die Mundöffnung ist von zahlreichen, ungefederten, meist in mehrfachen Kreisen gestellten Tentakeln umgeben. Das Thier kann sich so zurückziehen, daß die Fühlfäden verschwinden, die Bewegungen geschehen aber nicht schnell. Die Lamellen der Sterne des kalkigen Stamms theilen die Höhle des Thiers in Fächer, die aber an ihrer inneren Seite alle in diese gemeinschaftliche Höhle sich öffnen. Die von jenen Kalklamellen gebildeten Jellen werden von der äußern

23) Napp & a. O. S. 14. 26) Mémoires de l'Académie de St. Pétersbourg. T. K. p. 322. 27) Ellis'se selbst daraus auch, daß die Polypen nur Organe eines Thieres seyen, aber selber gewiss die von ihm gegebene Beschreibungem seien, trotz ihrer Unvollständigkeit, was sehr zu bedauern ist, da er so viele schöne Beobachtungen anstellen konnte. Cf. Ellis in Jhs. N. S. 244. Von den käsigen erdhaften Corallen-Beschreibungen ist keine Anwendung zu machen! 28) a. a. O. S. 20. 29) Edinburgh Journal of Science. Nr. XV. 1828.

30) S. oben bei *Tubipora muscosa*.

31) Vergl. den Art. *Corallium*.

Haut des Thieres ausgekleidet, und so zwischen zwei Lammellen findet sich eine dünne Längsfalte, welche die Eier umschließt, deren sich von verschiedener Größe in einem und demselben Eicrlande finden. Am innern freien Rande der Falte läuft schlangenförmig in vielfachen, kleinen Krümmungen der Eicrleiter (Eiergang, Oviduct). Wo an dem Kalksteine, statt der Sterne, wellenförmige, mit Lamellen besetzte Furchen sich finden, haben die Thiere, nach de Saurer, zwar keine abweichende Gestalt, aber es findet ihre mehr zusammengetragenen <sup>23)</sup>. Von *Fungia rubra* haben Duop und Gaimard noch einige Eigenthümlichkeiten angegeben <sup>24)</sup>. „Man kann nicht sagen“, bemerken diese Naturforscher, „daß die *Fungia* Tentakeln habe; es ist ein großer Polyp mit einer dünnen Haut, die, in Strahlen gestaltet, am Rande schwach geschnitten ist, und die an der untern Seite eine Kalkmaterie absondert, welche alle Formen des Thieres annimmt, selbst diejenigen, die es zufällig bekommen könnte. So sieht man z. B., wenn man die verschiedenen Polypen der *Fungia* betrachtet, daß meistens große Lamellen vom Mittelpunkt nach dem Umfisse laufen, daß manche derselben auf der Hälfte dieses Weges ihren Ursprung haben, und andere gespalten sind. Alle diese Scheidewände sind dreieckig und an der Basis stärker, als an der obern Spitze, wo der fleischige Theil so schwach ist, daß die Kalkblättchen kaum damit bedeckt scheinen, wenn jener nicht eine andere Färbung hat. Sehr deutlich erscheint sie bei den gefärbten Arten. An den Seiten sind die Blättchen mit kleinen, warzigen Erhöhungen bedeckt, welche, indem sie sich in die Falten des Thieres legen, dasselbe so fest am Stamme befestigen, daß man es von diesem nur schwach abreißen kann. Der nämliche Fall tritt für den mittleren Theil ein, der indessen von derberer Organisation, zumisch dem Fleische der Actinien ähnlich ist. — Der gefaltete Mund des Thieres steht weiter vor, ohne insofern über die Furchen, in welcher er liegt, herauszutreten. Bei der geringsten Berührung zieht er sich zurück, sowie alle am weitesten vorspringenden Theile, dergestalt, daß dann das Thier gar nicht mehr vorhanden zu seyn scheint.“ — Einen ganz eignen Bau des Thieres beschreiben Duop und Gaimard bei *Caryophyllia angulosa*. Die Thiere nämlich, welche die Sterne dieses Polypenstammes einnehmen, erscheinen so sonderbar und von dem Bau, den sie haben sollten, so abweichend, daß die Beobachter, ob sie dieselben gleich mehrmals untersuchten und an Ort und Stelle mit vieler Genauigkeit zeichneten, die Darstellung und Beschreibung nur mit der Einschränkung mittheilen, welche die diesem außerordentlichen Fall, der dem gewöhnlichen Bau dieser Thiere ganz entgegensteht, einreihen muß. In der That kann ein blättriger Polypenstamm nur durch einen ähnlich gebanten Polypen herabgesehen werden. Hier ist dies aber nicht der Fall. Zwar ist die kleine Art dieses Stammes blättrig, aber die Thiere, die in ihren Windungen sitzen, sind eiförmig, sehr in die Länge

gezogen, dunkelgrün, an ihrem obern Ende zugespitzt und mit einer Menge kleiner Spitzen besetzt, aber trotz der Scheidewände der Sterne dergestalt an einander gedrückt, daß sie sich mit den Enden berühren und nur eine gleiche, ausnehmend sammtartige Fläche bilden, über die man gern mit der Hand wegstreicht. Da sie mehrere Linien lang über den Polypenstamm vortragen, so fallen sie am, wenn man sie aus dem Wasser nimmt, und man kann dann ganze Fingergriffe voll herausziehen. Blauville, dem die Zeichnungen übergeben wurden, ist der Meinung, daß sie nicht die Erbauer dieses Polypenstammes, sondern nur Schmarotzer sind, die ihn nach dem Tode der ursprünglichen Erbauer zur Wohnung erwählten. Dabei ist es indessen merkwürdig, daß sie nur auf diesem Stamme gefunden wurden und nie auf einem andern, daß sie denselben so dicht bedecken, daß gar kein Stern zu sehen ist. — Einen ganz ähnlichen Bau beschreiben Edamisso und Esopushardt bei der schon oben erwähnten *Caryophyllia glabrescens*. In ganz anderer Weise abweichend erscheint der Polyp der *Caryophyllia arborescens*, welchen Duonatt beschreibt <sup>25)</sup>. Er hat eine vielstiefige Mundöffnung mit scheitelförmigen Mundfortsätzen umgeben, und außerdem an dieser Öffnung wieder einen Körper mit acht Tentakeln. Ein solcher Bau weicht, wie Lamouroux bemerkt, ganz von dem aller bis jetzt bekannten Polypen ab. Die Beschreibung dagegen, welche de Saurer <sup>26)</sup> unter andern von der gegebenen hat, schildert den Polypen derselben als mit 22 kurzen, stumpfen Tentakeln versehen, von welchen 11 in die Höhe stehen, die übrigen eine schiefe Richtung haben. In der Mitte steht eine linienförmige Öffnung, und wenn das Thier sich ausstreckt, so sieht man unter der Basis der Tentakeln die Blätter, welche zwischen den Steinlamellen des Stammes stehen. So müssen also noch genauere Beobachtungen entscheiden, welches die wahre und beständige Form der Polypen verschiedener Stämme ist.

Was die Ernährung der Corallen betrifft, so ist wol von denjenigen, welche Polypen besitzen, anzunehmen, daß sie durch diese gespeist, wie denn alle Beobachtungen der größten bis jetzt geleistet haben. Die Nahrung selbst besteht bei diesen aus kleinen Krustaceen und andern Wassertierchen, ja de la Roche erwähnte die *Caryophyllia Smithii* mit Stadien von Fischen. Von den äußerst kleinen Polypen kann man wol mit Bestimmtheit annehmen, daß sie sich blos von Wasser und den in ihm befindlichen Infusorienthieren ernähren. Dieser letztere Vermuthung insofern, daß manche Corallen auch mit ihrer Grundfläche, wie durch eine Wurzel, Nahrung einziehen. Namentlich soll dies der Fall seyn bei *Sertularia*. *Sertularia parasitica* wachst auf der *Sertularia racemosa*, und stark jedes Mal, wenn er sie abläßt; sie scheint ihm das bei vom Coste dieser Species sich zu ernähren. Daß die treckenden Wurzeln der *Sertularia* Nahrung einziehen, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß im Herbst die Zweige absterben, und im nächsten Frühjahr neue Triebe

32) Rapp a. a. O. S. 38. Höchstens besonders von *Caryophyllia calyculata*.

33) Freycinet Voyage a. a. O.

34) S. 34.

Aug. in Encyclop. d. M. a. R. XXI.

34) N. S. D. Taf. VII.

35) Mémoires du Muséum

Tom VI.



aus der perennirenden Wurzel austreiben. — Andere Corallen besitzen den Luftwurzel der Pflanzen analoge Dergane, *Cellaria cereoides*<sup>37)</sup>, reptans, scruposa und einige andere Ceratophoren treiben öfters, statt Polypen, sadenformige Fortsätze. Diese Fäden hängen ents weder fest im Wasser, oder befestigen sich mit ihrem au ßeren Ende, und es ist wahrscheinlich, daß sie Wasser einsaugen. — Unverdauliche Stoffe werden durch die Mundöffnung wieder entfernt, ja de la Bede beobachte te sogar, daß ein von einem Polyp verschluckter kleiner Krebs, der eine falsche Nahrung bekommen hatte, die wol der Verdauung hinderlich seyn mochte, wieder ausge sossen und durch die Tentakeln anders gewendet ward. — Was die Aufnahme der ernährenden Stoffe in den Kör per, oder, mit andern Worten, die Assimilation betrifft, so wird zwar allgemein angenommen, daß diese blos durch Resorption der gesamten Magenhöhle statt finde, da man bis jetzt noch keine besondern Organe für dieselbe hat entdecken können, und Schweigger sagt ausdrücklich, sie könne auf keine andere Weise geschehen, als indem der Nahrungsaft, welcher durch die Wägen und durch die hohlen Stiele sich verbreitet, auf der innern Wand eins dringt, und sich so jede einzelne Stelle ernähre, ohne von einer andern abhängig zu seyn, denn jede see Schleim, und nirgend ein Organ, welches für andere Theile Säfte bereite. Wir glauben indessen, daß die Auffindung dies ser Organe späterh Zeitn wol noch ausbehalten seyn dürf fe. Denn wie viel ward nicht schon in den neuern Zeiten entdeckt, an dem früher nicht blos gezwisfelt, sondern dessen Vorhandenseyn selbst so bestimmt gegauget wurde, daß man sogar auf einen solchen Mangel systematische Abtheilungen gründete! Es wäre hier nicht der Platz, beweisende Fälle für diese Ansicht anzuführen. — So viel ist wenigstens gewiß, daß der Nahrungsaft in den Wä gen und in den Kanälen der Stämme der Corallen eine bedeutende Veränderung erleidet, ehe er in den thieris chen Bestandtheil übergeht. Die Flüssigkeit, welche in den Kanälen der Ceratophyta corticosa vorkommt, ist milch igh (Corallenmilch), und eine noch auffallendere Verän derung der Säfte findet sich wahrscheinlich bei den Poly pen der blättrigen Lithophoren, indem sie gewöhnlich als häßlich beschrieben werden. Besonders leicht beobachtet man die Flüssigkeit in den Röhren der Sertularien, da diese durchscheinend sind. Eacolini sah darin eine körnige Materie, welche in lebhafter Bewegung auf und abwärts fleg. Die Körner waren durchaus denjenigen ähnlich, aus welchen die Polypenfabriken der Sertularien besteht, und sie schienen diese unmittelbar zu vergrößern, indem sie zwischen ihre Körner sich einschieben.

Das Produktionsvermögen der Corallen gleicht das in dem der Vegetabilen, daß, wie jede Pflanze nach eis gewöhnlichen Gesetzen sich vergrößert, so auch die Ent stungen und Arten der Corallen. Die neue Masse leimt knospenartig hervor, verlängert sich und bildet sich zum Polypen, zu dessen Zelle und Stiel dergestalt aus, daß, wie schon erwähnt wurde, theils der Polyp, theils die Zelle zuerst entsteht. Jenes scheint ausnahmsweise eben

bei der oben erwähnten Dergelcoralle (*Tubipora musica*), dieses in der Regel des Fall zu seyn. Der aus der Knospe entwicelte, glodenförmige Stiel wird zur Zelle, und in ihm erscheint zunächst eine kleine Kugel als das Ende der in der Röhre eingeschlossnen, thierischen Masse, diese Kugel wächst zum Polypen heran, füllt alsdann den Stiel aus, und dieser öffnet sich an seinem vordern En de, um den Polyp herauszutreiben zu lassen. — Das Her vortressen der Triebe geschieht entweder an den Epithen, and die Triebe beugen sich seitwärts, schießen sich mehr oder weniger über einander, indem sie sich verlängern, wie J. B. an den Alconien und andern, und mit einiger Modification, indem die Triebe nicht geschiebt sind, bei den Sertularien. Anders erfolgt die Produktion bei dem jentgen Corallen, deren Triebe senkrecht stehen und an der Spitze mit einem einzigen Polypen versehen sind, des sen Mündung in der Mitte liegt. Hier befindet sich der Polyp gerade an dem Punkte, wo der neue Anfsatz hervor, kommt. So sind namentlich die Blätter in den Steincorallen gebildet, die aus horizontal über einander gestellten Zellen bestehen, so daß eine jede die Mündung der vorher gehenden bedeckt und im Durchschnitt lauter ähnlich gebil dete Zellen zeigt. Auf ähnliche Weise wächst die Dergel coralle. Es scheint also, daß periodisch Polyp und Por lypenstelle sich dergestalt über einander erzeugen, daß die Entsehung des neuern obern Polypen und seiner Zelle durch das Absterben des untern bedingt ist. Hiemit stimmt auch eine Beobachtung Esplanant's<sup>38)</sup> überein, nach welcher die Polypen des Anthophyllum caespitosum von ihren Sechern sich ablösen, und vielleicht ist Echinopora Lam., in welcher Coralle eine jede Zelle durch eine falsche Scheibe, in dem von Peron mitgebrachten Exemplare, fest geschlossen gefunden wurde, ein in der Zellenbildung begriffener Lithophor der Gattung Agaricia. Auch sah Duquemaie<sup>39)</sup> die Polypen der *Tubularia indivisa* ungefähre alle 14 Tage abfallen und aus der in der Röhre zurückbleibenden thierischen Substanz neue Polypen aus sprossen. Da aber nach den bisherigen Beobachtungen das Leben der Polypen nur kurz ist, so erklärt sich leicht, nach den obigen Voraussetzungen, wie manche Corallen stämme in so kurzer Zeit eine so bedeutende Größe errei chen können. — Eine weitere Vergrößerung des Corals senkörsts scheint dadurch statt zu finden, daß die, man che derselben umkleidende, thierische Haut zu Kalksubstanz er härtet, wovon wie bei dem Artifel Corallium gesprochen haben, und welche Vergrößerung der Entsehung der Holz ringe bei den Gewächsen aus der umkleidenden Haut zu vergleichen ist.

Wir glauben nach diesen Andeutungen nicht nöthig zu haben, noch weitläufiger über die Entsehung der Corallenkörste zu ehen und haben nur noch des theils weissen Absterbens derselben insofern zu gedenken, als dies ses in eigener Weise erfolgt. In den meisten Corallen nämlich erfolgt das Absterben der Hülle von der Ba ßis aufwärts; da aber diese letztere nicht dazu da ist,

36) Ell. et Sol. tab. V. fig. 6.

37) Memor. della societ. ital. Verona. Vol. II. p. II. p. 615 et 625. 38) Journal de physique. Juin 1779. p. 412.

dem Stamme Nahrung zuzuführen, so stirbt dieser dadurch auch nicht gänzlich ab, sondern es kommt nur die thierische Substanz außer Verbindung, so daß an alten Steincorallen, namentlich an Madreporen, nur die Spitzen der sich lebende, thierische Materie enthalten. Die Sertularien dagegen, deren thierische Substanz gleichmäßig durch die ganze Coralle verbreitet, ist und welche vielleicht, wie oben bemerkt wurde, durch ihre Wurzeln Nahrung einziehen, verhalten sich beim Absterben der einzelnen Stäbe ganz wie Vegetabilien, sie sterben im Herbst bis zur Wurzel ab, und im Frühjahr kommen neue Aste hervor.

Was die Fortpflanzung der Corallen betrifft, so findet diese auf dreifache Weise statt, erstens durch sogenannte Eier, oder richtiger ausgedrückt Keimförner, in dem diese Körper dem Begriff des Eies, wie solcher für die höheren Thierklassen festgestellt ist, keineswegs entsprechen, da man bei denselben namentlich eine Befruchtung nicht annehmen kann, insofern man wenigstens das jetzt eigentliche Geschlechtstheile, die Eierstöcke etwa ausgenommen, bei diesen Thieren noch nicht entdeckt. Zweitens durch ein Hervorsprossen von Knospen aus den Seiten des Stammes und der Zweige. Man könnte zwar auch vermuthen, daß hinsichtlich dieser Sprossen eine Täuschung obwalte, und sie aus angelegten Eiern hervorgängen; gegen diese Annahme streitet aber: 1) Es ist Thatsache, daß die Sertularien (die Beobachtung wurde bei *Sertularia abietina* gemacht), bei welchen der belebte Bestandtheil in der Art des Stützes enthalten ist, auf die Art ihren Polypenstock vergrößern, daß aus diesem Zweige ausprossen und erst nachdem diese eine Länge von fünf, je acht Linien erreicht haben, kommen an den Seiten derselben kleine Knospen heraus, welche nach vier oder sechs Tagen zu vollkommenen Polypen heranwachsen <sup>38)</sup>. 2) Bei *Xenia umbellata* sind die contractilen Nöthen, die an der Spitze den Polypen tragen, büschelförmig an einander gemachsen. Zwischen diesen Nöthen sprossen von der Basis heraus neue, an denen endlich, wenn sie die Oberfläche erreichen, ein Polyp zum Vorschein kommt. Diese kleinen Nöthen zwischen den älteren können nicht wol durch Eier entstanden seyn. Nirgends zeigt sich ein Weg, auf welchem Eier zwischen die an einander gemachsenen Nöthen der Polypen hinein kommen könnten <sup>39)</sup>. Auch bei den Flustern, die aber in anderer Hinsicht von den Polypen abweichen, bemerkt man 3), daß wenn ein Ei der Flustra sich festgesetzt hat, der obere Theil der Zelle, noch ehe der Polyp vollständig ausgebildet ist, sich aufwärts ausdehnt, um den Anfang einer zweiten Zelle zu bilden. 4) Bei den Flustern geschieht die Bildung eines Eies aus Keimen des alten Polypen. Wenn dieser auf diese Weise in Grunde gegangen ist, so bildet sich nach den Beobachtungen, die Grant bei *Flustra solacea* angestellt hat, in der verlassenen Zelle

aus einem dunkler gefärbten Fleck ein neuer Polyp. Wie schon angedeutet, hat man bis jetzt Geschlechtstheile bei den Corallenpolypen nicht entdeckt, man nimmt daher im Allgemeinen alle Individuen als weiblich an, da jedes derselben sich fortpflanzen vermag, obwohl man sie mit gleichem Rechte für Zwitter halten könnte (vergl. den Artikel *Hermaproditus*). Was die Vermehrung ins Besondere betrifft, so geschieht dieselbe bei den Corallen auf die Art, daß auf der äußeren Oberfläche kleine Behälter oder Blasen hervorstechen. Diese stehen entweder einzeln, und in diesem Falle kommen aus ihnen jährlich Eier hervor, welche vermittelst kleiner Wimpern frei im Wasser herumschwimmen können, wie bei den Sertularien; oder diese Behälter stehen an jedem einzelnen Polypen in der Nähe der Tentakeln zusammengedrängt, und in diesem Falle kommen bald die jungen Polypen schon mit ihren Tentakeln versehen aus einer Öffnung an der Spitze der Behälter hervor, wie bei der Gattung *Tubularia*, bald fallen die letztern ab, als Eier (Keimförner), wie bei der Gattung *Coryna*. — Die Vermehrungsweise der Milleporen ist noch sehr im Dunkel gehüllt. Zwar will Lillieus beobachtet haben, daß bei *Millepora rosea* rothe Körner in Menge aus den Theilen kamen, welche er für Eierleier hält (s. oben), und daß diese Körner einer freiwilligen Bewegung fähig waren, auch Gestalt und Größe veränderten, indessen gibt diese Beobachtung zu wenig Licht in der Sache. Von der Vermehrungsweise der Alconien ward schon oben gesprochen; über den Austritt der Eier, welche sich bei der Orgelcoralle finden (s. oben) ist eine Beobachtung noch nicht vorhanden; auch von den übrigen Corallen wissen wir wenig oder nichts, und nur von *Cornularia* bemerkt *Capotini*, daß der Polyp die Eier, wie die Sertularien und Madreporen zur Welt bringe. Drittens erfolgt noch eine Vermehrung der Corallen durch Stecklinge, indem irgend ein Stück abbricht und auf dem Meeresboden als neuer Stamm Platz nimmt und sich als solcher vergrößert.

Im Allgemeinen ist über die Natur der Corallenpolypen nur wenig noch zu bemerken; der Sinn des Gesichts, abgesehen von dem Vorhandenseyn besonderer, ihm ansehnlicher Organe, scheint ihnen doch nicht ganz zu fehlen, indem sie mehr oder weniger sich nach dem Einflusse des Lichtes richten. Auch der Tastsinn kann ihnen wol nicht abgesprochen werden, indem ihre Tentakeln ihnen offenbar die Gegenwart einer Beute anzeigen, und sie sich derselben bedienen, um jene in die Mundöffnung zu bringen. Ein Nervensystem und Gefäßsystem scheint bei ihnen nicht vorhanden zu seyn <sup>40)</sup>. Was das Verfügen und Einziehen der Tentakeln betrifft, so bemerkt *Rapp* <sup>41)</sup>, es geschehe durch die Ausübung der Irritabilität dieser Theile, das Ausdehnen und Verlängern scheine dadurch hervorgerufen zu werden, daß die Tentakeln sich mit Wasser füllen, denn bei allen Polypen und Actinien seyen diese Theile hohl und mündeten mit ihrer Grundfläche in die Höhle des Körpers.

38) Grant Beobachtungen über den Bau und das Leben der Flustern überliefert aus *Jamesons philos. journal in Hastings's Schriftschiff für die organische Physik*. 2. Bd. 3. Hft. 40) *Reuter, opuscula subscissa* a. l. p. 39.

41) *Berol. von Henden über Kreislauf in der Plasmocolla Ophio lila* XXI. 42) *a. a. O. S. 7.*

Corallen ohne Polypen. — Man hat zwar im Allgemeinen angenommen, daß alle Corallen Polypen enthalten, indessen haben selbst die neuesten Untersuchungen bei mehreren Körpern, welche indessen ihrer übrigen Organisation nach allerdings noch zu den Corallen gerechnet werden müssen, noch keine Polypen nachgewiesen. Diese Körper sind erstens die Schwämme, sowohl die See- als Süßwasserschwämme und dann die Mulliporen.

Die Seeschwämme oder Meeresschwämme bestehen aus einer thierischen Gallerte, in welcher ein faseriges Gewebe sich erzeugt, welches den größten Theil des Schwammes ausmacht. An der Oberfläche bemerkt man entweder deutliche Ründungen, von welchen sich Kanäle in das Innere des Schwammes erstrecken, oder die Ründungen und Kanäle fehlen. Schon bei Art des Wachstums der Schwämme läßt sich den Mangel an Polypen schließen, denn sie wachsen bedeutend, ohne neue Triebe, welches sich bei den Polypencorallen ganz anders verhält. Wenn man auch an den Ründungen einiger Arten abwechselnd ein Öffnen und Schließen bemerkt hat, sowie ein Ausströmen des Wassers aus denselben oft mit Keims förmern vermischt, so ist es doch noch keinem Naturforscher gelungen, selbst dem aufmerksamsten G. n. t. nicht, der sich lange Zeit mit der speciellen Untersuchung der Schwämme und namentlich der Seeschwämme beschäftigte, Polypen in denselben zu entdecken <sup>43)</sup>. In wiefern dieses Wasserausströmen dem Ernährungsproceß angeht, liegt noch im Dunkeln, denn auch andere Schwämme, denen die Öffnungen und Kanäle fehlen, leben und wachsen so gut, als die, welche damit versehen sind. Was das Wachstum selbst anlangt, so findet sich immer zuerst die Gallerte, in welcher dann der faserige, das Gewebe des Schwammes bildende Stoff auf gleiche Weise, wie bei den Corallen, zu entstehen scheint. Von der Fortpflanzung der Schwämme ist auch weiter nichts bekannt, als daß sich die schon erwähnten Keimformen in ihnen finden, ausgekrochen werden und dann bei manchen sich freilebende, thierische Bewegungen zeigen.

Was die Süßwasserschwämme betrifft, so haben sich über dieselben, besonders in der neueren Zeit, so mancherlei Meinungen erhoben, daß die Natur des Thieres sehr niedriges angefaßt ist, und wir es daher vorziehen, zu nächst auf den Weisheit Cristiella und die übrigen hieher gehörigen, unten in der systematischen Übersicht zu erwähnen, zu verweisen.

Hinsichtlich der Mulliporen sind wir ebenfalls noch im Dunkeln. Polypen wurden an ihnen noch nicht entdeckt, wenn sie auch nach dem, was wir oben an K. o. b. s. h. e. n. e. anführen, wol darin enthalten sind, und so wird es sehr schwierig, ihr Wachstum zu erklären, wenn man es nicht allenfalls mit dem der Corallen vergleichen will, deren Wasse, obgleich schon verfeinert, denn noch an Größe zunimmt.

Über die Lebensdauer und geographische Verbreitung der Corallen sind noch viele ergänzende Beobachtungen

zu machen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß zwar das Leben der Polypen kurz ist, daß Leben der Corallen aber, unabhängig von diesen, so lange, fortdauernd, als sich noch neue Polypen auf denselben erzeugen. Es ist in dieser Hinsicht schon oben bei der Fortpflanzung mancher auch hieher Gehörigen Erwähnung geschehen. Beobachtungen und selbst die Erfahrungen der Corallenfänger sprechen dafür, daß das Daseyn der Corallen und ihres Polypen, mit Ausnahme der Steincorallenriffe, nur auf gewisse Jahreszeiten beschränkt ist, indem man in manchen Monaten und namentlich in den kaltesten keine Polypen mehr an den Stämmen findet.

Hinsichtlich der geographischen Verbreitung der Corallen haben wir bis jetzt auch nur Bruchstücke, die jedoch vielleicht durch die neuern Entdeckungstheilen noch und noch, wenn auch zu einem unvollständigen Ganzen, vereinigt werden dürften. Im Allgemeinen scheinen in den heißen Zonen die Steincorallen und namentlich die Blättercorallen einheimisch zu seyn, während die Ceratophyten theils mehr den Norden bewohnen, theils vielleicht überhaupt am weitesten nördlich vorkommen, abgesehen davon, daß auch von ihnen die Mehrzahl der bekannten Arten in heißen Erbkissen sich findet. Von mehreren Corallen kennen wir nur die fossilen Ueberreste, von manchen Gattungen kommen indess sowohl lebende als fossile Arten vor, wie aus den weiter unten zu gebenden, systematischen Übersichten näher hervorgehen wird.

Zum Schluß haben wir noch derjenigen Körper zu gedenken, welche von mehreren Naturforschern zu den Corallen gerechnet worden sind, ohne mit Recht denselben beigezählt werden zu können.

Hieher gehören denn 1) die von Desmarest Amphitoe genannte Gattung, welche den Vegetabilien zu gehört; 2) *Musara arenosa, Ellis*, (*Alcyonium arenosum, Lurton, Discopora cribrum? Lamarck*) ist nach einer Angabe nur ein Produkt von *Nerita glauca* der englischen Conchhiologen, nach einer andern Meinung rührt sie von *Natica castanea, Lamarck* her <sup>44)</sup>; 3) nach Schweigger, die Gattung *Corallina*. Die Corallinen seyen nämlich nicht, als gegliederte Alcen, welche während der Vegetation verfeinern, und *C. Opuntia* sey sogar im ersten Alter grün, mit dem deutlichsten vegetabilischen Zellgewebe. 4) *Millepora coriacea L.* ist nach Schweigger ebenfalls eine Pflanze und zwar die verfeinerte *Uva squamaria Gmelin*. 5) Nach demselben sind auch die *Liagora* weder Fuc. 6) Auch *Alcyonium luteum* und *Vermilarea* erklärt derselbe Naturforscher für Pflanzen, zur Familie der Conserven gehörig. 7) Daß mehrere Alcyonien den Weiden angehörend, hat *Savigny* gezeigt und dieselben auch bereits in seiner Monographie der Weiden als solche aufgeführt. — Ausserdem sagt Schweigger noch <sup>45)</sup>: Theilhaft und Tragen sind den Schwämmen so nahe verwandt, daß sie, ebe Beobachtungen das Gegentheil lehren, notwendig zu ihnen gerechnet werden müssen. Insofern die faserige Substanz, namentlich bei einigen Arten dieser Gattung

43) G. n. t. v. Weis. phil. Journ. in *Annales des Sciences nat.* XI. p. 120 pl.

44) *Zoological Journ.* I. 567. *Bull. de Geol.* etc. IV. 287. 45) *Naturgeschichte* etc. S. 336.

gen, mit Kalk untermischt ist, nähern sie sich auch den Corallinen. Letzteres ist aber besonders der Fall mit Geodia, einer hohlen Kugel, deren Wände von einer faserigen und kalkigen Materie gebildet sind. Man findet noch den Erdschnecken, welche Corallinen zeigen, vermehren, daß sie ein dem Alcyonium Bursa ähnlicher, aber verfallender Körper ist. Von Acetabulum maritimum und Polyphysa ist noch zweifelhaft, ob sie zum Thier- oder Pflanzenthiere gehören. — Als zu dem ersten gehört ist jetzt eine neue Art (Acetabularia calyculus) in Freycinet's Voyage p. 621 beschriebenen, wobei Lamouroux von den bereits bekannten besonders erzählt, daß der in der Mitte der Scheibe befindliche Polyp sich kegelförmig zusammenziehe.

Was die systematischen Anordnungen der Corallen betrifft, so ist von den früheren nichts Erhebliches zu sagen, weshalb wir uns begnügen, die neuere, wichtigsten, nämlich von Lamarck, Cuvier, Schlegel, Lamouroux und Kapp anzuführen. Wir würden das System de la Roche nicht übergehen, wäre dasselbe, vollständig ausgeführt, nicht erst in den noch nicht erschienen letzten Bänden des Dictionnaire des Sciences naturelles zu erwarten.

Das System Lamarck's ist am vollständigsten auch geführt in: Histoire naturelle des animaux sans vertebres. Die Corallen bilden in der (2.) Klasse der Polypen unter der Benennung Polypes à Polypiers die 3. und 4. Ordnung, welche in mehr Abtheilungen zerfallen und folgende Gattungen enthalten: III. Ordnung. 1. Abtheilung. Fluß Polypenstämme. 1) Brete, Dillugia (Melicaria), Cristatella; 2) Aufstehende, Spongilla (Spongia buvialis L.) Alcyonella (A. fluviat.). II. Abtheilung. Scheibenförmige Polypenstämme. a) Raste 1) mit Endzellen, Plumetella (Tubularia campanulata), Tubularia (T. indivisa), Cornularia (Tub. Cornucopiae), Campanularia (Sertularia verticillata); 2) mit Seitenzellen, Sertularia (S. cypresina), Antennularia (S. antennaria), Plumularia (S. falcata), Sertularia (S. lentigera); b) Polypenstämme mit schwacher Kräfte, Liriozoa (Cellepora tulipifera), Anguinaria (Sert. anguinaria), Cellaria (Sert. avicularia), Dichotomaria (Tubularia dichotoma), Tibiana, Acetabulum, Polyphysa. III. Abtheilung. Regelpolypenstämme. Flustra, Tubulipora (Millepora tubulifera), Diacopora (Cellepora verrucosa), Cellepora (Sponginea), Eschara, Adeona, Retepora, Alveolites, Ocellaria, Dactylopora. IV. Abtheilung. Echte Polypenstämme. Oculites, Lunulites, Orbulites, Diastichopora, (Millepora violacea), Millepora, Favosites (Madrepora truncata), Catenipora (Tubip. raten.), Tubipora. V. Abtheilung. Blätter Polypenstämme. a) Mit Endsteinen. 1) Zellen walzig und parallel, Stylosa, Sarcinula (Madrep. Organum). 2) Zellen nicht parallel, Caryophyllia, Turbinolia (Madrep. turbulosa), Cyclolites (Madrep. porpita), Fungia. b) Seitensteine. 1) Zellen unvollkommen, Pavonia (Madrep. porpita), Agaricia (Madrep. raculata), Meandrina, Monticularia, (Hydrophora, Madrep. exosa). 2) Zellen umschreiben, (degreut), a) Sterne

nur auf der oberen Fläche der Lappen, Echinopora, Explanaria, (Madrep. crater), Astrea (Madrep. favosa). b) Sterne überall, Porites, Pocillipora (Madrep. domicornis), Madrepora (Madrep. muricata), Sertipora (Millepora lineata), Oculina (Madrep. oculata). VI. Abtheilung. Rindenträgende Polypenstämme. Corallium (Isis nobilis), Melitaea (Isis ochracea), Isis (Isis Hippuris), Antipathes, Gorgonia, Corallina. VII. Abtheilung. Feigige (empathic) Polypenstämme. a) Halbpfanzen, Penicillus (Corallina penicillus), Flabellaria (Cor. Opuntia). b) Weigefaltige, Spongia, Tethya (Alcyonium Lyncur.), Geodia, Alcyonium, IV. Ordnung. Köbenträgende Polypen, Anthelia (Alcyonium rubrum), Xenia (Alcyonium florid.), Acanthoidea (Alc. Spong.), Lobularia (Alc. palmar.).

Bei Cuvier bilden die Corallen die zweite Ordnung der Polypen mit mehr Familien und folgenden Gattungen. 1. Familie, Polypii vaginati: Tubipora, Catenipora, Favosita, Tubularia, Plumetella, Campanularia, Cornularia, Anguinaria, Sertularia, Plumularia, Sertularia, Antennularia, Sertularia. 2. Familie. Corallia cellulosa: Cellaria, Salicornaria (Cellaria, Lamouroux), Flustra, Cellepora, Tubulipora, — als zweifelhafte — werden, gleichsam in einem Bund, Corallina, Penicillus, Halimeda, Flabellaria, Galaxaura, Liagora, Acetabulum, Polyphysa angeführt. 3. Familie. Polypii cortici. 1. Junst. Ceratophytes, Antipathes, Gorgonia. 2. Junst. Isis, Corallium, Melitaea, Fungia, Caryophyllia, Oculina, Madrepora, Astrea, Meandrina, Pavonia, Monticularia, Agaricia, Millepora, Nullipora, Eschara, Retepora, Adeona. Hierauf folgt nun die 3. Junst der schwimmenden Polypen, welche von den Corallen wol getrennt werden müssen. 4. Junst. Alcyonium, Xenia, Tethya, Spongia.

Schweigger hat die Corallen unter seine Zoophyta heterophyta in mehr Abtheilungen gebracht. Räumlich: 1) Lithophyta nullipora: einzige Gattung Nullipora; 2) Lithophyta porosa: Diastichopora, Sertipora, Madrepora, Millepora, Stylophora; 3) Lithophyta lamellosa: Cyclolites, Fungia, Pavonia, Agaricia, Echinopora, Lithodendron, Turbinolia, Anthophyllum, Strombodes, Acervularia, Explanaria, Astrea, Sarcinula, Meandrina, Monticularia, Stylosa; 4) Lith. fistulosa: Catenipora, Tubipora, Favosites; 5) Ceratophyta spongiosa: Spongilla, Archileum, Manon, Tragia, Scyphia, Tethya, Geodia; 6) Ceratoph. alcyonea: Cristatella, Alcyonella, Lobularia; 7) Ceratoph. tubulosa: Plumetella, Tubularia, Neomeris, Tibiana, Anguinaria, Cornularia, Campanularia, Psysthea, Sertularia, Halecium, Sertularia, Antennularia, Electra, Salicornaria, Cellularia, Cuv.; 8) Cerat. foliosa: Tubulipora, Caberea, Canda, Elzeteria, Pherusa, Flustra, Cellepora, Alveolites, Ocellaria, Eschara, Retepora, Adeona, Lunulites, Orbulites; 9) Ceratoph. corticosa: Antipathes, Anadyomaea, Gorgonia, Isis, Melitaea, Corallium.

4) Dieser französische Ausdruck scheint uns die Waage nicht gut zu beschwingen.



Um umfassendsten und am meisten in Sattungen zerstückelt ist das System *Amouroux's*, von welchem jedoch nur die ersten beiden Divisionen, von der dritten nur die erste (18.) Ordnung, eigentlich bloß theilweise, den Corallen angehören. Diese Einteilung ist folgender: I. Division. Biegsame oder nicht ganz steife Polypenstämme. Section A. Mit Zellen; die Zellen nicht reißbar. 1. Ordnung. Celleporées: Tubulipora, Cellepora. 2. Ordnung. Flustrées: Berenicea, Plerusa, Elzerina, Flustra, Electra. 3. Ordnung. Cellariés: Cellaria, Caberea, Canda, Acamarchia, Crisia, Blenipea, Loricaria, Eucratea, Alecio, Lasoea, Hippothoa, Aetea. 4. Ordnung. Sertulariées: Psyllaea, Amathia, Nemortesia, Aglaophenia, Dynamena, Idia, Entalophora, Clytia, Laomedea, Thoa, Salacia, Cyrtodorea, Amphitroites (s. oben). 5. Ordnung. Tubulariées: Tibiana, Naia, Tubularia, Cornularia, Telecto, Liagora, Neomeris. Section B. Ralfthaltige Polypenstämme. 6. Ordnung. Acetabulariées: Acetabularia, Polyphysa. 7. Ordnung. Corallinées: Galaxaura, Nesea, Jania, Corallina, Cymopolia, Amphiroa, Halimeda, Udoeta. Section C. Rindentragende Polypenstämme. 8. Ordnung. Spongiées, Ephydaia, Spongia. 9. Ordnung. Gorgoniées: Andymena, Antipathes, Gorgonia, Plexaura, Eunicea, Muricea, Primmia, Corallium. 10. Ordnung. Isidées: Melitea, Mosepa, Isis. II. Division. Ganz steife, unbiegsame Stämme. Section A. Mit Öffnungen versehen. 11. Ordnung. Escharées: Adeona, Eschara, Retepora, Discopora, Diastopora, Obelia, Celleporaria. 12. Ordnung. Milieporées: Ovalites, Reteportites, Lunulites, Orbulites, Ocellaria, Melobesia, Eudea, Alveolites, Distichopora, Hornera, Krusensterna, Tiselia, Theoneta, Chrysosora, Miliepora, Terebellaria, Spiropora, Idomenaea. Section B. Blättertragende Stämme. 13. Ordnung. Caryophyllariées: Caryophyllia, Turbinolopis, Turbinolia, Cyclolites, Fungia. 14. Ordnung. Meandrinées, Pavonia, Apsendesia, Agaricia, Meandrina, Monticularia. 15. Ordnung. Astrées, Echinopora, Explanaria, Astrea. 16. Ordnung. Madreporées: Porites, Seriatopora, Pocillopora, Madrepora, Oculina, Styliana, Sarcinula. Section C. Röhrtige Stämme. 17. Ordnung. Tubiporées: Microsolea, Catenipora, Favosites, Enonomia, Tobipora. III. Division. Die Polypenstämme mehr oder weniger reißbar, ohne Mittelachse. Davon gehören hierher auch nur theilweise: 18. Ordnung. Alcyonées: Alcyonium, Lobularia, Ammoea, Xenia, Anthelia, Alcyonidium, Palythea, Alcyonella, Halirhoa.

Endlich hat in der neuesten Zeit, auf eigene Beobachtungen gestützt, *Rapp* eine Anordnung der Polypen im Allgemeinen gegeben, in welcher auch die Corallen vorkommen, welche folgende Abtheilungen bilden: II. Corynecen: Sertularia, Tubularia, Coryna. III. Milieporen, Miliepora? IV. Alcyonéen: Anthelia, Xenia, Ammoea, Lobularia. V. Tubiporen: Tobipora. VI. Corallen: Corallium, Gorgonia, Isis, Antipathes? Die folgende Abtheilung enthält die Seeferner: VIII. Zoan-

then: Cornularia, Zoanthus. IX. Madreporen. Die ganze Fünfte Sattung Madrepora, mit den *Parmar*ischen daraus gesonderten Sattungen.

Da diese letzte Anordnung meist auf die Zierthe, nicht auf den Stamm, welchen sie bezeichnen, begründet ist, so möchte sie wol den übrigen den Vorrang streitig machen und als Basis für folgende Einteilungen dienen.

Über das Specielle setze man die einzelnen Artikel.

(Dr. Thon.)

CORDA *anguina* oder *marina* (Zooph. foss.). Unter diesem Namen hat *Klein* eine Abtheilung fossiler Echin (Seeigel) aufgestellt, welche besonders der heutigen Sattung *Spatangus* angehören. Sie haben eine herzformige Gestalt, sind am untern schmalen Ende abgeflacht, die Mundöffnung befindet sich auf der Grundfläche nach der breiten Seite zu, die Afteröffnung an dem schmälern Ende.

(Dr. Thon.)

CORDOVA. Eines der größten Häufer Spaniens, als dessen Abherrn *Salazar* de Castro einen tapfern Ritter aus Galtien, den *Dominic Manco* auf *Hernando* und *Sietemala*, zugeant el famoso *Adalid*, betrachtet. Eine Reihe von Großthaten hat ihm die Würde eines *Adalid*, die höchste, die ein Krieger erreichen, und die gewöhnlich mit den ausgezeichnetsten Heerführern verliehen wurde, aus den Häuben K. Ferdinand's des Heiligen erworben, und er stand in Andujar, um die neuesten Eroberungen seines Königs gegen die Mohammedaner zu beschützen, als ein Verdrüss mit einigen Soldaten der Besatzung von Cordova ihn die Möglichkeit erblinden ließ, diese Stadt selbst, den Stolz und die Stärke der Mauren, zu gewinnen. Ohne Zögern sammelte er aus den nächsten Festungen eine kleine, aber auserwählte Schar, und an ihrer Spitze erließ er in der Nacht vom 8. Januar 1286 die Vertheidigung von Cordova, ein Ereigniß, welches 5 Monate später die Stadt selbst nöthigte, zu capituliren. Gleiche Dienste leistete *Dominic* auch bei der Einnahme von Sevilla, welches der König veranlaßte, ihn zum *Alcaual* Mayor dieser Stadt zu ernennen. Sein Enkel, *Alfons Hernandez*, *Alcaual* Mayor von Cordova, und unter *Alfons XI.* *Alcalante* Mayor de la frontera (Grenzführer, Markgraf), erhielt, durch König *Sanchos IV.* Betried, von der Stadtgemeinde zu Cordova das Städtchen *Sancti* und von König *Ferdinand IV.* *Alcala de los Gazules*, unweit *Medina Sidonia*. Er errichtete sein Testament am 25. October 1325, und wurde durch seine beiden Söhne, *Ferdinand Alfons* und *Martin Alfons*, die sich zuerst von Cordova nannten, sey es, um das Andenken an die glänzendste Waffenthat ihres Urgroßvaters zu erhalten, sey es nur, um ihren gewöhnlichen Wohnsitz zu bezeichnen, der Könige des gesamten Hauses Cordova, *Martin Alfons*, der jüngere Sohn, erhielt durch des Vaters Testament los *Hernando* als ein *Alcalde* rat, verlor aber den Ort, als den Streifereien der Mauren zu sehr ausgesetzt, und erbaute in dessen Nähe südlich von Cordova, das *Castell Montemayor*, welches seiner Nachkommen Hauptstz geworden ist. Seine tapferste Vertheidigung von Castro del Rio 1381 erwach ihm den Beinamen el Buono und von dem Könige eine Verbesserung seines Wapenschildes. Er war auch Ritter des

Ordens von der Vinde, Groß-Pannertedger, von Cordova, Herr von las Heredades de la Reina und von el Grafo, und starb den 8. Juli 1349. Lupo Gutierrez, der jüngere der Söhne, die er in seiner Ehe mit Aldonza Lopez de Haro, Frau aus Hernan-Ruiz und Bencales, erzeugt, vererbte Montilla, sein väterliches Erbe, gegen Guadalcayar, südwestlich von Cordova und machte aus dieser neuen Besitzung am 24. December 1409 ein Majorsat, bei welchem nur nach gütlicher Erledigung des Mannstammes die weibliche Erbfolge eintreten kann. Seine Enkelin, Aldonza von Cordova, Frau aus Hernan-Ruiz bei Montemapor, vermählte sich mit Alonso Ruiz de las Infantas und wurde die Stammutter der Herren von la Morena und der Grafen von Hernan-Ruiz, seine männlichen Nachkommen blieben aber unvererbt in dem Besitze von Guadalcayar. Diego Hernandez von Cordova, 1. Her Herr von Guadalcayar, Bischof von Tordesillas, vermählte mit Maria Anna Kibereit von Kirchheim und Paar, einem schwäbischen Fräulein, das als Hofdame der Königin Margaretha (Gemahlin Philipps III.) nach Spanien gekommen war, ließ Guadalcayar zu einer Markgrafschaft erheben, desfalls auch die Grafschaft las Posadas. Sein Sohn, Franz Anton, 2ter Markgraf von Guadalcayar, Graf von las Posadas, Herr von Guertor de Santillan, † 1650, hinterließ nur Töchter, worvon die eine, Maria de la D, 1655, die andere, Anna, 1656, beide unvermählt, verstarb; das Majorat fiel daher an eine Seitenlinie, und nachdem diese bald erloschen, an die Erbin von Casapalma, Francisca Hernandez de Cordova, deren Großmutter des 1sten Markgrafen von Guadalcayar Tochter gewesen. — Lupo Gutierrez, des Enkels des Majorats von Guadalcayar, hinterließ, außer dem Sohne, den er darin zum Nachfolger hatte, auch noch einen jüngern Sohn, Rodrigo Lopez de Cordova, der durch seine Ehe mit Johanna oder Eleonora de Boccanegra der Wihetere einer besondern Linie geworden ist. Rodrigues Urcel, Ruiz de Cabas Pacheco Cordova v. Boccanegra, Herr von los Apostoles, erheiratete mit Maria Viquez de Coronado, des Bischofs von Neus-Gallien Tochter, die Markgrafschaft Villamapor, und wurde der Großvater von Karl und Ruize. Karl, 3ter Markgraf von Villamapor, Graf von los Apostoles, war mit Johanna Maria de Portugal v. Mendoza verheiratet und brachte dadurch die Grafschaften Villacornado, Corugna und Varedes, die Markgrafschaft Bellegua und das Wiconbado Coerja an sein Haus, Güter, die indessen bald wieder an andere Familien übergingen, nachdem seine Enkelin Maria, mit der die ganze Linie zu Grunde getragen wurde, kinderlos verstarb. Karls Bruder, Ruize, Herr von Santa Fe, erzeugte mit Maria de Mendoza v. Aragon, einer Tochter des Markgrafen Georg von Agropoli, zwei Töchter, die nach einander, der Mutter wegen, die Markgrafschaften Mondelar, Balbes de Aragon und Agropoli und die Grafschaft Tendilla besaßen. Maria Gregoria, die jüngere Tochter, war mit Caspar Mendoza Pariez de Segovia v. Arevalo, † 1708 (wir haben von ihm mehr generalistische Werke von Belang), verheiratet, und ihre Nachkommenschaft besitzt noch heute Mondelar u. s. w. So viel von der Nachkom-

enschaft des Lupo Gutierrez, des jüngern von den Söhnen des Martin Alfons, mit dem Zunamen el Buono. — Der ältere Sohn, Alfons Hernandez de Montemapor, folgte dem Vater als Her Herr von los Hermanas, Alendin und Montemapor, war von 1317 bis 1325 Alendantado der Grenzen und erhielt von König Johann I. die Herrschaft Alcaudete in dem Königlich Jacen, an den Grenzen von Cordova, zum Geschenk. Sein Enkel, Alfons Hernandez de Montemapor, 3ter Herr von Alcaudete, 6ter Herr von los Hermanas und Montemapor, besaß auch Torre Cardera und wurde der Großvater von einem andern Alfons Hernandez, der sich zuerst wieder von Cordova nannte, weil seine Mutter eine Cordova aus dem Hause Cabra gewesen. Dieses Corda, Martin de Cordova, Montemapor v. Belasco, 6ter Herr und 11ter Graf von Alcaudete, nachdem Kaiser Karl V. für gut gefunden, seine ausgezeichneten Kriegsdienste mit der Grafenwürde zu belohnen, regierte Navarra als Bischof, dann, unter Philipp II., die afrikanischen Präfectur als General-Capitain, und fiel endlich im Kampfe gegen die Ungläubigen (August 1558). Von seinen vier Söhnen war Diego Bischof zu Calahorra (ernannt den 23. October 1556, † 1558); Franz des Calatravordens Ritter; Martin, Marquis von Cortes, vertheidigte im J. 1608, samt seinem Bruder Alfons, Oran gegen Muise Hassan Pascha, war, gleich seinem Vater und Bruder, Bischof von Navarra und General-Capitain der Präfectur, wurde 1597 Präsident des Ordensraths, hinterließ aber keine Kinder aus seiner Ehe mit Hieronyma de Navarra, der Erbin der Markgrafschaft Corda. Alfons endlich, der älteste Bruder, Graf von Alcaudete, Bischof von Navarra und General-Capitain von Oran († den 27. Februar 1565), wurde ein Vater von sechs Söhnen. Drei starben in der Kindheit, Alfons, des 3ten Grafen von Alcaudete, erreichte kaum das 20. Jahre; Franz Hernandez de Cordova v. Belasco, 4ter Graf von Alcaudete, erheiratete mit Anna Pimentel die Markgrafschaft Biana in Calizien, hinterließ aber bei seinem am 6. Januar 1632 erfolgten Ableben nur eine Tochter, Antonia, die sich mit Johann Pimentel v. Juniga verheiratete und demnach Alcaudete und Biana in fremde Hände brachte. Diego endlich, des 2ten Grafen von Alcaudete fünfter Sohn, erheiratete mit Agnes de Alagon die Grafschaft Cefago in Aragonien und wurde der Vater von Heinrich, der Großvater von Michael de Cordova v. Alagon. Letzterer, Comthue von Montanqueros in dem Orden von Calatrava und Gouverneur von Valencia am Po, vermählte sich 1671 mit Constantia de Bazan, Herrin v. Nojas, Marquisin von Penalba, Frau aus Mariatos; Dimos und Villantobriga. Sein ältester Sohn, Christum de Cordova v. Alagon, Graf von Caspago, Marquis von Penalba und Aguilas, Erbämmerer von Aragonien, Comthue von Montanqueros, Grande von Spanien, trug am 18. Juli 1706 dem Könige Karl III. das entblöhte Schwert vor, als dieser in der Hauptkirche von Saragozza als König von Aragonien den herkömmlichen Eid ablegte, und wurde zur Belohnung des bei dieser Gelegenheit bewiesenen Eifers in die Zahl der königlichen Kammerherren aufgenommen. Er war mit Maria Francisca

de Montecojo, Palafors y Cardona, Marquessa von Codo conetra verheirathet, und hinterließ eine jährliche Reichthumschafft, die in der neuern Zeit die Besigungen der Markgrafen von Valenzuela mit denen von Castago vereinigte. Christophs Bruder Caspar <sup>1)</sup> war noch einjährlicher Jünger, als jener, in der Jüngung zu dem Erbhaufe; er diente unter den Waffen Karls III. in den catalanischen Feldzügen, folgte demselben nach Deutschland und erhielt zur Belohnung seiner Threue ein Kürassierregiment, mit welchem er als Generalmajor den Feldzügen von 1716 u. 1717 gegen die Türken beistand. Im J. 1718 wurde er Feldmarschall-Steutenant, 1723 aber General der Cavalerie, so wie auch k. k. Kämmerer, Hofkriegsrath und Administrator des Lands- und Hausungamts. Im J. 1726 erhielt er des Grafen von Salzes Kürassierregiment, am 19. Mai 1736 wurde er unter die niederösterreichischen Herrensstände aufgenommen, nachdem er die Herrschaft Kosslein B. D. M. B. erkaufte, und am 2. November 1738 wurde er an des Herzogs von Nemburg Stelle zum Hauptmann über die Trabantengarde verordnet. In den J. 1737 und 1739 wurde er zu den Commissiönen gezogen, die der Generale Eckenhof, Wallis und K. <sup>2)</sup> erp. Verordnungen und Operationen unterziehen mußten, und am 19. März 1741 wurde er selbst zum Feldmarschall ernannt. Im December 1745 ward er Vicepräsident in dem Hofkriegsrathe, gleichwie er schon früher k. k. Geheimrath geworden. Am 19. März 1753 wurde er zum Präsidium des neuen Hofkriegsräthlichen Justizcollegii ernannt, und am 29. November n. J. in die Zahl der Ritter des goldenen Vlieses aufgenommen. Er starb den 3. October 1756, im 84. Jahre seines Alters, seine Witwe, Maria Elisabeth von Auarier und Raal den 29. November 1780, beinahe in der nämlichen Stunde, wie die große Kaiserin. Kinder hinterließ der Feldmarschall keine, und mag der Graf Christoph von Cordova, Rittmeister bei Cordova-Kürassiere, der 1734 als Generaladjutant zur Rheinarmee kam, nicht sowohl sein, als seines Bruders Christoph Sohn gewesen seyn. Gewiß

ist wenigstens, daß dieses zweiter Sohn Christoph hieß, und mag derselbe, nachdem Neapel verlassen gegangen, wie so viele andere spanische Emigranten, Gelegenheith gesucht und gefunden haben, nach Spanien zurückzu-  
kehren.

Ferdinand Alfonso, der Vorfahr der ältern Linie des Hauses Cordova, war zweiter Herr von Cognate, Alcaide de mayor und Alguazil mayor der Stadt Cordova, auch Alcaide von Alcantara und Vater von fünf Söhnen, von welchen der jüngste, uneheliche, Roderich, der Vorfahr der Herren von Belmonte, aus welchen Joseph von Cordova, 2ter Markgraf von Moratilla, 15ter Graf von Priego, 5ter Herr von Belmonte und Salbareda, von Salbied, Santa Croce, Algarrova und Benedesalera, im Ende des 17. Jahrhunderts als königlicher Majordomus vorkam, und der vierte, Diego, der Stammvater der Herren von Echillon, Markgrafen von Comares, Herzoge von Segorbe und Cardona, von denen unten, geworden ist. Der älteste endlich, Gonfalo, 5ter Herr von Cognate, diente mit großem Eifer Peter dem Grafsamen, ging aber, weil er zum Lohne auf des Königs Befehl ermordet werden sollte, zur Partei Heinrichs von Trastamare über, und seine Verdienste um den neuen Herren waren so ausgezeichnet, daß Heinrich sich gemüßigt fand, sie im J. 1369 mit einem außerordentlichen Landstüch in dem Königreiche Cordova, mit Aguilar, Priego, Monturque, Montilla, Torre de Almenara, Castro Gonzalo, Duerio, Belbisi, Almonacid und Villar de Don Jovaro zu belohnen. Gonfalo starb als Alcaide de mayor von Castellan im J. 1422. Sein jüngerer Sohn, Diego, vermählte väterlicher Disposition Herr von Baena, wurde von König Heinrich III. zum Markschall von Castellan ernannt, war auch Alguazil mayor von Cordova, Alcaide de los Donzeles (Domiehellum der Ebedes, die zu dem Hofe gehörten und unter der Aufsicht eines erfahrenen Ritters zum Waffenhandwerke erzogen wurden), und von Baena, Herr von Villanar, Villacilla, Najaregoso, Vascos und Xecunga, und in erster Ehe mit Sanctia Casila de Nojas, Frau auf Poja, und in anderer Ehe mit Agnes de Apala, Frau auf Castarbio, verheirathet. Die einzige Tochter zweiter Ehe, Marina, brachte Castarbio an ihren Gemahl, Friedrich Henriquez. Von den drei Söhnen erster Ehe war der jüngste, Sanctius, Bischof von Algora, für die beiden ältern, Johann und Peter, errichtete Diego samt seiner ersten Gemahlin am 17. Januar 1423 vor dem Notarius Lope Martinez zwei Majorate, von denen das eine, Poja, Villaquinar, Villacilla, Vascos und Xecunga dem ältern Sohne Johann, das andere, auf Baena, Donna Menca, und den Gütern in Bermeja, Cordova und Caba begründet, dem jüngern, Peter, des stift wurde. Johann, der den väterlichen Namen Nojas angenommen hatte, starb um 1454; seine Enkelin, Elvira, seines ältesten Sohnes Diego Tochter, Frau auf Poja, Villaquinar u. s. w., war mit Diego von Nojas, dem 7ten Herrn von Monjoy, verheirathet, daß demnach Poja, welches zu Gunsten von der Elvira Sohne, dem Johann von Nojas, von Karl V. in einem Marquisat erhoben wurde, wieder an das Haus der frühern Besitzer gelangte. Johanns von Nojas jüngerer Sohn, der El-

1) Margaleit hieß eigentlich war, Caspar war der Sohn des Grafen Domingo Emanuel Fernandez de Cordoba n. Alagon, Marqués de Santa Croce, Alters den Alcantara, kaiserlichen und königlichen spanischen Generals, der, nachdem er sich in dem französischen Erbfolgekriege durch Heldenthum und Threue gegen Karl III. ausgezeichnet, sich in Österreich niederließ, 1722 in Wien verstarb, und bestattet bei den Trinitariern oder Biscapionern in der Wienerkirche begraben wurde. Wenn L. trut die Genealogie des Hauses Cordoba n. Alagon seinen Ludwig, 2. harr der Feldmarschall Caspar de Cordova 1734 im 84. Jahre seines Alters. Er war demnach etwa 1673 geboren, also um die Zeit, in welcher der Grafen Michael (verm. 1671) zweiter Sohn, Caspar, für welchen ihm der Feldmarschall halten, geboren sein mochte; 3. war niemals ein Cordoba Marquis von Santa Croce, oder, wie es eigentlich heißt, des Santa Cruz, Margaleit hatte wahrscheinlich gelunden, daß des Feldmarschalls Mutter eine Erbin aus dem Hause Baena gewesen, von dem er nur die Herrschaft in Santa Cruz hatte, und dieser gab ihm Baena an. Wenn L. trut die Genealogie des Hauses Cordoba n. Alagon, so wird berichtet, zu vermuten, daß der gewöhnlich so hiesige Herr sehr viel nach andern Margaleit in diesem Artikel brauchen konnte. Wahrscheinlich war der verlebte Graf Ludwig nie anders, als des Feldmarschalls älterer Bruder, der Graf Christoph, welcher nach dem Ereignissen in Castilien mit seinen Brüdern floh, und unter der Herrschaft der Douberns zurückkehrte.

dra Oheim, Gomez Manrique de Rosas, erbt von der Mutter Requena, welches aber seine Enkelin, Anna de Rosas y Manrique, um 1570 durch Heirat an die Academia Portocarrero brachte. Des Gomez ältester Sohn, Anton de Rosas, starb als Erzbischof von Granada und Vizekönig in Indien, nachdem er früher Bischof von Malisford, Valencia und Burgos gewesen. — Peter Hernans des de Cordoba, des Stiefers des Hauses Cordoba, Rosas jungerer Bruder, Marschall von Castilien und König Heinrichs IV. Abo, hatte mehrer Söhne, in dem Majorat Baena folgte ihm aber nicht der älteste, Goncalvo Carrillo de Cordoba, der die bald wieder erloschene Linie als Almodovar, Rodrigoalvarez und Estrella begründete, sondern der zweitgeborene, Diego Hernandez de Cordoba, in den langwierigen Unruhen unter Heinrich IV. dieses Königs getreuer und geraume Zeit beinahe einziger Diener im Andalusien, wofür Heinrich ihn auch zum Grafen von Cabra ernannte. Aber nicht nur für den König hatte Diego zu streiten: der Wunsch, sich der wichtigen Stadt Cordoba zu verschern, und mancherlei Familienverhältnisse erweckten ihm unter seiner Verwandtschaft mächtige Gegner, und vorzüglich wurde durch seine Heirat mit den Vettern von Aguilar das reiche Andalusische Jahre lang beunruhigt. Im J. 1466 nahm er den Nebenken Ecija, wegen er 1468 die Belagerung von Bujalance aufhoben und ein ziemlich weit gedehntes Unternehmen auf Cordoba ausgeben mußte, nachdem der Herzog von Medina Sidonia den Aguilar bedeutende Verstärkung zugesandt. Zwar stellte des Königs Reise nach Andalusien, 1469, für einen Augenblick die Ruhe wieder her, die Stadt Cordoba selbst wurde von Alfonso von Aguilar übergeben, er verschonte sich auch, gelegentlich des Frohns leichnamfester, mit dem Grafen von Cabra, dem der König sofort den Alcazar der Stadt anvertraut hatte, und empfing dafür Santa Ula und das Schloß von Rambia, so wie sein Gegner Castro del Rio und Montoro; aber kaum schien das schwierige Geschäft beendigt, so erhob sich die Bürgerchaft der Stadt Cordoba, durch Aguilar's Emfahrungen getrieben, zu wüthigem Aufstande, der König sollte, so foderten die Aufständigen, den Grafen von Cabra, wie den von Aguilar anrufen, die der Stadt entzogenen Ländereien zurückzugeben. Der Graf fand, daß man eigentlich nur ihn damit meine, es wurmte ihn nicht minder, daß seine Eroderung Ecija einer Creatur Villenas anvertraut wurde, und er griff neuerdings in den Waffen, während seine kaiserlichen Söhne, Diego und Sancho, auf Aguilar's Befehl zu Cordoba in einer Rathesversammlung verhaftet (den 15. October 1469) und nach Cagete gebracht wurden. Nun erhielten sie zwar auf königlichen Befehl ihre Freiheit wieder, nachdem sie zuvor versprochen, Alcalá Real, welches der Graf von Cabra dem von Aguilar entreissen, zurückzugeben, (wie schon mit dem Alcazar von Cordoba geschehen), aber ihr Vater, der sich von dem Könige vernachlässigt glaubte, beleierte die Sache, der er so manchen Tadel gab, um fortan für die Infantin Isabella gegen die Aguilar zu streiten. Eben hatte er durch die Einnahme des festen, für die Stadt Cordoba höchst wichtigen Almodovar einen entscheidenden Vortheil über seine Gegner erlangt (1473), als

des Königs Ableben und der Infantin Isabella Thronbesteigung seinem Ehrgeiz eine rühmlichere Bahn eröffnete. Als Anerkennung der Dienste, die er in dem Kriege mit Portugal und Granada leistete, wurde der Gemahlin des Grafen von Cabra auf ewige Zeiten die Merced del Bral de la Reyna, das Recht, das Kleid, welches die Königin am Feste der Erscheinung des Herrn oder zu Oftern anlegen würde, zu besitzen. Diego war auch Vizconde von Jauar, Herr von Baena, Rute und Zambra, Marschall von Castilien und Alguazil mayor von Cordoba, und wurde in zwei Ehe Vater von sieben Söhnen, von denen uns doch nur Diego, Martin und Sancho, nämlich aus der ersten Ehe, interessiren. Sancho war 11ter Herr von Casapalma, von Villa de Ruao, Arroyo, Pillilla, Quintanilla und Villaverde del Monte, Alcaide von Cajara Bonela, auch Ferdinands des Katholischen Hatzierhauptmann und Käster Sala. Sein jüngerer Sohn, Johann, Alcaide von Cajara Bonela, wurde der Abherr der Markgrafen von Miranada de Aluta, Grafen von Amarante, Vizconden von Colmenar, so wie der Grafen von Puertollana, welche letztere wegen der frühern Besitzer von Puertollana den Geschlechtnamen Lazo de la Vega annahm. Sancho's ältester Sohn, auch Sancho genant, Alfercey von Malaga, subete das Haus Casapalma fort, und wurde sein Urenkel, Franz, der 6te Herr von Casapalma, Alfercey mayor von Malaga, 1532 in den Grafenstand erhoben. Des 11ten Grafen von Casapalma Enkelin, Francisca, geb. 1662, brachte Casapalma sowie die Markgrafschaft Guadalcázar an ihren Gemahl Felix Hernandez von Cordoba, den 9ten Herzog von Cessa und Baena. — Maria, des 11ten Grafen von Cabra dritter Sohn, Herr von Salgarcho, Alcaide von Ecija, Bujalance und Calaborra, Alfercey mayor von Cordoba, wurde der Abherr der Vizconden de la Puebla de los Infantes, die noch am die Mitte des 18. Jahrhunderts das Alfercey Amt zu Cordoba bekleideten. — Diego endlich, des 11ten Grafen von Cabra zweitgeborener Sohn (der älteste, Peter; starb als Jüngling), Marschall von Castilien, folgte dem Vater, wie in dem Majorat so in den kriegerischen Weigungen. Er war es, den Alfonso d'Aguilar 1469 verhaften ließ, fast aber, wie er doch verurtheilt, sich durch die Vertreibung von Alcalá Real zu lösen, foderte er seinen Gegner, den er einen treulosen Verräther schalt, zum Zweikampfe heraus. Aguilar nahm den Handstich an, weigerte sich aber, nachdem der König von Castilien den gebetenen Kampfplatz versagt, den Kampf, wie Diego vorschlug, in Granada Angesichts des moabischen Königs zu bestehen, vorschlug, wie ihm dieses Fürsten Vortheil die Cabra allzu bedenklich scheine. Nichts desto weniger erschien Diego wohlgerüstet am bestimmten Tage zu Granada und wartete ruhig vor den Schranken, bis die für den Zweikampf bestimmte Stunde verstrichen war, wie sich da auch noch kein Aguilar bilden ließ, meldete er dem Könige, wie er seinen Befehl und den Befehl der Ritterchaft Genüge gethan, der Mohammedaner aber erklärte ihn für einen tapferen Ritter, der als Sieger schiede, und den Alfonso d'Aguilar für einen Verräther. Sodann wurde Aguilar's Bildniß dem Streittroffe des Marschalls an den Schwanz geheftet,

und dieser ritt solches dreimal in den Schranken umher, während das Volk schrie. Zum Beschluß meldete ein Mannifest, an die vornehmsten Städte Spaniens gerichtet, ihren Bürgern den ganzen Hergang der Sache (1470). Später erscheint Diego als einer der ausgezeichneten Helden des Krieges mit Granada; nach einer langen Reihe rühmlicher Thaten erhielt er am 21. April 1483 bei Lucena über Mohammed Abū Abdell, den König von Granaba, und dessen jehusach überlegenen Schwarm einen entscheidenden Sieg, und der König selbst wurde sein Gefangener. Zur Belohnung erhielt Diego eine jährliche Pension von 100,000 Maravedis, auch wurde ihm erlaubt, in sein Wapen das Bild eines gefesselten Königs, mit der Krone auf dem Haupte, aufzunehmen und dasselbe mit 9 Standarten, als so viele er an diesem Tage den Mohren abgenommen, zu umgeben. Zwei Jahre später nahm indessen der neue König von Granada empfindliche Noth; in dem Gesichte der Wollin (1485) verlor Diego beinahe seine ganze Mannschaft, selbst seinen tapfern Fehder Goncalvo, den Geschichts- und Romanensreiber so oft mit einem andern berühmten Goncalvo von Cordova verwechselt, und er persönlich entsam nur mit genauer Noth. Diego überließ eine zahlreihe Nachkommenschaft. Der älteste Sohn, Diego, folgte in dem Majorat, der andere, Inigo, des St. Jakobordens Ritter und Herolds des Kartholischen Gesandten bei dem päpstlichen Stuhle, wurde der Stammvater der 1622 ausgeflohenen Herren von Gueter de Santillan und Palomares; der dritte, Franz, war Bischof von Valencia und Graf von Vernia, auch zugleich Diego's, des Bischofs von Avila, Vaters; der fünfte, Anthon, St. Jakobordens Ritter und Corregidor von Toledo, war mit Maria Hurtado de Mendoza, Frau aus Torrequedrilla, Torralva und Torreson, verheirathet, und wurde der Ahnherr der Grafen von Torralva (die Gräfschaft dieses Namens wurde durch königliche Beile vom 10. September 1640 errichtet), die auch das Marquisat Fuentes, dann Talaca und Tolanes brühen. Diego, der älteste Sohn, Her Graf von Cabra, wurde Vater von 18 Kindern. Der älteste Sohn, Diego, starb in früher Jugend, den Ludwig wird gleich die Rede seyn, Peter wurde der Ahnherr der bald wieder erloschenen Heeren von la Julia und las Guajaras (beide Orte liegen in der Vega von Granaba), Alvaro endlich gründete die Linie der Markgrafen von Valenzuela, deren Majorat, wozu auch ein bedeutendes Gebiet in der Alpujara mit den Hauptorten Orgiva und Guadalupe gehört, jedoch im J. 1685 durch Verheirath an die Venegas gekommen ist.

Ludwig, Her Graf von Cadea, Witwe von Juanas Jar, Herr von Baina, Donna Mencia, Albenzin, Rute und Jambra, vermählte sich den 24. Februar 1520 mit Elvira de Cordova, des Großkapitains einziger Erbin, und brachte hiedurch die Herzogthümer Cessa, Terranova, S. Angelo und Torremaggiore, das Marquisat Belmonte, die Fürstenthümer Jafa, Benola, Caullae und andere große Güter in den Neapolitanischen an sein Haus. Er starb zu Rom den 17. August 1526. Sein Sohn, Goncalvo, Her Herzog von Cessa, Her Graf von Cabra, des goldenen Vlieses Ritter, wurde, nachdem er

Terranova veräußern mußte, am 19. August 1561 zum Herzog von Baina ernannt und starb den 3. December 1578. Seine älteste Schwester, vermählte Nachgräfin von Cibraton, folgte ihm als 4te Herzogin von Cessa. Die von Baina und die Gräfin von Cabra's weil sie aber am 9. Juni 1597 ohne Kinder, wie ihr Bruder starb, so fiel ihre ganze reiche Erbschaft an ihren Neffen Ludwig von Cardona, und nach dessen baldigem Abgange an seinen jüngeren Bruder Anthon. Anthon war der Sohn der Beatrice von Cordova, einer jüngeren Tochter des 4ten Grafen von Cabra, und des Ferdinand Rich (Gules) von Cardona v. Nequens, 2ten Herzogs von Somma, Seck von Palamos, Calonge und Oliveto, Barons von Belpuech, Vinola, Bal de Almonacid, Großadmirals von Neapel, und obgleich väterliche Seits aus dem größten Hause Cataloniens entsprossen, fand doch Anthon, gleich seinen Nachkommen, für gut, den mütterlichen Namen Cordova den Vortzug zu geben, weshalb wir uns auch berechtigt glauben, sie hier aufzuführen. Anthon Fernandez de Cordova, Cardona v. Nequens, 4ter Herzog von Somma, Her von Cessa, 7ter Graf von Cabra, starb den 6. Januar 1606. Sein zweiter Sohn, Ferdinand, war Abt von Rute und Archidiacon der Kirche von Cordova. Der dritte, Goncalvo Fernandez von Cordova, Fürst von Marante, hatte sich nichts geringeres vorgesetzt, als den Kriegsglück seines Vaters und des Kaisers, des Großkapitains, zu erreichen. Er diente von der frühesten Jugend an, vornehmlich in den Niederlanden, und galt bereits für einen der bedeutendsten Generale der Monarchie, als Spinola, den der Abfall des Waffensstillstandes und die Bewegungen der Holländer nach dem Niederdehne abriefen, ihm das Commando in der Pfalz übertrug. Er vollendete die Eroberung dieses Landes, stieg, gemeinschaftlich mit Tilly, am 8. Mal 1622 bei Wimpfen, mußte sich dann aber, um den Bewegungen des Herzogs von Braunshweig und der Ransfelds der zu folgen, nach den Niederlanden wenden; er blieb zwar Sieger in der Schlacht bei Fleurus, den 30. August 1622, konnte aber doch die Geschlagenen nicht verhindern, sich mit dem Prinzen von Oranien zu vereinigen und den Entsatz von Derg op Zoom zu bewerkstelligen. Im folgenden Jahre mußte ihm endlich Feankenthal überliefert werden. Im J. 1628 wurde er zum Generalgouverneur von Mailand, dem Herzog von Seria, als Feldmarschall beigegeben, aber schon 1627 trat er als Generalgouverneur an dessen Stelle. In diesem Posten half er den wegen des Velsins ausgebrochenen Krieg heiligen, wogegen durch seine Kämpfe bald ein anderer wegen der Mantuanischen Erbschaft entstand. Die ganze Landschaft Montferat hatte er bereits eingenommen, und die Hauptstadt Casal sollte dasselbe Schicksal erfahren, da ließ sich Goncalvo durch listige Unterhandeln beirthen und durch den zwischen Frankreich und Savoyen abgeschlossenen Vasenifikationsvertrag scheitern. Er führte sein Heer ab in dem Augenblicke, wo er für die Sicherstellung der spanischen Herrschaft in der Lombardie den entscheidendsten Schritt thun konnte, wurde dafür seines Gouvernements entsetzt, wobei das Volk von Mailand, welches ihm vorwarf, er wisse nur zu Kubiten, nicht zu handeln, die aus



lassenste Freude an den Tag legte, und mußte geraume Zeit in Ungnade leben. Im J. 1632 wurde er nochmals nach den Niederlanden geschickt; er kam zu spät, um Rastrecht zu entfalten, mußte deshalb auf sein Lieblingsproject, den Schwedenk eine Diversion zu machen, verzichten, wurde 1638 nach Spanien zurückgerufen, und starb unvermählt den 16. Februar 1645. In seiner Grabschiffst zu Baena wird er der zweite Großcapitain genannt; ein solcher Titel war ihm schwer zu verdienen. Der sechste von des Herzogs Anton Söhnen, Franz, wurde Markgraf von Poja durch Vermählung mit seiner Bräuterröchter Johanna, und Vater einer an Caspar Restra Philipppe de Guzman, den 2ten Markgrafen von Leganes, verheiratheten Tochter. Ludwig endlich, der älteste der Brüder, Herzog von Somma, Cessa und Baena, Graf von Cabra, Großadmiral von Neapel, † den 14. November 1642, war mit Mariana de Rojas, der 4ten Markgräfin von Poja, verheirathet. Seine jüngste Tochter, Johanna, erbt Poja und wurde an ihren Oheim, Franz de Cordova, verheirathet; sein Sohn, Anton II. starb als von Cessa 7ter, von Baena 8ter, von Somma 8ter Herzog, als 8ter Graf von Cabra und Palamos, Biscogne von Jénajar, Baron von Belpuch, Großadmiral von Neapel, den 20. Januar 1659. Dieses Gemahlin, Theresia Vimentel, hatte ihm 6 Kinder geboren. Der jüngste Sohn, Diego, des S. Jagoorden Ritter und Dreizehner, wurde Marquis von Cueto de Santillan und Quintana, Graf von Villa umbrosa und Castro nuevo durch zwei Vermählungen, blieb aber in beiden Ehen ohne Kinder. Sein Bruder Franz, 8ter Herzog von Cessa, von Baena und Somma, 10ter Graf von Cabra und Palamos, Biscogne von Jénajar, Baron von Belpuch, Leñola, Urafaba und Calonga, Herr der Städte Rute und Zambra, Großadmiral von Neapel, Comthur von Almagro und Oherira, in dem Orden von Calatrava, Vicekönig und Generalcapitain von Catalonien, königlicher Kammerherr und Oberstallmeister, wurde weniger bekannt durch seine Ämter und Würden, als durch eine Liebesgeschichte. Schon bei seiner ersten Gemahlin, Isabella Fernandez de Cordoba, des 6ten Markgrafen von Priego Tochter, lebzeiten, hatte ihn Rencia Davalos, die Tochter eines schlichten Landadelmanns aus Andalusien, gefallen. Sie verwarf aber alle Anträge des Herzogs, daß dieser, seinem Leben ein Ende zu machen, sich als Witwer gemüßigt fand, ihr seine Hand zu reichen. Dieses geschah ohne seines Vaters, der damals noch am Leben, Bewußtsein. Entrüstet über solche Vernachlässigung, gleichwie über die ungleiche Heirat selbst, suchte der alte Herzog ihre Giltigkeit an. Sie wurde von einem Ehegericht untersucht, und nach langem Rechtsverfahren erfolgte ein Spruch, der die Lebenden trennte. Rencia beschloß sich in ein Dominikanerinnenkloster, ohne jemals den Titel einer Herzogin aufzugeben, und ihre einzige Tochter, Maria Regina, folgte diesem Beispiel, indem sie zu Cordoba in einem Capuzinerinnenkloster den Schleier nahm. Der Herzog aber, ohne den völligen Ausgang eines ihn so nahe berührenden Rechtsstreites abzuwarten, hatte sich schon früher in dritter Ehe mit Anna Maria Vimentel v. Henricos, der 6ten Markgräfin von Tabara

und Gräfin von Villada verheirathet, und erzeugte mit ihr vier Töchter, von denen Ludovica und Anna Maria, letztere verm. mit Anton von Toledo d'Osorio, nach einem der Tabara und Villada erbten. Die Herzogin Anna Maria starb den 16. März 1680, und Franz schritt zur vierten Ehe mit Maria Andrea de Guzman v. Zuniga, des 4ten Markgrafen von Villamanrique Tochter, und wurde nochmals Vater von drei Kindern, von denen der älteste Sohn, Emanuel, mit Juliana Dominica de Montequima v. Sarmiento die megalanische Grafschaft Montequima (eigentlich ist es nur ein Grafentitel, mit einer damit verbundenen Pension) erheirathete, während des Herzogs Franz jüngster Sohn erster Ehe (die zwei ältesten starben in der Kindheit, der dritte, Franz, 11ter Graf von Casbra, starb 1635 vor dem Vater), Fels, als von Cessa 9ter, von Baena 10ter, von Somma 8ter Herzog, als 12ter Graf von Cabra und Palamos, als Großadmiral von Neapel, Biscogne von Jénajar, Baron von Belpuch, Leñola und Calonga, Herr von Rute, Zambra, Albedin, S. Jago de la Puebla, Malpartida und Seron succedirte. Fels war auch des Ordens von S. Jago Comthur zu Estreana, Generalcapitain des Decans und der Küsten von Andalusien, sothan Hauptmann von Philipp V. neuerichteten Gardes du corps, vermählte sich den 11. August 1678 mit Francisca de Cordoba, der 3ten Gräfin von Casapalma und 6ten Markgräfin von Guadalcayar, und nach ihrem am 12. September 1680 erfolgten Tode, in anderer Ehe mit Margaretha deragon, des 6ten Herzogs von Segorbe Tochter (verm. den 4. März 1655) und starb im Juli 1709. Die einzige Tochter erster Ehe, Francisca Maria Manuela brachte Casapalma und Guadalcayar an ihren Gemahl, Franz Nicolaus de Uvala, Belasco v. Cardenas, Grafen von Colmenar. Der älteste Sohn zweiter Ehe, Franz Taverius, Herzog von Cessa und Baena, Großadmiral von Neapel, auch der vermitteten Königin von Spanien, Elisabeth Farnese, Oberstallmeister, starb den 19. Mai 1750, seine Witwe, Theresia de Guzman, Markgräfin von Montalegre, im Juni 1751. Der älteste Sohn, Herzog von Cessa und Markgraf von Montalegre, wurde im Februar 1758 zum Dreifürstenthum der Königin ernannt. Von den Söhnen des Hauses, die in der neuen Zeit an die Grafen von Alcantara gekommen sind, liegen Cabra, Baena, Jénajar, Donna Rencia, Albedin, Rute, Zambra, im Zusammenhange, oder doch nur durch die Statten der Herren von Aguilar, leht der Herzog von Medina Cell, getrennt, in dem Umfange des Königreichs Cordoba, Seron in dem Königreiche Granada, der Burchena, Palamos, Calonga, Belpuch, Leñola, Dittute in Catalonien, Cessa in Terra di Lavoro.

Gonsalvo's, des dritten Herren von Cognate älterer Sohn, Alfonso Fernandez de Cordoba v. Aguilar, folgte dem Vater in dem Besitze von Priego, Aguilar und Cognate. Sein ältester Sohn, Gonsalvo, starb nach ihm, hinterließ zwar zwei Söhne, Alfonso, mit dem Namen d'Escherrado, und Diego, weil aber das Präsentationsrecht noch nicht eingeführt war, konnten die den Großvater nicht beerben, sondern des Alfons jünger

rer Sohn, Peter, folgte als edler Herr von Aguilar und Priego und als Nicco hombre de Castillen. Peter starb im April 1424. Sein ältester Sohn, Alfons, wurde in dem Besitze des Majorats durch seinen Vetter, den Deso herabada, brennrußigt: viele Jahre wurde gekriegt, und die berühmtesten Rechtsgelahrten der damaligen Zeit versuchten ihre Kunst an dem verwickelten Handel, die endlich der Desherabada, durch Vergleich vom 20. August 1439, allem Anspruche entzogen. Alfons überlebte seinen Sieg nicht lange, er starb unterweits im J. 1441, und wurde von seinem Bruder, Peter III., beerbt. Peter III., der öte Herr von Aguilar, starb 1455, wurde in seiner Ehe mit Elvira de Herrera Vater von zwei Söhnen. Der jüngere, Gonfalo Bernandez de Cordova, erwarb sich bereits in dem Kriege mit Portugal den Ruf eines tapfern und vorsichtigen Kriegers, und es war vornehmlich letztere Eigenschaft, die den König bewog, ihm in dem neuen Kampfe mit den Mohren von Granada das künftige eroberte, durch seine Lage an dem Eingange des Gebirgs so wichtige Alora anzuvertrauen (1486). In der Belagerung von Daya (1489) zeichnete Gonfalo sich in mehrern, unter den Wauern dieser Stadt getheiferten Gefechten aus, nicht minder in der Belagerung von der Hauptstadt Granada; zugleich hatte sich aber schon damals ein solches Talent zu politischen Unterhandlungen in ihm entwickelt, daß Ferdinand der Katholische, der ausgezeichnete Menschenkenner, ihn vor allen andern Befehlshabern wählte, mit den Belagerten um die Übergabe zu unterhandeln, und die Capitulation von Churriana, vom 25. Nov. 1491, wodurch Granada den katholischen Königen überliefert wurde, war sein Werk. Im J. 1495 erhielt er den Oberbefehl über ein kleines Heer, welches Ferdinand dem Könige von Neapel gegen die Franzosen zu Hilfe schickte. Er landete in der Nähe von Reggio in dem Augenblicke, wie die französische Besatzung durch die Bürger der Stadt und den jungen König, der ihnen zu helfen bereitwillig war, genöthigt wurde, sich nach dem Castell zurückzuziehen, und Gonfalo's nachdrückliche Angriffe erzwangen gar bald dieses Castells Übergabe. Mehrere Städte in Calabrien folgten dem Beispiele von Reggio; an Seminara wollte d'Aubign, der französische Befehlshaber, dafür Rache nehmen, und die Stadt vom Untergange zu retten, ließ sich König Ferdinand, wider Gonfalo's Rath, in ein Treffen ein, das mit der vollkommenen Niederlage der Spanier und Neapolitaner endigte, wiewol Gonfalo doch noch seine Veteranen zusammenbrachte und nach Reggio zu rückführte. Hier entwarf er den Plan zu dem Seezuge gegen die Stadt Neapel, den der König mit so ausserordentlichem Glücke ausführte; er selbst, zu schwach, es mit seinen Gegnern im freien Felde aufnehmen, und doch genöthigt, ihnen um jeden Preis Beschäftigung zu geben, die ihre Aufmerksamkeit von der Hauptstadt abzulenke, beachte die Künste in Anwendung, die er sich in dem langen Kriege mit den Mohren eigen gemacht. Nichtliche Überfälle, Hinterhalte und Kriegskünste machten ihn den Franzosen so furchtbar, daß diese es nicht mehr wagten, sich außerhalb der Wauern ihrer Festungen sehen zu lassen. Nachdem dieses erreicht und die fernbeliebte Kriegs-

macht also hinreichend vereinzelt, eröffnete Gonfalo mit gleichem Erfolge den Festungskrieg. Giunara di Muro war seine erste Eroberung: sie sollte ihm entziffen werden, aber durch eine bedeutende Niederlage küßten die Feinde den Versuch. Calanna und Sognara folgten dem Schicksale von Giunara, gleichwie der Fall von Cesena die Einnahme von Remba, Montalto, Bisignano, die Unterwerfung des ganzen Cratitahls zur Folge hatte. Die Besatzung von Grimaldi that ernstlichen Widerstand, doch wurde der Ort erliegen und zur Strafe ausgeplündert und angezündet. Morano ergab sich ohne Widerstand, nachdem ein unordentliches Heer von Bannern, welchem die Vertheidigung der Stadt anvertraut gewesen, versprengt worden. Gleiches Schicksal hatten die Grafen von Mileto und Nicastro, die in Laghino 4000 Mann versammelt hatten, den Spaniern den Weg freitig zu machen. Gonfalo marschirte die ganze Nacht, überfiel die Burg mit Tagesanbruch und nahm den Grafen von Nicastro samt zwölf Baronen von seiner Partei und vielen Keißen gefangen. Über Alano, welches mit Gewalt genommen werden mußte, in dessen reichen Vorräthen aber das kleine Heer Mittel fand, sich für die erlittenen Entbehrungen zu entschädigen, über Pietra Perola, Potenza, Gesualdo, wo abermals ein bedeutender Widerstand zu überwinden, bewerkstelligte endlich Gonfalo seine Vereinigung mit dem Könige und dem Markgrafen von Mantua, die eben in der Belagerung von Aversa begriffen (den 24. Juni 1496). Der König, der Markgraf und der päpstliche Legat kamen ihm auf eine große Strecke Wegs entgegen, diese seltene Ehrenbezeugung verschwand aber neben dem ungesüßten Freudenjubil ihrer Soldaten, als der Großcapitain (el Gran Capitain, mit diesem Namen begrüßte ihn hier zum ersten Male die jubelnde Menge) unter sie trat, und sie gewahrten, daß er mit nur 3000 Fußgängern und 1500 Reutern den beschwerlichen und gefährvollen Marsch durch das ganze Könige reich gemacht und unterwegs soviel Festungen eingenommen. Aversa selbst wurde bald auf das Ackerfeld gebracht, nachdem Gonfalo sich der Mäulen bemächtigt, welche die Stadt mit Wehl versorgten, und eine Capitulation war hiebei die Folge, vermöge deren die Franzosen alles, was sie noch inne hatten, ausgenommen Aversa, Benosa, Tarent, überließen und dagegen freien Abzug erhalten sollten; Stipulationen, die indeß nicht vollständig erfüllt wurden, weil d'Aubign, der nach Gonfalo's Abmarsch nicht unbedeutende Eroberungen in Calabrien gemacht hatte, sich weigerte, der Capitulation beizutreten, und dadurch den Großcapitain nöthigte, nochmals die Eroberung von Calabrien vorzunehmen. Kaum hiemit zu Ende gekommen, durchzog er abermals das Könige reich, um der Belagerung von Aversa beizuwohnen: auf dem Marsche wurde das feste Sul Alto, welches Lebensmittel und Quartier verneigte, mit Stürmen der Hand genommen und hart gründigt; Aversa aber ergab sich den Tag nach Gonfalo's Ankunft im Lager, und nachdem er auch den Herzog von Sora genöthigt, sich zu unterwerfen, nachdem er Anfangs 1497, auf des Papstes Begehrn, auch Ostia in einem kühnen

Stürme den Franzosen entrißten, war Unter-Italien gänzlich beruhigt.

Sobald entwickelt sich jedoch der Keim zu weiteren Kämpfen. Gonfalo, der für seine Person sich gegen den neuen König von Neapel sehr edelmüthig benahm und geraume Zeit jede Belohnung für seine wichtigen Dienste ablehnte, machte dagegen im Namen seines Königs die ausschweifendsten Forderungen. Das erschnitzte Land sollte alle Kosten, welche Spanien auf seine Verteidigung verwenden, ersetzen, und weil die Bezahlung nicht sogleich erfolgen konnte, blieben die wichtigsten Pläze in Calabrien von den Spaniern besetzt. Daneben war Gonfalo auf alle Weise bedacht, die bedeutendsten unter den neapolitanischen Baronen für seinen Herrn zu gewinnen, was ihm besonders mit Prosper Colonna glückte. Endlich trugen auch manche Familienverhältnisse bei, den König von Neapel mit seinem Vetter in Neapel zu entzweien. Alles dieses zusammengenommen erzeugte den monströsen Theilungsvertrag vom J. 1500, an dem Gonfalo um so mehr Antheil haben moß, da er sich damals selbst in Spanien befand, auch sogleich fertig war, den Vertrag zur Vollziehung zu bringen. Unter dem Vorwande, den Beneßern gegen die Türken beizustehen, ging er mit 52 Schiffen, worauf sich 4000 Mann Infanterie, 300 Kanzen und 800 leichte Reuter befanden, von Neapel aus unter Segel; er nöthigte die Türken, die Belagerung von Jante aufzuheben, auch die Insel Esalonja, deren sie sich bereits bemächtigt hatten, zu räumen; dann aber wendete er sich nach Sicilien, um von hier aus seine Operationen gegen Calabrien und Apulien zu eröffnen. Vorher aber schickte er einen Edelmann an den König von Neapel, um ihm alle Güter, die er von ihm empfangen, zurückzugeben, denn die ritterliche Sitte erlaubte nicht, einen Wollstücker zu bekriegen. Am 15. Juli 1501 landete Gonfalo bei Tropea, und die beiden Calabrien unterwarfen sich auf der Stelle, nur daß Cosenza eine Belagerung erforderte, indem französisch-gefinnte Barone den Ort mit ihren Kriegsvölkern besetzt hatten. Mit gleicher Leichtigkeit durchzog er die Ebenen von Apulien, wo ihm Gallipoli, Otranto und Manfredonia überliefert wurden. Während er aber den Schlüssel der Landschaft, Tarent, besaß, benutzten die Franzosen die dadurch entstandene Pause, um allgemach Capitanata und Basilicata einzunehmen, obgleich diese Landschaften von Alters her zu Apulien und also zu dem spanischen Antheile gerechnet wurden. In einer Conferenz, die Gonfalo des halb mit dem französischen Beschlüßhaber, dem Herzoge von Nemours, hatte, wurde beliebt, deshaß an die beiderseitigen Könige zu berichten, aber während ihre Entscheidung erwartet wurde, fiel Johann Baptist Marsian, einer der Barone von der französischen Partei, in Calabrien ein und nahm Rossano und andere Pläze, die zwar sein Eigenthum, aber von den Spaniern besetzt waren, und von der andern Seite machte Ludwig von Arde, den der französische Feldherr früher mit 3000 Knechten den Spaniern zu Hilfe geschickt, Mene, die

Orte, die sich an ihn ergaben, für seinen König zu behaupten. Gonfalo gerieth in drückende Verlegenheit, zumal Don Ferdinand, des ersten Königs Sohn, Tarent handsthaft vertheilte, und es erforderte des Großcapitains ganze Thätigkeit und Unterhandlungsgabe, um nur die Franzosen von weiteren Fortschritten abzuhalten. Endlich machte Tarent sich am 1. März 1502 ergeben, und sofort nahm Gonfalo eine drohende Stellung zwischen Barietta und Andria ein, während er durch ein Detachement seinen Gegnern in der Besetzung von Altamura zuvorkommen und sie aus Matera verjagen ließ. Am 9. Juni 1502 hatte er nochmals in St. Anton's Clausur, zwischen Reßi und Ustella, eine Conferenz mit dem Herzoge von Nemours, um wo möglich die abwaltenden Unzulänglichkeiten auszugleichen; aber auch dieser Versuch lief fruchtlos ab, und schon am andern Morgen ließ Gonfalo von Altapalda wegnehmen, wie die Franzosen kurz vorher mit Troja gethan, und erlitten sie noch dabel, als sie den Ort wieder haben wollten, bedeutenden Verlust. Mittlerweile kamen ihnen aber von mehreren Seiten Verstärkungen zu, und Canosa mußte sich nach neuntägiger lebhafter Belagerung an den Herzog von Nemours ergeben, Quasranta und Bisceglia wurden ihm überliefert, die ganze Landschaft Capitanata bis auf Manfredonia und Monte St. Angelo, war von den Franzosen besetzt, der Großcapitain durch ein Heer von 10,000 Fußgängern und 7000 Reutern von allen Seiten eingeschlossen. Er war verzweifelt, wenn die Belagerung von Barietta betrieben wurde, wie die von Canosa, statt dessen aber ließ Nemours sich verleiten, seine Kräfte zu theilen, um seinen Verbündeten, den S. Ezerinos und Marsian, in ihren Unternehmungen im Süden beizustehen, und während Ludwig von Terranova in Calabrien einen Sieg, glaubte Nemours auch noch die Belagerung von Tarent vornehmen zu dürfen. Solche Vermessenheit konnte nicht ungestraft bleiben: Tarent leistete hartnäckigen Widerstand, und Gonfalo, obgleich sein kleines Heer durch Mangel und Pest immer mehr gelichtet wurde, warf am 22. August die Franzosen mit bedeutendem Verlust über den Ofanto zurück, wodurch die Lage von Barietta nicht wenig erleichtert wurde; die mächtigste sich des wichtigen Hofens Castellana, dicht vor Barietta, und verschaffte sich Lebensmittel in einer großen Fougierung, die sich bis über Ruvo hinaus erstreckte, nachdem er diese Stadt mit Sturm genommen, gleichwie durch das Gescheh bei Canosa (den 9. 10. Decbr.), worin um den Besitz einer großen Heerde, welche die fleißigen Spanier endlich einführten, gekämpft wurde. Im weiterer Genugthuung zu ergehen, ließ Nemours selbst die Brücke über den Ofanto zerstören (den 30. Decbr. 1502). Kurz vorher hatte Gonfalo den rechtmäßigen Erben des neapolitanischen Throns, den Herzog Ferdinand von Calabrien, nach Spanien geschickt, ob er gleich diesem Prinzen, den er durch betrügerische Unterhandlungen bezieht, endlich auf die gemeldeten Hoffen versprochen, daß ihm seine Gewalt gegeben solle.

2) So erzielte Gonfalo's und der Spanier Feinde: in der handgrifflichen Schlacht des Hauses Cerreto suchte ihn jedoch der gesiegte Abt von S. Maria Gran Grapado, die Cordova zu vertreiben.



Die Besatzung von Barletta empfand bald wieder drückenden Mangel, Gonfalso selbst zog aus, um Beute zu machen, und es glückte ihm nicht nur, 40,000 Stück Vieh aus den Triften von Canosa und Cerignola wegzutreiben, sondern auch den nachellenden Heerhaufen durch einen Hinterhalt schweren Verlust beizubringen (den 15. Jan. 1503.). Fünf Tage später besiegte er bei Trani den französischen Feldherrn la Motte, der selbst gefangen wurde, und am 22. Februar nahm er nochmals mit stürmender Hand die Stadt Ruvo, gleichwie der Anführer der französischen Flotte in dem abralischen Meere, der Ritter Regent, genöthigt wurde, seine Schiffe selbst zu versenken. Gonfalso begann demnach Wüthen zu schöpfen, als am 5. März von Messina anlangte, wiewol es noch bis zum halben April dauerte, bevor das Heer, welches sie nach Reggio übergeführt, seine Operationen eröffnen konnte; eine Frist, die Gonfalso höchst vortheilhaft verwendete, um den Markgrafen del Vasto, der immer noch die Insel Ischia für den entferntesten König behauptete, zu gewinnen. Am 21. April wurde Auszug bei Seminara, eben da, wo er früher gesiegt hatte, auf das Haupt geschlagen, und am 27. ten zog Gonfalso, dem über Triest 2500 Landesknechte zugesommen waren, aus Barletta aus, seinem Gegner eine Schlacht anbieten. Als er sich dem Ofanto näherte, traf ihn ein Bote des Erzhertogs Philipp mit der Nachricht von dem wegen Neapel abgeschlossenen Tractat (d. d. von dem 2. März 1503), und dem Desse, sofort die Feindseligkeiten einzustellen. Gonfalso, durch eine geheime Weisung Ferdinands des Katholischen unterrichtet, erwiderte, daß die Lage der Dinge nicht erlaube, Folge zu leisten, er müsse vielmehr seines Königs Befehle abwarten; ging über den Fluß und lieferte freitags den 28. April das Treffen bei Cerignola, worin Memours vollkommen geschlagen und selbst getödtet wurde, Cerignola und Canosa ergaben sich auf der Stelle. Am 6. Mai hielt Gonfalso seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Neapel, nachdem das feste Castra bereits einige Tage früher von seinen Vorruppen besetzt worden, und schnell besetzten der Hauptstadt Beispiel die Provinzen, daß nur noch einzelne Punkte in des Feindes Gewalt blieben. Und auch diese fielen noch einander; am 12. Juni wurde das Castell nuovo in Neapel beinahe Angeschichts einer fremdschischen Flotte, die sich nur um einen Tag verspätet hatte, mit Sturm, am 24. St. Germano genommen; am 29. ergaben sich Rocca Guazilema, Trajeto und Mola an den Großcapitain, am 12. Juli bemasterte sich Publius Colonna mit Sturm der wichtigsten Stadt Gaeta, ein Schloß, welches Tags vorher auch das Castell del von in Neapel gehabt. Das einzige Gaeta wurde durch die französische Besatzung, die durch alles verdrängt, was dem Blutbade von Cerignola entkommen, mit Ernst vertheidigt nach drei abgeschlagenen Stürmen, in deren einem der tapfere Hugo de Cardona umsam, sah sich Gonfalso genöthigt, die Belagerung in eine Mordthat zu verwandeln, und auch diese mußte aufgehoben werden, als ein neues französisches Heer, von dem Markgrafen von Mantua befehligt, von der Lirer

her vordrang, das rechte Ufer des Garigliano überschwemmte und selbst auf dem linken Ufer Rocca secca belagerte; doch wußte Gonfalso von seiner neuen Stellung bei St. Germano aus bald der Feinde Siegeslauf zu hemmen. Am 10. Oct. nahm er mit stürmender Hand, obgleich des Markgrafen Lager nur 6 italienische Meilen entfernt, und bleib dabei die Rathsignale der Besatzung gar wohl gewahren mußte, das Castell von Monte Cassino, worin die Franzosen sich bis zur Stunde behauptet hatten; am 16ten ließ er durch Prosper Colonna die feste Rocca secca einsehen; am 18ten schon mußten die Franzosen über den Garigliano zurückweichen. Am 9. Nov. gelang es ihnen zwar, neuerdings eine feste Stellung auf dem linken Ufer einzunehmen, auch, indem sie ihren Vortheil verfolgten, das Hauptcorps der Spanier in Unordnung zu bringen, da stellte Gonfalso, die Streitmacht in der Hand, sich an die Spitze seines Fußvolkes; ein neues wüthendes Gefecht erhob sich, in dem Vapart die Heldenthat des Horatius Cocles wiederholte, die Spanier aber Meister der feindlichen Verschanzungen und der Brücke wurden. Die unmittelbare Folge dieses Tages war ein heftiger Zwist unter den feindlichen Feldherren; der Markgraf von Mantua verließ die Armee mit allen seinen Truppen, und sein Nachfolger im Commando, der Markgraf von Saluzzo, konnte nur bedacht seyn, sich in dem engen Landesstriche zwischen dem Garigliano und dem Kirchenflusse zu behaupten. In diesem Streben schien der Winter, der mit ungewöhnlicher Strenge einbrach, ihn eine Zeit lang begünstigen zu wollen. Gonfalso traf bereits Anstalten, die Winterquartiere in den innern Provinzen des Königreichs, die nicht verödet waren, wie die Terra di Lavoro, zu beziehen; unglücklich aber ging er, nachdem er die französische Besatzung von Rocca Guazilema in einen Hinterhalt gelockt und vernichtet, nachdem er die bedeutende Kriegsmacht der Orsini, die er für seines Königs Dienst gewonnen, an sich gezogen, von Gessa aus über den Garigliano (den 27. Dec.). Euso und Caffelsorte wurden noch am nämlichen Tage genommen: die französische Armee, deren Postenlinie also durchschnitten war, wollte sich nach Castra zurückziehen, wurde aber bei Mola zum Steben gebracht und am 29. Dec. auf das Haupt geschlagen. Gaeta, obgleich mit allen Gebührens reichlich versehen, ergab sich am 1. Januar 1504, und Gonfalso, der also zum zweiten Male die Eroberung des Königreichs vollendet hatte, kehrte nach Neapel zurück, wo ein triumphähnlicher Empfang und Gesandte der meisten italienischen Staaten seiner warteten. Die Genuesser z. B. verlangten, unter seinen Schutz aufgenommen zu werden; die Neapolitanen hofften durch ihre Herrschaft in Florenz hergestell zu sehen; die Viterbaner, die Einwohner von Ardea, wollten sich an Spanien ergeben, um nicht ferner den Florentinern dienen zu dürfen; die Neffe der Sibyllinen baten um Hilfe gegen die Franzosen.

Diese vielfältigen Huldigungen mißfielen dem katholischen König, an dessen Hofe ohnehin schon Prosper Colonna der Anführer des Großcapitains genossen. Es wurde ihm zur Last gelegt, daß er bei den

legten Papstwahl den Cardinal della Rovere gegen den Cardinal Carvajal, einen gebornen Spanier, dem eine mächtige Partei zu Gebote gestanden, begünstigt habe, daß er das Königreich Neapel mit persönlicher Gewalt und ohne alle Rücksicht für seines Herrn Befehle resire, daß er die Kronentrübsale auf eine schändliche Art verschleudere und die geistlichen Ämter nur nach Lohne vergerbe; daß er, um die Soldaten mehr und mehr auf sich zu ziehen, die ärgsten Frevel und Verbrechen ungehindert lasse, daß er, und dieses zumal war in Ferdinands Augen unersichtlich, weil es den mauritanischen Bräutern betraf, daß er sich zu dem Kaiser und dem Erzherzoge Philipp hinsetze. Ohne weitere Untersuchung wurde die Ermordung, die Goncalvo als Vizekönig übte, bedeutend beschränkt, und besonders zeigte sich der König bedacht, aus den wichtigsten Festungen die von seinem Feldherren angeordneten Commandanten zu entfernen und sie dagegen Männern nach seiner eigenen Wahl anzuvertrauen. Goncalvo, der seine Dienste also bedocht hat, verfiel in eine schwere Krankheit, daß ihn die Ärzte bereits aufgegeben; kaum hergestellt, bat er um die Erlaubnis, nach Spanien zurückzukehren. Die Königin Isabella, die ihn besser zu würdigen verstand, beruhigte ihn jedoch, und Goncalvo fuhr fort, seine Erziehung mit Weisheit und Stärke zu regieren, bemächtigte sich auch durch List des Fürst Borjia, den er so gering nach Spanien abführen ließ, doch nachdem Isabella die Augen verschlossen, erzwangte Ferdinands Argwohn mit neuer Stärke. Prosper Colonna wurde nach Italien zurückgeschickt, ganz eigentlich, um seinem bisherigen Vorgesetzten Verdruß zu madren, und Goncalvo wurde dabei gezwungen, den größten Theil seiner Kriegsvölker zu entlassen, obgleich er genöthigt gewesen, die Wertheidigung von Pisa gegen die Florentiner zu übernehmen, obgleich es ihm gelungen war, vortheilhafte und die wichtigsten Resultate versprechende Verträge mit Lucca und Siena zu schließen, auch sich bereits in Plomino festzusetzen, obgleich er eben die lockendsten, von Kaiser und Papst gemachten Anträge, für den Fall nämlich, daß er zu ihnen übertritten wolle, ausgeschlagen hatte. Bereits war der Erzbischof von Saragossa erkrankt, um ihn in dem Commando abzulösen, und dagegen sollte Goncalvo, so wie er den Boden von Spanien betreten würde, das Großmeistertum des Ordens von J. Jago haben; das gelang es ihm nochmals, sich, wenn auch nur für eine kurze Zeit, in den Augen des Königs durch ein ehrsüchtiges Schreiben vom 8ten Juli 1506 zu rechtfertigen, und er groß die Ehre, diesen Fürsten in Neapel selbst zu empfangen, auch durch eigenes Beispiel eine der weisesten Verfügungen des Monarchen vollstrecken zu lassen. Ferdinand beabsichtigte, die confiscirten und mehrtheils anderweitig vertheilten Güter der französisch gesinnten Herren zurückzugeben, um den Feinden im Reiche herzuholen, und Goncalvo war der erste, der ihm zu Theil gewordenen Güter der Art zu des Königs Verfügung stellte: eine Grobkmuth, die nothwendig allgemeine Nachahmung finden mußte. Indessen war des Königs Verabugung nur

vorübergehend gewesen, Goncalvo, der noch in den letzten Augenblicken die ungewöhnlichen Beweise von der Unabhängigkeit der Neapolitaner empfangen, mußte ihm über Sabona, wo Ludwig XII. seine Verurtheilung für den Mann, der ihn um ein Königreich gebracht, nicht genugsam an Tag legen konnte, nach Spanien folgen (1507) und in die Dunkelheit des Privatlebens zurückkehren. So gänzlich vergessen wurden seine Dienste, daß Ferdinand ihn eine Belohnung thun ließ, als er sich, Angesichts des ganzen Hofes für seinen Verrath, den Markgrafen von Priego, verwendete. Goncalvo, auf das Äußerste gebracht, hörte den Vorschlägen des Conestable von Castilien, und die Verbindung dieser mächtigen Großen wurde wahrscheinlich eine gänzliche Veränderung in Castilien hervorgebracht haben, wäre nicht Kaiser Maximilian, wie ihm öfter geschah, vor seinem eigenen Beginnen erschrocken, und das zwar in dem Augenblicke, wo er die Früchte jahrelanger Bemühungen ernten sollte; des Cardinals von Ambiose Compromisspruch verschaffte ihm, statt der Regentenschaft von Castilien, einen Jahresgehalt von 60,000 Ducaten. Goncalvo kehrte in seine Einsamkeit zurück; so groß blieb aber immer Ferdinands Meinung von seinen Talenten, daß der argwöhnische König nach der Schlacht bei Navenna ihn allein säßig glaubte, Italien zu retten; schon hatte er sich getraut, die Reise dahin anzutreten, als die ungewöhnliche Bedächtlichkeit des Franzosen sie unnöthig machte. Die letzte Versuchung, der Goncalvo ausgesetzt sein sollte, kam von dem Erzherzoge Karl; dieser, unterrichtet von dem Verdienste und dem Misvergnügen des Großcapitains, ließ ihm die lockendsten Vorschläge thun, und Goncalvo, nachdem er sich des Verstandes der Grafen von Cobra und Urena und des Markgrafen von Priego versichert, hatte nichts Eingetrettes im Sinne, als sich nach Glandern zu dem Erzherzoge zu verfügen und denselben nöthigenfalls mit gewaffneter Hand in Castilien einzuführen. Aber Ferdinand erriet den Plan, verweigerte dem Großcapitain die gesuchte Erlaubnis zu einer Reise nach England, ließ alle seine Handlungen beobachten und endlich den Hasen von Malaga, wo er sich einschiffen gedachte, mit Embargo belegeln. Witten unter diesen Bewegungen wurde Goncalvo zu Loja im October 1515 von einem Quatantenfieber befallen; er ließ sich, gesündere Luft einzuathmen, nach Granada bezingen, starb aber daselbst, 78 Jahre alt, den 2. Decemder n. J. Er wurde in dem dasigen Hieronymitenkloster, in der Capelle, die er sich selbst zu seiner Ruhstätte erbauen, begraben, und zwar widerspär, aus Ferdinands Befehl, der Leiche desjenigen, den er im Leben so oft und so bitter gekränkt, königliche Ehre. — Goncalvo besaß in Folge königlicher Schenkungen, deren Werth doch demjenigen, so er aus eigenen Mitteln für den öffentlichen Dienst verwendet, kaum gleich kam, sehr bedeutende Güter in dem Königreich Neapel, als die Herzogthümer Terranova an dem Trati, Cassa, Et. Angelo in Principato ultra, und Toremaggiore, die Fürstenthümer Jafa, Venosa, Equilace, das Mar-

aufst Biscontu u. s. w.: alle, nur nicht das Amt eines Großronnetable von Reapel, wurden seiner jüngsten Tochter Elvira, die an Ludwig Fernandez de Cordova, den dritten Grafen von Cabra vermählt (s. oben), zu Theil. Zwei ältere Töchter, die Gonfaldo in seiner Ehe mit Maria Manrique erzeuget, Maria und Beatriz starben, jene in der Kindheit, diese als Jungfrau, im J. 1503).

Alfons Fernandez de Cordova, des Capitains älterer Bruder, folgte seinem Vater Peter III. als sechster Herr von Aguilar, als Marquis von Alcala la Real und Alguazil mayor von Cordova, und an Tapferkeit wenigstens stand er auf keine Weise seinem Bruder nach, wie er dieses in der langwierigen Fehde mit den Vets tern von Cabra und den Bischöfen von Cordova hinlänglich bewies. Während der ganzen Regierung Heinrichs IV. mußte er sich, bald als dessen Gegner, bald als dessen Anhänger, in dem Besitze der Stadt Cordova zu erhalten. Auch in den ersten Jahren der Regierung der Königin Isabella handelte er gleich einem unabhängigen Fürsten: er führte, trotz des Waisensüßlandes, Krieg mit Granada (1477), er befehligte die Besatzung der Grafen von Cabra, mußte zwar den neuen Corregidor, den die Königin nach Cordova gesetzt, aufnehmen, auch denselben Monturque überlies fern, als Fürst, daß er den in den Etagen des Grafen von Cabra angerichteten Schaden vergüten wolle; wie aber dieser Corregidor, Diego de Melo, auch anfangs, das herrenlose Gefindel, die verworfenen Landstreicher, durch welche die Baronen im Vorhabe ihre Banden zu verkräften pflegten, einzumiezen, da bewies Alfons bald genug seine bisherige Nachsichtigkeit. Zwei Banditen, die nach dem Gefängnisse geführt werden sollten, ließ er mit genossener Hand befreien, und der Corregidor, der herbei geeilt war, den Dienern der Gerechtigkeit beizustehen, mußte nach einem blutigen Gefechte in der St. Laurentiuskirche eine Zuflucht suchen. Sie wurde sogleich von den Aufwüthenden eingeschlossen, aber keiner wagte es, in die heiligen Mauern einzudringen, bis Alfons 70 Mohammedaner, seine Sklaven, herbeiführte, die sofort die Kirchenthüren erbrochen und den Corregidor nach dem Gasse von Aguilar brachten, wo er geraume Zeit in der Gefangenschaft schmachten mußte, bis die Königin seine Freilassung verfügte, denn ein mehreres wagte sie nicht zu thun, und scheint es sogar, als habe sie Monturque zurückgehen lassen (1477). In dem Kriege mit Granada fand Alfons späterhin ehemollere Beschäftigung, oft wird seiner mit Ruhm gedacht, und auf ihn

zählte König Ferdinand vornehmlich, als im Februar 1501 unter den Mohammedanern der Schlage von Ronda, der Sierra Bermeja u. s. w., ein neuer Ausstand ausbrach. Alfons war auch sogleich fertig, dem erangenen Rufe Folge zu leisten. Er zog die Truppen der Grafen Esluente und Urena an sich, drang in das Gebirge ein, und hatte die beinahe unüberwindliche Stellung der Mo narda erstürmt, als seine Leute sich verstreuten, um zu plündern. Die Mohammedaner erholten sich, wie die Verfolgung aufhörte, fielen in dicken Haufen über die vereinigten Sieger her und sprengten in die Kürte, was augenblicklicher Vernichtung entging. Nur Alfons stand fest mit wenigen Getreuen, indem er den Vorschlag sich zurückzuziehen, entgegensezte, daß die Standarte seines Hauses niemals einem Feinde ausgewichen sey, und es würde ihm vielleicht geglikt seyn, den gemöhlten Posten bis zu Anfunst der Reserven zu behaupten, hätte nicht ein Pulverfaß in dem mitternächtlichen Kampfe Feuer gefangen: die Flamme verrieth den Mohammedanern der Gegner Schwäche, sie griffen mit erneuertem Muth an, und nur wenige der Christen, darunter des Alfons älterer Sohn, entgingen durch die Flucht dem Tode. Er selbst, obgleich mit Wunden bedekt, stritt bis zum letzten Augenblicke, daher auch sein Leichnam dergestalt verstümmelt wurde, daß ihn kaum die Handgenossen erkannten. „So sel!“ sagt Mariana, „Spaniens edelster Held: das Leben konten die Feinde ihm nehmen, sein Tod wird dauern, so lange es Spanier gibt.“ Des Alfons und der Katharina Pacheco, einer Tochter des berühmten Markgrafen von Villena, zweiter Sohn, Franz Pacheco de Cordoba, erhielt zu seinem Antheile 1 und 2 der ertelichen Verlassenschaft, nämlich Almuraz, Ucar, Esterro und Euzil, Güter, die sämtlich in dem Thale von Purchena gelegen, und die dem Vater als Preis seiner Thaten gegen die Mohren verliehen worden, dann Albenzin. Franz, ein jüngerer Sohn des 1sten Herrn von Almuraz, war Bischof zu Malaga, während dieses Reges, ebenfalls Franz genannt, 1ter Herr von Almuraz, mit Maria Diaz de Haro die Markgrafschaft Carpio, Alamy u. s. w. ererbte. Des 1sten Sohns, Johann Lopez de Haro, 1ter Markgraf von Carpio, 4ter Herr von Almuraz, hatte seine Kinder mit Johanna de Candoval, des 1sten Herzogs von Lerma Tochter: Carpio fiel daher an die Haro zurück, Almuraz aber an Diego Pacheco de Cordoba, einen Vatersbruder des 3ten Markgrafen von Carpio, der Almuraz zu einer Markgrafschaft erheben ließ, aber ebenfalls kinderlos verstarb, daher ihm seine Schwester Maria, des Markgrafen von Estera, des Johann Baptists Centurione Gemahlin, als 2te Markgräfin von Almuraz folgte.

Des 6ten Herrn von Aguilar ältester Sohn, Peter Fernandez de Cordoba, Herr von Montilla, Santa Cruz u. s. w., Alcalde mayor der Stadt Cordova, auch vermöglicher königlicher Briefe vom J. 1501 Markgraf von Priego, wurde vornehmlich beauftragt durch einen Reichthum, an dem beinahe alle Große der Monarchie Antheil nahmen. Ferdinand Gomez de Herrera, königlicher Wardein, wurde als Commissarius nach Cordova geschickt, gegen die Urheber eines bedenklichen Aufstandes zu inquiriren

3) Fernando del Pulgar: historia del gran Capitano. En Alcalá de Henares, 1584, fol. — Francesco de Tullio y Figueroa la Neapolis Ea, o Poema heroico del gran Capitano Don Gonzalo Fernandez de Cordova. En Granada, 1631, 4. — Pedro Blasco Torrella: la Vida y Chronica de Gonzalo Fernandez de Cordova et gran Capitán. En Roma, 1535, 8. — Paolo Jovii de vita et rebus gestis Gonzalvi Ferdinandi Cordubae lib. III. in ejus opp. (Basil., 1578, fol.) t. 1. p. 199 seqq. — Histoire de Gonzalve de Cordova, surnommé le grand Capitaine, par le R. P. du Poucet. A Paris, 1719, 2. V. 12.

(1508). Er war kaum angelangt, als Peter ihn bedenkten ließ, seine Commission aufzugeben und die Stadt zu räumen. Der Major-domo beschied ihn nach Verdienst, und Peter, der sich mit den Stadtverordneten berathen, ließ seine Vasallen aufbieten, nahm den Commissarius in Verhaft und schickte ihn nach der Weste Montilla, von der er doch nach wenigen Tagen entlassen wurde. Die erste Nachricht von diesem Vorfälle traf den König in Burgos; sogleich mußten 1000 Lanzes und 3000 Fußgänger nach Cordova aufbrechen, und der Monarch folgte ihnen auf dem Fuße, fest entschlossen, ein großes Beispiel zu geben. Schon in Toledo fand er den Markgrafen von Priego, dem sein Oheim, der Großkapitain, nachdem seine, des Connetable und Amirante Verwendung nutzlos gewesen, den Rath gegeben hatte, sich, wolle er gewissem Verderben entgehen, ohne die mindeste Summe der Willkür des Königs zu überlassen. Peter that, wie ihm gerathen worden, aber der Befehl, seine Festungen zu übergeben, war die einzige Antwort, die er erhalten konnte, und unaufhaltsam setzte der König seine Reise fort. Am 7. September traf er in Cordova ein, und sogleich nahm der Proceß seinen Anfang, obgleich der Markgraf sich vor dem königlichen Anwalt nicht einlassen wollte, sondern nur an seines Vaters und seiner Voreltern Dienste und an die Untertänigkeit und das Zutrauen, womit er sich und alles das Seine den königlichen Händen überliefert habe, erinnerte, denn es gebühre ihm nicht, seine erbin, gegen seinen Herrn Klage zu führen. Aber Ferdinand war nicht gewohnt, sich durch dergleichen Redensarten bestechen zu lassen, er ließ der Untersuchung ihren Lauf, unterjagte den Einwohnern von Cordova, die ihn mit Bitten und Thränen belästigten, ferner Peters Namen zu nennen, hörte den Großkapitain, der in Gesellschaft der vornehmsten Herren der Monarchie für seinen Neffen bat, kaum an, erwiderte einen besigen, obgleich ehrerbietigen Brief des Connetable, den dieser Handel beinahe an mehrsten bekümmerte, in hochtrabenden und stolzen Ausdrücken (wogegen der Connetable ihn aber sehr ernst erinnerte, daß er dem Könige Ferdinand als Regenten, der Dona Johanna als seiner Königin, dieser aus Schuldigkeit, jenem aber nur aus Gefälligkeit diene), und wurde nur durch das Wutren und den Lärm aller sämtlicher Gremien, die sich vornehmlich beleidigt fänden, daß man einen Grande vor den Rath von Castilien gezogen, als welches bisher nur wegen des Kaisers der beleidigten Majestät geschehen war, abgehalten, an dem Markgrafen die äußerste Strenge zu üben. Dagegen mußten einige der vornehmsten Ebdelleute der Stadt sterben, viele Bürger wurden gehängt, geköpft, oder verbannt, die Häuser der Corrregidores Carramo und Becanegra niedergerissen; der Markgraf aber, der bisher das Dorf Transiera, bei Cordova, zum Gefängnisse gehabt, wurde in immenwädrer Verbannung aus Cordova und ganz Andalusien, wohin er niemals, es sei denn mit des Königs ausdrücklicher Erlaubnis, zurückkommen sollte, verurtheilt, die Weste Montilla, des Major-domo Ausgangspunkt, wurde dem Erdboden gleich gemacht, alle übrige

ge Festungen des Markgrafen, der sich für seine Person nach Spanien wandte, blieben in des Königs Gewalt. Peter starb den 23. Januar 1517, mit Hinterlassung von fünf Töchtern, wovon eine, Theresia, das Nonnenkloster zu Aguilar stiftete, während die älteste, Catharina, alle Statten ihres Hauses dem Sten Grafen von Feria, dem Lorenz Suarez de Figueroa, zubrachte. Ihre Söhne, Peter, Gomez, Alfons, Anton und Lorenz, gaben den väterlichen Namen Figueroa auf, am den vornehmsten von Cordova zu führen, und war Lorenz Bischof zu Sigüenza, früher Prior des Dominikanerklosters St. Paul zu Cordova; Anton, ein Jesuit, wurde der Stifter des Jesuitencollegiums zu Montilla; Peter, der älteste Sohn, folgte dem Vater als vierter Graf von Feria, war auch des goldenen Vlieses Ritter, hinterließ aber aus seiner Ehe mit Anna Ponce de Leon nur eine Tochter Catharina Hernanbez de Cordova p Aguilar, die der Großmutter als dritte Markgräfin von Priego folgte und sich mit ihres Vaters Bruder, dem Alfons Fernandez de Cordova vermählte, während Feria, eines der wenigen spanischen Majorate, in welchen der Mannsstamm sogar die nähern Frauen ausschließt, an ihren andern Oheim, des Grafen Lorenz zweiten Sohn, Gomez, fiel. Gomez, der, seit ihm die väterlichen Statten zugesallen waren, sich nur Figueroa nannte, starb am 17. September 1567 Feria zu einem Herzogthum erhoben, und starb den 7. September 1571. Seine Gemahlin, Johanna Dornier, die einzige Tochter des Wilhelm Dornier und der Maria Eibney, war Ehrenname der Königin Maria von England gewesen, und Gomez hatte sie schon gelernt, wie er als Philipp II. Gesandter das Inselreich besuchte. Sie zählte nur 34 Jahre, als sie dem Ehebetten verlor, verschloß sich sogleich in dem von ihr gegründeten Kloster zu Jaera und lebte noch am 13. Mai 1608, als an welchem Tage der Jesuit Alabandino, früher des Grafen von Feria Capellan, ihr den zweiten Band seiner Geschichte der Heiligen widmete. Der Sohn, den sie zu Mecheln den 28. September 1559 geboren, Lorenz Suarez de Figueroa p Cordova (ein jüngerer Sohn, Peter, starb als Kind), Peter Herzog von Feria, ihr Markgraf von Billaola, Herr von Jaera, wurde 1592 von König Philipp II. anserben, um Namens seiner der berühmten Versammlung der Ebdisten in Paris, die für Frankreich einen König wählen sollte, beizuwohnen, oder genauer, um die Versammlung für die Infantin Isabella zu gewinnen. Er scheiterte aber bereits in den vorläufigen Conferenzen zu Coiffons, in denen er den Herzog von Savoyen, der sich selbst die Krone wünschte, mit Härte behandelte, und er scheiterte eben so vollständig bei der Versammlung selbst, die er zum ersten Male am 2. April 1593 besuchte, obgleich er den ursprünglichen Antrag, die Krone der Infantin und ihrem künftigen Gemahl, dem Erbherzoge Albert, zu übertragen, dahin modifizierte, daß dieser Gemahl ein französischer Prinz, der Herzog von Guise nämlich sein sollte. Er besand sich noch in Paris, als diese Stadt dem Könige Heinrich IV. überliefert wurde, konnte zwar dieses Beginnen, von dem er frühe genug Kunde erlangt, mit den wenigen Truppen,

die ihm zu Gebote standen, nicht verbißern, verschaffte ihnen aber durch seine Haltung und die feste Stellung, die er im Tempel genommen, eine ehrenvolle Capitulation und freien Abzug (den 22. März 1594). In dem n. J. 1594 ging der Herzog als Gesandter seines Königs nach Rom, den neuen Papst Clemens VIII. zu begrüßen; sodann 1598 nach Catalonien und endlich nach Steilien als Botschafter. Er starb zu Neapel im Januar 1607. Sein einziger Sohn, Gomez Suarez de Sigueroa, 1ster Herzog von Feria, 2ter Marquis von Villalba, 1ster Graf von Zafra, geboren den 30. December 1587, ist vielleicht der erste Große, der eine sorgfältige, rein diplomatische Bildung empfing, ob er gleich späterhin durch die Natur seiner Ämter genöthigt wurde, sich auch dem Waffenhandwerke zu widmen und darin gar bald den ausgezeichnetsten Feldherrn seiner Nation in der damaligen, an großen Männern schon minder ergiebigen Zeit, gleichkam. Im J. 1606 ging er als Philipp III. Gesandter nach Italien, dem neuen Papste Paul V. die Obedienz zu leisten, später nach Frankreich, um mit der Königin, der Königin Maria von Medicis, zu unterhandeln. Im J. 1616 wurde er als Botschafter nach Venedig, 1618 aber an des Don Pedro von Toledo Stelle als Generalgouverneur nach Mailand geschickt. Eben war die Hebbe mit Savoyen vermittelt worden, der Zustand der Weltlitter erzeugte jedoch eine neue: nicht nur, daß der Herzog, dem die Wichtigkeit des Bündnisses für die Vertheidigung von Mailand, für die Verbindung mit Tyrol, einzuflachte, dessen Bewohner sogleich in Schutz nahmen und Truppen zu ihrer Vertheidigung anrücken ließ, er beging auch offensbare Feindseligkeiten gegen die Grundherrscher, trieb sie nach mehreren blutigen Gefechten, nach der Einnahme von Chiavenna und Vermio vollends über die Grenze und ließ ihnen durch Anlegung von Schanzen und Festungen alle Pässe verschließen, während der Erzhzog Leopold die Grundherrscher auf ihrem eignen Boden angriffte und das Veltlin, die Städte Moensfeld und Ebur besetzte. Ganz Italien, besonders die Nachbarn, Venedig und Savoyen, auch der Papst, wurden durch solches Beginnen beunruhigt, Frankreich zeigte sich bereit, diese Staaten zu unterstützen, und Spanien besand sich nicht in der Lage, mit so vielen Feinden zugleich zuringen zu können: ein Vertrag kam daher zu Stande, der aus auf die vorige Lage der Dinge zurückführte. Weil es aber sich mit der Execution verzögerte, weil der Herzog die Genuefer gegen Savoyen und Frankreich beschwore, entspann sich ein neuer Krieg, in dessen Laufe der Herzog die Franzosen wieder aus Chiavenna vertrieb, Aquil einnahm und die französische Besatzung kriegsgefangen machte, den Prinzen Victor Almandus von Savoyen bei Veruggio und dem Felde schlug und überhaupt alle Unternehmungen des Comnetable von Frankreichs hinterrückte, wiewol er selbst am 5. August 1626 die Belagerung von Aft und am 17. November n. J. die von Verua (heute 4 Monate gewährt) aufheben mußte, auch bei dem Rückzuge von Verua viele Leute verlor. Letzteres Widergescheh hatte seine Abberufung zur Folge. Nach Verlaufe von fünf Jahren wurde ihm nochmals die Regierung des mailändischen Staats anvertraut; er hatte ihr zwei Jahre

vorgestanden und diese besonders benutzt, eine behebende Armee auf die Weine zu bringen, als ihm der Kaiser fehl wurde; einen Theil dieser Armee nach Teutschland dem Kaiser zu Hilfe zu führen. Sofort zeigte er sich, obgleich Mailand kein den Dürsten Drobati an den Cardinal Infanten abgesendet, um diesen Marsch zu übertraffen, so feierlich dagegen zu protestiren, indem das Ausstreuen fremder Truppen im Reiche das bereits weit vorgeschrittene Friederücksgefecht rückgängig machen müßte, mit ungefähr 10,000 Mann in Bewegung (in der Mitte des Sommers 1633). Er durchzog das Veltlin und Tyrol, bewerkstelligte seine Vereinigung mit Altiringer, der auf des Kaisers unmittelbaren Befehl sich von der Donau nach dem Bodensee wenden mußten, nöthigte die durch den Feldmarschall Horn, die seit 4 Wochen betriebene Belagerung von Schwyz aufzuheben, und manövrierte sodann, um die Schweden zu einer Schlacht zu bringen. Dieses war aber keineswegs die Meinung Altiringers, dem Wallenstein jedes Unternehmen von Wichtigkeit unterlag hatte, er mußte denn des Lebens überdrüssig seyn, denn im Falle des Ungehorsams sey ihm nichts gewisser, als der Tod, und wenn ihn der Kaiser selbst pardonierte, und der gewöhnlich so feste und rührige Feldherr doch jetzt seinen ganzen Scharsinn auf, um seines Collegen Unternehmungsgeist zu jäheln; es glückte ihm damit nur allzu sehr. Der Rest der schönen Jahreszeit wurde in Oberschwaben mit zwecklosen Märschen, die viele Menschen kosteten, weil ein überlegenes schwedisches Heer stets zur Seite, hingebracht, und der October war gekommen, bevor Altiringer sich entschließen konnte, den Entschluß der wichtigen und hart geängstigten Festung Breßlau zu versuchen. Er erfolgte indeß ohne sonderliche Ausrüstung, nachdem Rheinfelden mit Sturm und auch Lauffenburg genommen worden, aber Altiringer empfand solchen Schrecken über die errungenen Theilheile, daß er nicht ruhete, bis die ganze Armee weitläufige Cantonirungsquartiere in dem Elsaß fand. In diesen Quartieren sollte sie von den Schweden überfallen werden, aber der mannhafteste Widerstand einiger Kronbergischen und Montecucculischen Reuter gab dem Herzoge von Feria Zeit, sein Volk zu sammeln, den Gebweiler, Sulz und Wetzweiler eine feste Stellung zu nehmen und diese gegen alle Anstrengungen der Feinde, die endlich am 20. October 1633 abziehen mußten, wie Gustav Adolf von Bärth, zu behaupten. Der Herzog wollte ihre Befürzung benutzen, um auch Philippsburg zu entsetzen, da trennte sich Altiringer förmlich von ihm, um Reimsingen, eine unbedeutende Position jenseit des Rheins zu belagern, und dem Herzoge, dessen Truppen immer mehr durch Mangel und die nächtliche Herbstkälte litten, blieb nichts übrig, als zu folgen. Er zog noch einige Verstärkungen aus Burgund an sich, hinterließ in Thann, Nussach, Enshelm und andern Orten, die er den Schweden entriß, starke Besatzungen, ging bei Breßlau nochmals mit dem treulosen Waffendrucker. Im in dem Württembergischen keine Winterquartiere zu nehmen, zog er durch das Kirchzarten Thal über den Schwarzwald, allein Gustav Horn rief den Palikaren von Birsensfeld mit seinem Corps und die Rheingräfchen zu Hilfe, ließ

sich durch den Württembergischen Ausschuss, 10 — 12000 Mann versärken und drängte nun das kaiserlich-spanische Heer in Rüden und Gaste, bis es nach langen, verberlichen Inseguenzen genöthigt, sich bei Durlingen über die Donau zu ziehen, um das besessene Baiern zu erreichen. Niemals hat Feria ein größeres Talent entwickelt, als in diesem Marsch (November und Decembec), denn auf ihm allein ruhte dessen ganze Last, nach dem Allinger, erbrüdt durch das Gefühl der Schande, so es sich freilich aufgeloben, des Weibes, so er veranlassen sollte, selbst geworben, nicht nur zu commandiren, sondern selbst für seine persönliche Sicherheit zu sorgen; niemals wurde es den rathlos verfolgten, dreifach überles gen Schweden möglich, die entmuthigte, von allem entblühte, dem ungewohnten Winter allein schon elende Armee in ein allgemeines Gesecht zu verwickeln, und wie groß auch ihr Verlust gewesen, wie sie denn als ein zwischen Biberach und Ulm über 1000 Mann durch Hunger und Frost verloren, sie erreichte die Iller, bei Schongau den Feind und deso zwischen Feind und Inn, bis Rosenheim und Braunau hin, die Winterquartiere. Sie hatte schon angefangen, sich einigermaßen zu erholen und den Fortschritten der Schweden ein Ziel zu setzen, da erlag ihr Führer, weniger den kritischen Verschwenden, als dem Kummer über den unglücklichen Ausgang eines Juges, der zu großen Erwartungen berechtigt hatte, und der noch besonders merkwürdig geworden ist durch die Beobachtung der genaueren, längst aus allen andern Heeren verschwindenden Kriegsgucht. Gomez starb den 12. Januar 1634 und hinterließ aus seiner zweiten Ehe mit Anna Fernandez de Cordoba, einer Tochter des fünften Markgrafen von Priego, einen Sohn, Lorenz Baltasar de Figueroa p Cordoba, vierten Herzog von Feria, der jedoch dem Vater bald in die Ewigkeit folgte, daher das Majorat des Hauses Figueroa an die jüngere Linie, in Priego, fiel.

Ihr Vnher, Alfons Fernandez de Cordoba, des 3ten Grafen von Feria und der Erbin des Hauses Cordoba dritter Sohn, erheirathete, wie wir bereits gehört haben, mit der einzigen Tochter seines ältesten Bruders, der Catharina de Cordoba, die Markgrafschaft Priego. Alfons, sein jüngerer Sohn, stiftete die bald wieder erloschene Linie der Markgrafen von Celadaz; der älteste, Peter, folgte dem Vater als 3ter Markgraf von Priego und 10ter Herr von Aguilar und Cordoba, und starb den 24. August 1606 mit Hinterlassung von vier Kindern. Der älteste Sohn, Alfons Fernandez de Cordoba p Alarcos, der Stamm genant, 3ter Markgraf von Priego, 6ter goldener Alfons Ritter, erbt auch das Majorat Feria und starb den 24. Juli 1645, aus seiner Ehe mit Johanna Henrriquez de Ribera, des 3ten Markgrafen von Tarifa Tochter, sechs Kinder hinterlassend. Der zweitgeborene Sohn (der älteste, Peter, Markgraf von Montalvan, starb vor dem Vater), Ludwig Aguaz Fernandez de Cordoba, Figueroa p Aguilar, 3ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, Grande von Spanien 11ter Klasse (nach Philipp IV. Ereracion), starb den 22. August 1665, nachdem er in seiner Ehe mit Mariana de Cordoba p Alca-

gon, des 7ten Herzogs von Cessa Tochter, ein Valet von 10 Kindern gewonnen. Der zweite Sohn, Alfons, Ritter des Ordens von Calatrava, Domberr von Cordoba, Großinquisitor von Spanien, wurde von Paph Juncerentius XII. am 22. Juli 1697 mit dem Cardinalhut beschenkt und starb im September 1699. Anton de Cordoba erheirathete mit Catharina de Portocarrero p Sudman, einer Tochter des 3ten Grafen von Montijo, die Grafschaft Teba und die Markgrafschaft Albalas in dem Gebirge von Antequera, Güter, in deren Besitz ihm sein Sohn und sein Enkel folgten, die aber später als Eigenthum der Hauptlinie vollkommen. Franz war Kaiserlicher Ritter, Gouverneur von Valencia am Po und commandirender General in dem Mallandischen. Der älteste Sohn endlich, Ludwig Franz Moritz, 7ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, des goldenen Vlieses Ritter, vermählte sich im J. 1675 mit Felicia Maria de la Cerda p Aragon, des 8ten Herzogs von Medina-Celi ältester Tochter, und starb den 23. August 1690. Diefes älteste Sohn, Emanuel, 8ter Herzog von Feria und Markgraf von Priego, erbt, nachdem sein Oheim, der 9te Herzog von Medina-Celi, sein Leben als Statthalter, fangner zu Pamplona genüßigt (1711), alle die weilandigen Erben des Hauses Medina-Celi, starb aber selbst unvermählt den 18. December 1713 und hatte seinen Bruder, Nicolaus, von dem unten, zum Nachfolger, während der jüngste Bruder, Ludwig Anton, Markgraf von Albalas und Graf von Teba, geb. zu Montilla den 22. Januar 1696, sich den geistlichen Stand erwählte. Er wurde Domberr, sodann Domdechant zu Toledo und regierte als solcher das ganze Erbkais, indem der Feind abwesende Erbkais, der Cardinal-Infant Ludwig, ihm die alleinige Leitung der Geschäfte überließ. Im dem Tage, an welchem der Infant seine beiden Erbkaisbühnen, Toledo und Erbil, samt dem Cardinalshute resignierte, am 18. December 1754, wurde Ludwig Anton zum Cardinal und im folgenden Jahre zum Erbkais von Toledo und Mitglied des Raths von Castilien ernant. Er starb den 26. März 1771. Nicolaus Fernandez de Cordoba p Aguilar erbte, des 7ten Herzogs von Feria militärrer Sohn, succedirte seinem Bruder Emanuel in Medina-Celi als 11ter, in Feria als 9ter Herzog, erbielt den 10. Januar 1724 den Orden des goldenen Vlieses und 1738 den neuen sranzösischen Orden des 3. Januars, war auch der Königin Oberkammerherr und starb im März 1739, seine Witwe, Hieronima Maria Espinola, des 4ten Markgrafen von los Balbasses Tochter, im Januar 1757. Sein ältester Sohn, Ludwig Anton Fernandez de Cordoba p la Cerda, geb. 1703, führte bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Markgrafen von Priego. Er wurde königlicher Kammerherr, Capitain der Heilbarbeiter, Ritter des Ordens des 3. Januars im J. 1740 und im August 1747 außerordentlicher Gesandter an dem neapolitanischen Hofe, um wegen der Geburt eines Königsprinzen Glück zu wünschen, und war hatte er die Ehre, bei des Prinzen Taufe, am 4. Februar 1748, Namens seines Königs, die Tauchstelle zu versehen. Als Todesung für diese Gesandtschaft, in der er sich in mehreren deutlicher Pracht gezeigt, empfing er im April 1748 den

Orden des goldenen Vlieses. Im März 1759 ward er königlicher Oberkammerer, eine Stelle, in der ihn Karl III. bei seiner Thronbesteigung bestättigte. Im n. J. erblickte er zum ersten Gebrauche der Geliebten die treffliche Bibliothek und das Antikenkabinet, die er in seinem Palast, einem der schönsten und weitläufigsten der Hauptstadt, aufstellte. Er starb den 14. Januar 1768. Seine erste Gemahlin, Maria Theresia de Moncada, des Markgrafen Wilhelm Ramon von Aptona Tochter und eine der reichsten Erbinnen Spaniens, verm. den 24. November 1722, starb als der Königin Amara maipor den 14. Mai 1766, worauf der Herzog im November 1768 sich anderweitig mit des Grafen Joachim von Fuentes Tochter vermählte, welche Ehe aber unfruchtbar blieb. Der einzige Sohn erster Ehe succedirte dem Vater als 13ter Herzog von Medina-Celi, starb aber unvermählt und wurde von seiner Schwester, des Herzogs von Constanza von Puerto, Emanuel de Venavides Gemahlin (verm. im Juni 1755; ihre ältere Schwester, die Herzogin von Arcos, verm. den 8. October 1744, war nicht mehr unter den Lebenden) erbzt. An das Haus Venavides (vergl. übrigens die Art. Medina-Celi und Constanza von Puerto) gelangten hiedurch: 1) das Majorat des Hauses Figueroa, oder das Herzogthum Feria, die Markgrafschaft Baidosa, die Grafschaft Zafra (liegen alle drei in Estremadura, in dem Partido von Badajoz), und die Markgrafschaft Zela; 2) die Majorate der Häuser Cordoba-Aguilar und Cordoba-Ebillon, als: Priego, Montalban, Encena (ein Herzogthum), Montilla, la Puente de Don Gonzalo, Monturque, Aguilar, Carcabuz (zum Theil), Castro del Rio, Espejo, Santa-Cruz, Cariste, Villafraña, Ebillon; überhaupt gehört hiezu der schönste Theil der schönen Provinz Cordova; 3) die in dem alten Hause Medina-Celi zusammengebrachten Majorate, als das Herzogthum Medina-Celi selbst, eine weite Landschaft zwischen Aragonien und der Provinz Guadalupe; die Grafschaft Puerto de Santa Maria bei Cadix (die jedoch 1781 von Philipp V. an die Krone gezogen worden); die Markgrafschaft Egelludo in der Provinz Guadalupe, das Herzogthum Alca de la Santa Cruz, slich von Cadix, die Markgrafschaft Tarifa bei Gibraltar, die Grafschaft los Morales unweit Sevilla, die Markgrafschaft Alcala de la Lameda in Estremadura, das Herzogthum Cardona samt Solsona in Catalonia, an sich die bedeutendste Besizung der Provinz, aber noch deswegen wichtig durch die eintnäglichen Salzwerke (zu Ende des 17. Jahrhunderts gaben sie dem Herzoge 40,000 Eils bedruckten jährliche Einkünfte), die Markgrafschaft Palas in Catalonia zwischen den Thälern von Andorra und Aron, ebensals eine sehr ausgedehnte Besizung; die nicht minder weitläufige Grafschaft Ampurias oder Campudan an den Grenzen von Roussillon; das Herzogthum Segorbe, durch Ausdehnung und Zahl der Vasallen die wichtigste Besizung in dem Königreich Valencia, die Markgrafschaft Denia ebendastelbst, die Grafschaft Ampudia mit Durián in der Provinz Valencia; die Grafschaft Santa Sadra bei Pancorbo; die Grafschaft Buedilla; die Grafschaft Prades in Catalonia; die Markgrafschaft Comares unweit Malaga; die Markgrafschaft Villamir;

das Bicondado Villamur, die Markgrafschaft Diana de Bolo in Galizien; 4) das Majorat des Hauses Moncada, meistens in Catalonian gelegen, als: die reiche Markgrafschaft Aptona, la Puebla de Castro, Ossona, Jila de Bas, Cabrera, la Laguna, Elepofera, Callosa, Palma, Aber, Ebia, Castelnau, Brniach, Bal de Taberna, Alafarin, nicht weniger die große Grafschaft Rebellen in Estremadura und sehr wohl begündete Ansprüche auf das Herzogthum Camina, auf Villareal, Balenca und Bas labaras in Portugal.

Diego Fernandez, des Herdmand Alfons, des 2ten Herrn von Lagete, 4terer Sohn, desaf als der väterslichen Erbschaft Ebillon, folgte seinem Bruder Alfons in der Würde eines Alcade de los Donjeles und wurde der Vater von Martin, dem 2ten Alcade de los Donjeles, der mit Maria Alfons de Argote y Sobop die Herrschaft von Lucena und Espejo ererbte und als Gesandter von Castilien das Concilium von Constanz besuchte. Martin Urenfel, Diego Fernandez de Cordoba, 7ter Alcade de los Donjeles, Herr von Ebillon, Lucena und Espejo (Peter, sein Bruder, wurde der Stammvater der Herren von Salazar, Alcarbo und Benecafra), wurde durch eine Reihe mannhafter Thaten der Ehrenden der Hofkammer, daß der König Abdo Abdelli sich endlich selbst aufmachte, Nacho an ihm zu nehmen (1483). Aber Diego vertheidigte nicht nur seine Stadt Lucena mit umbezwinglichem Muth, daß die Feinde schimpflich abziehen mußten, sondern er war es auch hauptsächlich, der das Treffen vom 21. April 1485, in welchem Abdo Abdelli selbst ein Gefangen wurde, herbeiführte und entschied. Später regierte Diego das neu eroberte Navarra, und 1512 gab ihm König Ferdinand Comares als eine Markgrafschaft. Sein Sohn, Ludwig, der 2te Markgraf von Comares, nahm als Gouverneur von Oran den König von Tremecen, den Barbarossa seiner Etaten geraubt hatte, in Schuß; nicht nur wurde Tremecen wieder gewonnen, sondern Barbarossa blieb auf dem Plage. Des Ludwigs Sohn, Diego Fernandez de Cordoba, der Africas genannt, weil er in Oran geboren, 3ter Marquis von Comares, 8ter Alcade de los Donjeles, ererbte mit Johanna Föld de Aragon, einer Schwester des letzten Herzogs von Segorbe alle Etaten der Häuser Aragon-Segorbe und Cardona, als: die Herzogthümer Segorbe und Cardona, die Markgrafschaft Vallad, die Grafschaften Prades und Ampurias, die Vicomte Villamur, die Baronie Entenza, das Erbtum eines Comte de von Aragonien u. s. w. und hinterließ dieselben, weil er seinen ältesten Sohn, den Grafen Ludwig von Prades und Ampurias überlebte, seinem Enkel Heinrich. Heinrich de Cordoba, Cardona y Aragon, 6ter Herzog von Segorbe und Cardona, 4ter Markgraf von Comares, 10ter Alcade de los Donjeles, wurde in seiner Ehe mit Catharina Fernandez de Cordoba y Figueroa ein Vater von sieben Kindern. Der älteste Sohn, Ludwig Ramon, folgte dem Vater in dem Majorat, der zweite, Peter Anton de Cordoba, war Clajido des Ordens von Alcantara, Gouverneur und Generalcapitain von Roussillon und Cerdeña, Gesandter an dem päpstlichen Hofe, Vizekönig von Neapel im J. 1666, Johann Präsident der Gerichtshöfe



und des Katho von Aragonen, wurde auch zugleich in die Zahl der Bräuben aufgenommen. Nach seines ältern Bruders Ableben nahm er den Titel eines Herzogs von Segorbe an, gleichwie er sich als ein Mann von 75 Jahren, um die Familie zu erhalten, mit seiner Großnichte, Anna Catharina de la Cerda, der 17jährigen Tochter des 8ten Herzogs von Medina Celi vermählte; aber der einzige Sohn dieser Ehe erreichte nicht völlig das zweite Jahr, und Peter Anton selbst starb, der letzte Mann seiner Linie, den 1. September 1690. Anton de Aragon, der dritte Bruder, war Mitglied des Inquisitionserichtes und des Ordensrabtes, als Papst Innocentius X. ihm am 7. October 1647 den Purpur verlieh; er starb den 8. October 1650. Vincentius war des Ordens von Alcantara Ritter; Pascal, der jüngste Bruder, Domherr von Toledo, Archidiaconus von Talavera und Präsident des Katho von Aragonen, wurde von Papst Gregorius VII. am 5. April 1660 in die Zahl der Cardinale aufgenommen. Als Cardinal-Bischof empfing er den Titel von St. Balbina. Er war auch Gesandter an dem päpstlichen Hofe, bis er 1665 als Bisthümlich nach Orpael gesendet wurde. Von Karl II. oder vielmehr der Königin Mutter wurde er zum Großinquisitor von Spanien ernannt, ein Amt, welches er jedoch niederlegte, als ihm nach Baltasars von Candobal Tode das Erzbisthum Toledo wurde. Er starb den 28. Septemher 1677. — Der Majoratsherr endlich, Ludwig Rapmund Folch de Aragon, Cordova y Cardona, 6ter Herzog von Segorbe und Cardona, Ritter des goldenen Vließes, vermählte sich im J. 1630 mit Marianna de Candobal, der ältesten Tochter des Herzogs Franz von Lerma, die ihm das Herzogthum Lerma, die Markgrafschaften Eza, Denia und Villamir und die Grafschaften Santa Gadea, Ampudia und Buendia zubrachte, aber 1658 die Welt verließ, worauf der Herzog eine zweite Ehe mit Maria Theresia de Benavides, einer Tochter des 8ten Grafen von Santisteban del Puerto, einging. Er starb den 13. Januar 1670, nachdem er in der ersten Ehe acht, in der zweiten fünf Kinder erzeugte. Heinrich, der älteste Sohn erster Ehe, geb. 1632, starb 1637, worauf der Titel eines Grafen von Ampurias, den er geführt, an seinen Bruder Joaqui fiel, der aber nur das 14. Jahre erreichte und kurz vor der Mutter starb. Sie wurde daher von ihrem dritten Sohne, Ambrosius, beerbt, der auch den Titel eines Herzogs von Lerma annahm, obgleich Lerma, Eza und Ampudia, in Folge des von dem Herzoge von Infantando erhobenen Anspruchs und eines richterlichen Erkenntnisses vom J. 1643 sequestert waren. Die Entscheidung dieses wichtigen Processes war indessen noch weit entfernt, als der Herzog Ludwig, als Vormund des seines Sohnes, sich mit dem Herzoge von Infantando verglich, diesem Lerma und Eza abtrat und dagegen Denia, Ampudia u. s. w. seinem Sohne erbielt. Dieser, der 16te Herzog von Lerma, starb im April 1660 und wurde von seiner ältesten Schwester, Catharina Antonia de Aragon y Candobal, beerbt. Catharina vermählte sich mit Thomas Franz de la Cerda, 8tem Herzoge von Medina Celi, erob nach dem Tode des letzten Herzogs von Infantando aus dem Hause Candobal, neuen Anspruch

an Lerma, unterlag aber in possessorio demnächst Urtheils vom J. 1677 (in petitorio dante der Proceß bis zum J. 1705, als in welchem ihr Sohn, der Herzog von Medina Celi, gänzlich abgewiesen wurde), erbe dagegen, da ihr Stiefbruder, der einzige Sohn zweiter Ehe, Joaqui, 7ter Herzog von Segorbe, dem Vater nach wenigen Wochen in die Ewigkeit folgte (er starb den 5. März 1670), auch die väterlichen Besitzungen und hinterließ solche durch ihren am 16. Februar 1697 erfolgten Tod ihrem Sohne, dem 9ten Herzoge von Medina Celi, Cardona, Segorbe, Comares, Pallars, Ampurias, Prades, Vilamir, Entena, Luena, Espejo, Elhion, Denia, Villamir, Santa Gadea, Buendia, Ampudia sind seit dem dem Schicksale von Medina Celi gefolgt. — Vergl. Ambrosio Morales: Relacion de la Casa de Cordova y su origen. Msp. Francisco Fernandez de Cordova: Historia genealogica del linage de Cordova. Msp. Gabriel Carillo de Sotomayor: Historia genealogica de la Casa de Cordova. Msp. Pedro Salazar de Mendoza: Genealogia de los Aguilares. En Toledo 1625.

(v. Stramberg.)

CORIOCELLA, Blainville (Mollusca). Eine Gattung der Weichthiere, welche nach der Classification des Aufstellers zu dessen Unterklasse Paracephala monica und zu deren zweiter Ordnung Chlamydranchia gehört. Sie macht in dieser den Anfang und steht unmittelbar vor der Gattung Sigareus. Als Kennzeichen gibt Blainville an: Der elliptische Körper ist sehr plattgedrückt; die Mantelränder sind sehr dünn, vorn ausgebreitet und ragen auf allen Seiten über den eiförmigen, sehr feinen Fuß und über den undeutlichen Kopfweg; die zwei Tentakel sind ziemlich dick, kurz, zusammengejogen und durch das Halschild verdeckt; an der äußern Seite der Wurzel derselben stehen die Augen; der Rücken ist wenig gewölbt und weder außen noch innen ist von einer Schale eine Spur zu sehen. — Als einzige Art führt Blainville C. nigra aus dem Meere bei Jette de France an, welche sich in seinem Manuel de Malacologie I. 42, t. 1. abgebildet findet.

(Dr. Thun.)

CORNARUS. Unter den gelehrten Ägypten, die im 16. Jahrhundert das Verlangen nach besserem Unterricht wecten und zum Theil als Reformatoren in der Medicin genannt werden, verdient Janas Cornarus eine vorzügliche Stelle. Um die Verdienste jener Männer überhaupt und des Cornarus insbesondere zu würdigen, wird es nöthig seyn zu bemerken, daß im Mittelalter und bis ins 15. Jahrhundert die latinsprachlichen Übersetzungen der arabischen und der früher ins Arabische und aus diesem wieder in das schlechte Latein des Mittelalters übertragenen, griechischen Ärzte als die einzigen schriftlichen Quellen der Medicin angesehen wurden. Als sich nun durch die vortrefflichen griechischen Handschriften das Studium der griechischen Sprache in Italien ausbreitete, lernte man bald einsehen, wie trübe und unklar jene Quellen seyen, und man überredete sich, daß das ganze Heil der Medicin auf der Wiederherstellung der griechischen Kunst und Wissenschaft beruhe. Alles schien darauf ankommen, den Text der griechischen Ärzte nach den besten vorhandenen Handschriften kritisch zu prüfen und rein darzu-



stellen, bessere Übersetzungen aus dem Originalen zu liefern und durch gründliche Commentate den eigentlichen Sinn der Alten darzulegen. Darin waren Hermolaus Bardarus, Marcellus Vergilius und Nicol. Iconicenus mit reichlichem Beispiele vorgegangen. Sie fanden unter ihren Landsleuten viele Nachfolger. Von den Universitäten Italiens und durch die Schriften jener gelehrten Italiener breitete sich auch in Deutschland und Frankreich, selbst in England und Spanien der Eifer für die klassische Literatur der Medicin aus, und brachte theils früher, theils später treffliche Früchte. Zunächst fühlte man die Nothwendigkeit classischer Bildung beim Studium der Medicin: die Bardarus wurde verschmäht; die Kritik schätzte das Urtheil und förderte das freie Denken; wovon viele medicinische Schriften des 16. Jahrhunderts preiswürdige Beweise liefern. Der Hauptzweck aber, der aus dieser classischen Bildung hervorging, war der, daß man auf dem Wege, den Hippocrates zuerst betreten, zur Natur geführt wurde und diese am Ende mehr gelte, als alle Autoritäten. So entstand eine würdevolle hippocratiche Schule, die sich durch Gelehrsamkeit, Fleiß, Fleiß, Fleiß und fleißliches Studium der Beobachtungen auszeichnete.

So reserlich und heilsam diese Wendung des medicinischen Studiums war, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Bestrebungen der Hippocraticer des 16. Jahrhunderts noch verlässlicher erscheinen würden, wenn sie nicht zuvörderst ungerecht gegen die Araber gewesen wären, gegen die sie überall eine Erbitterung zeigten, welche arabisch theils auf Rechnung des gänzligen Mangels an Kenntnissen der arabischen Sprache, aber auch des Religionshasses zu schreiben ist. Es ist kaum zu glauben, und die Beweise, an einem andern Orte gehäuft, würden mich zu weit führen, wie die unaussöhllichen Vorwürfe, die man den arabischen Schriftstellern machte, dabei kamen, weil die Juden und Latindolbartern, welche die Araber überlieferten, fehlerhafte Handschriften und irrige Erklärungen vor sich hatten. Die Ebitterung, womit Avicenna und Buchs gegen die vorgeblichen Irrthümer der arabischen Ärzte schreiben, löst dem ein Fädel ab, der den Grundtext der Araber nachsicht. Wäre dies damals geschehen, so wären die Schmähschriften von Buchs, die bitteren Insinuationen des Boerhaave und anderer nicht erschienen. Aber nach einem andern Tadel setzen sich die Hippocraticer des 16. Jahrhunderts aus, daß sie zu großen Werth auf die Wortkritik legten und, indem sie den Sinn der Alten verwechselten, sich Zänkereien hingaben, die nur die Nothzeit der Zeit und der Schulen bekräftigten.

Vob und Tadel, wie es hier ausgesprochen ist, trifft in gleichem Maße auch Janus Cornarus. Er hieß eigentlich Jacop, wie Andere sagen, Jacoput, und war zu Jüdisch in Sachsen 1500 geboren. Er studierte in Wittenberg, wo er 1521 Magister und 1523 Licentiat der Medicin wurde. Dann ging er nach Basel, wo Erasmus Umgang sehr vorthellhaft auf seine Bildung, und die Persönlichkeit mit Frobenius wohlthätig auf seinen Ruf und auf sein Fortkommen wirkte. Hier ward die Liebe zu den alten griechischen Ärzten in ihm geweckt, mit deren Ausgaben und Übersetzungen er sich von nun an Zeit seines

Lebens beschäftigte. Er ward Stadtlarz in Nordhausen, dann die 1540 in Frankfurt am Main. Von dort ging er wieder nach Jüdisch, erhielt nach einigen Jahren einen Ruf nach Würzburg als Prof. der Medicin und endlich nach Jena, wo er im J. 1558 starb. Von seinen besten Schülern, Achatius und Diomedes, ist der letztere, Prof. in Wien und kaiserlicher Leibarzt, durch praktische Beobachtungen bekannt geworden.

Das wichtigste Werk des Cornarus ist seine vollständige und kritische Ausgabe des Hippocrates in Basel 1538. fol. Es war die zweite nach der Aldina (1526), und man muß dem Herausgeber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit vollem Rechte den Text, den Galen vor sich gehabt, zum Grunde legte und sorgfältig drei Handschriften benutzte. An seiner lateinischen Übersetzung, die zu Venedig 1545. 8. erschien, findet man mehr auszufüllen, wenigstens wurde sie von Forcibus übertroffen.

Früher schon hatte er den Dioscorides, Basel 1529. 8., bearbeitet. Es war die dritte Ausgabe; aber, ohne die treffliche Aldina zu benutzen, ließ er den Text der zweiten Ausgabe (Venedig 1518) abdrucken und änderte hier und da nach Eutandien. Handschriften hatte er gar nicht verglichen. Eben so wenig Vergilichs leistete er in der lateinischen Übersetzung (Basel 1557. fol.), weil es ihm ganz an Sachkenntnis fehlte.

Auch den ganzen Galen gab er bei Frobenius in einer lateinischen Übersetzung heraus (Basel 1542. fol.). Doch ist die Übersetzung, welche die Junta das Jahr vorher in Venedig gegeben hatten, hierbei zum Grunde gelegt.

Vom Aesculap gab er nur das achte bis dreizehnte Buch, nach einer Handschrift übersetzt, bei Frobenius (1533) heraus. Eine seiner letzten Arbeiten ist die Übersetzung des Paul von Aegina mit Commentarien (Volabellarum libri septem. Basel. 1556. fol.).

Seinem Haß gegen die Araber machte er in dem Hippocrates, doctor verus. Basil. 1543. Lust. In diesem stimmt er mit Buchs überein, mit dem er senk in heftigem Streite lebt. Cornarus Fehler bei Erklärung des Dioscorides rügte Buchs in seiner Historia sirpium, Basil. 1542. fol., ungemein grob und heftig. Dagegen schrieb Cornarus: Vulpes coriaria. Erf. 1543. 4., und dann Nirum: ac brachyla pro vulpecula coriaria, Erf. 1545., wogegen Buchs seinen Cornarius furens, Basil. 1545. 8. herausgab. Bei Beurtheilung dieses Streites muß man gestehen, daß das Recht mehrtheils auf Buchs Seite ist. Denn, wenn Cornarus das vorragende des Dioscorides für den armenischen Eschendorff nimmt und das Ementwasser (Yolkardie) nicht von der Kupferblüte (Yolkardie) unterscheidet; so verdient dies allerdings eine Rüge. Allein der Text, in dem beide Gelehrte statten, ist so unumwunden, daß er dem Zeitgenossen Gratius, der selbst heftig genug in literarischen Streitigkeiten war, anstößig wurde. Er äußert sich missfällig darüber in der epist. de radice chynae. Opp. ed. Albin. 2. p. 675.

CORTEZ, Hernan oder Fernandez. — Wer die Eroberung Mexicos nennt, meint sicherlich das in seiner ersten Auffassung, seinem Beginn und seinem Fortgang kühnste, so wie an Abenteurerlichkeit, Gefahren und

Glückswechseln reichste und in seinen Erfolgen über alle menschliche Vorausicht belohnendste Unternehmen, wozu dies, abgesehen gegen die geringen Hilfsmittel und Kräfte, die dabei zu Gebote standen, kaum irgend eines seiner gleichartigen in der Weltgeschichte findet. Was daher auch immer Menschlichkeit, Gerechtigkeit und sittliches Gefühl gegen den Geist, der es leitete, und gegen die empörenden Frevel, die es begleiteten, mit so vollem Rechte einwenden mögen: so bleibt doch der Held und Führer dieses Eroberungszuges, Hernan Cortez, während der Genius der Menschheit als Ankläger gegen ihn auftreten muß, der Segensflut einer Verwunderung, welche Geist, Kraft und eiserne Beharrlichkeit dieses Mannes, im seltenen Bunde mit einander vereinigt, uns unwillkürlich andrängen.

Cortez, aus einem edlen Geschlechte in Extremadura entflossen, ward zu Medellin im J. 1485 geboren, mit Anlagen des Geistes, die sich bereits in seiner obwohl schwächlichen Jugend verriethen und seinen Vater, Martin Cortez, bewogen, ihn der Rechtegelehrsamkeit zu bestimmen. Wenig aber jagte diese Laufbahn einem Jünglinge zu, dessen geistige Kräfte ihn zu einer ungleich lebendigeren Regsamkeit beriefen. Seine Jugend fiel in einen Zeitpunkt, wo die heftigsten Kämpfe gegen die Mauren, noch mehr aber die Ausfindung einer neuen Welt durch Colombo, in der spanischen Nation einen Heroismus entzündet hatten, der, die gewöhnlichen Laufbahnen verschmähend, nach ungewöhnlichen Thaten dürstete. Den gleichen romantischen Gefühlen hingegeben, verließ Cortez die Hochschule von Salamanca, und vorebereitet und gefräßigt durch kriegerische Übungen jeder Art, fand er im Begriff, sich unter den größten Goncalos de Cordoba Bahnen zu stellen, als ein plötzliches Ereignis seine Einschiffung nach Neapel bereitete.

Mit seiner Gemethode aber erwachte auch wieder sein Streben, sich ins lebendige Getriebe des Menschenlebens zu werfen; und versetzt des väterlichen Beispiels, reiste der Entschluß, seinem Glücke in den Regionen jenseit des atlantischen Ozeans nachzugehen, um so unbedenklicher, als sich ihm die Gelegenheit darbot, die Überfahrt nach Hispaniola im Gefolge seines Veters, des aus Colombo's Lebensgeschichte nur als zu übel berüchtigten Oberkathalters, Nicolas de Doando, anzutreten. Ein Liebesabenteuer, das einstweilen seine Muße beschäftigte, setzte ihn bei nächstlicher Weile einem so harten Falle aus, daß auch dies Mal seine Abfahrt noch um zwei volle Jahre (1505) verschoben bleiben mußte.

Doando verließ dem Anstöße eine untergeordnete Anstellung, die ihn gleichwol nicht hinderte, sich durch Geist und Einte auf eine vortheilhaftige Weise auszuzeichnen. Kein Wunder daher auch, daß, selbst nach seines mächtigen Beschützers Abreise, der Anführer einer neuen spanischen Niederlassung auf Cuba, Don Diego Velasquez, ihn (1508) als Geheimkämmerer seiner Person wäher stellte und vor andern liebgewonnenen hatte, als sein jugendlicher Nachfolger ihn beriefenete, sich als thätiges Werkzeug einer misgerathenen Partei in dieser neuen Colonie zur öffentlichen Beschwerdebefürsorge gegen seinen Geknecht gebrauchten zu lassen. Ein Ueberreiß von Günstigen

doch verwandelte das bereits gegen ihn ausgesprochene Todesurtheil in Verbannung von der Insel; und auch dies sein Aufspruch wußte er sich durch eine kühn gewagte Flucht zu entziehen. Ein neuer Liebeshandel mit Casparina Suarez, der Tochter eines Colonnisten, hielt ihn gleichwol heimlich auf Cuba fest, liebkoste ihn aber auch nur zu bald seinen Verfolgern aus; und nur in der unerschiedlichsten Großmuth des Statthalters, an den er appellirte, gelang es ihm, die Folgen des erneuerten strengen Strafurtheils von sich abzuwenden. Er verband sich nunmehr mit seiner Geliebten; selbst die Günst seines Beschützers verlor er wieder, und, als Alcalde der neuangeregten Hauptstadt St. Jago, mit reichen Vändereien und Leibeigenen beschenkt, konnte er sich binnen einer Reihe von Jahren zu einem eben so ausgezeichneten Wohlstande erheben, als seine persönlichen Eigenschaften ihm eine wohl begründete Achtung erwarben.

Niemand jedoch wußte so seine Vorzüge richtiger zu würdigen, als Velasquez selbst, welcher Talente dieser Art bedurfte, um die hochstehenden Pläne, womit Ehre und Gewinnsucht seinen Geist schon lange beschäftigt, ins Leben zu setzen. Kaum erst seit einem Menschenalter hatte ein europäischer Fuß diese neue Erde betreten; und schon waren, trotz der mangelhaften Schiffsfahrkunde, im Westen immer ausgedehntere und reichere Länderstriche vor den Blicken der hierin mit einander wetteifernden Entdecker aufgetaucht. Die Küsten der Terra Firma, die Landenge von Darien, Costarica und selbst die Halbinsel Yucatan waren nach und nach in die Reihe dieser Entdeckungen getreten. Diese letztere insbesondere war das Ziel der Expedition des Ferdinand de Cordua, eines alten erfahrenen Seemanns aus Colombo's Schule, der in Verbindung mit mehreren kühnen Seababenteurern, wie es damals deren so viele gab, von Cuba aus, (im Anfang 1517) mit drei Schiffen ausgelaufen war und bereits nach wenigen Wochen die Kuube einer weiten Landtschaft im nahen Westen, bewohnt von einem schon weit in der Civilisation fortgerückten Volke, mit sich heim brachte.

Schon längst hatte Velasquez, begünstigt durch seine Verwandtschaft mit dem damals in allen indischen An gelegenheiten schier allmächtigen Bischof Fonseca von Burgos, und ungebühd, sich der Abhängigkeit von Don Diego Colombo, der zu St. Domingo den Oberbefehl aller spanischen Niederlassungen in diesem Welttheile führte, zu entziehen, es als das ersprießlichste Mittel ersant, sich durch neue glänzende Unternehmungen zur Erweiterung der spanischen Herrschaft ein selbständiges Verdienst und eine ausgedehntere Gewalt zu erwerben. Wie willkommen mußte ihm demnach ein Bericht erscheinen, der ihm den Blick in ganz neue und soviel versprechende Regionen eröffnete! Zwar hinderte ihn Cordua's vorergründer Tod, sich seiner auf dieser Laufbahn und zu weiterer Erkundung seiner lockenden Küstenstriche fernerhin zu bedienen; doch fand er bald an Juan Grijalva einen nicht minder kundigen Seemann, dem er die Führung er noch zu diesem Zwecke ausgerüsteten kleinen Geschwaders anvertrauen konnte. Grijalva ging am 18. April 1518 unter Segel; lief vom Cap Catoche längs der Küste von

Campesche hin und erreichte endlich den Fluß Tabasco, nicht wenig verwundert, überall die Spuren einer Cultur zu erblicken, welche diesen Völkern eine so treffende Ähnlichkeit mit seinem Vaterlande verlieh, daß ihm hier ein „Neu-Spanien“ zu begegnen schien; — eine Benennung, welche seitdem dieser Ländername in einem noch ungleich weiterem Umfange verbreitet ist.

Die vortheilhafte Meinung, welche Cristóbal von dieser neuen Gegend faßte, wurde noch erhöht, als er im angestrichenen, freundlichen Verkehr mit den Bewohnern, überall ebensoviel auf die Spuren eines von der Natur verschwenderisch gesegneten und goldreichen Bodens, als auf die Produkte eines schon weit fortgeschrittenen, menschlichen Fleißes und die Einrichtung eines durch geregelte Verfassung gesicherten, bürgerlichen Wohlstandes traf. Zugleich erreichte ihn hier die erste Kunde von dem Dasen eines weiter im Nordwesten gelegenen, ausgedehnten Reiches, das von einem mächtigen Fürsten, Namens Montezuma, beherrscht werde. Um so feuriger erweckte in dem Spanier die Begierde, auf diesen vielversprechenden Boden einen festen Fuß zu gewinnen: allein genau an die Vorschriften des Statthalters gebunden, welche ihm jeden Versuch einer Niederlassung, als zu frühzeitig, unterlegten, entbande er ein Fahrzeug nach Cuba, um neuer Verhaltungsbefehle einzuziehen; während er selbst den Lauf der Küste verfolgte, um sich jenem gepriesenen Gebiete zu nähern. So gelangte er bis zu dem Punkte, wo späterhin die Stadt Vera Cruz gegründet worden; aber ebensoviel der Mangel eines sichern Hafens an dieser ganzen Küste, als die reisende Gewalt des Golfstroms bewogen ihn, jede fernere Untersuchung aufzugeben und nach einer fünfmonatlichen Abwesenheit, nach Cuba zurückzukehren.

Belasquez jedoch, hoch erregt durch den kaum erwarteten Erfolg dieser Unternehmung, zeigte sich nicht wenig unzufrieden, daß die Unschlüssigkeit seines Aufgesuchten die Vortheile derselben nicht thätiger zu nutzen gewußt, und betrieb nunmehr nur um so eifriger eine neue stärkere Ausrüstung, durch welche er dieser Gegend wieder gut zu machen bestrebt, und wozu es ihm auch gelang, die Einwilligung der spanischen Regierung in St. Domingo zu erwirken. Sich selbst an die Spitze dieser Expedition zu stellen, mochte ihm ebensoviel durch Rücksichten seiner amtlichen Stellung, als durch innere Abneigung unterlag; sagt bleiben: aber dennoch nicht willens, sich der reichen Ernte an Ruhm und Gewinn zu begeben, welche mit der glüklichen Ausführung verbunden waren, sah er sich nach einem untergeordneten Vorsteher um, welches geeignet wäre, ausschließlich für seinen Vortheil zu arbeiten. Die Aufgabe war nicht leicht: denn sie forderte einen Mann von ungewöhnlicher Einsicht, Erfahrung und persönlichen Muth, und der nicht desto minder so wenig eigenen Begehr besaß, wie die ihm vorzunehmende Grenzlinie eines blühenden Unterwerfs in überdauern. Endlich, nach langem Sinnen und Erwägen, glaubte er, mit schäuderhafter Zuversicht Cristóbal, diesen feinen Charakters gefunden zu haben; und Hernán Cortez ward von ihm zum Anführer der in der Ausrüstung begreifenen kleinen Armada ernannt.

So war denn unterhast der stille Wunsch des im vollkräftigsten Lebensalter dahingehenden Mannes, sich in eine glänzenden Laufbahn auszuzeichnen, erreicht; und kaum hat er den Ruf des Statthalters dankbar angenommen, so wird er auch der thätige Mittelpunkt aller der mannigfachen Vorbereitungen dieses entworfenen Zuges. Er wird Soldaten und Matrosen, und, unterstützt von seinen vermögenden Freunden, wie mit Aufopferung seines eigenen Vermögens, beschleunigt er, durch jede Art der Anstrengungen, die Anstalten zur Einschiffung bis zu dem Punkte, wo er selbst, begleitet von dem innern, ihn vergebenden Hatenbezug, im Geleit seines Hainers und seiner zahlreichen Helfer, sich an Bord begeben kann, um den Hafen von St. Jago mit günstigem Winde zu verlassen. Aber auch noch ein heimlicher Grund beschäftigte diese ungeduldige Eile. Er kannte den unbekändigen, selbstfüchtigen und eckmüthigen Geist des Statthalters, sowie die heimlichen Einschüflungen seiner Reiber und Rivale: er zu gut, um nicht mit Recht besorgen zu müssen, daß ein finstlicher, selbst durch seinen bisher bewiesenen Eifer gar leicht erweckter Mißtrauen in Belasquez's Eile ihn schnell wieder des erteilten Oberbefehls berauben möchte. Diese Furcht bewährte sich auch nur zu bald, als er sich genöthigt sah, noch einige Zeit in dem westlicher gelegenen Hafen St. Lázaro zu verweilen, um die Bemannung seiner Schiffe, samt manchen Theilen der Ausrüstung, nach zu vervollständigen. Denn während sich noch täglich von allen Seiten die kühnsten Abenteuerer, zum Theil aus den edelsten Geschlechtern, freiwillig zu Cortez sammelten, die Scharen von ihm gemustert, die Kriegsvorbereitungen geordnet und die Mundbedürfnisse mit angestrengter Thätigkeit herbeigeschafft wurden, und Alles mit Ungebuld dem Augenblick entgegen harrete, wo die Anker sich endlich heben sollten, geschah es Belasquez, mit plötzlich umgewandelter Stimmung und hauptsächlich die Warnungen seines Astrologen beachtend, dem selbstherrlichen Führer sein Vertrauen wieder zu entziehen; und er hatte auch nichts Willigeres, als seine demselben erteilte Befehlung zurückzunehmen. Dieser Auftrag, welchen der Alcalde von Tezcuicaco ins Werk richten sollte, fand ebensoviel in sich selbst, als in der billigen Denkart des Volkstheiles genugsamen Anstand, um durch theilnahmevolle Vorstellungen und neue Versicherungen einer unverrücklichen Treue vielleicht noch eine günstige Veränderung zu erzielen. Allein Belasquez, hiedurch nur noch höher gereizt und erbittert, erließ neue geschärfte Befehle an den Commandanten der Havanna, wohin Cortez sich iness bereits gewandt hatte, mit dem Zusatz, diesen sogleich zu verhaften und in Hefen nach St. Jago zu senden.

Doch Cortez, zu recht zu dieser Zeit durch seine dortigen Freunde gewohnt und sich auf einen Punkt abgedrängt erblickend, wo er entweder einem schimpflichen Tode unterliegen, oder das Band der bisherigen Abhängigkeit von seinem Vorgesetzten abstreifen mußte, wählte, im Bewußtsein seiner geistigen Überlegenheit, um so mehr ger das letztere, je unzweifelhafter er auf die feste Huldung seiner entschuldenden Mehrheit seiner Begleiter rechnen durfte. Indem er also, selbst unter diesen, des Statthalters treueste Diener gesandte entweder zu ent-

fernen, oder durch Ueberredung für sich zu gewinnen mußte, versammelt er sofort die gesamten Schiffsmannschaften, erklart ihnen seine Lage und fordert sie auf, sich einzeln über die von ihm zu nehmende Entschliessung zu erklären. Alles fühlt sich durch Belaguer's Verbalten empört; Alles hat seine Hoffnung und Wünsche unzertrennlich an Cortez's Rufen geknüpft; und so widerlegen sich alle und jede Stimmen der Niederlegung seines Oberbefehls und schänden ihm Gehorsam und Treue, wozin er sie auch führen möge. Selbst der Commandant des Hafens kann oder will diesen Entschluß nicht hindern und begnügt sich, dem Statthalter zu berichten, daß die Vollstreckung seines Befehls, bei dieser Stimmung der Truppen, schlechthin unausführbar gewesen. Diese aber, jedem ferneren Hindernisse zu entweichen, säumen nicht, ihre Absicht zu beschleunigen; und den 10. Februar spannen sie ihre vollen Segel, unter der Leitung des selbstgewählten Führers, nach jenen fernem, ihnen mit allem Zauber der Phantasie entgegen winkenden Gestaden auf.

Die Armada, welche ein so kühnes Wagniß unter nahm, war, obgleich außer allem Verhältniß zu der Größe desselben, dennoch, nach damaligem Maßstabe und als das Unternehmen eines Privatmannes, keinesweges unbedeutend. Sie bestand aus 11 Fregatten von 70 bis 100 Tonnen Gehalt und zählte, außer etwa 100 Escaduten und Arbeitern, 508 wackere Krieger, mit Auschluss der Anführer, an ihrem Borge. Sie führten 10 kleine Fregatten und 4 Falkonen mit sich; doch gab es nur gleich nur 13 Büchsen; und 32 Armbrüstigen unter ihnen; während die Übrigen nur mit Schweren und Pike bewaffnet waren. Besonders Vertrauen aber setzte man auf 16 miteingeschiffte Pferde, welche in diesem Welttheile als eine neue und furchtbare kriegerische Erscheinung gelten mußten. Diese gesamte kleine Flotte war in 11 Jahren, nach der Zahl der Schiffe, vertheilt, und beide Flotten unter ebensoviele Befehlshaber, deren ruhmvolle Namen zu nennen der Versuch der Geschichte zum diesem noch Gelegenheit darbieten wird. Den Lauf des Geschmacks lenkte als Pilot Antonio Alaminos, der bereits den Entdeckungsfahrten Cordua's und Grijalva's als Steuermann beizugehen gewesen. Als Dolmetscher sollte der Indianer Melchior, einst den Grijalva gefangen und dann getauft, sich nützlich machen. Die Wimpel der Flotte führten in ihrer Mitte das Kreuz mit der Umschrift: In hoc signo vinces! und als besonderer Escuipatron des Unternehmens war der Apostel Petrus erwählt worden. Zwei miteingeschiffte Geistliche betrieben das religiöse Bedürfnis ihrer Landleute und waren zugleich bestimt, den Glauben des Erbkaisers in jenen bisher unbetretenen Regionen festzuhalten zu verkünden.

Wenig im Anfange der Fahrt hatten widrige und stürmische Winde die Flotte nach der Insel Cozumel verschlagen, wo demnach eine Landung beschlossen ward, um sich wieder zu ordnen. Die in die Gebirge entflohenen Einwohner saßen bald wieder den Wurzeln dieser wunderbaren Fremdlingen festsitzend zu nähern. Diese überließ ermerdeten dies Vertrauen, bis der Anblick der pyramidalen Gekuppel und mit schrecklichen Höhenbildern erfüllten Tempel (Trocals) ihren Fanatismus zu wecken, Enayotep, d. W. u. S. XXI.

gleich mit ihrem Zerstückungsgeiste entzündete. Die Wagnisse schienen in Trümmern, und an ihrer Statt erhoben sich das Kreuz und die Gestalt der heiligen Jungfrau, deren Verehrung den erstauerten Indianern fortan geboten wurde. Wichtiger aber in ihren Folgen war hier die Aufhebung eines Spaniers. Hieronymo d'Almaraz, der bereits vor acht Jahren mit mehreren Unglücksgefährten durch Schiffbruch an die Küsten von Yucatan verschlagen und dergestalt unter den Eingebornen naturalisirt worden, daß er, ihrer weit verbreiteten Sprache mächtig, einen trefflichen Dolmetscher für seine Landleute abgeben konnte.

Cortez, der es für rathsam hielt, sich genau in Grijalva's Fußstapfen zu halten, richtete seine Fahrt längs der nördlichen Küste der Halbinsel Yucatan, bis er in der Mündung des Flusses Tabasco die Auster warf, eines gleichen freundschaftlichen Empfanges, wie sein Vorgänger, gewärtig. Was auch immer jene frühere Gefinnung der Einwohner verändert haben mochte, so wird doch sein Erscheinen an dieser Küste das Signal zu einer drohenden Bewegung von ihrer Seite, welche durch Aquilares' fiesliche Versicherungen keineswegs begünstigt wurde. Cortez, wie unerwünscht ihm auch eine Fehde in diesem, von seinem Zielpunkte noch weit entfernten Landstrome dünken mochte, fand es dennoch für den Fortgang seines Unternehmens in keiner Weise rathsam, sich feige aus diesem ersten Zusammentreffen zurückzuziehen. Die Landung mit gewaffneter Hand ward beschlossen und unter dem Schutze einiger Erbschiffe ausgeführt. Bedenkender, aber um nichts erfolgreicher war der Widerstand, den die Spanier hienächst an dem morastigen und buschreichen Gelände fanden. Die Indianer wurden, trotz ihrem Vortheil, in den Wald zurückgetrieben, bald auch die Verspätung der nahe gelegenen Stadt Tabasco erkannt und der Ort geplündert.

Zwar zurückgedrängt, aber nicht entmuthigt, ließen die Indianer, zu welchen zurückzuziehen die Landmann Melchior der Versuchung nicht hatte widerstehen können, gleich am nächsten Tage einen entschlossenen Angriff mit neu gesammelter Macht erwarten. Cortez durfte auch jetzt noch, um seinen Kriegen das Vertrauen auf ihren Anführer und auf sich selbst nicht zu rauben, diesen Kampf nicht durch eine beschleunigte Wiedereingehung vermeiden. Er nahm seine Stellung am Fuße einer Felsbühne, die seinen Rücken deckte, und auf welcher er sein Geschütz aufstellte; während er die eigentliche Hoffnung eines entscheidenden Sieges auf seinen kleinen Keckereitruup stellte, mit welchem er, im günstigen Augenblicke, aus einem nahen Gebölz hervor in den Rücken des Feindes einzubrechen gedachte. Bald auch sah man den letztern, im barbarischen Kriegersthum, mit rohen und unzulänglichen Waffen ausgerüstet und unter einem wilden Schallrohr gegen die dicht geordneten Spanier heranziehen. Wie verheerend das schwere Geschütz auch unter den Unglücksfällen ausräumte, so war doch ihr Vordrang so ungestüm, daß sie ihre kriegerischen Gegner schier durch ihre Waffen erdrückten und die Schlachtreihe bereits auf mehreren Punkten durchbrachen. Da, in höchster Noth, stürzte Cortez mit den Resten aus seinem Hinterhalte

hervor, und der Anblick dieser wunderbaren Centauren reichte hin, den Muth auch der Tapfersten zu lähmen. Schreck und Bestürzung reißt alles in eine unübersehbliche Flucht dahin, und indem das spanische Fußvolk entschlossen nachdringt, flücht alsobald das gesamte feindliche Heer in wilder Verwirrung auseinander. Diese entscheidende Niederlage kostete die Sieger nur 2 Tode, aber 70 Verwundete; hingegen war die Einbuße ihrer Gegner bedeutend genug, um sie sofort zur Nachsuchung des Friedens zu bewegen, der ihnen auch nicht ungern gegen Untermwerfung unter die kaiserliche Herrschaft und einen Tribut an Gold und Lebensmitteln gewährt wurde.

Unter den Geschenken, womit der Caxtze von Tascaco die Schonung seiner Befieger erkaufte, befand sich auch eine Anzahl junger Selavinnen, welche auch keineswegs aufgeschlagen wurden, da sie dem kleinen Heere durch Bereitung des Maisbrodes nützlich zu werden versprochen. Jedoch vor allen zeichnete sich unter ihnen an Geist, wie an Gestalt, die Tochter eines mexicanischen Häuptlings aus, welche schon in früher Jugend als Kriegsgefangene und nach vielfachen Abenteuern in die entfernteste Gegend verschlagen worden. Cortez, ihre Vorsätze anerkennend, trat bald mit ihr in ein innigeres Verhältniß, welches sie nicht minder durch treue Anhänglichkeit vergalt, und eben hiedurch, wie durch ihre bald gewonnene Fertigkeit in kastilischer Rede und Sitte und ihre genauere Kenntniß der Verhältnisse jener Länder, ihm in der Folge wesentlich hilfreich wurde. Bei der Annahme des christlichen Bekenntnisses erhielt sie den Namen Martina.

Hier, an der südlichen Grenze eines großen Reiches, welches diese Hand voll Spanier zu unterwerfen sich vermaß, war es vielleicht der gelegenste Ort, sich von der Natur, dem Umlange, der Verfassung und den Kräften desselben, wovon ihnen wol nur ein Bild in sehr dunkeln Umrissen vorzuwehen mochte, eine gewisse Kunde zu verschaffen. Was sie erlauben mußte, in der Hauptstadt dies mit demjenigen übereinstimmen, was der Verfasser dieses Artikels zum leichtern Verständniß des Folgenden für nöthig erachtete, hier in gedrängter Kürze voranzuschicken.

Das Reich Anahuac (besonder unter der Benennung Mexiko), obwohl nicht den achten Theil des heutigen Bundesstaates Mexiko in sich bekreisend, durfte damals für das mächtigste und krautwollste unter allen Staaten jener Erdbälfte gelten. Ausgedehnt zwischen dem 14. und 21. Grad der nördl. Breite, erstreckte es sich zwischen den beiden großen Weltmeeren mit der Eigenthümlichkeit, daß es in einer hohen, breiten und nur wenig unterbrochenen Gebirgsebene der Cordilleren von Süden nach Norden streicht, welche besonders in ihrem östlichen Abfall mit einer jähen Gebirgswand nahe gegen die Küste herniedersteigt. Das Niveau dieser Ebene ist, zunächst der Hauptstadt Mexiko, nicht weniger als 7000 Fuß über den Meeresspiegel bei Vera Cruz erhoben und vergleicht sich demnach, indem es zwei Mal höher steht, als die Wälder im Sommer stehen, mit der Höhe der Straßen über den St. Bernhard und den Mont Cenis in den Alpen. Eine Folge dieser natürlichen Ver-

schaffenheit ist, daß, während in der niederen Region, zunächst dem Meere, die drückende und ausgeglichene eines Tropenlandes herrscht, jene Höhe aller Theile eines ewigen Frühlings und eines gemäßigten Klimas, wie das von Neapel, genießt, und daß dieser Wechsel sich aufsenweise, wie man jenen Abhang hinaufklimmt, so wie in der Temperatur, so auch in der Vegetation offenbart. Hieraus auch erklärt es sich, daß zu allen Zeiten die Bevölkerung dieses Landes sich vorzugsweise gegen seinen Mittelpunkt zusammengezogen hat, wiewol die spanische Eroberer selbst die östliche heiße Küstengegend vollständig genug bewohnt fanden.

Gehen wir auch nicht so weit in die äusserst dunkeln Geschichte dieser Länderstrecke hinauf, um die frühesten Einwanderer derselben, so wie sie allmählig aus dem Noth den heranrückten, in ihrem ersten Urfprung — vielleicht ein Theil des verstrengten asiatischen Stammes der Hiongnu oder Hunnen — zu verfolgen: so erhellet doch, daß in verschiedenen Zeiträumen die Tolteken, dann die Chichimeken und endlich die Azteken diesen Erdraum einnahmen, Reiche und Dynastien auf denselben gründeten und gesäumte lebende Spuren ihres Daseyns hinterließen; während die nördlicheren Gegenden, jenfeit des 20. Grades, nach wie vor im Besiz von weitergerückten und milden Nomadenstämmen verblieben. Der Staat von Anahuac, mit einer Bevölkerung von wenigstens einigen Millionen und auf einer Erdoberfläche von 7000 geogr. Quadratmeilen, bestand bereits seit denähe 4 Jahrhunderten, unter einer Folge von 11 aztekischen Herrschern, deren jüngster, Montezuma II. (sein eigentlicher Name lautet Motecuztoma Xocotzin oder der Jüngere) sich damals seit 14 Jahren an der Spitze der Regierung befand.

Die großen Städte des aztekischen Reiches, sowie die besten angebauten Ländereien, waren in dem schönen und fruchtbaren Thale von Tenochtitlan, zunächst um die Hauptstadt gleiches Namens zusammengeedrängt, was es doch nicht hinderte, daß die Sprache des Volks sich in mehr als 20 verschiedene Mundarten verzweigte. Die Bewohner konnten für einen schönen, gesunden und kräftigen Menschenschlag gelten, obwohl sie alle charakteristische Eigenthümlichkeiten des gesamten übrigen amerikanischen Continents in Farbe, Physiognomie, Haar und körperlicher Beschaffenheit theilten. Ihre Sinnesart zeigte sich ernst, still und düster, hart und in sich zurückgezogen, aber furchtbar im Ausbruch irgend einer heftigen Leidenschaft, zugleich aber auch empfänglich für harmlose Genüsse, wie z. B. die Blumenlust, woran der Geschmack, sowie in allen übrigen Sitten und Gewohnheiten, sich selbst in ihren jetzigen Nachkommen noch keineswegs verloren hat.

In allen Zweigen der Civilisation hatten die Bewohner von Anahuac schon vorläufig eine Stufe der Anbildung erreicht, welche sie fähig machte, in diesem anderen gesellschaftlichen Verein mit einander fortzubauern und die Vortheile desselben zu genießen. In Wohnung, Kleidung, Hausgeräth, öffentlichen Anlagen zu gemeinsamen Nutzen und Bequemlichkeit, z. B. Plätzen, Dämmen, Gärten und Wasserleitungen, sowie in Kriegen, Rinken und Gewerben zeigten sie nicht gewöhnliche Fortschritte. - Damals auch alter und neuer Zeit — ihre

Pyramiden, denen am Nil einigermaßen vergleichbar — ihre königlichen Paläste, Tempel und Denkmäler trogten und stiegen noch den Jahrhunderten. Die Mittheilung ihrer Gedanken, ihre Geschichte, ihre Gebräuche und Künste den letzten sie auf Pergamentbänden in einer, wenn gleich unvollkommenen Art von Hieroglyphen und Hieroglyphen. Ihre Zitterrechnung nach Sonnenjahren, in übers aus künstlichen Regeln geordnet, wetteiferte an Wichtigkeit den Einschaltungen selbst mit dem Kalender der spanischen Eroberer; und ihre gesamte Industrie, obgleich sie des Gebrauchs eiserner Werkzeuge entbehrten, schienen in einem lebendigen Umschwunge begriffen.

Bei so viel lichten Seiten des mexicanischen Culturszustandes treten dem Beobachter zwei dunkle Schattenseiten desselben um so missfälliger ins Auge; — ein roher, religiöser Aberglaube, auf einem kranken Götzenbienst gegründet, der sich mit Wohlgefallen an den juckenden Herzen häufig dargebrachter Menschenopfer weidete, und eine ausgeübte Priesterherrschaft in seinem Gefolge hatte; — und eine Willkür der politischen Verfassung, welche den Regenten in einen schier unumschränkten Despoten verwandelte und eine ruhige Volkswohlthat um so weniger ergreifen ließ, als neben dieser Nichtachtung derselben vom Thron herab zugleich des Geladenen einer stets begründeten, noch jetzt nicht ganz erloschen und vielsach abgeflachten Feudalherrschaft der Häuptlinge, welche allein im Besitze der fruchtbarsten Ländertheile waren, neben den fast immer ungestraften Erpressungen der höhern Beamten in den Provinzen, keineswegs nicht minder schwer auf den Unterthanen lastete. Sonach befand sich der Landmann im erliebigsten Zustand der Verworfenheit und Armuth; Bettler erfüllten die Landstraßen, und die zahlreiche Klasse der Lastträger (Tamama's), welchen, in Ermangelung besserer Transportmittel, die Fortbringung aller Waren und Erzeugnisse oblag, ward fast den Saumbieren, deren Stelle sie vertraten, gleich gerechnet.

So wie überall, bestrafen sich auch hier die Fehler der Regierung — einmal unter einem Herrscher von so hartem und zugleich schwankendem Charakter, wie Montezuma sich darstellte, nicht nur in allgemeiner Unzufriedenheit und stiller Haßse aller Volksklassen, sondern auch in innerm, entwerbendem Zwispalt der Parteien und nicht seltenen, nur mit Mühe unterdrückten Empörungen der tributären Fürsten und Staaten. Denn so wie die Regenten von Texcoco (Atlixpachan), Tlaxcala und Mexiquacan sich nur zu einer sehr bedingten Untertänigkeit gegen das Reichsoberhaupt bequemen hatten, so behaupteten zugleich auch mehrere Städte, wie z. B. Tlaxcala (Tlaxcalan) und Cholula (Cholulan), ihre errungene republikanisch-republikanische Verfassung mit eifriger Hingabe und feindseligen Blicken in einer Art von Unabkähigkeit, die nur eines gegebenen Anlasses wartete, um in offene Widersetzlichkeit auszubringen.

Wenn in diesen eingegangenen Berichten für den Ansführer der spanischen Expedition vielleicht ebensoviel Ermunterndes, als Abschreckendes lag, so war doch sein großer und unternehmender Geist ganz dazu geeignet, dem letzteren einen Eindruck auf sich zu verzeichnen und seine, jedem Wagniß trotzende Entschlüsse noch fester

zu befestigen. Eben so aber muß man auch gestehen, daß, wenn es nicht geschehen war, um eben diese nothwendigen und anflammernden Berichte einzuliefern, so sich bald erweisen mußte, ob nicht die ganze Unternehmung gegen Tabasco ein Fehlgriß gewesen, der vom Ziele abführte; und um so weniger säumte Cortez, den Hafen von St. Juan de Ulua zu erreichen, der ihm aus den früheren Fahrten als der geeignetste zur Landung bezeichnet worden. Hier warf er (21. April 1519) die Anker; und sofort auch sah er sich von zwei Männern ausgezeichneter Gestalt und Weisens begrüßt, welche sich ihm ohne Misstrauen näherten und darum nicht minder freundlich am Vorbe des Admiralschiffs empfangen wurden. Ihre Anrede war ehrerbietig; aber der Sinn derselben ging für die Spanier verloren, da Aguilar, mit all seiner Kenntnis des Dialects von Yucatan, an dieser vollkommen verschiedenen Sprache scheiterte. Doch ebenso schnell auch rief hier Marina ihren neuen Gebieter aus dieser Verlegenheit, indem sie den Dolmetscher von dem Gebieter in seiner erlernten Mundart verständigte und es ihm nun überließ, dasselbe ihm Spanische zu übertragen.

So ergab sich denn, daß der Amada bereits irgend ein beunruhigendes Gerücht von Tabasco her vorangegangen sein mußte, so wie nicht minder schon Cortez's frühere Erreichung der Gegenstadt hier lebhaften Beunruhigung für den Regenten gewesen war, und daß man von dieser zweiten nothwendig noch gesteigerte Besorgnis begreife. Hilspator, der Verweiser dieses Küstenstrichs, und Teutle, der Anführer der hier aufgestellten Kriegsmacht, haben demnach sich bezogen, im Namen ihres hohen Gebieters Montezuma, diese neuen Ankömmlinge durch jene Abgeordneten zu bewillkommen, aber auch den Grund ihres Erscheins an dieser Küste zu vernehmen und ihnen jeden Beistand zur beschleunigten Fortsetzung ihrer Reise zu erbiehen. Cortez Gegenrede war nicht minder sehr und werblich. Er erklärte sich als Freund und beauftragte, eine überaus wichtige Angelegenheit mit den beiden Ezeln persönlich zu verhandeln. Ohne auch nur eine weitere Erlaubnis abzuwarten, bezieht er sich zugleich, bereits am nächsten Tage seine gesamte Kriegsmacht zu Lande, sie unter Paraden von Strachmarch in ein Lager zusammenzubringen und dasselbe durch eine leichte Brustwehr zu sichern.

Zwei Tage später trafen die beiden Häuptlinge mit einem zahlreichen Gefolge und reichen Geschenken in diesem spanischen Lager ein, wo sie von Cortez, an der Spitze seiner Officiere, mit gemessenem Anstand empfangen und zu Anhörung einer feierlichen Messe in einem dazu eingerichteten Geyelle eingeladen wurden. Dann erstellte er ihnen zugleich ein feierliches Geböde und stellte sich ihnen zugleich, wieviel mit ziemlich problematischer Bezugnis, als seines Herrn und Gebieters, Karls von Mexico reich und Kaffisen, des mächtigsten Monarchen der östlichen Welt, außerordentlichen Gefandten dar, der gekommen sei, eine Botschaft von höchstem Belang des ihres Kaisers Montezuma eigener Person anzubringen; — eine Erklärung, welche sichtbar Staunen und Verlegenheit bei ihnen erregte, und auf welche sie erwiederten, daß ein persönliches Kaben zum dem Thron des Monarchen

den mit zu großen Schwierigkeiten verbunden sey; daher er von diesem Vorhaben absehen möge. Doch mit grossem Ernst bestand Cortez auf seiner Forderung, ohne dessen Erfüllung er zu seinem Herrn nicht zurückkehren dürfe, und Alles, was er ihnen zugesand, war ein Aufschub von 7 Tagen, binnen welchen sie, vermittelst einer auf allen grossen Straßen des Reichs eingerichteten Ankalt von Schenkkräutern, Montezuma's nähere Befehle hienüber, trotz einer Entfernung von 51 geographischen Meilen laubewinwärts bis zu seiner Hauptstadt, einzujehen verständen.

Zu Begleitung und Vermittlung ihres Verichts sollte eine Reihe von farbigen Gemälden auf baumwollenen Stoffen dienen; — das Werk einer Anzahl von Zeichnern, welche sie mit sich gebracht hatten, um alle die neuen und nie erblickten Gegenstände, die sich ihnen hier darboten, in schnell gefertigten Abbildungen zu entwerfen. Cortez benutzte diesen Umstand, den mexicanischen Künstlern einen noch reicheren und imposanteren Stoff für ihre Darstellung zu gewähren, indem er vor ihren Augen seine gesamte Mannschaft eine Reihe kriegerischer Übungen nach den Regeln der europäischen Taktik ausführen, die Reuter ihre Kasse umwälzen und die Geschütze gegen einen nahen Wald richten ließ, wo sie eine furchtbare Zerschlagung anrichteten. Er berechnete ganz richtig den Eindruck; welchen diese Bemühungen der Unwiderstehlichkeit seiner Waffen auf die Phantasie und das Gemüth Montezuma's hervorbringen müßten; sowie auch die unmittelbaren Zeugen derselben von einem Entsetzen ergriffen wurden, daß sie nur mit Mühe durch Seilen hindurch wieder beruhigt werden konnten.

Die abschlägige Antwort, welche von Seiten des Kaisers einlief, stand freilich im Voraus zu erwarten: aber Vespator und Teutile besteuerten das Unangenehme in denselben durch zugleich überreiche, neue und prachtvolle Geschenke, in Edelsteinen, Perlen, Goldkörnern, künstlich gearbeiteten Schmuckstücken und den mannigfaltigsten und köstlichsten Kunstgegenständen des Landes bestehend, zu mildern, welche schon früher Crixalob's Abzug hatten erkaufen sollen. Je werthvoller aber diese geschenkten Sachen in den Augen der Spanier erschienen, um so höher auch mußten sie notwendig ihre Habgucht flackeln und sie um so ungenießer machen, einen Boden schnell wieder zu räumen, der ihnen solche Kostbarkeiten darbot. Auch versetzten die Überbringer, welche damit die Entschliessung ihres Gebietes, seinem fernem Kriegsdoll den Zutritt in seine Hauptstadt, oder auch nur ein längeres Verweilen in seinen Etaten zu bewilligen, verstanden, ihres Amtes bei Cortez so gänzlich, daß er nur um so bestimmter zu erkennen gab, wie weder die Würde seines Herrn, noch seine eigne Ehre es gestatte, diesen Boden wieder zu verlassen, bevor er nicht seine Sendung in ihrem ganzen Umfang erfüllt habe. Kaum trauten diese Elenden seinen eignen Ohren, daß irgend ein Erblicher König gegen sie könne, sich dem unersichtlich erachteten Gebot ihres Herrn entgegen zu lehnen: allein eben so jaghaft, weitläufigen sofortigen Gehorsam zu erzwingen, bestanden sie nur auf einer abgemessenen, ihnen auch zugesandenen

Zeitsfrist, um neue Verhaltungsbeefehle von Hofe einzujehen, bis wohin die Spanier ihre gegenwärtige Stellung nicht verändern sollten.

Es leidet keinen Zweifel, daß Montezuma in diesem Zeitpunkte mehr, als hinreichende Kräfte und Hilfsquellen in dem großen Umfang seines Gebiets gefunden haben würde, um diesen trotigen Herausforderer schnell zu erdrücken, wie vermögen auch immer sein Muth, oder wie neu und furchtbar auch die Wirkungen seiner Waffen seyn mochten. Allein sein despotisches Scepter hatte zu schwer auf seinen Unterthanen gelegen, als daß ihm das stille Brüten des Hasses, womit seine Herrschaft kaum noch ertragen wurde, und die drohende Gefahr hätte entgegen können, wenn diese Fremdlinge sich zum Mittelpunkt eines Widerstandes machten, der leicht die ganze Nation in offene Empörung mit sich fortzieseln konnte; und es schien ihm ratthamer, sie, wo möglich, auf dem Wege eines friedlichen Abkommens von dieser Kaste zu entfernen, als das bedenkliche Wagnis der Gewalt zu versuchen. Noch aber gefiel sich zu dieser furchtsamen Politik die vielleicht noch kräftigere Wirkung eines rohen und tief gewurzelten Aberglaubens. Die alten Sagen des Landes berichteten, daß Quipalcactl, der Stifter des Reichs von Aztlan, sich demnachst nach dem fernen Osten gewandt habe, um auch hiehin seine Götter und Gesetze zu verbreiten, jedoch mit dem Vorbehalt, daß einst seine Abkömmlinge über das Meer wiederkehren und den verlassenen Thron zurückfordern sollten. Jetzt schien jene Wagsausführung in diesen gelandeten Spaniern in Erfüllung gehen zu sollen; und während Cortez gegiffen diese ihm so willkommene Vorstellung nährte, konnte sie kaum verhehlen, das Gemüth des Machthabers mit bangter Sorge und verderblicher Unentschlossenheit zu erfüllen. Denn auch jetzt, da ihm das hartnäckige Verlangen des weisen Raths berichtet wurde, vermag er sich zwar, im ersten Eglühen seines Zorns, ihn gefesselt zu den Füßen seiner Götter zu schlachten: doch eben so schnell ermäßigte er denselben zu dem jede fernere Verwilderung ausschließenden Gebot einer augenblicklichen Abreise, dessen herber Ernst jedoch durch neue, noch prächtigere Geschenke versüßt werden sollte.

Teutile unterzog sich diesem unerfreulichen Auftrage, ohne jedoch zu dem gewünschten Resultat zu gelangen; denn Cortez erwiderte mit unerhöhtlicher Hastigkeit: er komme als ein Bote des Friedens, ja was noch mehr, als ein Befreier aus den Banden des bösen Geistes, in welchen Montezuma verstrickt liege. Nichts sey daher auch nothwendiger, als eine persönliche Besprechung, um dem Zwecke seiner Sendung zu genügen. Dieser ansehnliche Etarrsinn mußte endlich wol des erkannten Teutile's Gehuld erschöpfen. Er wandte den Rücken im Zorn; und alles ließ sich dazu an, daß hiermit die offene Fehde erklärt sey. Jeder Verkehr mit den Spaniern, der für sie so gewinnreiche Tauschhandel, die reiche und unentgeltliche Zufuhr von Lebensmitteln war, von diesem Augenblick an, gehemt; und jetzt galt es, einen Entschluß zu fassen, der so verwegene Hoffnungen entweder erfüllen oder zertrümmern sollte.

Cortez selbst war vor seinen Augenblick unschlüssig, welche Parthe hier zu ergreifen sey: aber es fehlte viel, daß auch alle seine Gefährten seine großen und süßen Ansichten mit ihm getheilt hätten. Dürfte er auch auf eine nicht unwichtige Zahl von begeisterten Anhänger rechnen, welche zu jedem, noch so halbverstandenen Wagniß bereit, seinem Geiste und seinem Glücke blindlings vertrauten, während sie nicht minder von einem unerschütterlichen Ehr- oder Goldguth gehalten wurden: so wurden doch die Bedächtigen ohne Zweifel durch den Anblick eines in Umfang, Macht, Kunst und Gewerbe so weit vorgeschrittenen Reiches zu einer Abschätzung ihrer eigenen, außer allem Verhältniß stehenden Kräfte veranlaßt, welche jede zu rasche Zuversicht des Erfolgs ausschließen mußte. Noch mislicher aber stand es um die Gesinnung so mancher heimlichen Freunde des Velasquez, die vielleicht nur diesen kritischen Augenblick erwarteten, um sich gegen seinen treulosen Bevollmächtigten zu erklären, dessen Pläne alle eine tödliche Vermeffenheit zu schillern und ihm so die Gemüther der Menge zu entzünden.

In der That vertheilte diese Gegenpartei auch nicht, den Samen der Unsicherheit und des Murrens überall und mit so gutem Erfolge auszustreuen, daß sie es wagen durfte, durch den Mund des Diego de Ordoñez, den sein erprobter Muth unter die Ersten des kleinen Heeres stellte, dem Anführer die Vortheilhaftigkeit einer einstweiligen Rückkehr nach Cuba und einer dort zu bewirkenden stärkeren Ausrüstung vorzuschlagen, da vermuthet wurde begonnene Feindseligkeit nur als ein Wert der unbesonnensten Tollkühnheit erscheinen könne und von der gesamten Mannschafft gemißbilligt werde.

Cortez indes, vorbereitet auf diesen Antrag, aber auch hinlänglich unterrichtet von der eigentlichen Stimmung und den Wünschen der Mehrzahl, schien hierauf nur gewartet zu haben, um einen geheimen Plan zur Ausführung zu bringen, der ihn jeder weiteren zögernden Abhängigkeit von Velasquez entledigte, seine eigene Autorität fester begründete und die ganze Ausrüstung unbedingte in seine Hand geben sollte. Scheinbar gab er sich das Ansehen, als ob er, wiecol ungern, dem geschnittenen Muth seiner Begleiter ein Unternehmen aufopfern, welches durch seinen Beginn bereits so große Hoffnungen gerechtfertigt habe; und sofort auch ward der nächste Tag als der Zeitpunkt der Wiedereinschiffung im Lager verkündigt. Je unerwarteter dieser Befehl, desto größer und allgemeiner war auch bei der leicht beweglichen Menge die Verwirrung, der Verdacht unheilvoller Erwartung, der Umräthe über den Wankelmuth des Anführers. Seine Vertrauten, mit ihm einverstanden, unterließen nicht, diesen Funken zur lichten Flamme anzuhäufen. Bald steht er sich von Hunderten in seinem Zelte stürmisch umringt, mit Vorwürfen überschüttet und zu einer ferneren Föhrung in Gefahr und Kampf aufgefordert, wenn er sie nicht zwingen wolle, sich unter die Fahne eines Muthwilligen zu sammeln. Mit einem erlöschenden Erschauern ergriffnete Cortez, daß er nur geglaubt habe, einem allgemeinen Verlangen, wiecol

mit erschöpfender Seele, nachzugeben. Niemand sey jedoch bereitwilliger, als er, jeden, der des spanischen Namens sich würdig erweisen wolle, auf dieser glänzenden Laufbahn dem Ziele, wo Ehre und Schätze ihrer warten, entgegen zu führen. Möge denn immerhin zurücktreten, wer dieses Muthes ermangele, ihm solle freigestellt bleiben, hier auf dem halben Wege umzukehren; — eine Erlaubniß, die um so weniger von irgend jemand in Anspruch genommen wurde, mit je enthusiastischerem Jubel seine Erklärung von dem gesammten Haufen aufgenommen worden.

Doch feiner aber war der Plan angelegt, dieser geschehen, rein soldatischen Schildehebung auch das Siegel einer amtlichen Autorität, wenigstens scheinbar, aufzudrücken und dadurch die Einwendungen des Statthalters von Cuba zum Schweigen zu bringen. Schon Cortez kriegerische Entwürfe forderten einen festen Punkt und Waffenplatz, von welchem sie ausgehen mußten, und die Lagerstätte, welche er bezog, schien ihm vollkommen dazu geeignet. Allein eben so sehr lag ihm daran, sie in eine bleibende Niederlassung, mit allen damit verbundenen bürgerlichen Einrichtungen nach spanischer Verfassung, zu verwandeln. Sein Antrag blieb ward in dem versammelten Kriegsrath als zweckmäßig anerkannt und unbedenklich angenommen. Die neue Stadt erhielt den Namen „Villa rica de la vera Cruz“ und man schritt nun zunächst zur Ernennung der zu schickenden Municipals: Ämter eines Alkalde und seiner Beisitzer, eines Alguazil Major und Fiscal; und es war im Voraus dafür gesorgt, daß die Wahl nur solche Namen traf, deren Ergebenheit gegen Cortez keinen Zweifel litt.

Die ganze Verhandlung ward im Namen des Königs, mit gänzlicher Ubergabe von Velasquez Gerechtsamen, angefertigt; die neuen Beamten leisteten Gott und dem Könige den Treueid, und Cortez war der Erste, ihre Autorität in gebührender Weise anzuerkennen. Sein nächster folgender Schritt aber, auf den es bei diesem eingestrichenen Rathe hauptsächlich abgesehen war, bezweckte und erlangte eine feierliche Erklärung desselben, daß die von Velasquez ihm übertragene, aber ohnehin schon widerrechtliche Beistellung als Anführer der Kriegsmacht als erloschen zu betrachten seyn solle, und in des Königs Namen zu einer neuen Wahl geschritten werden müsse. Cortez legte unverzüglich seinen früheren Verfallungsbrief auf die Tafel nieder und erbot sich, jedem anderen und würdigeren, mit der Pike in der Hand, zu gehören: allein nicht minder willig und einmüthig ward ihm von dem Senat sein Commandostab, zugleich mit dem Oberbefehl der neuen Pflanzstadt, zurückgegeben und er in diesen neuen Würden, im Namen Sr. katholischen Majestät und unter als gemeinem Bevald des Heerces, öffentlich ausgerufen.

Von diesem Augenblick an durfte der mit der Ägide der Gerechtigkeit gekleidete Feldherr in einer imposanteren Stellung auftreten und eben so wol mit gebieterischer Würde, als mit festem Nachdruck handeln. Zwar es hoben Ordoñez, Escovedo und Velasquez dagegen, die Haupten der Widerspenstigen, ihre Stimme gegen jenes ganze



Verfahren: aber nun nahm auch Cortez seinen Anstand, sie; als erklärte und in Hessein gelegte Verbrecher gegen die militärische Disziplin, mit aller Strenge der Gerechtigkeit zu bedrohen; und dieser Ernst, während er die übrigen schreckte, reichte hin, selbst die Verhafteten zur Besinnung zu bringen und, mit Hilfe nicht gesparter Liebeslosungen, selbst zur treuesten Unterthänigkeit in seinen ferneren Entwürfen zu verpflichten.

Eine in der Zwischenzeit angestellte nähere Erkundung der Umgegend führte bald zu der Bemerkung, daß der Platz zu der neu zu gründenden Pflanzstadt um Vieles besser gewählt werden könne, wenn er etwas weiter nördlich nach dem kleinen Hafen Chiabuhula (bei Robertson Quilablan genant) drei Meilen von der Stadt Zempoala, dem Hauptort des Stammes der Totonaken, entlegen, verlegt würde. Während man noch mit diesem Erbarsten umging, erschienen einige Abgeordnete des Caixen jener nämlichen Stadt im Lager der Spanier, um in dessen Namen und in Folge des Rufs ihrer Thaten zu Tabasco auf einen Friedens- und Freundschaftsbund mit ihnen einzutreten. Es ergab sich, daß dieser Häuptling nichts fernlicher wünsche, als sich Montezuma's drückender Oberherrschaft zu entziehen, und daß er in den mächtigsten Fremdlingen seine Befreier zu finden hoffe. Je erwünschter Cortez diese erste nähere Verbindung mit den Eingebornen notwendig finden mußte, um so freudiger lächelte auch willigte er in die Einladung, welche dies Bündniß durch persönliche Verabredung bekräftigen sollte. Während demnach die Flotte nach ihrem neuen Ankerplatz abging, richtete das Landherr, nicht ohne kriegerische Vorsicht, seinen Marsch gleichmäßig auf Zempoala, wo es gastfreundlich empfangen und der spanische Anführer von dem Oberhaupt ebenso reichlich beschenkt, als mit schnell wechselhafter Auszeichnung behandelt wurde.

Dem Caixen fehlte es nicht an mancherlei Beschwerden gegen die voranrückenden Verdrückungen, womit Montezuma überall und zumal in den von ihm eroberten Provinzen eben sowohl das öffentliche Wohl gefährdet, als in das innere Familienleben feindselig eingegriffen, indem er ihre Eöhne zu Opfern für seine Götter, und ihre Töchter zu Concubinen für sich und seine Günstlinge foderte. Cortez seinerseits versprach, diesen Unbilden ein Ende zu machen und jedem Unterdrückten den gesuchten Schutz seiner mächtigen Waffen zu gewähren. Die gleichen Versicherungen wiederholte er dem Caixen von Chiabuhula, dem gleiche Klagen das Herz bedrückten, und der sich, bei seiner Ankunft an diesem Orte, mit vollem Vertrauen in seine Arme stieß.

Gleichzeitig wurden die Anzeigen in der neuen Niederlassung ins Werk gerichtet, obwohl die Stadt Vera Cruz durch ein sonderbares Verhängniß, in der Folge der Zeit, nachdem sie nochmals ihren Platz verändert, zuletzt dennoch auf den nämlichen Punkt zurückgeführt wurde, wo Cortez zu allererst die Küste dieses Landes betreten. Schnell und mit gemeinsamer eifriger Handanlegung, wovon der Befehlshaber selbst sich nicht ausschloß, und wobei die neuen Bundesgenossen treulich ihre

Dienste erboten, erhoben sich Hütten von europäischer Bauart; eine Ringmauer gegen feindlichen Angriff ward gezogen und die Verbindung mit dem Meere gesichert. Noch war geschaffen von Seiten des mexicanischen Herrschers keine entscheidenden feindseligen Schritte gegen diese drohenden Zurüstungen; doch erschienen einige seiner höhern Beamten in Chiabuhula und Zempoala, welche unter den von den Caixen einlaufenden Trübungen auch 20 Jünglinge, als Sühnopfer für die Götter, wegen des frevelhaften Verbrechs mit jenen geschätzten Fremdlingen, ausheben sollten. Cortez begabte insgeheim die Verhaftung dieser blutdürstigen Schergen; und die bedrohten Hänglinge gewannen nicht nur den Muth, Hand an dieselben zu legen, sondern würden ihnen auch das nämliche Loos der Opferung bereitet haben, wenn der spanische Befehlshaber sie nicht unter seinen besondern Wermuthsam gestellt hätte. Dieser ersten Schritte der Caixen, der sie der unverhülllichen Feindschaft ihres bisherigen Bedrückers bloßstellte, mußte nun nothwendig auch der zweite folgen, sich sichtlich für Vasallen der kaiserlichen Krone zu erklären; und von diesem Augenblick an durfte Cortez unbedingt auf sie rechnen, während bald mehr benachbarte Häuptlinge der Totonaken ihrem Vorgange folgten und ihm einen immer bedeutenderen Zuwachs an Macht gewährten.

Noch aber erforderte seine Politik, die Herzerückung, womit Montezuma zu seiner Ueberwindung oder Vertilgung nunmehr ernstlich umging, durch vorgepiegelten freundschaftlichen Sinn zu lähmen; und er fand das Mittel hien in der heimlichen Freilassung jener Gefangenen, denen er die Versicherung mit auf den Weg gab, daß er nichts weniger, als Krieg mit ihrem Gebiete, wünsche und, seinen empörten Unterthanen gegenüber, bald noch sprechen dere Weise davon abzurufen gedenke. Jener, von neuer Unsicherheit ergriffen, hielt diese Zusicherungen für günstig genug, um seinen lästigen Gast nochmals durch noch kostlicheren Verschwendungen zu unblutigen Nüchternung seines Gebietes zu bewegen. Cortez aber, seinem Plane getreu, beharrte auch diesmal fest auf dem Verlangen einer persönlichen Zusammenkunft, um nicht geringen Verdruß der Abgeordneten, aber zu eben so großer Zufriedenheit seiner neuen Bundesgenossen, welche Zeugen dieser Handlung waren.

Je umsichtiger Cortez auf diese Weise zu Werke ging, um so mehr muß es, wenn auch nicht Vorwurf, doch Bewunderung erregen, daß er es seinem Glaubensfeier gestattete, dieses Vertrauen seiner indianischen Freunde auf eine jedenfalls mißliche Probe zu stellen, indem er, auf Veranlassung eines von denselben gefeierten religiösen Festes, ihnen die Darbringung eines dabei vermittelnden Menschopfers grolmahl wehrte und die Vermeidung des bluthierigen Götzbildes foderte. Ein abgemessener Volksaufbruch, von den wohlgeordneten Priestern erregt, war die unmittelbare Folge dieser unerhörten Zumuthung; Cortez selbst richtete sich im Tempel umringt und sein Leben von den Wüthenden bedroht. Nur sein von Vortänzen bedolmetischter Ruf, daß der erste Freischuß

gegen einen Spanier dem ergriffenen Cajalen den aus gewöhnlichen Tod bringen werde, scheucht und beruhigt scheinbar die Menge. Er gebietet darauf den Priester, ihren Götzen mit eigener Hand herabzuführen und läßt es endlich, ihrer Weigerung und ihren Thränen nachgebend, durch seine Soldaten vollziehen, allen heidnischen Unrath vernichten und in dem gereinigten Tempel ein Madonna-Bild aufrichten. Kein Donner des Himmels rächte, wie die eustephien Indianer erwarteten, dieses unerhörten Frevels, und in dem Maße mußte die ihnen auch die ehrsüchtige Ehen gegen diese ihren eigenen Göttern so überlegenen Wesen steigen.

Noch bereitete Cortez, nach einem bereits dreimonatlichen Verweilen an dieser Küste, die Hilfsmittel, die seinem großen Unternehmen Halt und Nachdruck geben sollten; als er sich eine kleine, aber willkommene Unterstützung durch die Erscheinung Francisco Sancebo's geboten sah, der in einem kleinen Fahrzeuge, mit einer Hand voll Menschen und zwei Pferden, den fähigen Abenteuerer aufgesucht hatte, um sich seinen Gefahren und seinem Glücke anzuschließen. Wichtiger aber waren noch die Reuigleiten, welche er von Cuba mit herüber brachte. Beladungen, noch immer vom grimmigsten Zorn und Nachsehen gegen Cortez besetzt, war indeß zu der höheren Würde eines Adelantado und somit zu einem um Vieles freieren Vermögen emporgestiegen, seinen Todfeind zu ersdrücken.

Cortez erkannte ganz die Gefährlichkeit seiner Lage. Sie zu verbessern, gab es kein Mittel, als sich die unmittelbare Festigung des spanischen Monarchen in seinem angemaßten Wirkungskreise zu verschaffen, wie wenig Wahrscheinlichkeit es auch für sich haben mochte, daß ein bis dahin unbekannter Abenteuerer sich einer solchen Gunst erfreuen sollte. Leicht indeß bewog er die neuen Beamten der Niederlassung, so wie seine Unterbeschloßten, daß sich mit ihm zu einer solchen Bitte mittelst eines Botschafters an Kaiser Karl V. zu vereinigen, worin eben so viel ihre seitherigen ungeschicklichen Schritte entschuldigt, als das vorhabende Unternehmen in das günstigste Licht gekleidet und der Werth und Reichthum des entdeckten mexikanischen Reiches, das man wol ein Kaiserthum nennen möge, auf eine lockende Weise geschildert wurde. Cortez fügte diesem Allen, in bereicherter Weise, seinen eigenen umständlichen Bericht über seine bereits geleisteten Dienste, wie über seine hochstehenden Hoffnungen, hinzu, beschrieb die Wunder der Hauptstadt Tenochtitlan, auf die ihm zugekommenen Gerichte, als ein wahres El Dorado, vermaß sich fest, diesen mächtigen Herrn Montezuma's todt oder lebendig in seine Hände zu bekommen.

Freilich würden alle diese Gründe und Versprechungen sich bei Hofe nur eines geringen Einbruchs haben gewärtigen dürfen, wenn sie nicht von sprechenden Beweisen und klugem dem Gewichte begleitet gewesen wären; und nichts stellte die Unablässigkeit und Hingebung, welche Cortez bei seinen Gefahren zu gewinnen gewohnt, in ein besseres Licht, als daß seine Aufopferung sie ohne Ausnahme bereitwillig fand, sich ihres ganzen Antheils an der bisherigen reichen Beute zu begeben und diese Schätze

unvermindert ihrem Monarchen, als erstes Unterpfand künftiger, noch reichlicher Erwerbungen zu Füßen zu legen. Wie noch, seit der Entdeckung der neuen Welt, hatte ein Schiff einen Schatz von ähnlichem Werthe nach dem Mutterlande hinüber getragen. Das tüchtigste in der Flotte ward zu dieser Fahrt ausgewählt; und Francisco von Montejo, der zum Unterhändler dieses wichtigen Anliegens ersehen worden, ging (den 19. Juli) mit der Befehlung, jede Annäherung an Cuba sorgfältig zu vermeiden, nach Spanien unter Segel.

Wie vorsichtig indeß auch alle diese Vorkehrungen ins Werk gerichtet wurden, so war doch das Missergebnis unter diesen von den verschiedensten Neigungen und Ansichten befangenen Köpfen nicht so gänzlich angestrebten, daß nicht Einige es entweder für Pflicht oder für Gewinn geachtet hätten, den Statthalter von Cuba von diesen Vorgängen schnelligst in Kenntniß zu setzen. Sie gingen eben damit um, sich einer Brigantine zu ihrer Entweichung zu bemächtigen, als ihr Scheitern durch einen Theilnehmer verrathen und der misslungene Versuch durch harte Bestrafung geahndet wurde. Allein der gefährdende Versuch konnte wiederholt werden; und wenn es auch nur bewies, daß zu einer Zeit und in einer Lage, die den innigsten Verband aller Kräfte erforderte, sich neuerdings Parteilungen regten: so schien es von der höchsten Dringlichkeit, alle Genossen des großen Unternehmens in die absolute Nothwendigkeit zu setzen, dasselbe entweder durchzuführen, oder in dem Besatze unterzugehen. So erging sich denn ein Entschluß, dessen Heroismus eben so sehr in dem Geiste, der ihn gebar, als in dem Muth, der ihn gut hieß und ausführte, der höchsten Bewunderung würdig ist. Die gesamte Flotte ward, an Cortez geheimen Betrieb, von den Piloten für unflüchtig erklärt, länger die See zu halten, und mit gemeinsamer Einwirkung fand man es wohlgethan, die Fahrzeuge, nachdem man alles Brauchbare ins Lager hinüber genommen, auf den Strand laufen zu lassen und vollends zu zertrümmern. Goldergelbst freiwillig abgeschieden von der ganzen europäischen Flotte, war an Flucht und Entzinnen, von diesem Augenblick an, nicht mehr zu denken. Jedes gedankbare Heil lag fortan in dem standhaftesten Anstehen an das überragende Genie, das nunmehr gleichsam ihrer Aller Provienz geworden. Als ein augenblicklicher Vortheil mochte dabei wol noch in Verrechnung kommen, daß sich das Heer um die volle Zahl der Schiffbesatzungen verstärken konnte. Dasselbe bestand noch aus 600 Mann Fußvolk, 15 Reitern und 6 Felschützen. Juan von Esalante aber, durch Muth und Ergebenheit dem Feldherrn vor Allen schätzbar, erhielt die Bestimmung, mit 50 Mann Vera Cruz, seinem einzigen Waffenplatz, in dessen Abwesenheit zu decken.

Endlich war denn auch jede nachwendige Vorkehrung getroffen, um den Zug anzutreten, dessen so viele mühsige Herzen harreten und der sie, auf unerforschten Wegen und durch tausend noch unbekannte Gefahren, mitten in den Schooß des mächtigsten Reichs der Weltwelt tragen sollte. Den sichersten Halt in sich selbst findend, hatte Cortez von den befreundeten Cajalen nur eine Hiffschiff von 400 erlesenen Kriegern und 200 Lastträgern für sein Gepäc und

grobes Geschick zur Begleitung angenommen. Der Ausbruch geschah (am 16. Aug.) in zwei Abtheilungen, deren Vorhut die Spanier bildeten, obne daß sie irgendwo auf der glühendheißen Küstenebene einem Widerstande, wol aber einer gasstlichen Aufnahme und reichlichen Versorgung mit Lebensmitteln begegneten. Bald war der Fuß der Gebirgswand erreicht, deren Erstigung zwar mit mancher Beschwerde verknüpft war, aber auch die Ermüdeten allmählig in Regionen führte, wo ein ewiger mildebrühender Frühling herrschte und die Natur in ihren erstickten und äupfigsten Erscheinungen prangte. Hier fanden sie zu nächst an dem Caylen von Zacatula einen neuen Bundesgenossen, welcher bereit war, sie ihrem Ziele durch das Gebiet von Cholollan, auf dem nächsten und minder schwierigen Wege, entgegen zu führen: doch Cortez, dem noch weit mehr daran lag, sich überall den Rücken zu sichern, fand es nicht ratsam, einen so bedeutsamen und streitbaren Stützpunkt, als ihm die unabhängige Republik Tlascalala (oder Tlascalan) gebildet worden, hinter sich zu lassen, ohne mit demselben freundschaftliche Verbindungen angeknüpft zu haben. Schon die gemeinsame Feindschaft wider Montezuma, gegen welchen dieses tapferste Gebirgsvolk seine Freiheit bisher unangefastet zu behaupten gewußt, schien es ihm wüßig in die Arme süßen zu müssen.

Cortez hatte, zu Stiftung eines solchen Vereins, nicht gesäumt, einige seiner verbündeten Begleiter von Rang und Ansehen als Friedensherolde nach Tlascalala voraus zu entsenden, welche den hohen Rath, der jenes Gemeinwesen leitete, von den freundschaftlichen Absichten der Spanier in Kenntniß setzen und um einen ungesicherten Durchzug anhalten sollten. Sie wurden in feierlicher Weise aufgenommen, und ihre Verorsamkeit sparte nichts, was ebensovoll ihren Antrag annehmlich machte, als die unverständliche Macht dieser göttergleichen fremden Herrscharen in das staunenswerthe Schilderung trug vielleicht dazu bei, jene nicht minder regisführten, als auf ihrer Freiheit eifersüchtigen Republikaner zu dem Beschlusse zu vermögen, ihr Gebiet von einem so gefährdrohenden Besuche rein zu erhalten. Eine herbe feindselige Stimmung gewann die Oberhand; die Friedensboten wurden, jedem Herkommen entgegen, jam graufamen Opferthode bestraft, dem sie sich später zum Theil durch eine gegläutete Flucht entzogen, und schließlich eine Kriegsmacht aufgedoten, um unter Anführung eines jungen und feurigen, aber erprobten Helden, Namens Tlatoacatl, die Grenzen zu decken.

Das längere Ausbleiben seiner Abgeordneten ließ Cortez nun zu bald über den Erfolg ihrer Sendung Besorgnisse schöpfen. Mühte er sich aber eines Heilschlages perferiren, so schien es ratsam, diese ungeliebte Fehde schnell zur Entscheidung zu bringen und sich unverzüglich, wiewol mit schwerer Umficht, gegen Tlascalala in Bewegung zu setzen (30. Aug.). Schon am Brennpunkte aber, an einer schwierigen Stelle des Gebirges, sah er sich in ein Gefecht verwickelt, das zwar, mit Hilfe des Geschützes, ihm bald freie Bahn eröffnete, allein wenn auch nur einige wenige Verwundete, doch 2 getödtete Kasse kostete, des

ren Leichname er sorgfältig verscharrten ließ, um den geheimnißvollen Schwerten, den insbesondere seine Keuterei verbeigete, nicht zu gefährden. Der Rath ward indeß mit verdoppelter Wachst fortgesetzt und bald stiegen nicht nur jene geretteten Flüchtlinge zu ihm, mit der Besetzung, daß ihm, wie seinem gesamten Heere, eine ähnliche Abschlochung zur Ehre der Landesgötter bestimmt sey, sondern von der nächsten Anhöhe herab entdeckte sich ihm auch das ganze jährliche Heer der Tlascalaner, dem noch mehr verbündete Stämme sich angeschlossen hatten, über eine geräumige Ebene in dichten Massen verbreitet, aber auch mit jedem Augenblicke sich in einen noch immer weiteren Halbkreis ausdehnend, um das kleine Häuflein ihrer Begner desto fräftiger zu umfassen und bis auf den letzten Mann zu erdrücken. Allen diesen drohenden Bewegungen hatte Cortez nur ein festgeschlossenes Viereck, den Donner seiner Feldstücke und die vernichtenden Ausfälle seiner Keuterei entgegenzusetzen; und wirklich genügtten sie auch der unvollkommenen Bewaffnung und der hohen Kriegskunst der Indianer trotz allen mühsenden Anstrengungen derselben, die Waage zu halten. Schon sank der Rath derselben, als die Gefangennehmung Pedros de Mocon, der sich zuvort vorgezogen hatte, aber doch bald wieder befreit wurde, noch mehr aber die gelungene Niedermegung seines Kasses, den Gang des Gefechtes plötzlich in andern drohte. Der abgetrennte Kopf des nunmehr als sterblich erlanten Ungeheuers ward hoch empor im Trumpe durch die frunflichen Reihen getragen und besaß die Zauberkraft, jedes Herz zu neuen wilden Ausbrüchen des Muthes zu feuern. Kaum noch hielt sich die spanische Schlachtorbnung aufrecht, als unerwartet Tlatoacatl, im besonnenen Ueberblick des Gemehls, das noch immer fort die Reihen seiner Krieger, und zumal ihrer angesehenen Führer, lichte, es für ersprießlich hielt, den allgemeinen Rückzug zu gebieten. Es fort auch verschwand der Feind in dumpfer Stille aus den Augen der Sieger, um ihnen erst dicht unter den Mauern der Hauptstadt mit einem neu gesammelten Heere und unverminderter Kühheit entgegenzutreten.

Cortez, obwol sein Verlust verhältnißmäßig nur gering genannt werden mochte, fand indeß je mehr und mehr Ursache, eine feindselige Verändigung mit so muthigen Siegern zu wünschen. Seine Versuche schritten sämmtlich an dem Tode des feindlichen Feldherrn, der sie noch mit dem Hohn erwiderte, den Spaniern reichliche Lebensmittel zuzusenden, damit er nicht die Schande habe, seinen Göttern eine Heerde aufgezungerter Schlachtopfer darzustellen. Diese jedoch, ohne durch seinen Spott entmuthigt zu werden, erwarteten seinen für den nächsten Morgen ritterlich angekündigten Angriff festen Fußes hinter ihren schnell angelegten Verschanzungen. Er schlug fehl wie alle früheren, wiewol die Indianer sich mit hoher Todesverachtung bis an die Mündung der Kanonen wagten, wo sie in dichten Scharen jerschwemmet und zur Erde gestreut wurden. Ein abermaliger Rückzug blieb ihre einzige Rettung; und nun endlich drang sich ihnen das Gefühl der Überlegenheit dieser wunderbaren Fremdlinge so fräftig auf, daß nur noch in ihrem finstern Bergglauben einiged Heil für sie aufzugehen schien und ihre Götter aus

ter feierlichen Opfern und Beschwerden, durch den Mund ihrer Priester um Rath gefragt wurden, durch welche Mittel der der gewohnte Sieg zurückzuführen seihe. Das Orakel erklärte: Die Spanier seyen Kinder der Sonne, und deren Aufgang sie erschienen, und der Einsitz des großen Tagesgestirnes mache sie unüberwindlich. Nur der Nacht fürchten sie, jenes Schutzes entsprechend, mit Erfolg belämpft werden.

Diesem zufolge versetzte Xicotencatl nicht, mit voller Zuversicht des Sieges, einen nächtlichen Überfall zu versuchen, den die bemerkte Eile im kastilischen Lager nur zu wohl zu begünstigen schien. Allein Cortez, nicht minder wachsam als thätig, empfing die Stürmenden so wohl vorbereitet und in so fester Haltung, daß jede ihrer Anstrengungen vereitelt, ihr Veriust bedeutend und ihre Flucht durch Verfolgung der Reiterei noch mörderischer wurde. Noch aber nicht entmutigt, hoffte der Feldherr der Tlascalaner von der Wiederholung eines solchen Angriffs ein günstigeres Ergebnis, sobald er nur die schwächsten Punkte des feindlichen Lagers hinreichend erfaßt haben würde. Schon hatten seine Kundschafter, 50 an der Zahl, sich unverdächtig bei den Spaniern eingeschlichen, als sie eilant, durch die Holzer zum Gefändnis gebracht und nun, in barbarischer Weise, mit verkrümmten Händen an ihren Abseher zurückgeliefert wurden.

Es gebühret und abschreckender Erfahrungen von der Vergeltlichkeit jedes ferneren Widerstandes hatte es bedurft, um dem Senat und dem Volke von Tlascala endlich eine friebfertige Gesinnung einzufößen; und andrerseits schenkte sich auch die Spanier, durch Wunden, einigermaßen Krantheiten und die ungetreuen Anstrengungen des Dienstes, wie durch den Mangel an Lebensmitteln und Arzneien erschöpft, nicht minder nach dem Ende so gebührender Drangsale und eines nutzlosen Blutvergießens. Schon erhob sich unter ihnen die Stimme des nur mit Mühe besänftigten Murrens, daß nur gebührende Rücksicht an die Stelle so glänzender Verheißungen treten sollten, und der nächstfolgende Tag schien noch immer weniger zu versprechen. Als daher der Senat des Freisaths eine Friedensgesandtschaft in das Lager absandte, die die bisherigen Feindseligkeiten zu entscheiden und den Obherren — soven sie nun höhere Wesen oder sterbliche Menschen — die willige Aufnahme als Brüder oder als Schutzgötter zu erbieten: so rügte Cortez nur mit sanftem Vorwurf die bisherige harte Zurückwerfung seiner Freundschaft und verließ seine unverminderte Neigung zur Anstöhnung, wofern sie andern Theils aufrichtig erwiedert werde. Bald auch erschien Xicotencatl im ansehnlichen Gefolge seiner Landesknechte und nicht minder stattlich von Cortez in der Mitte seiner Officiere empfangen, mit der überraschenden edlen Erklärung: Er selbst, der Überlebter aller Geschickchen, der in den Spaniern nur Feinde bei ihnen allen verhassten Montezuma zu erblicken geglaubt, lieiere sich nunmehr freiwillig ihrem Jorne aus, um sein Volk zu süßen, dessen Hauptstadt ihnen von diesem Augenblick an offen stehe.

Es ließ sich erwarten, daß Montezuma, ein näher und gespannter Zeuge dieser kriegerischen Vorgänge, um jeden Preis dahin streben würde, jede nähere Verbindung

zwischen den Spaniern und Tlascalanern, wodurch beide für ihn an Furchtbarkeit gewonnen, zu verhindern. Er hatte daher auch nicht gesäumt, neue Gesandte mit reichen Beschenken an Cortez abzusenden, die, unter stets erneuerter Abmahnung von seinem fernem Zuge, ihm zu seinen Siegen über dies ungeschlachtte Volk Glück wünschten, oder zugleich auch ihn vor dessen offenkundiger Treulosigkeit warnen sollten. Sie konnten jedoch, in ihrer erken Forderung zurückgewiesen, den Feldherren nur zu verstärkter Vorsicht veranlassen und wurden unverzüglich durch andre abgelöst, welche nunmehr ihres immer mehr erschrocken Sebieters Erklärung zu überbringen hatten, daß er geneigt sei, mit dem großen Kaiser des Osten ein Freundschaftsbündnis zu knüpfen, seine Schätze mit ihm zu theilen und sich selbst zu einem jährlichen Tribut zu verpflichten, vorausgesetzt, daß Cortez edensowol seiner Verbindung mit Tlascala, als seinem Vorhaben, nach Tezcuhtitlan zu kommen, entsage. Vorgebildet auch dies demütig: denn der Spanier wußte dem Erbieten, wie der Forderung, durch eine unbefristete Antwort auszuweichen.

Aber auch der hohe Rath von Tlascala, dem diese Unterhandlungen nicht verdrogen blieben, geriet in Unruhe über den Ausweg derselben und entschloß sich nicht, sich im feierlichen Aufzuge in Cortez Lager zu begeben, seine freundschaftlichen Verheißungen in Anspruch zu nehmen und, zu Befriedigung ihres Bündnisses, auf seinen bisher noch verzögerten Einzug in ihre Mitte zu dringen. Ihr Wunsch ward von ihm, unter Beobachtung jeder Maßregel fluger Vorsicht, erfüllt; seine Erscheinung in Tlascala (18. Sept.) an der Spitze seiner gesamten Macht, und die mexicanischen Gefandten in seinem Gefolge, gleich einem Triumphzuge; ein geräumiger Palast nahm die hochgeleiteten Gäste auf; die Stadt selbst, Oranada an Größe vergleichbar, bot den ersäunten Gästen hier nie geahnte, gefellige Einrichtungen, Prachtgegenstände, Bequemlichkeiten und Genüsse dar, und die strengste Kriegsjucht, welche Cortez beobachten ließ, sicherte die Fortdauer des so glücklich angeknüpften guten Verkehrs. So gelang es diesem linken Venedigern, sich binnen kurzer Zeit Achtung und Vertrauen zu erwerben und die erbitterten Segner in treue Freunde und Anhänger umzuwandeln. Ihr republikanischer Starrsinn bequante sich sogar, zu Erwerbung des ihnen verheißenen Schutzes, sich zu einiger Abhängigkeit unter das Gepter des spanischen Monarchen zu verleben und demnach eine nennenswerthe Hilfsmacht bei dem Zuge gegen ihren bisherigen Bedrücker aufzustellen. Mit Unwillen sahen und vernahmen die Gefandten des letztern diese Wendung der Sachen, aus welcher Cortez seinerseits den Anlaß zu der Erklärung hernahm, daß es ihm nunmehr zum gedoppelten Anliegen werde, bei ihrem Herrn und Sebieter die seinen neuen Freunden und Schützlingen persönlich das Wort zu reden. Indem er sie aber hiemit entließ, forgte er zugleich für ihr sicheres Geleit bis an die Grenzen von Anahuac.

Bedurfte es nach diesem allen noch eines stehenden Beweises, wie fest und innig der spanische Feldherr auf die Tlascalaner zu rechnen habe, so mochte ihr darüber die Art und Weise belehren, wie sie seinem nie ruhenden

aber unter diesen Umständen höchst unzeitigen Religions, eifer zu begreifen wußten. Er wußte, sein Werk nur halb gethan zu haben; wenn er sie nicht auch sofort zur Abgabe ihres Eigenthums vermochte und der Verehrung des Kreuzes entgegenführte, indem er ihre Häupter dem Pöbel einer Messe betrauen ließ und soann es versuchte, ihnen die Treulosigkeit seines eignen Glaubens, wie gut oder schlecht sich dies durch mangelhafte Dolmetschung thun ließ, zu erklären. Wider sein Erwarten aber fand er hier eine standhafte und in schlichter Weise ausgeübte Weigerung, die es vorzog, bei den alten, lang erprobten Göttern zu verbleiben. Schon stand er dem bestiglichen Ausbruch seines Zorns nahe, und die gewaltsamen Scenen von Zempoalla schienen sich hier erneuern zu sollen, als der wackere und besonnene Mönch, Pedro de Dimeba, als befähigender Vermittler ihn mahnte, wie das Coanacium eine Religion nicht des Schwertes, sondern des Friedens sei, und die Rückkehr vom Irrthum das Werk einer sorgfältigen freundschaftlichen Belehrung werden müsse. Cortez konnte nicht umhin, dieser Stimme, die zugleich seiner besten Politik so vollkommen zusagte, Eingang bei sich zu verschaffen, und so beschränkte er seine mit leichterer Mühe durchgeführte Forderung darauf ein, daß sie wenigstens den Grauel der Menschenopfer von Stund an fahren ließen.

Nach einem Verweilen von drei Wochen zu Tlafcala, wo sich noch so manches zu ordnen fand, brach der Feldherr (1. Octbr.) wiederum nach dem Mittelpunkt des aztekischen Reiches auf. Vor ihm lag die Gebirgsgruppe von Puebla, zwischen welcher sein Weg ihn hindurchführen sollte, bestehend aus vier colossalen Vulkanen, welche sämtlich, zwischen 12,500 und 16,600 Fuß, an Höhe den Montblanc der alten Welt mehr oder weniger überfliegen. Einer derselben, der Popocatepetl genannt, war eben damals in einem seiner seltenen, aber bestigen Ausbrüche begriffen und bot ein so furchtbares Schauspiel dar, daß nicht allein die Eingebornen mit abergläubigem Entsetzen auf die unglücksverkündende Erscheinung blickten, sondern auch die Spanier von einem lebhaften Grausen sich ergreifen ließen. Ein Versuch, den Cortez zu näherer Erforschung dieses Phänomens anstellen ließ, scheiterte an der verminderten Luftgüangeligkeit jener hohen Regionen eines, sehr noch überdem von Rauchs- und Flammenwolken beim eingeströmten ewigen Schnee, bis es späterhin dem unerschrockenen Diego de Ordaz mit zwei Gefährten, erst neuer durch besseres Glück, oder beherzlicher Anstrengung gelang, den Gipfel zu ersteigen und in das wallende Kava meer des Kraters hineinkriechen.

Hatte Cortez es früher vermieden, durch das Gebiet von Cholula zu marschiren, so machte doch der gleiche Bewegungsgrund, nichts Unbezogenen hinter sich zu lassen, es nunmehr rathsam, diesen Punkt zu berühren, obwohl ihm von seinen neuen Freunden, die von jeder mit diesen ihren Nachbarn in Fehde lebten, sein Vorhaben wider rathen und eine nähere Straße durch die Gebirge vorge schlagen wurde. Er wählte indeß Cholula als das nächste Ziel seiner Operationen, um so mehr, da Montezuma, der sich diesen Ort erst vor kurzem unterworfen hatte, ihn diesen Abzweckpunkt, wo er alles zu seiner Ver

quemlichkeit und Erholung in reichem Maße vorfinden werde, ansehnlich zu empfehlen gesucht, und diese An dringlichkeit um so näher auf den Wegwahrte leste, daß sich dort irgend eine Hinterlist erwohnen lassen werde, der er am liebsten die offene Stime zu dienen wünschte. Wenn der Hofte wirklich mit einer solchen Absicht um ging, so mochte er ihr gerade dort einen um so gewissem Fortgang versprechen, als er sich daselbst unter dem un mittelbaren Schutze seiner Güter wohnte, welche hier ihre vorzüglichsten Heiligtümer, deren man von der großen Tempelpyramide über 400 in der Nähe übersehen konnte, besaßen und die gebührenden Opfer empfangen.

Die Stadt Cholula, ansehnlicher und wohlgebautes ter noch als Tlafcala, lag, wenige Meilen von dort ent fern, auf einer wohlgepflegten und sorgfältig angebauten Bergebene. Die Spanier und ihre Begleiter aus der niedern Küstengegend wurden von den Einwohnern mit allen Zeichen der Freundschaft aufgenommen und in ein besonderes Stadtviertel einquartirt, während die Huns beschuppen von Tlafcala, die feindselige Stimmung ihrer Nachbarn schenend, ein Lager im Angesicht des Plazes bezogen. Ruhe und Eintracht schienen sich überall die Hand zu bieten, wiewol Cortez darum nicht aufhörte, jede Bewegung mit mißtrauischer Sorgfalt zu hüten: denn nur zu bald äußerte sich eine Abnahme der täglichen Zufuhr, die Häupter der Stadt erschienen seltener bei ihm, während sie, wie ihm durch einige Tlafcalaner be rathen ward, ihre Weiber und Kinder bei Nacht entsen nten und verdächtige Opfer in ihrem Haupttempel veran stalteten. Wenn dies alles etwas im Werk begriffenes Unheimliches veränderte, so erhielt es sofort auch seine volle Bestätigung durch die Treue der Marina, welche sich die Zuneigung einer vornehmen Inbalerin und mit derselben die Kunde erworben, daß mit demnächstigen allen Spaniern ein unvermeidlicher Untergang von Montezuma bereitet sei. Zwanzigtausend seiner Krieger lagen bereits in der nächsten Umgegend versammelt, Waffen schon unter allen Einwohnern theilte, und ebensoviele die Dächer der Häuser und die Tempel mit Steinen erfüllt, als mehre Straßen verarmt oder mit leicht überdeckten Stößen versehen, um die gefährlichsten Werbe einzuführen zu lassen. Nur einige wenige dieser Fremdlinge sollten dem Blutbade entzogen werden, um lebendig vor den Kaiser zur Befriedigung seiner Begierde gestellt und dann seinen Göttern geopfert zu werden. Hier, wo alles dem Untergange geweiht sei, solle Marina gleichwol in ihrer Freundin Wohnung eine sichere Fristzeit finden und möge sich beeilen, die kostbaren Augenblicke zu verwenden. Das Mädchen versprach, diesem Wink zu folgen; stob aber in geklügelter Eile zu Cortez, ihm ihre furchtbare Entdeckung mitzutheilen.

Ebenso wenig säumte dieser, dieselbe zu seiner Nütz tung anzuwenden. Es mußte dem veräberbischen Ent wuf der Cholulaner zuvorgekommen und mit gleicher List vergolten werden. Er kündigte demnach den Häuptlingen derselben seinen Abmarsch für den nächsten Tag an, so derte Lebensmittel und Kasträger und die ihm zugesagten 2000 bewaffneten Begleiter, zugleich aber ertheilte alle die Einigen in der Stille den Befehl, die Nacht über in den

Waffen zu bleiben, die Tlascalanet- aber die Weisung, am Morgen beim ersten ankommenden Kriegeshörn in die Stadt einzudringen. Inzwischen durften die berufenen Cayssen nicht verfehlen, im Augenblicke des Tlascalanet's sich um den Feldherrn zu sammeln und das zu stellende Truppen/Contingent ihm zur Musterung vorzuführen. Doch eben dies war der verordnete Moment, wo dieser ihnen plötzlich unter verdienten Vorwürfen den erärzten und tödenden Gebieter zeigte, während seine schlagfertig aufgestellten Scharen über jene noch ungeordnete und hochbesetzte Miltz herfielen und unter derselben ein erbarmungsloses Blutbad anrichteten. Jedoch mit diesem Sühnopfer nicht zufrieden, rückte die spanische Kriegsmacht aus ihren Quartieren hervor, vereinigte sich mit den Tlascalanetern, und es begann nunmehr zwei Tage hindurch eine der grauenvollsten Scenen des Nordens unter den wehrlosen Einwohnern von Cholula jedes Standes und Alters, welche die Cayssen mit Blut und Leichen füllte, und wobei selbst die Tempel, welche in Flammen aufwärts bristen, keine Zuflucht mehr darboten. Keinen einzigen Spanier geschah dabei ein Leides, aber 6000 Cholulaner fielen, und vor allen hatten sie in diesem Gemetzel den blutdürstigen Haß ihrer republikanischen Grenznachbarn empfunden.

In strenger Rede erklärte hierauf der durch alle diese Thaten wenig bewegte Ueberer derselben den wieder in Freiheit gesetzten Cayssen und Priestern, daß die wohlverdienende Strafgerichte ihres Veraths keine Gerechtigkeit verübt habe und ihnen nunmehr vergiehe sein. Seine ferneren Befehle stellten die Ruhe und Ordnung in der Stadt wieder her; er stand nun in der Mitte der tief Demüthigten und Willenslosen als unbeschränkter Herrscher da, und unter den Vorkehrungen, die er zu Sicherheit seines ferneren Zuges traf, war er vorzüglich darauf bedacht, zwischen den beiden Steten von Cholula und Tlascalala eine politische Aussöhnung zu stiften, die eben sowohl auch als ein Bündniß gegen Montezuma gelten mochte. Dieser Monarch aber, wie schmerzlich er auch den verhehlten Streich empfand, unterließ es, in sofortiger Beschickung dem spanischen Feldherrn seine Mitschuldigung des treulosen Verraths der Cholulaner, so wie seine Zurückbekehrung mit ihrer Bekräftigung auszubringen, ohne jedoch weder in dem Einen noch in dem Andern, einigen Schanden zu finden.

Noch war den Spaniern ein Weg von etwa 20 Meilen bis zur Hauptstadt übrig, als sie sich von Cholula über die Gebirge von Chalco wieder in Bewegung setzten, und bald auch lag von dieser Höhe herab das weite Thal von Tenochtitlan, gleichsam der Herkunft des Reichs, vor ihren Blicken ausgebreitet. Der reichliche Regen einer milden Natur, verbunden mit dem sorgfältigsten Anbau, ein Gemisch aus volkreichen Städten und Dörfern, ruhte auf dieser rings mit noch höheren Gipfeln umgürteten Bergfläche, die sich, in einerlei Gestalt einen Umfang von 67 Meilen Landes (244 1/2 Meilen) bedeckend, von S. O. nach N. W. erstreckte. Nur zwei Thäler zeigten wechsell auf diesem glücklichen Boden, den die Anwohner, am Schluß der vier Negennovate, jetzt in dem Schmutz der reichsten Vegetation erblühten, und ihre

hohe Bewunderung drückt sich auch auf das sprechendste in der fast an Fabelhafte streifenden Schilderung aus, welche Cortez selbst in seinem Briefe vom 20. October 1520 an Kaiser Karl V. hievon niedergelegt hat. In der That auch war dieser überraschende Anblick ganz dazu geeignet, selbst die hochgepanzten Träume und Erwartungen der Spanier von dem reich belohnenden Versteiß des kühnberzigen Kriegers noch zu überbieten. Vergessen war nunmehr alles, was sie gewagt und geahndet, und eine noch müthigere Zuversicht auf sich selbst ließ ihnen die Begeisterung, jedes fernere Wagniß zu bestehen.

Während hiendäch Cortez, ohne sich irgendwo selbst aufzuhalten zu sehen, nach der Stadt Chalco am Ufer des größten der 4 Seen, welche in einer Fläche von 22 1/2 Meilen, die Mitte des Thals von Tenochtitlan einnahmen, vorrückte, fühlte Montezuma seinen schwankenden Sinn von den widerprechendsten Gefühlen und Entschlüssen bestritten, welche nur dazu dienen konnten, die Redheit seines Gegners zu unterstützen und dessen rasches Vordringen zu erleichtern. Zu sirsichsam, es mit demselben auf einen offenen Kampf zu wagen, suchte er bald ihn durch geheimnißvolle Botschaften und Zauberformeln seiner Priester zu lähmen, bald ihn durch freundschaftliche Bescheidungen zu begütigen, und wechselweise luden seine Boten diesen furchtbaren Gast zu sich ein, oder mahnten ihn, seine Schritte zu hemmen, weil die Widerthe dieses Jahres seiner Verspörung in diesem Bezirk ein aussergewöhnliches Hinderniß entgegenstellte. Cortez, alle diese Gefellensversuche nicht achtend und sich auf die ungemeine Muthigkeit seiner Landknechte berufend, setzte nichts desto weniger seinen Marsch in fester und vorrückiger Haltung fort und stand nunmehr, nachdem er auch Texcoco, am See gleiches Namens, besetzt, im Angesichte der prachtvollen Hauptstadt von Anahuac.

Tenochtitlan, jetzt Mexiko genannt, erhob sich in einem Umfange, wie Sevilla oder Cordoba, auf der Mitte jener umfluthenden Seen, die den Grund des großen Thalbeckens einnahmen und in schiffbaren Kanälen einen Theil der Inselstadt durchschnitten, so wie auch viele Häuser, auf Pfählen ruhend, unmittelbar aus dem Gewässer emporstiegen. Das Panorama dieser stolzen Residenz gewann einen ganz eigenenthümlichen Reiz, sowohl eben dadurch, als durch die Menge von Tzoacalli's, welche, gleich maurischen Moscheen, sich aus der großen Masse zum Himmel aufbäumten, durch die unterirdischen Baumpflanzungen und durch das bewegte Leben vieler tausend sich durchkreuzenden kleinen Fahrzeuge auf den spiegelnden Fluthen. Schmutzige Straßen mit böhern, aber herrlichen Gebäuden eingefaßt, streckten sich innerhalb nach den vier Himmelsgegenden aus, und auf den großen Marktplätzen, von einer weiten Säulenhalle umgeben, brängte sich unaussprechlich im buntesten Gemüth, aber auch in geregelter Ordnung und unter politischer Aufsicht, die Volksmenge zum Austausch tausendfältiger Legegnisse für den Karus, wie für das tägliche Bedürfnis des Lebens. Der weiserfahrene Anblick konnte sich hier in angenehmer Täuschung in den Umkreis einer bollsänftlichen oder ägyptischen Gewerkschaft versetzen glauben.

Drei oder vier schmale, von Menschenhand aufges



führte Dämme führten von verschiedenen Seiten her über die Gewässer und wuschen denselben hindurch zu diesem Sammelplatz des Erlebens und Herrlichen, was die neue Welt bis dahin den erstauenten Blicken ihrer Entdecker noch dargeboten hatte, und auf dem Hauptdamme, der von Tezcuco hinüberreichte, nahte sich (7. Octbr.) die spanische Heeremacht, auf 450 Räder, mit Ausschluß der Anführer, zu berechnen, und von den Tlascalanischen Bundesstruppen gefolgt, in friedlicher, aber streng geschlossener Haltung, bis zu dem auf der Mitte dieses Berges gelegenen, festen Punkte von Xicotapalapa, wo Cortez sich vollends versicherte, daß seinem Einzug in die Hauptstadt am nächsten Morgen keinerlei Art von Widerstand entgegenstellen werde. Wirklich auch erreichte er unaufgehalten das meilenlange Ende des Dammes, feierlich in ein ehrerbietiger Weis: begrüßt von 4000 mericanischen Hofbedienten, welche ihm die nahe persönliche Erscheinung ihres Gebieters zu seiner Bewillkommung versündeten. Unmittelbar darauf nahte sich der Monarch, von einem noch glänzenderen Gefolge umgeben, unter einem von vier hohen Krühenbäumen getragenen und aus grünen Federn künstlich zusammengelegten Baldachin, auf einem Tragesessel, der von Gold und buntem Gefieder erglänzte. Er selbst, ein schöner Mann mit majestätischem Anstande, und in der Pracht seines kaiserlichen Schmuckes hervorstrahlend. Kein Gebränge zeigte sich in den Straßen, aber die platten Dächer der Häuser waren erfüllt mit Tausenden von Zuschauern, die sich unterwürdig vor ihrem Beherrscher verneigten und das Antlitz verhüllten.

Welm näheren Zusammentreffen sprang Cortez mit ritterlichem Anstand von seinem Rosse, und auch Montezuma, ihm entgegen, verließ, auf zwei Prinzen seines Hauses gestützt, den Sessel, über ausgebreitete Teppiche hin, die seinen Fuß verbindeten, die löse Erde zu berühren. Jener begnigte sich, vor dem Fürsten nach der Seite seines Landes sich zu verneigen, aber die königliche Erwidderung dieses Grußes geschah in so herablassender Weise, daß die Zuschauer Wähe hatten, dem Zeugniß ihrer Sinne zu glauben. Der Spanier nahte sich, ihm eine mit unechten Juwelen besetzte Keite, als wohlgefällig angenommenes Brennbedeckelchen über die Schultern zu hängen, welches aus der Stelle durch einen ähnlichen, aus Gold und Kupferlein gearbeiteten Schmuck erwidert wurde. Dann aber geleitete Montezuma seine neuen Gäste weiterhin mitten in die Stadt in das für sie bestimmte Quartier, einen feiner von ihm nicht bewohnten Paläste von weitem Umfang, wo er sich freundlich von ihnen trennte, nachdem er ihnen empfohlen, hier vor allen Dingen und bis auf Wiedersehen der Ruhe zu pflegen. Nach dem Urtheil der Menge konnte ein solcher Empfang seinem bloßen Sterblichen gelten, und in eben dem Maße stieg auch die schone Veredlung, die sich an den Namen und den Anblick dieser so hochgeachteten Gäste knüpfte.

Cortez ließ es hierauf seine erste Sorge seyn, die ihm und seinen sämtlichen Truppen zugehörige Wohnung in Hinsicht ihrer Lage als Militärposten zu untersuchen. Er fand einen Palast, d. h. eine Masse von Gebäuden,

Gärten und Höfen, ganz nach orientalischer Weise, jedoch mit einer feineren Mauer und festen Thürmen umgeben, und eben dadurch zur Abwehr gegen feindlichen Anlauf hinlänglich geeignet. Dieser Drillscheit gemäß vertheilte er überall die in seiner Sicherheit notwendigen Posten, bedeckte die Eingänge mit seinen Besätzen und ordnete den Kriegsdienst mit gleicher Vorsicht und Strenge, als ob er dem Feinde in offenem Felde gegenüber stünde. Unter solcherlei Vorrichtungen empfing er auch noch an dem nämlichen Tage den ersten Besuch seines kaiserlichen Wirthes, der es sich angelegen ließ, sowohl die von den Spaniern vielfach vorgefaßten, ungünstigen Meinungen von seinem Charakter zu berichtigen, als sich mit ihnen über ihre eigene Natur und die Absichten ihrer Anfunft zu versändigen, mit dem Besätze, daß er sie ungeweiht für Erpresslinge des großen Quetzalcoatl erkenne und daher auch beschließen habe, sie nicht als Fremdlinge, sondern in jeder Weise als Brüder und Stammesgenossen zu bejahen. Begierig griff Cortez den Gedanken einer solchen Verwandtschaft und die daran geknüpfte Weissagung auf, um sich demnach über die Größe und Macht seines Vorgesetzten jenseit des Oceans auszuverleihen, der zwar nicht Willens sey, seine Ansprüche auf sein altes Stammland geltend zu machen, aber ihn gefandt habe, mit demselben in freundschaftliche und beiden Staaten vorteilhafte Beziehungen zu treten. Vor Allem aber seinen alten Bundesfreunden ihre religiösen Ritzthümer begreiflich zu machen und ihnen den Segen des einzig wahren Christenglaubens zuzuwenden. Diefelben Gegenstände wurden bei den Ausdienen, zu denen sich Cortez mit seinen vornehmsten Offizieren Tags darauf bei Hofe einsand und in den dabei gepflogenen ausführlichen Verhandlungen, jedoch von Seiten des Monarchen mit gleich geringem Erfolge, aufgenommen. Dagegen führte er selbst sie in der Stadt umher, ihnen die Merkwürdigkeiten derselben zu zeigen, öffnete ihnen die Tempelpyramiden und lehrte sie ebenfalls die Namen und das Wesen seiner Götter als die Wesen ihres Dienstes kennen, um deren Trefflichkeit zu erhärten. Allein mit unwilliger Verstimmlung zog er sich in seinen Palast zurück, als Cortez die sonatliche Behauptung wagte, daß alle diese Gegenbilder vor dem bloßen Anblick des aufgerichteten Kreuzes in den Staub hienieder sinken müßten.

Das Verhältnis beider Theile war an sich so sonderbar gestaltet, daß es nunmehr schnell zu irgend einer Entscheidung kommen mußte, von welcher vielleicht beide sich in diesem Augenblicke noch keine Redenshaft zu gewahren vermochten. Hatte auch Cortez seinen Wunsch erreicht, bis zur Person des Kaisers vorzudringen, so galt es doch nunmehr die noch schwerer zu lösende Aufgabe, denselben aller seiner Macht zu entkleiden und sich die Willkür zu unterwerfen, welche gemohnt waren, seinen uralten Vätern slavisch zu gebühren. Wieviel mehr mußte der Spanier selbst sehr bald die Abnung übertraffen, daß sie gerade hier, in Montezumas Hauptstadt, zwischen den Seen und Dämmen derselben eingewängt und von einer Bevölkerung von mehrern Hunderttausenden umflossen, sich gleichsam in einem großen Gefängnisse befanden, aus welchem es nur schwer ein Entinnen galt, und wo auch

die erprobteste Tapferkeit, sobald es auf die Entscheidung der Waffen ankam, unter ihren eigenen Streichen endlich erlahmen mußte.

Auf der andern Seite schien es nicht minder außerordentlich, daß der nämliche Fürst, der bisher so ängstliche Bemühungen angewandt hatte, diese verdächtigen Fremdlinge von sich entfernt zu halten, sich in plötzlicher Umpolung über ihre ihm abgetragene Gegenwart hoch erfreut besahe, sie, weitestehend mit seinen Großen, mit den ehrenvollsten Rücksichten behandelte, es ihnen, als seinen Gästen, an nichts erangeln ließ und sie im häufigsten Umgang mit ihnen durch ein Vertrauen auszeichnete, das sich durchaus seines Argens zu besorgen schien. Konte ein Charakter, der sich schon so frühzeitig als lauenhaft und hinterlistig erwiesen hatte, es mit diesem allen aufrichtig meinen? Oder hätten die wiederholten Warnungen, womit die anwesenden Lascalaner Cortez Ohr belagerten, wol nur zu gutem Grund, wenn sie dars auf hindeuteten, daß gerade während dieser anscheinenden Stille und Ruhe über einer großen und allgemeinen Verschwörung, von den Priestern eingeleitet und durch ermutigende Drallsprüche fortgesponnen, gebräutet werde, die den Untergang aller dieser, den Göttern verhassten Einbringlinge bedeckte?

Cortez, sowie jeder Verständige im Heere, konte diese Anse, die ihren eigenen, von der Vorsicht gebotenen Überlegungen und Besorgnissen entgegen kamen, nicht misachten. Er schwebte dicht am Abgrunde, oder hätte er sich selbst noch verblenden wollen; so mußte doch jeder Schleier fallen, als von der Küste her die geheime Meldung einging, daß eine merkwürdige Kriegsmacht dort gegen seine Bundesgenossen unter dem Vorwande der Tributentföderung, feindselig und mit großen Gewaltthätigkeiten aufgetreten sey, so daß Escalante mit der zurücks gelassenen Besatzung von Vera Cruz von letztern habe zu Hülfe eilen müssen. Hiernächst sey es zu einem Gefechte gekommen, worin der edle Spanier mit 7 der Seinigen den errungenen Sieg nur zu theuer mit dem Leben bezahlt habe. Einer der letztern sey dem Feinde verwundet in die Hände gefallen und abgeschlachtet, sein Kopf, zum Zeugniß der Herrlichkeit Natur dieser Weisen, im Triumph durch die Städte umhergetragen, dann aber an den Kaiser gefandt worden, der, wie die Lascalaner zu wissen des hauppteten, dessen sorgfältige Verbergung befohlen habe und also auch an diesen blutigen Vorgängen nicht ohne Antheil angenommen werden könne.

Jetzt war denn der Augenblick vorhanden, wo es Alles um Alles gelten mußte, und wo Cortez unrettbar verloren war, wenn er nicht, anstatt einige Furcht dicken zu lassen, die Gefahr durch den fähigsten Entschluß noch überbot. Er schwankte nicht lange, was hier zu than sey, und während noch in dem gehaltenen, geheimen Kriegsrathe die Meinungen entweder für den vorgesehenen Ansehen eines guten Vernehmens, oder für einen augenscheinlichen Rückzug nach Vera Cruz stumten, erklärte der Feldherr seinen, anfangs mit schönem Ersuchen, aber bald auch mit ungeheilter Billigung aufgenommen Entschluß, sich unversäuglich der Person des Kaisers selbst zu versichern und ihn im Quartier der Spanier als Geisel

für das friedliche Betragen seiner Unterthanen aufzuheben, deren abergläubige Verehrung und blinder Gehorsam gegen seine Person seine Wächter alsbald auch zu unbedingten Geheißern im ganzen Umfange seiner Staaten machen werde.

Zur Stelle begab sich Cortez, im Geleit einiger seiner Getreuesten und Handfesselten, in den kaiserlichen Palaß. Von ferne folgten ihm, wie zufällig zerstreut, mehrere Gruppen Bewaffneter, sich bis zu ihren Quartieren zurück gleichsam die Hand bietend, wo in den innern Höfen seine ganze Macht, auf jedes mögliche Ereigniß vorbereitet, unter dem Bewehre stand. Von Montezuma mit gesuchter Freundschaft und ohne Zeugen empfangen, entsab sich der Castilier nicht, dem Bestürzten sein ganzes Gewebe von Arglist und Falschheit in harten Worten vorzuhalten und für die von seinem Feldherrn verübten Feindseligkeiten auf eine feierliche Ernsthaltung zu bringen. Mit Würde wies indes seiner jegliche Mitwisserschaft um einen solchen Vorgang von sich zurück, und erbot sich zur Befestigung seines zur Rechenschaft gezogenen und schuldigen bedundenen Dieners. Doch mit überlegener Schlaueit und in gemildertem Tone erklärte Cortez sich mit dieser Versicherung für seine Person vollkommen zufrieden gestellt, nur dürften weder seine Gefährten, noch die eigenen Unterthanen des Fürsten sich von seiner Unsicherheit an jenen Freveln so leicht überzeugen lassen, wofern dieser nicht jeden Zweifel durch ein sprechendes Unterfand seiner Freundschaft niederschlage, indem er die spanischen Quartiere auf einige Tage seiner persönlichen Gegenwart würdigte.

Zorn und Ersuchen banden des beschimpften Montezuma den jungen nicht so sehr, daß er nicht endlich Worte gefunden hätte, ein solches Ansehen stolz und entschlossen von sich zu weisen, und da seine Dränger sich gleichwol scheuten, zu offener Gewalt zu schreiten, so hatte sich dies Gebäder, zwischen Schmeicheleien und Drohungen, bereit in eine peinliche Länge gezogen, als endlich der junge Melasquez de Leon, mit dem vollen Übermuth der Jugend und eines aufstrebenden Charakters, seine Ungebulb in so wilder Gekerbe und trotziger Riede zu erkennen gab, daß Montezuma, sein Leben in augenblicklicher Gefahr wädhend, jedem ferneren Widerstreben als bald entsagte. Er berief seine vornehmsten Hofbeamten, theilte ihnen seine auf den Rath der Hörer gefasste Entschlieung mit, in dem Palaße seines Vaters Ajacail und um Kreise seiner geachteten Freunde sich für einige Zeit ihrer unmittelbaren Gemeinschaft zu erfreuen und ließ sich, während jene noch in schwelgender Bewunderung da standen, unter Cortez Geleite nach dem spanischen Quartiere, oder der sogenannten Fortaleza, tragen — mittenhin durch eine ungezählte, von diesem Anblick zu Schmerz und Wuth erregte, aber dennoch unthätig zuschauende Volksmenge, da der Monarch durch freundschaftlichen Blick und begütigende Worte diesen Besuch als eine Handlung seiner freien Willkür darzustellen bemüht war.

Ungeahnt in seinem Gefängnisse, hatte er wenigstens den traurigen Trost, sich ebensoviel mit allem Gebärdenden kaiserlichen Pomp empfangen, als mit Ehrerbietung behandelt zu sehen. Trotz der sorgfältigsten Bewachung,



fehlte nichts an seiner gewohnten kaiserlichen Bedienung; seine Großen genoßen eines ungehinderten Zutritts, und alle Geschäfte der Regierung verliefen in ihrem herkömmlichen Gange. Selbst öftere Spazierfahrten auf den Seen und der Besuch seiner Landhäuser blieb ihm, wiewol unter zahlreicher Bedeckung seiner Kerkermeister, gestattet, dessen Dienst, unter so felsamen und bedrohlichen Verhältnissen, durch die ihnen obliegende angestrengteste Wachsamkeit aufs höchste erschwert wurde. Einerseits des Hauptes der unglückliche Fürst eine schwer zu ertragende Heiterkeit, ohne anscheinend in seinem Vertrauen gegen Cortez zu wanken. Doch gar bald sah er sich Prüfungen ausgesetzt, die nur zu sehr geeignet waren, seinen Gleichmuth bis in die Wurzel zu erschüttern.

Er hatte den Befehl ertheilen müssen, seinen im vor aus für schuldig erklärten Feindern und dessen Unterthoß feindseliger als Verbrecher nach der Hauptstadt abzuführen und an Cortez zu neuer Untersuchung vor einem spanischen Kriegsgerichte zu überantworten. Wie ausreichend aber auch ihre Wertheiligung ausfallen mochte, so entschloß sich doch diese unbesugten Richter nicht, das Urtheil der Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen über sie auszusprechen; und während noch die Vorbereitungen zu einem so graßlichen Schaupiel im Angesichte des kaiserlichen Palastes getroffen wurden, drang Cortez mit einem bewaffneten Gefolge in Montezuma's Gemach, um ihn mit bittern Vorwürfen zu überschütten, da die Gesandnisse der Würtheilten es außer Zweifel setzten, daß sie nur als blinde Werkzeuge seines Willens gehandelt. Wäre er demnach auch zu Ehren der Gerechtigkeit büssen, was seine Thaten so vollkommen verdient hätten.

Verächtlich wandte sich hierauf der Spanier von dem Gefangenen ab und winkte seinen Schergen, ihm, der widerstandlos und wie vernichtet da stand, die mitgebrachten Fesseln auf der Stelle anzulegen. Mit rasendem Schmergeschrei, aber zu keinem thätigeren Beslande ermuntert, warfen sich die anwesenden Diener des Monarchen vor ihm nieder, küßten seine Hände und Füße und hoben seine Ketten empor, ihm das Gewicht derselben zu erleichtern, während die Verurtheilten den schrecklichen Flammensturm vor seinen Augen erlitten. Kaum jedoch hatte jene empfindende Hinrichtung geräthet, so erschienen Cortez von neuem, jedoch mit völlig veränderten freundlichen Zügen, vor dem Unglücklichen, der sich jeden Augenblick eines ähnlichen Looses gewärtigte, erklärte sich durch die Bestrafung der Verbrecher versöhnt und gebot, seinen Freund nunmehr zu entlassen. So ganz aber war der Stolz und Muth des charaktersschwachen Fürsten gebrochen, daß er auf diese Kunde aus der tiefsten Tröstlosigkeit schnell zu ernstem ausschweifender Freude überging, sich in Cortez Umarmungen stürzte und ihn dankbar als seinen Erretter und Wohlthäter pries. Die Erlangung eines solchen unbedingten Uebergewichts über den Mexikaner besanfteten Geth und die anscheinende Nothwendigkeit, den Muth auch nur eines einzigen Sponserers auf die abschreckendste Weise zu rächen, konnten auch wol nur allein die Vergewaltigung fern, welche, aus des Fürstlichen kritischer Lage bergekommen, sich darstellten, um einen an den rohesten Muthwillen grenzendes Verfahren,

wovor zugleich jedes Menschengefühl erschauert, nicht sowohl zu rechtfertigen, als nur einigermaßen zu erklären.

Das gehoffte Ergebniß einer so heillosen Politik sollte, indeß nicht verfehlt werden. Kein Widerstand gegen den despotischen Willen dieser Fremdlinge regte sich ferner so wenig von Seiten des eingeschredten Fürsten, als des sich leidlich hingebenden Volkes. Zwar gingen immerfort alle Befehle von Montezuma in der gewohnten Weise aus; allein Cortez war es, der sie ihm unter stetem Wechsel von Schmeicheltwort und Drohung nach seinem Gutdünken einschlüßerte, der seine getrennten Rache von seiner Seite entfernte und sie durch nachträglichere zu ersetzen wußte, und dessen Einmischung in die Staatsverwaltung sich bald auch so wenig verschleierte, daß er mehrere Spanier seines Gefolges in die innern Provinzen des Reiches aussenden durfte, um die Naturzeugnisse derselben kennen zu lernen, den Reichthum der vorhandenen Erzeugnisse zu erforschen und die geeigneten Punkte für feste Militärposten auszusuchen. Zugleich aber war auch mit dieser Mission die Erhebung eines ansehnlichen Tributs in Gelde verbunden.

Denn immer höher ermuntert durch seines Besorgenen schlaffe Nachgiebigkeit, hatte es dem strengen Usurpator kein zu gewagter Schritt geschienen, denselben an ein früheres Anerbieten zu mahnen, welches ihm doch nur unter ganz verschiedenen Voraussetzungen entschlüpft war. Geheißt sollte er sich zum Vasallen und Lehnsträger Karls V. erklären und dem gemäß zur Entrichtung einer jährlichen Lehnspflicht an diesen Monarchen versetzen. Der Unglückliche, wie unendlich viel ihm dies neue, abgeforderte Opfer auch kosten mochte, war dennoch bereit zu tief von seiner Höhe gesunken, um sich dieser von ihm selbst auszusprechenden, politischen Verachtung zu verweigern. Entzückt berief er die Versammlung seiner Großen, in welcher er, an Cortez Seite thronend, unter schlecht verbaltenen Thränen seinen gemauerten Entschluß aussprach, dem Willen der Götter und dem Anspruch seines großen Ahnen Quetzacoatl gemäß, die Oberherrlichkeit über das Reich Anahuac auf dessen Erbschaft, den erhabenen Gebieter des Aztecs, zu übertragen und denselben fortan Treue und Gehorsam zu geloben. Der Einbruch des mildebilligsten Erkennens, daß diese feige Erklärung in dem Reichthum hervorrief, zeigte sich jedoch in so gefahrbedrohender Weise, daß Cortez, um die empörten Gemüther zu befähigen, sich zu der mildern Erläuterung genöthigt sah: „Keineswegs sey es damit gemeint, den Regenten des Thrones zu berauben, oder die Verfassung des Reiches anzutasten, sondern es genüge, daß sein unüberwindlicher Monarch durch diesen öffentlichen Akt als der Schwärmer des Reiches Anahuac anerkannt werde.“ So fand denn eine Ceremonie ihren unge störten Fortgang, deren leicht anzusehendes Legitimität süberhin dennoch den Anspruch der kaiserlichen Krone auf diese weit ausgedehnten Gebiete für Jahrhunderte des gründen sollte!

Mit dieser Huldigung war zugleich auch die Darbringung von prächtigen Geschenken jeder Art verbunden, worin dem Fürstliche ihres Fürsten nachzufolgen, seine Großen sich nicht minder veranlaßt fanden. Dem spani-

ihnen Ansehen, aber schon es nunmehr an der Zeit, mit diesen und so zahlreichen frühern Begabungen oder Erpressungen, die in den gemeinen Schatz geflossen waren, zu der von seinen Gefährten längst erwarteten Abrechnung zu schreiten. Die edeln Metalle wurden demnach in Stangen gegossen; und es fand sich solchergehalt eine Masse Goldes von 600,000 Piesos bueros, wogegen das Gewicht des Silbers nur unbedeutend ausfiel, weil das edlere überall in den Geblirgen im begiehungreichen Zustande zu Tage lag, das leichtere aber, trotz der unermesslichen Ergründigkeit der mexikanischen Ergränge, doch nur vernünftig vorkam und deshalb von den Eingebornen nicht ohne Schwierigkeit gewonnen wurde. Jener gesammte Betrag nun ward, auf Cortez Anordnung, in fünf Aushelle geschieden. Der erste derselben sollte der Krone zufallen, der zweite das Verdienst des Anführers belohnen, von den übrigen drei Fünfteln aber die Kosten der Ausrüstung auf die Piloten auf Cuba (Belohnung mit seinen Vortheilen nach Reche und Billigkeit nicht ausgeschlossen) vergütet und endlich der Rest unter die Mannschaften vertheilt werden. Es geschah es denn, daß diesen lehteren, Kopf für Kopf, nur die geringe Summe von etwa 100 Piesos zufiel, und dadurch ihre habgierigen Erwartungen sich in dem Maße getäuscht sahen, daß überall die laute Klage wegen gelaugter Bezahlung sich erhob. Cortez konnte und wollte an dem königlichen Gruppelpein Zehnten, der ihm die Gunst des Hofes sichern sollte, so wenig als möglich mindern: um so leichter entschlief sich sein höherer Sinn, jene Vorwürfe durch bedeutende Auspöferungen an seinem eigenen Antheil zu bewähren.

Wie groß aber auch die Gunst des Glückes gewesen seyn mochte, welche bisher alle seine Schritte begleitete, so verschloß er doch keineswegs den Blick vor der schwinbelnden Gefährlichkeit seiner Lage, so lange er, vermöge der eigenhümlichen Beschaffenheit der Hauptstadt, sich selbst in derselben gleichsam wie eingekerkert fand. Diese Regel zu strengen und seinen Waffen eine weitere Verwertung zu sichern, war es unumgänglich nothwendig, sich zum Meiser der Seen zu machen, welche Tenochtitlan von allen Seiten umgaben. Es kam darauf an, Montezuma's Reutige durch Verschreibungen von den Wundern der europätschen Schiffbaukunst in dem Maße zu erregen, daß er sich davon durch den eigenen Anblick zu überzeugen wünschte. Leicht war dies Verlangen zu befriedigen, wenn die einzelnen Trümmer der spanischen Flotte, welche noch zu Vera Cruz vorhanden waren, durch eine hinreichende Zahl von Lastkähnen an die Gestade jener Binnenseen geschafft und zur Erbauung einiger leichteren Berganten verwandt wurden. Dies geschah; und während Regen und Volk sich in die Wette an der Gestalt und Perfektheit dieser schwimmenden Paläste ergötzen, beschränkte Cortez ohne ihr Wissen die nöthigen Gewässer, die ihm sein Verderben zu drohen grüßten.

Wenig um so unbeweglicher fand er den fast in allem übrigen im Willenslosigkeit herabgedrückten Häupten, als er mit seinem gewohnten bigotten Eifer auch hier bei demselben die Entlassung von dem bisherigen Höfendienst zu erwünschen Sprache brachte. Montezuma verheuerte fest und entschlossen, daß nichts ihn vermögen werde,

dem Glauben seiner Väter untreu zu werden; und nur durch wiederholte fanatische Zuredigungen gedungen, daß er zuletzt seine Einwilligung, daß in einer Capelle des Haupttempels auch das Crucifix samt dem Muttergottesbilde gottserniedlich unter den heimlichen Höttern ihre Stelle erbieten und die Messe vor ihnen gelesen werden dürfte. Doch selbst auch diese geringe Vergünstigung war bereits viel zu viel für die eifersüchtige Begierde der aufgeregten und einkiesigen Priesterkaste, welche hierin ebensoviele eine Beschimpfung, als die Vorbedeutung eines neuen Umschwungs der Landesreligion erblickte. Erstes, als zuvor, ward demnach das Volk durch alle zu Gebote stehende Mittel aufgehet, diese existente Unruhe auf blutige zu rächen; und sowie der Schwierig gewordene Adel, so ward auch Montezuma selbst in heimliche Verwirrungen zu diesem Zwecke verflochten. Noch aber wänschte der Monarch, vermöge seines furchtsamen Charakters, sich den ihm noch immer zu möglich erscheinenden Weg der offenen Gewalt zu ersparen, und stellte deshalb in einer mit dem Spanier veranstalteten Beratung seinen Antrag in nachdrücklicher Weise dahin: daß jener, da der Zweck seiner Sendung nunmehr vollständig erfüllt und allen seinen Forderungen genügt worden, der Nachschluß der Hötter und die Stimme der Nation seine nicht länger verjährte Abreise erbitte, und er gewarnt seyn möge, den schlummernden Unwillen heider nicht zu wecken. Eine so entschiedene Sprache war bis dahin aus des Häupten Munde nicht erklingen; desto überraschender aber auch ihre Wirkung auf Cortez Gemüth, bis er die Fassung wieder fand, mit ansehnlicher Ruhe zu entgegnen: nichts liege so sehr in seinen eigenen Wünschen, als baldige Heimkehr, da es ihm aber hiezu an Fahrzeugen mangle, werde er noch einige Zeit verweilen müssen, um dergleichen für diesen Zweck neu zu erbauen. Montezuma schien mit dieser ausweichenden Antwort zufrieden und erbot sich, diese Ausrüstung auch seinerseits in jeder Weise kräftig zu unterstützen.

Inbald war der Feldherr umsichtig genug, um aus diesem veränderten Vernehmen mit überwiegender Wahrscheinlichkeit auf das Vorhandenseyn irgend eines in der Stille angelegten und seinem Aufbruche nahen Planes zu seinem Untergange zu schließen. Allein auch die erlangte Gewissheit eines solchen Anschlags würde ihn schwerlich vermocht haben, seine jetzige Stellung früher aufzugeben, als bis der Erfolg seiner Sendung an den spanischen Hof sich näher entschieden hätte, von wannen er die förmliche Bestätigung seines Monarchen, samt neuen Verstärkungen, nun schon seit neun Monaten mit steigender Ungeduld erwartete. Wie thätig er demnach die Anstalten zu seinem Abzuge zu betreiben schien und auch den nahesten Zeitpunkt desselben öffentlich ankündigte, so blieb es doch seinem Vertrauten kein Geheimniß, daß er ietzt am allerwichtigsten aus Tenochtitlan zu weichen gedachte.

Ungeachtet auch solchen endlich jene Erwartungen aus dem Mutterlande her in eine befriedigende Erfüllung gegangen zu seyn, als dem Feldherrn von Montezuma selbst eine mexikanische Zeichnung veranlagte wurde, welche diesem so eben durch seine Edelknechte von der Küste der zugestellt worden. Sie enthielt die in allen ihren Thei-

len nicht zu verkennende Darstellung einer zahlreichen, spanischen Flotte, wie sie an jenen Orten sichtbar gewesen. Jeder Augenblick mußte also dem kühnlichen Heere die Bestätigung dieses soeben Ereignisses durch Sandoval, den neu bestellten Befehlshaber in Vera Cruz, überbringen. Sein Bericht traf auch wirklich ein; aber nur um zu melden, daß dieses vermeinte Hülfsgeschwader von Velasquez ausgerüstet und gesendet sey, und daß es die laut erklärte Bestimmung habe, Cortez mitten in seinen hochfliegenden Plänen zu hemmen, ihn zur strengsten Bewandlung wegen seiner, dem Adelantado abgetragenen Treue zu zehren, zugleich aber auch sein so glücklich begonnener, großes Werk für alleinige Rechnung des ersten Urheberers zum Ziele fortzuführen.

Dieses so plötzlich über Cortez aufgelegene Ungewitter hatte seinen nächsten Grund in der Uebertretung der seinem abgethanen Freunde Montejo ertheilten Weisung, sich auf der Fahrt nach Europa auf das weiteste von Cuba entfernt zu halten. Dennoch konnte dieser der Versuchung nicht widerstehen, seine hier zurückgelassene Besatzung um weit des Cap Antrono im Vorübergehen zu berühren; und obwohl er noch glücklich genug durch schneller Ankerlichten der ihm auf das erste Gerücht seiner Entweichung von Velasquez angedachten Verhaftung entging, so erfuhr doch der selbst wieder nicht bloß den beunruhigenden Zweck seiner Sendung, sondern auch die erste bestimmte Kunde von dem Erfolge seiner Unternehmung, wie dieser in einem nie gehofften und eben darum nur um so fränklicheren Maße statt gefunden.

Velasquez kurz zuvor erfolgte Ernennung zum Adelantado von Neu-Spanien war die Frucht seines pomphastischen Verdicts von den durch Grijalva herbeigeführten Entdeckungen gewesen. Er fand darin, sowie den Verursacher, so auch die feurige Ermunterung, diese glänzende und vielversprechende Laufbahn mit voller Kraft zu verfolgen und den Verräther Cortez, der hier so unerwünscht als sein Nebenbuhler aufgetaucht, um jeden Preis zu verdrängen und zu verderben. Mit den reichen Mitteln, die ihm in seiner Stellung zu Gebote standen, und von der glühendsten Nachsicht geschützt, betrieb er demnach in der kürzesten Frist die Ausrüstung einer Flotte von 18 Segeln, welche durch den schnell verbreiteten Ruf von den unermeßlichen Reichthümern Mexicos, den weitestehenden Zulauf aller beutehungerigen Abenteuer auf der Insel erlangte, und es nag für die verhältnismäßige Wichtigkeit dieser neuen Armada einzuzeigen, daß sie nicht weniger als 80 Kasse mit ihren Rufen, 200 Musketieren und Armbrustschützen und 600 Pizenier, beech 12 Feldgeschützen, ungerchnet die anderweitigen, ebenso bedeutenden Heergeräthe an ihrem Borde pädte. An die Spitze derselben hatte der Adelantado den Pamphilo de Narvaez gestellt, der sich ihm als tüchtiger und unerschrockener Soldat empfahl, und von dessen Feuerkraft er sich die vollenste Energie in der Vollziehung seiner Aufträge versprach. Diese lasteten dahin, vor allen Dingen Cortez, nicht den übrigen Häuptern der früheren Expedition, zur Haft zu bringen und der sicherlichen Abhandlung nach Cuba auszuliefern, und dessen Kommen durch die fürder nicht schwer gestandte Eroberung von Mexiko in Vergessenheit zu sel-

len. Mit der höchsten bürgerlichen Autorität versehen, Beamte waren in seiner Begleitung, um jeglichem dort anzustellenden Verfahren die volle Geheimgeltigkeit zu sichern.

Diese Flotte nun war es, welche nach einer kurzen und glücklichen Fahrt (April 1520) im Hafen von San Juan de Ulua den Anker geworfen hatte, wo Narvaez nicht säumte, sich durch einige Gefangene oder Ueberläufer von Cortez dort stationirten Truppen von dessen neuesten Fortschritten und dem damaligen Zustande der Dinge eine vollständige, wenn gleich hinsichtlich der über ihrem bisherigen Anführer schwebenden Gefahr und des gegen ihn herrschenden allgemeinen Mißvertragens, eine bei weitem übertriebene Uebersicht zu verschaffen. Alles, was er vernahm, stunte zu sehr zu seinen Wünschen, um nicht volles Glauben bei ihm zu finden und seinen Operationen gegen den Empörer ein leichtes Spiel zu versprechen. Sandoval, der unterragte Commandant in Vera Cruz, schenkte sich ihm auf seine erste Aufforderung ergeben zu müssen. Doch dieser stand nicht an, den deshalb an ihn gesandten Boten, Ruy de Guereara, dessen übermüthiges Betragen er im ersten Anballe des Zorns schier zur Strafe des Stranges verurtheilt hätte, nicht seinen Begleitern als Gefangene an Cortez nach der Hauptstadt abführen zu lassen, wo jedoch der letztere es seiner Politik angemessener fand, sie als seine willkommenen Freunde zu empfangen und sofort auf freien Fuß zu setzen.

Gorglich fürwahr mußte ihm, wie gewöhnlich auch an die felsamsten Krisenlaunen seines Geschicks, die gegenwärtige, fast verzweifelte Stellung erscheinen, in welcher er sich, in der Mitte zwischen einer feindseligen Gefinnung, unter königlicher Autorität auftretenden Heeresmacht seiner eigenen Knechtleute, der seigen an Doppeltzahl überlegen, und zwischen den zum nahen Ausbruch reifen Gewaltthaten eines in seinen brügglichen Gefährden verlegenen und schwer gemishandelten Volkes wie eingeklemmt befand. Es war in gleichem Maße bedenklich, sich mit jener Uebermacht europäischer Waffen im offenen Felde zu messen, als den Angriff derselben unthätig und von innen herein zu umzingeln, zwischen den Lagen von Tenochtitlan zu erwarten. Ein rascher und sühner Entschluß mußte sie doch ergreifen werden; Cortez fühlte sich als den geschicktesten Feldherrn und zog es vor, es auf den Ausbruch eines Kriegszuges gegen seinen Nebenbuhler um so eher ankommen zu lassen, als er es zugleich nicht verschmähte, jeden Schleichweg der List oder der Verführung zu benutzen, um den großen Haufen seiner neu aufgetretenen Gegner ebenso zu seinem Vortheile zu bearbeiten, wie es ihm durch alle nicht gesparte Künste der Ueberrumpfung bereits gelang war, Guereara und dessen Gefährten für sich zu gewinnen. Sein Capitän Almedo ward, sowie mit offensichtlichen Vortheilen an Narvaez zu einem gültigen Heere einkommen, so auch mit geheimen Verhandlungen abmallicher, aber lothender Art bei dessen Truppen und Umgebungen brautragt.

Der Friedensbote fand den feindseligen Befehlshaber zu Tempollala, doch sein Wort der demselben eine stolze und verädeliche Zurückweisung. Hingegen in einem um gleich günstigeren Lichte erschien es seinen untergeordneten.

Begleitern, meist aus der Zahl von Cortez alten Freunden und Waffenbrüdern, deren jeder sich auch sehr einer freundlichen Aufnahme aber eines vollkommenen Gesichts von ihm erkeute. Verbunden mit Guadara's und der übrigen Lobpreisungen seines edlen und großmüthigen Betragens stimte dies die Mehrzahl zu der allerdings sehr hohe liegenden Erwartung, daß in ihrer bevorstehenden Lage, wo das Glück der ganzen Unternehmung auf eine so wohlgeleitete Spitze gestellt sei, ihr gemeinsames Heil nicht das Mühlen im eigenen Eingeweide, sondern ein vollständiges Entgegenkommen und festes Zusammenhalten erfordere. Wie vernunftgemäß aber auch diese Vorkesslungen seyn mochten, so verfielen sie doch gänzlich des Eingangs in Narvaes Narres Gemüth. Er erklärte Cortez feierlich als Feind und Verräther, setzte einen hohen Preis auf seinen Kopf und gebot den beschleunigten Ausdruck zur Bekämpfung und Vernichtung des gedächten Gegners.

Während Dimezo folchergegestalt seines Zwiesels nur unvollkommen gehobert beirathete, hatte Cortez, auch auf ein solches Mislingen sich vorbereitend, bereits jede Vorsicht getroffen, um jenem Angriffe nicht nur die Stürme zu bieten, sondern ihm sogar reichen Fluges zuvorzukommen. Nichts desto weniger lag es ihm zu Begehung der still gährenden Ration der Axten gleich sehr am Herzen, nicht nur den Besitz der Hauptstadt nicht fahren zu lassen, sondern auch sich der Person Montezuma's, selbst in seiner Abwesenheit, zu verschern. Für beiderlei, ihrer Natur nach gleich schwierige Aufgaben versprach ihm Pedro de Alvarado, einer seiner schlagfertigsten und einischtsvollsten Befehlshaber, zu bürgen, der auch bei dem Enges bornen in besonderm Ansehen stand und den er mit einer Besatzung von 150 Mann in der Fortaleza zu Tenochtitlan jurückließ, um seinen erlanchten Befehlungen im genaueren Genußsam zu halten. Montezuma, wie er auch denken mochte (obwohl ihm die eigentliche Lage der Dinge schwerlich ein Geheimniß geblieben seyn konnte), gelobte, sich einwischen vollkommen ruhig zu verhalten, und Cortez, der dieser Zusage auch nicht zu misstrauen schien, erneuerte dagegen seine Versicherung einer ebenso schleunigen Wiederkehr, als eines dann durch nichts mehr verändernden völligen Abzugs aus seinen Steten.

Den durch keinerlei Art des Gepäcks und selbst durch kein Geschütz beschwerten Eilmärschen des Feldherrn gelang es, Cholula und Tlaxcala, wo er die alte freundschaftliche Gesinnung wieder fand, nach vor seinem Gengner zu erreichen, wodurch demselben in der vortheilhaftesten Stellung am obern Rande der steilen Cerbiere der Zugang in dem vor allem wichtigen Thal von Tenochtitlan verwehrt wurde. Selbst Sandoval erfuhr noch glücklich den Augenblick, sich samt dem größten Theile der Besatzung von Vera Cruz dem Dberbecklehaber anzuschließen. Wenn aber selbst auch jetzt die Macht des letztern sich immer um nicht mehr als 250 Köpfe belief, so durfte er doch um so zuversichtlicher auf den Muth und die Kriegerfahrendheit, sowie auf die unverwundliche Treue dieser Lasten rechnen. Dies und die fortwährende Zögerung seines Gegners ermunterte ihn sogar, selbst bis auf die Höhe von Tempooala hinanzukommen.

Im Angesichte dieses Ortes, in einer offenen Ger-

gend, erwartete ihn Narvaes in voller Schlachordnung, eines unmittelbaren Angriffs und dann auch des gewissen Erlegens desselben unter seiner dreifach stärkeren Heeresmacht gewärtig. Doch Cortez, nicht gesonnen, es ihm so leichten Triumphs zu geben, nahm, jenem gegenüber, gebekt hinter einem kleinen Fluße, eine so vortheilhafte Stellung, daß es unmöglich gewesen seyn würde, ihn aus derselben vertreiben zu wollen. So verging der Tag in Unthätigkeit, als sich gegen den Abend der Himmel plöglid verfinsterte und, von einem Orkan begleitet, die eben eintretenden tropischen Regengüsse dieses Jahreszeit (Juni) mit gewohnter Heftigkeit wie in Strömen losbrachen. Die Truppen unter Narvaes, dieser Erscheinung noch wenig gewohnt, verlangten ungesäumt, in ihre Quartiere nach Tempooala jurückgeführt zu werden, und ihr Anführer gab ihnen hierin um so unbedenklicher nach, da er voraussetzte, daß auch Cortez sich durch dies Naturereignis zu jeder weitem Operation gelehmt fühlen müsse.

Nicht so urtheilte dieser, sondern hielt es vielmehr für den gelassenen Augenblick, einen Handstreich auszuführen, dessen aussehendes Wagnis durch die lochende Möglichkeit, der unseligen Hebbe auf ein Mal ein Ende zu machen, reichlich aufgewogen wurde. Auch durfte er so wackern und vielerfahnen Soldaten, wie er die feindlichen Stande, noch unversichtlich einen nachdrücklichen Überfall des feindlichen Standlagers in Vorschlag bringen, sowie er denn auch mit einstimmigem Jubel aufgenommen wurde. Selbst der hoch aufgeschwollene Bergstrom, den sie bis ans Kinn durchwaten mußten, hielt ihnen stillen und beizwärtlichen Muth nicht auf, welcher in drei abgeordneten Haufen angetreten wurde. Sandoval, der Führer des ersten, hatte den Befehl, sich der neben einem Tempel ausgeführten feindlichen Geschütze, Christoval de Olid aber, mit dem zweiten sich des Tempels selbst, wo Narvaes seine Wohnung genommen hatte, zugleich mit der Person dieses Feldherrn zu bemächtigen, während Cortez mit dem dritten die Nachhut bilden und die beiden anderen nach Bedürfnis unterstützen wurde.

Narvaes, in solcher Sorglosigkeit, hatte nur ein Paar verlorne Wachtposten ausgesellt, deren geräuschlose Aufhebung jedoch nur zum Heil gelang. Doch selbst der Entroame, welcher die Annäherung des Gegners ankündete, verständigte, fand dann erst Glauben bei ihm, als Sandoval sich bereits der Paterie fast ohne Schmersstreich Meister gemacht und nun im Besitze stand, die hohe Tempelkreppe hinaufzuklimmen. Hier erst, im Mitselpunkte der feindlichen Quartiere, bot sich ihm ein beiderdeutender Widerstand entgegen, der das Gehecht drohte sogar eine für ihn mögliche Wendung zu nehmen, bis Olid mit seinen Truppen und bald auch Cortez selbst ihm zur Hülfe heranzüchten. Aber auch Narvaes hatte inbest Zeit gefunden, die Seinen zu sammeln, und mit jedem Augenblick ward das Gehecht am Fusse des Tempels hitziger, als das Gebäude selbst am dem Stämmen in Brand geriet und Narvaes sich genöthigt sah, mit seiner Leibschar aus demselben hervorzutreten, und sich mit tapferer Faust persönlich in den Kampf zu fügen. Hier fand er in Sandoval einen seiner würdigen Gegner, bis er zuletzt im wu-

thenden Handgemenge einen Lanzenstich ins Auge empfang, übermächtig und die Treppe hinabgeschleift wurde.

Der Fall des Feldherrn zog unmittelbar auch die Aufmerksamkeit, die Niederlage und die allmähliche Ergebung seiner ganzen, obnehin nur ungen in diesen Streit gezogenen Partei nach sich. Selbst die entschlosseneren Kämpfer verloren die Bestimmung und fürchteten, es mit einer weit überlegenen Macht zu thun zu haben, da sie ringsum im Dunkel der Nacht eine zahllose Menge leuchtender Punkte wahrnahmen, die sie für das Glimmen brennender Fackeln in den Händen feindlicher Völkerschüden hielten, ohne es in ihrer Unerschrockenheit zu ahnen, daß sie nur durch den Anblick herumdrühender Leuchtkäfer getäuscht würden. Alle aber streckten die Waffen um so williger, da ihnen von Cortez unbedingt Verzeihung anerbotten worden. Diesem Beispiele folgte endlich auch die Reiterei, welche sich gleich ansorgs aus der Stadt gezogen und keinen Antheil an dem Geschehne genommen hatte.

So war es Cortez denn geelückt, noch vor Anbruch des Tages den entscheidenden Sieg über einen weit überlegenen Feind in seinen Händen zu sehen, ohne daß es ihn mehr als 2 Getödtete, die andere Partei aber 2 Officiere und 15 Soldaten an Schlieben verloren hätte. Die Gefangenen erfreuten sich allzumal der mildesten, so brüderlichsten Behandlung. Er ließ sie sozgar in ihre Wahl, ob sie sofort nach Cuba zurückkehren, oder sich unter seine Fahnen stellen und seinem Glücksterne folgen wollten. Beywungen von dem Zauber seiner Persönlichkeit und den glänzenden Hoffnungen, die ihnen hier geboten wurden, stimmte die große Mehrzahl freudig für dies lockende Erbieten: aber auch den Weigernden ward das erstere treulich gehalten. Nur Narvaez, verweklungsbohl über seinen selbstverschuldeten Untern, mußte sich's gefallen lassen, rinks weilen in eine strenge Haft nach Vera Cruz abgeführt zu werden.

Sein Obfizer, im stolzen Verwundern durch sein überlegenes Genie gerade dasjenige Geschick, welches ihm den Untergang hatte bringen sollen, nicht nur würdig abgewandt, sondern auch zur Befestigung seines Ansehens und zur Veredelung seiner Streikräfte benutzt zu haben, hoffte sich jetzt mehr, als jemals, im Stande, sein begonnenes gefahrvolles Werk zu einem glücklichen Ziele zu leiten. Doch in der nämlichen Stunde schon erreichte ihn ein Eilbote, welcher ihn unliebsam aus diesen süßen Träumen weckte. Sein Abmarsch von Tenochtitlan, sowie der immer laubbarer gewordene Grund desselben, hatte nicht verschlen können, den gesunkenen Muth Montezuma's und seiner Getreuen neu zu beleben. Jedensfalls mußte diese unter den Spaniern selbst ausgebrochene Fehde einen Theil derselben aufreißern und es dann um so leichter gelingen, den schwachen Überrest zu vernichten. In diesem Glauben arbeiteten Priester und Adel eifrig auf einen solchen Zweck hin, und ihren heimlichen Umtrieben gelang es ohne Mühe, die lange zurückgehaltene Wuth des Volks in

einem immer höhern Grade gegen ihre gehassten Untertanen zu entzünden.

Nur jubald mußte Alvarado auf seinem bedenklichen Posten diese unbedrohende Stimmung inne werden; allein er hätte zugleich mit seines Feldherrn höherer Intelligenz und Gemalt über die feindseligen Gemüther herab seyn müssen, um dem gefährlichen Ausbruch dieser sich lauernden Wuth zu wehren. Vielmehr schickte ihm zu ihrer schnellsten Eskidung ein tröglicher Generalstreich das ausreichende Mittel, demzufolge er den Zeitpunkt wählte, wo die Häupter der Stadt in dem den spanischen Quartieren am nächsten gelegenen Tempel ein religiöses Festmahl begingen, um unversehens mit einem bewaffneten Trupp unter sie einzubringen, ein wildes Blutbad anzurichten und hierauf die feillich geschmückten Erbschlagen auszulündern. Diese eben so unerbliche als barbarische That gab sofort das Signal zu einem allgemeinen bewaffneten Aufstande der Hauptstadt und zu einem, nur mit Mühe und nicht ohne Verlust zurückgewiesenen Angriff auf die Portaleta, wosnächst auch die beiden, auf den Seen stationirten Bergantinen überfallen und zerstört wurden. Montezuma, Zeuge dieser Vorgänge, konnte oder wollte ihnen eben so wenig durch sein gebietendes Ansehen wehren, als die enge Einschließung verhindern, zu welcher hierdurch die empörte Menge schritt, ohne es weiter auf ein mehrerliches Handgemenge zu wagen. So ward auch den bedrängten Spaniern die Gegenwart des Fürsten in ihrer Mitte nur von geringem Nutzen, zumal es immer mehr den Anschein gewann, als habe die Nation ihr unglückliches Haupt, das sich selbst verlassen hatte, auch ihrerseits aufgegeben.

Alvarado's dringender Ausruf zur Hülfe fiel bei Cortez in kein taubes Ohr. Nur zu gut sah er die Wichtigkeit ein, diesen vernichtenden Strich von seinem Haupte abzuwenden, und überall trotz er, an der Spitze von 1000 Mann Fußvolks und 100 Reitern, alle wohl gerüstet und voll unterzogten Muthes, den eiligen Rückmarsch nach Mexiko an (17. Juni), wosbei sich noch 2000 erlesene Tlascalaner von bewährter Anhänglichkeit seinem Zuge anschlossen. Minder freundschaftlich, als bei diesen Republikanern, war die Volkstimmung und sein Empfang, als er das Gebiet von Anahuac betrat, wo er die Städte größtentheils verlassen und seinen Unterhalt vernachlässigt fand. Um so unheimlicher mochte es ihm scheinen, daß sich ihm nirgend ein gewaffneter Widerstand darbot, und daß eben so wenig seine Gefährdung eintrat, sich durch Zerstörung der Dämme und Brücken vor der Hauptstadt von der Wiedervereinigung mit seinen dort zurückgelassenen Gefährten ausgeschloffen zu sehen, falls sie ihrem bedrohlichen Schicksale noch nicht unterlegen waren. Eine dumpfe Stille brütete über den verdörrten Sassen und Plänen, als er durch sie einog; endlich nur unterbrochen durch das Freubengeschrei, welches die Küstengippen der Verlagerten erhob, als sie die Colonnenspitzen ihrer nahenden Erreiter erblickten, und schaudurchstriebe ein ähnlicher Jubel das gesamte spanische

Standquartier, während beide Theile sich entsüdt in die Arme stießen und die einen den ausdauernden Muth, die andern die zuverlässige Treue ihrer Kriegerbrüder pfeifen.

Auch Montezuma (was für Gedanken und Gefühle sich immer in seiner Seele nähren mochten) war nicht der letzte, den mit Sieg gekrönten Feldherrn freundlich zu empfangen, sah sich aber von diesem nur sehr und sogar mit herben Vorwürfen über alles, was in seiner Abwesenheit geschehen und, wie jener glauben durfte, nur von ihm ausgegangen war, empfangen. Cortez fühlte es nur zu sehr, wie alle und jede Verhältnisse auf dem Vorden, wo er stand, das düsterste Ansehen gewonnen hatten. Es litt ihm seinen Zweifel mehr, daß von dem Volke eine allgemeine und verzweifelte Anstrengung vorbereitet werde, das schimpfliche und lösende Loth seiner fremden Bedrucker abzuwischen, und nur zu bald sollte es sich erweisen, daß ein ganz neuer heldenmüthiger Geist es befehle. Zwar ging die nächste Nacht nach seiner Ankunft samt dem folgenden Tage in anscheinender träger Ruhe vorüber; aber nur um so bringender ward es, eine nähere und gereifere Kunde von dem, was außerhalb der Mauern des spanischen Palastes vorging, entweder durch eignen Anblick, oder doch durch Einbringung einiger Gesangenen, zu gewinnen. Hiezu war Drösz mit einem Streifcorps von mehrern hundert Spaniern und Tlascalas nern entsandt, welcher sich jedoch, nachdem er durch das abthätliche Zurückweichen der ihm entgegenstehenden des waffnen Volkshaufen immer tiefer in die Stadt hinein verlorcht worden, plötzlich und von allen Seiten, selbst von den platten Dächern herab, so stürmisch angegriffen sah, daß er sich nur mit der äußersten Kraftanstrengung und nicht ohne blutige Einbuße, zu den Seinigen wieder hindurch zu schlagen vermochte.

Das ungewohnte Schauspiel, diese bisher Unüberwindlichen in einem Rückzuge genöthigt zu sehen, konnte nicht verschelen, die Mexikaner mit hoher Begeisterung und gesteigerter Siegeshoffnung zu erfüllen. Diese offenbarten sich auch sofort am nächsten Morgen in einem, in gedrängten Massen gegen das feindliche Standlager unternehmen, wüthenden Sturm, wobei ihre Geschosse die Lust erfüllten, ihre feineren Streitkräfte gegen die gesperrten Thore heranzunehmen und die Entschlossenheit sich auf Leitern und Spießen an den Mauern hinauf zu schwingen versuchten. Furchtbar räumte der Hagel des spanischen Geschüßes unter den Angreifern auf; aber augenblicklich und ohne Unterlaß wurden die Reihen der Erschlagenen durch frische Kämpfer ersetzt, und es bedurfte der vollen Überlegenheit der europäischen Bewaffnung und Taktik, sowie der sich selbst überwindenden Einsicht des Führers und der unermüdeten, tapfern Ausdauer seiner Gefährten, um sich hinter ihren Verschauungen auf des unermesslichen Wogen heranzustrebenden Andrangs zu wehren.

Erfst der ankündende Abend trennte die erbitterten Gegner, und die Nacht ging, nur von leichten Schmachmühen des unruhigen, vorüber. Cortez jedoch, der nicht ohne Sorge den übeln Eindruck bemerkte, welchen das Bedrängniß

seiner Lage, zumal bei seinen neu überkommenen Truppen erzeugte, beschloß ohne einiges Zögern von der lähmenden Wertheidigung zum bethätigten und thätigen Angriff überzugehen und der Glücksgöttin die bessere Kunst, des ren er so sehr bedurfte, rasch abzurufen. Sich selbst an die Spitze der drei von ihm geordneten Haufen stellend, brach er von mehrern Seiten gegen den ihn standhaft erwartenden Feind hervor. Das Ersticht entspann sich neuersdinges auf beidseitig; allein in den engen Straßen konnten die Spanier ihre feiergerischen Künste nur wenig entfalten, und so geiffen sie auch die Ordnung ihrer Glieder zu erhalten suchten, arteten doch bald Anfall und Abwehr in ein mildes Handgemenge aus, das um so weniger zu einem Ziele führte, als auch ihrerseits die Mexikaner, von ihren Häuptlingen zu hoher Todesverachtung und von ihren Priestern zur glühendsten Schwärmerie entflammt, jeden Fuß breit mit Erbitterung streitig machten; während sie unaufhörlich durch neu herbeistömende Scharen aus der Umgegend abgelöst wurden. Endlich doch, nach dem es Cortez gelungen war, in die Hauptstraße Tacuba vorzubringen, und er einen Theil derselben in Mische gelegt, saßen sich seine Gegner über hohe Leichenhügel der übrigen hinweg zum Weichen gezwungen. Graufamer, als je, hatte der Tod auf dieser Wahlstatt gewüthet, und selbst die Kanäle waren weit umher von Feindesblut getrübet. Aber auch in seinen eigenen Reihen zählte Cortez 12 Getödtete und über 60 Verwundete, so daß er es sich schmerzlich gefehen mußte, noch nie einen Sieg theurer erkaufi zu haben.

Und hätte gleichwol nur dieser Sieg zu einer Entscheidung geführt! Selbst der folgende Tag erblickte mit dem abermaligen gewogenen Ausfall nur die nämlichen mörderischen Scenen, die nämliche Niederlage des Feindes, aber auch die nämliche Unmöglichkeit, die so schwer erzwungenen Vortheile zu behaupten. Das Feldherr, tief erschüttert durch den Fall so mancher seiner Braven und selbst durch einen Pfeilschuß an der Hand verwundet, erlankte je mehr und mehr, als er dem Andrang einer ganzen großen Nation, die für ihre edelsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, ja für ihre Götter selbst aufgestanden war, auf die Länge nicht gewachsen bleiben werde; oder wollte es diesen ungleichen Kampf sogar auch aufgeben, so mußte er es gleich schwer finden, sich in dem engen Raume, in welchen er gebant war, zu behaupten, als sich aus denselben zu befreien. Vergebens bot er seinen sonst an glücklichen Ausfindungsmitteln so reichbaren Geist auf, ihn die Beschwörungsmittel für diesen Sturm zu lehren.

Da war es der unglückliche Montezuma selbst, der ihn am frühen Morgen aufsuchte und ihm mit dem vollen Nachdruck eines wohlmeinenden Freundes zu seinem eignen Heil die Nothwendigkeit vorstellte, sich ohne längeres Säumen diesem Bedrängniß durch Räumung des Hauptplatzes zu entziehen. Cortez, plötzlich von einem lichen Gedanken ergriffen, stimmte dieser Mahnung bei, wofür der Monarch seine Autorität dazu anwenden wollte, seine Unterthanen in die Schranken einer friedlichen Ruhe zurückzuweisen und Stillstand der Waffen zu gebieten. Jener zwar lehnte einen Versuch ab, dessen Erfolg ihm

selber vielleicht zweifelhaft erschien; jedoch auf wiederholtes Dringen ließ er sich endlich zu einem solchen Versuches bewegen.

Aber schon stutete das durch nichts mehr abwechselnde Volk zu einer abermaligen Bestürmung der Fortezza heran, welche, mit der Kraft der Verzeiwung verheißt, nur noch, je länger, je kümmerlicher, gehalten werden konnte. Mitten in diesem rasenden Getümmel trat nunmehr Montezuma, angetan mit seinem glänzenden Schmuck und gefolgt von seinen mitgeführten Ministern, auf den Thron der Palastmauer hervor, ins Angesicht der wildbewegten Menge, welche, durch diese unerwartete Erscheinung ihres, gleich einer Gottheit verehrten Hauptes, wie von einem elektrischen Schläge betäubt, die erhobenen Waffen ihren Händen entsinken ließ und, zur tiefsten Stille verstummt, sich in den Staub vor ihm darnieder beugte. Ruhig erhob der Fürst seine Stimme, ebensoviel zum Dank für die sprechenden Beweise ihrer Liebe und Treue, als zu der Erklärung, daß er sich hier keineswegs als einen Gefangenen, sondern als den freisinnigen Gast seiner Gäste betrachte, welche eben jetzt im Begriffe ständen, seinen Hof zu verlassen, und daß er sie auf dem Wege in ihre Heimath auf keinerlei Weise behindern wolle.

Die Stille hielt an, nachdem er geendigt: allein anstatt, wie sonst, ihm blindlings zu gehorchen, löst das anfängliche Getümmel sich allmählig in ein verworrenes Geschrei und wüthes Gedränge. Vorwürfe und Verwünschungen werden laut; höhrende Stimmen scheitern ihn einen Verräther an der Wohlthat seines Volkes, einen feilen Räuber der fremden Gewaltthäter. Eine Fliege; ein Hagel von Pfeilen fällt nieder. Wehschach getroffen und zum Tode verwundet, bevor die spanischen Schilde seinen Leib bedecken können, sinkt der seinem Geschick Verfallene darnieder und wälzt sich in seinem Blute. Aber eben so schnell auch, als die heillose That geschehen, verschwindet der augenblickliche Wahnsinn, in welchem sie verübt worden. Stares Entsetzen drückt noch ein Mal das Schweigen des Grabes auf jeden Mund, jedes Herz fühlt sich von der schmerzlichen Neue ergriffen, schauert vor der augenblicklichen Noth der Götter und steht vor dem nur zu sehr verschuldeten Strafgericht. Schon in den nächsten Augenblicken steht der ganze weite Umkreis des Palastes verödet von jedem athmenden Wesen.

Der Verwundete war indeß in die innern Zimmer zu rückgetragen worden, wo Cortez, selbst in seinen Händen ruhende Mittel ausbot, ihm Hilfe zu leisten. Allein auch sein Zustand einer Linderung fähig gewesen, so verschmähte doch er selbst, aus seiner eizigen Verbannung zurückgekehrt, jeden Beistand, der ihm hätte werden können; riß den Verband von seinen Wunden und starb des dritten Tages, treu seinen Göttern bis zum letzten Hauch, aber unter Verwünschungen gegen ein Volk, welches ihn nur vergöttert zu haben schien, um ihn desto schmähtiger in den Staub zu treten. Sein Leichnam ward den in eine tiefe unthätige Trauer versunkenen Mexikanern von Cortez durch einige entlassene Hofbediente ausgehändigt und von den Seinen unter lauter, eintönig erdrörenden Wehschlag feierlich an der Seite seines kaiserlichen Vaters aus

Ruhe bestattet. Auch für die eingeschlossenen Spanier waren diese Tage eine Zeit der Ruhe und Erholung, deren die stichterige übermenschliche Anspannung aller ihrer Kräfte nur zu sehr bedurfte.

Allein am so dringender auch trat vor Cortez widerstrebendes Geißt die Nothwendigkeit, in seiner schier rettungslosen Lage, und die es durch den Verlust eines so großen Unterplandes, als ihm Montezuma's Person gewesen, nur noch mehr geworden zu seyn schien, irgend eine nahe Entscheidung herbeizuführen. Er erfuhr gar bald, wie ganz das gegenseitige Verhältniß der beiden kämpfenden Parteien sich anders gestaltet habe, nachdem die Großen sofort nach des Monarchen Tode, mit Übergabe seiner, noch in spanischer Gewalt befindlichen Edoe, den Bruder desselben, Quetzilabaca (eigentlich Cuicahuatin), Fürsten von Itzpalapan, zu seinem Nachfolger erwählt und ausgerufen, mit welchem zugleich auch die bisher ermahelnde Einseitigkeit in die kriegerischen Operationen zurückkehrte und dadurch den Nachdruck derselben noch verstärkte. Die Einschließung des spanischen Quartiers auf allen durchführenden Straßen ward sündlich enger und undurchdringlicher, und die große Tempelpyramide, welche im Nordosten dasselbe in unmittelbarer Nähe hoch überragte, verwandelte sich in einen drohenden Angriffsposten, von wannen der Palast in mehrern Richtungen mit Schießenden und Pfeilen bestreift werden konnte, während diese Kriegswärte ebensowol durch oben zusammengehäuete Steine und Balken, als durch eine starke und erlesene Besatzung vertheidigt wurde.

Dieser Punkt mußte den Mexikanern ungesäumt und um jeden Preis entziffen werden. Juan de Escobar, an der Spitze einer tapfern Schar seiner Kundsleute, erhielt den Befehl, die Tempelhöhe zu besetzen. Der Angriff gelang; schon ist die Hälfte der hinaufführenden, großen Freitreppen erstiegen, als jene vorbereiteten schweren Waffen von oben donnernd herniederpoltern und nur durch schnelle Öffnung der Glieder einigermaßen vermieden werden. Aber mit der gebrochenen Ordnung ist auch der feste Zusammenhang des Andrangs gewichen, und die Spanier stehen auf dem Punkte, würdevoll geworfen zu werden, als Cortez selbst, das Schild an den verwundeten Arm gebunden, herbeischießt, die Steine durch Zuruf und Beispiel ermuntert und, ihnen Allen voran, das platte Dach des Tempels gewinnt. Gerade hier jedoch entbricht der Kampf noch glühender. Die Indianer fechten wie Helden und strömen ihr Herzblut in tödtlichen Wunden aus, oder stürzen sich lieber freiwillig über die Brüstung der schmalen Leinwand Höhe, als daß sie schimpflich die Waffen strecken. Zwei ihrer Jünglinge von edlem Geblüt, welche sich, dem spanischen Heldheeren näher tretend, diesen seligen Ansehn gegeben, ergreifen ihn pldglic, schwingen sich auf das Geländer und wüthen ihn mit sich in die Tiefe herab niedergerissen haben, wenn es seiner gelenkten Stärke nicht dicht am Rande noch gelungen wäre, sie von sich abzuschießen.

Endlich war hier der blutige Sieg errungen, und die Brandfackel säumte nicht, jenes unbedrohende Gebäude in Asche zu legen. Allein während dieser Vorgänge hatte sich ein nicht minder verzeiwelter Kampf um die Fortezza



ber, und zumal in der Straße Tacuba, entsponnen, wo die Spanier durch die Ueberzahl ihrer Gegner sich in nur nicht geringes Gedränge verwickelt haben. Um auch hier das Gleichgewicht wieder herzustellen, warf sich Cortez mit einigen Gefährten zu Noth, sah sich aber bald, verstreut durch seinen Muth, von jenen getrennt und im dicksten feindlichen Gedränge befangen. Kein Rückweg mehr stand offen; aber mit schneller Besonnenheit warf er sich auf dem Gemüth in eine etwas lichtere Nebengasse und hatte nicht nur das Glück, sich selbst zu retten, sondern auch seinen bereits gefangenen und dem Derserlein entzogen geschleppten Freund Andreas Quero zu befreien. Auch seinen Truppen mußte es an diesem verhängnisvollen Tage für Gewinn gelten, den unüberwindlichen Rücksprung in ihre Quartiere mit schwerer Blutarbeit erkrieten zu haben.

Eine lichtere Aussicht schien sich ihnen zu eröffnen, als am nächsten Morgen, statt des erwarteten neuen Angriffs, Friedensboten bei Cortez erschienen, welche ihren Gebieter Quetzalcoatl auf Einstellung der Feindseligkeiten geneigt erklärten, wosfern die Spanier sich versicherten wollten, die Hauptstadt und das Reich ohne weiteren Verzug zu räumen. Der Feldherr, wie sehr er sich in seinem Antwort auch die Niene gab, des Kaisers Macht nicht zu fürchten, mußte dennoch dieses glimpfliche Anerbieten in seiner verzweifeltsten Lage überaus annehmlich finden, und um so weniger stand er an, auf eine weitere Verhandlung darüber einzugehen, mit welcher demnach der bisher von ihm gesungen gehaltenen und jetzt entlassene Oberpriester des Kriegsgottes Mexitli oder Huichilobos (entseelt in Xigipapali) beauftragt wurde. Nur zu bald jedoch ratdeten sich jene Friedensworte als leer und trügerische Verpiegelungen und nur dahin gemeint, Zeit zu gewinnen und die Spanier mit immer neuen Hindernissen ihres Abzugs zu umgarnen. Man erfuhr, daß die Straßen der Hauptstadt rings umher verarmmet, die Brücken abgetragen und die Dämme durchflochen würden, und allerdings mußte es den Mexikanern leichter und gesagelter erscheinen, durch solcherlei Vorkehrungen ihre Gegner nach bald erschöpften Vorräthen auszuburgern, als noch ferner das waghliche Spiel der Waffen zu versuchen.

Diesen Plan zu vereiteln, blieb nur die schnellste Entfernung übrig, bevor noch jene verderblichen Anstalten zur vollen That gediehen. In diesem Beschlusse waren alle Häupter des von Cortez berufenen Kriegsrathes einig; aber schwieriger war die Frage, ob man sich bei hellem Tag durchschlagen, oder dau die schützende Hülle der Nacht benutzen soll. Beides bot seine Vortheile, wie seine Unbequemlichkeiten dar, bis sich endlich Cortez mit der Mehrheit für das letztere absonderlich auf dem Grunde entschied, weil sich von dem mehr erprobenen Rationalaberglauben des Feindes hoffen ließ, er werde sich scheuen, einen solchen Nachtmarsch zu beunruhigen. Aber auch der spanische Aberglaube neigte sich für diese Wahl, da der Astrolog Botello die Stellung der Gestirne in der nächsten Nacht als Glück verständigend griesen.

Diesem gemäß wurden nunmehr die eligen Anordnungen zu einem so verhängnisvollen Unternehmen ges

troffen. Eine Vorhut, gebildet aus der gesamten Keuzerei, 200 Köpfen spanischen Fußvolks und einem ausdeswählten Trupp von Tlascalancern, sollte unter dem Befehlen von Sandoval, Ordoz, Tlaxelco und einigen andern dem Heere die Bahn brechen, in ihrem Gefolge eine schnell zusammengejammerte, tragbare Brücke, die bestimmt war, über die etwaigen Durchflüsse der Dämme, auf die man stoßen würde, geworfen zu werden. Cortez selbst führte das Mitteltruppen, zum Geleit der Geschütze, des allerbedürftigsten Gepäcks, der mit dabongeführten Kamille Montezuma's und mehrerer mexicanischen Großen. Zunächst um seine Person hielt es überdem unter dem Gebot Ditts und Alfonso's d'Avila einen Trupp von 100 seiner bewährtesten Krieger eng beisammen, um überall hin, wo es Noth thäte, eine wirksame Unterstützung zu tragen. Den schwierigsten Posten, die Nachhut, mehrte hundert Spanier stark, vertraute er der Unerschrockenheit Alvarado's und Juans Velasquez de Leon. Von dem ausgethäuschten Schutze ward nur des Königs Antheil der Rettung und Verpachtung auf einige vermundet Säule werth besunden, der gesamte Rest aber den Soldaten, auf ihre ungesägten Verlangen, preisgegeben.

Unter solchen Vorbereitungen brach (1. Juli 1620) unter dem Schutze eines dichten Regengewölbes, die merkwürdige Nacht heran, welche noch heute in jenem Lande selbst unter dem Namen „der Nacht der Trübsal“ (la noche triste) unvergessen geblieben. Der Tag setzte sich still und geheimnißvoll in Bewegung durch die Straße Tlacopan und in der vom Feinde am wenigsten zu erwartenden Richtung nordwestlich auf Tacuba, wo zugleich der zu überschreitende Damm in seiner Ausdehnung der kürzeste von allen war. Zwar erreichten die Spanier den Anfang dieses Engpasses wider ihr Verhoffen unangefochten; hatten sie aber gewähnt, daß die Mexikaner diesen von der Seeflüte am meisten abgewandten Ausweg vernachlässigt haben würden, so sahen sie sich gleichwohl betrogen. Denn sofort im Anfang stießen sie auf den klossenden Schlund einer abgetragenen Brücke; aber die im Vorrath mitgeführte wird hinübergespannt, und glücklich dient sie dem Vortrab zum Übergange. Auch das Hauptcorps ist bereits in der Nachfolge begriffen, als unridlich von allen Seiten her der tausendköpfige Schlachtruf des Feindes ertönt und ein Hagel von Wurfgeschossen gegen die dichtgedrängten spanischen Reihen losbricht. Zu beiden Seiten wimmelt der See von Canots, angefüllt mit Bewaffneten, die sich weitestgehend ihren abgehenden Gegnern in die offenen Klauen werfen.

Nur zu sorgfältig hatten die Indianer jede Bewegung derselben geübt, als daß ihnen ihre Absicht leicht entgehen können, und mit nicht minderer Anstrengung, aber glücklicher, waren sie bemüht gewesen, jener Flucht ein sicheres Absteigen zu bereiten. Ruhig ließen sie daher die größere Hälfte der Abziehenden sich auf dem schmalen Dämme einschliefen, um dann gleichzeitig die beiden Ufer desselben zu bestürmen, von hinten aber über den schwächeren Nachzug herzuwallen. Die konnte ein Gefecht unter nachtheiligeren Umständen angenommen und unterhalten werden; denn hätte die Dunkelheit und das dicke Gedränge nicht ohnehin schon jede freie taktische Bewer-



gung und den Zusammenhang derselben vernichtet und den Gebrauch der Feuerwaffen unnutzbar gemacht, so war doch der Eindruck der feindlichen Waffen so ungestüm, ihre Kampfbegierde so voll Ausdauer und ihre Todesverachtung so kühn, daß die spanischen Schwerter und Piken bald nicht mehr hinreichend schienen, sich einen weiteren Weg zu bahnen oder auch nur den ersämpften Boden zu behaupten.

Gleichwohl hatte man sich endlich nach einer zweiten Dammöffnung mühsam durchgerungen, wo es abermals der tragbaren Brücke bedurft hätte. Allein wäre diese auch durch den vertriehenen Menschenhaufen längs des Damms fortzuschaffen gewesen, so mußte man doch um so mehr auf ihren ferneren Gebrauch verzichten, da sich's mit Schrecken ergab, daß ihre Stützpfeiler, nachdem sie das Gewicht der darüber weggeschrittenen Reiterei und Kanonen empfunden, viel zu tief und fest in den Schlamm des Seebodens eingebrungen waren, um noch ferner von der Stelle bewegt zu werden. Auch ward sie von den Mexikanern zerstört, bevor der Nachzug noch völlig hinübergebrungen war, und hier nun insonderheit riß eine Verwirrung ein, welche alle Wassergattungen und Grund und Feind bunt durcheinander mischte. Blut floß von allen Seiten, und was der Netherregelung rangig, hatte das noch erschütterte Loos der Gefangenschaft. Einzel wie das Andere traf jenseit die Habsüchtigen, welche sich zum Uebermaß mit dem preisgegebenen Golde belästet hatten und darunter früh erlagen. Boteño, der Krieger, war, im Widerspruch mit seinen Draceln, unter den ersten, welche starben. Aber unweit schmerzlicher war dem Heere die Einbuße solcher Helden, wie Juan Velasquez, Francisco de Morla, Salcedo und mancher andern, die hier rühmlich unterlagen. Selbst Moarabo würde, nachdem er das Pferd unter dem Leide verloren, und rings vom Feinde umzingelt, ihr Schicksal getheilt haben, wenn er nicht mit riesiger Kraft auf seine Lanze gestürzt den verwinkelten Sprung über die anscheinlich weiche Dammöffnung gemagt hätte, der ihn wieder zu den Seinigen führte. Noch heute bewahrt der Name „Salto de Moarabo“, welchen Plog und Brücke führen, das Andenken an diese, zwar oft bezweifelte, aber dennoch hinlänglich bewährte, eines hemerischen Helden würdige That.

Inzwischen stand Cortez, der sich an die Spitze des Vortrabs gesetzt, bereits am zweiten Graben und setzte hier den erbitterten Kampf so lange fort, bis dessen Tiefe sich mit den Leichen der Erschlagenen füllte und ihm gestattete, über dieselben hinweg, wie auf festem Boden, zu schreiten. Ein dritter Durchstich bot mindere Schwierigkeit des Übergangs dar, da sich derselbe zur Noth durch Dammsack zu erreichen, ohne daß dieser Ausgang, wie er leicht gefoult, von feindlichen Truppen gesperrt befunden werden wäre. Was dem Feldherrn hatte folgen können, ward hier von ihm gesammelt und geordnet, allein noch blühte sich der bei weitem größte Theil der Seinen mitten auf dem Damme im mörderischen Hangemenge mit dem verfolgenden Feinde, ein Anblick, der Cortez seiner eignen Rettung vergessen ließ, um ihn augenblicklich wieder

zurück in das verlassene Gewühl zu stürzen. Ihnen abermals mit seinem Schwerte voranzukämpfen, öfter und häufiger als ihnen einen Weg aus jenem Chaos, läßt das schwere Geschütz, welches nicht weiter fortzubringen ist, im Wasser versinken und entzinkt noch die und da dem nachdringenden Feinde ein schon ergriffenes Schlachtopfer des schrecklichen Kriegsgottes! Huzilvorcht, während er so manche Andere, mit erlöschender Seele zu dieser Abwärtung hinweggeführt sehen muß.

Der anbrechende Tag fand endlich die Trümmer des spanischen Heerhaufens am äußern Ufer des Sees, wo sie bei der Stadt Tacuba sich vereinigten, aber nun auch erst im Stande waren, ihre ganze schreckliche Einbuße zu überschauen. Neben so vielen der geachteten Anführer fehlten gegen 500 Spanier und mehr als 1000 Tlascalaner, todt oder gefangen, in den fast gelichteten Reihen. Was sich gerettet hatte, war mehrertheils nicht ohne Wunden. Sämmtliches Geschütz bedurfte Schießbedarf, das Gepäck, der größte Theil des Schatzes und die meisten südben mexikanischen Gefangenen gingen verloren. Die Entroffenen, die sich hier rül durch ein Wunder wieder zusammenfanden, fühlten ihren Wuth gebrochen und fassten einen noch schwärzeren Zukunft entzogen. Cortez selbst, he überglühend und die Reizzahl seiner Betreuen vermissend, vermochte nicht, sich der Thranen zu erwehren. Wie aber mußte nächst dem der Untergang aller seiner stolzen Hoffnungen — das nur zu gewisse Ergebniss dieser Lebensnacht! — seine starke Seele bestürmen!

Allein in eben dieser fand er auch die Thatkraft, sich großherzig über sein Mißgeschick zu erheben. Allem Anschein ging die Sorge vor, das geschwächte und entblüdete Heer so schnell als möglich aus seinem gegenwärtigen Besdrängniß zu reissen und Tlascala, den nächsten belebtesten Punkt, wo sich ihm wieder einige Hilfsmittel darbieten, zu erreichen. Freilich mußten dazu zuvörderst die großen Seen von Zenoctitlan umjogen und mehrere Tagesmärsche durch ein feindlich aufgeregtes Land und auf taumelnden Gebirgswegen zurückgelegt werden. Die ganze Beswaffnung der Hauptstadt, durch ihre so eben errungenen Siege einmüthig, mußte ihn entweder auf der Feste verfolgen, oder ihm voraneilen und die Bergpässe verlegen, und als noch furchbarer Feind drohte der Hunger, der nirgend eine Verdringung dessen ließ.

Indes durfte, allen diesen Gefahren zum Trost, der Ausbruch seines Augenlicht verzögert werden. Die Tlascalaner, des Weges am funktigsten, bildeten, von Erdbag befehligt, die Spitze des Zuges, welchen die Spanier in möglichst weiter Ausdehnung unter Cortez eigener Anführung schlossen und dedien, während die Reiterei samt den wenigen Rückschwärmen die Flanken gegen die unaufhörlichen Angriffe des von allen Seiten sich zeigenden Feindes zu hüten suchten. Dennoch würden die ermatteten Truppen diesen sich stündlich mehrenden Nothdecten endlich erliegen sehn, hätte sich ihnen nicht gegen Abend eine zur Vertheidigung wohlgelegene Tempelbühne und im Bereich derselben (was nicht minder dringend war) ein Vorrath von Lebensmitteln dargestellt, um für die Nacht ebensoviel Essen als Nahrung zu gewinnen.

Unter ähnlichem Mähmal, stets mit der geschwungenen

nen Waffe in der Hand, allen Naturhindernissen Trost bietend und zu ihrer kümmerlichen Sättigung auf die grünen Weiskengel des Feldes oder auf unschmackhafte Wurzen angewiesen, beharrten sie dennoch fünf Tage hindurch im steten Fortrücken, fast allein nur noch gestützt durch den unangenehmen Wuth ihres Führers, der, ungeachtet jedes Ungeheims mit ihnen theilte, ihnen immer ein heitres Gesicht und eine nicht ferne, glücklichere Zukunft zeigte. So hatten sie am sechsten Tage die Bergspitze, von wannen die Straße nach Tlalcala durch das Thal von Dumba herübergeführt, und wo endlich ihr Zug gesicherter zu sein verließ, vor sich im Gesichte, als voran entfaltete Reihige die Meldung brachten, daß ein unermessliches feindliches Heer das ganze Thal erfülle. So war denn die geheime Befürchtung des Feldherrn, sich in diesem Pässe den Durchgang versperrt zu sehen, nur zu genau in Erfüllung gegangen! Cortez staunte; aber er wollte nicht! Hier galt es mehr als jemals, Sieg oder Tod, und seine Kees ger in eine dichte Colonne zusammen ordnend, deren beide Endspitzen die Reihigen deckten, warf er sich unverzagt von der Anhöhe herab in das dicke Gewimmel der erkannten Gegner, durchdrang ihre Massen und arbeitete sich unter anhaltendem Gemehel den Enzpass entlang, ohne gleichwohl hoffen zu dürfen, daß es der immer steigenden Erschöpfung der Seinigen gelingen werde, sich freie Bahn zu brechen. Schon stand der Kampf auf der mislichsten Woge, als Cortez in nicht zu weiter Ferne den mericanischen Oberfeldhern auf seinem Tragsessel und mit dem hochverehrten Heiligthum der Nation, dem goldenen Reichthümer in den Händen, hervorragend erblickte. Es entging ihm nicht, daß an die Eroberung dieses Kleins noch das Schicksal des Tages geknüpft sein werde, und schnell sammelte er seine Polabine Olis, Sandoval, Alvarado, Wolla und vier sonst noch eines tüchtigen Gentes mächtig geblieben, dicht um sich her, und mit der vereinigten Kraft ihrer eingelegten Lanzen gegen jenes Palladium ansprenzend, warfen sie mit unwiderstehlicher Gewalt alles vor sich nieder, erreichten und stürzten den Bannerträger von seinem Sessel, und Juan de Salamanca ist der Glücklichste, der dem Niedergerworfenen das goldene flatternde Reg entriß, um es seinem Feldhern als Siegesgestirphe zu überreichen.

Gleich einem Fauderschlage riefte das plötzliche Verschwinden ihres geheiligten Paniers auf die gesamte mericanische Heeresmacht, alle übrigen Fahnen senken sich, jeder Widerstand hat ein Ende, ein fäher Schrecken hat jede Faust gelähmt, und in wider verwirrter Flucht sucht alles die auf den letzten Mann sich in die Gefirge zu retten. Die über ihren eigenen Sieg erkaunten Spanier waren unbedingte Meister des Schlachtfeldes und einer auf demselben jurückgebliebenen, reichen Beute; aber noch bei weitem höher galt ihnen der freigeordnete Weg nach Tlalcala und die Gemüthe, den alten Glauben an ihre Unüberwindlichkeit juräderobert und den Feind für lange Zeit entmuthigt zu haben. Schon des nächsten Tages standen sie wieder auf besreundeten Boden; aber nur 40 dieser Helden samt nicht mehr als 16 Reutern, hielten demnach ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt ihrer

unveränderlich treuen Bundesgenossen. Diese kaum erwartete Begrüßung zeigte sich in der hilfsbereiten Aufnahme, womit Cortez hier empfangen wurde, und die vielleicht eben so sehr als das Wert seines persönlichen, alle Gemüther beschönigenden Verdienstes, als der enger wurzelten Feindseligkeit der Tlalcalaner gegen das Volk von Anahuac zu betrachten war. So fanden denn die ausgeschwärmten Spanier hier reichliche Wundborsche, die Verwundeten eine sorgsame Pflege und der Feldherr selbst, den hier nach so unglaublichen geistigen und körperlichen Anstrengungen eine schwere Krankheit besiel, die anwiderstehlichen Beweise einer Theilnahme, die ein Gutes zu seiner Wiederherstellung beitrug.

Inzwischen arbeitete seine große Seele unablässig an dem Gedanken, nicht, seine Entwürfen ein bescheidenes Ziel zu setzen, sondern alles, was ihm ein treuloses Glück oder einen Händen gerungen, mit Wucher zurück zu gewinnen und nochmals und für immer als Sieger in der noch thöral einzuziehen. Allerdings ein heroischer Entschluß! Denn wenn seine ihm noch übrigen Streikräfte vielleicht nicht viel geringer waren als bei seinem ersten Auftreten auf diesem Boden, wenn Vera Cruz, sein Wachssempfänger, sich noch im besten Zustande befand, und er sich von seinen Verbindeten des kräftigsten Beistandes versichert halten durfte, so stand ihm doch nimmermehr eine durch hohe Begeisterung über sich selbst emporgehobene Nation und, statt des gehassten und mit sich selbst versäulenen Montezuma, ein Regent von ausgereicherter Thatkraft gegenüber. Zwar war der sanfte Quetzalcoatl, kam auf den Thron erhoben, bereits wieder das Opfer einer schnell tödtenden Seuche — der durch einen Negern unter Narraoz mit eingeschleppten Menschenblattern — geworden; allein schon auch hatte eine neue Volkszahl den Resten und Schwiegerohn Montezuma's, den edlen Cuatimocin (richtiger Cuauhtemocin) zu diesem erhabenen Posten berufen, und alsobald auch ward jede Kraft seines Reiches von ihm in Anspruch genommen, dem fremden Dränger die Wiederkehr in das Herz desselben zu wehren. Zugleich erschienen seine Abgeordneten bei dem hohen Narbe der Tlalcalaner, und nur an der Fertigkeit dieser Versammlung scheiterten, zu Cortez nicht geringer Inzidenz, die lockenden Anerbietungen zu Schutz und Trug, denen eine umfänglichere Politik, zum Untergange eines eben so gefährlichen Feindes als Feindes, vielleicht ein minder taubes Ohr geliehen haben würde.

Allein nicht minder thätig erwies sich seinerseits der spanische Feldherr, seine Verluste zu ersetzen und sich mit teils Abwendung einiger Schiffe von Narraoz Geschwader, durch neue Werbungen auf Hispaniola und Jamaica, so wie durch Herbeschaffung von frischen Pferden und anders weitem Kriegsbedarf mit dem Fehlenben zu versehen. Seine unmittelbare Gemeinschaft mit Vera Cruz, welche durch den feindseligen Sinn der dazwischen gelegenen Tepeaken (Xepanac) bedroht schien, sicherte er durch Zwangung dieses unruhigen Volksstammes und die Gründung des besetzten Zwischenpostens Segura de la Frontera. Daneben war er eifrig bemüht, seinen Truppen durch eine Reihe, wenn gleich kleiner, doch glücklicher

kriegerischer Streifereien das solche Selbstvertrauen zu riskirten, das in mancher rauben Brust unter dem Ves nicht so rascher Glückwechsel sich sichtbar abzustumpfen begann. Besonders zeigten sich die letzten, von Narvaez übergetretenen Verfeindungen dergestalt getäuscht in allen ihren Erwartungen und niedergebengt durch die erlittenen Drangsale, daß sie eine förmliche Vereisung gegen einen zweiten Zug nach Mexiko einreichten und unermüdet nach Cuba zurückgeführt zu werden verlangten. Kaum konnten sie durch die Verheißung besserer Zeiten von Cortez dahin vermocht werden, nur noch für einige Zeit unter seinen Fahnen auszuhalten. Was indes seinen Bitten und Vorstellungen schloß, sollte ihm in diesem nämlichen Augenblick des Bedrängnisses durch eine nochmalige, ungehoffte Stund des Glücks ersetzt werden.

Die unglückliche Wendung, welche die Expedition unter Narvaez genommen hatte, war noch zu neu, als daß Belasquez auf Cuba bereits von derselben hätte unterrichtet seyn können. Vielmehr besaß sich dieser, seinem entzündeten Kriegesobstehen, an dessen gutem Fortgang er nicht zweifelte, neue Unterführungen zukommen zu lassen, welche Pedro Barba auf zwei Jagdreuzen herüberführte. Diese, mit List in den Hafen von Vera Cruz getobt und Zeugen von der mahren Gestalt der Dinge, bedachten sich nicht lange, zu Cortez überzugeben, während ein drittes Schiff, durch den Speculationsgeist einiger spanischen Kaufleute mit mancherlei willkommenen Vorräthen besfrachtet, hier einen reich belohnenden Markt, die Besatzung aber ein gern gereichtes Hangbild zum Kriege dienste fand. Endlich erschien sogar noch eine völlig fremde Ausrüstung, welche der Statthalter von Jamalla unter den Hauptleuten Camargo, Ramirez und Michael Diaz auf Entdeckungen ausgesandt hatte, aber an den nördlicher gelegenen Küsten des großen Golfs von Mexiko so übel empfangen worden war, daß ihr, von Noth und Hunger fast aufgerieben, kaum ein anderes Heil übrig blieb, als sich zu Cortez glücklicherer Jaghe zu schlagen und ihm solchergestalt 150 wehrhafte Männer samt 17 Pferden zuzuführen.

Jetzt bedachte er sich denn auch nicht länger, die uns zufriedenen Soldaten des Narvaez zu entlassen, indem ihm gleichwol noch 550 Mann Fußvolk und 80 Reuter, sämtlich Kenntnissen, nebst 9 Leichten, von den Schiffen entnommenen Feuerschützen, zu Gebote blieben. Öffentlich und bestimmt erklärte er seinen Voratz, zur Belagerung von Tenochtitlan aufzubrechen und forderte alle seine Verbündeten, zumal Lascala, auf, ihn dabei mit ihren Mith und zahlreich gestellten Hülfskräften zu unterstützen. Sollte jedoch jenes Unternehmen mit einem des Erfolgs gewissen Nachdruck betrieben werden, so war es eine unerlässliche Maßregel, sich durch abermalige Aufstellung einer kleinen Flotte zum Meister von den Seen und eben dadurch von jenen verhängnisvollen Dämmen der Hauptschlacht zu machen. Zwölf Brigantinen sollten dies bewirken; wenn aber gleich das Holz zu denselben liegt in den Waldgebirgen von Lascala gefaßt, das Eisenwerk, die Masken und Befestigung von Vera Cruz entnommen und alle diese Lasten allein durch Menschenhände einen eben so

welten als beschwerlichen Weg bis an den Rand der Vineaasen geschleppt werden mußten, so erschrak doch der gewaltige Geist des Spaniers vor einem so läbigen Gedanken nicht, und er war auch so glücklich, in Martin Lopez den rechten Mann zur Ausführung desselben zu finden.

Nicht minder gab ihm der täglich süßbater werdende Mangel an Schießpulver zu schaffen; denn wenn man auch Belegenheit gefunden, sich einen Vorrath von Salpeter zu verschaffen, so fehlte es doch an dem zur Fabrication jenes Bedarfs erforderlichen Schwefel, bis man sich der unerforschlichen Lagerstätte desselben in dem Schlande jenes nahen Vulkans entsann, des Orday, längst mit so viel Muth erstiegen hatte. Sogleich erbot sich Momana, der Gefühlsausheber, diesen glücklichen Fund nochmals aufzusuchen und zu benutzen, und auch dieser Brave hielt treulich Wort, indem er sich nach erfliegenem Gipfel tief in den Crater hinabließ, um sich des gewünschten Minerals in ausreichender Menge zu bemächtigen.

Was indes Cortez Geist mehr denn alles mit Ungewißheit und Sorge erfüllte, war das Schicksal seiner Sendung an Kaiser Karl V. und der von demselben geschehenen Sanction seiner, in deren Ermangelung zur Werthlosigkeit, wenn nicht gar zum Verbrechen geistens pelten Anstrengungen. Mehr als Jahresfrist war verstrichen, ohne daß seine Agenten wieder von sich hatten hören lassen. Jetzt schien es ihm das höchst Wichtigste, die eifrige Vetreibung dieses Anliegens in Gemeinschaft mit jenen erstern Abgeordneten, in die treuen Hände von Diego de Orday und Alonso de Mendoza, mittelst einer abermaligen Sendung nach Spanien, zu legen. Seine umständlichen Berichte an den Monarchen von seinen bisherigen Verrichtungen, bekräftigt durch die gleichlautenden Erklärungen der Autoritäten von Vera Cruz und Segura, erbielten zugleich ihren noch sprechenderen Nachdruck durch die für königliche Rechnung zurückgelegten und auf dem unglücklichen Rückzuge nicht ganz verloren gegangenen Goldmassen und Reichthümern.

Sechs Monate hatte Cortez bedurft, um seine Rüstungen zu dem neuen Zuge zu vollenden, der nunmehr mit frisch wieder aufblühenden Hoffnungen angetreten wurde. Lascala hatte dazu ein Hülfsheer gestellt, das man (wiewol leicht mit Ubertreibung) auf 60,000 Köpfe schätzte, und von welchen der Feldherr nur 10,000 unter Escocart's Anführung zu seine Reiben aufnahm, während die übrigen zum Bau und Transport der Flottille verwaudet wurden. Der Widerstand an Verhaften und Fußgründen, oder selbst an gewaffneter Abwehr, welchen die Spanier auf ihrem Marsche fanden, war nicht von Bedeutung und wurde leicht hinweggeräumt. So ward denn die Stadt Tenexco am östlichen Rande des gleichnamigen Sees und im Angesicht von Tenochtitlan gelegen, ohne Fährde erreicht und von Cortez zum Waffenplatz und Schiffwerft für die vorhandene Belagerung ersehen. Nicht so leicht glückte die Besetzung von Tlapalapan, dessen noch nähere und feste Lage auf einer Insel des Sees wesentliche Vortheile versprach, obwohl der Ort einer plötzlichen Überschwemmung wegen wieder verlassen werden mußte.

Die entschlossene Gegenwehr, welche die Spanier bei diesem Angriff gefunden hatten, konnte sie belehren, daß Chinaméchin auf die hartnäckigste Vertheidigung seiner Hauptstadt gefaßt sey, in welche er alle wasserfeste Wänschaft aus der Umgegend zusammengezogen hatte, während die Brüden abgetragten, die Dämme mit Schanzen versehen und die Gewässer der Seen durch umhüllte kleine Fahrzeuge gedeckt waren. Cortez sah sich dadurch genöthigt, in seinen Operationen ganz methodisch zu Werke zu gehen und wiederholt eben sowohl durch Unterwerfung der Plätze rings um die Seen her, als durch freundschaftliche Verbindungen mit einigen nahe gelegenen, unabhängigen Staaten seinen Gegner in immer engerer Grenzen zurückzudrängen, nachdem der Versuch, denselben durch eine bald drohende, bald schmeichelnde Botschaft zum Frieden einzuführen, seines Zwecks verfehlt hätte.

Inzwischen waren auch die von Lopez geleiteten Kräfte an dem Material der Flottille soweit vorgerückt, daß auf dessen Herbeiführung von Tlascala Bedacht genommen werden konnte. Soudaen ging diesem großen Transport, der einen meilenlangen Zug von 8000 Lastträgern bildete, auf die Hälfte des Weges zur Bedienung entgegen und hatte seine Vorkehrungen so gut getroffen, daß er denselben, obwohl unausföhrlich von feindlichen Streifparteen umschwärmt und genetzt, wohlbeshalten nach Texcoco geleitete. Nicht minder schnell und glücklich ging hier nunmehr die Zusammenfügung von 13 Brigantinen von Statten, welche, mittelst eines eigens dazu gegrabenen Canals vom Stapel gelassen wurden und in ihrer odlichen Ausrüstung eine so bewunderbare Stellung gewährten, daß darüber ein während dieser Arbeiten unternommener, aber feblgeschlagener Versuch auf die Stadt Tacuba, dem ein hitziges, aber unentschiedenes Treffen an dem Dämme gleiches Niswens folgte, um so eher verschmerzt werden konnte.

Eine neue und noch stärkere Ermuthigung mochte Cortez aus der Erscheinung von vier Segeln im Hafen von Vera Cruz schöpfen, welche ihm unmittelbar von Seiten der königl. Regierung zu Hispaniola eine Verstärkung von 200 Mann, 80 Pferden und mannigfachen Kriegsbedarf, unter der Anführung namhafter und kriegserfabrner Männer, zuführten. Nicht überflüssig war ihm dieser Zuwachs von Streikräften, da die Anfälle und Streifzüge der Belagerten ihm noch immer alle Hände voll zu ihrer Abwehr zu schaffen gaben. Er selbst gerieth bei einem dieser Gefechte, wo er sich plötzlich im Handgemenge von den Feinden abgeschnitten, sein Pferd zusammenstürzen und sich hilflos unter der Last desselben begraben sah, in die dringendste Gefahr, von den Mexikanern lebendig ergriffen zu werden; ward aber ritterlich durch den Muth seiner sich um ihn durchschlagenden Gefährten gerettet.

Allein nicht alle Theilnehmer an Cortez Gefahren besaßen zugleich auch den Muth oder den freundlichen Willen, in denselben handhaft mit ihm auszuweichen; und da sich ihrer Kurzsichtigkeit das letzte Ziel einer Unternehmung, die sie von eben soviel unerwartetem Niswals, als raschem

Glückswechsel begleitet sahen, je mehr und mehr verschloß, so schlich sich in gar manche Herzen eine Vertheilung und ein Unmuth, welche in Allem, was der Feldherr unternahm, und zumal in der begonnenen Belagerung der mexikanischen Hauptstadt, nur das Werk eines tollrührenden Starrsinns zu erkennen glaubte und es ihnen verleihte, sich ihm ferner zu willenlosen Werkzeugen herauszugeben. Als ein Mittelpunkt dieser stillen Unzufriedenheit, die sich besonders unter den Resten von Narváez Expedition noch immer finden ließen, warf sich Antonio de Villafagna auf, zwar nur ein Soldat von untergeordnetem Range, aber begabt mit dem letzten Geist der Intrigue und insgesam dem Adelantado mit ganzem Gele ergeben. Angefacht und genährt von ihm, bildete sich schnell ein geheimner Bund im Heere, dessen Plan anfänglich darauf hinausging, das Heer zu verlassen und sich nach Cuba einzuschiffen. Als sich ihnen jedoch bei näherer Erwägung die Unbilligkeit dieses Niswals ergab, faßten sie auf der Stelle den noch kühnern, sich zu vor des Feldherrn und seiner getreuen Anhänger durch Mordmord zu entledigen und einen andern Führer zu erwählen, dem Villafagna zunächst zur Seite stehen sollte. Ort, Zeit und Gelegenheit zur blutigen That waren bereits versehen und die einzelnen Rollen unter die Verschworenen ausgeheilt, nachdem sie sämmtlich eine Urkunde unterzeichnet und in die Hände ihres Hauptes niedergelegt hatten.

Bis zum Abend vor dem zur Ausführung bestimmten Tage blieb das Geheimniß, trotz der Menge der Theilnehmer, in tiefe Nacht verschleiert. Da aber trieb einen der Mitschiffenden, der zu Cortez Veteranen gehörte, der stärkere Geist der Neue zu seinem Feldherrn, ihm die oberschwebende Gefahr zu offenbaren. Dieser, wie sehr auch immer überrascht, verlor gleichwohl die Bestimmung nicht, sondern augenblicklich eilte er, von einigen zuverlässigen Freunden gefolgt, in Villafagna's Zeit, wo die Verstärkung des Verräthers ihm, neben dem Eingeständnis seines Verbrechens, auch die Bunde desatete entriß, in welcher Cortez, mit Unmuthen und Kummer, Namen sah, die er hier nimmer gesucht hätte. Auf seinen Befehl büßte der Meuterer sogleich und über der Thüre seines Quartiers mit dem Strange; allein weit davon entfernt, in eine tiefere Untersuchung der Verschwörung einzugehen, welche der Schuldigen nur zu viele bloßgestellt haben würde, unterdrückte er sogar jene Namenliste mit flüger Sorgfalt und gab vor, daß Villafagna noch Zeit gefunden, ein Papier zu verfaßeln und zu verschlucken, wodurch es unmöglich geworden, den Haden der Verschwörung weiter zu verfolgen. Wenn aber auch diese Erklärung die Feinden, welche sich strafbar fühlten, für den Augenblick beruhigte, so fehlte doch viel, daß seine fluge Erfindung die Umtriebe des Mißvergnügens und der Abtheilung im Heere völlig verbannt und ihm nicht noch manche stille Sorge bereitet hätte.

Ein ähnlicher Geist der Murrei brach sogar, wenige Tage später, unter den tlascalanischen Bundeskruppen hervor und hatte seinen Gerengeren, als ihren Anführer Xicotencatl selbst, zum Urheber. Dieser eben

so kühnberzige, als heiß Kopf, der die Politik und die letzten Zwecke der Spanier vielleicht richtiger, als irgend einer seiner Kleinsten durchschaute, hatte schon länger an der Spitze einer kleinen Partei des Senats gestanden, welche Cortez heimlich anfeindete und die mit ihm eingegangene Verbindung mißbilligte. Nochte nur auch wol noch hinzukommen, daß die Lascalaner nach dem geschändlichen Tode untergeordneter Verbündeter, in den Belagerungsarbeiten zu Ungebühr angestrengt wurden; so zeigte sich doch Theodorical immer unverschöner als mißvergünstig. Tadler dieser Unternehmung und sann endlich im Ernst darauf, seine Untergebenen, so viele derselben ihm folgen wollten, heimzuführen. Cortez, dem dies kein Geheimniß blieb, beschwerte sich bei dem Senat über das Mißverhalten seines Truppenführers, und da jener die Bestrafung desselben ganz in seine Gewalt stellte, stand Cortez nicht an, die Verfassung des Lascalaners in eben dem Augenblick zu gebieten, da dieser seinen Aufbruch und Werf zu richten gedachte. Sein Verderben vor Augen erblickend, wollte er die spanischen Wache nicht gütlich folgen und ward nach tapferem Widerstande und mit Wunden bedeckt von derselben niedergebunden. Sein Tod ersuchte jede fernere Bewegung unter seinen Landsleuten.

Noch hatte der unmittelbare Angriff auf Guatimochins Hauptstadt nur die Vollendung der im Bau begriffenen Brigantinen erwartet, als dieselben, trotz allen feindlichen Versuchen zu ihrer frühzeitigen Zerstörung (28. April 1521), unter feierlichem Gepränge vom Stapel ließen, dann vollends zugerüstet, jede mit einem Wellerrück versehen und mit 25 Kanonen und einer Anzahl Kutter besetzt wurden. Auch das spanische Belagerungsheer war durch allerlei Verstärkungen wiederum auf 900 Mann zu Fuß und 86 Kutter angewachsen, und außer 13 leichten Falkonets hatte man es möglich gemacht, auch 3 Geschütze von schwerem Kaliber herbeizuschaffen. Mit dieser Macht, wobei freilich auf die Unterstützung von bedeutenden indianischen Hülfskräften (sollten sie auch nicht die angegebene Zahl von 100,000 Mann erreicht haben) gerechnet werden mußte, entschloß sich Cortez, die Operationen ungleich von drei verschiedenen Seiten zu beginnen. Pedro Alvarado ward ersehen, den Angriff ostwärts her, von Texcoco aus, zu leiten; Candoval befehligte an der Westseite der Seen, zu Tacuba; und schließlich derselben, dem Punkte von Xupacoan her, sollte Cristoval de Sida den Platz bedrohen; mögegen Cortez selbst sich den gewichtigsten Theil der Bestärkung, der den Brigantinen vorbehalten war, erwählte.

Während die Landtruppen damit begannen, sich an den benannten Punkten festzusetzen und die Wasserleitung von Chapultepec zu zerstören, wodurch der Stadt ein trübendes Wasser zugeführt wurde, (denn die Seen selbst, zum Theil fast mit Salz geschwängert, lieferten dergleichen nicht), richtete Guatimochin sein vornehmstes Augenmerk auf die Abwehr der Flotte, deren gefährdende Existenz er wohl erkannte. Allein seine Laufende von zu sammengebrachten Canots vermochten nichts in ihrem Aus-

griff auf die zwar roh gezimmerten, aber dennoch zu Bede und geschickter Leistung weit überlegenen Brigantinen, welche Alles vor sich her durchdrangen, in den Grund zu gelten, oder durch ihr Geschäß gerammten. Cortez, solchergestalt Meister der Seen, sah sich jetzt weiter ausgedehnt, den Ummarsch seiner Kolonnen längs der Dämme fräglich zu unterbürgen; so daß die Verbände derselben durchbrochen, die Durchgänge mit Geschützen ausgesetzt und leichte Kanstrüben hinüber geworfen werden konnten. Es gelang, die Stadt zu erreichen, und sogar zuweilen und auf kurze Strecken in dieselbe hineinzufragen.

Wären diese heldenmüthigen Anstrengungen, anstatt nach drei Selten hin zerfällt zu werden, auf einem einzigen Punkt vereinigt gewesen, so möchte ihnen schwerlich etwas widerstanden haben. Jedoch zu schwach, sich auf dem gewonnenen Boden zu behaupten, sahen sich die Spanier jedesmal genöthigt, in ihre früheren Stellungen zu rückzukehren; wogegen die Belagerten die Nacht dazu benutzten, jene Bollwerke wieder herzustellen und die feindlichen Schanzen zu zerstören. Dieses fruchtlose Hin- und Herwogen der Kräfte erneuerte sich fast einen Monat hindurch im täglichen Wechsel. Wenn auch in den zahllosen Gefechten der Ausschlag sich gewöhnlich auf die Seite der Spanier lenkte, so war er doch stets mit Verlust verbunden, ohne daß man der Entscheidung näher gerückt wäre, nicht zu gedenken der gebauten Mühseligkeiten eines solchen ununterbrochenen Kampfes, welche bald durch den Eintritt der Regenzeit noch höher gesteigert werden sollten.

Aber auch gegen ihre Flotte ermatete Guatimochins Widerstand ebenso wenig, als seine Erfindungen, sie entweder zu vernichten, oder doch in ihrem Angriff zu hemmen. Bald verband er eine Anzahl größerer Barken zu einer schwimmenden Brücke, welche mit einer Brustwehr versehen, den Durchbruch der heransegelnden Brigantinen verhindern sollte; bald ließ er einige engerer Durchfahrten heimlich mit zugespitzten Grundpfählen, die kaum den Wasserpiegel erreichten, ausfüllen, und lockte durch verstellte Flucht, die feindlichen Schiffe in diese jubereiteten Fallen, deren zwei sich, hart beschädigt, nur mit Mühe, und nicht ohne den Verlust ihrer Anführer Pedro Barba und Juan Portilla wieder in Freiheit setzten. Weidag hatte den Erfolg, daß Cortez jene schwimmende Brücke von Gegenbänken eines besondern Angriffs machen, seine Brigantinen aber durch ihnen zugebilleit leichte Canots unterstützen lassen mußte, um ihnen in feicherem Fahrwasser aus dem Gebränge zu helfen.

Je weiter indeß dies Alles die Belagerung in eine immer milder werdende Länge zog und seine Streitkräfte nutzlos erschöpfte, um so unumgänglichlicher auch that sich ihm die Nothwendigkeit eines Hauptsturms dar, um endlich eine Entscheidung zu erzwängen; da zugleich auch ein letzter Versuch zu friedlichen Ausgleichungen an Guatimochins festem Felsenmuth gescheitert war, so felerlich seinerseits der spanische Feldherr auch erklärt hatte, daß er von dannen nicht weichen werde, bevor er nicht als Sieger in die Stadt eingezogen. Seiner Anordnung zu Folge sollten alle drei Abtheilungen, um erneuert, gleich-

zeitigen Angriff ihr Bestes thun, um jede Gegenwehr vor sich niederzuerstern und in den Vlog selbst vorzudringen, wo ihnen der große Marktplatz zum Punkt ihres Zufalls unentweichens bestimmt wurde. Cortez schloß sich an diese Truppen an; und während an diesem Tage (3. Juli) alle in die Wette Wunder der Tapferkeit verrichteten, gelang es ihm und den Seinen, von Tlaxcoacan her, selbst den letzten Abschnitt des Damms, ungeachtet der Belagerten denselben bis zu einer Breite von 60 Fuß erweitert hab' jenseit mit einer starken hölzernen Brustwehr verarmt hatten, zu überschreiten, indem er seine Canots und Brigantinen zur wirksamen Unterstützung herbei rief.

Jetzt stand ihm der Zugang in das Innere von Tlaxcoacan offen, und Cortez ordnete seine Scharen, die sich errungenen Vortheil kräftig zu verfolgen. Hinter sich, an dem Graben, ließ er Julian von Albrechte mit einer Abtheilung zurück, um diesen Rückzugspunkt für jeden möglichen Fall zu hüten, zugleich aber auch die Tiefe desselben soviel in der Eile geschehen könnte, auszufüllen. Sofort begann der weitere Angriff; in den Straßen und selbst von den Dächern herab, erhob sich ein wüthendes Gefecht, dessen Getöse aus immer fortschreitender Ferne das treu bleibende Glück der kühnen Besäuerer bezeugte und so auch Albrechte's Ohr erreichte. Dieser, voll brennender Kampfeslust, achtete es einem Spanier zur Ehrende, da, wo seine Gefährten vorbrechen konnten, nicht gleichfalls mit dem Schwerte dreinzuschlagen; und ohne weiter das soviel wichtigeren, ihm antwortenden Posten zu bedenken, stürzte er sich gleichfalls vorwärts in das wilde Getümmel.

Aber nicht sobald erfuhr Guatimozin die unbedachte so wie Verlassung dieses wichtigen Punktes, als er denselben auch, um Umwegen, durch seine Rückhaltsscharen stark besetzen ließ, während Cortez durch absichtliches Zurückweichen seiner Gegner vor ihm, immer tiefer in die Stadt hineinverloren wurde. Plötzlich aber erdrausen von dem Haupttempel herab die dumpfen Klänge der heiligen Kriegstrommel des Mexizli und werden die fanatische Wuth ihrer gläubigen Hörer. Von allen Seiten und mit gräßlichem Geschrei hebt Cortez sich angefallen. Seine entschlossene Abwehr wird noch mächtiger durch die Wirkung seiner Feuerwaffen gegen die sich mit jedem Augenblicke verdrichtenden feindlichen Massen, die ihn endlich dennoch bedrängen und umzingen, sich zum wohlgeordneten Rückzuge zu entschließen. Bis zum Damm hin versetzt niemand der Seinen den Muth und die Zuversicht; als aber auch hier Albrechte's Unbesonnenheit sich offenbart und jeder Rückzug vom Feinde gefordert erscheint, da erregt das Andenken an jene Nacht der Trübsal und das vor Augen schwebende Bild eines ähnlichen Looses eine momentane Lähmung seiner Kraft. Besinnung, feste Ordnung und Gegenwehr haben ein Ende; kein Befehl, kein Ruf des Anführers wird mehr vernommen oder gehorcht; alle Waffengattungen vermischen sich in bunter Verwirrung und drängen unaufhörlich der Öffnung des Damms zu. Blindlings stürzen sie sich in die Tiefe, um sich schwimmend nach jenseit zu retten. Allein was nicht

im Schlamme erstickt, wird von den Mexikanern gemeldet, oder lebendig gepackt und fortgeschleppt. Selbst die Brigantinen gewähren nur wenigen eine Zuflucht, da der selbige Grund ihnen die unmittelbare Annäherung verbietet.

Lange hatte Cortez schier übermenschliches Verstande, die Gluthingel auszubalten und den Kampf zu erneuern. Kaum gelang es ihm, einige einzelne Unglückliche aus dem Gedränge zu retten. Allein jetzt sinkt auch sein Muth; sechs mexicanische Häuptlinge stürzen über ihn her; schon sieht er sich ergreifen und auf dem Punkte, davon geführt zu werden, als Don Francisco Guzman, ebenso edel von Sinn, als von Geburt, sich für den Feldherrn opfert, indem er, sein Pferd verlassend, sich vor Cortez zur Brust wehe macht und diesem Luft genug verschafft, sich in den erbeugten Sattel zu schwingen. Er selbst fällt unrettbar in Feindesband; wogegen jener, obgleich mehrfach verwundet, das kaum noch gehoffte Glück genießt, sich auf eine Brigantine zu retten. Gleich ihm, waren fast alle Spanier an diesem schrecklichen Tage mit Wunden besetzt, und 60 derselben, samt mehr als 1000 Tlaxcoacanern, deckten das verlassene Schlachtfeld. An dem gräßlichen Todesloose des hochherzigen Guzman, so wie der übrigen Gefangenen ließ sich leider nicht zweifeln. Aldes zete, wie traurig er auch erschien und reuig sich auch selbst der Todesstrafe für verfallen bekante, litt vielleicht noch schmerzlicher an dem ihm öffentlich erhaltenen Verweise seines Feldherrn, der hier die Strenge der Kriegesartikl mit Beobachtet nicht walten ließ, um das entmenschte Heer nicht tiefer niederzuschlagen.

Obnach ward die Trauer desselben nur zu lebhaft genährt durch den milden und gedankvollen Jubel aus allen Quartieren der Stadt, der in der nächsten Nacht das barbarische Siegsfest der Mexikaner bezeugte. Die Tempelhöhe des Kriegsgottes strahlte im hellsten Glanze; und mehrer Spanier, die sich der Stadt in leichten Casacos zu nähern wagten, vermeinten, neben den dunkeln Umrisen der geschäftigen Priester auch die weißen Gestalten ihrer zur Abschlachtung herbeigeführten, unglücklichen Gefährten erkannt zu haben. Kein Auge blieb trocken bei diesem Bericht; und wenn irgend je mals, bedurfte Cortez der vollen Kraft seiner großen Seele, um zugleich mit seinem eigenen Muth auch die tiefe Bezeugtheit seiner Gefährten zu führen. War nicht Alles, so war doch weit mehr, als seine bessere Miene abzuken lassen durfte, verlorren. Nicht mehr an Angriff, sondern nur auf Selbsthaltung, auf Pflege der Verwundeten, auf Herstellung der erlittenen Einsinken mußte Bedacht genommen werden; und mehr als zu hoffen stand, war schon gewonnen, wenn sich nur die engere Einschließung des Platzes fortsetzen ließ, um ihn vielleicht noch durch den schon einrückenden Hunst zu begründen.

Allein hätten sich ihrerseits die Mexikaner nicht auch bereits am nächsten Morgen zu einem kühnen, wenn gleich erfolglosen Ausfall gegen die spanischen Quartiere entschigt gefühlet; so beunruhigten sie doch Cortez Gemüth in einem umgibt höheren Grade, indem sie die blutigen

Hinter der Geopferden in alle umliegende Landschaften verstanden und die dadurch bewirkte Verstärkung des bisher ergrünten Kriegsgottes verkündigen ließen, welcher nunmehr die Vergeltung dieser gottverhassten Fremdlinge binnen einer Frist von acht Tagen verheißten habe. Dies sei von den Priestern geistlich vorbereitete Drafel fand selbst auch unter den Truppen der Verbündeten Zugang und willigen Glauben; demzufolge schon in den nächsten Tagen ihre Läger wie verödet ständen. Ja, die bisher nie wandernden Tlascalaner erlagen dem gleichen Schicksal so sehr, daß nur eine geringe Zahl mutigerer Seelen es wagte, bei Cortez auszuweichen. Was diesen aus einer so drohenden Lage allein nur retten konnte und durch seine Besonnenheit auch wirklich rettete, war der Versuch, das Drafel zu Schanden zu machen, indem er bis nach Vera laus jener acht Tage, geistlich jede kriegerische Bewegung einstellte und so dem großen Huijzopolochli die Geslegenheit raubte, sein Vernichtungsurtheil zu vollstrecken. Jetzt erkannten und bereueten die lauernden Verbündeten ihre Leichtgläubigkeit und schrien willig auf ihren Vösten gerüdt. Andere hingegen, welche bisher dem Bündnisse noch nicht beigetreten gewesen, schlugen sich nun erst auf die Seite der Spanier, da sie in jener unerfüllten Drohung vielmehr eine vorläufige Täuschung des Gottes ahmten, welche den von ihm beschlossenen Untergang des Reiches Anahuac unvermeidlich machen sollte.

Kaum waren indeß die Wunden, welche jener Tag des Schreckens gefosset hatte, einigermaßen verharbt, so schritt auch der Feldherr mit wieder gewonnener Zuversicht zur Ausführung seines neuen Angriffsplanes, zu dessen Verbesserung die seither gemachten widrigen Erfahrungen sorgfältig benutzt wurden. Im Wesentlichen war dies aber derselbe: allein man ging nunmehr langsamer und methodischer zu Werke, indem jeder vorwärts erkämpfte Schritt auch entschlossen behauptet werden sollte, wobei insbesondere die Bundeskrieger dazu benutz wurden, dicht hinter den spanischen Vorkämpfern die Dammbrüche auszufüllen, während die Brigantinen, welche immer noch die Seen beherrschten, die Flanken der Streiter wie der Arbeiter deckten. Auf diese Weise hatte man Hoffnung, allmählig aber festen Schrittes von allen drei Seiten zugleich in die Stadt einzudringen. Dies geschah auch wirklich, Fuß vor Fuß und Straße vor Straße, wobei ferlich alle Häuser zu heissen Selten niedergebrannt oder absichtlich zertrümmert werden mußten, um sich auf ihrem Schutte zu verschanzen. Viele Tausende der Verbündeten wurden zu diesem wilden Zerstörungswerke erndeten, und sie geschrien mit Freuden, weil ihr alter Haß in dem geschehenen Untergange der Stadt seine Befriedigung für umgibt, von dorthin erlittene Unbilden fand. Voreilig aber traf jenes Volk die hochragenden Tempels pyramiden, welche vermöge ihrer Bauart, eben so viele feste Schiffe bildeten und daher, hätten sie auch nicht den Janairismus der Delagater aufgeregt, doch schon zur eigenen Sicherheit derselben der Erde gleich gemacht werden mußten.

Bermittelst dieser ebenso außerordentlichen als beispielhaften Anstrengungen und überall durch blutige Strö-

ren bezeichnet, gelang es (27. Jul.) der von Alvarado befehligten Abtheilung, den großen Markt, als den verabredeten Sammelplatz, zu gewinnen und sich zugleich eines darauffolgenden Tempels zu bemächtigen. Ein gesegnetes Feuerzeichen von dem Gipfel desselben belehrte die andernorts noch im harten Kampfe begriffenen Truppen von diesem glücklichen Erfolg und ward für sie zur Aufforderung, nicht länger dahinten zu bleiben. Bald auch arbeitete sich Didi mit den Seinen, in deren Mitte sich wiederum Cortez selbst befand, dahin durch; die endlich auch Sandoval eintraf und seine noch so tapfere Begierde mehr der Delagaten dem spanischen Schwerte mehr gewachsen blieb. Was noch stehen konnte, eilte sich zur Hauptstadt der kaiserl. Burg, die nun unmittelbar bedroht schien, zu vereinigen.

Zwar lagen nunmehr drei Viertel der Stadt in Asche und Trümmern und waren in der Gewalt der Sieger; allein da Cuatimozin mit dem Kern seiner Truppen in jenem letzten Asyl noch einen verzweiflungsvollen Widerstand erwartete, so wollte auch Cortez von seinem bisher beobachteten Verfahren nicht abgehen, sondern suchte sich wiederum auf dem großen Plage von allen Seiten zu verschanzen. Um aber auch zugleich seine Gegner durch immer neue Formen des Angriff zu schrecken, nahm er seine Zuflucht selbst zu den Zerstörungswerkzeugen einer fernem Zeit, indem er auf einer ausmauerten Anhöhe, welche einem merikanischen Theater zur Grundlage diente, einen großen Kanon von den stärksten Balken gegemüß dem Palast gegenüber errichten ließ. Wenn aber gleich die kolossale Maschine aus Ungehörigkeit des Wertmeisters nicht zu ihrer verderblichen Wirksamkeit gelangte, so reichte dennoch ihr bloßer, Unheil verkündender Anblick hin, bei den Beobachtern ein geschehens Erfolge zu erwecken und sie für den endlichen Ausgang dieses Nischenkampfes immer besorgter zu machen.

Eben darum fanden vielleicht die abermaligen Friedensanträge, womit Cortez einen gefangenen Häuptling an seinen Gebieter entließ, wenn auch kein augenblickliches Gehör, doch Beachtung genug, um vorläufig zu einem Stillstande der Feindseligkeiten zu führen. Die hierauf angestellten Verathungen im Palaste schienen auch wirklich einen ernsthaften Charakter anzunehmen, da sie nicht nur die Abwendung kaiserl. Anordnungen zur Folge hatten, um vorläufig die von Cortez zu bewilligenden Bedingungen zu vernehmen, sondern demnachst auch Cuatimozin persönliche Erscheinung verheißte, um durch mündliche Aufzählung das Siegel auf den Vertrag zu drücken. Jedoch eben diese plötzliche Bereitwilligkeit konnte nicht umhin, bei dem Beobachtern einigen Verdacht gegen die Aufrichtigkeit derselben zu erregen und in gleichem Maße auch seine Vorsicht zu schärfen.

Und nicht ohne Grund war dieser Argwohn! Denn weit entfernt, daß sie ein Gebot an Unterwerfung in die Seele des großherzigen Regenten gekommen wäre, stand die mehr sein Entschluß fest, die Hauptstadt, welche nicht länger gegen den Feind zu halten war, heimlich zu verlassen und Eretzsträße in den entferntesten Provinzen des Reichs auszubieten. Alles lag ihm daran, die Zeit zu gewinnen und den Plan seiner Flucht zu verbergen. Während



demnach die Spanier mit jenen friedlichen Anerbietungen eingehalten wurden, zog man in der Stadt Alles, was noch von Canotiz vorhanden war, in größter Stille zusammen, um das Bagagel in dem nämlichen Morgen, so jene persönliche Zusammenkunft der beiden Kriegerhäupter statt finden sollte, zur Ausführung zu bringen.

Cortez, jedes mögliche Ereigniß im Geiste auslehnend, hatte auch einen Anschlag dieser Art nicht auf der Acht gelassen und, im größten Vertrauen auf Sandoval's Wachsamkeit, diesem den Oberbefehl der Flottille übertragen, mit der Befehl, jede Bewegung des Feindes auf den See streng zu hüten. Konnte nun gleich an jenem Morgen (15. August) eine unter den mexikanischen Fahrzeugen sofort bemerkte Unruhe auf die bevorstehende Frierlichkeit gedeutet werden; so setzte doch Sandoval seine Brigantinen nur um so mehr in Bereitschaft und war also auch darauf versehen, als plötzlich die Canots in einem stürmischen und mit unerhörter Erbitterung fortgesetzten Angriff gegen ihn hervorbrachen. Noch mit ihrer Abwehr beschäftigt, entzog er gleichwol seinem ruhigen Einblick nicht, daß einige größere Fahrzeuge sich von der feindlichen Masse absonderten und, mit aller angelegten Kraft der Ruder, quer über das Gewässer hinweg dem Lande zuwandelten. Sogleich erbat Garcia's Holquin, der schnellste Segler der Flottille, das Signal zur Verfolgung, hielt die Flüchtlinge auf einem Wasserstraßen umweilt der Brüste von Urtigro (oder Urtigro) ein, und ist im Begriff das vor allen ausgezeichnete, vordere Canot in den Grund zu bohren, als augenblicklich die Ruder der desselben sinken und ein thränenvolles Geschrei sich erhebt, das um Schonung für die geheiligte Person des Kaisers fleht.

Unerschrocken und mit Würde trat Guatimozin seinem Verfolger entgegen, sich ihm zum Gefangenen zu ergeben, aber auch, um eine guymende Behandlung für seine mit ihm an dem nämlichen Vorde befindliche Kamille zu fordern. Zugleich hatte beim vernichtenden Anblick dieser verhängnißvollen Katastrophe, jeder fernere Kampf seiner Betreuer ein Ende; und der nämliche Erfolg fand gleichzeitig auch auf dem Lande statt, wo die Besatzung der Kaiserburg die Spanier durch einen ebenmäßigen Ausfall zu beschäftigen bemüht gewesen. Holquin seinerseits hatte geriet, seine kostbare Beute dem Heilts Herrn am Ufer vorzuführen. Cortez empfing den erlauchten Gefangenen mit Achtung und zukäullichem Anstande. Eine Pause tiefen Schweigens erfolgte; dann berührte der junge Mann den Dolch, welchen der Spanier im Gürtel trug, und rief schmerzlich: „Tödtet mich! denn nachdem ich Alles versucht, was ich mit meinem Volke schuldig war, bleibt mir nur der Wunsch übrig, zu sterben.“ — Cortez, nicht ohne Mühe, sprach zu seiner Beruhigung und erbot, den Fürsten seinem Range gemäß zu behandeln.

Nach am dem nämlichen Tage (dem 75ten der eigentlichen Belagerung) rückten die Spanier über Trümmer und Hügel von Erschlagenen, die einen verpfändenden Geruch verbreiteten, in die nunmehr widerstandslos gewordenen feindlichen Quartiere ein, die der Soldateska zur Plünderung preisgegeben wurden. Die Lobten warf

man in die Kanäle und jündete in allen Straßen große Feuer an, um die verdorrte Luft zu reinigen. Von den vorgefundenen, noch überlebenden Einwohnern ward, was die Waffen getragen hatte, durch Brandmark zu Sklaven gestempelt und zu öffentlichen Arbeiten anzuhalten; während der anderweitige verbrannte Troß der Vergeltung erlief, einen Ort zu verlassen, der wie einst Troja oder Carthago einer förmlichen Zerstörung geweiht worden. Denebin bot derselbe in seiner gegenwärtigen Gestalt selbst für die auf seinen Ruinen lagern den Truppen seinen angemessenen Aufenthalt mehr dar; weshalb Cortez auch, nachdem alle Punkte zu Land und See durch Dido und Alvarado militärisch gesichert worden, sich schon am vierten Tage nach der Eroberung mit Dido's Manaschaften an den südlichen Rand der Gewässer, nach Cosahuacan zurückzog, — einen Ort, für welchen er auch in der Folge eine bleibende Vorliebe zeigte, und wo er die nächsten vier oder fünf Monate verweilte. Gleichzeitig wurden auch die Hundestruppen mit Beute beladen und in der besten Stimmung in ihre Heimath entlassen.

Die Spanier, stolz auf ihre Thaten und siegesdrunkten von dem glänzenden Ausgange des großen Kampfes, rechneten im ersten freudigen Launen, weniger mit dem ab, was ihr Triumph sie gekostet, noch um was er sie reicher gemacht. Doch mit der wiederkehrenden ruhigeren Überlegung begannen sie auch, den einen Preis gegen den andern sorgfältig abzuwägen. Man hatte in der eroberten Hauptstadt unermessliche Reichthümer vorzufinden geglaubt, und war ebenso erkannt als unzufrieden, da sich der Gesamtbetrag der zu vertheilenden Beute auf nicht mehr als 368,000 Pefos belief, und also der Antheil des einzelnen nicht einmal den Werth seiner früheren Theilung erreichte. Viele riefen ihre Quoten mit Verachtung zurück; aber eine fast allgemeine Stimme beschuldigte, wenn auch nicht geradezu den Feldherrn und seine nächsten Umgebungen einer betrügerischen Unterschlagung, doch um soviel mehr den gefangenen Monarchen einer böswilligen Verheimlichung seiner Schätze. Julian de Alcantara, Schatzmeister der Krone, brang vor allen auf die Offenbarung der soviel besprochenen, unermesslichen Kostbarkeiten, welche Montezuma besessen; und mit jedem Augenblicke reifte der Camen einer furchtbaren und allgemeinen Empörung.

Es steht kaum zu bezweifeln, daß Cortez kein Mittel unversucht gelassen, diesen von blinder Habgier aufgeregten Sturm zu besänftigen; und daß er es nicht vermocht habe, bleibt am Ende wol die einzige, obgleich ungenügende Entschuldigung der Partie, die er ergriff oder die ihm vielleicht abgetragen wurde; denn um einen großen Charakter von dem schändlichen Mafel zu retten, womit die hienächst zu berichtende That ihn zeichnet, wird man doch lieber eine bedrängende Nothwendigkeit, als eine freiwillige Verleitung voraussetzen dürfen.

Von Guatimozin forderte das Heer den Ersatz für seine getäuschten Hoffnungen; und Guatimozin, der Ge-



fangene, der unter die Obhut von des Feldherrn Ehre gestellt worden, ward, preisgegeben den barbarischen Willkür des Heeres, zu dem Gefändniß, wohin er jene Schätze verborgen, oder an welcher Stelle des Sees, wie ein Geruch umflie, verstreut habe, aufgedröhrt, in dem man seine in Öl getauchten Füße an einem Feuer langsam braten ließ. Unbeweg und schweigend ertrug der über sein Schicksal erhabene Fürst diese Folter, während sein vertrauter Minister, der ein gleiches an seiner Seite erlitt, der Warten zu erliegen drohte. „Siehe ich denn hier auf Rosen?“ strafe sein Herr ihn mit verwehendem Blick; und des treuen Dieners Mund blieb versiegelt. Nur Cortez zu solde Dankschuldunkunft konnte dieser empfinden Scene endlich ein Ziel setzen.

Noch war der Conquistador (denn mit diesem Namen begann man jetzt den glücklichen Eroberer und seine kriegerischen Schicksale zu bezeichnen) damit beschäftigt, sich der Untermüthigkeit der nahen und fernern Provinzen, die das Reich Anahuac bildeten, und die sich allesamt unter das bluttriefende Schwert des Siegers beugten, zu verschern; als ihm endlich, wieviel in sehr unermüdetter Weise, die erste Zeltung von dem Erfolg seiner wiederholten Sendungen nach Spanien von dort her zukam. Montejo mit seinen Gefährten war (im October 1519) zu Sevilla, dem Sitz des hohen Raths für die indischen Angelegenheiten, angelangt, unterlag hier aber alsobald dem vorgelenden Einfluß der Agenten des Statthalters von Cuba, und erhielt nur mit Mühe die Vergünstigung, sich im Geleit des von ihnen aufgeführten und über die Thaten seines Sohnes hoch erskauften Martin Cortez, nach Torbesillas, an das damalige Hoflager Karls V. zu begeben. Die wunderbaren Berichte nebst den mitgeführten sprechenden Beweisen derselben, welche sie diesem Monarchen vorzulegen hatten, veresteten auch so wenig, sein besonderes Interesse zu erregen, daß er dieser glücklichen Entdeckung wegen sogar ein feierliches Dankfest anordnete. Gerädte aber, schnell nach seinen teutschen Staaten abzugehen, überließ er die Untersuchung der ständigen Ansprache zwischen Velasquez und Cortez seinem Principalsminister, dem Cardinal Habelan; dieser aber überwieß sie dem Rath von Indien, wo sie außer der herkömmlichen Beräthung, noch außerdem an Fonseca, dem Bischof von Burgos, den wie bereits als Verwandten und Gönner des Adelantado kennen, einen allerdings nur zu parteiischen Schiedsrichter fand, der es wenigstens zu bewirken suchte, daß die Entscheidung der Sache bis zu des Kaisers Rückkehr ausgesetzt bliebe; und die nächste Folge dieses Stillstands war, daß Cortez, so wie ohne Antwort, so auch ohne Unterstützung gelassen worden.

In dieser nämlichen Zwischenzeit aber ging der Bischof in seinem entscheidenden Urtheil gegen Cortez und im Mißbrauch seiner geistlichen Stellung, noch zu einem Gewaltstreich über, denjenigen nicht unähnlich, welchen von dieser nämlichen Hand geschleutert, vormalig auch der große Colombo wiederholt unterlegen war. Christoval de Toria, abgeschickt und bevollmächtigt durch den Rath von Indien, landete in Vera Cruz und stellte sich,

wie ganz anders er auch die Umstände auf diesem Boden finden mochte, als er sie sich geträumt haben mochte, dem Feldherrn dar, als beantragte, ihn aller seiner angemessenen Gewalt zu entkleiden und als überwiesenen Staatsverbrecher gegen ihn zu verhaften. Hätte aber auch ein solches Geschäft im Angesichte eines schlagfertigen und in Cortez Schuld mit verwickelten Heeres nicht schon an sich selbst sein großes Bedenken gehabt; so war doch wirklich Tapia der Mann nicht, sich dessen mit Geschick und Kraft zu entziehen. Zwar ließ es Cortez in schneller und richtiger Abwägung seines Gegners an keinerlei Versicherungen seiner Ehrfurcht gegen die königlichen Anordnungen fehlen; allein er wußte zugleich auch den unerwünschten Überbringer derselben seine bei reits besessene Autorität so merkwürdig fühlen zu lassen, ihn mit so verwirrenden Formen zu umspinnen und daneben auf alle seine Lebenslasten und Schwächen so gebieterisch einzuwirken, daß Tapia es gar bald für das ratsamste erachtete, ihm unverrichteter Dinge das Feld zu räumen.

War dennoch die Absendung Montejo's nach Spanien, trotz seiner wohlgetroffenen Einleitung, von einer ganz entgegengegesetzten Wirkung gewesen, und stand es ebenförmig dahin, ob seine später abgeschickten Boten, Ordoz und Mendoza, in ihren Bemühungen glücklicher seyn würden; so ermunerte Cortez dennoch nicht, gewarnt durch das nur eben erst mit Mühe abgewandte Unglück, sich der seinen Monarchen durch eine steile Wilsföhrer ein nochmaliges unmittelbares Geböde zu verschaffen. Alfonso d'Alila und Antonio de Guinones, seine zuverlässigen Freunde, übernahmen es, dem Kaiser seinen ferneren Bericht von der glücklich vollendeten Zwangung des mexicanischen Reichs zu überbringen und, als Vergeltung eines so ausgezeichneten Dienstes, die Übertragung der Statthaltertschaft über diese Länder für ihn zu erbitten. Der königliche Antheil an der Beute von Tenochtitlan samt einer Menge der kostbarsten Erzeugnisse jenes Landes, war diesem Ansuchen beigelegt.

Allein auch über diesem neuen Versuche schien ansangs ein unangünstiges Gestirn zu walten. D'Alila's Gesandte starb während der Überfahrt; er selbst fiel bei den Agoren in die Hände eines französischen Freireubers, der ihn nach Frankreich führte, wo jedoch König Franz I. den Edelmann bewies, ihn zur Fortsetzung seiner Reise freizugeben. Bei dem entlichen Ausbraten dieses Unterhandlers in Spanien, wohin auch der Kaiser gleichzeitig zurückgekehrt war, traf überall die Verunsicherung von den nahe an habelhafte grenzenden Fortschritten des Conquistadors zu innig mit der Verwunderung und dem Stolz jeder kastilischen Brust zusammen, als daß auch sein Souverain sich einem gleichen Gefühl und einer gerechten Würdigung seiner Verdienste hätte verschließen können. Eine besondere Commission zur Ausgleichung des Habers zwischen ihm und Velasquez ward niedergesetzt, welche namentlich die Ansprüche des Adelantado auf die Statthaltertschaft des Reichs Mexiko für unstatthaft, dagegen aber Cortez für verbunden erklärte, sich dem den

hohen Betrag der auf diese Unternehmung verwandten Kosten zu erstatten; — eine Entscheidung, welche mit der Vereitelung aller seiner bisher genährten Hoffnungen, den Ehrgeiz und Nachdurst seines Gegners derge-  
stalt verleierte, daß bald auch der Gram das Leben desselben endigte.

Eine unmittelbare Folge jenes oberichterlichen An-  
erkennnisses der ungemainen Dienste, welche Cortez der  
Krone geleistet, war nunmehr auch die Ausfertigung eines  
kaiserlichen Gnadenbriefs an denselben, welcher eben-  
sowohl Karls volle und dankbare Zufriedenheit mit sei-  
ner großen Unternehmung ausdrückte, als ihn mittelst  
eines beigelegten Diploms, sowie zum Oberbefehl der  
Kriegsmacht, so auch der Civilverwaltung auf dem ganz-  
en von ihm eroberten Boden berechnete. Sein so ruhm-  
voll deenlytes Werk zu behaupten und diese neue Colonie  
von unermesslichem Umfang dem Mutterlande nutzbar zu  
machen, ward ihm zugleich von vorher die kräftigste Un-  
terstützung in nahe Zufendung von Truppen und Bedürf-  
nissen jeder Art zugesichert.

Bis jedoch seine Agenten mit diesen für ihn aus-  
gewiesenen Gnadenbezeugungen in Neuspanien anlangten,  
hatte Cortez nicht geseht, mit welchem Bedacht alle An-  
ordnungen zu treffen, welche sein neuer ausgezeichnete  
Standpunkt erforderte. Zunächst hatte er die ungenü-  
gsamen und oft sich durchkreuzenden Ansprüche seiner Ge-  
hilfen jedes Ranges zu befriedigen, welche ansehnlich ihm  
den Lohn ihrer Thaten abforderten, und deren Drog oder  
Hinterlist zu wiederholten Malen sein Leben bedrohte.  
Nicht nur die Conquistadores, sondern auch die Rechts-  
männer und Mönche von seiner Begleitung, verlangten  
und erhielten auf der erkämpften Erde als Lehnleute der  
Krone oder zur todtten Hand im Namen der Kirche grö-  
ßere oder geringere Landbesitze, zusamt der darauf befind-  
lichen Bevölkerung, zum Eigenthum, dessen Anbau fort-  
an ihre friedliche Beschäftigung ausmachen sollte. Nicht  
als diese Männer waren bloß raube Kriegsbegier, sondern  
vertauschten zum Theil für den Rest ihrer Tage nicht um-  
gerechten Helm und Schwert mit den Werkzeugen des Aders-  
baues, indem sie zugleich die ausgebildeteren, europäischen  
Bodenkultur auf diese dankbaren Flußthäler übertragen;  
während andere den noch schneller Gewinn und die  
noch lockendere Ausbeute der reichen Erzgruben suchten.  
Keiner aber ging Hand in Hand mit diesen Einrichtungen,  
auch das fröhliche und für die Freiheit und Wohlfahrt der  
Ureinwohner so unheilbringende System der Encomien-  
das (vergl. diesen Art.) von den Inseln der neuen Welt  
auf diesen Continent über, festelte den Indianer an  
seine Scholle und stellte alle Früchte seines Fleißes in die  
Willkür seiner neuen und nicht immer menschlich fühlens-  
den Treiber.

Schmerzlich, jedoch ohne offenes Widerstreben schmeig-  
ten sich die Besiegten unter das Joch, welches der Herrge,  
aber hier gleichwohl mit seinen besseren Absichten und  
Wünschen ein Widerstreit besagten Feldherr ihnen auf-  
zuerlegen nicht umhin konnte. Nur zu nicht selten bei der  
gepflochten Beschäftigung in andre Himmelsstriche, bei der  
Etablierung in den Bergwerken und im gezwungenen

Befolge der Heeremärsche ihre Ketten mit zu erdrücken,  
dem Gewicht auf ihnen lasteten, geboten ansehnlicher Nach-  
drang und wiedererwachendes Selbstgefühl bald hier,  
bald dort den verweirtesten Versuch einer gewöhnlichen  
Auflehnung; allein mit verstärkter Grausamkeit eilten  
dann die Spanier, eine jede solche Anstrengung, die in  
ihren Augen als frechste That Empörung galt, zu vereiteln  
und zu bestafen. Andererseits, während der monastische  
Religionseifer es sich zur Aufgabe machte, mit dem blut-  
igen Gehedienste des Landes auf nicht minder blutigem  
Wege auch die verhasste und fanatische Priesterkaste (Tep-  
iztli) von der Erde zu vertilgen, konnte auch der tief zu-  
rückgelegte mexicanische Adel die Einbuße seines früheren  
Ehstung und Vervorrichtung zu wenig vergessen, um  
nicht mit jenem im stillen Bunde durchwiderhallen, aber  
stets verborgene Zusammenrottungen den Argwohn und  
die weltgetriebene Abwendung seiner neuen Verbündeter zu  
erregen. In solcher Erbitterung spitzte, nicht ohne Cortez  
Beistimmung, Alvarado mehrer Hundert solcher Edlen in  
der Provinz Panuco einem schmachvollen Feuertode. Ja,  
auf einen ähnlichen, aber nicht einmal erwiesenen Verdacht,  
vermochte der gefangen aufbewahrte Guatimozin  
selbst einem barbarischen Hinfertstode, mitten auf den  
Gassen seiner ehemaligen Hauptstadt, nicht zu entgehen,  
wo der Unglückliche zusamt den, gleicher empfindlichen  
Umtriebe angeführten Häuptern von Xicocuanco (Xico-  
coco) und von Tlacopan (Tacaba) an einem Baum auf-  
geknüpft ward, und zwar an den Füßen, um ihre Qualen  
zu verlängern.

Die Regierung des Landes hielt sich, bis darüber die  
höheren Bestimmungen aus Spanien eingingen, wahren-  
genau in der Weise und den Formen, wie sie früher in  
den Niederlassungen auf den Inseln beobachtet worden;  
und so wie ein unzählbares Heer von armen Glücks-  
rittern, welche fortan und in ununterbrochener Folge  
aus dem Mutterlande herüber strömten, um sich hier auf  
das schnellste zu bereichern, blieb auch ein Schwarm  
von hungrigen Beamten nicht aus, um sich in die ver-  
schieden einträglichen Zweige der Staats- und bürger-  
lichen Verwaltung zu theilen. Ebenso wenig auch blies  
den Missionarien und Mönche aller Farben zurück, um  
im Guten oder Bösen Neubekehrte zu werben und das  
Land mit Kirchen und Klöstern zu überdecken. Für alle  
diese neuen Anstalten oder bedurfte die Regierung eines  
wohlgelegenen Mittelpunktes, um schnell und kräftig  
nach allen Seiten hin zu wirken. In eben dem Maße  
nan ward auch die Vernichtung der alten Hauptstadt  
des Reichs lebhaft empfunden; und Cortez ließ es dar-  
um eine seiner ersten und angelegentlichsten Sorgen sein,  
einen neuen imponirenden Sitz seiner Macht zu grün-  
den. Wenn er sich gleich in seiner Wahl unbedingt für  
das Thal von Tenochtitlan entschied, welches sich, so  
wie durch seine glückliche Lage und hohe Fruchtbarkeit,  
so auch durch seine wohlthuende Ähnlichkeit mit dem  
Clima Spaniens, so vorzüglich empfahl; so entschied  
er sich doch nur erst später, sein neues Mexiko auf der  
ähnlichen Stätte der alten Residenz Tenochtitlan er-  
blühen zu lassen, obgleich es ihm nicht entging, daß

dasselbe am äußern östlichen Rande der Seen den perischen Überschwemmungen minder ausgesetzt sein würde. Der (1524) begonnene Wiederaufbau steht auch, da ihm Hunderttausende von dienstbaren Kriegen zu Gebote standen, so kühn fort, daß die ganz in europäischen Form verfaßte Hauptstadt, obwohl sie nie den Umfang und die Volksmenge jener früheren erreicht hat, dennoch jede andre spanische Schöpfung dieser Art auf americanischer Erde weit übertrage.

Während Cortez sich solchegehalt unausgesetzt eben so richtig und einflussvoll in der neuen Organisation und Verwaltung seiner Erobrung bewies, als er sie heldenmüthig errungen hatte; während er Straßen und Herbergen in mehreren Richtungen anlegte, für die öffentliche Sicherheit sorgte, den Landbau und die Bergwerksarbeiten begünstigte, den andalusischen Albaum und mit dem Raubtierbau die Seidenzucht einführte und die nugharen Gewürze Spaniens von den Höhen der Cordilleren acclimatirte; vermochte er dennoch nicht dem wüthenartigen Schicksal, welches früher allen Entdeckern der neuen Welt auf der Erde gesollt war, zu entgehen; — ja, gerade durch seine geistigen und seltenern Eigenschaften am Hofe und in der Nähe seines Monarchen, den sie verberstet und verdächtigt hatten, ein Gegenstand der Mißgunst und der Verdächtigung zu werden. Eben so viel trug dazu die Eifersucht und der Haß des Elers bei, dessen begnadetes Übergewicht in Neuspanien er bei all seiner ungelähmten Beeserung für den Sieg des christlichen Glaubens frühzeitig fürchtete und zu beschränken suchte, als die Reibungen, in welche er unversehens mit den eingewanderten Beamten der Krone gerathen mußte, welche sich lieber als seine Aufseher, denn als seine Untergebenen betrachteten hätten, und deren Berichte nach Spanien unaufhörlich nur von Klagen über seine unbesugten Gemalsschritte, seinen unersättlichen Ehrgeiz und sein geheimes Streben nach Unabhängigkeit erfüllt waren.

Beschuldigungen dieser Art fanden jederzeit im Mute derer, die an nur zu milden Geboten und bewiesenen endlich auch hier die Abneigung des Ponce de Leon, als königlichen Bevollmächtigten (1525), um sich vom Grunde oder uns geordnete derselben an Ort und Stelle selbst zu belehren, erforderlichen Falls aber sich selbst der Person des Staatshalters zu versichern. Zwar ward dieser Königsbote fast im Augenblick seiner Landung das Opfer der ungeschindten Lust von Vera Cruz; allein der Jact seiner Erreichung konnte nicht lange ein Geheimniß für Cortez bleiben, der eben damals auf einem fernem Zuge nach Honduras des geistigen war, um einen von Christophor d'Olid, seinem als den Wassergeführten, wider ihm erregten Aufstand zu begünstigen. Hätte er den Rathungen seiner Vertrauten Gehör geben wollen, so würde er im tiefen Gefühl dieser ihm ungedachten Kränkung die eitlen Befürchtungen der spanischen Regierung vielleicht wahr gemacht haben. Des sonnenre jebod, als jene, zog er es vor, der ihm drohenden Schmach einer gerichtlichen Verfolgung zu weichen, und in Spanien und vor dem Angesicht des Monarchen selbst seine gute und gerechte Sache zu führen.

Sein Austritt auf vaterländischer Erde war so glänzend, sein Gesolge so stattlich und zahlreich und sein absichtlich zur Schau getragener Reichtum so unwiderstehlich, daß er vielleicht dadurch allein die Augen und das Urtheil der Menge für sich beschließen haben würde, wenn nicht auch der bessere Theil der Nation den äußeren Eindruck gefühlt hätte, der Person, wie dem Geist und Verstand ihres durch eigene Kraft so hoch gestiegenen Landmannes weitergehend zu hulbigen. Dieser unangenehme Eindruck der öffentlichen Meinung entschied auch seinen ausgesetzten und anhängigen Empfang bei Karl V. Ihn schmückte sofort der Ritterorden von St. Jago, wusmt der Würde eines Marquis de la valle de Oaxaca, der zufolge er fortan in Neuspanien einfach nur mit dem Ehrennamen „el Marquis“, wie weland Colombo mit dem des „el Almirante“ bezeichnet wurde. Das mit seinem Titel verbundene und in der genannten Provinz gelegene Majorat seiner Familie bestand noch bis in die neueren Zeiten aus 4 Villas d-l Marquisado und 49 Dörfern, welche eine Bevölkerung von 17,700 Menschen umfaßten.

Wie ehrenvoll diese königlichen Verehrungen für den Empfänger auch sein mochten, so reichen sie doch nicht hin, ihm den schöneren Lohn zu ersetzen, den ein unbewusstes Vertrauen in seinen lokalen Treuefiser ihm gewährt haben würde. Das weitere Regiment über das weiter, der Krone erworbene Ländergebiet lehrte nicht wieder in seine Hände zurück, sondern ging an die dazu bestellte Audiencia von Neuspanien über. Er selbst auf den bloßen Oberbefehl der Kriegsmacht in jener Provinz beschränkt, suchte er erblich dagegen ein neues Feld für seinen immer noch unerlöschlichen Unternehmungsgelust, in dem ihm die fortgesetzte Entdeckung jener westlichen Welt übertrug und Behufs dieser veränderten Bestimmung, der Titel als Generalcapitain des großen Südmeeres beigelegt wurde.

Trotz allen bisherigen Verehrungen der spanischen Seefahrer, eine dennoch vielleicht vorhandene Durchsicht nach Ostindien in dieser nächsten Richtung zu entdecken, hatte dieser Gedanke ebenso wenig aufgedacht, die Negirung, als die Phantasie einzelner unternehmender Köpfe zu beschäftigen. Auch Cortez hatte freierseits schon in früherer Zeit den Entwurf lebhaft in sich herumgetragen, daß die Ausföhrung sicherer gelingen möchte, wenn man die Nachforschung an der jenseitigen Küste und im Meiden des americanischen Continents begänne. Sein dazu vorgelagerter Plan war genehmigt worden; und kaum zurückgekehrt nach Mexiko, beschloß er sich eifrig und auf eigene Kosten mit einer Reihe kleinerer Ausrückungen, welche unter der Leitung erfahrener Piloten, nur nichts Las zu betragen, jene Aufgabe zu lösen, aber doch (es ist uns gewiß, ob 1526 oder 1532) die große Halbinsel Kalifornien aufzufinden, jedoch seinen Anordnungen zu einer sorgfältigen Erforschung so unvollkommen entsprachen, daß er sich endlich entschloß, diese Untersuchung in eigener Person zu übernehmen. Zwar erreichte ihn, nach begonnener Fahrt, die für seinen Stolz und seine gerechten Ansprüche nicht wenig beugende Kunde von der Herüberkunft des ersten, von der Krone bestellten Diebstahls von Neu

Spanien, Don Mendoza; allein vielleicht bekräftigte eben dies um so mehr seine Beharrlichkeit in Beschaffung des tiefen Golde, der jetzt den Namen des grünen Meeres (vermojo) trägt, und zu Erforschung einer Stadt, Ramon's Cibola, welche, einer weit verbreiteten Sage nach, in dieser nördlichen Richtung anzutreffen und an Umfang, Pracht, Reichthum und weit vorgeschrittener Civilisation ein mit Nichts vergleichbares Weltwunder seyn sollte. Seine in diesem vortheilhaften Bemühen verjüngerte Kluft sehr hatte bereits das Gerücht von seinem Untergange veranlaßt, und eine von seiner zweiten Gattin, Juana de Zuñiga, ausgerüstete Flottille war im Begriff, seine verschwundene Spur aufzufuchen, als er nach unabhägigen überhandnehmenden Gefahren in jenen klippigen Gewässern wieder im Hafen von Mexiko landete, und die weitere Fortführung seiner Entdeckungsfahrten in Francisco's de Alfoa Hände legte.

Cortez's Stellung in der neuen Regierungsbehörde in Mexiko konnte andrerseits nicht derselben, mit jedem Tage drückender für ihn zu werdend; noch aber schmeichelte er sich, derselben durch ein abmaliges persönliches Aufstehen am spanischen Hofe eine günstigere Wendung zu geben. Hier aber war der Glanz und Zomb seiner Ramens längst verblühten, und neue von gleichem oder noch höherem Erfolg gekrönte Verdienste hatte er nicht aufzuweisen. So war ihm denn der Kaiser mit abgemessener, kalter Höflichkeit behandelte, war dies das Signal für die Minister desselben, ihn die Eigengewand und nicht selten ihren Übermuth empfinden zu lassen. Jahre schlichen hin unter freudlosen Gesuchen oder leeren Vereisungen, und selbst die Wiedererstattung seiner auf die Entdeckung Kaliforniens verbrachten Kosten blieb ihm vorenthalten. Ebenso wußte man seiner Kluftde nach Mexiko und unbesiegbare Erschwernisse in den Weg zu legen. Dagegen begleitete er den Kaiser auf dem so übel gerathenen Seeruge gegen Algier (1541), ohne daß seine angelegten Dienste ihm die Gunst des Monarchen und die Herstellung in seine Ämter und Würden zu erwirken vermochten. Gram und Unmuth, aber in mancher stillen Stunde der Selbstprüfung auch, weil die peinliche Reue über so manchen blutgetrübten Thet in Gemälde seiner Thaten, oder Ecrupe über die Nechtmäßigkeit seiner Feindbäume, zumal an Keibzehen, (wie einige Stellen seines Testaments darauf hinzu deuten scheinen) machten sie mehr und mehr seinen Geist grübe und nagten an den Wurzeln seines Lebens, bis er endlich (2. Dec. 1547) zu Castilleja de la Costa, unweit Sevilla, seine glänzende, aber ezzenstische Leisbahn beschloß. In den Mäuren von Cuzcapan, das ihm eine dauernde Vorliebe abgewonnen, und wo er auch ein Frommloser gestiftet, wollte er seine Gebeine zur Ruhe gelegt wissen. Diese Verfügung ward von seinen Erben gleichwohl dahin abgeändert, daß die Kirche des heil. Francisco zu Mexiko diese merkwürdigen Ueberreste empfangen, und erst in neuerer Zeit (ist ebenfalls einer der Nachkommen des großen Conquistadors seinem Andenken in einer Capelle des Hospitals de las Naturales ein, seiner würdigen und auch als Kunzwert (schätzbares Monnment von den Händen des Bildhauers Tolsa errichten.

Cortez hinterließ einen Sohn, Namens Don Marti-  
Nigam. Encyclop. d. W. u. K. XXI.

tin, als Erben seines Titels und seiner großen Besitzungen. Beide gingen in späterer Zeit auf die neapolitanische Familie der Herzoge von Monteleone über, bis die neueste große Umwälzung in den Länderstrecken des ehemaligen spanischen America auch hier den Wechsel aller früheren Ansprüche und Eigenthums herbeigeführt hat.  
(Haken.)

CORYNA. Hymenopteren: Gattung aus der Familie der Centurbinen von G. Veltzer de Saint-Jargeau und Serville \*) aufgestellt. Neungliederige, kurze Fühler, gegen die Spitze zu etwas dicke werdend, zwei Nasenklaffen auf den Vordrügeln und eine kurze Legeröhre des Weibchens, sind die unterscheidenden Merkmale. Es sind gegen 70 Arten dieser Gattung bekannt, die jedoch sächlich mit Tenihredo vereinigt bleiben kann. (Germar.)

COSTUM. Dieses aus dem Italienischen genommene Wort bezeichnet in seiner allgemeinsten Bedeutung das unter den Völkern Übliche, insofern es durch Zeit, Ort und gesellschaftliche Verhältnisse bestimmt und damit zugleich verschieden ist. Dieses Übliche ist nicht lediglich aus menschlicher Freiheit hervorgegangen, es ist unter Einfluß und Zusammenwirkung jener Verhältnisse von den Empelen meist ohne Abicht angenommen worden und in die Gewohnheit übergegangen. Als solche übt es nun eine große Macht aus, und ob es gleich mehr zur Äußerung der Erscheinung der Menschen gehört, so spiegelt sich darin doch auch, mehr oder weniger, die Bildung größerer oder kleinerer Menschengruppen, die dadurch äußerlich verwandt erscheinen, so daß auch das Costum zu dem Charakteristischen der Menschendarstellung gehört. Jenes Übliche nun zeigt sich vornehmlich in äußeren Sitten, Gebräuchen, Trachten, Geräthschaften (z. B. Waffen, Hausgeräth) und in der Einrichtung und Verzierung menschlicher Umgebungen, und diese Gegenstände erscheinen nach den Perioden der geschichtlichen Entwicklung theils nach örtlichen, besonders klimatischen Verhältnissen, theils endlich nach der Eigentümlichkeit der Stämme und Völker sehr verschieden. Daher redet man, z. B. von antiken und modernen, von orientalischem und occidentalischem Costum, ferner von Stammes- und Nationalcostum. Vortzugsweise aber hat man das Wort Costum auf Kleidertrachten, womit auch Fuß- und Schuhwerk zusammenhängt, bezogen, und die Kenntnis derselben zum Bedarf der Menschen- und Völkerverkunde, so wie insbesondere zur Beschreibung der Künstler, welche Menschengruppen verschiedener Nationen, Segenden und Abkammungen darzustellen haben, durch große Sammlungen bildlicher Darstellungen zu befördern gesucht. Wir führen hier nur erst die hauptsächlichsten Werke dieser Art auf: 1) *Costumier über das Costum des Alterthums* schreiben der Maler v. Andree Varon (s. Zbl. VII, S. 380), dessen Werk über die Costume der ältesten Völker zum Bedarf für

\*) Lopez de Gomara Conquista de Mexico. — Clavigero Storia del Messico. — Lorenzana Historia de Nueva Espana.

— W. Robertson History of America. Tom. II. — Coste, der Gelehrte Paris', von G. Turin. — 3. B. — Symbolischer Versuch über den geistlichen Zustand der Kaiserlichen Anstalten.

1) Encyclopedie methodique, Entomologie (Paris 1822). Tom. X. p. 569.

Künstler W. G. Feder zu übersetzen anfang. Auch gehört des letztern Abhandlung über das Costum an Denis mälern herbr. Ferner Andr. Leno La costume, ou essai sur les habillemens et les usages de plusieurs peuples de l'Antiquité, prouvé par des monumens, Liège 1776. 4., übersetzt von G. H. Martini, Dresd. 1784. 8.; Kocheggiani und Willemina recueils des costumes antiques; Barter's Darstellung des ägyptischen, griechischen und römischen Costums, a. d. Engl. von C. F. Michaelis, Leipz. 1816. 2.) Hegt gab heraus Costume des Mittelalters. Zürich 1807. 3) Costume der Völker aus neuerer Zeit, Angen die Benedictiner seit dem 16. Jahrh. an zu sammeln (Verteilt, Werelt u. a.). Von den Neuern gehören hieher die Costumes civils actuels de tous les peuples connus von Silb. Marechal und Et. Sauder; ferner die große seit 1800 in London herausgegebene Sammlung, welche die Costums von China, der Türkei, Rußlands, Orients, Großbritanniens und Englands, der Niederlande u. in einzelnen Abtheilungen enthält. — Hieran schließen sich die italienischen Costums: Divers habillemens suiv. le costume d'Italie, d'après les dessins de Mr. Greuze gr. p. Moitte. Par. 1768 f.; die alten und neuengländischen von Estratt, views of the manners, customs arms, habits of the inhabitants of England, from the Saxons to the present time 1775. 4. III. Voll.; die spanischen von Juan de la Cruz Cono y Holmedilla, collection de Trajes de España tanto antiguos como modernos, Madr. 1777. f. II. Voll. und Devere costumes espagnols ant. et modernes, und mehrere neuere illum. Kupferwerke, welche Nationalcostumen darstellen, z. B. n. g. e. r. s. i. c. h. e. und s. i. e. t. e. r. s. i. c. h. e. Nationalcostume. 4) Werte, welche zugleich Alterthum, mittlere und neue Zeit umfassen, sind: Spalart Versuch über das Costum der vorzüglichsten Völker des Alterthums, des mittlern Alters und der neuern Zeiten, herausgeg. von Jan. Albrecht, fortgesetzt von Kaiserer. Wien 1796 — 1810. 2 Bde. m. K. und das neueste italienische Werk von Girou über alte und neue Costume, (erschien 1819). 5) Costum der geistlichen und militärischen Orden hat J. C. Bar (recueil de tous les costumes des ordres relig. et milit. Paris 1778. 4. — auch bei Heliot findet man Abbildungen der ersten) herausgegeben; — Costume, Rang und Würden der verschiedenen Völker betreffend, findet man in dem recueil d'antiques representant les grades, les rangs et les dignités de toutes les nations existantes. Par. 1780. f.

Nächst jenem allgemeinen Interesse hat das Costum noch ein besonders für den Künstler, welcher Kunstschonstellungen liefert, mithin vornehmlich für bildende Künstler, Schauspieler, ja auch für den epischen und dramatischen Dichter, besonders wenn man das Wert in jenen vorerwähnten Umsänge nimmt, in welchem es auch die Sitten und Gewohnheiten der Völker bezeichnet. Denn sobald der Stoff zu jenen Darstellungen des Menschlichen aus der Geschichte bestimmter Zeiten und Völker genommen oder in dieselbe versetzt ist, und die Beobachtung der Sitten und Gewohnheiten derselben zugleich das Dargestellte verständlich macht, oder es noch seiner Bestimmtheit schließt, kurz sobald auf historische Wahrheit etwas ankommt,

dann ist die Beobachtung des Costums wichtig, ja oft notwendig. Ist dies letztere oder auch nicht der Fall, so ist doch die willkürliche Verletzung des Costums in der Kunst wenigstens für den Kenner störend. Wie nun überhaupt eine solche Störung erträglich und verzeihlicher ist, sobald sie sich auf Neben gegenständliche bezieht (weßhalb z. B. die Verletzung des Zeitlichen in den römischen Dramen Shakespeare's von demjenigen gern übersehen wird, der sich an der großartigen Wahrheit in der Schilderung des römischen Charakters, was hier das Wesentliche war, erfreut); so ist die Verletzung des Costums in den äußerlich darstellenden Künsten weit wichtiger, als in der Dichtkunst, weil in ihnen eben das Äußerliche in gewisser Beziehung zum Wesentlichen wird, und eine Verletzung derselben Sitten und Trachten hier wenigstens auffallender ist, als dort. Ferner, der durch ein Ferglas sein Heer überseht, Katothen bei der Belagerung von Troja, weltliche Jungfrauen in der Kleidung der Benedictinerinnen, die Juden Ekber in einem steifen Fischbeinrode, ein orientalischer Königs palast mit toskanischen Säulen oder mit Verzierungen göttlicher Bauart — solche Fehler gegen das Costum werden in einer bildlichen Darstellung sogar Lasten erzeugen und können daher nur in launigen Darstellungen einen Platz finden. Und noch finden sich Fehler gegen das Costum, wenn auch nicht so grobe, so häufig, daß Winkelmann sagte: in der Bekleidung sind wenige neue Künstler ohne Tadel, und im vorigen (dem 17.) Jahrhundert, den einzigen Poussin ausgenommen, sind alle fehlerhaft. Wenn diese Fehler, was die Darstellung an sich der Stoffe in Werken der bildenden Kunst anlangt, größtentheils nur aus Unkunde herzugegangen sind, so scheint dies doch mit der Darstellung biblischer Gegenstände zum Theil eine andere Bewandnis zu haben. Das innige, fromme Bedürfnis der Gläubigen, sich die Gegenstände ihrer Verehrung und ihres Glaubens so nah als möglich zu bringen, sie gleichsam in den Kreis der Familie eintreten und einziehen zu lassen, scheint die Gewohnheit vieler ältern christlichen Künstler, besonders der Maler, begünstigt zu haben; die heiligen Personen des alten und neuen Testaments, besonders aber der Erlöser, seine Jünger und die Frauen, die ihn begleiteten, in den Trachten ihrer Zeit darzustellen und sie mit Personen späterer Zeit, z. B. Kirchendienern, Heiligen oder aus der unmittelbaren Gegenwart zu umgeben. Hierbei wirkte allerdings auch die Neigung der neuern Künstler zum Charakteristischen und zum Porträtiren bedeutsam mit. Da nun ferner die christliche Religion überhaupt, verglichen mit den Mächten der antiken Welt, einen mehr allegorischen Charakter hat, insofern dessen das Falsche in ihr eine allgemeine, auf alle Weesen und Zeiten bezügliche Bedeutung gewinnt; so erklärt es sich, warum nur die Neuere in religiösen Bildern älterer christlicher Künstler, in denen fromme Emsatz und Andacht und überhaupt ein christlicher Geist das Befehlende der Darstellung ist, das Costumwiderige im Einzelnen leichter übersehen oder entschuldigen, wenn es in Kleidungen oder in einzelnen Geräthschaften, z. B. Crucifixen, Scapulieren etc. vorkommt. Das Ethen am Tische bei Einsetzung des Abendmahls in dem großen Bilde von

Es da Vinci ist sogar malerischer, als die Beobachtung des Costums gewesen seyn würde. Das ist jedoch nicht zu läugnen, daß das Costumwilde in biblischen Darstellungen ebenfalls übertrieben und störend, so sogar lächerlich werden könne, indem es mit ungereimten Einflüssen verbunden wird. Letzteres finden wir besonders in Bildern niederländischer Maler, z. B. wenn Erasmus Christum zum Tode vorbereiten, wenn bei der Kreuzigung Christi sich Marquetender sehen lassen — dagegen die größten italienischen Maler, welchen die Ideale des griechischen Kunstalters näher standen, diesem Fehler meistens entgegen, und indem sie das byzantinische Costum ausbildeten, sich zu einem der Körperformen günstigeren Idealscostum erhoben. Was wir oben zur Entschuldigung älterer christlicher Bilder gesagt haben, kann aber nicht eben so gelten bei Darstellung antiker Personen in modernen Gewändern, wie z. B. für Richers Darstellung seiner Sterbenden Kleopatra im Atlasleide.

Aber das gegebene Costum gewisser Zeiten und Völkern bezeichnet oft einen hohen Grad von Unnatur und Verkommenheit, besonders wo es ein Gegenstand des Lurus, und ausschweifende Wöde geworden ist. Was daher das Costum in Beziehung auf die bildende Kunst überhaupt anlangt, so ist nicht zu vergessen, daß die historische Wahrheit, durch welche das Costum bedingt ist, in der Kunst der Schönheit, welche deren Princip ist, untergeordnet werden soll. Hieraus folgt, daß eine pedantische, ängstliche Beobachtung des Costums da, wo dasselbe mit der Schönheit der Form streitet, besonders in den plastischen Werken, welche das Geistige in der Körpergestalt darstellen haben, verwerflich ist und die Freiheit der Kunst beeinträchtigt. Es streitet aber mit der Schönheit, wenn es die menschliche Form verunstaltet, z. B. einzelnen Theilen eine unfermliche Größe gibt (wie große Perücken, oder die ellenlangen Schuhspitzen im Mittelalter), andere dagegen unmäßig verkleinert. Hier muß der Künstler mildern, wo er das Gegebene nicht verworfen kann. Schwebt jedoch oft die Aufgabe einer wahren Verbindung des historischen Costums mit der Schönheit der Form zu lösen, da wo es zugleich auf diese historische Wahrheit wesentlich ankommt. Dies ist besonders der Fall bei Portraits berühmter Personen aus der neueren Zeit. Hier ist es ebenso störend, wenn dieselben durch ein ihrer Zeit ganz fremdartiges Costum aus dieser Zeit gleichsam herausgerissen und in eine andere versetzt werden (z. B. wenn ein Friedrich der Große im griechischen Costum abgebildet wurde, was man oft fälschlich Ideallösung des Costums genannt hat), als wenn die steife Tracht und Wöde ihrer Zeit anständig seyn kann. Wie ein wahrer Künstler solche Aufgaben löst, sehen wir an Rauchs Bildwerken, wodurch er Helden und Helden des teutschen Befreiungskrieges verweist hat, denn in denselben sind die militärischen Trachten dieser Zeit, welche freilich auch vor jenen des siebenjährigen Krieges in ästhetischer Hinsicht den Vorzug verdienen, auf eine Weise benutzt worden, daß die lebendige Vergegenwärtigung jener denkwürdigen Epoche mit den Hoberungen der Kunst und des Erfindungs im vollkommenen Einklange steht. Daß übrigens in der Malerei und den thea-

trantischen Künsten, z. B. Zeichnungskunst, Kupferstecherkunst etc. die Beobachtung eines dem fortgeschrittenen Geschmacke späterer Zeiten widersprechenden Costums minder anständig ist, und hierbei die Anwendung des Römischen ein den größern Spielraum hat, als in der Bildnerei, erklärt sich aus der Natur jener Kunst, welche durch ihre Bildgebilder mehr für die Einbildungskraft wirken. Über das Costum in der Malerei haben von Hagedorn (in f. Betrachtungen über die Malerei, 15—17. Betrachtung), Algarotti (trattato sulla pittura, 8. Abschn.), H. Tischbein (in f. Unterricht zur gründlichen Erlernung der Malerei, 8. Buch), C. L. Jantze (in f. Grundrissen der Malerei S. 63) u. a. manche wichtige Bemerkungen mitgetheilt. Schriften über die Fehler gegen das Costum in den Werken der Plastik und Malerei hat Culler in f. Theor. der schön. K. unter dem Art. Ublisches angeführt.

In der Schauspielkunst endlich gelten zwar im Allgemeinen dieselben Grundsätze, welche wir hier für die Malerei aufgestellt haben, doch erscheint hier das Costum im engeren Sinne mehr untergeordnet, als in der bildenden Kunst, und der Darsteller in der Anwendung desselben freier, da diese Kunst die poetischen Bilder von Handlung und Charakteren zunächst durch mündlichen Vortrag und Gebärden zu vergegenwärtigen hat, wobei Costum und Scenerie nur unterstützend wirken sollen. Hier kommt es nicht soviel darauf an, daß Personen erscheinen, wie sie waren, sondern wie sie der Dichter vorge stellt hat. So soll das poetische Bild ein äufseres Leben erhalten, so muß sich das, was denselben von außen umt, Kleidung, scenischer Apparat, nicht allzu sehr hervorheben. Dabei verdient dabei eine allzu große Genauigkeit, die zu sinnlichem Lurus oder zum allzu schönen und Steifen führt. Der Darsteller kann daher zuweilen sich aus freier Erfindung ein Costum entwerfen, ein geschmackloses Costum verwerfen, ungeachtet der Treue desselben, wenn es die freie Bewegung hindert, auf welche hier so viel ankommt, weil die Schauspielkunst durch lebende Figuren darstellt; die gemeine und unedle Wahrheit aber soll er ganz verschmähen. Letzteres gilt besonders bei der Anordnung von Kleidungen niederer Stände und Menschenaffen, z. B. bei Bettlern und Räuberheubung, welche nie so zerlumpt und verwirrt, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen kann, auf der Bühne erscheinen soll. Um es kurz zusammenzufassen, so hat der Schauspieler das Costum, auf welches die dramatische Handlung hinweist, mit dem darzustellenden Charakter, mit seiner Persönlichkeit und mit der Würde der Kunst zu vereinigen. Dieses Geleht gilt im Allgemeinen auch von der comischen Darstellung, wird aber durch die comische Lustgabe eigenthümlich bestimmt, indem hier ebenso, wie wir es bei der Malerei andeuteten, die Abweichung von dem historischen Costum, ja auch die Anordnung eines an sich geschmacklosen Costums zu comischer Wirkung dienen kann, wie wir bei den darstellenden Transcendenzen sehen.

Nach poetischen Grundsätzen betrachteten auch die Griechen das Theatrecostum, welches im Ganzen ein und dasselbe blieb, und mittelst dessen die poetische Handlung, welche auf der Bühne dargestellt wurde, so leicht von der



gemeinen Wirklichkeit unterschieden werden sollte. Nach *Willa's description d'une mosaïque antique du Musée Pio-Clementin à Rome représentant des scenes de tragedies* (Par. 1819; vergl. Gödting, *gel. Anz.* St. 194. Jahrg. 1821) war das tragische Theatrecostum für Männer und Frauen eine bunte Danke mit Armeen, bis auf die Knöchel reichend; oft wurde noch eine andere darüber gezogen, welche bis zu den Knien herabhiel; die Obertheile schienen des Pelops gewesen zu seyn. Darüber wurde das Himantion geworfen, welches gestützt und inwendig von anderer Farbe, gewöhnlich blau, war. Auf dem Kopfe trug man eine Art von Diadem, an den Füßen Stiefeln von 10 Zoll Höhe.

Auf der englischen Bühne zu Shakespeare's Zeit wurde das Äußere nur angedeutet. Auf der französischen Bühne wurde das moderne französische Costum herrschend; man fand es nicht anstößig, wenn die Helden des griechischen und römischen Alterthums in gravitätischen Etrüch und mit Mlongenperücken versehen, die Heroinnen und Mätren mit gesperrten Reißröden und in modischer Coiffüre erschienen. Zwischen Morgenländern und Abendländern, Muselmännern und Christen war kein Unterschied. Lange behauptete sich dieser Ungeheimthum des Costums, und erst Salma soll auf der Pariser Bühne eine vollständige Reform des Costums durchgeführt haben.

Auf den teutschen Bühnen ahmte man in der spätern Zeit lange den Franzosen nach. Aber eine Reform trat hier früher ein durch das unter den Teutschen sich das mehr mächtig regende Naturalitätselement. In der neuesten Zeit aber ist man in der Beobachtung des wirklichen Costums auf der Bühne so weit gegangen, daß es in der That scheint, als sehe man in die Nachahmung des Äußern mehr Werth, als in das Wesentliche der Darstell. lungsfunktion. Einzelne hat man mit den Costumen neuerdings einen solchen Luxus getrieben, daß der Kunst wohl für dieselben den größten Theil der Einkünfte einer Bühne verschlingt, und das Interesse der Zuschauer vorzugsweise auf das Sinnliche der Darstellung hingeleitet worden ist; andertheils hat man nach einer pedantischen Genauigkeit und einer pedantischen Treue in den Costumen gefacht, als solle der Zuschauer von der Bühne aus die Kleidertrachten und Moden der Völker kennen lernen. Um die Wahrheit des Costums zu behaupten, hat man auch häufig, wo es um historische Wahrheit nicht im mindesten zu thun war, z. B. bei einer Darstellung der Jau verhöste die wichtigsten, unfehlbarsten Costume der alten Völker hervorgehoben \*) und andertheils auch die Nachahmung des Gemeinsten nicht unter der Würde des Schauspielers geachtet. Seitdem nun die Theatregardes rade in einem eignen Studium der Directionen der großen und bemittelten Bühnen erworben ist, haben die letztern auch zum Vergnügen ihres Publikums und um die untergeordneten Bühnen mit Mustern zu unterstützen, ihre bei den gangbarsten theatralischen Stücken angenehmen Costums abbilden lassen. Solche Sammlungen

bildlicher Darstellungen, größtentheils dem Kunstgeiste gegeben, waren die *Costumes et Armes des grands theatres de Paris*. Costums des k. Nationaltheaters zu Berlin erschienen seit 1789 bis 1817 in 21 Hefen, und neue Costums der beiden Theater in Berlin seit 1818 bis 1828. 14 Hefte. 11. Fol. Costums des k. Hoftheaters in Wien erschienen mit illustrierten Kupfern seit 1807 bis 1812 mehrere Lieferungen, und neue seit 1813. Münchener Theatrecostume wurden dem *Münchener Theatervjournal*, welches in den Jahren 1813—1815 erschien, beigegeben; auch erschienen Costume des f. schpf. Hoftheaters, herausgeg. von Becker, Leipzig, 1809, die aber beide jenen weit nachstehen. Überhaupt wird der Künstler durch solche Abbildungen der eignen Sorge um ein angemessenes Costum nicht überhoben, da viele solcher Abbildungen sehr unzuverlässig, andere in reich und unpassend, noch andere unmalersisch, und unter den malerischen viele wiederum den einzelnen Schauspieler in Hinsicht seiner äußern Persönlichkeit nicht fleiden. Über das antike Costum wird er aus archaischen Werken und Denkmälern otter Kunst, über das Costum der mittlern und neuern Zeiten aus den malerischen Darstellungen, welche diesen Zeiten zunächst rucden, die beste Auskunft erhalten. (Wend.)

COULE, auch Goule (recollus, teutsch Gugel) war eine Art Wäbe oder Kappe, die wider die Kälte dient und in der Regel von den Armen getragen wurde, ferner von Seelen und Reisenden der Bequemlichkeit halber. Man nannte sie auch die Bearner Kappe. Es gab Zeiten, wo sie auch von den Vornehmen aller Art, selbst von Hofleuten gebraucht wurden. Sie sollen sich zu Karls VII. Zeiten in Frankreich Mode gewesen seyn. In der Regel des heil. Antonius und Basilus wird dieser Kappe schon gedacht, und sie werden den Mönchen als eine zweckmäßige Bedeckung vorgeschrieben. Die Eistiersener nannten ihre Kappen immer Coules. Andere Leute vertauschten den Namen mit Chapperon (Heloer). (G. W. Fink.)

COULISSEN sind die Flügel der Bühne eines Schauspielhauses, auf beiden Seiten derselben aufgestellt, um hier die Bühne zu begrenzen. Durch die aufgesbrachten Gemäße bezeichnen sie den Ort, wo die Handlung vor sich geht, durch Bäume einen Wald oder Garten, durch Häuser eine Straße oder einen freien Platz, durch Pfeiler und Säulen eine Kirche oder einen Saal, durch Felsen eine wilde Gegend oder eine Höhle, durch Theile einer Wand ein Zimmer oder einen Saal, u. dergl. Mit diesen Vorstellungen müssen sie mit dem die Tiefe der Bühne schließenden Vorhange übereinstimmen, welcher den Ort der Handlung durch ein großes Gemäße noch bestimmter erkennen läßt.

Was die Stellung der Coullissen betrifft, so darf die vordere Linie, die ihnen auf dem Fußboden der Bühne die Grenze setzt, an den hinteren Vorhang nicht in einem rechten Winkel sich anschließen, sondern sie muß schrägläufig auf ihn zugehen, vorn von der Breite des Proskeniums an bis nach einem hinter der Bühne angenommenen Augenpunkt gerichtet, um die perspektivische Stellung der Coullissen hervorbringen. Zwischen den Coullissen muß hinlänglicher Raum zum Durchgehen gelassen

\*) S. über diesen Gegenstand auch einen Aufsatz von Müller in dem *Musaeum für Privatsammler*. Bd. 2. (1815) und in dessen Schriften.

werden, wenigstens drei Ellen. Sie sind so zu stellen, daß die vordere die hintere deckt, damit die Zuschauer, welche die Plätze nahe an der Bühne an beiden Seiten des Parterres oder in den letzten Seitenlogen einnehmen, nicht dahinter hinter die Bühne sehen, wodurch die perspectivische Vorstellung der Decoration unterbrochen wird, und alle Täuschung verloren geht. Um diese Deckung bei dem vorgeschriebenen Raume zwischen den Couliissen hervorzubringen, dürfen sie nicht zu schmal seyn, sondern müssen wenigstens die Breite von drei bis vier Ellen haben.

Auf solche Weise gewinnt man auch den Vortheil, bei perspectivischen Vorstellungen von Kirchen, Sälen, Zimmern, Straßen u. dergl., einen größern Theil dieser Gegenstände auf einer Couliisse abbilden zu können, und dadurch das Ganze besser zu verbinden, als die Gemälde schmaler Couliissen gestatten.

Berner ist bei der Stellung der Couliissen zu beobachten, daß sie mit der vorderen graben Linie der Bühne parallel laufen. Eine schräge Stellung erschwert ihre Bewegung bei Veränderungen der Bühne und gibt auch kein gutes Ansehen. Die Vorstellungen auf der Bühne würden sehr gewinnen, vorzüglich perspectivische, wenn man die Couliissen ganz weglassen könnte, um an ihrer Statt Vorhänge anzubringen, wie sie der Hintergrund der Bühne hat, wo keine Unterbrechung der Gemälde statt findet, wie dies der Fall bei den Couliissen ist. Man hat damit auch den Versuch gemacht. Da aber die so nöthige Beleuchtung der Bühne von den Seiten her dabei leidet, und man bis jetzt keine andere Vorrichtung kennt, diese anders als durch die Räume zwischen den Couliissen zu bestreiten, so ist eine solche Einrichtung nicht zur Ausführung gekommen.

Die Veränderung der Couliissen, welche während der Aufführung eines Schauspiels bei der Verlegung des Ortes der Handlung sehr häufig nöthig ist, wird auf verschiedene Weise bewerkstelligt. Die gewöhnlichste Art, bei kleinen Theatern angewendet, ist, daß die Couliissen wie ein Fenstervorhang ausgerollt sind, sobald eine Veränderung nöthig, herabgelassen werden. Um nicht bei jeder Couliisse einen Mann zum Aufziehen und Herablassen anstellen zu dürfen, ist eine Vorrichtung nöthig, wenigstens die Couliissen einer Seite zugleich auf einmal in Bewegung zu setzen. Man bringt die Leinen, durch welche die Couliissen gezogen werden, hinter der letzten Couliisse jeder Seite zusammen, führt sie oben über eine Rolle hinweg, und befestigt daselbst die Leinen an einem Haken. Auf solche Art müssen zwei Männer Hülfe leisten. Nur einer aber ist nöthig, wenn nach der Breite der Bühne, hinter der letzten Couliisse jeder Reihe eine Walze angebracht wird, wodurch in der Mitte ein Holz gesteckt ist oder ein Paar Arme sich befinden, oder auch an dem einen Ende eine Kurbel steckt. Dreht man nun die Arme oder die Kurbel vorwärts, so werden die Couliissen herunter rollen, so wie sie sich aufrollen, wenn die Walze rückwärts gedreht wird.

Bei solchen Couliissenvorhängen kann man die Ersparrung anbringen, eine Couliisse zu zwei verschiedenen Vorstellungen zu gebrauchen. Die Couliisse wird auf einen

Rahmen gespannt, und auf der Hälfte der Höhe ein Vorhang ausgebreitet, dieser Hälfte gleich, welcher aufgezogen und herabgelassen werden kann, und der auf beiden Seiten mit verschiedenen Vorstellungen bemalt ist. Hat z. B. die feste Hälfte Bäume, so muß die obere Hälfte des Vorhangs diese Bäume fortzuführen zur Darstellung eines Waldes oder Gartens. Wird nun der Vorhang herabgelassen, so zeigt die Rückseite eine andere Vorstellung, Haus, Saal, Zimmer, oder was es sey, was nun eben falls an der obern Hälfte der Couliisse fortgeführt ist. Auf solche Art lassen sich zwei bis vier Vorhänge übereinander in der obern Hälfte der Couliisse anbringen, um sie bei verschiedenen Scenen gebrauchen zu können.

Eine andere Art zur Veränderung der Scene ist die, wenn die Couliissen auf Rahmen gespannt sind, die auf der Bühne so aufgestellt werden, daß sie oben und unten in einem Zapfen graben, in welchem sie sich leicht herumdrehen lassen. Auf jeder Seite der Couliisse ist ein besonderer Gegenstand gemalt. Hinüber lassen sich auch andere Vorstellungen ansetzen. Soll nun die Veränderung der Couliissen geschehen, und anstatt der vordern Ansicht die hintere sich zeigen, so müssen sie herum gedreht werden. Um alle Couliissen einer Seite auf einmal zu wenden, so des diene man sich hiezu eines Gegengewichts, das an einer Leine hängt, die mit den Couliissen verbunden ist, und hinter den Couliissen auf einer daselbst befindlichen Rolle hängt. Durch dieses Gegengewicht lassen sich die Couliissen leicht herum drehen. Da aber der Fußboden der Bühne nach vorn zu einen Fall hat, so dürfen zur Erleichterung der Herumdrehung, die Couliissen nicht ganz auf dem Boden aufsteigen, und es muß zwischen beiden, dem Fußboden und den Couliissen, ein geringer Raum bleiben.

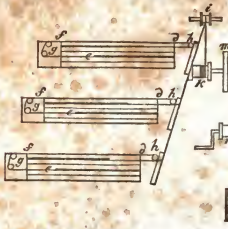
Solche Einrichtungen zur Veränderung der Couliissen können bei kleinen Theatern hinlänglich seyn, größere Theater aber erfordern andere Mittel dazu. Hier ist die Sache nicht anders, als durch eine unter der Bühne angebrachte Maschinerie zu bewerkstelligen, so eingerichtet, daß alle zu einer Decoration nöthigen Couliissen an beiden Seiten der Bühne zu gleicher Zeit vor und hinter gezogen werden können. Zu den Couliissen werden nach ihrer Höhe und Breite hölzerne Rahmen bereitet, die ungefähr ein Drittel der Couliissenhöhe auf der Bühne, unter derselben auf einen Wagen gestellt werden, welcher in einer Rinne läuft und sich hin und her ziehen läßt. Es werden aber stets ungefähr vier bis fünf Couliissen neben einander angebracht und in einem Saß vereint. In der Bühne selbst befinden sich Öffnungen oder Kanäle, wodurch jeder Rahmen hindurch geht, was ihm auch einen noch festeren Stand gibt und für Schwanen sichert. Auf diese Rahmen werden auf dem Thele, der auf der Bühne sich befindet, die mit den Vorstellungen bemalten Couliissen befestigt, welche aus Leinwand oder Pappe, auf Ständermaßen gespannt, bestehen.

Sollen nun die Couliissen vor- und rückwärts gezogen werden, so verbindet man allezeit zwei mit einander, die, welche bereits auf der Bühne gesehen wird, und die, welche bei einer Veränderung der ersten Stelle einzeln kommen soll.





Die erstere muß rückwärts, die andere vorwärts gezogen werden. Da die Coulissen, welche vorwärts gezogen werden sollen, wird vorn eine Leine d befestigt, die, welche hinter gezogen werden, erhalten hinten eine Leine, e. Diese Leine wird ebenfalls an den hintern Theil



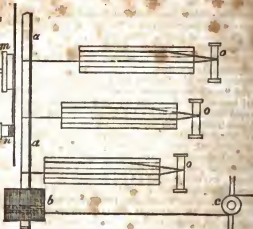
Es werden die Leinen, d, über horizontale Rollen, h, hinweggeführt bis zu der Scheibe, i, im Hintergrunde der Bühne. Vor dieser Scheibe befindet sich eine Trommel, k, mit einer Welle, die zugleich durch die große Trommel, m, geht. Von der Rolle, i, werden die Leinen über die Trommel, k, geführt. Um die große Trommel, m, ist ein Seil gewickelt, das von ba nach dem Haspel, a, geht. Wird der Haspel in Bewegung gesetzt, so wird dadurch die Trommel, m, herumgedreht, und zu gleicher Zeit die Trommel, k, wodurch alle Leinen, d, sich um diese Trommel wickeln und auf solche Weise die Coulissen in Bewegung bringen, die eine vorrücken, die andere zurückziehen.

Eine andere Vorrichtung ist die, daß hinter den Coulissen eine lange Welle, a, liegt, an welche die Coulissen, die hintergezogen werden sollen, und die zugleich mit den Coulissen, die vorrücken sind, mit Leinen verbunden werden, mit einer Leine gebunden sind. An der Welle, a, befindet sich ein Korb, b, von welchem Striche nach dem Tummelbaum, c, gehen. Wird dieser nun herumgedreht, so dreht sich auch die Welle, a, und zieht durch Aufstellung der Leinen die eine Coulisse zurück, die andere vor. Beide Coulissen sind mit einer Leine verbunden, welche über die Rolle, o, geht.

Coulisse wird auch die Jange genannt, die in einem Fensterrahmen sich befindet, in der man das Fenster, oder

der Coulisse, welche vorgezogen wird, bei f, angeheftet, und sie geht über zwei horizontal liegende Rollen, g, hinweg. Zieht man nun die Leine d vorwärts, so rückt die Coulisse, an der sie vorn befestigt ist, vor, indeß die andere sich zurück begibt.

Das Vorrücken und Zurückziehen aller Coulissen einer Decoration muß zu gleicher Zeit geschehen, welches auf folgende Weise bemerkt werden wird, wobei hier nur drei Coulissenfänge angenommen sind.



ebenso einen Laden, auf, und niederziehen kann. Diese weisen wird das Fenster oder der Laden selbst Coulisse genannt. (Stiegitz.)

COURTENAY. Das Geschlecht derer von Courtenay, das zuerst bekannt durch die Burg, die Hatto, des Castellans von Château Renard (südwestlich von Courtenay) Sohn, dabei um das J. 1010 anlegte. Hatto's Sohn, Josselin (Goscelinus) von Courtenay, war in erster Ehe mit Hildegardis, des Grafen Gottfried von Bâtinais Tochter, verm. um 1060, in anderer Ehe mit Elisabeth von Montferrat verheiratet und wurde in der zweiten Ehe Vater von drei Söhnen, Milo, Josselin II. und Gottfried. Der jüngste, Gottfried, mit dem Beinamen Capillatus, fiel 1139 in der Schlacht gegen den Emir von Mosul, der das Schloß Montferrat in der Grafschaft Tripoli belagerte, und der Fall eines so ausgezeichneten Ritters, schreibt Wilhelm von Torsus, thut nicht wenig dazu bei, das christliche Heer zu versichern. Josselin II. war ebenfalls an des Grafen von Blois Seite in den heiligen Krieg gezogen und erhielt 1115 von König Baldwin I. die Herrschaft LEBERAS in Galatien, und 1119 von seinem Vetter, König Baldwin II. die Grafschaft Edessa, die dieser lieber selbst besitzen wollte, und als die Vormauer aller christlichen Eroberungen, nur einem geprüften Helden anvertrauen wollte. Unglaublich sind die Thaten, die Josselin in diesem

fäblichen Völkern verchristet; Siegel in unzähligen Besätzen, belagerte er 1131 ein Castell in der Nähe von Aleppo, als ein Thurm einfiel und ihn demnächst unter seinen Ruinen begrub. Er wurde nicht todt als lebendig aus dem Schutte hervorgezogen und lag, ausgebreitet demnächst von den Aegypten, an dem Seeborde; da erscholl die Nachricht, der Sultan von Iconium habe sich aufgemacht, seines gefährlichsten Feindes Edmunds Herr zu werden, und belagerte bereits die Burg Croisac. Josselin mahnte seinen ältesten Sohn, den Eustachius zu rufen, aber dieser meinte, es sey Thorheit, sich mit einem so überlegenen Feinde messen zu wollen, und den Feigen zu beschämen, rief der sterbende Josselin sofort seine Knechte zusammen, und indem er sich in einer Sänfte tragen ließ, rückte er kühn dem Sulten entgegen. Dieser aber fand es nicht rathlich, der schwachen, so oft gestählten Hand zu weichen, er hob die Belagerung auf, wie er von den Grafen Annapolis hörte; Josselin sah noch der Feinde Flucht, ließ seine kleine Armee einen Kreis um seine Sänfte bilden, dankte Gott inbrünstig für die große, eben empfangene Gnade und starb in diesem Dankgebete in den Armen des Erbes. Sofort trat die Armee, die seinen Feind mehr zu bekämpfen hatte, ihren Rückzug an; die Sänfte mit der Leiche mußte ihr aber wieder vorausgehen und an ihrer Spitze bleiben, bis Josselin in Edeffa zur Erde bestattet wurde (1131). Seine erste Gemahlin war Leo's, eines mächtigen armenischen Fürsten, die auhore des Fürsten Richard von Antiochia Tochter. Aus der zweiten Ehe war Stephanie von Courtenay, Königin zu S. Maria Major in Constantinopel; aus der ersten Josselin III., der unvorbereitete Sohn, dessen wir bereits gedacht haben. Josselin III. ließ sich nach und nach seine ganze Grafschaft, und 1145 seine Hauptstadt Edeffa selbst durch die Ungläubigen entreißen; wurde von ihnen aufgefunden, als er in Jerusalem eine Zuflucht suchen wollte und starb 1147 in Aleppo als Gefangener von Kummer und Elend. Sein Sohn, Josselin IV., wurde in der Schlacht von Harenc, den 10. August 1165, von den Türken gefangen und mußte bis zum J. 1175 in Aleppo aufhalten, bis er endlich durch seiner Schwester Gnade (die war der Königin Amalrich von Jerusalem geliebte Gemahlin und König Baldwin IV. Mutter) Verwendung seine Freiheit und zugleich die Würde eines Comitalen von Jerusalem erhielt. Mit Agnes, Heinrichs de Buile Tochter, erheiratete er Robert, Earl und Montfort, Güter, die seiner ältesten Tochter, Beatrice von Courtenay, Ehegattin, ein deutscher Graf, aus den reichsten oder marianischen Ritterverleuten. Josselin IV. sängere Tochter (seinen Sohn hatte er nicht), Agnes, war mit Wilhelm de la Rochelle verheiratet. Josselin I. ältester Sohn, Wilh., stiftete 1124 für Essersterbenwände die Abtei Comains, Jean, südlich von Courtenay, war mit Jemard, des Grafen Leopold II. von Nevers und der Ida von Fougere einziger Tochter verheiratet und starb nach dem J. 1127, mit hinterlassung dreier Söhne, von denen der mittlere, Josselin II., nur dem Rande nach bekannt; der älteste, Wilhelm, starb im Ludwig VII. Kreuzzuge 1147 untermählt; die

jüngste aber, Reinhard, Herr von Courtenay, Montargis, Chateau Renard, Champagnelles, Tanlay, Charsay, Chantecroq und andern in Gâtinais gelegenen Gütern, vermählte sich mit einer Tochter Gregorius von Donjon (der seinen Namen von dem in Gorbail erbauten Donjon entlehnte), und hinterließ zwei Söhne, von denen die jüngere, mit Ercolo von Orignelay in unfruchtbarer Ehe lebte, während die ältere, Elisabeth, die Gemahlin des Prinzen Peter von Frankreich, des jüngsten Sohnes von König Ludwig VI. und die Stammutter des neuen Hauses Courtenay wurde. Wir müssen aber, bevor wir dieses abhandeln, noch die Seitenlinie des alten Hauses, die sich in England wiedergelassen hat, betrachten.

Ihr mutmaßlicher Stammvater war Hatto's, des Erbauers der Burg Courtenay, jüngerer Sohn, der mit dem Heere Wilhelm des Eroberers nach England gekommen war (wenig ist es wenigstens, daß ein Courtenay noch in diesem Heere bestand). Redwald von Courtenay, des Florentius Sohn, erheiratete mit Hedwig (Havaise), einer Tochter Roberts von Norwiche, die Barone Osebamton in Devonshire und starb den 1. August 1209, sein Sohn Robert den 26. Julius 1247, sein Enkel Johann den 3. Mai 1273, sein Urenkel Hugo I. den 27. Februar 1297. Letzterer, Baron von Osebamton, gleich seinen Vorgängern, wurde in seiner Ehe mit Eleonore de Spencer, Hugo's Tochter, Vater von 7 Kindern. Ein Sohn, Philipp, Herr von Monmouth, fiel bei Evesham 1314, der älteste aber, Hugo II., erhielt vom König Edward III., dessen Eunich er sich erworben, am 22. Februar 1355 die Würde eines Grafen von Devonshire und starb im J. 1340. Hugo's II. jüngster Sohn, Eborac, war nur der Erbin des Hauses Wulfe verheiratet und Vater mehrerer Kinder; eine seiner Töchter heiratete in das Haus Devereux. Hugo's II. ältester Sohn, Johann, war Earl von Lancaster in Devonshire; der zweite endlich, Hugo III., Graf von Devonshire, empfing von Edward III. zur Belohnung seiner ausgezeichneten Kriegsthaten, den Hofenbarden und starb 1377, daß er demnach die drei ältesten der Edhne, die ihm Margaretha von Burg geboren, den Hugo, Thomas und Edward, überlebte. Der dritte Sohn, Wilhelm, widmete sich dem geistlichen Stande und besaß die Grafschaften Lons; als Bischoff, dessen große Schwärmungen endlich die Gesundheit der Regierung erschöpfen hatten, genötigt wurde, vor seinem Richtertribunal zu erscheinen. Um seinen Gewern durch einzuflößen, ließ Bischoff sich durch die drei den wichtigsten Unterthanen in England, den Herzog von Lancaster und den Marischal Lord Piero, begleiten. Ohne darauf zu achten, wollte der Bischoff sein Amt abgeben, da befahl der Herzog, man solle für Bischoffs einen Stuhl geben. Der Bischoff erwiderte, es sey nicht geduldrich, daß der Besagte sich in Gegenwart der Richter mit ohne deren Erlaubnis niederlege. Es entsann sich ein heftiger Streit, Lancaster erlaubte sich die beleidigendsten Reden gegen den Bischoff, und die Anwesenden, auf das höchste aufgeregte, erklärten, sie seien entschlossen, den Bischoff mit Waffengewalt zu schützen. Ein mächtiges Haus schickte den Marischal, plünderte die Capelle des Herzogs Palast, riß sein Wapen, als das eines Herrs

räthe ab, morbete einen Gefäßlichen, den er für den Lord Pierr hielt, und wurde über den Herzog selbst ein gleiches Schicksal verhängt haben, hätte der Bischof sich nicht für ihn auf das energischste benimmt. Wilhelm starb als Erzbischof von Canterbury. Hugo's III. fünfter Sohn, Philipp, war mit Powderham-Castle in Devonshire, unweit der Mündung der Ex, abgefunden und wurde der Stammvater einer Linie, die noch heute Powderham-Castle mit dem Titel Viscount Courtenay besitzt. Der sechste Sohn, Peter, starb 1403, nachdem er König Richard II. als Drisch-Kammerer gedient; die älteste Tochter, Margaretha, war des kühnen Oberhauptes der Lollards, des Lords Cobham, Johans von Diecastle, Gemahlin. In den Gütern und dem Titel eines Grafen von Devonshire succedirte dem Großvater, dem Grafen Hugo III., Edward II., der älteste von Edwards I. Söhnen (der jüngere, Hugo, gründete die Linie in Baunton, von welcher unten), der unter der Regierung König Richards II. als Anfänger der Plote erschien, und mit Hinterlassung von drei Söhnen am 3. Decbr. 1419 das zeitliche segnete. Der mittlere dieser Söhne, auch Edward genannt, befand sich in König Heinrich's V. Heer, in den gleichem Feldzügen von 1415 und 1416, diente auch zur See mit 5 Kittern, 184 Knappen und 460 Bogenschützen, und zwar waren ihm für je den Knappen 4, für jeden Bogenschützen 2 Sold täglich, während der auf 40 Tage bestimmte Dienstzeit, bewilligt. In den spätern Feldzügen in Frankreich diente er mit 30 Reitern und 90 Schützen, dann vom Mai bis August 1428 als Admiral. Im J. 1439 erhielt er einen förmlichen Bestallungsbrief als Admiral von Frankreich (für den Dienst König Heinrich's VI. von England und Frankreich). Sein ältester Bruder, Hugo IV., Graf von Devonshire, war mit Anna Talbot, einer Schwester des berühmten Grafen von Shrewsbury verheirathet, wurde in den französischen Kriegen als einer der tapfersten Kitter berühmt, und starb den 16. Juni 1422, dessen Sohn, Thomas I., den 3. Februar 1438. Letzterer ist der Graf von Devonshire, den Hume unter den ersten Vorfahren des Kronsprätendenten, des Herzogs von York, aufzählt, und den er fälschlich als einen französischen Prinzen von königlichem Geblüte bezeichnet. Des Thomas drei Söhne, Thomas II., Heinrich und Johann, vertauschten die weiße mit der rothen Rose, und starben alle drei für das Haus Lancaster, und zwar wurde der älteste, Thomas II., Graf von Devonshire, der in der Schlacht bei Towton den 29. März 1461 gefangen worden, fünf Tage später, den 3. April auf Edwards IV. Geheiß, zu York enthauptet. Heinrich, der sofort den Titel eines Grafen von Devonshire annahm, wiewol er von dem Sieger als Heinrich Stafford vertilgt worden, auch Thomas II. zwei Söhne, Thomas III. und Heinrich hinterlassen, starb am Blutgiste zu Salisbury im J. 1468. Johann, der nach seinem Vaters dem Graf von Devonshire nachfolgte, und der als solcher hauptsächlich es war, die nach der Schlacht bei Tewkesbury, die Abtei Beaumais zu verlassen, fiel mit seinem Vetter, Thomas III. (von dessen Bruder Heinrich ist weiter keine Rede), dem wahren Grafen von Devon-

shire, in der Schlacht bei Tewkesbury, den 4. Mai 1471. — Noch haben wir der Nachkommenchaft von Edwards I. jüngstem Sohne, von Hugo von Courtenay in Baunton, zu gedenken. Hugo's Sohn, auch Hugo genannt, besaß Beconnot. Dieses Sohne, Edward, auch Iscombs in der Devonshire, wurde von Heinrich VII. unmittelbar vor seiner Krönung (30. Octbr. 1483) mit der Würde eines Grafen von Devonshire geziert, auch in den Hofordnungen aufgenommen; war mit Elisabeth von Courtenay, Philipps auf Roland Tower, verheirathet und starb 1509; sein Sohn, Wilhelm I., Graf von Devonshire, Herr von Drebampton, den 9. Juni 1511. Letzterer war mit der Prinzessin Catharina, einer Tochter König Edwards IV. verheirathet, folglich König Heinrich VIII. Schwager, ein Umstand, der den König doch nicht hinderte, ihn der Herrschet zu berauben, als er eines Ewigen Bündnisses mit dem Grafen von Suffolk und andern Reichsvergünstigten beschuldigt worden (1506); Heinrich VIII. setzte ihn jedoch gleich nach seiner Thronbesteigung in Freiheit. Edwards und der Prinzessin Catharina Sohn, Heinrich, Graf von Devonshire und Herr von Drebampton, wurde am 5. Juni 1525 zum Marquis von Exeter und Bridewell, und zum Ritter des Hofordens ernannt, war einer der Richter der Königin Anna Bolens, leitete in der Unterdrückung der Empörungen in Lincolnshire und in den nördlichen Grafschaften (1536) dieselbe von Wichtigkeit, daher er in dem Gerichtshofe, der angeordnet worden, um die Häupter der Empörung, die Lords Darcy und Hussen zu bestrafen, das Präsidium führte, gerieth aber selbst bald in den Verdacht verdorbenen ehrlicher Umtriebe. Man beschuldigte ihn, daß er sich mit dem Cardinal Pole und dessen Brüdern in eine Verschwörung wider den König eingelassen, nachtheilige Reden von demselben geführt und den Cardinal mit Gelde unterstützt habe. Eine Anklage unter Heinrich VIII. Regierung war stets einem Todesurtheile gleich zu achten, darum mußte auch der Marquis Verbrechen, an die er höchst wahrscheinlich niemals gedacht hatte, mit dem Leben büßen. Er wurde im J. 1538 enthauptet, und seine Gemahlin, Gertrude Blount (sie war seine zweite Frau, die erste, Elisabeth Gray, starb kinderlos), war bereits eingekerkert und durch eine Parlamentacte zugleich mit der Gräfin von Salisbury des Hochverraths schuldig erklärt, fand aber doch, weil seine Aelgel ohne Ausnahme, Gnade an überliehe den König. Dagegen wurde ihr einziger Sohn, Edward Courtenay, obgleich noch in der jugendlichen Jugend, in des Vaters trauergelbes Schicksal verwickelt, daher er seine Kinderjahre als Gefangener im Tower verleben mußte. Die Königin Maria gab ihm bei ihrer Thronbesteigung die Freiheit wieder, und seine Jugend und Schönheit, seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, ein frühes unbedenktes Leben, so wie die große Bekehrte, die die Nation für ihn besiegelt schienen trafen Eindruck auf der Königin Herz gemachte zu haben. Sie erneuerte zu seinen Gunsten am 8. Septbr. 1553 die Rechte eines Grafen von Devonshire, sie suchte ihn durch mancherlei Künste in ihrer Nähe zu behalten; was am so leichter, da seine Mutter schon früher ihre liebste Gesellschaftin gewesen, sie machte es sich zum Ge-

schäfte, für seine im Tower gänzlich vernachlässigte Bildung zu sorgen. Am Hofe sprach man mit Zuvoricht von der bevorstehenden Vermählung der Königin mit dem jungen Courtenay, und Gardiner betrieb dieselbe mit seinem ganzen Einflusse. Hatte aber Edward Einbruch auf die Königin gemacht, so verwischte er ihn bald wieder durch seine üble Ausführung. Er wollte, nachdem er einmal die Freiheit gekostet, sie in vollen Zügen genießen. Er besuchte die schändlichsten Gesellschaften, verlor viele Zeit mit überlichen Weibspersonen und überließ sich Vergnügungen, die seinem Range unanständig waren und das Gefühl und den frommen Sinn der Königin verletzten. Vergeblich beantragte sie einen der Ekellose ihres Hofes, den Unerfahrenen zu führen; vergebens warnten ihn der französische und der venetianische Gesandte, er spottete ihres Rathes, achtete nicht seines Hofmeisters und verfolgte seinen wilden Lauf, bis er der Königin Achtung und Gunst uniederbringlich verloren hatte. Maria wählte den spanischen Infanten zu ihrem Gemahl, und der Graf, der seine Hoffnungen selbst vernichtet hatte, überließ sich, fast endlich seinen Verlust erzwungend, uneingedenk der großen Verpflichtungen, die ihm die Königin auferlegt hatte, den selbstthätigen Nachschlagen treuloser Freunde. Sie schlugen die Ermordung Arundels und Pogets, als der vornehmsten Beförderer der spanischen Heirath, vor; eines so gewichtigen Beisandes beraubt, meinten sie, würde Maria leicht durch Ueberredung oder Furcht dahin gebracht werden, dem Grafen ihre Hand zu reichen. Als derselbe sie, so solle er, ihr zum Troste, die Prinzessin Elisabeth heirathen, mit ihr nach Devonshire oder Cornuwallis, wo die ganze Bevölkerung seinem Hause ergeben, ständen, und die Thone des Aufstandes erbeben; jeder wahre Engländer werde ihm zufallen. Aber die Furcht, die im Tower eingeführt, war nicht geeignet, die Ebschwerer bedarf. Courtenay war schon und bedusam aus dem Gefängnisse hervorgegangen, willig lauschte er den Ermahnungen seiner angeblichen Freunde, doch zum Handeln fehlte ihm der Muth. Endlich machte die förmliche Aushändigung der Vermählung der Königin (14. Januar 1554) wenigstens der Ungewissheit der übrigen Verschwörer ein Ende. Sie beschloffen (15. Januar) die Ankunft Philipps, die für den Frühling angekündigt war, abzuwarten, bei der ersten Nachricht von seiner Annäherung die Waffen zu ergreifen, um ihm das Land zu verwehren, den Grafen von Devonshire mit der Prinzessin Elisabeth zu vernichten, sie dem Euge der Einwohner von Devonshire anzuvertrauen, und als Könige von England auszurufen. Es ist kein Zweifel vorhanden, daß Elisabeth und der Graf einander schon früher geliebt hätten; allein die Prinzessin fand gegen die Heirath und ihre Folgen nichts zu erinnern, nachdem ihr beigebracht worden, diese Heirath sey ihr einziger Schutz gegen Maria's Wuth und Philipps Nothzeit, und der Graf erlitt in ihr das Mittel, die verlorne Krone doch noch zu gewinnen. Aber seine Einsicht oder Rücksichtlichkeit verrieth in einer Unterredung mit Gardiner das ganze Geheimniß (20. Januar); die Verschwörer, die sich bedroht sahen, zerstreuten sich in den Provinzen, um für eigene

Rechnung das Bogesfüß zu beginnen, und nur Courtenay blieb bei der Königin, mit seiner Treue zu prunken, die doch verdienster Rufen nur mit Mißtrauen und Verachtung erwidert wurde. Als aber Wpat, an der Spitze der Rebellen aus Kent, London bestürmte, da war Courtenay, sey es Jagsthaftigkeit oder Verrath, der einzige beis nahe, der seinen Pöbel verließ und mit dem Mufe, alles sey verloren, floh; er wurde aber, nachdem drei aufgefangene Schiffebriefe des französischen Gesandten Noailles vom 26., 28. und 30. Januar seinen Antheil an der Verschwörung vollständig aufklärten, in dem Hause des Herzogs von Suffolk verhaftet und nach dem Tower gebracht. Er ward mit Wpat konfrontirt, der ihm vorwarf, daß er, Courtenay, der erste gewesen, der zum Aufstande gerathen; es wurde ihm bewiesen, daß er mit Carew, dem Oberhaupt der Insurrection in Devonshire, nach deren Ausbruche einen Briefwechsel unterhalten, und nur Gardiners mächtige Verwundung rettete ihn von der Strafe der Verräther. Er wurde, nachdem die Prinzessin Elisabeth der Haft entlassen worden, aus dem Tower nach Forbingtoncastle gebracht (Jant 1554), dann im Januar 1555 dagnadt. Er empfing, nachdem er den Königen aufwartet, die einem Befehle gleich kommende Erlaubniß, zu seiner Bildung zu reisen; hielt sich eine Zeit lang an dem Hofe in Brüssel auf und ging dann, von König Philipp mit Empfehlungsschreiben an mehrere Höfe versehen, nach Italien. Er starb zu Padua, wahrscheinlich an den Folgen der Ausweisung, nicht aber vergiftet, den 4. Octbr. 1556, und wurde in der Kirche des heil. Antonius beerdigt, wie eine sehr schmalstige Grabstiftung besagt.

Der Prinz Peter von Frankreich, der durch seine Vermählung mit Elisabeth von Courtenay Herr von Comtessnap, Montargis, Châteaurenard, Champignelles, Lantap, Charny u. s. w. geworden ist, war nur 22 Jahre alt, wie er seinem Bruder, dem Könige Ludwig VII., in den Kreuzen von 1147 folgte. Im J. 1178 war er einer der drei Barone, welche dem Könige von England als Geisel für die genaue Beobachtung der eingegangenen Friedensbedingungen gegeben wurden. Im J. 1179 unternahm er einen zweiten Kreuzzug in Gesellschaft des Grafen von Champagne, des Bischofs von Beauvais und anderer. In einer Urkunde vom Paimsonstage 1183 kommt er als verstorben vor. Von seinen fünf Söhnen, die sämtlich den Namen und das Wapen von Courtenay annahmen, wurde der zweite, Robert, der Abt der Barone von Champignelles; von dem vierten, von Wilhelm, stammten die Herren von Lantap; den fünften, Johann, hält man für den Stammvater der Herren von Heres (von allen diesen Ämtern wird unten die Rede seyn); der älteste Sohn endlich, Peter II., Herr von Courtenay und Montargis, vermählte sich in erster Ehe 1184 mit der Gräfin Agnes von Revers, Guido's I. Tochter, die ihm die Grafschaften Revers und Auperre zubrachte, und 1191 auch noch die Grafschaft Tonnerre erbt, und, nach deren stöhllichem Abgange, durch Verdrag von Mail 1193, mit Polantha von Hennegau, einer Schwester der lateinisch; griechischen Kaiser, Balduin I. und Heinrichs. Im J. 1191 begleitete er den König Phi-



lupp August nach dem heil. Lande; im J. 1194 ertheilte er der Stadt Auxerre, die eben großen Transfaden erlitten, bedeutende Privilegien, worüber er aber mit den dasigen Bischöfen, mit Hugo von Rogers und Wilhelm von Seignelay in vielfältige Streitigkeiten gerieth, in deren Laufe er sogar excommunicirt und genöthigt wurde, am Passionssonntage 1204 öffentliche Buße zu thun. Er vertreibt auch die Juden aus seiner Stadt Auxerre, nahm Ende des J. 1210 mit andern Heeren das Krieg gegen die Abigenser, und befand sich 1211 bei der Belagerung von Lavaur. Im J. 1213 fiel seiner Gemahlin, der Gräfin Dolantha, durch den Tod ihres Bruders Philipp (der einzige noch unter den Lebenden befindliche Bruder, Heinrich, regierte die Thürme des lateinischen Kaisers thums in Constantinopel und dachte nicht an das entfernte Erbgut) die Grafschaft Ramur anheim, und Peter säumte nicht, von der wichtigen Erbschaft Besitz zu nehmen, wurde aber bald darin deunruhigt. Kaiser Otto IV. nahte sich mit einem fürchtbaren Heere, um den König von Frankreich zu besiegen, und sodann einige ungetreue, niederländische Vasallen, wie den Bischof von Lüttich und den neuen Grafen von Namur zu züchtigen. Aber Otto unterlag in der großen Schlacht bei Bouvines, und Peter von Courtenay, der mit allen seinen Eisteifsten zu dem französischen Heere gestossen war, während sein Sohn Philipp den kaiserlichen Wärmern folgte, hatte sogar das Glück, seinen Vater, den König von Frankreich, an diesem Tage aus dringender Lebensgefahr zu erretten. Die Ruhe, die Peter hierdurch gewonnen, war indessen nur von kurzer Dauer. Waltham von Limburg, der Gemahl der Gräfin Emerinda von Luxemburg, erhob Anspruch an Namur und suchte ihn durch Heereskraft zu unterstützen (1215). Er belagerte Bouvigne und sodann Namur, mußte aber von beiden Orten abziehen, verlor auch auf der Flucht in der Maas viele Leute. Dagegen nahm er im J. 1216 das wichtige Schloß Camson, und während Peter sich, wieviel vergeblich, bemühte, dasselbe wieder zu gewinnen, auch noch die Schlösser Auteppe und Wille, zwischen Maas und Wesbaine, die jedoch der Peters Annäherung wieder geräumt wurden. Unter abwechselnden Erfolgen dauerte der Krieg noch fort, als Peter Schwager, der Kaiser Heinrich, in Salomichi das Zeitliche segnete (11. Juni 1216); sofort traten die lateinischen Barone zusammen, ihm einen Nachfolger zu geben, und wenn gleich die meisten Stimmen sich für den König Andreas II. von Ungarn, den Schwiegersohn des Herrn von Courtenay, erklärten, so wußten doch die statckflugen Benerbigen, denen eine solche Erweiterung der unglücklichen Herrschaft allzu bedenklich schien, die Sache dahin zu drehen, daß statt des Königs der Schwiegervater, dessen Ruhm von einem Heere, das zum andern gedungen war, der auch, als der beiden letzten Kaiser Schwager, besondere Rücksicht verdiente, auf den Theon Constantin erhoben wurde. Peter trat so gleich seinem ältesten Sohne die Grafschaft Namur ab, und begab sich mit seinen übrigen Kindern und seiner Gemahlin auf die Reise. Er durchzog an der Spitze eines ausreisenden Heeres von 6500 Mann Italien, empfing zugleich mit der Gräfin Dolantha am 9. April 1217 in

der St. Laurentiuskirche zu Rom aus den Händen des Papstes Honorius III. die Kaiserkrone, und schiffte sich zu Brindisi auf der venezianischen Flotte ein. Während aber seine Familie sich geradesweges nach Constantinopel wendete, landete Peter in der Nähe von Drago, um diese Stadt, wie es der mit den Benerbigen reichliche Vertrag wollte, zu belagern. Dieses Unternehmen mißglückte, der Kaiser mußte die Belagerung aufheben und wollte sich zu Lande dahin nach Constantinopel drehen, verwickelte sich aber in den Engpässen des Drimo. Theodor Comnenus, der Despot von Epirus, eben derjenige, der Dufay von Benerbigen vorertheilt, und der dem lateinischen Heere stets in den Flanken und im Rücken folgte, that nun selbst Friedensvorschlüge. Sie wurden angenommen, und Peter, der, ihnen gemäß, seinen friedlichen Marsch fortsetzte, ließ sich bewegen, bei dem Despoten ein feierliches Wahl anzunehmen; während desselben überfielen die Griechen die verlassenen und sorglosen Franzosen, die erschlagen oder versprengt wurden, und der Despot, der seinen Galt nicht mehr sichern mußte, ließ ihn mit allen Baronen seines Gefolgs während des Belags festnehmen. Peter lebte noch einige Zeit im Kerker, starb aber, wahrscheinlich von Mordhand, vor dem Januar 1218; seine Witwe, die Kaiserin Dolantha, die als Vermählung das griechisch-lateinische Reich mit Weisheit und Festigkeit regierte, bald nach dem Monat Juni 1219. Sie war in ihrer Ehe Mutter von 13 Kindern, von Philipp, Peter, Robert I., Heinrich, Baldwin II., Margaretha, Elisabeth, Dolantha, Maria, Agnes, Eleonora, Konstantia und Sibilla geworden.

Peters einige Tochter erste Ehe, Marhile, Gemahlin von Nevers, Auxerre und Lorraine, vermählte sich Ende 1199 mit Herzog IV., Herrin von Douze, von dem sie aber durch ein Breve des Papstes Innocentius III. vom 20. Decbr. 1213, wegen Verwandschaft in verbottem Grade, geschieden wurde. Im Februar 1221 versprach sie dem König Ludwig VIII., ihm wider alle und jede zu dienen, auch nicht ohne seine Zustimmung zu heirathen. Im J. 1223 befreite sie die gesamte Bürgerschaft von Auxerre ohne alle Ausnahme, gab ihr das Gemeinvermögen und die Erlaubnis, nach Willkür die Trauenseule zu bestimmen; Wohlthaten, deren Danken in Auxerre noch nicht erloschen ist. Im J. 1226 kömte sie als des Grafen Guido IV. von Forez Gemahlin vor, und sie stiftete in dessen Heirath die Abtei du Reconfort, oder de la Consolation de St. Marie in Rivermaiz, für Nonnen des Cistercienserordens. Sie wurde Witwe am 29. Decbr. 1241, indem Guido am besagten Tage im Kampfe gegen die Ungläubigen fiel; nahm 1255 den Schiele in der Abtei Fontevault und starb daselbst den 12. Oct. n. J. Ihre Beschreibungen fielen an ihre Enkelin, Marhile von Bourbon, Eudo's von Burgund Gemahlin. — Philipp von Courtenay, Peters II. ältester Sohn zweiter Ehe, wurde nach seines Vaters Tode von den Baronen des griechischen Reichs eingeladen, ihren Thron zu besetzen, dankte aber für ihren guten Willen und begnügte sich mit dem Besitze der Grafschaft Namur, in dem ihn jedoch Waltham von Limburg noch geraume Zeit beunruhigte. Beide Parteien wurden endlich des Habers müde, und

beschlossen im J. 1220, denselben der Entscheidung des Erzbischofs von Eln zu überlassen. Diese schiedsrichterliche Entscheidung erfolgte im Januar 1222, und wurde im März a. J. durch den Frieden von Dinant, welcher die Grafschaft Namur nochmals dem Hause Courtenay zuwachte, bestätigt. Einige Jahre später, 1226, folgte Philipp dem Könige Ludwig VIII. in den Kreuzzug gegen die Albigenser; er erkrankte während der Belagerung von Tournon, ließ sich nach der Heimat führen, starb aber unterwegs in der Nähe von St. Flour in Auvergne, und wurde in der Abtei Vouelle in Cambresis beerdigt. Er hinterließ den Weinamen a labro, oder Schammale, ließ, a labra, und starb unvermählt. Peter kömte in einer Lebenszeit von 1210 als Cleriker vor. Robert I. wurde durch seines älteren Bruders freiwillige Verzichtung Kaiser von Constantinopel. Er verließ Frankreich zu Ende des Jahres 1220, durchzog Ungern, dessen König sein Schwager, ihn mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeugungen aufnahm, und die Bulgaren, und wurde den 25. März 1221 in der Sophienkirche zu Constantinopel gekrönt. Sein erster Gehalte war, Nachse für seines Vaters Tod zu nehmen, zu welchem Ende er mit Theodor Laskaris, dem Kaiser von Nicäa, Frieden schloß, und sich mit dessen Tochter Eudoria verlobte, aber Theodor starb, wie die Prinzessin eben die Reise nach Constantinopel antreten sollte, um ihren Nachfolger, Johann Ducas Bataces, schien wenig geneigt, die eingegangenen Verpflichtungen zu beackten. Dieses benutzte des vorigen Kaisers Bruder, Alexis und Isaac Comneni, die nur ungern dem Bataces gebulig, um den lateinischen Kaiser für ihre Ansprüche zu gewinnen, und sie fanden bei Robert nur zu geneigtes Gehör. Das Heer, das er ihnen zum Beistande ausgrüßte, erlitt aber bei Panormo an dem Marmormee eine vollständige Niederlage (1224); Alles, was die Kaiserin in Asien inne hatten, ging verloren, der Griechische Flotte verheerte die Küsten von Thracien, und das Reich vergnügte der Einwohner von Adrianopel erdöfnete ihnen die Thore dieser wichtigen Stadt. Constantinopel wurde nur durch Theodor, des Despoten von Epirus, Eifersucht und Weisheit gerettet, und der Kaiser von Nicäa ließ sich einen Frieden gefallen, welcher die Latiner auf die Mauern der Hauptstadt und auf den Besitz einiger Schlösser in der Gegend von Nicomedia beschränkte, wogegen wiederholt die Auslieferung der Prinzessin Eudoria versprochen wurde. Daran dachte aber Bataces weniger als jemals, und Robert, der endlich alle Hoffnung, seine Braut nur zu sehen, aufgeben mußte, verheiratete sich in die Tochter Balduins von Neuville, eines Ritters aus der Landschaft Artois, und heirathete sie, die doch mit einem burgundischen Edelmann versprochen war. Der betrogene Burgunder säumte nicht, Nachse zu nehmen; er erließ, im Grunde mit einigen Misvergnügen, bei Nacht den kaiserlichen Palast, bemächtigte sich der Kaiserin und ihrer Ratsgeber, die vorzüglich die Verbindung mit Robert gewünscht hatte, und ließ diese ersäufen, der Kaiserin aber Lippen und Nase abschneiden. Robert, zu schwach, solche Gräueltaten zu üben, floh nach Rom, dem heiligen Vater seine Schmach zu klagen und um Bestrafung der Mörder zu bitten.

Gregor IX. versprach ihm alle Hilfe, aber die er versüßte konnte, rieth ihm aber, vor allem nach Constantinopel, wo seine Gegenwart so notwendig sey, zurück zukehren. Er gehorchte, erkrankte aber auf der Rückreise und starb in Anagnin im J. 1228, indem er das Reich im klaglichsten Verfall zurückließ. — Heinrich, Peters II. vierter Sohn, folgte seinem Bruder Philipp in dem Besitze der Grafschaft Namur, stand aber noch unter Vormundschaft, als er das Zeitalter verließ. Balduin, der jüngste Sohn, ward sogleich verarmen. Margaretha war zuerst mit Raoul III. von Flandern, dann mit dem Grafen Heinrich von Flandern verheiratet, bemächtigte sich nach ihres Bruders Heinrich Tode der Grafschaft Namur, wurde aber bald in deren Besitze durch den Grafen Ferdinand von Flandern gestört, und nach dem Verluste von Floreffe und anderer minder bedeutender Plätze genöthigt, unter des Grafen Philipp von Boulogne Vermittelung den Frieden von Coudray 1232 durch die Abtretung der Ämter Bienville und Golligne und mehrerer Herrschaften in Flandern und Hennegau zu erlangen. Im J. 1231 stiftete sie, in Erfüllung des letzten Willens ihres Bruders Philipp, die Abtei Grandpre Cistercienserpens, gleichwie die Kapelle zu Geronsart, und wenigstens theilweise, das Franziskanerkloster zu Namur. Sie erweiterte auch die Stadt Bouvigne, und war noch mit andern Entwürfen zum Besten der Grafschaft beschäftigt, als sie gestorben wurde, die Regierung in die Hände ihres Bruders Balduin niederzulegen (1237). Sie lebte noch 1243, und starb als Witwe in dem Kloster Marienhain in dem Flandernburgchen. — Elisabeth vermählte sich in erster Ehe mit Gualdus, Grafen von Barsur; seine († vor Damia 1219), und in anderer Ehe mit dem Freiherren von Montagu, Eudo I. von Burgund. — Yolanda vermählte sich 1215 mit König Andreas II. von Ungern, der seit 1213 Witwer, und wurde ihr als Morgengabe, das Fürstenthum der Comitate Maraschin, Sümegh, Speth und Egermen, sowie des ganzen Banats von Slavonien und Kroatien verschrieben; später, nachdem ihre Krönung im J. 1216 erfolgt war, und Andreas sich zu seinem Kreuzzuge anschickte, bestimmte er ihr in seinem Testament vom 11. Februar 1217, für den Fall seines Abganges und zu ihrer Abfertigung, die Summe von 6000 Mark Silber, zu deren Sicherheit die Salzgruben in der Marmaros, die Abgaben der Jemaeliter zu Pesth und die Gefälle des Bisdroger Comitats dienen sollten. Sie starb im J. 1233, und wurde in der Nähe von Erlau in der Abtei Egerch beerdigt. — Maria wurde im J. 1219 des Kaisers von Nicäa, des Theodor Laskaris, dritte Gemahlin, und starb kurz nach ihm im J. 1222. — Agnes wurde an Grafenfried II. von Villehardouin, den Fürsten von Achaia und Morea, verheiratet, und lebte 1247 als Witwe in Frankreich. — Eleonore, Philipps I. von Konstantinopel, erste Gemahlin, hmt 1230 als verwitwete Witwe vor, und ruhet in der Abtei St. Antons des champs zu Paris. — Constantia wird nur ein Mal in einer Urkunde von 1210 genannt. — Sibolla, Königin von Montepulciano, starb, nur 13 Jahre alt, im Mai 1210.

Balduin, Peters II. jüngerer Sohn, war während dessen Gefangenhaft zu Constantinopel Ende des J. 1217

gehören, läßt demnach, wie sein Bruder Robert starb, nur 12 Jahre. Die Lage des Reichs erforderte aber einen kräftigen Vorkämpfer; nach reiflicher Überlegung wurde Johann von Brienne von den Baronen dazu ausersehen, und ihm für seine Lebzage die Krone verschert, dagegen für Baldwin die Nachfolge in derselben, standesmäßiger Unterhalt bis zu seinem 20sten Jahre, und alsdann der Besitz des noch zu erobernden Königreichs Riche stipulirt. Johann erfüllte alle übernommenen Verpflichtungen mit Hingebung, und sein Verhältnis zu dem jungen Baldwin war so vertraulich, daß er seinen Anstand nahm, demselben 1237 nach Italien und Frankreich abzuordnen, um Hilfe zu suchen gegen die Griechen sowol, als gegen den König der Bulgaren, der es nicht vergessen konnte, daß der von Brienne ihn um das Amt eines Reichsverwesers und seine Tochter um ihren Bräutigam, dem Prinzen Baldwin, gebracht. Gregor IX. verhängte zu dem Ende einen Kreuzzug, und Baldwin, der die deshalb erlassene Bulle nach Frankreich brachte, fand auch bei Ludwig IX. und der Königin Blanca die günstigste Aufnahme, und eine große Zahl ausgezeichneter Ritter nahm das Kreuz. Bevor der Zug wirklich angetreten wurde, fand Baldwin jedoch für gut, auch ein persönliches Geschäft abzumachen. Seine Schwester, die Gräfin von Flandern, hatte sich in den Besitz der Grafschaft Namur gebrängt und wollte, trotz aller Warnungen, dem rechtmäßigen Eigentümer nicht weichen. Baldwin, von dem Könige von Frankreich und der Gräfin Johanna von Flandern mit Truppen versehen, erschien in dem Lande zwischen Cambre und Raas, die Wehrheit des Namurischen Rechts fiel ihm bei, und Margaretha wurde nach hartnäckigen Kämpfen genöthigt, denselben als Grafen von Namur zu erkennen, den sie anfänglich nicht einmal als ihren Bruder erkennen wollen, indem sie sich bemühet hatte, ihn zu einem Betrüger zu stempeln, demjenigen gleich, durch den einige Jahre früher Flandern und Hennegau beunruhigt worden. Baldwin, für den die Grafschaft keine Wichtigkeit hatte, als insofern sie ihm ein Mittel werden konnte, den wankenden Thron von Constantinopel, der durch Johanns von Brienne Tod noch mehr erschüttert worden, zu besetzen, eilte nach Paris, um sie dem Könige um 60,000 Pfund zu verkaufen, und hierdurch mit dem ersten Bedürfnisse versehen, gab er der Kreuzarmee, deren Vortrab unter Johanns von Bethune Befehlen bereits den Marsch angetreten hatte, das Zeichen zum Aufbruch. Sie zählte damals nach einigen 60,000, wenigstens aber 30,000 Mann, worunter allein 700 Ritter, verlor aber, weil Gold und Lebensmittel bald ausgingen, mit jedem Tage an Stärke, daß sie, in Ungarn angelangt (Herbst 1239), kaum mehr eine Armee zu nennen. Demungeachtet wußte Baldwin so zu imponiren, daß selbst die unbändigen Cumannen ihm ein Friedens- und Freundschaftsbündniß antrugen, und dasselbe nach ihrer Sitte mit einem Bluttrank und einem Hundespeier besiegelten. Er empfing sodann im December 1239 in der Cyprienische die Kaiserkrone, nahm das feste, von den Griechen tapfer vertheidigte Tzurulum, das heutige Ftschou in Thracien, mit stürmender Hand, und besetzte in einem Eentrefsen des Baraces Flotte, konnte aber doch nicht verhindern,

daß dieser sich für den Verlust in Thracien durch die Wegnahme aller Besitzungen der Lateiner in Asien, das Castell Schile oder Scyll am schwarzen Meere allein ausgemanneten, entschädigte. Hiermit waren aber auch beider Kaisers Kräfte erschöpft, obgleich Baldwin, um sich Geld zu verschaffen, die vornehmsten Heiligthümer seiner Kapelle versetzt hatte, wie z. B. das größte Stück des heiligen Kreuzes, das man damals noch gesehen, die Lanze und ein Stück des Schammes, des Robres und des Purpurmantels Jesu Christi; ein Stück des heil. Schwelstuches; das Tuch, womit Jesus der Apostel Füße abgetrocknet; das Kreuz des Triumphes, also genannt, weil es jederzeit den Heeren, denen es vorgetragen worden, den Sieg verliehen hatte; den weltbekannten Dorn u. s. w. (alle diese Heiligthümer erwarb Ludwig IX. für die heil. Kapelle in Paris, und wurden sie am 14. Septbr. 1241 darin niedergelegt, samt der Dornenkrone, die Baldwin schon früher an die Veneziger versetzt, der König aber von ihnen eingekauft hatte. Vollkommenes Eigentum des heil. Ludwigs wurden diese Gegenstände aber erst durch den Vertrag von St. Germain; s. Lage vom Juni 1247). Es wurde ein Waffenstillstand auf zwei Jahre abgeschlossen, und Baldwin unternahm nochmals eine Reise nach dem Occident, sich um Hilfe zu bewerben. Es glückte ihm auch, in Rom zwischen seinem Schwager, dem Kaiser Friedrich II. und dem Papste Innocentius IV. am 1. April 1244 einen Vergleich zu Stande zu bringen, daß beide demnach Ruße gehabt hätten, sich mit den Angelegenheiten des Orients zu beschäftigen; als er aber vor dem Concilium von Lyon erschien, die Gefahren und Bedürfnisse der lateinischen Kirche und Herrschaft im Orient geltend darzustellen, fand er nur eine kalte Aufnahme, und die spärlich und langsam wirkende Bewilligung der Hälfte des Ertrags aller Beneficien, deren Inhaber nicht wenigstens 6 Monate des Jahres residirten, und eines Drittels des Ertrags aller Beneficien von 100 Mark Einkommen, konnte kaum als eine Hilfe angesehen werden. Mit schwerem Herzen, so scheint es, verließ Baldwin den Kirchenrath, denn das Gefühl, vielleicht der Wunsch eines nahen Todes spricht sich in allen den Vorberathungen aus, die er in seinem Stammlande Namur traf. In einer Instruktion, p. B. vom Mittwoch nach Barnabas 1245, an alle seine Diener und Bedienten in der Grafschaft, auch an den Dekan und die Eborherren zu St. Peter gerichtet, und worin er jede Verfügung über Veränderung hinsichtlich des Schloßes Namur, ohne des Königs von Frankreich, der Prinzen, seiner Brüder, und der Königin Blanca Vorwissen, untersagt, handelt er mit besonderer Sorgfalt von allen den Zufällen, die ihn persönlich treffen könnten, namentlich auch von einer Gefangenhaft. In einem solchen Falle sollen sie selbst einem von seiner Hand geschriebenen und unterschriebenen Befehle, sobald er der gegenwärtigen Instruktion zumwiderlaufe, nicht gehorchen. Auf den Fall seines Todes bestimmt er die Grafschaft seiner Schwester, der Gräfin von Flandern, oder, wenn sie nicht mehr bei Leben, der Frau von Montagu, oder in deren Ermangelung der Prinzessin von Biedebarduin. Nachdem er also sein Haus besetzt, kehrte er nach Thracien zurück, wo Balaced den Abmarsch

des Waffenstillstandes durch die Einnahme von Tzurum bezeichnet hatte, und da, da Baldwin nur einen müßigen Zuhörer abgeben konnte, seine Eroberungen bis an die Thore der Hauptstadt ausdehnte. Bataces stand in dessen im Laufe seiner Siege, und die Schwachheit und Uneinigkeit seiner nächsten Nachfolger gestärkte den Glauben noch mehr eine Gnadenfrist, die Baldwin nicht unterzogen ließ. Kaum sah sich aber Michael Paläologus auf dem Throne von Nicäa bestesigt, so überfiel er seine Feinde die Ebene von Thracien; die Festungen in der Umgegend von Constantinopel wurden schnell genommen; denn Baldwin, statt im Felde erscheinen zu können, mußte, um sich einige Geldmittel zu verschaffen, erst die bleiernen Dächer der Kirchen und Paläste abnehmen und vermauen lassen; die Griechen kamen der Hauptstadt so nahe, daß sie mit ihren Kanonen in derselben verstanden konnten, und als Baldwin sich endlich sowohl gerüstet hatte, daß er den besten Theil seiner Völker zur Belagerung von Dapnynum abzuordnen vermochte, wurden in der Nacht vom 25—26. Juli 1261 mehr Thore der Kaiserstadt dem Morgenlande geöffnet. Sie übermächtigsten ohne sonderliche Anstrengung die wenigen Franzosen; Baldwin aber warf den Purpur ab und entsank zur See in einem Kabin nach Negroponte, von dannen er sich nach Raapel zu Rhodus Aufbruch machte. Hilfe fand und konnte er bei ihm nicht finden, dagegen aber war Baldwin rastlos bemüht, auf andern Wege sich die Mittel zu verschaffen, die verlorne Krone wieder zu gewinnen. Eines der nächsten war der Verkauf der Grafschaft Ramur. Schon 1248 war der Kaiser derselben von dem römischen Könige Wilhelm veräußert worden, weil er unterlassen hatte, sie von Johann von Aednes, dem anmaßlichen Grafen von Hennegau, als dem Lehnsherrn zu empfangen; die Sache war jedoch ohne Folgen geblieben, da die Königin Blanca als Regentin während dem Kreuzzuge ihres Sohns sich anschickte, die Grafschaft gegen jeden feindlichen Überzug zu verteidigen, und wenn auch Johann von Aednes seine Rechte an Ramur 1254 an den Grafen von Luxemburg verkauft hatte, so versprach er sowohl, als sein Bruder Baldwin von Aednes in einer späteren Urkunde, d. d. Peronne, Sonntag vor Michaelis 1256, daß sie auf alle Ansprüche an Ramur verzichten, auch den zu erwählenden römischen König bestimmen wollten, die ihnen vormals von Wilhelm von Holland gegebene Versicherung zu vernachlässigen. Sie widerriethen zugleich den Verkauf an Luxemburg, machten sich ansehnlich, alles mögliche aufzubieten, um den Grafen von Luxemburg zu bestimmen, daß er seinerseits vom dem Kaufe abstehe, und Baldwin von Aednes versprach noch besonders, daß er, im Falle der Graf von Luxemburg dursch seinen Handel geltend machen wollte, mit aller seiner Macht dem Kaiser gegen den Grafen beistehen werde. Die Kaiserin Maria, die ihr Gemahl, Kaiser Baldwin, seit 1249 nach dem Abende Jahre verstorben, und der die Königin Bianca, ihre Tante, kurz vor ihrem Tode, die bisher noch auf Ramur lassende Schuldbekanntmachung über 50,000 Pfund zurückgekauft hatte, blieb demnach im ruhigen Besitze der Grafschaft, bis die Forderung eines Schwäbischen Frauenhauses in der Nähe der Abtei Salzinne, die die Kaiserin ihrer

Freundin, der Äbtissin Imagina, nicht detsagen konnte, tiefen Unwillen in dem Lande, das ohnehin vieler neuen Auflagen halber schwierig, erregte. Der Hof beante, der die Schwäbischen Frauen ausgetrieben hatte, wurde am lichten Tage ermordet, und da die Kaiserin ihre Entschuldig über diesen Fehler nicht verbergen, auch die Verbreiter, eine Anzahl junger Edelleute, zur gebührenden Strafe stehen wollte, so verringerten die bedrohten Familien sich zum Widerstande. Sie zogen beinahe die gesamte Bürgerschaft der Stadt in ihr Interesse, riefen den Grafen Heinrich von Luxemburg zum Beistande herbei, und übergaben diesem in der Christnacht 1266 die Stadt Ramur. Die Kaiserin entsank, nicht ohne Schwierigkeit, nach Champagne, rief ihre Brüder, Johann und Ludwig von Brienne, zum Beistande auf und sammelte mit ihrer Hilfe ein kleines Truppenkörper, mit dem sich auch einige Hülfskrieger aus Flandern, die die Gräfin Margaretha, ihren Sohn Baldwin von Aednes an der Spitze, abgeordnet, verringerten. Erst 18 Monaten vertheilte der tapfere Bastard von Wexmale das Schloß von Ramur, und des von Aednes erste Angelegenheit mußte es sein, diesen wichtigen Platz zu erlangen. Er setzte sich auch wirklich auf den Höhen der Ramur, verslor 14 Tage, um den Grund zu beobachten, und schloß dann mit den Luxemburgern einen Waffenstillstand auf an dem 14 Tage, so zwar, daß in dieser Frist weder Menschen noch Lebensmittel in das Schloß gebracht werden sollten. Darüber ergrimmt die Champagner, sie ahnten Verrath und jenseiteten sich, worin die Flandern ihnen willig folgten; Franco von Wexmale wurde nach einer glänzenden Vertheidigung gezwungen, zu capituliren, und die ganze Grafschaft war hiemit verloren. Um so leichter wurde es demnach dem Kaiser, sie zu veräußern. Zu dem Ende ertheilte er seinem Sohne, dem Prinzen Philipp, von Paris aus im J. 1262 die nöthige Vollmacht, und schon nach wenigen Monaten verkaufte dieser Ramur um 20,000 Pfund an den Grafen Guido von Flandern, sowie die Herrschaften Osnay und Courbeur bei Valenciennes an die Gräfin Margaretha. Mit solchen Summen war indessen seine Veräußerung zu bestreiten, und Baldwin Thätigkeit mußte sich fortwährend auf Verträge beschränken. So beschenkte er 1265 den Herzog Hugo von Burgund mit dem Königreiche Theflonien, in partibus infidelium, mit der Baronie Aines und mit einer zweiten Baronie nach der freien Wahl des Herzogs, nur daß sie 50 Meilen von Constantinopel entfernt sein sollte; so errichtete er am 27. Mai 1267 und im J. 1268 zwei verschiedene Verträge mit Karl von Anjou und mit dem Grafen Theobald von Champagne wegen der Wiedereroberung seines Reichs. Er starb Ende des Jahres 1272. Seine Gemahlin, die Kaiserin Maria, lebte noch den Sonntag nach Krönungsfeier 1275, und war seit dem Verluste von Ramur, in Frankreich, wo sie die Herrschaften Blaton und Courtenay als Wittum besaß. Sie war Johann von Brienne, des Königs von Jerusalem und Kaisers von Constantinopel, und der Prinzessin Berengaria von Castilien Tochter, und bereits als Kind, d. d. Perugia den 19. April 1229, mit dem nachmaligen Kaiser Heinrich verlobt worden. Ihr einziger Sohn,



Peters II. Kinder, theilten abermals, und zwar kamt von dem jüngern Sohne, von Johann, der mit den Herrschaften Blencau, Villar, la Ferté, Loupière, Chevillon, Choffenay, Marquant, Arrablay, Croquetaine und Tonnere getheilt war, die Linie in Blencau ab, der ältere Sohn hingegen, Peter III., der mit Johanna Braque die Herrschaften S. Maurice sur Lavoren, Châtillon sur Loing, Courcelles les roi, Dammariens, Pussade erbschaftete, setzte das Haus Champignelles fort, das doch bereits mit dessen Sohne, Johann IV., im J. 1472 erloschen ist, nachdem dieser vorher alle seine Güter veräußert hatte. Johann von Courtenay, Peters III. Bruder, der Mäurer des Hauses Blencau, † 1460, hatte fünf Söhne. Von dem jüngsten, von Karl, kamt die Linie in Arrablay ab, die bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bestand. Der dritte, Peter, gründete das neue Haus la Ferté, Loupière, von dem unten; der älteste, Johann II., Herr von Blencau, Villar und Champsignelles, † 1480, wurde der Großvater von Franz I., der mit König Ludwig XII. als dessen Ehrenknecht ergehen, und von König Franz I. 1528 zum Amtmann zu Murree ernannt wurde, der Königin Eleonora als erster Kammerer diente und 1561 verstarb. Mit diesem Franz Arenal, Caspar II., der am 1. April 1653 seinem Vetter, Ludwig von Courtenay in Chevillon, die Herrschaft Blencau schenkte, ist die Hauptlinie in Blencau erloschen (1655).

Peter I., Johanns I. in Blencau dritter Sohn, und der Ahnherr des neuen Hauses la Ferté, Loupière, besaß außer der Herrschaft dieses Namens unweit Joigny, auch Chevillon, Frauville, Bontin, Martroy, Penay, la Vilas, au, Lozre und Poille; für seine, und wurde Vater von sechs Söhnen, Hector, Johann, Karl, Ludwig, Peter und Edmund. Der älteste, Hector, succedete in la Ferté, Loupière und Villeneuve; las Cornuë und wurde in seiner Ehe mit Claudia von Ancienville, Vater von sechs Kindern, worunter zwei Söhne. Der älteste, Renat, ein tapferer Krieger, der mit Anna de la Magdelaine in kinderloser Ehe lebte, wurde 1562 vor Bourges erschossen, der jüngere, Philipp, starb unverschiedet um 1551. Ludwig, Peters I. vierter Sohn, auf Villerau, Barter, Poille, für seine, Dentin und la Cellinière, gründete die Linie in Dentin, sie erlosch aber bereits mit dessen Sohne Franz, auf Dentin, Beaulieu, la Carlinière, le Petit, Frauville, Beauregard, Martroy, Saint Denis, Eclairne und Commeraise, der sich in der reformirten Kirche bekannt hatte, und vor dem J. 1578 verstarb, nachdem er mit Louise von Jaucourt zwei Söhne erzeugt, von denen die jüngste, Anna von Courtenay, die Erbtochter von Dentin, Beaulieu und andern nicht unbedeutenden Besitzungen, sich den 4. October 1683 auf dem Schlosse Dentin mit Maximilian von Bethune, dem großen Söldn, vermählte. Sie starb zu Nevers im Juni 1689. Peters I., des Ahnherrn des neuen Hauses la Ferté, Loupière zweiter Sohn, Johann, gründete die Linie in Chevillon unweit Montargis, in dessen Nähe er auch noch Martroy, Frauville und theilweise Moulins besaß. Er starb den 28. Mai 1534 und ruhet in der Kirche zu Chevillon. Sein Enkel, Johann II. von Courtenay

auf Chevillon, Frauville und Brient, diente dem Könige Heinrich IV. in allen seinen Kriegen, bis zum Frieden von Verdun, und starb den 3. Februar 1639, nachdem er sich zuerst wider bemäht, die königliche Abkunft seines Hauses geltend zu machen, und zu dem Ende im J. 1607 eine eigene Druckschrift erscheinen lassen unter dem Titel: *de stirpe et origine domus de Courtenay, quae coepit a Ludovico Crasso, hujus nominis sexto Francorum rege, sermoinatio; cui inserti sunt supplices libelli regi ad hanc rem oblati, una cum representatione juris et meritorum praesentis instantiae*. Diese Druckschrift blieb jedoch eben so erfolglos als eine Bittschrift, die Johann 1603 dem Könige übergeben, und worin er darauf angetragen, für einen Prinzen von königlichem Geblüte anerkannt zu werden, oder als die den Ansprüchen des Hauses Courtenay günstigen Urtheile, die der Prinz von Condé in den Vertrag von Loudon vom J. 1616 einrücken lassen. Johanns II. ältester Sohn, Ludwig I., Prinz von Courtenay, wie er sich nannte, um den Anspruch seines Hauses an den Thron zu legen, geb. den 25. August 1610, ehelicherte mit Lucretia Christina von Hurlay die Gräfin von Elys, und starb den 25. December 1672. Er hatte bei Ludwig XIV. einen neuen Versuch gemacht, seine Rechte als ein Capetingen geltend zu machen, erhielt aber von dem Könige folgende Antwort: „wenn mein Vater und Großvater euch wehe thaten, indem sie euch der Prinzen von Geblüt Titel und Rechte verlagten, so bin ich bereit, dieses Unrecht wieder gut zu machen. Wie sind indessen von der jüngern Linie, beweiset mir, daß die ältere Linie meines Hauses euch anerkannt hat, und ich werde auch auf der Stelle anerkennen.“ Was man den Courtenays hauptsächlich entgegensetzte, war, daß ihr Ahnherr, der Prinz Peter, Namen und Wapen des königlichen Hauses mit denen der Herren von Courtenay vertauscht, also seinen Heerdsitz erniedrigt hatte; weil aber doch seine königliche Abkunft nicht geleugnet werden konnte, so ließ der Monarch sich herab, mit den Courtenays zu unterhandeln. Sie sollten die Läden wies der in ihr Wapen aufnehmen, sie jedoch, gleich Baskarben, mit einem linken Schrägkolben durchschneiden, dagegen aber ständesmäßige Verleugung empfangen. Davon wollte der Prinz Ludwig aber nichts hören, nur auf dem Todesbette ermahnte er mit vieler Wärme seinen ältesten Sohn, den Prinzen Ludwig Karl, die dargebotene königliche Gnade anzunehmen. Er widersteht mit lebensdigen Farben das Unglück, so der Anspruch ihm zugezogen, die bittere Armut, so er zu seiner Willen ertragen. Wie der junge Mann demnach achtungslos blieb, da häßliche der Vater ihn mit Inbrunst an sein Herz und zeigte ihm zugleich eine Pistole, die im Bette verborgen gewesen: „Sie sollte dein Leben endigen.“ setzte er hinzu, „wäre ich schwach genug gewesen, vielmehr melnen Rathschlägen, als meinem Beispiele zu folgen.“ Dieses Sohn, Ludwig Karl, Prinz von Courtenay, Graf von Elys, geb. den 28. Mai 1640, diente in der Belagerung von Sigeri auf der Küste der Barbarei, 1664, auch, nicht ohne Auszeichnung, in den Kriegen, die durch den Annweiger und Abwider Frieden geendigt wurden, vermählte sich in erster Ehe mit Maria von Camilly, und nach

ihrem am 18. Juni 1676 erfolgten Ableben zum andern male den 14. Juni 1688 mit Helena von Besancon, übergab am 1. October 1715 dem Pariser Parlament eine neue Protestation, seine Rechte als ein Abkömmling des königlichen Hauses zu verwahren, und starb den 28. April 1723. Sein ältester Sohn, Ludwig Gaston, geb. den 9. October 1669, blieb vor Rom 1691, der jüngere Sohn, ebenfalls aus der ersten Ehe, Karl Roger, Prinz von Courtenay, Graf von Cesp, Herr von Ebrillon, Bleneau, Frauville und Briant, geb. den 21. Juni 1671, diente in den Jahren 1690 und 1691 als Garde-marine, trat später als Hauptmann in der Königin Dragonerregiment, und starb den 7. Mai 1730 als der letzte echte männliche Nachkomme des Prinzen Peter von Frankreich, denn seine am 17. November 1704 mit Maria Clara Benodesa von Berragne eingegangene Ehe blieb kinderlos. Maria Clara selbst war des Marquis Elandius von Waugour und der Anna Judith le Rievre Tochter, auch des Conjalets Joseph Carvalho Patalino, des Großmistrers der königlichen Gärten in Portugal, Witwe, starb zu Paris den 24. October 1740, und es wurden für sie in Gemäßheit ihres letzten Willens 3000 Selennestengelfsen. Noch lebte eine Tochter des Prinzen Ludwig Karl aus der zweiten Ehe, Helena von Courtenay, geb. den 7. April 1689, und seit dem 5. März 1712 mit Ludwig Benignus von Draufremont, Marquis von Etrénois, verheiratet. Sie machte im J. 1736 neue Versuche, ihre königliche Herkunft anerkennen zu lassen, legte sich auch in einer zu dem Ende ausgegebenen Druckschrift den Titel einer Prinzessin von königlichem Geblüte bei, dessen Gebrauch ihr aber das Pariser Parlament durch Spruch vom 7. Februar 1737 untersagte, gleichwie die Druckschrift selbst unterschieden wurde, und starb den 29. April 1768, nachdem sie den 22. Juni 1765 Witwe geworden.

Die Hauptlinie in Lanlay wurde, wie wir gehört haben, von Wilhelm I. von Courtenay, des Prinzen Peter von Frankreich viertem Sohne, der mit Lanlay, Maillois-Château, Joux, Ravieres und St. Winemir (sämmtlich in Tonnerrois oder Auxerrois) abgezogen worden, begründet. Wilhelms Urenkel, Robert II., auch Lanlay, Ravieres und St. Winemir, starb 1310. Roberts II. Enkel, Philipp I., Herr von Lanlay, Ravieres, St. Winemir, St. Thierry, Poisy, St. Savine und Poissy, stiftet in der Schlacht von Crécy an der Spitze von 11 Edelknechten, die zu seinem Gefolge gehörten. Mit seinem Sohne Stephan ist diese Linie zu Ende des Jahres 1384 erloschen. Der Älteste der Linie in Veres, des Prinzen Peter fünfter Sohn, Johann von Courtenay, hinterließ seinem Sohne, Wilhelm I., außer Veres auch Bondouffe, Revingny und Coms-la-Ville, sämmtlich in Flandern, France, an ober dem Rhodanus Veres genannt. Von einem von Wilhelms Enkeln, auch Wilhelm genannt, kam die Anfangs des 15. Jahrhunderts mit einer Jakobine von Courtenay erloschene Nebenlinie in Bondouffe ab; der Ältere hingegen von Wilhelm I. Enkel, Johann II., der noch im J. 1515 vorkommt, setzte das Haus Veres fort. Mit dieser Johann Urenkel, Johann IV. aus Veres, so er doch zur Hälfte verkauft hat, Coms-la-Ville, Revingny und Courpalay, dessen einzige

Tochter, Isabella, sich mit Gottfried Tout-Duttre verheiratete, ist folches aber ebenfalls vor Anfang des 16. Jahrhunderts erloschen, daß demnach von der Mitte des 17. Jahrhunderts an nur noch die einzige Linie in Veres übrig bestand, die auch sogar alle Asallinien, von denen hier nicht die Rede seyn kann, überlebte. Denn obgleich noch viele, zum Theile viele königliche Familien in dem alten Veres den Namen Courtenay führen, so sind es doch nur weibliche Abstammungen, die nach französischer Sitte gar gern den angeborenen Namen einem vornehmeren aufopfern. Daß sie aber wirklich mit einem edlern Stamme verwandt, scheint die körperliche Schönheit, die in diesen Familien erblich, und die vorzüglich auffallend in einer Provinz, deren Physiognomie gewöhnlich so fassend als ihr Boden, zu bezeugen.

Der Courtenay Wapen sind drei rothe Ängeln im goldenen Felde; ihr Erbgräbnis hatten sie noch in dem letzten Jutrin in der Abtei Fontaine-Jean. Beryl. Du Bouchet, histoire généalogique de la maison de Courtenay. Paris 1661. fol. (v. Stramberg.)

COUSTANT, Pierre, Benedictiner, geboren den 30. April 1654 in Compiègne, wo die Jesuiten seine Lehrer waren. In seinem 17. Jahre trat er zu Weims in die Congregation des h. Maurus, und kam bald in die Abtei St. Germain; des: Pres zu Paris. Ungern verließ er sie, als er 1693 das Priorat zu Nogent; sonst Coucy übernehmen mußte, lehrte 1696 nach St. Germain; des: Pres zurück, und starb als Defan dieser Abtei den 18. October 1721. Die Congregation, der er angehörte, läßt ihn unter ihre glückseligen Mitglieder, und als Patristiker zeichnete er sich durch den Umfang seines Wissens, eine gesunde Kritik und große Genauigkeit aus. Zum Besonderen besonders seine Ausgabe des Hieronymus. Opera ad mss. codd.: nec non ad vet. edd. castigata, aucta, locupletata et illustr. Par. 1693. fol., die Frucht vieljähriger Arbeit, und eine der besten Benedictiner Ausgaben eines Kirchenvaters. Einen tüchtigen Antheil hatte er an der Ausgabe von Augustini opp. Par. 1679 — 1700. Vol. VIII. fol., indem er besonders seinen kritischen Scharfsinn durch den Appendix tomis quinti, completens sermones suppositos, und den Appendix tomis VI, continens subditiis opuscula bekräftigte. Zur Vertheidigung der Diplomatik Nabilons gegen den Jesuiten Gerson schrieb er: Fandiciae mistorum codd. ad Barth. Gerson impugnatorum. Par. 1706. 8. Vindiciae veterum codd. confirmatae, in quibus plures Patrum et Conciliorum illustrantur loci. Ib. 1715. 8. Seine letzte Arbeit war eine schätzbare Ausgabe Epistolarum romanorum, pontificum et quae ad eos scriptae sunt a Clemente I. usque ad Innocentium III. ad veterum codd. fidem recognoscens, et emend., notis crit. et dia. illustr. Tom. I. ab A. Ch. 67 ad A. 480. Par. 1721. fol. neu herausg. ex rec. P. Constantii cum ejusdem admonitionibus et select. annotat. C. T. G. Schönemann. Göt. T. I. 1796. 8., beide unvollendet. Ein 2. und 3. Bd. hinterließ Coustant größtentheils ausgearbeitet. Wie die Kirchenväter,

\*) Baillet jugem. des Sav. T. II, 492.

deren Studium ihn zeitlebens beschäftigte, führte er eine sehr strenge Lebensart, versagte sich die gemeinen Bequemlichkeiten, bewohnte im strengsten Winter ein ungedecktes Zimmer, that aber auch den Armen viel Gutes<sup>\*)</sup>.

(Baur.)

COVARRUVIAS, ein berühmtes, durch gelehrte Verdienste ausgezeichnetes spanisches Geschlecht, das seinen Namen von einer Landtschaft in der Diöcese Burgos ableitet. Der berühmteste dieses Geschlechts ist der Canonicus und Bischof zu Segovia Diego (Didacus) de Covarruvias v. Lebda, Sohn eines Architekten zu Toledo, wo er den 25. Juli 1512 geboren war. Er studirte die Rechte zu Salamanca, und wurde bald daseibst als Lehrer des canonischen Rechts angestellt. Er war Rath in dem Obergerichte von Granada, als ihn Karl V. 1549 zum Erzbischof von St. Domingo ernannte, allein er verbat sich diese Ehre, bekleidete dagegen die bischöfliche Würde von Ciudad Rodrigo, die ihm Philipp II. 1560 übertrug. Einige Zeit darauf entwarf er auf höhern Befehl für die hohe Schule zu Salamanca Statuten, die bis auf die neuesten Zeiten ihre Gültigkeit behielten, und auf der Kirchensynode zu Trident, wozin er bald darauf gesandt wurde, verfertigte er allein das Reformationsschreiben, dessen Entwurfung ihm und dem Cardinal Hugo Buoncompagni (nachmaligem Papst Gregor XIII.) gemeinschaftlich übertragen worden war. Nach seiner Rückkunft wurde er 1565 Bischof von Segobia, 1572 ernannte ihn Philipp II. zum Präsidenten des Rathes von Castilien, 2 Jahre darauf wurde er Präsident des Startrathes, und den 27. September 1577 starb er zu Madrid. Ein Vortreflicher in Wort und That, ein fluger und redlicher Geschichtsmann, war er auch einer der ersten Rechtsgelehrten seiner Zeit, ein gelehrter Kenner der Sprachen, Alterthümer und Theologie, nicht nur in Spanien hochgepriesen, sondern auch von den ersten Gelehrten des Auslandes (Gretius, Conting, Becallini u.) verehrt. Der Präsident Robert nennt ihn virum praestantissimi iudicii, Renotius primarius inter jurisconsultos suae aetatis, und gewöhnlich hieß er der Bartolus Spaniens. Seine Schriften wurden erst zusammen gedruckt, zu Lyon 1568; 1609; 1661. Ref.; zu Antwerpen, von J. Madius, 1688, 2 Bde. Fol.; am besten mit Zusätzen von Pannae de Sario, 1762, 6 Bde. Fol. Demeistenswerth sind besonders die Abhandlungen: De mutatione monetarum, und Collectio numerorum veterum cum modernis, verber. einzeln 1556. Fol. Unter den übrigen zeichnen sich aus die drei Bücher Variarum resolutionum ex pontificia, regio et caesareo jure. — Sein Bruder, Don Antonio Covarruvias, war ebenfalls ein berühmter Lehrer des bürgerlichen Rechts zu Salamanca, begleitete den Diego auf die Kirchensynode zu Trident, ward nachher Mitglied des königl. Rathes von Cas-

tilien, zuletzt, da er das Gehör verloren hatte, Canonicus zu Toledo, wo er im December 1602 starb. Man hielt ihn in Spanien für den gelehrtesten Heilskunstler seiner Zeit, und betrachtete ihn als das Orakel der Gelehrten; Justus Lipsius nennt ihn Hispaniae magnum lumen, und Andreas Scotus omni doctrinae genere et juris scientia excellentem. Gedruckt ist nichts von ihm, aber an den Variis resolut. seines Bruders hatte er vielen Antheil. — Der Neffe dieser beiden, Don Sebastian Covarruvias v. Drojco, war Kaplan bei König Philipp III., Canonicus von Lueña und Rath bei heiligen Officiis. Er besaß gute humanistische Kenntnisse, schrieb Emblemata morales. Madr. 1610. 4., und einen öfters gedruckten Tesoro de la lengua castellana o española. Madr. 1611. fol. verm. u. verb. von Benito Ramirez Rezendes. Ebend. 1674, 2 Bde. Fol. Sein Bruder, Don Juan Covarruvias v. Drojco, zu Toledo geboren, war Canonicus zu Sevilla, Archidiaconus zu Uxellar und Bischof von Segenti (Narcent) in Sicilien. Eine Buchdruckerei, die er daseibst anlegte, sog ihm viele Verdienstlichkeiten zu, denn da die Werke, die er drucken ließ, seine Nechtligkeitsgier verdächtig machten, so mußte er sich in Rom verantworthen, und es währte lange, bis er losgesprochen wurde. Clemens VIII. dispensirte ihn vom der Rückkehr nach Sicilien, und Philipp III. verlieh ihm in Spanien ein Bisthum, er starb aber schon 3 Jahre nachher, 1603. Man hat von ihm: De la verdadera y falsa profecia. Segov. 1588. 4. Emblemata morales. Ib. 1589. 4.; in Prosa und Versen, vom Verfasser selbst ins lateinische übersezt, und in beiden Sprachen gedruckt unter dem Titel: Symbola sacra. Agrigent. 1601. 8. Paradojas christianas contra las falsas opiniones del mundo. Segov. 1592. Consuelo de Asflogidos. Agrig. 1605. 8. Doctrina de principes, enseñada por el santo Job. Valladolid. 1605. 4. Origen y principio de las letras<sup>2)</sup>.

(Baur.)

COVERN, Rarcks Kirchhof, auf dem über der untern Mosel, zwei Rarck Stunden oberhalb Coblenz, in der Dörfermeisterei Winingen des landesherrlichen Rarcks Coblenz gelegen, ist weniger bekannt durch eine gedruckte, malerische Schloßstüne und durch einige Spuren von späthilichem Eisenerze, als durch die St. Martinuskapelle, die sich, ein Seckel, nahe bei dem Thurm der obern Burg erhebt, und durch ihre merkwürdige Höhe, ganz den Constantinischen Baptisterien (nach diese fast immer achteckig oder rund) ähnlich, in den mannichfaltigsten Hypothesen Veranlassung gegeben hat. Gewöhnlich, doch ohne allen historischen Grund, wird ihre Erbauung den Tempelherrn zugeschrieben. Der Ort selbst muß bereits im grauen Alterthum von einiger Bedeutung gewesen seyn, denn im sechsten Jahrhundert gab ihm der Erzbischof Maximinus II. in der Vers von des h. Eudantius (13. October) einen eigenen Bischof, und dieser Bischof der Rahmgebung beschloß auch in Coblenz sein Leben. Im J. 990 vergabte der Erzbis-

<sup>\*)</sup> Eloges du R. Comte, in Journ. des Sav. 1722. Fevr. 227. Continuit de la bibliotheque des auteurs eccles. de XVIII. siecle. T. I. 199. Tassin. Oct. Orf. v. St. Mont. 2. Bd. 304.

<sup>1)</sup> Antonii biblioth. hup. nova. T. I. 276. Miraeus de scriptor. aet. XVII. Panormitae de claris leg. interpret. 379. Terracina hist. luterip. P. IV. 435.

Augem. Concilep. d. 23. u. R. XXI.

<sup>2)</sup> Antonius et Miraeus I. 6. Telesius elogos des sav. 3) Biogr. univ. T. X. (von Bückner).

schof Ebert seine Güter in Couern an die Abtei St. Marien, bei Trier, wogegen der Graf Walram von Uelen 1062 seine bisherigen Besitztungen an die Trierische Kirche abtrat. Im J. 1129 löst unter den Römischen Kaiser die Trierischen Kirche ein Ludwig die Couerna, und in einer Urkunde von 1181 ein Wilhelmus die Couerna vor; letzterer, wahrscheinlich Domherr zu Trier, wird unter den Jüngern geistlichen Standes genau, daß es demnach nicht zu entscheiden, ob er, gleich einem Ludwig, militaris conditionis, oder ob er dem Donatsengeschlechte der Couern angehörte, das vielleicht eines Herkommens mit den großen Grafen von Tre, und dessen Erbtochter die Herrschaft Couern an ihren Gemahl, Gerlach II. von Jfenburg, brachte. Einer der Söhne dieser Erbtochter, Gerlach, nahm seiner mütterlichen Vorfahren Namen und Wapen an, bestätigte als dominus Werlacus Kobruensis im Jahr 1189 den Verkauf eines Hofes zu Konnig, den sein Dienstmann, Bertoldus de Kobrua vorgenommen, versicherte sich im J. 1190 mit der Abtei Laach wegen der Leistungen, die er von der Abtei Höfen zu Heimbach und Bendorf zu fordern berechtigt war, gerieth aber, weil er neben dem alten Schlosse zu Couern ein neues erbauet, mit dem Erzbischofe Johann von Trier in Fehde, wurde gefangen und mußte, durch Vertrag vom J. 1195, beide Schösser als Trierisches Mannlehen anerkennen. Seine Söhne, Heinrich und Gerlach, kommen in Urkunden von 1196 und 1217 vor, gleichwie dieses jüngeren Gerlach und der Jutta Soba, Heinrich, der 1235 von Erzbischof Theoderich von Trier die Trierischen Lehen empfing, wie sie sein Onkel Heinrich empfangen hatte, von 1229 an, als alleiniger Besitzer von Couern erscheint. Heinrich starb nach dem J. 1260, ohne Kinder von seiner Gemahlin im Reichsbilde zu haben, und weil sein Bruder, Lothar, ein Geistlicher und Propst zu St. Kunibert in Köln, so fiel die Herrschaft Couern, nicht aber der Antheil an den Jfenburgschen Stamngütern in Engersgan, an ihrer Schwägerin Adelheid Soba, Friedrich von der Neuerburg, der sich bald von der Neuerburg, halb von Couern nannte, zu Zeiten auch beide Namen zusammensetzte, veranfaßte 1274 der Abtei St. Marias bei Trier das Vogtsrecht über denselben Hof zu Polch um 200 Mark, versprach 1277, gegen ein anderweitiges Darlehen, so er von dem Erzbischofe Heinrich von Trier empfangen, daß er die beiden Schösser zu Couern niemals verkaufen wolle, und verpflichtete dem nämlichen Erzbischofe noch mehr als schon früher von seinem Onkel Heinrich um 100 Mark Heller verkauft Vogtei zu Münster-Kapfeld, so wie den Hof zu Karlich. Seine Gemahlin, Jemgard, hatte ihm mehr Söhne geboren: den ältesten, auch Friedrich genant, wußte der Vater zur Verzichtleistung auf die Erbschaft in Couern zu bestimmen, den jüngeren, Robin, verheirathete er, durch Vertrag vom Donnerstage nach St. Urban 1272, mit Uise von Speiren, deren Wapen ihm, 160 Mark jährlich, auf dem Hofe zu Karlich rüdt, und die 1306 als Witwe vorkommt. Robin, als Herr zu Couern, veräußerte 1281 auf Wiederkauf seine Vogteirechte über des St. Cimonensischen Hof zu Lehm, ließ es sich gefallen, daß der römische König Adolf im Jahr 1293 sein Schloß Couern wegen einer Schuld

von 2000 Mark Heller an das Erzbist Trier verpfändete, schenkt auch einen Antheil an diesem Wetteuch dessen zu haben, und starb 1301 mit Hinterlassung dreier Söhne, von denen Kunegunde den Grafen Johann von Soba, Reichsbild den Salentin von Jfenburg, und Jutta den Arnold von Püttlingen und Dachstuhl betraute. Der Kunegunde Soba, Graf Johann von Soba, veräußerte 1347 seinen Antheil an der Herrschaft Couern um 17,000 kleine Gulden an den Erzbischof Balduin von Trier, worin ihm sein Vetter, Salentin von Jfenburg, der Sohn der Couernschen Erbtochter Reichsbild, im J. 1350 nachfolgte. Letzterer erhielt für seinen Antheil nur 2300 kleine Gulden. Den Püttlingenschen Antheil erkaufte das Trierische Domcapitel im Jahr 1379 um 2900 schwere Gulden, daß also die Herrschaft Couern, zu der auch Polch, Lehm, Konig und ein Antheil an dem Volcher Dingtage gehörte, gänzlich dem Erzbischofe Trier, und war dem Amte Münster-Kapfeld, einverleibt wurde.

Noch bestand das Rittergeschlecht von Couern, aus dem 1235 Enolphus, 1248 Bislo, 1281 Heinrich, 1292 Euseb und sein Sohn Eberhard vorkommen. Im Diensstage in der Ehartwoche 1360 verjagte Peterfen, weiland Sobel Kunelians von Couern Witwe, auf allen Anspruch an die Vogtei Polchen und eine von einem Burglehen zu Couern herrührende Gülte von 8 Ohmen Wein, wogegen der Erzbischof Boemund ihren Sohn Johann Kuneliam mit dem Hofe Solich und verschiedenen Gütern zu Couern belehnte. Dierich Lutter von Couern veräußerte 1386 sein Haus zu Wesel um 1200 schwere Gulden an den Erzbischof Kuno. Johann Kuneliam erhielt von Erzbischof Otto die Zusage, daß seine Söhne, im Falle er ohne männliche Leibeserben abgehen sollte, ihm in den Lehen folgen könnten (10. Mai 1419). Johann Lutter von Couern wird, Freitag nach Allerheiligen 1491, mit dem Hofe Lobbusch belehnt, wie ihn seine Vorfahren inne gehabt, gab ihn aber, da er keine Leibeserben hatte, 1529 an das Erzbist zurück. Er wohnte zu Roselweis bei Coblenz, und trieb, der Sage nach, zu Zeiten der Schnappphabe Gewerbe. Endlich wurde er mit seinem Gesellen Weßgerber, namlich Couern, ergriffen und nach Coblenz abgeführt. Er hatte damals freilich niemanden überfallen, die Kappen, Knebel und Stricke, die er bei sich geführt, schienen aber den Richtern hinreichend der Beweis, daß er die Absicht gehabt, niederzuwerfen, und darum verurtheilt wurde ihn zum Tode. Er wurde 1556 enthauptet, seine Söhne aber, doch mit Ausnahme der Vogtei Waltsch, insbesondere die Hofs Solich und Eulich und den Hof zu Roselweis, ließ der Erzbischof Johann durch Entscheidung vom 12. November 1557 den Söhnen Johann Kunelians von Couern, oder vielmehr ihren Erben, denen von Noos, Breidbach und Elj zu kommen.

Der Herr von Couern Wapen war ein einfacher Adler, die Ritter von Couern hingegen führten drei kleine Adler (Alerions) im Schilde. (v. Stranberg.)

CRAKAU (Krakow) 50° 3' 52" Br. 17° 55' 45" L. vom Paris. Meridian, liegt am linken Ufer der Weichsel, angeblich, wo ehemals das vom Ptolemäus erwähnte Carrodonum gelegen, (ed. Bertii 1618 p. 160), 51° 30'

Longit. 42° 50' Latit. Nach polnischen Sagen hat es Krasus I. erbaut, dessen künstlicher Grabhügel auf dem Berge Safforia, am rechten Ufer der Weichsel, der Stadt gegenüber, dies bezeugen soll. Seiner Tochter Wana's Hügel befindet sich eine Meile weiter bei dem Eisernen fensterlosen Mogila (Clara tumba) und einen dritten Hügel der Art auf dem Berge Sikornik, bei der Kapelle der h. Bronislawa I. Meile von der Stadt nach Westen hin, hat man dem Koscziusko zu Ehren 1820 — 1825 geschnitten. Mehr als 40,000 Kthlr. kostete dieser künstliche Bau, der aus milden Beiträgen zu Stande gebracht wurde.

Echmische Sagen lassen Krasau von ihrem Herzog Krot erbauen, und noch andere, selbst in Polen, hollen Krasau von Krasus II. erbaut wissen, denn die Landleute von Krasauwieze, jenseit der Weichsel, haben auch einen ähnlichen Krasushügel, nur drei Meilen von dem biesigen entfernt, von dem sie dreißig behaupten, daß er Krasus I. Grabmal sey. Neuere Schriftsteller machen den Erbauer Krasaus zum Fürsten von Groß- oder Weichselroben nach lange vor der Gründung des polnischen Reichs (a. 700), dessen Hauptstadt es bald unter den Piasten geworden, so daß Boleslaus III. 1139 dem Besitzer von Krasau bei der Theilung Polens unter seinen Söhnen den Vorrang und die Anführung des Heers bannend gegeben. Doch zur eigentlichen Residenzstadt der Könige von Polen ward es erst unter Wladislaus Ksietek 1305 — 11. In der prächtigen Kathedralkirche auf dem Schlosse, auf dem Hügel Wawel, liegen alle Könige von Polen von diesem Wladislaus Ksietek an 1333 bis Friedrich August II. 1733, zwei Könige ausgenommen, nämlich Wladislaus II., der bei Barna geblieben 1444, und Alexander I., der in Wilna († 1506) liegt. Dieses Schloß enthielt sonst drei Kirchen, den königlichen Palast, mehrere geistliche und weltliche Gebäude. Jetzt ist nur die Kathedralkirche, der königliche Palast oder kurzweg das Schloß, Jarnet, das Armenhaus, eine Tuchfabrik und mehrere Häuser der niederen Geistlichkeit da, denn die höhere Geistlichkeit wohnt in der Kanonikusstraße unten am Berge. Die königliche Residenz war sonst, wie das ganze Schloß und alle Schloßhöfe im Norden, hölzern. Erst Kasimir der Gr. ließ seinen Palast mauern, nachdem er unter seinem Vater 1306 abgedrunt war, und ihre jetzige Gestalt hat die Domkirche dem Bischof Ranker nach 1320, die kön. Residenz Siegmund I. 1512, und Siegmund III. 1596 zu danken, nach mehreren abermaligen Bränden, welche die alte Form derselben längst geändert, so daß nur die Nordseite walt von dürfte. Die Aussicht vom königlichen Schlosse ist herrlich, aber da es 1795 — 1809 zu Magazinein gebraucht worden, 1813 — 1815 zu Magazinein, so ist es wüste und öde, und von seiner schönen Verfassung hat es durch Verengerung der Fenster und andere Bauten von innen und außen viel verloren. Stanislaus August IV. hatte (a. 1768 — 87) den zweiten Stock des seit 1702 wüste stehenden Palastes wieder herstellen lassen, weil alles ein jähsdiger Brand unter Karl XII. verwüstet hatte, aber auch von dieser Reparatur sind jetzt fast keine Spuren mehr da. Der Dem

hat seine alte Pracht behaltten. Die ältesten Denkmäler der Könige sind von römischweiß gemischt, schwarzem Marmor, der nach einigen aus Schweden, nach andern aus Ungern, am wahrscheinlichsten von Chemnitz oder sonst woher aus Polen gekommen. Auf Kasimir IV. Denkmale hat sich seit 1492 genant. Er war ein geborner Krasauer und ist im hohen Alter als einer der ersten Künstler in Nürnberg gestorben 1543. Die schönste Kapelle hat Siegmund I. angefangen 1520 und seine Tochter, die letzte Jagellonin, vollendet († 1596). Hier liegen Siegmund I., Siegmund August II. und Wana in einer Gruft unter der Erde, und in einer andern unter der Pfalterienkapelle, einer Stiftung Johann Kasimir's V., liegen die andern Könige den Polen nebst ihren Gemahlinnen und den weißen Prinzen, die zwei Könige Stephan und Michael ausgenommen, die in andern Theilen der Kirche bestattet sind. Der Eingang zu diesen beiden Grüften ist bei dem nördlichen Thore der Kirche zwischen beiden Kapellen. Den König Johann Sobieski hat Stanislaus Augustus hier herausnehmen, und ihm am westlichen Haupteingange der Kirche eine besondere Gruft machen lassen 1787 — 1790. Hier wollte er selbst bereinst begraben werden. Er liegt aber in Petersburg, hier hat man aber Koscziusko († 1819), den Fürst Joseph Poniatowski († 1816) beigesetzt. Besondere Monumente in der Kirche zerstreut stehen über all diese, so wie auch die fast ganz silberne Kapelle des heiligen Stanislaus. Die Stadt Krasau an sich hat jetzt 683 Häuser, die fünf Vorstädte Kleparz, Wersola, Piasel, Emolenst 601, Kajmir Christenstift 193, Judenstadt 211. Alles zusammen 1788 Häuser, 32,905 Einwohner, wozu 9782 Juden. Erst waren Kasimir und Kleparz besondere Städte, und jede hatte ihren besondern Magistrat, jede Vorstadt aber besondere Vogteizurichte, manche eins, manche zwei. Erst 1790 — 1791 wurde alles zu einem Ganzen vereinigt. Als die Latanen ganz Polen verwüstet hatten 1241, so lag auch Krasau in der Wüste. Boleslaus V., der Kreutze, gab der Stadt 1257 Magdeburgisches Recht, „so wie es Breslau haben sollte, nicht wie es dasseibe hat,“ sagt er ausdrücklich. Schon 1287 war die Stadt stark genug, sich der Mongolen (Latanen) zu erwehren. Seit Kasimir's des Großen Zeiten 1333 — 1370 fing man in Krasau, die Häuser im teutschen und italienischen Geschmack zu bauen, so daß Hartmann Schedel in seiner Ehrenst 1491 es unter die schönsten Städte Europa's rechnet. Der Handel mit Rußland und Ungern, so wie mit dem übrigen Europa, machte die Stadt reich. Sie gehörte zur Hanse bis 1518. Hier hatten die Zügler, die Werthmann Eemstose und die Thurfso aus Ungern wurden hier reich, da sie zuerst das Silber vom Dnister Fließ schickten. Noch sind in vielen Häusern Laboratorien in den Kellern zu ähnlichen Processen. Krasau geriet erst in den Verfall, als der unglückselige König Siegmund III. die Residenz 1609 — 1616 nach Warshaw verlegte, weil der reformirte Adel in Krasau ihm sehr verhaßt war. Damals hatte die Stadt an 80,000 Einwohner, aber selbstam hat sonder die Einwohner: als Häuserzahl allmählig sehr herab bis 1655, wo Krasau durch Karl Gustav, König von



Schweden, eingenommen wurde. Alle Vorstädte, ein großer Theil der Stadt ward verbrant, und die dreißigjährige Belagerung der Stadt durch Polen und Kaiserliche brachte den vollends allen Wohlstand herunter. Rann 20,000 Einwohner machten die Volkszahl von dem ganzen Krakau aus. Die Verfassung des kleinen, nur über ein Sechstheil der Stadt gebührenden Magistrats war ganz aristokratisch. Es bildeten sich bürgerliche Patrioten, die vollends alles herunter brachten. Wladislaus IV. schützte die Religionsfreiheit, und da mehrere Handwerksinnungen nicht mehr das Meisterrecht den Unkatholischen gestatten wollten, so verbot er dies streng und emfänglich, aber sein Bruder, der Cardinal Johann Albrecht, Bischof von Krakau 1633, widersetzte sich dem königlichen Befehle, und der Magistrat wollte lieber dem Bischofe, als dem Könige gehorchen! — Die Universitätsir, ursprünglich von Casimir dem Großen 1343 mit zwei oder drei Fakultäten gestiftet, war unter Ludwig von Ungarn fast eingegangen. Jagello hatte sie restaurirt und auch die theologische Fakultät dazu errichtet. Die Universität war unter den Jagellonen im blühenden Zustande. Siegmund III. brachte sie sehr herunter, indem seit 1606 alle Professoren geistlich sein mußten, die Rektoren ausgenommen. Auch errichteten die Patres Societatis Jesu nun ihre Schulen zu Krakau, sie wollten die Unversität, wie in Wilna und Löwen, allein haben, und der König, ihr Schilling, wollte ihnen sogar die ganze Unversität zuwenden. Wladislaus IV. nahm sich der Universität an. Die Jesuiten mußten ihre Schulen 1635 schließen. Aber der blühende Zustand der Universität war auf lange Zeit verloren, da die Jesuiten fast den ganzen Adel in ihre wohlbesetzten Schulen zu Posen, Lublin, Samobier und Warschau gezogen hatten. — Unter Johann Casimir V. waren aber auch die meisten Fonds der Universität darauf gegangen oder in geistliche Hände gerathen. Doch studirten noch manchmal einige von Adel in Krakau. So selbst die Brüder Sobieski, aber nach 1702 hörte auch dies auf, und die Universität eilte schnell ihrem Untergange zu, wenn sie nicht Stanislaus Augustus IV., so gut wie er konnte, 1780 durch die Eröffnung der Prospekt Niechow und durch Anstellung weltlicher Professoren gerettet hätte. Da aber kaum 60 Zuhörer jährlich die Universität wirklich besuchten, nach der ersten Theilung Polens 1772 die letzten Fonds seit der Weichsel an Österreich fielen, das, was der König Stanislaus Augustus geschenkt hatte, zum Theil durch Intrigen der Universität wieder entzogen ward, das, was der Primas, Bruder des Königs, Michael Fürst Poniatowski, der Universität von den Summen, die Joseph II. zum Ersatz der eingezogenen geistlichen Fonds zahlte von 500,000 Kthlr. über Universität allein 400,000 polnische Fl.) in einem Bankerott verloren ging; so konnte die Universität nicht sehr blühen. — Krakau zählte 1787 innerhalb der Stadt 536 Häuser, 9440 Einwohner, und über 1000 Einwohner waren weggezogen; nicht man auch Casimir und die fünf Vorstädte, die sich aber sehr langsam von dem Brande der Belagerung durch die Russen 1768 erholten, dazu, so waren kaum 15,000 Menschen im Allgemeinen hier

wohnhaft. Nach 4 Jahren hatte Krakau ein neues Unglück betroffen, als die Tatar Kosaken den das Schloß 1772 überzogen. Die Belagerung derselben dauerte mehrere Monate, und Stadt und Vorstädte litten von neuen großen Schaden. — So konnte Krakau 1785 kaum viel mehr, als 18,000 Einwohner haben. Die vielen Kirchen, 72 an der Zahl, wovon aber nur etwa 30 schön waren; gabon der Stadt noch einiges Ansehen. Viele häufige Feuers verunstalteten sie hingegen, wenn auch gleich die langjährtge Negirung alles that, um die Stadt etwas zu prägen und der Transithandel etwas zu blühen anzulegen hatte. Unter den 8 schönsten, mit Kupfer gedeckten Kirchen dürfte die Rangaburg folgende seyn: S. Maria Stadtkirche, Dominicaner zur h. Dreifaltigkeit, Paterlitter auf dem Canale. Dieses Kloster war schon eingezogen unter Österreich; jetzt soll es wieder fort bestehen, weil es an Novizen nicht fehlt. Beschützte Franciscaner, wo Heinrich XI. von Liegnitz, man weiß aber nicht wo, für 100 Dukaten begraben liegt, denn nur die unbeschützte Franciscaner (Minoriten) waren so aufgeführt, 1538 die Leiche des Kriegers anzunehmen, als dieser Pflast in Krakau nach der Schlacht bei Wischni, wo er tapfer gesochten, sein Leben hier friedlich aber lummervoll beschloß. Die unbeschützten Franciscaner, hier Bernhardiner von ihrer dem heil. Bernhard von Siena geweihten Kirche also in ganz Polen genant. — Wer mehr wissen will, muß Gradow (Ambras.) Beschreibung von Krakau lesen. Die erste Ausgabe 1822 mit vielen niedlichen Kupfern, die zweite 1830. — In den Kriegen 1792, 1794 hat Krakau wenig gelitten, denn in dem ersten war hier nicht der Schawall der Kriegsheere, und 1794 dauerte der Krieg um Krakau nicht lange. Durch den Sieg bei Raszawie bedte Kosciusko Stadt und Land. Nach der Schlacht der Egeleslocin ergab sich Krakau dem Könige von Preußen, den 15. Juni 1794. An Österreich ward die Stadt geräumt den 6. Januar 1795. Da Österreich hier ein Gubernium errichtete, so stieg die Volkszahl der Stadt bald bis an 35,000. Wie aber das Gubernium nach Lubenberg verlegt wurde, so zogen sehr viele Leute von hier weg und noch mehr nach 1800, als Fürst Poniatowski den 15. November hier einrückte. Ungeachtet der König von Sachsen alles für Krakau that, es zu einer freien Handelsstadt erhoß, so hatte es doch nicht mehr als 22,000 — 24,000 Einwohner, und die schweren Kriege 1809, 1812 — 1815 hinderten auch das Aufkommen der Stadt gar sehr.

Der Wiener Congress machte die Stadt Krakau zu einer freien und neutralen Stadt nebst Gebiet. Eine besondere Commission der drei hohen Mächte Österreich, Rußland und Preußen ordnete die Freiheit und neue Verfassungsform 1816 — 1818. Das Gebiet der Stadt enthält 201 Quadrathelle, ist 11 Meilen lang und  $\frac{1}{2}$  — 3 Meilen breit, damals waren etwa 90,000 Einw. auf dem platten Lande; jetzt 121,000 mit Inbegriff von 12,636 Juden, und die Bevölkerung der Stadt wie gesagt 32,905. Die Verfassungsform ist der Art eingerichtet: 17 Landgemeinden, 5 Gemeinden der Stadt (2 Judengemeinden nicht mit gerechnet), also 26 Gemeinden wählen alljährig einen Deputirten zum Landtage, wozu noch das Domkapitel und die Universität jedes 8, zusammen also 6 Deputirte, der

Senat 3 Senatoren und 6 Friedensrichter sendet, so daß der ganze Landtag aus 41 Personen, die Repräsentanten genannt, besteht. Diese Versammlung wählt binnen 24 Wochen (im December und Januar) unter einem Marschall, der immer ein Senator ist, die fehlenden Regierungsmitglieder, gibt Gesetze, nimmt Rechnungen ab und macht die nöthigen Verordnungen nach der Initiative des Senats, welcher die vollziehende Gewalt hat. Der Senat besteht aus dem Präses, der alle drei Jahre gewählt oder bestätigt wird, 12 Senatoren, wovon 10 weltlich, 2 geistlich sein müssen. 6 sind lebenslanglich, 6 wählbar, der Landtag wählt nämlich 4 wählbare Senatoren auf 1 Jahre, gewöhnlich alle Jahre einen, die Universität einen, das Domkapitel einen. Diese Corporationen haben auch jede einen Senator auf zeitweilig, die unter den 6 lebenslanglichen sich befinden. In Todesfällen werden auch diese Senatoren durch die Wahl ersetzt. Die Einkünfte der Stadt und des Gebietes sind etwa 220,000 Rthlr., die Kriegsmacht 318 Mann zu Fuß, 29 Genesdarmes zu Pferde. Graf Stanislaus Wodjicki, der seit 1815 Präses des Senats ist, hat die Stadt sehr verschönert. Aus den alten Wällen, die meistens eingestunken waren, sind die schönsten Promenaden rings um die Stadt geworden, und jetzt werden auch um das Schloß Spaziergänge gemacht, die ihrer Aussicht wegen unter die schönsten gehören werden. Hier bei diesen Anlagen hat der Graf Straszewski besonders sein schöpferisches Genie gezeigt.

Das Hochstift Krakau ist im J. 1000 von Boleslaus dem Tapfern oder Großen gestiftet. Als aber nach seinem Tode das Heidentum die Oberhand nahm unter Miecislau II., so ward es vermuthlich auch zerstört. Casimir I. restituirte es, wie alle andere Bisthümer 1050, und damals wollte auch der Bischof von Krakau Erzbischof von Kleinpolen und Rothrußland seyn. Cosmas von Prag und Martin Gallus bezogen es. Aber der erzbischöfliche Titel ging bald verloren. Dennoch hatte der Bischof von Krakau eine weit größere Diöcese, als der Erzbischof von Gnesen, und über 10,000 Rthlr. mehr Einkünfte. Er besaß nämlich große Herrschaften im Sandomirischen, Kiele, Borsenien und andere. Das Fürstenthum Siewier, was Józefow Olesnucki von Schlesen an sich brachte 1455, drei Städte und die Herrschaft Kojeslowo 1499 machten das wenigste aus. Gewöhnlich gab man die Einkünfte des Bisthums von Krakau auf 40,000 Dataten an, aber das war nur in den schlimmsten Zeiten der Fall. Die Diöcese umfaßte ganz Kleinpolen, die Wodomschaften Krakau, Sandomir und Lublin, über 1400 Quadratmeilen. Aber 1374 als Bischof Joliffsch, Premel, Helm stiftete, fielen alle Ansprüche des Bischofs von Krakau auf Rothrußien, 1772 wurden die 4 Dekanate jenseit der Weichsel im Sandomirischen und Krakauischen etwa eine Million Seelen zu einem besondern Bisthum zu Litzow von den Gütern des Klosters Dniep Benedictiners vererbt. Doch geringer war dieser Verlust, als verlor, den der Bischof erlitt, daß alle Stiftsgüter jenseit der Weichsel eingezogen wurden. Nach dem Jahre

1795 ward das Bisthum Litzow wieder aufgehoben und zur Hälfte zur Diöcese Krakau geschlagen, der Bischof erhielt aber seine Stiftsgüter nicht zurück, sondern nur eine Pension von 50,000 Kaiserfl. Es wurde für das Wodomsche und Sandomirische das Bisthum Kiele gestiftet, und Lublin ward zu Chemn geschlagen. Der letzte reiche Bischof von Krakau war Cajetan Solstot († 1789). Aber schon 1790 hatte Polen die Bischöfe auf Pensionen von 100,000 Fl. polnisch gesetzt, die sie sich in Gütern nehmen konnten. Joliffsch, sonst Bischof von Lutz, war der erste Bischof, der nicht mehr die alten Einkünfte bezog, die immer noch weit über 100,000 Rthlr. betragen. Unter dem König von Sachsen hatten die Bischöfe auch Pensionen, und der treffliche Geronst hatte wol kaum 100,000 polnische Fl., da während der Kriege Napoleons die Pensionen niemals richtig bezahlt wurden. Sein glücklicherer Nachfolger, einer der ersten Dichter Polens, Johann Paul Wronicki, hatte 80,000 Fl., und von der Freistadt noch obendrein 12,000 Fl. Er hat sich auch noch ein Landgut vindicirt, was in den Gütern der freien Stadt Krakau gehörte. Den bischöflichen Palast hat er auch wieder hergestellt und von dem Maler Stachowicz auf das schönste malen lassen. Als er als Warschauer Erzbischof 1829 in Wien starb, so machte er in seinem Testament die Verordnungen, daß er hier begraben seyn wollte. Er ruht nun in der Kapelle, 1830, nicht weit von dem Gebirgen des wohlthätigen Bischofs Stanislaus Laszki († 1765). Die jetzige Krakauer Diöcese enthält in dem Gebiete der Stadt Krakau 3 Dekanate mit 33 Pfarrkirchen, im jetzigen Königreiche Polen aber 18 Dekanate mit 280 Pfarren, welche in die zwei Distrikte Kiele und Wodow vertheilt sind. Bis zum Jahre 1795 hatte die Krakauer Diöcese 976 Kirchen, ohne die Klöster und Stiftskirchen. (Bandike.)

CRANZ, August Friedrich, ein berüchtigter teutscher Schriftsteller, zu Marwig bei Landsberg an der Warthe den 26. Septbr. 1737 geboren. Er war zum geistlichen Stande bestimmt, verließ aber die theologische Laufbahn, und kam als königl. preussischer Kriegs- und Steuerath nach Elber. Da er sich nicht an die versaffungsmäßige Subordination binden wollte, seil ihm vernachlässigte und ausschweifend lebte, so erhielt er ums Jahr 1773 seine Entlassung. Von dieser Zeit an war Schriftsteller seine Erwerbsquelle, und sein Wohnort abwechselnd. Am längsten hielt er sich in Berlin, Hamburg, Altona und Frankfurt am Main auf, besuchte auch Holland, war überhaupt öfters auf Reisen, bekam mehrmals das consilium abeundi, oder mußte sich dem Ungestüm seiner Gläubiger durch die Flucht entziehen. Der Tod fand ihn zu Berlin, wo er elend in einem Dachstuhl auf dem Strohlager, von Gattin und Kindern, bis auf zwei, verlassen, den 19. Oct. 1801 starb. Es gab eine Zeit, da Cranz als Schriftsteller Aufsehen machte, ein zahlreiches lesendes Publikum um sich her versammelte, und selbst von mehreren geistlichen und andern kleinen Fürsten und Statemännern, die seine Satyre fürchteten, oder sich seiner Feder zur Errichtung gewisser Zwecke bedienen wollten, ansehn

siche Pensionen bezog. Ein Gelehrter war er nicht \*), seine Kenntnisse waren überhaupt nur mangelhaft und oberflächlich; er schrieb höchst incorrect und verstandigte sich gegen die ersten Regeln der deutschen Grammatik. An Fähigkeiten, Gewandtheit des Stils und einer gewissen ansprechenden Gabe der Darstellung fehlte es ihm nicht, auch sagte er mit edelstem Freimuth manche kräftige Wahrheit, und geistete Thorheiten und Laster mit derber Satyre. Da ihm aber der Muth seiner Schriften mehr galt, als verfeinerte Sinnes- und Denkungsart; und da er über Eitellichkeit und wahre Menschenwürde sehr leicht dachte, so versiel er auf die verächtlichsten Mittel, um Leser zu locken und Geld zu erwerben \*\*). Die Kunstgriffe, deren er sich bediente, um den Beifall des großen Haufens zu erhaschen, waren ganz einfach: er drachte Familiengeheimnisse vor das Publikum, erzählte Stadtgeschichten mit satyrischen Annäherungen und Erweiterungen, raisonnirte mit großer Kechtheit über die neuesten Verordnungen des Staats, spielte den Feiggeist, machte schmückende Epäse und Pasquille, und behandelte Laster, welche die gemeinste Frömmlichkeit nun nennen verbiethet, in fliegenden Blättern mit einem leichtsinnigen, witzig seyn sollenden und wol gar nach Empfindung lautenden Ton. Seine Dreistigkeit, die Wahrheit frei und laut zu sagen, und sein Talent, Thoren zu geißeln, würde der Menschheit haben wohlthätig werden können; da aber sein Freimuth oft in Frechheit werden konnte; da aber sein Egoismus ausartete, so zog er sich mehrmals obrigkeitliche Bindungen zu und fiel endlich in verdiente Verachtung. Daß er sich in späteren Jahren selbst einiger gelieferter Produkte schämte, die sich durch ihren obfröhen und anstößigen Inhalt auszeichneten, genügt seinem späterein erwachten Gewissen zur Ehre. Zu den besten seiner vielen, meistens anonym erschienenen Schriften, möchten gehören: der Freund der Wahrheit und des Vergnügens; eine Wochenchrift. 4 Hfte. 1773 — 1782. 8. Galerie der Teufel, bestehend in einer ausserlesenen Sammlung von Gemälden, deren Originale zwischen Himmel und Erde anzureissen sind. Düsseldorf, 6 Stücke, 8.; 4 Mal aufgelegt; hin und wieder wichtige Wahrheiten, eindringend und freimüthig vorgetragen. Meine Lieblingsstunden. Berl. 1779. 3 Hfte. 8.; 4 starke

\*) Er selbst sagte das auszuwunden, denn als er beschuldert wurde, zu dem von Mehring und Schmidt 1795 herausgegebenen gelehrten Berlin ein Verzeichniß seiner Schriften einzulegen, antwortete er schriftlich: „Eigentlich gehöre ich gar nicht unter die Kreis der gelehrten Zeitschriften, denn noch habe ich nichts daraus lassen, wodurch ich in der gelehrten Welt eine Rolle spielen wollte. Meine Schriften hatten nicht einmal das Gepräge des Rathobers, noch die Correctheit der Schule — sie waren in der Sprache der Hölle, welche so ziemlich die verdorbenste ist, oder im Conversationsstille ohne häusliche Correctur — und gehören nicht mehr ins Reich des nicht gelehrten Zeitschriften.“

\*\*) Er selbst sagt in einem Vorworte über seine schriftstellerische Thätigkeit in den Prologomenen über verschiedene Gegenstände der neuen Art Zeitschriften, Heft 1, S. 13 ganz freuzberg: „Mein Plan war, anstößige Dinge zu schreiben, um das Publikum hart in Eins zu tribuliren zu legen, weil ich Geld brauchte.“ Einst war er sogar geizig, weil er sich überzengt dacht, daß diese Schrift ihm Geld einbringen werde, eine Satyre über sich selbst zu schreiben, sich ihren und mehr zu schätzen, und dabei über seine eigenen Thorheiten zu lachen.

Auslagen und mehrer Nachdrucke. Die Geschichte, oder Fragmente über den Ton in den Streitschriften einiger teutschen Gelehrten. Frankfurt, a. M. 1779. 8. Fragmente über verschiedene Gegenstände der neuesten Zeitschriften. Berl. u. Leipzig, 1790 — 92. 12 Hfte. 8. Ein Wort zur Berichtigung, den Küssen und Herrn Zeitschriften gewidmet. Gernan. 1797. 8. Seine letzte Schrift führt den Titel: Das Experiment mit der Waise zu Frankfurt an der Oder. 1800. 8. \*\*\*.)

CRAON (Geschichte). — Geogr. f. D. XX. S. 97). Craon, in dem alten Anjou; vielleicht das alte Cronium oder Cronio, dessen Gregor von Tours erwähnt, und in der neuern Geschichte durch die Belagerung vom J. 1592 und des Prinzen von Conth Niederlage merkwürdig, war der Hauptstadt der ersten und wichtigsten Barone der Provinz, deren Gerichtsbarkeit sich über 24 Kirchspiele und 5 Anteile von Kirchspielen ausdehnte, und das Eigenthum Barons und Euxards des Jüngern, mächtiger Freiherren, die, um nicht den Grafen Gotsfried Martel von Anjou als ihren Lehnsherrn anzuerkennen, sich dem Grafen Conan II. von Bretagne ergeben hatten. Darüber zog Gottfried nach laugem Kampfe die Herrschaft ein; und er gab sie im 1167 an Robert von Norwerg, den Pflegerohn seiner Gemahlin, der burgundischen Prinzessin Agnes, und einen jüngern Sohn des Grafen Reginald I. von Norwerg und Auxerre, und der Prinzessin Adela von Frankreich, den er zugleich mit der Waise von Laible, Gottfrieds des Alten von Laible einziger Tochter, verheiratete. Havocle starb, nachdem sie fünf Mal Mutter geworden, und Robert, gewöhnlich nur der Burgunder genant, schritt um das J. 1078 zur zweiten Ehe mit Bertha von Craon, einer Tochter jenes Waria, dessen Eigenthum er inne hatte. Bertha blieb kinderlos, Robert aber starb um 1098 in dem heiligen Lande. Von Robert vertrieb, dem dritten seiner Söhne, kommen die Herren von Laible her, von denen am Schluß dieses Artikels gehandelt wird; der zweite hingegen, Reginald der Burgunder, folgte dem Vater in der Barone Craon, besaß auch Briens und Vlen d'Angers, stiftete 1096 auf des seligen Robert von Briessels Veranlassung die Augustinerabtei la Noë, in der Nähe von Craon, und hinterließ aus seiner Ehe mit Emmogina von Briess drei Söhne und eine Tochter. Ein Sohn, Robert von Craon, der Burgunder genant, war mit Jordans Erzbischof II. aus Chabanais und Confolant einziger Tochter verlobt, weil ihm aber seine Braut vorenthalten wurde, pilgerte er aus Verdruss nach dem heiligen Lande, wo er in dem Orden der Tempel trat, endlich von 1136 — 1149 ihr Großmeister wurde. Der älteste von Reginald I. Söhne, Moriz I., ererbte die mit Erbprinze von Champroce die Herrschaften Champroce in Anjou, und Jagrande in Tons

\*\*\*.) Neuzeitl. gel. Zeitstand. Redingb. d. Schulers neuester gel. Berlin, 1. Th. Geschichte d. Handb., 1. Th. 424 — 428. Kosmanns Denkwürdigkeiten der preuss. Staaten, 1801. Norb. S. 1188 — 1199. Dechr. S. 1331 — 1340. (Schulz) literar. Reise durch Teutschl. 1. Heft 41. Kosmanns Handb. merkw. der teutsch. Dichter, 242. — Sein Vortritt ver der ihm gewidmete seine Lieblingsstunden und der seinen Blumendruck. Hamb. 1765. 6.



rairie, und wurde der Großvater von Moriz II., der 1196 für den Thron von Garamont das Vexor la Haye ausbonds hommes, an dem Walde von Craon, stiftete, und vor dem J. 1215 die Welt verließ. Dieses Craon, Amalrich I., Baron von Craon, Champocé, Ingrande, Esblé, Candé in Anjou (6 Castellaneen und mehr als 40 Hochgerichtsherrschaften) hingen von dieser Barone ab), Durand an der Loire (die Gerichtsbarkeit dieser Barone erstreckte sich über 18 Kirchspiele), Segre namentlich der Ragenne, Rauge und le Rude, erheiratete mit Johanna des Hoches, verm. d. 1214, die Baronien Esblé, Châteauneuf, fur, Carthe, Pressigny, Brion und Briolé, sowie das Erbamt eines Geschalls von Anjou, Touraine und Maine, wurde 1222 in einer Hebe mit dem Herzoge von Bretagne, mit Peter von Dreuz, dessen Besfänger, lösete sich im folgenden Jahre mit einer schweren Geldsumme und war im Begriffe, einen Kreuzzug gegen die Albigenser anzutreten, als der Tod ihn im vollen Glanze des Lebens erzielte. Er starb den 12. Mai 1226. Sein Urenkel, Moriz VI., Baron von Craon, Esblé, Briolé, Champocé und la Cuse, erbaute bei der Minorsienkirche zu Angers und zu einem Erbdegräbnisse die Capelle zu St. Johann Baptist, errichtete zu Paris am 1. Februar 1292, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus England, wohin er als Befehlshaber gegangen, sein Testament und starb am 11. Febr. n. J.; seine Gemahlin, Mathilde von Arkel, aus dem großen Hause der Verthouden, den 28. Septbr. 1306. Eine seiner Töchter, Isabella, wurde an Olivier II. von Eliffen verheiratet, und die Großmutter des Connétable von Eliffen; sein Sohn, Amalrich III., Baron von Craon, Esblé, Champocé, Ingrande, Briolé, verkaufte das Erbamt eines Erbeschall von Anjou, Maine und Touraine an den König, indem er, um einige Forderungen zu tilgen, 1321 jenes von Touraine abtrat, und 1330 jenes von Anjou und Maine gegen eine Rente von 1300 Pfund verkaufte; er war in erster Ehe mit Isabella von St. Maure, die als die Erbin der Hauptlinie ihres großen Hauses, St. Maure, Montbazon, Rouastre, wozu allein 17 Kirchspiele gehörten, Pressigny, Savonnières (sämtlich in Touraine), Marfille und Montcontour in Poitou, Jarnar in Angoumois besaß, und in anderer Ehe mit Beatrice von Rouen, einer Tochter des Grafen Johann IV. von Rouen, der aus der ältesten Verfasserschaft die große Barone la Cuse in Maine (sie enthielt 30 Kirchspiele und 76 Lehen) anheimfiel, verheiratet. Der jüngere Sohn der ersten Ehe, Wilhelm, stiftete die Linie der Vicomtes von Châteaubun; der dritte Sohn der zweiten Ehe, Peter, die Linie in la Cuse (von beiden wird unten die Rede seyn); der vierte Sohn der zweiten Ehe, Johann, ward Domherr zu Paris; Bischof von Mans und im J. 1353 Erzbischof von Rheims. Als solcher übte er, vornehmlich nach der Schlacht bei Poitiers, großen Einfluss auf die Reichsstände, nachdem man ihn aber eines Einverständnisses mit den Engländern beschuldigt, vertraute er die Verwaltung der Stadt Rheims dem Stadtrathe; er selbst, der zugleich sein Amt als Landeshauptmann niederlegte, zog sich nach seiner Stiftsburg Rouen zurück. Die Nachricht, daß die Engländer die Burg Roucy erfügern, und

seinen Vetter, den Grafen, gefangen weggeführt, führte ihn in dieser Einsamkeit. Er sammelte seine Vasallen, belagerte Roucy 28 Tage lang, und nöthigte endlich die feindliche Besatzung zum Abzuge (1359). Dafür Rache zu nehmen, erschien der König von England selbst mit der schönsten Armee, die England in 100 Jahren gesehen, vor Rheims (14. December 1359); der Erzbischof verscheidigte seine Stadt aber so tapfer, daß die Feinde am 11. Januar 1360 die Belagerung aufheben mußten. Er starb zu Paris, nachdem er noch mancherlei Streitigkeiten mit den Bürgern der Stadt Rheims gehabt, den 26. März 1373. Moriz VII., der älteste Sohn Amalrichs III. und der Isabella von St. Maure, erheiratete mit Margaretha von Arkel die Herrschaft St. Hermine in Poitou, und starb den 8. August 1390. Seine jüngste Tochter, Dolans, kam nur ein Mal in einer Verbindung vom J. 1404 namentlich vor. Sein Sohn, Amalrich IV., Baron von Craon, St. Maure, Champocé, Ingrande, Esblé, Rochecorbon u. s. w., diente den Königen Philipp von Valois, Johann und Karl V. in ihren Kriegen, und löst 1351 als des Königs Generalleutnant in Poitou, Limosin, Saintonge, Angoumois und Perigord, und 1352 in gleicher Eigenschaft in Languedoc vor. Er wurde bei Poitiers gefangen, starb den 30. Mai 1371 ohne Kinder von Petronilla von Chouars, des Vicomte Ludwigs und der Gräfin Johanna von Dreuz ältester Tochter, zu haben, und wurde daher von seiner älteren Schwester, Isabella von Craon, beerbt. Isabella starb den 2. Febr. 1394, nachdem sie drei Mal, mit Guido XI. von Laval, mit Johann Bertrand von Triquerbet, und mit Ludwig I. von Sulzb verheiratet gewesen. Die großen Güter des Hauses Craon fielen an ihre einzige Tochter, Maria von Sulzb.

Der Herrscher der Linie in Châteaubun, Wilhelm I. von Craon, der Große genannt, war Amalrich III. und der Isabella von St. Maure zweiter Sohn, und mit den Herrschern la Ferté-Bernard in Maine, St. Maure, Montcontour und Arnues abgefunden, auch des Herzogs Ludwig I. von Anjou besonderer Liebhaber. Er erkaufte Dommarz und Bernardsville in Pontbise, erheiratete mit Margaretha von Flandern, Dennermonde die Vicomte Châteaubun in Anjou, und lebte noch 1382. Von seinen Söhnen gründete der zweite, Peter, die Nebenlinie in la Ferté-Bernard; der dritte, Johann, die Nebenlinie in Dommarz; der älteste, Wilhelm II., besaß die Vicomte Châteaubun, Marfille, Montbazon, St. Maure, Arnues, Montcontour, Montseuau, Rouastre und Jarnos, erkaufte auch Essart in Vendomois. Dieses Wilhelm ältester Sohn, Wilhelm III., Vicomte von Châteaubun, Herr von St. Maure und Montbazon, wurde am 14. April 1392 von dem Könige mit Bernuch, Montbazon und St. Maure belehnt, verkaufte Marfille um 9000 Thaler an seinen Schwager, Guido von la Roche foucaud, ward aber kinderlos; daher sein jüngerer Bruder, Johann von Craon, ihm in der Vicomte Châteaubun folgte. Johann war seit dem J. 1413 Großmutterthron von Frankreich, und seit dem Anfange des J. 1415 Amtmann von Touraine, Anjou, Maine und Poitou; lebte in kinderloser Ehe mit Isobeline von Montagu, blieb

bei Hincourt und wurde von seinen Schwestern beerbt; namentlich erhielt Margaretha, Guido's VIII. von la Rochefoucauld Gemahlin, durch den Theilungsvertrag vom 13. Novbr. 1419 die Herrschaften Montbazon, St. Maurice, Brandois und Nouaillé, und Maria, des Ludwig Chabot Gemahlin, die Herrschaften Prefignon, Versenail und Ferrivard. — Der Abtheiler der Nebenlinie in la Ferté, Bernard war jener berühmte Peter von Craon, der den Herzog von Anjou auf seinem Zuge nach Neapel im J. 1384 begleitete, aber bald nach der Heimath zurückgeschickt wurde, um neue Gelder aufzutreiben. Westlich erhielt er von der Herzogin eine starke Summe, statt aber damit nach Apulien zu eilen, belustigte er sich in Brabant, bis Mangel und Seuchen das Heer und endlich den Herzog selbst wegcasteten. Jetzt kehrte er nach Frankreich zurück, nicht, gleich den Trümmern jenes Heeres, das durch seine Nachlässigkeit zu Grunde gerichtet worden, in Vöthelgestalt, sondern in dem glänzenden Aufzuge, der den allgemeinen Unwillen der Nation gegen ihn nicht weniger erweckte. Als er zum ersten Male am Hofe erschien, suchte der Herzog von Berry ihn festzunehmen: „du Verräther!“, riefte der Herzog, „bist meines Brubers Mörder!“ aber niemand wollte an den mächtigen, von zahlreichem Dienern umgebenen Verbrecher Hand legen; doch verurtheilte ihn das Parlament, 100,000 Pfund als Schadenersatz an die verwitwete Herzogin von Anjou zu bezahlen, was denn auch geschah. Im J. 1389 löst er als des Königs, und 1390 als des Herzogs von Touraine und Deléans Kammerherr vor, und er wurde bald des letzten enschwender Günstling, so daß der Peim ihm vorzüglich alle seine Liebeshändel anvertraute. Dabon ließ er einigen in der Herzogin Gegenwart fallen, und die eifersüchtige Valentina, die ungleich mehr erathen, als erfahren hatte, versuchte nicht, dem angetrungenen Ehemann ihren ganzen Unwillen zu bezeigen, worüber der von Craon bei seinem Herrn in Ungnade fiel, auch nicht mehr an des Königs Hofe erscheinen durfte. Peter, der sich seines Glückes in seinem Dienste bewußt war, hielt den Connétable von Clisson, mit dem er kurz vorher einigen Verdruss gehabt, für den Urheber seines Unglücks, und beschloß, sich an ihm zu rächen, wozu der Herzog von Bretagne nach Kräften aufmunterte. Von Sable, wo Peter sich einige Zeit aufgehalten, kam er im strengsten Incognito nach Paris, um am 13. Juni 1392 den besonnenen Mordversuch zu machen. Clisson entging den Mordern, Craon mußte entfliehen, wurde verfolgt, als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, die reuherbe an den Herzog von Bretagne abgetreten, die sich aber demüthigender der Herzog von Deléans mehrtheils schenken ließ, verurtheilt und endlich gezwungen, Bretagne, wo er Zuflucht gesucht hatte, zu verlassen. Er wendete sich nach Barcelona, unternahm eine fernere Seereise, wurde von Seeräubern gefangen, erlegte ein starkes Fieber und kam nach Bretagne zurück, wo der Herzog doch Mittel fand, ihm Verzeihung zu erweisen. Er scheint sogar wieder zu einiger Günstigkeit gekommen zu seyn, denn auf sein Ansuchen bewilligte Karl VI., was die frühern Könige Päpsten und Concilien abgelehnt, nämlich, daß den zum Tode verurtheilten Verbrechern ein

Beichtvater gegeben werde (1401), und Craon leistete, diese Bewilligung zu vervollständigen, für einige Zeiten in dem Franciscanerloster zu Paris einen solchen Beichtvater, ließ auch neben dem Salgen ein kleineres Kreuz mit seinem Wapen errichten, zu dessen Füßen Jahrvendete heiss durch die Missethäter ihre letzte Beichte abzuliegen pflegten. Außer la Ferté, Bernard besaß Peter auch Brumetel, Blauso und Sable, welches er samt der reichen Baronie, von den 15 Kirchspiele und mehr denn 50 Lehen abhingen, eingekauft hatte, auch ererbte er auch mit Johanna von Châtillon (die am 30. Juli 1410 als Witwe verstarb), die Herrschaft Rojou in Laonals. Sein Sohn, Anton von Craon, erkaufte 1409 Beauberger in Vermandois, wurde am 7. Novbr. 1411 zum Groß-Pannetier von Frankreich ernannt, aber bereits 1413, als des Herzogs von Burgund Anhänger, abgest. Er blieb bei Hincourt, ohne daß er aus seiner Ehe mit Johanna von Henderesse Kinder gesehen. — Der dritte von Wilhelm I. des Großen Edlen, Johann, besaß Dommaet, Bernardville, Nouaillé und Montfoucault, ererbte auch mit Maria von Châtillon die Vicomté Laon und die benachbarte Herrschaft Elac, verkaufte die Vicomté am 6. Mai 1389 um 9000 Pfund, und starb um 1410, nachdem noch seine Güter, wegen seiner Verbindungen mit Engländern, eingezogen worden. Sein Urenkel, Anton, Herr von Dommaet, Bernardville und Elac, Amtmann von Amiens, geb. 1434, war in dem hugenottischen Interesse und verlor darüber alle seine Güter, die König Ludwig XI. an Johann von Siffons verließ. Letzterer war mit Antons Schwester, Johanna aus Breuce, Congrois und Elac, verheirathet. Anton selbst lebte in kinderloser Ehe mit Claudia von Erbecœur.

Die Linie in la Suye wurde von Amalrich III. und der Beatrix von Roucy drittem Sohne, von Peter von Craon, der neben la Suye auch Champfleur, Briolés und Ingrande besaß, geknüpft. Peter starb den 15. Novbr. 1376, nachdem er mit seiner zweiten Gemahlin, mit Catharina von Rochecoul, sehr große Güter in der Nähe von Nantes, als la Benaise, le Coustumier, le Bourgneuf, überhaupt beinahe das ganze Land Niz und die Insel Breiz ererbte. Seine Tochter Johanna vermählte sich in zweiter Ehe mit Peter von Deauban, und wurde durch ihren Sohn, Johann IV., um dessentwillen sie sich dem Kaiserthum unterzogen hatte, die Stammutter des ganzen Hauses Deauban, das zu ihrem Andenken den Beinamen Craon führt. Er starb den 28. Decbr. 1421, ihr Bruder, Johann von Craon, den 15. Decbr. 1432. Letzterer überlebte demnach seiner bei Hincourt gefallenen Sohn Amalrich, und hinterließ eine einzige Tochter, Maria, durch welche die hiesigen Güter dieser Linie an ihren Gemahl, Guido von Aval, kamen.

Nach sind die Herren von Sable übrig, die den Namen Craon nicht führten, aber von Robert des Burgunders drittem Sohne abstammten; von einem jüngern Robert, der abwechselnd die Beinamen der Burgunder oder Westro führte und mit dem mütterlichen Herrschaft Sable abgefunden war. Dieses Robert's Urenkel, Robert IV., Herr von Sable, la Suye, Briolés, stiftete im J. 1189, gemeinschaftlich mit Peter von Deion, die Pedmonakren-

zerstört le Verray, neuf, unweit Sable, besetzte im folgenden Jahre die Flotte, die den König Richard Löwenherz und seine Reinfahrer nach dem Orient überfegte, ließ sich in den Tempelherrenorden aufnehmen und war bis zum J. 1295 dessen Großmeister. Er's Sohn, Cuius, Herr von Cormille in Anjou, starb ohne Kinder; seine Tochter, Margaretha, wurde 1201 mit Wilhelm des Röches verheirathet, und vererbte Sable, la Suye u. s. w. an ihre Nachkommenschaft. (v. dramburg.)

CRASSINA, Lamarck (Mollusca). Diese aus der künzlichen Gattung Venus gefonderte Gattung ungeschallige Muscheln gehört in die Familie Crassatellaceae Gervillae's, und ward zuerst von Cuvier's unter dem Namen Ananie aufgestellt, der jedoch nicht allgemein angenommen worden ist. Gervillae gibt vom derselben folgende Kennzeichen an: Muschel fast keilförmig oder auge, gleichseitig, fast ungleichseitig, die Schalen genau schließend; die innern Ränder oft gekerbt, das Schloß der rechten Schale besteht aus zwei starken, divergirenden Zähnen und einem minder deutlichen Seitenzahn, unter dem sogenannten Afterbruch (Anus L., lunule des Français), das der linken Schale aus zwei ungleichen Zähnen, mit einer unbedeutenden Stube für den Seitenzahn; das außen liegende Band befindet sich auf der längsten Seite. — Blainville läßt die hieher gehörigen Muscheln unter ihrer Gattung Venus, und sie bilden in derselben die Abtheilung O. — Mehrere der von Cuvier's selbst aufgestellten Arten, dürfen nach Gervillae's (Dictionnaire class. d'hist. nat. II. p. 332) wohl nicht hieher gehören, und als bestimmt hieher gehöige gibt derselbe nur folgende an:

1) Cr. scotica Maton et Rokett (Transact. of the Linnear Soc. VIII. p. 81. t. 2. f. 3. — Venus scot. Lamarck). Findet sich an den Küsten Schottlands.

2) Cr. sulcata, Montagu (Test. brit. p. 131. — Linn. Trans. ab. f. 2. — Pectunculus truncatus Da Costa). Dasselbe.

3) Cr. danmoniensis, Montagu (Testac. brit. Suppl. f. 29. f. 4.) An drei Küsten von Devonshire.

4) Cr. Montagu, Dilwyn (Cat. of brit. Shells, p. 167). Venus compressa Montagu (Suppl. 4. 26. f. 1.) Von den schottländischen Küsten.

5) Cr. triangularis, Montagu (Testac. t. 17. f. 13.) Venus triangularis Dilwyn (p. 173). Kommt an den Küsten von Devonshire und Yorkshire vor.

Von fossilen Arten, die meist im körnigen Kalk vorkommen, führt Cuvier's (Musc. Conch. T. II. i. 137.) folgende Arten, alle aus England, auf: Cr. lucida cuneata, elegans, lineata, plana, obliquata, excavata, planata und rugosa. (D. Thon.)

CRATZ von Scharfenstein. Unter den verschiedenen Geschlechtern, die von der fürstlich-jülicher Hauptburg Schaerstein bei Rixdorf im Rheingau ihren Namen entlehnten, ist keines an Reichthum und Berühmtheit den Erträgen von Scharfenstein zu vergleichen, wenn gleich dieser Name kaum über das 15. Jahrhundert hinaufreicht. Heimlich von Scharfenstein, mit den Steinen, 1340, hatte fünf Söhne; einer davon, Heinrich, wie der Vater genannt, lebte um 1390 unter dem Beinamen Graf, den

seine Nachkommen nicht wider lassen wollten. Casper Graf von Scharfenstein, Amtmann zu Simmern, starb 1613. Er's Enkel, Hugo Graf von Simmern, Dompropst zu Speier und Propst zu St. Paulin zu Trier, wurde im J. 1582 Archidiaconus major, am 4. Febr. 1588 Domdechant und im J. 1623 Dompropst zu Trier. Philipp, dieses Hugo Bruder, löst 1595 als Dompropst zu Mainz ab, wurde am 3. Mai 1604 Bischof zu Worms und starb den 10. Juli n. J. Friedrich, der jüngste Bruder, war nach und nach Amtmann zu Eidenberg (1562), französischer Kriegsoberster, lehringischer Rath (1584) und des Kurfürsten von Trier Obrister und Commandant zu Ehrenbreitstein. Dieses letztere Sohn, Anton, kaiserlicher Rath und Amtmann zu Coblenz und in der Bergpfalz, war in erster Ehe mit Catharina von Metternich, in anderer Ehe mit Barbara von Werde verheirathet und hinterließ aus der ersten Ehe sechs Kinder. Hugo Eberhard, der zweite Sohn, löst 1610 als Domherr zu Mainz, Trier und Worms, von 1627 — 1650 als Archidiaconus der trierischen Kirche, ab. S. Lubertus, vorher, hatte im J. 1631 die größte Heftung, dem Kurfürsten Philipp Christoph als Coadjutor beigegeben zu werden, wurde im J. 1653 Dompropst zu Trier und 1654 Bischof zu Worms, und starb im März 1663 zu Regensburg; worauf er sich wegen des Reichstages eingefunden hatte. Deutschland verlor an ihm einen seiner größten Fürken. Er's ältester Bruder, Johann Philipp, Domherr zu Worms, resignirte 1621, niemoal er schon früher in kaiserlich-kriegsdienstliche activen war, seit 1619 ein Regiment Neuter als Obrister geführt und sich an dessen Spitze besonders in der Schlacht von Breitenberg auszeichnet hatte. Denn er war es, der die Bayern, die zum Theile schon die Flucht ergriffen hatten, zum Stehen brachte und durch einen kühnen Angriff armirten die Schlacht entschied. Er mußte, weil Tilly ihn nicht mehr lassen wollte, bairische Dienste nehmen, den Feldzügen in der obern und untern Pfalz, wie auch in Westphalen, 1623 aber der Belagerung von Breda beizuohnen und 1626 ein zweites Regiment errichten. Der Krieg mit Dänemark brachte ihn mit Wallenstein in Verbindung, er nißte dem gewaltigen Gebieter, mußte sein Regiment entlassen und endlich selbst von Heere scheiden. Die Unthätigkeit wurde ihm bald zur Last, er nahm französische Bezahlung und errichtete ein Regiment, wozu der kaiserliche Hof sehr übel empfand, zumal da Johann Philipp, nachdem er im J. 1625 seine erste Gemahlin, Maria von Metternich, durch den Tod verloren, durch seine zweite Heirath mit Eleonora Colonna von Feid, einer reichen böhmischen Erbin, gewissermaßen ein kaiserlicher Unterthan geworden. Um ihn vollkommen dazu zu machen, vergünstigte der kaiserliche Hof ein Geschäft, das Johann Philipp's Schwäger auf die Bahn gebracht hatten, den Austausch ihrer armen Gräfinn Elisabeth, in dem künftigen Markgrafen Kreise von Böhmen, gegen die kaiserliche Pfandgräfin Caaral und Saargemünd, die des von Erbg von seinem Vater ererbt hatte. Der französische Dienst mußte er nun freiwillig aufgeben, er folgte neuemal dem bayerischen Fahnen, nahm 1631 Neu-Weandenburg, besetzte ein eigenes Corps, welches den Landgrafen

fen von Hesse; Cappel von dem Leipziger Bunde abwendig machen sollte und traf, nachdem Sizzo in der Vertheiligung des Lechs tödtlich verwundet worden, auch noch auf dem Todbette ihn als den fähigsten aller Generale empfohlen hatte, an dessen Stelle. Er entließ den Schweden Landtberg, Friedberg und Weissenburg im Nordgau, sowie sich aber dennoch nicht im Commando behaupten, weil Wallenstein ihn bei der combinirten Armee nicht dulden, seinen Bescheiden nicht glauben wollte und zuletzt dem Kurfürsten allen Weisand versagte, falls der von Cratz das Commando über die bayerischen Wälder behalten würde. Nachgerathen mußte der Kurfürst ihn demnach zurückrufen, und die Commandantenstelle in Ingolstadt konnte eine so große Verleumdung nicht vergüten. Doch wurde diese Fesslung durch Johann Philipps tapfere Vertheidigung gerettet; als aber im folgenden Jahre eine eigene Armee in Bayern gebildet und Hiringer zu ihrem Befehlshaber ernannt wurde, da glaubte der zweimal Gefranzte sich aller Pflichten entbunden. Er wollte seine Fesslung dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar überliefern, wurde aber, weil die Schweden sich verpäpäten, in dem bösen Regiminen betroffen, verließ die Stadt unter dem Vorwande, sich in Wien zu rechtfertigen, und begab sich zu dem schwedischen Feldherrn, der ihn als General-Feldmarschall anstellte, ihn auch, als die Hauptarmee gegen die Donau zog, in Franken zurückließ, um die Belagerung von Dorchheim fortzusetzen. Er wurde indessen bald abgerufen, da das katholische Heer nach dem Falle von Regensburg auch Schwaben bedrohte, rüchete sich an dem Vorabende der Schlacht von Nördlingen besonders aus, wozu er denn den Ritter Octavio Mobraudini mit eigener Hand erlegte; wurde aber in der Schlacht selbst von einem ungrischen Obristen, dem er für seine Freiheit, doch vergeblich, 30,000 Rthlr. bot, gefangen. Der Herzog Bernhard wollte ihn gegen den Bischof von Regensburg austauscheln, sein gefangener Feind, der Graf Heinrich Schick brachte es aber dahin, daß er nach Wien abgeführt und penitenc behandelt wurde. Nach entkam er zwar in einer Mätscheltute am 16. März 1635 aus seinem Gefängnisse, er wurde aber an der silesischen Grenze von des Grafen Vaisa Hufaren eingeholt, nach Wien zurückgebracht, durch das Kriegsgerecht zum Tode verurtheilt und, ungeachtet der Verwundung des Königs von Polen, am 26. März 1635 enthauptet. Er hatte einige Jahre früher die reichgräfliche Würde, und noch früher das Prädicat eines Freiherrn von Kiefenberg erworben. Sein einziger Sohn erster Ehe, Veitbar Hugo, war Demoberr in Mainz, Trier und Epprer, der älteste Sohn der zweiten Ehe aber, Johann Anton (der jüngere, Friedrich Karl, Domcellar zu Trier, Mainz und Würzburg, starb frühzeitig), Graf Cratz von Scharfenslein, Freiherr von Kiefenberg, kurrürischer Geheimrath und Hofmarschall, vermählte sich in erster Ehe mit Anna Francisca von Eßtern, in anderer Ehe mit der Abtgräfin Anna Maria von Dham, und hinterließ aus der ersten Ehe (die andere war unfruchtbar; der Tochter Kathrin ger jung) einen Sohn, Hugo Ernst. Dieser war kurrürlicher Geheimrath und Oberamtmann zu Poppard, starb 1721 als der letzte seines Geschlechtes, Namens, Schildes und

Helms, und hinterließ durch sein Testament, das schone Gut in Kamp der Poppard, seinen gewöhnlichen Wohnsitz (den er noch wirklich durch mancherlei Spulgeschichten bei unruhigt) dem Kloster Oberwerth, wo eine seiner Freudenbinnen den Schleiter genommen hatte; alles übrige erbte seine seit dem 3. April 1654 an den Grafen Johann August von Solms-Idelshelm verheiratete Schwester Eleonora Barbara Maria, und das fürstliche Haus Solms besitzte als Entschädigung für diese und vielen einzelnen Gütern in dem Trierischen, Mainischen und auf dem Hundstücken bestehende Erbschaft, wozu zwar der Reichsdeputations- Hauptschluss vom J. 1803 eine Grafschaft Kraß, Scharfenslein gemacht hat, die Äbtissin Ursula von Altenberg. Der Cratz Wapenstein zeigt einen weißen Balken im silbernen Felde mit 13 schwarzen Stellen, oben 4 und 3; unten 3, 2, 1.

(v. Stramberg.)  
 CREDERE, del. Unter diesem Ausdruck versteht man im Handel die Bürgschaft des Commissionärs für die Zahlungsfähigkeit desjenigen, mit dem er im Namen seines Committenten über eine künftige Leistung einen Vertrag eingeht. Um die Richtigkeit einer solchen Werbürgung gehörig zu würgen, muß man sich in die unangenehme Lage des Kaufmanns denken, der zur Befregung eines Verkaufes oder einer Cessafuranz an einem entfernten Handelsplaze sich eines Commissionärs zu bedienen genöthigt ist, und von dessen Keckheit, Kenntniss und Sorgfalt in Ansehung einer vielleicht sehr beträchtlichen Summe abhängt. Der geringere Eifer, den die meisten Menschen unwillkürlich fremden Angelegenheiten anwenden, hat viele Verluste solcher Committenten zur Folge gehabt, indem die Commissionäre sich nicht genug um die Vermögensumstände derer, mit denen sie die Geschäfte abschlossen, bekümmerten, oder in der Einforderung der schuldigen Zahlungen säumig waren. Diese Nachtheile werden verhütet, wenn der Commissionär, die Sache seines Auftrages gehend zu seiner eigenen machend, sich bereit finden läßt, für die Bezahlung der Kaufsumme, oder bei Asscuranten für die Entrichtung des Erlages im Falle eines Verlustes, zu haften. Dieses Uebrigere muß noch besonders, neben der Provision für die Beforgung des Auftrages, vergütet werden, und es wird daher eine, bisweilen einige Procente der Hauptsumme erreichende Verabbarung ausbedungen. Die starke Concurrenz unter den Commissionären hat dieselbe in der neuesten Zeit merklich erniedriget, doch macht es immer einen großen Unterschied, ob diejenigen, für welche sich der Commissionär verbürgt, wohlbekannte und sichere Einwohner an seinem Wohnorte sind, oder entfernt, vielleicht sogar in einem andern Lande zu wohnen. Ubrigens verändert dieser Nebenvertrag das Commissionärsverhältniß in seinem Wesen nicht und gibt dem Commissionäre nicht das Eigenthum der zum Verkaufes übernommenen Waare, weshalb der Abfender derselben, so weit sie noch unverkauft sind, auch aus dem Convente des Commissionärs noch in Anspruch nehmen kann. Die von Büch aufgeworfene und richtig vermerkte Frage, ob das Uebrigere in Asscuranzfällen etwa auch darauf Bezug habe, daß die Versicherer die Bezahlung des Schadens nicht streitig machen, beantwortet sich leicht, denn so ohne Verschulden des Commissionärs die Verpflichtung

zum Erfolge nach gerichtlichem Erkenntnis überhaupt nicht vorhanden ist, da kann sich der Committent auch nicht an den Beauftragten halten. — Vergl. Büsch Darstellung der Handlung, 3. A. von Rörermann, I, 210. I, 328. II, 469. — Weiterer erweiter Grundfatz des gem. r. Privatrechts, II, §. 498. (K. H. Rau.)

**CREDIT.** Von dem Worte: der Credit unterheißt der sich das Credit, und in Beziehung auf Gesellschaftshandlungen, das Creditum in der kaufmännischen Geschäftsführung oder dem Buchhalten (s. dieses). Etwas auf einen persönlichen oder nicht persönlichen Conto in das Credit tragen, dafür creditiren, heißt es (s. B. im Hauptbuche auf die rechte Blattseite seines Conto oder seiner Rechnung) als erhalten oder jenem Conto schuldig geworden, aufschreiben. Daher: Ich creditire (es) Ihnen Sie, Dich, für 1000 Thaler, ich trage diese Summe in Ihr, in Dein Credit; ich schreibe sie als empfangen Ihrem Conto gut. Der Creditor, der Gläubiger, ist dann derjenige, welcher einem andern Ware oder Geld anvertraut; gegeben hat, wofür dieser nun eine Schuld, seiner Forderung erhält. Derjenige, an welchem der Creditor zu fordern hat, ist sein Schuldner, Debitor. Der Creditor debitirt (belastet) seinen Schuldner in seinem Hauptbuche, d. h. er schreibt ihm die Summe der Forderung in das Debet seines Conto als Schuld, die ihm anzutragen ist, an; der Debitor creditirt (erkennt) seinen Gläubiger in seinem Hauptbuche, d. h. er schreibt auf der Creditseite des Conto desselben die Summe, als ihm schuldig, an; er schreibt sie ihm gut. Auf dem gegenseitigen Conto zweier Handlungen kommt daher stets das umgekehrte Verhältnis zum Vorschein.

Der Credit überhaupt ist die allgemeine gute Meinung anderer von dem Willen und dem Vermögen einer Person (oder einer Gemeinschaft, Regierung u. s. w.), ihre eingegangenen Verbindlichkeiten pünktig und pünktlich in Erfüllung zu bringen. Oder nach Rau (Lehrbuch der polit. Oekonomie) ist der Credit überhaupt das Vertrauen, in welchem Jemand bei anderen steht, und welches ihm in den Stand setzt, sich im Güterverkehr Leistungen zu verschaffen, ohne daß er den vertragmäßigen Gegenwerth sogleich erstatten müßte. Das Wesen des Credits besteht daher darin, daß man statt einer gegenwärtigen Leistung sich mit der Wahrscheinlichkeit einer künftigen begnügt; die Grundlage des Credits bleibt die Überzeugung desjenigen, der an den andern eine Forderung erhält, daß er in Gemäßheit der Vertragsbedingungen werde befriedigt werden. Auf der einen Seite müssen also diejenigen Eigenschaften, wodurch das Vertrauen erweckt, daß er seine Leistungen erfüllen werde, vorhanden seyn; auf der andern aber die Meinung, daß der, welcher eine Verbindlichkeit übernommen hat, dieselbe erfüllen wolle oder könne. Sicherheit beizubringen bei dem Credit die praktische Unmöglichkeit, seine Bezahlung oder Befriedigung nicht zur bestimmten Zeit und nicht ganz zu erhalten, und diese gewährt der Credit, wenn die Überzeugung von dem Willen und Vermögen des Schuldners, zu befriedigen, fest begründet ist. Bei Darlehen auf ein pöligilltes Unterpfand ist kein Credit möglich, weil es hier auf keine Wahrscheinlichkeit, auf

sein Vertrauen mehr ankommt. Diese vollkommenen, den Credit ausschließende Sicherheit findet sich bei Kaufmann dem. Ein Gläubiger erhält gerade dadurch völlige Sicherheit, daß ihm der volle Werth der Schuld in seine Gewalt gegeben wird, und zwar mit dem Recht, sich zur bestimmten Zeit, wenn der Schuldner seine Verbindlichkeit nicht erfüllt, daraus Bezahlung zu machen. Solche vollkommenen Sicherheit findet sich aber nicht immer bei Hypotheken, weil dem Gläubiger noch immer der Zweifel bleiben kann, ob die Forderung des verpfändeten Grundstücks richtig ist, und ob im Falle eines erzwungenen Verkaufes so viel gelöst werden kann, als die Forderung beträgt (was selbst bei einer doppelt hohen Darlehenssumme oft nicht geschieht), weil ferner der Gläubiger meistens nicht genötigt ist, das verpfändete Grundstück oder Gebäude selbst zu übernehmen und in jedem Falle sich scheut, in einen Concurse des Schuldners verwickelt zu werden. Da übrigens, nach dem Wesen und der Grundlage des Credits, die Wahrscheinlichkeit oder Überzeugung für künftige Leistungen aus den persönlichen Verhältnissen des Schuldners hergeleitet oder auf diese zurückgeführt wird; so ist, genau des trachtet, der Credit immer persönlich, und es zeigt sich überall die Voraussetzung, daß der Schuldner seine Verbindlichkeiten zu erfüllen nicht bloß Willens, sondern auch fähig sey, daß also in der ersten Beziehung seine moralischen und geistigen Eigenschaften, in der zweiten sein Vermögenszustand und seine Erwerbsart seine Befolgung erwecken. Aus diesen Gründen ist aber der Credit der Einzelnen notwendig sehr ungleich; in einem ganzen Lande wird der Credit desto größer seyn, je mehr der herrschende sittliche Geist, die wirtschaftlichen Gewohnheiten und die Güte der Rechtspflege den Gläubigern im Allgemeinen Sicherheit gewähren.

Wie einflußreich und für einzelne Fälle fast unüberschaubar der Credit in der Volkswirtschaft für den Güterverkehr und den Geldumlauf auch wirkt, so darf man doch im übrigen keine zu überhöhte Meinung davon hegen. Der Credit ist keine selbstständige Güterquelle, er kann, den Fall der Verzinsung im Anstande ausgenommen, an und für sich weder die Masse der Capitalie in einem Lande vermehren, noch ihre Stelle im Ganzen vertreten, ob er gleich den Einzelnen dasjenige Capital verschafft, welches sie nicht selbst besäßen, und dessen sie zu ihren beabsichtigten Unternehmungen bedürfen.

Die Wirkungen des Credits im Allgemeinen betrachtet, können also nur in der Behebung des Güterumlaufs und Güterverkehrs, und recht eigentlich in einer leichteren und häufigeren Übertragung der vorhandenen Capitalie bestehen. Die Auswirkung dieser Wirkungen, wiewol sie nicht für sich selbst, sondern nur mittelbar zur Vergrößerung des Capitalie in einem Lande beitragen können, bringen höchst wichtige Vorteile.

1) Es wird die best productive Anwendung des besizbaren Vermögens veranlaßt, indem dasselbe vermehrt, erst das Credit leicht an diejenigen Menschen gelangen kann, welche die meiste Geschäftlichkeit und Reizung haben, sich mit hervorbringenden Erwerbem zu beschäftigen. Den Capitalisten und Grundeigentümern fehlt sehr oft diese Fähigkeit oder diese Reizung; ihre Erparnisse wären



den daher zum Theil unschreibbar angehäuft oder ver-  
loren zu werden, wenn nicht der Credit sie in die Hände der  
Unternehmer brächte. Ebenso gieben sich die Capitale oder  
Vermögensheile leicht von der minder erziehbigen zu der  
einträglichern Verwertung hinüber.

2) Die Leichtigkeit, Vermögen auszuweisen, ohne  
dass man etwas dabei wagt, ist eine große Entmutigung  
zum Übersparen.

3) Man wird in den Stand gesetzt, den Güterumlauf  
mit einer geringeren Mühe zu beschleunigen, indem  
theils die Zahlungen verringert, theils wohlfeile Ums-  
laufmittel eingeführt werden. Dieses Ersparnis an dem  
Umschlag kommt ebenfalls dem Volkseinkommen zu  
Statten, indem nun der entbehrlich gewordene Theil der  
Münzen ins Ausland gesendet und zum Einkauf von an-  
derer Güter verwendet werden kann.

Für den Geldumlauf haben aber die Wirkungen  
des Credits noch einen besondern und bedeutenden Ein-  
fluss. Durch sie werden verschiedene, theils für den Geld-  
verkehr überhaupt, theils für gewisse Vereine, theils für  
einzelne Stände wichtige Einrichtungen möglich, welche  
dazu dienen: 1) die Zahlungen ohne Erpressung der  
Rückzahlung wenigstens bequemer, leichter, wohlfeiler zu  
verrichten; — Girobanken, Anweisungen und  
Wechsel; 2) den Bedarf von Münzen zu Zahlungen zu  
verringern, indem man einen Theil der Geschäfte im Ver-  
kehr ohne baare Zahlungen vollbringt; — Abrechnun-  
gen, Abrechnungen; 3) ein wohlfeiles Ums-  
laufmittel einzuführen, welches einen Theil der Münzen  
entbehrlich macht; — Papiergeld.

Alle Creditverhältnisse lassen sich ganz einfach auf die  
zwei Hauptabtheilungen 1) des öffentlichen und  
2) des Privat-Credits zurückführen.

Jener zeigt sich in dem Vertrauen in einem State,  
welcher Anleihen unter der Bedingung gemacht hat, daß  
sie nicht ausgeliefert werden dürfen, dabei aber ver-  
spricht, daß jährlich ein verhältnismäßiger Theil der  
Summe, entweder als Zinsen, oder zur Abtragung eines  
Theils des angelegenen Capitals bezahlt werden soll,  
und zur Sicherheit einen bleibenden jährlichen Fonds an-  
weist, sich aber doch die Freiheit vorbehält, das Ganze  
nach Belieben wieder zu bezahlen, wenn nicht etwa das  
Gegentheil ausgemacht ist. Aber auch bei den mit Ver-  
sicherungen abzuführenden Versicherungen, so wie bei Dienst-  
leistungen u. s. w. gibt sich der Credit des Staats oder der Regie-  
rung zu erkennen.

Der Privat-Credit unterscheidet sich in solchen  
im weiteren Sinne, welcher überhaupt aus einer persö-  
nlichen oder wesentlichen Sicherheit von einem hinläng-  
lichen Werth zur Erfüllung der Verbindlichkeit in Bezah-  
lung von Capital und Zinsen besteht, und in solchen im  
engern Sinne, d. i. den kaufmännischen Credit, welcher  
auf dem Vertrauen des Darleihers oder Creditgebers be-  
ruht, daß Redlichkeit und Handelskenntnis des Verborgenen  
oder Creditnehmer in den Stand setzen werden, das ange-  
legene Capital nach den bedungenen oder üblichen Zinsen  
zur bestimmten Zeit zu bezahlen oder seine Verbindlichkeit zu  
erfüllen. Aus der Erklärung des Credits und den obigen

Betrachtungen lassen sich nun kurz drei Seiten desselben  
angeben:

1) Die physische oder natürliche, d. i. der Credit,  
welcher sich allein auf Besitz und Vermögen gründet;  
wobei anzunehmen ist, daß derjenige den größten Credit  
haben müsse, der am meisten selbst besitz, und daß der  
Credit immer im Verhältnisse zu dem Besitz oder Ver-  
mögen stehe, und mit diesem seine Stufen, sein Wesen  
und Zunehmen haben müsse, deren Beachtung oder Schätzung  
dann die Grade der Creditfähigkeit ausmachen.

2) Die moralische Seite, d. i. der gute Wille,  
das Bestreben, seine Verbindlichkeiten genau, genau und  
richtig zu erfüllen. Gegen den unredlichen, dancantenden,  
reichen Mann, der jede Verpflichtung hinauszuschieben  
und durch Ränke zu verkürzen sucht, wird man sich eben  
so verhalten, wie gegen den physisch creditlosen.

3) Die intellectuelle Seite, wozu Kenntnisse,  
Ordnung und Fleiß in den Geschäften; Klugheit und  
Ersparnis zu zählen sind. Nemech davon Privat- und  
Kaufleute in ihren Geschäften zeigen, desto stärker wird  
der Glaube an den guten Fortgang ihrer Geschäfte sein.

Ein Recht sagt Steuwart (Grundzüge der Staats-  
wirtschaft): der Credit muß in seiner Reinheit durch Ver-  
ordnungen unterstützt und durch Strafen aufrecht erhal-  
ten werden. Wenn er aber einmal fest begründet ist, so  
zeigt er sich von so jarter Natur, daß die Hilfe der Gesetze  
ihm sehr oft schadet. Der Credit eines Handelstreibenden  
und überhaupt eines jeden Volks ist der Dämon um so allgemei-  
ner und fester, je weniger es der Anwendung und Hilfe,  
oder der Zerkleinerung der Gesetze bedarf, um jeden zur  
pünktlichen Erfüllung seiner Verbindlichkeiten anzuhalten.

In Hinsicht auf die Zinsen genießt der Credit eines  
Kaufmanns nicht leicht in einem State so niedrige Zinsen,  
als der hypothekarische, bloß deswegen, weil er ein per-  
sönlicher ist. Es sind der Erfahrungen von verschuldetem  
oder nicht verschuldetem Unglück eines Kaufmanns zu  
viele, als daß die Disponenten, wie man die reichen  
Geldverleiher oder Creditgeber nennt, nicht immer einige  
Ansihrlichkeit, auch bei dem besten, besorgen sollten.  
Dies steht besonders dem jungen Kaufmann sehr entgegen,  
welcher nicht leicht anders, als von einem Freunde  
oder Verwandten, Credit oder sonstigen Voranschuss zur Ver-  
treibung seiner Handlung bekommen wird. Nur die Ver-  
geltung, hohe Zinsen zu gewinnen, wird den Wucherer  
bewegen können, mit barem Voranschuss zu dienen. Die  
Hauptregel dieser Leute ist indeß, daß sie ihr Geld bald  
wiederhaben müssen und folglich kein Capital lange stehen  
lassen. Das aber ist dem Kaufmann sehr entgegen und  
setzt ihn in Verlegenheit, indem er mit dem zu hoch ver-  
zinsten Gelde nicht den Gewinn machen kann, auf wel-  
chen er rechnete, als er das Capital anlieh. Wie die  
treuen Wechsel hierbei gemisbraucht werden, ist bekannt.  
Bei diesen ist es gewöhnlich von Seiten des Wucherers  
auf ein Dreieckigen abgesehen, wozu er sich, nach vor-  
nützlichen unter den schändlichsten neuen Opfern, dann  
erbiten läßt, wenn er nach Ablauf der Zahlungsfrist noch  
seinen Grund hat, seine Meinung von der Zahlungsfrist  
seines Schuldners zu verändern. Das größte Verderben  
liegt überall darin, wenn jemand glaubt, der Wechsel

credit sey ungeschöpflich. Diese Meinung erzeugt nur zu leicht die verächtliche Wechselkreuzel. An den Warenhandel knüpft sich dagegen ein Credit, der dem seine Sache ordentlich treibenden Kaufmann außerst vortheilhaft ist. Er kam mit der creditierten Ware sich mehr Gewinn verschaffen und seine Umstände besser machen, als wenn ihm bares Geld dorgeschaffen wird. Es müssen freilich sehr gangbare Artikel seyn, welche diesen Werthell geben sollen; woran der Waren, deren Absatz auf bloßer Liebhaberei beruht, nie oder doch nur in seltenen Fällen zu denken ist. Die Zinsen des in einer Handlung angewandten Geldes sind eben in jede Rechnung, die man über ein Handelsgeschäft macht, es mag wirtlicher Geld, Wechsel, oder Warenhandel seyn.

Die Schulden sind also die Gläubiger, welche aus den verschiedenen und sehr mannichfaltigen Creditverhältnissen und Geschäften entstehen, zerfallen endlich in hypothekarische, Wechsels- und Buch- oder chirographarische Schulden und Gläubiger, und in Concursen und vielen andern Fällen hat die Priorität den Vorrang. (Vergl. Büch sämtliche Schriften über die Handlung; Leuchts System des Handels; Rau Lehrbuch der politischen Ökonomie, Heidelberg 1826 ff.; Simonde de Sismondi, de la richesse commerciale etc.)

(Suppl.)

CRELL, CRELLIUS, Johann, Christoph und Samuel, Vater, Sohn und Enkel, lebte bei den Socinianern, durch stilkische Eigenschaften und gelehrte Kenntnisse ausgezeichnete und hochachtungswürdige Männer. 1) Johann war den 26. Juli 1590 zu Helmetsheim, einem Dorfe in der Grafschaft Limburg in Franken, geboren, wo sein Vater, ebenfalls Johann, Prediger war. Mit trefflichen Talenten von Natur ausgestattet, machte er auf den Schulen zu Nürnberg, Etschberg und Markendorf in Sprachen, und seit 1605 auf der hohen Schule zu Altdorf in Theologie und Philosophie große Fortschritte. Einer seiner altdorfer Lehrer, der berühmte Arzt und Professor der Philosophie, Ernst Sener, der heimlich den Grundsätzen Socins anhing, machte auch ihn denselben geneigt. Als er daher Aufseher der Stipendiaten worden und bei Erlangung der Magisterwürde den Eid auf die augsburgische Confession ablegen sollte, weigerte er sich dessen, weil er sich nicht durch ein Glaubensbekenntnis binden wollte, das seiner Überzeugung entgegen war. Da seine wahren Erinnungen allmählig bekannt wurden, und er überdies Professoren zu machen trachtete, so sah er sich veranlaßt, 1612 Altdorf zu verlassen und zu den Socinianern nach Polen zu gehen. Er fand in Kasan, wo er seitdem verständig blieb, eine freundliche Aufnahme, und der Witwe von Bobolien, Jakob Siemienko, reichte ihm die Mittel, seine Studien fortzusetzen. Er predigte in teutscher, lateinischer und polnischer Sprache, erhielt ein Lehramt an der Schule zu Kasan, und 1616 das Rectorat derselben. Nachdem er dieses bis 1622 zweimal hatte, wurde er zum Kirchendienste bei der dortigen socinianischen Gemeinde befordert, die am 11. Juni 1633 seinen Tod betrauerte, denn er war nicht aus ein geistlicher, kühner Prediger, sondern ein Mann, der wegen seiner Sanftmuth, Bescheidenheit, Klugheit

und muthvollen Ertragung des Mißgeschicks allgemein verehrt wurde. Von seiner umfassenden, gründlichen, theologischen und erzenetischen Gelehrsamkeit, und von seinem philosophischen Scharfsinn zeugen seine Schriften, die sich auch durch eine klassische lateinische Diction auszeichnen. Er ist unter den Socinianern der einzige, welcher ein moralisches System schrieb, dessen weltlicher Charakter gleich anfangs dadurch richtig angedeutet wurde, daß man es fast allgemein für Verlogtheit erklärte: *Ethica Aristotelica, ad scripturam literarum normam emendata, nec non ethica Christiana, seu explicatio virtutum et vitiorum, quarum in sacris literis sit mentio. Salenoburgi, ohne Jahr, wahrscheinlich Amsterb. 1656, 4.; Cosmopoli (Amst.) 1681, 4. 1).* Ein theologisches System hat Crell nicht geschrieben, aber verschiedene dogmatische Schriften, unter denen die wichtigste ist: *De uno vero Deo lib. II., in quibus multa etiam de filii Dei et spir. s. natura dissertuntur.* Racoov. 1631, 8. Lugd. Bat. 1639, 4. *cum refutatione Piasterfeldii;* zu erst gedruckt von Joh. Böffels (Volkelius) von Crell editierter Schrift: *De Deo et eius attributis.* Racoov. 1630, 4. Deutsch von Balthegonius unter dem Titel: Wort dem einen Gott dem Vater. 1644, 4.; auch ins Engl. u. Holländ. übersezt. Die *Ethica* Crells war, die Lehre von der Einheit Gottes, im Gegensatz der Lehre von der Dreieinigkeit, ausführlich zu betheilen. Die Vertheidigung der Besehung Christi, welche Grotius wider den Socin betrogen (*Defensio Jacobi cathol. de satisfactione Christi* 1617) bestritt er in seiner *Responsio ad Iohann. H. Grotii de satisfactione Christi.* Racoov. 1624, 4. mit so viel Mäßigung, daß Grotius wiederholt dem Verfasser brieflich seine Abtugung zu erkennen gab. 2). Ausser den bisher angezeigten Schriften hat man von ihm: *Declaratio sententiae de causis mortis Christi.* 1637, 8. *Indicatio pro religionis libertate.* 1637; *Eleutheropolis* 1650, 8. unter dem Namen Junius Brutus Volanus; franz. unter dem Titel: *De la tolerance dans la religion.* Londr. (Amst.) 1769, 42. mit einer Abhandlung des Baron Holbach zur Intolerance, herausgegeben von Raigern. *De spiritu sancto, qui fidelibus datur.* 1650, 8. *Catechesis ecclesiarum polonicarum reformatarum et redacta primum per Fouatium Socinum et alios, nunc a J. Crellio, Jona Schlittingio, M. Huaro et A. Wossowio recognita.* Irenopolis, post. 1659; 1684, 8. oft, auch mit der *Ethica* 1681. Eine teutsche Übersetzung des neuen Testaments, gemeinschaftlich mit Joach. Siegmann, Raf. 1630, 8. und Commensur über den Mattheus, die Briefe an die Galater, Hebräer, Hebräer 10, die von eigener Forschung zeugen: *Opera exegetica.* Irenopol. 1656. fol. Alle seine Werke

1) Von den verschiedenen Ausgaben dieses Buches s. Souda biblioth. Antiquaria. 116. Catalogue Harp. von einer Coll. 2001, 3. Bd. 212. *Christiane Schell. de scriptis. Antiqu. 828.* Crell, Crell, der theol. Bibliothek. 1. Bd. 521. 2) Zellerus hinc crypto-socinianum, Altorfense quondam sac. infest., arcan. Lips. 1728, 4. p. 360. Sandius Lib. 98. Baumgarten a. a. O. v. 38. 172. Crell, Harp. von north. Biblioth. 1. Bd. 449. Boeck hat Anstuitur. T. I. P. II. 192. Christoph Kirchner 1819. fol. 2. Bd. 3. 3) Crellus a. a. O. 210.

stehen auch im 3. und 4. The. der *Biblioth. fratrum Poloniarum, quos Unitarios vocant*. Amst. post annum 1656. Vol. VI. fol. 4.). — Sein Sohn

2) Christoph, Prediger bei den Socinianern in Polen, verließ dieses Reich 1657, weil der König Karl Gustav von Schweden in denselben den Christen spielte und die Einwohner hart bedrängte. Er begab sich zuerst nach Kreuzburg im Fürstenthum Silesien in Schlesien, und als er von da vertrieben wurde, wandte er sich nach Preussien, wo der erste socinianische Prediger zu Andraswalde, und starb auf einer Reise nach Polen, 2 Meilen von Krausau, im December 1680. Er schrieb eine Dissertation *de virtute christiana et gentili*, die bei der Ethik seines Vaters abgedruckt ist. Handschriftlich hinterließ er Briefe über den Zustand der Unitarier in England, über ein Colloquium zwischen den Socinianern und Katholiken etc. Einer seiner Söhne, ebenfalls Christoph, ebenfalls christlich-Hebraeisch, lebte und starb als praktischer Arzt in London 4.). — Sein Bruder, Christophs Sohn, war:

3) Samuel, geb. zu Kreuzburg in Schlesien 1657, besuchte die Schulen in Nassenburg und Lüd in Venedig, und das arminianische Gymnasium zu Amsterdam, wo Philipp von Limboech und Joh. Le Wier sich um seine wissenschaftliche Ausbildung verdient machten. Nachdem er 10 Monate zu Leiden den arminianischen Unterricht genossen hatte, begab er sich zu seinem Bruder nach London, besuchte Cambridge und Oxford, und hielt sich mehrere Jahre an verschiedenen Orten in Holland und Deutschland, unter andern in Berlin, auf. Seitdem die Sociniane 1660 aus Polen vertrieben worden waren, hatte der Kurfürst von Brandenburg die Flüchtlinge in seine Staaten aufgenommen und ihnen bei Frankfurt an der Oder, in dem Det Neuenhof und dem Städtchen Königswalde, einen sichern Aufenthalt gegeben. Bei der kleinen Gemeinde daselbst, die nur aus 72 Personen bestand, verfasste Crell mehrere Jahre das Amt eines Lehrers und Predigers, allein da sie zu arm war, um ihm seinen nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen, so mußte er sich von ihr trennen. Er hielt sich seit der Zeit öfters in England, dann wieder in Deutschland, am längsten aber in Holland auf, und lebte von dem geringen Ertrag seiner literarischen Arbeiten und der Unterstützung seiner Freunde, zwar in beschränkten Umständen, aber nicht in Dürftigkeit. Einige Jahre vor seinem Tode kam er mit dem Grafen von Zinzendorf und den Herrnhutern in Verbindung, und sie rühmten sich, ihn in Ausübung der Lehre von der Genugthuung auf andere Gedanken gebracht zu haben; ja er soll sogar nicht abgeneigt gewesen seyn, nach Herrnhut zu ziehen. Davon abgehalten, habe er den Brüdern vor seinem Ende sie alle ihre bewiesene Treue herzlich danken lassen, und sey, nach um

außerordentlichem Fleßen zu dem theuern Gotteslamme, mit den Worten und der Welt gegangen: Da kam ein armer Sünder her, der sein furs Büßel feig war 4.). Andere, glaubwürdigere Nachrichten beweisen diese Behauptungen 5.); gewiß ist es, daß Crell den 12. Mai 1747 zu Amsterdam starb. Unter den Socinianern seiner Zeit war er der angesehenste und gelehrteste, und viele berühmte Männer standen mit ihm in freundschaftlichem Verkehr: Lede, Euboeus, Schaeffer, Newton und Garbe in England, Baele in Holland und so Erpe in Berlin, ohne deswegen seinen Meinungen in huldigen. Da er ihm bei viel Gelehrsamkeit, Lebhaftigkeit des Geistes und Emsandungskraft an einer praeurtheilen, scharfen Beurtheilung fehlte, so geriet er auf sonderbare Hypothesen, und fand in willkürlichen und geistlichen Deutungen der Schrift und der Kirchenväter Beweise für seine Meinungen. Im Wesentlichen war sein System socinianisch, da er ihm aber mehrere eigenthümliche Bestimmungen gab, so wollte er kein Socinianer heißen, sondern nannte sich auf mehrer seiner Schriften Arminianus, nach einem Verehrer des Gottlieb Ehrl. im 2. Jahrhundert 6.). Mit Verwerfung der eigenthümlichen Lehren des Paulus Eusebius, eines platonischen Sokrates, und der arianischen, besonders aber der die Anbetung des Sohnes bestrittenen, beharrte er bei der Lehre von einem Gott dem Vater, als auch bei der von Christi Erhabenheit über alle Propheten und seiner Theilnahme an Gottes Herrschaft, so weit es möglich sey, und der Vergebungsklehre, wie sie von den Arminianern gelehrt wurde. Nur die Worte Satisfaction und Verdienst waren ihm theils als unnützlich, so wie alle kirchliche Kunstwörter, theils aus demwegen anstößig, weil er meinte, daß sie der Güte und Weisheit Gottes, welche seinen Tod veranlaßt habe, nachtheilig wären. Der Tod Jesu sey nur die Bedingung gewesen, unter welcher die Menschen von dem ewigen Tode befreit werden sollten, nicht aber der Beweggrund, die Menschen von demselben zu befreien. Das meiste Ansehen unter seinen Schülern machten die beiden folgenden: *Cogitationum novarum de primo et secundo Adamo, sive de ratione salutis per illum amissae per hunc recuperatae compendium*. Amst. 1700. 8. und: *Animum evangelii s. Joannis apostoli ex antiquitate ecclesiastica restitutum indicemque nova ratione illustratum*, per L. M. Arminianum. s. l. 1726. 8. Widerlegungen erzielten von Pfaff, Weissmann, Bengel, Mosheim, Ruddeus, Varatier u. A. Außer diesen beiden Christen hat man von ihm: *Duae considerationes vocum, terminorum et phrasium, quae in doctrina Trinitatis a theologia usurpantur*. Amst. 1684. 8. *Fides primorum Christianorum ex Barnaba, Hermo et Clemente romano demonstrata, defensionis fidei Nicenae G. Bulli opposita*. Lond. 1697. 8. (unter dem Namen Lucas Mel-

4) Joach. Pastorius (ab Hertenburg) viza J. Crellii per dessen Opp. in verbiß. fr. Pol. T. III. am 1. der Edition Arioz. T. 3. Hayari diss. de J. Crellio. Boek 4. e. T. I. P. 1. 118—159. König bibl. ver. etc. nov. yoo. Baillet Jugem. T. VI. 117. Crelli animadv. philol. P. V. 267. Fobani hist. bibl. P. II. 74. P. VI. 379. Clement bibl. cur. T. VII. 324. Rich. Simon hist. crit. du N. T. 2. 681. Mich. Beugnot Hist. 4. 2. 3. 321. 3) Boek 4. e. T. I. P. 1. 158. Eobartus Presbiterialis des evang. Gelehrten 2. Th. 469.

5) Hieronymus Tacitus (Nichter) Gedanken über die vielen, die herrnhutischen Brüdern betreffenden Schriften. 1749. 8. Grati Zinzendorfs Leben und Spangengas Leben des Grafen Sinsens 1749. 8. 7) Boek hist. Arminianorum. T. I. P. 1. 168. 8) Kapp Hist. der Arminianen Kirchenhist. 5. Th. 424.

6) Kapp diss. de hist. Arminianis et Arminianorum. Lips. 1737. 4.





fangenschaft gerathen, von den Engländern als wortschweiger Ausreißer behandelt und niedergehauen. Mit ihm erlosch das neuere Haus Hells, denn sein Neffe, Johann III., war bereits 1415 vor Souabe angekommen.

Valdun IV., ältester Sohn Johann I., succedirte dem Vater in Crequy und den übrigen Stammältern. Sein Sohn, Johann II. von Crequy, der in dem Treffen bei St. Omer 1340 mit 6 Rittersn und 32 Edelknechten seines Gefolges gescheitert war, erheiratete mit Johanna von Beaumont die Herrschaft Canaples, unweit Doullens, und blieb 1348 in dem vergeblichen Unternehmern auf Calais. Johann II. Arenfel, Johann V., Herr von Crequy, Grafen, Canaples und Molens, war Philipp des Guten Rath und erster Kämmerer, kreierte ihn auch in seinen Kreigen erprobte Dienste, daher er gleich bei der Errichtung des Ordens des goldenen Vlies unter die Zahl der Ritter aufgenommen wurde. Im J. 1457 erkaufte er die Herrschaft Montdes Remp, gewöhnlich Montdemp genannt, unweit Abbeville; im J. 1461 überbrachte er in großer Pracht dem Könige von Neapel seinen Orden des goldenen Vlieses; im J. 1464 ging er als Gesandter an den Hof Ludwig XI. Er starb im J. 1474, von seiner zweiten Gemahlin, Louise von la Tour d'Auvergne, neun Kinder hinterlassend. Der dritte Sohn, Franz, auf Doulier, Guicrien und Guenais, Etats holder und Erbschatz der Landchaft Boulonnais, stiftete 1480 in Doulier an der Abbatie ein kleines Collegiat stift und lebte in kinderloser Ehe mit Margaretha Blons del. Der älteste Sohn, Johann VI., war in erster Ehe mit Francisca von Rubempe, Franz auf Bernicelles, del Herbin und Vlequin, unweit St. Omer (Jerm. 1478), in anderer Ehe mit Maria von Amboise auf Niccy bei Sac-sur-Seine (J. 1519), verheirathet. Der einzige Sohn dieser zweiten Ehe, Georg von Crequy, besaß Niccy und Vagnerey, war mit Johanna von Humieres verheirathet und durch sie der Stammvater der Nebenlinie in Niccy, die jedoch mit seinem Urenkel, Urban von Crequy, der nach dem J. 1617 im Zweikampfe blieb, erloschen ist. Von Johann VI. Anders erste Ehe sind nur Johann VII., Anton und Philipp zu benennen. Philipp, mit dem Zunamen der Heide, wurde mit den Baronen Bernicelles, Vlequin und Wiquemb abgefunden, versündigt als Gouverneur, Hauptmann und Mann von Ehre in dem J. 1557 diese wichtige Grenzfestung mit Rath und Blut und starb 1566. Von dem jüngsten seiner Enkel, von Claudius, stamt die Seitenlinie in Hemon, oder der Marquis von Crequy und Hemon, die noch am die Mitte des vorigen Jahrhunderts blühte, ab, während die ältere Linie in Bernicelles, von einem andern Enkel Philipps des Heiden, von Claudius II. abstammend, bereits im J. 1703 mit Alexander, Grafen von Crequy, Bernicelles und Clercy auf Combon und Champverdatelles, erloschen war. Anton, Johann VI. mittlerer Sohn, auf Vontdorm, erwarb sich durch seine Unerbittlichkeit in 100 Gefechten den Beinamen der Rühme. In dem Treffen bei Dicoira führte er die Besatzung und erbrachte das geschlagene Heer vor gänzlicher Vernichtung, indem er mit wenigen Ueberlebenden ein kleines feindliches Corps, dem Preester Colonna die Verfolgung

aufgetragen hatte, in seine Verschanzungen zurückwarf. Nach dem Verluste der Schlacht war Cremona zunächst bedroht, zumal da Besatzung und Commandant gleich unzureichend; ohne zu überlegen, trat Vontdorm mit seiner Compagnie und einigen Freiwilligen den Marsch dahin mitten durch die feindlichen Quaderen an, und es gelang ihm, die Stadt zu erreichen, den Rath ihrer Vertheidiger neuerdings zu beleben und sie bis zur Ankunft des eigentlichen Commandanten, des Marschalls von Fez, zu erhalten. In dem folgenden Jahre, 1523, stand er an der niederländischen Grenze, wo er, besonders während der Belagerung von Hesdin, die Belagerer, die Engländer, durch unaussprechliche Ueberfälle benurruigte. Ihn dafür zu rühmen, wollten sie seinen Bruders Einarthum, das benachbarte Schloss Bernicelles, einsehens Vontdorm wurde noch zu rechter Zeit davon benurruigt, machte sich sogleich mit seiner Compagnie auf den Weg, diese häusliche Angelegenheit, wie er es nannte, abzumachen, erreichte den zwei Mal stärkern Feind und vernichtete das ganze Detachement. Als im Spätsommer des nämlichen Jahres Englands gefasste Streitmacht auf dem Kriegsaufzuge erschien und alles vor sich her trieb, warf sich Vontdorm mit 150 Lanzk und 1000 Fußknechten in das schlecht verwahrte Drosselrumpfen, in der Meinung, der Feinde Marsch durch Erschöpfung der dässigen Gräbe aufzuhalten. Er wurde aber so lebhaft verfolgt, daß die Gräbe unverseht bleiben mußte, und sein Heer voll war muringt und verloren, hätte er nicht mit wenigsten Lanzk gegen die Angriffe der Engländer die Aushalt zu einem Damm beschaupt, bis mittelst desselben auch der letzte Mann in Corbie geborgen war. Unaufhaltsam drangen jetzt die Feinde auf der pariser Straße vor, die nur mehr durch das einzige Rouillidier vertheidigt war, und in eben diesem Montdidier lag nur eine geringe Besatzung ohne Aufseher. Vontdorm mußte auch hier zu helfen. In der nächsten Nacht brach er mit einer kleinen Schar, aus Reuterei und Fußvolk zusammengesetzt, von Corbie auf, und erreichte Montdidier, ohne von dem Feinde bemerkt zu werden. Nachdem er eine hundertfache Besatzung unter einem geschulten Führer zurückgelassen, trat er mit nur 160 Lanzk den Rückweg an. Er war nicht weit gekommen, als sich ihm eine Abtheilung von 600 Reutern entgegenstellte; er brach in ihr ein und forcierte sie auf einander. Dicht hinter den Fühlungen zeigte sich aber ein zweites Corps von 2000 Reutern, welches zu erwarten Abtheil geteilt schon war. Vontdorm setzte sich also zurück, stellte sich aber an die Spitze des Nachtrabes, mit dem er vielfache Angriffe abthat und glücklich entkam, endlich sein Pferd getödet und er selbst nur durch die geschwächte Aufseherung seines Bruders Bernicelles und seines Neffen Canaples, die beide in Gefangenschaft gerathen, gerettet wurde (1525). Er blieb, nachdem er noch ein wenig die niederländischen Grenzen heunruhigt und besonders 1525 den wichtigen Posten von Rouille bei St. Omer eingenommen, und ein starkes, aus den Besatzungen von Aire, Bethune und Hues zusammengefügtes Heercorps, auf das Haupt geschlagen, gelegentlich eines Aufzuges der Kaiserlichen auf das Schloss von Hesdin. Sie mußten sich dazu eben ihrer Besatzung

nen bedienen, wurden aber von ihm verrathen: Pontormo, von allem genau unterrichtet, fand nichts derartiges, als die Feinde, wenn sie das äußerste Uebel, welches ihnen überliefert werden sollte, zurückgelegt haben würden, in die Düst zu sprengen, und so zu dem Ende die nöthigen Anstalten. Alles ging nach Wunsch, die Kaiserlichen wurden eingelassen, ein Bollgatter schloß sich hinter ihnen, aber dem Constabler, der das Gezeu weel anbinden sollte, rathete ein Schwärmer, um an dem Feuer, an welchem Pontormo seinen Standpunkt genommen hatte, zu plagen. Er hatte eben gesprochen oder Aebem genommen, das Feuer drang ihm in den Mund und verbrannte seine Eingeweide auf das Entsetzliche, daß er am dritten Tage Sterben mußte (1525). Er hinterließ aus seiner Ehe mit Johanna von Savoyen eine Tochter, Anna, die sich späterhin mit dem als Krieger, Staatsmann und Schriftsteller gleich berühmten Wilhelm du Bellay verheirathete. — Anton's ältester Bruder, Johann VII., der Reiche, Herr von Crequy, Breffin, Cambray und Douvres, war Gouverneur von Montreuil und Hauptmann über 50 Längen, und verheirathete mit Jessina von Gisors die Herrschaft Moreuil bei Montdidier, das Fürstenthum Poix, wozu 12 Kirchspiele und 7 Lehen gehörten, zwischen Amiens und Comte, die Herrschaften Moreuil, Dampmart, Bernardsville, Longuepre, Verreuil, Perneuil, Beauval u. s. w. Von seinen sechs Söhnen ward der zweite, Franz, Abt von Selincourt, zum Bischof von Theroanne erwählt, er regierte aber kaum ein Jahr und starb 1552. Der dritte, Ludwig, Wasserferriter, Comthur von Haute-Moëne und später von Cobrius, Herr von Pierrepont und Plaqueville, theilte mit seinen Brüdern am 18. Mai 1545, überlebte sie sämmtlich, wie auch seine Kassen und kam noch 1579 vor. Der vierte Sohn, Anton, Abt von Valoire, folgte seinem Bruder als Bischof von Theroanne, hatte aber kaum Zeit, seine Pflichten zu empfangen, denn Theroanne wurde 1563 von Karls V. Truppen eingenommen und zerstört. Der fünfte Sohn, Karl, mußte der Mutter Namen und Wapen annehmen, wogegen sie ihm die Herrschaften Moreuil und Beauval zugewandte. Er lebte auch im J. 1545 seine Ruhme, Anna von Crequy, Frau auf Cagny und Longuepre, der tapfern Pontormo's Tochter, und war Hauptmann über 50 Längen, hinterließ aber keine Kinder aus seiner Ehe mit Magdalena Picard, so wenig als der sechste und jüngste Sohn, Franz von Crequy, Obrist in der Legion von Picardie, der mit Johanna von Clero verheirathet gewesen und die Herrschaften Douvres, Breffin und Wolens besessen hatte. Johann's VII. ältester Sohn, Johann VIII., der bei des Vaters Lebzeiten nur den Titel eines Barons von Cambray geführt und denselben durch mehrere tapfere Thaten, an seines Oheims Pontormo's Seite vollführt, berühmt gemacht hatte, erhielt 1527 das Commando über die 100 Edelknechte des königlichen Hauses, führte auch bei verschiedenen Gelegenheiten die französischen und schottischen Garden. Außer Crequy, Breffin, Cambray, Poix, Pontormo, deßhalb er durch königliche Schenkung, doch nur für seine Lebzeit, die Grafschaft Montreuil und Neuville. Er starb, ziemlich jung, im J. 1555; seine Gemahlin, Maria von Aigne, die

Erbin von Goldfoss in Bretagne, im J. 1558. Sein ältester Sohn, Johann IX., Herr von Crequy, Prinz von Poix, Herr von Cambray und Moreuil, diente, nur 17 Jahre alt, namentlich als Connet von des Herzogs von Guise Compagnie in der Belagerung von Metz, erhielt bald darauf eine eigene Compagnie von 50 Längen, wurde in dem Gefechte bei Doullens 1553 von den Kaiserlichen gefangen und in der Schlacht bei St. Quentin getödtet. Er hatte sich eben mit Henriette von Savoyen, des Grafen Honorat von Tende Tochter, die zuletzt den Herzog von Nemours heirathete, verlobt. Sein Bruder, Anton, Bischof von Nantes und Abt von St. Julien zu Tours, wurde 1561, durch Tausch mit dem Cardinal von Pellevé, Bischof von Amiens, und am 11. März 1565 Cardinal unter dem Titel von St. Euphron. Er war auch Kanzler des St. Michaelordens, Abt von Baloire und Selincourt, beehrte seine Brüder, denn auch der jüngste, Ludwig, Herr von Pontormo, wurde in der Schlacht bei St. Quentin getödtet und starb den 5. Juni 1574, nachdem er alle die größten Güter seines Hauses dem Sohne seiner Schwester Maria (verm. 1543 mit Gilbert von Blandefort, gest. 24. Decbr. 1610), dem Anton von Blandefort zugewendet und ihn zugleich, mit des Königs Bewilligung, in den Namen und Wapen derer von Crequy substituirt hatte.

Die von Blandefort entlehnten ihren Namen von dem Schlosse Blandefort, unweit Agerche in Limosin. Raymond von Blandefort lebte 1154 und 1200. Guido von Blandefort, Johannitterritter und Comthur zu Moretars, kam 1496 als Großprior von Auvergne vor, übte unter seinem Oheim, dem Großmeister Rudolph, beinahe unbeschränkten Einfluß auf den ganzen Orden, daher auch der unglückliche Flüchtling, der türkische Prinz Jem, lange unter seiner Aufsicht stand, wurde nach des von Ambrose Tode zum Großmeister erwählt, starb aber den 24. Novbr. 1513, indem er auf der Reise nach Rhodod begriffen. Gilbert von Blandefort, der Macla von Crequy Gemahl, besaß St. Janvoin, St. Sever, Laroque und Morebeau, wozu sein einziger Sohn, Anton von Crequy, noch alle die reichen Güter seines mütterlichen Oheims fügte. Anton vermählte sich durch Vertrag vom 19. Novbr. 1572 mit Christiana von Aguerre, die nach seinem Tode mit Franz Ludwig von Agoult, Grafen von Saulx, eine zweite Ehe einging, auch diesen überlebte und als reiche Witwe, denn der von Agoult hatte ihr sein ganzes Vermögen zugewendet, Jahre lang durch ihre Käufe die Progenie brunnbrachte. Als sie aber ihren Hebrer wieder zu machen und die Picardie, die sie in das Land eingeführt, wieder auszuweisen wollte, ließ der Herzog von Savoyen sie, samt ihrem Sohne, Karl von Crequy, verhaften. Dieser entkam jedoch als Page, und sie als Schwärze verkleidet, und sie beschloß ihr unruhiges Leben im J. 1611, nachdem sie durch Testament vom 18. April 1609 ihre Güter, und besonders die ansehnliche wichtige Grafschaft Saulx, zum Nachtheile ihrer Tochter, Johanna von Agoult, ihrem Sohne erster Ehe, dem von Crequy, gegeben. Karl I., Herr von Crequy und Cambray, Prinz von Poix, Herzog von Leblagueret 1), Graf

1) Durch Erbschaft von seinem Schwagererster und durch eine

von Saulx, Vicomte von Doullens, Baron von la Tour, Daiguen, Châteauregard, Carrou, Bonnault; diente zuerst bei der Belagerung von Raon im J. 1594, in den folgenden Jahren aber, nachdem er sich den 24. März 1595 mit des berühmten Lezbiguieres einziger Tochter zu einer Ehe, mit Magdalena von Doune, verheiratet, mehr theils in Dauphin- und Savoyen, wo er sich durch manche tüchtige That auszeichnete; doch 1598, als er zum Entsatz von Viguerie herbeieilte, von den Savoyarden geschlagen und gefangen wurde. Der Frieden von Vervins löste seine Bande, er mußte sich aber, als er kaum in Freiheit gesetzt worden, mit Philippin von Savoyen, einem natürlichen Bruder des Herzogs, den er durch einige lose Lieben beleidigt hatte, schlagen. Philippin wurde besetzt und genöthigt, um Gnade zu bitten, erschien aber bald, weil der Herzog ihm, bis dahin er diese letzte Schmach getilgt haben würde, den Hof verdient lieh, auch die Frauen seiner spotteten, neuerdings auf dem Kampfplatze, schlug sich wie ein Wadener, erlag aber den Streichen seines Gegners, der einer der geübtesten Krieger (1599). In dem neuen Kriege mit Savoyen, 1600, nahm Crequy die wichtige Stadt Montmélan, in der er, nach dem Falle der Citadelle, als Gouverneur angestellt wurde; 1601 begleitete er den Marfchal von Villeroy in seiner Gesandtschaftsreise nach England, und 1604 erkaufte er von Erillon um 30,000 Thaler die Stelle eines Mestre de Camp in dem Garderegiment; der König wollte ihn nämlich dem Driften dieses Regiments, dem herrlichen Epervan, entgegenstellen. Im Decbr. 1609 verheiratete er seine älteste Tochter, Francisca von Crequy, mit dem Marquis von Ragny, Maximilian II. von Bethune, und löste die enge Verbindung mit dem großen Gully, welche durch diese übrigens nicht glückliche Ehe herbeigeführt wurde, nicht anders, als höchst vorthellslos für ihn sein. Es scheint jedoch, daß Crequy sich in dieser ganzen Periode mehr mit Vergnügungen, besonders mit dem Würfelspiele, welches ihn unermessliche Summen kostete, befaßte, als mit Geschäften. Unter der folgenden Regierung tritt er mit Auszeichnung in dem Gesichte bei der Brücke von Cé, 1620, gleichwie in den Kriegen mit den Reformirten, wofür er am 27. Decbr. 1621 den Marschallstab empfing. Im J. 1625 diente er in Piemont gegen die Spanier; Ast und Verua wurden durch seine treffliche Vertheidigung gerettet, und der Herzog von Feria erlitt auf dem Rückzuge von Berna eine nicht unbedeutende Niederlage. Im J. 1630 befehligte er unter des Cardinals von Richelieu oberster Leitung die Armee, die Pignerol wegzunehmen mußte, worauf er mit einem fliegenden Corps ganz Maurienne zur Unterwerfung leitete. Im J. 1632 ernannte der König ihn zu seinem ersten Kammerherrn, 1633 aber zu seinem außersordentlichen Gesandten an dem römischen Hofe, um dem Papste Urban VIII. die Dedication zu leisten. Er zeigte sich bei dieser Gelegenheit, gleichwie in einer im folgenden Jahre in Venedig verrichteten Gesandtschaft, in der größten

Pracht. Im J. 1635 befehligte er die Armee, die dem Herzoge von Savoyen zu Hilfe geschickt worden; er gerieth aber bald in Uneinigkeit mit dem Herzoge, dem er als dem Generalissimus der combinirten Armee geborchen sollte, und die anfangs errungenen Vorthelle wurden nur zu sehr durch das Mißgeschick vor Balerna, mit dessen vergeblicher Belagerung man 50 Tage verloren hatte, ausgenutzt. Dagegen führte Crequy am 23. Juni 1636 bei Tornavente über ein Corps Spanier, welches den Übergang über den Ticino streitig machen wollte, und bei Montalban am 4. Septbr. 1637, gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Savoyen, über die gesamte Kriegsmacht des mailändischen Staats. Eine Kanonenkugel machte seinem Leben ein Ende, als er am 17. März 1638 das von den Spaniern belagerte Crema verlassen wollte und im Voraus ihre Werke in Augenschein nahm; sein Leichnam ruhet in der Schloßkapelle zu Lezbiguieres<sup>2)</sup>. Von seiner ersten Gemahlin (die andere, Francisca von Doune, eben falls eine Tochter des Comte de Lezbiguieres, aus seiner zweiten Ehe, mit Maria von Vignon, blieb kinderlos) hinterließ er, außer der Tochter Francisca, noch eine andere Tochter, Magdalena von Crequy, die sich, laut Heirathsbriefes vom 11. Juli 1617, mit dem Herzoge Nicolaus von Neufville-Villeroy (weshalb auch, ein Jahrhundert später, die Villeroy die meisten Güter des Hauses Crequy erbten) verheiratete, dann zwei Söhne, von denen der jüngere, Karl, die Linie in Compiègne pflanzte, von der unten. Der ältere, Franz von Doune, Crequy, Aougult, Bec, Montlaur und Montauban, Herzog von Lezbiguieres, Graf von Saulx, Marquis von Ragny, des heil. Geistordens Ritter und Gouverneur von Dauphiné, mußte zufolge großväterlichen Testaments derer von Doune Namen und Wapen annehmen und starb, 77 Jahre alt, den 1. Januar 1677, von seiner zweiten Gemahlin (die erste, Catharina von Doune, die jüngere Tochter des Comte de Lezbiguieres und der Maria Vignon, vermählt durch Heirathsbrief vom 10. Februar 1619, starb kinderlos im J. 1621), Anna von la Magdelaine, Marquise von Ragny bei Valon in Burgund, zwei Söhne hinterlassend. Der jüngere, Karl Nicolaus von Crequy, Marquis von Ragny, Driffler bei der Cavalerie und königlicher Generalleutnant in Dauphiné, starb unvermählt in der Armee Turcane den 28. Novbr. 1674; der ältere, Franz Emanuel von Doune, Herzog von Lezbiguieres, Gouverneur von Dauphiné, den 3. Mai 1681. Er hatte sich am 12. Mai 1675 mit Paula Margaretha Francisca von Gondy, Herzogin von Nèch, Gräfin von Joigny, Marquise von la Bernarde, Frau aus Montargis und la Hardouinaie († 21. Januar 1716) verheiratet und hinterließ einen Sohn, Johann Franz Paul von Doune, Herzog von Lezbiguieres, Grafen von Saulx, abh. 3. Decbr. 1678, der als Brigadier und Driffler des Regiments von Saulx bei der Armee von Italien diente, und zu Modena am 6. Decbr. 1703 verstarb, ohne Kinder aus seiner Ehe mit Louise de Bourbonne von Duxfort, verm. 17. Januar 1696, zu hinterlas-

gang besondere Gnade des Königs, indem ihm gleich bei Ernennung des Herzogthums Lezbiguieres, im Mai 1611, die Nachfolge in denselben zugesichert wurde.

2) Vergl. Chorier *histoire de la vie de Charles de Crequy de Blanchefort*. Grenoble 1695. 2 vol. 12

sen. Er hatte seiner Mutter alles dasjenige, worüber er verfügen konnte, vermacht; sie selbst wurde von den Neussville's Willkür überliefert.

Karl I., des Herzogs von Leobiguieres jüngerer Sohn, auch Karl genannt, besaß die Stammgüter des Hauses Crequy, Crequy selbst, Canaples und Voix, war Meistre de camp bei der Garde française und starb den 15. Mai 1630 an den Folgen einer Wunde, die er in der Belagerung von Cambray empfangen. Seine Gattin, Anna v. Beauvoir de Roure, hatte ihm fünf Kinder geboren, von denen doch nur Karl, Alfons und Franz, letzterer als der Hüther der Marquis von Crequy, zu merken. Der erstgeborene, Karl III., Herzog von Crequy, Prinz von Voix, Ritter der königlichen Orden, erster Kammerherr, ließ im Juni 1652 das Fürstenthum Voix, unter dem Namen Crequy, zu einem Herzogthum und Pairie erheben, wurde im J. 1675 Gouverneur der Stadt Paris, war auch im J. 1662 außerordentlicher Gesandter an dem päpstlichen Hofe, und eine Beladigung, die er am 20. Aug. n. J. von der cersianischen Leibwache des Papstes empfangen, gab Ludwig XIV. Gelegenheit, auch in dem seinen ganzen Lebenslauf an Tag zu legen. Karl III., zuletzt nur mit den Freuden der Tafel und dem unfruchtlichen Spiele beschäftigt, starb den 13. Februar 1687, von seiner Gemahlin, Anna Armande de St. Germain de Lanfay, eine Tochter, Margaretha von Crequy, hinterlassend. Margaretha war Walodisame der Königin, vermählte sich den 3. April 1675 mit Karl Belgicus von la Tremouille, Herzog von Thouars, und starb den 12. August 1707. Crequy und Voix kamen mit der Hand ihrer Tochter, Maria Armande Victoria von la Tremouille, an den Herzog Emanuel Theobaldus von Douillon. Alfons, des Herzogs von Crequy Bruder, besaß ursprünglich nicht nur die Grafschaft Canaples, wurde aber durch seines Vaters, des Herzogs Johann Franz Paul von Leobiguieres, Tod Herzog von Leobiguieres, worauf er als Pair von Frankreich am 11. Februar 1704 seinen Sitz im Parlamente nahm, verheiratete sich am 12. Sept. 1702 mit Gabrielle Victoria von Rochefort und starb, 85 Jahre alt, ohne Kinder, als der letzte Crequy; Blancher fort, den 6. August 1711. Franz, Karl II. jüngerer Sohn, hieß anfangs nur der Marquis von Crequy, später aber Marquis von Marins (bei Pontouff), widmete sich den Waffen und diente zuerst bei der Belagerung von Arras, 1640. Er wurde Generalleutnant im J. 1655, und General der Galeeren von Frankreich im J. 1661; verlebte einige Zeit im Exil, wurde aber 1667 zurückgerufen, um an der Spitze eines Armeecorps die Belagerung von Lille zu leiten. Am 31. August n. Jahres schlug er an dem Canal von Brügge den General von Marsin und dem Prinzen von Vigne, die den Entsatz versuchen wollten. Marsin's von Frankreich seit dem 8. Juli 1668, wurde er im J. 1670 beordert, an der Spitze von 18,000 Mann Lothringen wegzunehmen. Mirecourt und Pont-a-mousson ließ er sogleich ihrer Festungswerke berauben; Cynal ergab sich nach sechsstündiger, Ehre nach achtstündiger Belagerung, Longwy ohne allen Widerstand; die Eroberung des Landes war hiemit vollendet. Im J. 1672 sollte Crequy unter Turenne als Generalleutnant dienen;

er weigerte sich dessen, wurde exilirt, bald wieder zurückgerufen und in den J. 1678 und 1674 in Holland und in den Niederlanden beschäftigt. Im Mai 1675 nahm er Dinant und verschiedene Schlösser in dem Luxemburgischen, als er aber im August das von den Wirren belagerte Trier entsetzen wollte, und der mit dem Commandanten verabschiedete Ausfall, weil dieser im Momente des Ausmarsches Hals gebrochen hatte, unterblieb, erlitt er bei Conz, an der Mündung der Saar, eine vollständige Niederlage (11. August 1675), die in Frankreich um so schmerzlicher empfunden wurde, weil sie fast dem Ueberfalle bei Duttlingen, 1643, das erste Ereigniß dieser Art. Auch versuchte Crequy, der Spott und Tadel \*) mehr fürchtete, als den Tod, alles Mögliche, seinen Fehler wieder gut zu machen. Er war nach Saarbrücken entkommen, kehrte aber sogleich zurück, tauschte durch eine Verkleidung der Belagerer Aufmerksamkeit und erreichte Trier mit dem Entschlusse, sich unter den Ruinen der Stadt begraben zu lassen. Deinahe vier Wochen hatte er sie vertheidigt, da empfing die Befehlsung, die seine Verweisung nicht theilte, und sich durch seine Hartnäckigkeit bedroht sah; sie capitulirte ohne sein Zutun und übergab am 3. Septbr. die Stadt; Crequy aber warf sich mit etwa 400 Mann in die Domschirke, dann in den Hauptthurm, wurde endlich aber doch am Gien übermächtig, gefangen genommen und nach Coblenz abgeführt, wo der Kurfürst ihn auf das Ehrenvolle empfing. Er wurde auch bald gegen eine schwere Geldsumme freigegeben, schloß im April 1676 die Festung Condé ein, leitete im Mai die Belagerung von Bouchain, nahm im nämlichen Jahre auch noch Doullon, erhielt 1677 das Gouvernement von Lothringen, samt dem Oberbefehl in dem Luxemburgischen und dem Bisthum Metz. An der Spitze der Rheinarmee theilte er alle Versuche des Herzogs von Lothringen, sich in diesem Lande festzusetzen; den jungen Herzoge, der bald so berühmt werden sollte, blieb, als er alles Mögliche versucht, seinen Gegner zu einem Fehltritte zu verleiten, nachdem er bis in die Gegend von Raney vorgedrungen, nur der Rücksicht nach dem Trierischen übrig. Nach stand der Herzog von Sachsen-Eisenach mit den Reichstruppen im Elß, dahin flog Crequy, und bald war der D:zog so weit gedracht, daß er um die Erlaubniß, über den Rhein zurückzugehen, bitten mußte. Nur die Annäherung des Herzogs von Lothringen, der auf weiten Umwegen den Elß zu erreichen suchte, konnte sie ihm erwirken. Nicht zufrieden mit diesen Resultaten, führte Crequy, nachdem er den Herzog von Lothringen durch das Gesicht bei Rochersberg entgeschiedet, seine Truppen über den Rhein, und die Einnahme von Freiburg, am 17. Novbr. 1677, krönte den maßlosen Fehlschlag. Auch der nächste war für Crequy nicht minder rüthlich. Er ging am 24. Mai 1678 über den Rhein, schlug den Grafen von Eginville, der sein Gefangenener wurde, schloß Rheinfelden ein, siegte am 6. Juli über die Kaiserlichen, die zum Entsatze anrückten, konnte zwar die Stadt, auch durch das Besi-

\*) Denn nicht Jedermann urtheilt so mild, als der Prinz von Condé. „So ist er denn“, sagte der Prinz, als die Schicksale des Crequy, „amer der größten Generale der Welt geworden, denn ihm fehlte nur eine Niederlage.“



tigste Bombardement nicht zur Übergabe beugen, nahm aber dagegen Selingen, Offenburg, das Fort Kehl, dessen Festungswerke geschleift wurden, und verbrannte, Ansehlitz des Herzogs von Lothringen, am 10. August ein Stück der Strassburger Mündbrücke; zum Beschlusse mußte sich auch das hanaufische feste Bergschloß Lichtenberg, nach einer Belagerung von acht Tagen, am 15. Octbr. an ihn ergeben. Der Nimwege Feinden mit Kaiser und Reich war zum Theil das Resultat dieser Ereignisse, weil aber der Kurfürst von Brandenburg es verstand, die denselben beizutreten, mußte Erzeug sich in dem Elendsflusse ausbreiten, und nach mehrmalis erneueter Wassertrube im Mai 1679 den Rhein, und im Juni die Weser überschreiten, bis endlich des brandenburgischen Generals von Späin, der sich hinter der Weser zu vertheidigen suchte, Niederrheins lagte den Feinden von St. Germain herbeiführte. Er war eigentlich, gleich jenem von Nimwegen, nur ein Wasserflüßling, denn 1682 und 1683 erschienen neuerdings französische Heere auf dem Reichs, namentlich auf dem luxemburgischen Boden, und jedesmal wurde Erzeug ausgerufen, sie zu beschlagen, auch leitete er, vom 22. Decbr. 1683 an, das Bombardement der Hauptstadt Lützenburg, welches sich vom 8. Mai 1684 an in eine förmliche Belagerung verwandelte, worauf die Festung am 4. Juni dem Marschall übergeben wurde. Er erlebte jedoch nicht mehr den Ausbruch des eigentlichen Kriegs und starb zu Paris den 4. Febr. 1687, von seiner Gemahlin, Catharina de Meung (+ 5. April 1743), zwei Söhne überlassend. Der jüngere, Nicolaus Karl, Marquis von Blancheport, geb. 1669, Obrister in dem Regiment von Anjou und Marschall de camp, ein ausgezeichnet tapferer Officier, kam unverwundet zu Tournay den 16. März 1696; der ältere, Franz Joseph, Marquis von Erzeug, geb. 1662, erhielt 1678 das Regiment von la Fere, und im Mai 1680 das Regiment Royal; wurde den 10. März 1690 Brigadier, im April 1691 Marschall de camp, den 3. Januar 1696 Generalleutnant und blieb in der Schlacht bei Lugana 1702. Seine Gemahlin, Anna Charlotte von Klumont, hatte ihm drei Söhne geboren, von denen doch keine das Kindesalter überschritt. (v. Stromberg.)

CRESCENZAGO. Diese Congregation erhielt ihren Namen von dem unweit Mailand gelegenen Flecken Crescenago, welcher ein ansehnliches, ziemlich reiches, der bettlichen Jungfrau gewidmetes, im Jahre 1140 erbautes Kloster aufzuweisen hatte, das sich gleich anfangs, wie damals mehr Klöster und kleine Congregationen, unter die Disciplin der verbesserten, regulierten Chorherren bezogen hatte. Schon der erste Prior dieses vormals im Aufstige guter Aufführung stehenden Klosters, Otto von Worbi, aus Mailand gebürtig, führte jene Disciplin selbst ein und hielt auf die Beachtung derselben so sorgfältig, daß sich mehr andere Klöster dem in Crescenago anschlossen und sich von ihm, als dem Haupte, eigenthümliche Einrichtungen vortheilhaft ließen und also mit ihm eine Congregation anmachten. Nächstes wurde dasselbe Generalcapitel gehalten, obgleich das Kloster nur den Titel einer Pfarrei führte. Im J. 1502 brachte die Carbinale von San Ezerino, dem das Kloster als Commende gehörte, mit den regulierten Chorherren vom Litran in

Verbindung, jedoch ohne ihnen die Einkünfte, welche sich auf 15,000 Thaler belaufen, zu überlassen, die ihm und seinen Nachfolgern und dem Kloster verblieben. Damals waren diese Chorherren so in Ansehen gekommen, daß bereits mehr Klöster sich mit ihnen verbündet hatten und andere dem Beispiele der Congregation von Crescenago folgten.

(G. H. Fink.)

CRICETINI, Desmarest (Mammalia). Eine Gattung milie der Säugthiere, welche die Gattungen Arctomys, Cricetus und Myadæus umfaßt. (D. Thon.)

CRICETUS, Cuvier (Mammalia) Hamster. Diese Gattung der Nagethiere war dem Linné zu den Mäusen (Mus) gerechnet, Pallas bildete aus derselben die vierte Abtheilung der eben genannten Gattung \*) unter dem Namen mus muscati, andere Naturforscher ordneten die hieher gehörigen Arten bald unter die Gattung Glis, bald, wie Blumenbach, unter die Gattung Marmota. In neuerer Zeit hat man zu derselben einige von Rafflesque errichtete Gattungen gebracht, welche derselben zunächst zu stehen scheinen. Die Kennzeichen der Hamster sind folgende: in der oben und unten Kinnschuppe stehen zwei Schnurdrüsen, von welchen die obere meißelförmig sind, die untere eine zusammengegedrübte, spitzige Schneide haben, statt der Eckzähne ist eine Lücke vorhanden, Nahrungszähne stehen in der oben und unten Kinnlade zu jeder Seite drei, sie sind einfach, zusammen gerückt, stumpfzählig und der erste ist der größte. — Die Schnauze ist spitz und kurz, innen an den Seiten des Mundes befinden sich Backenzähne, die oberen sind es förmig oder zugespitzt und etwas behaart, der Körper ist dick, die Füße sind Banasfüße, die vordern haben vier Zehen und an der Stelle des Daumens meist nur eine warzenähnliche Erhöhung, die hintern haben fünf Zehen, die krallenförmigen Klauen haben eine mittlere Kante; an Brust und Bauch stehen sechs bis acht Zehen; der Schwanz ist kurz, geringelt, mit wenigen Haaren besetzt.

Was das Eigenthümliche des innern Baues dieser Thiere betrifft, so hat Pallas zuerst genauere Aufschlüsse darüber gegeben. Bei den von ihm untersuchten Arten fand sich der Magen bergförmig eine Einschnürung in zwei Cäcä getheilt, daß die Nahrungsmittel nur in den rechten derselben gelangen können, wenn sie von der im linken ganz verarbeiteten worden sind. Hien kommen die merkwürdigen, bei einzelnen Arten sehr vorgekehrten Ventricularen. Die Zahl der Rippen steigt von zwölf auf dreizehn, die der Lendenwirbel von sechs auf sieben. Das Skelett des gemeinen Hamsters weicht von dem der Wasserkröte (Arvicola amphibia), mit dem es sonst viel Ähnlichkeit hat, in mehrfacher Hinsicht ab. Mit denselben kommt es unter andern in der Größe des Niebenhins (os ethmoidale) überein, welches nach dem Augenreissen eine tiefe Schenkelmaand und bei der Gattung Arvicola eine große Höhle für die großen Hantshenkel bildet. Diese Höhle fehlt bei den Hamstern in der Art, daß die Niebenhinplatte nicht wie bei Arvicola die Gelenkfläche der äußeren Knochenwand für den Kneifortsatz (processus

\*) De von groce Murinus sagt das Diete elias d'hist. nat.!! — Auch in ein teufliche Diete ging dies über.

coronoideus) und Gelenkfortsatz (proc. condyloideus) trennt, sondern sich ganz gegen diese Gelenkhöhle erhebt, nur daß der Gelenkfortsatz, statt wie bei *Arvicola* aufrecht zu stehen, fast horizontal liegt oder doch die Richtung des Unterleibes hat, wodurch die ausstehenden Ecläsmuskeln eine größere Wirkungskraft erhalten. Auch bildet der Gaumen bei den Hamstern in seiner ganzen Länge eine einfache, ununterbrochene Wölbung, statt wie bei *Arvicola* über den Gaumensknochen noch eine besondere Verstärkung zu haben. — Einen eigenen Bau haben die Vorderrückenknochen (ossa antibrachii), indem der Ellendogens knochen (ulna) und die Ellipse (radius) breit und schief von hinten nach vorn und von außen nach innen dergestalt abgeflacht sind, daß die inneren Ränder dieser Knochen in ihrer ganzen Länge sich berühren, wodurch die Vorderrücken- und Rückwärtsvermuskeln (musc. pronatores et supinatores) einen festen Anlag bekommen, als wenn der Raum zwischen beiden Knochen nur durch ein Band ausgefüllt ist, wie bei andern Nagethieren. Deswegen können auch die Hamster besser graben, als die *Arvicolae*. — Der Oesophagus mündet gerade in die Einföhrung des Magens, aber *Pallias* hat sich bei *Cricet. arenarius* überzeugt, daß die Nahrungsmittel erst in den linken Esch kommen und der rechte so lange zusammengepreßt bleibt, als sie in jenem sich befinden; auch fand er bei *Arviculivivus*, welche eine kurze Zeit gefressen hatten, den linken Esch leer, den rechten dagegen mit Speisefetzen gefüllt. Eine solche Theilung des Magens in zwei Esche findet sich zwar auch bei andern Nagethieren, aber die Hamster zeichnen sich durch die Falten der innern Magenwand aus, so wie durch die gefranzten Ränder dieser Falten aus, wodurch sie in diesem Bau einigermaßen den Wieserkäuerern sich nähern; daß aber bei ihnen ein Wieserkäuerer nicht statt finden kann, zeigt die diesem entgegenstehende Klappe am Magenmund. Bei allen Arten, welche *Pallias* untersucht, fehlte die Gallenblase, doch sind namentlich bei *Cr. vulgaris* allerdings Gallengänge zur Präparation der Galle vorhanden. — Wie bei andern Nagethieren sind die Halbfiguren des Gehirns glatt und ganz saltenlos, und sind bei dem gemeinen Hamster eben so breit als lang. — Die Wadenknochen sind, wenn sie leer sind, innen mit Haften versehen.

Die meisten Hamsterarten bewohnen den Norden des alten Continents, und dieser ihr Bereich scheint westlich durch den Rhein begrenzt zu sein, denn der gemeine Hamster findet sich jährlich vom südlichen Ufer des Rheins bis an den Jentisch. Westlich von dem ersten dieser Flüsse hat er sich noch nicht gezeigt. Die weiter unten vorkommenden, verlässig zu den Hamstern gezählten Nagethiere, welche in Amerika vorkommen, sind ihrer ganzen Organisation nach noch zu wenig bekannt, als daß man mit Bestimmtheit sagen könnte, daß die Hamster auch Amerika an gehören.

Die Thiere dieser Gattung leben unter der Erde in Höhlen, die sie zum Theil sehr kunstvoll graben, und nähren sich im Allgemeinen von Sämereien und Wurzeln.

Zur Erleichterung der Übersicht und um folgende die Arten näher zu bezeichnen, welche künftig vielleicht eigene

Gattungen bilden dürften, wollen wir die sämtlichen Arten in mehrere Abtheilungen bringen.

#### A) Eigentliche Hamster.

1) *Cr. vulgaris*, Desmarest. Der gemeine Hamster, — Hamster, Hamstermaus, Amer, große Feldmaus, Kornhamster, Kornfeld, Kornarte, Kriechsch, Grenzsch, Emrichsch.

Die gewöhnliche Färbung dieses Thieres ist folgende: Der Mund ist weiß eingetaucht; von der Mitte des Kops bis zu dem Hinterrücken ist die Farbe aschgrau, indem die Seitenhaare lichtgrau, die einzelnen Stachelhaare schwarz sind; Augen und Ohren sind mit fuchsthorbenen Haaren umgeben, ebenso gefärbte stehen inwendig an den Ohren, in den Seiten, an dem äußern Theil des Rückens, auswendig an den Schenkeln und am Schwanz; die Knie, Füße und Schwanzspitze sind weiß, unter dem äußern Ohrwinkel steht ein großer, weißer Punkt und in den Seiten drei weiße, lichte, längliche Flecken; die Brust, der Bauch und die innere Seite der Schenkel ist schön schwarz. Hiedurch ist der Hamster auch in der Hinsicht merkwürdig, daß er zu den wenigen Säugethieren gehört, welche auf der untern Körperseite dunkler gefärbt sind, als auf der obern. Die Haare stehen übrigens dicht und fest und bilden demnach einen guten Balg. — Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, welches jedoch bis zwölf Zoll lang wird und einen Zoll langen Schwanz hat. Von den acht Zügen des Weibchens, welche bei dem Männchen kaum bemerkbar sind, stehen vier auf der Brust, zwei hinter dem Nabel und zwei in den Weichen.

Es gibt von diesen Thieren mehrere Farbenabänderungen. — A. Der schwarze Hamster. Er ist schwarz, die Füße, die Spitze der Schnauze, der Ohrensrand sind weiß, oft kommt er auch ganz schwarz vor. Diese Abänderung findet sich besonders im russischen Gouvernements Kasan, südlich vom Ural, namentlich bei Smirnov und Ufa, aber auch in Thüringen. Nach *Pallias* der gottet sich diese Varietät mit dem gewöhnlich gefärbten Hamster; die Jungen aber, welche aus einer solchen Verbindung fallen, sollen immer schwarz seyn. B. Der geschwächte Hamster. Er ist schwarz mit weißen Flecken oder weiß mit schwarzen Flecken. Auch dieser findet sich in Rußland und in Thüringen. C. Der gelbe Hamster, er ist blaßgelb oder erdgelb. Unter dieser Abänderung kommen auch Katerarten, d. h. solche mit rothen Augen vor. D. Der weiße Hamster erscheint als reiner Katerlat, gelblichweiß oder rein weiß, mit rothen Augen.

Von den drei Abänderungen hat der erste der obern drei

2) *Mus Cricetus*, L.: *Glis Cricetus*, Eraschen; *Marmota argentatensis*, Brisson; *Marmota Cricetus*, Blumenbach; *Hamster commun*, *Marmota* de Strassbourg, Tranch.; *Hamster rat*, Shaw; *German marmot*, Pennant; *Chameck*, Karbach, russisch; *Skazexek*, *Nysa Zimna* wielka, polnisch. Monographie: m. *Euliers* Naturgeschichte des Hauses. Berlin 1774. n. 8. 3) *Euliers*, auf dem Zirkel. — *Mus Cricetus niger*, Schreber Säugethiere. v. 19. n. — *Hamster*, varieté noir de l'Ural. Geoffroy et Cuvier Hist. nat. des Mammifères.

Paar Wurzeln und drei Paare Höcker, welche durch Quersurchen gebildet worden, von den beiden folgenden hat der erste zwei Paar Wurzeln und eben so viel Höcker, der zweite drei Wurzeln und drei Höcker. Der erste untere Nabihaba hat fünf Wurzeln und ebensoviele Höcker, und von den beiden hintern, welche einander ganz ähnlich sind, hat jeder vier Wurzeln und vier Höcker. Wenn bei zu nehmendem Alter die Furchen sich verwischen und die Höcker abgenutzt sind, kann man beide noch an ihren Umrissen erkennen, indem die Vertiefungen und die Vorsprünge den früher vorhandenen Furchen und Höckern entsprechen. Die ziemlich kleinen kugelförmigen Augen treten wenig hervor und haben eine runde Pupille, die Ohren sind groß, zugrundet und zum Theil nackt, die offenen stehenden Nasenlöcher stehen seitlich an dem nackten Schnauzenende, welches durch eine tiefe Furche in der Oberlippe vorgekallt getheilt ist, daß deshalb und wegen der kurzen, die Zähne ebenfalls kaum bedeckenden Unterlippe, der Mund immer fast ganz offen erscheint und die vier Schneidezähne sichtbar werden. Der Nabel ist wohl und in der Mitte desselben wird eine schwermere Fruchtigkeit abgefordert. Bei allen Farbenabänderungen und wenn der Velt auch noch so dicht ist, findet sich an jeder Seite in der Nierengegend ein nackter, langer, mit kurzen, braunen Borsten besetzter Fleck, der mit dem Rücken parallel läuft und den Ertülen zu entsprechen scheint, welche sich in derselben Gegend bei den Spinnmäulen vorfinden und bei diesen eine eigene Fruchtigkeit abfordern. Die Bodentafeln sind wahre häutige Platten, in der Substanz den Schwimmblafen der Fische ähnlich, von elliptischer Form. Sie liegen von den Schläfen längs des Halses bis hinter dessen Mitte und öffnen sich vorn gegen die Nabihabäner. Ein Saft kann auf drei Sorten Körner lassen. Vom hintern blinden Ende eines jedes Sacks entspringen Muskelfasern, die sich zu einem wahren Muskel vereinigen, der sich von der dritten bis zur letzten Rippe ansetzt.

Der Hamster ist ein äußerst zorniges Thier und lebt kaum mit seinem Weibchen, viel weniger mit seines Gleichen in Frieden. Er erschrickt nicht vor größeren Feinden und fürchtet sich nicht vor denselben, so er wehrt sich sogar gegen Hunde, Pferde und Menschen, wenn er von jenen oder diesen, oder gegen Pferde, wenn er von einem Reiter angegriffen wird. Er beißt scharf genug mit seinen großen Zähnen, um tiefe und gefährliche Wunden zu machen, weshalb sein Biß sonst auch als giftig galt.

Das Vaterland des Hamsters ist der größere Theil von Teutschland bis in das niedere Elsaß, wobei, wie schon bemerkt, der Rhein die Grenze zu machen scheint, außerdem findet er sich in Polen, in der Ukraine, in dem südlichen und gemäßigten Theile Rußlands und in Sibirien. Da er nur unter der Erde lebt, so trifft man ihn nur in Gegenden, welche einen für seine Gräberchen geeigneten Boden haben, oder vermeidet er allzu sandiges und leicht überschwemtes Land. Seine Wohnung ist eine Grube (nach der Jägerprache Bau) unter der Erde in einer Tiefe von drei bis vier, im Winter von fünf bis zehn Fuß angelegt. Es führen zwei Zünftungen (Nabihaben) in dieselbe, von welchen die eine senkrecht hinunter

geht (das Fallloch), die andere schräg läuft (der Auslauf). Das Fallloch dient eigentlich dazu, den verfolgten (flüchtigen) oder mit gefüllten Backen raschen heimkehrenden Hamster aufzunehmen, doch benutzt er dasselbe auch, um sich vor seinen Ausgängen, oder wenn äußerliche Unruhe ihm Gefahr zu drohen scheint, vorher umzusehen. Der Auslauf dient theils zum Ausgange aus seiner Wohnung, theils um die Erde und andere Unrath herauszuschaffen. Beide Nöhren sind nur wenige Fuß von einander entfernt, und zwischen ihnen befinden sich mehrere Behälter (Kammern), welche die Größe einer Rindblase und darüber haben, inwendig schon ausgeglättet sind, und von welchen eine zur eigentlichen Wohnung, eine andere für den Unrath, die übrigen größten zu Vorrathskammern dienen. Die Zahl der letztern steigt von drei auf fünf, je nachdem der Demobur des Baues ein alter oder junger Hamster ist. Auch in dem Baue beider Geschlechter findet ein Unterschied statt, denn beide leben außer der Begattungszeit getrennt. In dem Baue des Weibchens findet sich die Nestkammer, welche einen Durchmesser von mehr als einem Fuß hat und mit Stroh und Grashalmen ausgefüllt ist, und außer dieser ist nur noch eine Nebenkammer vorhanden, weil das Weibchen während der Heißzeit seine Vorräthe einträgt, und der Bau selbst später entweder von einem jungen Hamster eingenommen, oder vor dem Weibchen zu einer Winterwohnung eingerichtet wird. Ein solcher weiblicher Bau hat zwar auch nur einen Auslauf, dagegen aber mehrere Falllöcher, welche acht bis zehn Fuß von einander sind. Wenn ein Hamster seine Wohnung in Gärten oder Weinbergen aufschlägt, so bringt er sie gerne tief unter Baumwurzeln, alten Weinstöcken oder unter Mauern an.

In dem Baue bringen die Hamster auch den Winter schlafend zu. Bei Eintritt der ersten Kälte ziehen sie sich in denselben zurück, verklopfen die Eingänge, graben sich tiefer ein und schlafen gegen Ende des Jahres ein. Ihre Ernährung hängt aber keineswegs blos von der Kälte ab, sondern von dem Abgelange an Luft und Licht, denn manchmal trifft man sie auf dem Schnee an, und wenn man eingefangene einer großen Kälte, zugleich aber der Luft und dem Tageslicht aussetzt, so schlafen sie nicht ein. Der wachende Hamster hat eine Blutwärme von 90 — 95° F. Im Winter sinkt diese so weit herab, daß er eiskalt wird. Er liegt in seinem Baue auf der Seite, die Augen sind geschlossen, der Kopf, von den Vorderfüßen umfaßt, ist so weit unter den Bauch gebogen, daß die Hinterfüße gegen den Mund zu liegen kommen. Alle Glieder sind steif und schnellen, aus ihrer Lage gebracht, wieder zurück. Ob man gleich keine Athembewegung an den Schläfen bemerkt, so ersticken sie doch, wenn sie unter Wasser gedroht werden, und daß die Athembewegung fortgeht, ergiebt sich auch aus dem fortwährenden Kreislaufe, dessen Gang jedoch so langsam ist, daß, wenn man einen solchen schlafenden Hamster öffnet, das Herz sich in einer Minute nur funfzehnmal zusammenzieht, während dies bei einem wachenden Thiere in derselben Zeit hundert und funfzigmal geschieht. Auch die Därme sind in diesem Zustande ohne Bewegung, nicht reizbar, fast anzufühlen, und das



Zeit ist gekommen. Bei dem Erwachen ist das erste, daß er seine Glieder ausdehnt, dann öffnet er den Mund zum Säthen, gibt knurrende Töne von sich, öffnet blinzelnd die Augen, versucht taumelnd sich zu setzen, kommt endlich mehr und mehr in Bewegung, puzt sich und ist in wenig Stunden munter genug, um seiner Nahrung nachzugehen. Das Männchen wacht schon in der Mitte des Februars auf, das Weibchen vier Wochen später, doch verlassen sie den Bau nicht eher, als in der Mitte des März, und verlassen denselben dann überhaupt, um einen neuen zu graben, ob sie gleich die Spelzen des ausgegagten Gezeugs aus dem alten herausfassen.

Der Hamster ernährt sich meistens von Früchten, darunter aber am meisten von Gerste und Hafer, weniger von Korn und Weizen, auch trägt er Bohnen, Erbsen, Wohnspießen, Leinsuppen ein, und frist zu Zeiten, wo der Vorrath ausgezehrt ist, allerlei andere Samen, Wurzeln, Kräuter, Gras, isäferartige Insekten, ja er frist sogar Fleisch, wenigstens fallen Einzelpersonen einander in der Gefangenschaft an und der überwundene wird vom Sieger ausgezehrt. Diese Thiere geben ihrer Nahrung meistens in der Morgens und Abendämmerung nach, außerdem aber auch bei Tag und Nacht. Im Herbst fangen sie an, Nahrungsmittel in die Vorraths-kammern einzutragen, welches mittelst der Backentaschen geschieht. Sie stopfen diese so voll, daß man bei einem alten Hamster oft zwei Hände voll Körner aus denselben entleeren kann. Wenn der Hamster die Backentaschen so voll hat, so kann er sich weder schnell bewegen, noch beißen, und ist dann, wenn man schnell ist, leicht zu fangen, so wie er aber Zeit gewinnt, so streicht er mit den Vorderpfoten von hinten nach vorn den Jubalt aus und seht sich dann wie immer gegen den Angreifenden zur Wehre. Die Vorräthe selbst pressen sie in ihren Kammern dicht zusammen und beißen dem ausstossenden Gezeugs die Keime ab. Ihre Vorräthe greifen sie aber nicht eher an, als bis sie im Felde keine Nahrung mehr finden; sie leben von jenen bis zur Erkennung und verzehren das dann übrig Bleibende nach dem Erwachen. Man schreibt dem Hamster eine große Ordnung in Aufbewahrung seiner Vorräthe zu, indessen ist diese nicht so groß, als man sie ausgegeben hat und auch bloß insäufig, indem der Hamster das einträgt, was eben geerntet wird, werden nun nicht mehre Früchte zugleich vom Felde geräumt, so finden sich auch in des Hamsters Kammern nur Früchte einer Art; bei dem Gartenhamster p. s. aber findet man alles durch einander eingetragen.

Bechtein gibt auch an, daß man in ihrem Wagen Haude von Körnern und Früchten finde, und Göge beschreibt sogar, daß er auch Ratten, Mäuse, junge Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Wachteln und Leichen verzehre.

Eine Mahrung nimt der Hamster, meistens beißend auf den Hinterfüßen sitzend, zu sich, indem er sie, wie die Eichhörnchen, mit den Vorderfüßen zum Munde bringt. — Sie trinken wenig, sollen sich aber nach Bechtein in S. und Sulzer's Angabe, wenn der Durst beßig wird und es ihnen an Wasser fehlt, selbst aufsuchen. In der Gefangenschaft frist der Hamster fast alles, was man ihm darbietet, namentlich auch rohes und gekochtes Fleisch, selbst

wenn man eine lebende Ratte zu ihm bringt, beißt er sie todt und frist sie bis auf das Fell auf.

Der Hamster begattet sich in der Regel des Jahres nur einmal, öfters aber auch zweimal, zuerst im April und dann wieder zu Ende des Juni. Haben sich vorher Männchen (Kamier) und Weibchen (Beche) ganz von einander abgesondert gehalten, so leben sie nun in der Zeit der kurzen Liebe so einig mit einander, daß sie sich sogar einander verteidigen. Männchen und Weibchen besuchen sich dann und bleiben auch wol einige Tage beisammen. Manchmal halten zwei Weibchen zu einem Männchen, treffen aber zwei Männchen der einem Weibchen zusammen, so entsteht der heftigste Kampf, der nur mit der Flucht oder dem Unterliegen des schwächeren Theils endet. Sobald das Weibchen trächtig ist, entfernt es sich wieder vom Männchen, und beide Geschlechter begegnen sich nun wieder feindlich. Nach ungefähr fünf Wochen gebiert ein junges Weibchen drei bis sechs, ein altes bis zwanzig Junge, doch ist eine so große Zahl eine Seltenheit. Die Jungen sind nackt, blind, und bringen gleich Zähne mit zur Welt. Sie werden nur drei Wochen gesäugt und der Gefahr von der Mutter feindliches Angericht verteidigt, sondern leicht verlassen, indem sie noch obenreißt die Nabel verstopft, so wie sie sich weiter versgräbt. Schon nach vierzehn Tagen fangen die Jungen, die neun Tage blind bleiben, an zu graben und werden nach drei Wochen schon von der Mutter verloschen. Die Jungen des ersten Gages begatten sich schon wieder in demselben Jahr, wonach die starke Vermehrung dieser Thiere begreiflich wird.

Nach ist der Hamster hinsichtlich seiner Fortpflanzung im Betreff seiner Geschlechtsorgane merkwürdig, indem diese die vollkommensten in der ganzen Ordnung der Ratte gethiere sind.

Die Hamster haben eine Menge Feinde, unter welchen wol der Mensch obenan steht, wie wir weiter unten sehen werden, außerdem sind sie den Verfolgungen der vierfüßigen Raubthiere und vieler Raubvögel ausgesetzt. Auch lebt auf ihnen eine kleine Mücke, oft in so großer Anzahl, daß ganz räudige Stellen davon entstehen (abges. bildet bei Sulzer Taf. 2.) und in ihren Eingeweiden leben zwei Würmer (Echinorhynchus moniliformis und Taenia striaminea). Nicht selten stellt auch die Natur selbst ihrer Vermehrung Grenzen, indem ungünstige Verhältnisse sie am Einsammeln verhindert oder sie im Frühsommer länger in ihrem Bau zurückhält, als ihre Vorräthe dauern.

Der Nutzen dieser Thiere ist nicht sehr bedeutend, ihr Balg wird als Polster benugt und ist im Frühjahr, wenn das Thier sein Winterlager verläßt, am vorzüglichsten. Es wird jedoch nicht der ganze Balg von dem Kürschner verwendet, sondern nur der Rücken bis in die Seiten herab so, daß der ganze Balg bis auf einen schmalen schwarzen Streifen in den Seiten weggeschnitten wird, ebenso die Ohren und Vorderextremitäten. Die nun fast viereckigen Felle, je 60 Stück zusammengegräbt, bilden so eine Tafel, deren drei einen Sad ausmachen. Der Preis der Tafel ist sehr verschieden, und steigt von 2 bis 7 Thaler und höher bei ordinärer Ware. Dunkler gefärbte Felle, sogenannte

schwarze, stehen höher im Preise als die blassen. Leipzig und Wien treiben damit großen Handel. Am theuersten sind die russischen schwarzen Hamster, Karbysch genannt, welche man über Petersburg und Archangel bezieht. Die Hamsterfelle werden meistens zu Unterfutter benutzt und geben ein leichtes, aber dicht mit Haaren besetztes Pelzwerk, welches deshalb, ohne sehr zu erhitzen, doch sehr warm hält. — Nachst seinem Fell nützt der Hamster durch sein Fleisch, welches edelst ist, von den Hamstern graben aber auch den Schweinen gefüttert wird, so wie durch sein Fett, welches zum Brennen in Lampen verwandt werden kann. — Unmittelbar wird dieses Thier nützlich durch seine Nahrung, indem es manche Feldmäus und manche schädlichen Insecten vertilgt, mittelbar aber, indem es für die ärmere Menschenklasse, die sogenannten Hamstergräber, Nahrung einträgt. Der Hamster wohnt immer das beste Getreide für seine Vorräthe, und da man nach der Ernte davon oft fast einen Centner antrefen soll, ein Hamstergräber aber in manchen Jahren leicht mehre Laufend Stück angraben kann, so ist der Gewinn nicht gering. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß die Obrigkeit ein nachsames Auge auf die Hamstergräber führen sollte, welche, trotz des Hangels des, welches für die Hamster selbst bejagbar wird, diese doch gern laufen lassen, um ihrer Ernte im nächsten Jahre desto sicherer zu seyn.

Aus dem eben angeführten Nutzen ergibt sich auch der Schaden, der für den Landmann desto bedeutender ausfällt, je schneller diese Thiere, trotz aller Verfolgung, in manchen Jahren sich vermehren, so, daß nicht selten um Gorbä herum wol auf 30,000 Stück ausgegraben worden sind.

Die gewöhnlichste Art, der Hamster sich zu bemächtigen, ist sie auszugraben, wozu jedoch Gewandtheit und Eile gehört, indem sie sich sonst leicht durch Weitergraben oder Vermäulen ihrer Ausgänge und Höhlchen verstecken. Außerdem fängt man sie in eingegrabenen, mit einer niesen desalenen Steinplatte bedekten Töpfen, erkriecht sie mit Schwefelsdampf, den man mit einem Blasebalg in die Lücke treibt, schwemmt sie durch eingegossenes Wasser aus und vergiftet sie auch wol. Letztere Vertilgungsweise ist aber wegen des Schadens, den sie den Menschen bringen kann, verwerflich.

2) *Cr. Accedula, Pallas* <sup>4)</sup>. Der Hagerl. Unterscheidet sich vorzüglich durch seine ausgebildeten Ohren und den oben grauen, unten weißen Körper. — Er ist kleiner als die vorige Art, ungefähr vier Zoll lang, der Schwanz mißt acht Linien. Die Schnauze ist zugrundet und etwas behaart, so wie die Oberlippe durch eine tiefe Furchung getheilt. Die Unterlippe und die Mundwinkel sind sehr aufgeschwollen, die sehr großen Backentaschen laufen unter der Halshaut bis an die Schultern. Die oberen Schneidezähne sind kürzer und gelb, die untern länger, weißer, mehr spitz menförmig. Die vordere Schnurrhaare (Backborsten) sind weiß, die hintern länger und schwarz, die Gegend um den Mund, um die Nase

und oben auf den Backentaschen ist weiß. Der übrige Körper ist oben gelbbraun, unten weißgrau, die Füße sind weiß, der Schwanz oben braun, unten weiß. — Die Heimath ist das Drenburgische Gouvernement am Flusse Jaisk in Rußland.

3) *Cr. arenarius, Pallas* <sup>5)</sup>. Der Sandhamster. Kennzeichen: Grau, die Seiten und der Bauch weiß, Schwanz und Füße weiß, die Ohren eiförmig, ganzrandig. — Die Länge beträgt 3 Zoll 8 Linien, der Schwanz mißt 10 Linien. — Der längliche Kopf läuft in eine spitzige Schnauze aus. Die weißen Schnurrhaare stehen sehr dicht und sind länger, als der Kopf; die großen Ohren sind eiförmig und gelblich, der Daumen der Vorderfüße ist mit einem Nagel versehen. Der ganze Körper ist oben grau, unten und in den Seiten ist weiß, dieselbe Farbe haben die Füße und der Schwanz, so wie die Klauen. Die Heimath sind die sandigen Ebenen am Tschisch. Das Männchen macht einen mehr Eulen großen Haan und darin ein Loos von den faserigen Wurzeln des *Hyymus arenarius*. Die Hauptnahrung besteht in den Schoten des *Astragalus Tragacanthus*.

4) *Cr. phaeus, Pallas* <sup>6)</sup>. Der Phöbe Hamster. — Diese Art unterscheidet sich besonders durch ihren braun grauen, unten weißen Körper und Schwanz, so wie durch große, faltige Ohren. — Die Länge beträgt 3 bis 4 Zoll 2 Linien, der Schwanz mißt 9 Linien. Die Nase ist nackt und die Nasenlöcher sind von einer Furche umgeben, deren oberer Rand behaart ist. Die Schnurrhaare sind länger als der Kopf, schwarz, mit weißen Spitzen. Die eiförmigen, an der Spitze haarigen Ohren sind braun. Die Hautfarbe des Pelzes ist ein weißliches Aschgrau, das auf dem Rücken mehr ins Braune, am Bauche mehr ins Weißliche übergeht, so wie auf der Stirne und an der Schnauze. Der Umkreis des Mundes und die vier Füße sind weiß. — Pallas fand diese Art nicht weiter nördlich als in der Asirakomischen Steppe, von wo sie bis nach Persien und in die Bucharei sich verbreitete. Dieser Naturforscher fand ihren Wogen noch im December gefüllt, und Smellin erzählt, daß sie in Persien im Winter sehr häufig sey und in die Abhängungen dem Reife nachgehend, lichtenfein (in Evermanns Reise in die Krus S. 122) hält diese Art nur für ältere Individuen der vorigen.

5) *Cr. Songarus, Pallas* <sup>7)</sup>. Der Rüdén ist grau, an jeder Seite des Rückgrats läuft eine schwarze Linie weg, die Seiten sind weiß und dounthunt, der Bauch ist weiß. — Diese Art wird nur 3 Zoll lang und der Schwanz mißt 4½ Linie. — Der Kopf ist gedrungen, die Schnauze stumpf, die Schnurrhaare sind kürzer als der Kopf, an der Spaltung der Lippe steht die Öffnung der Backentaschen; die eiförmigen Ohren sind faltbar. Der Daumen der Vorderfüße ist nagellos, die Sohle der Füße des haart. In jeder Seite stehen vier weiße Hirschen, deren oberer Umkreis rostroth eingefärbt ist, der erste steht am Halse, der zweite hinter der Schulter, der dritte vor dem

4) Mus Accedula, Pallas, Glir. a. 18. f. A. Cric. minorius Desmarest.

5) Pall. Glir. pl. 16. A.

Le Phé. R. hollis.

6) Glir. a. 13. A. — Arct.

7) Glir. a. 19. B. Glir. oecommensis, Erxleben.

Hinterschenkel und der vlete auf dem Unterleiden. Die Hüfte, die ganze Unterseite des Körpers und Schwanzes und die Spitze des letzteren sind weiß. Diese Art ward von Pallas in den Karadischen Steppen am Irutisch gefunden. Sie hat ihren Bau in einem unfruchtbaren, sandigen, salzigen Boden. Sieben Junge fanden sich, mit Veredigen von Echoten des *Alyssum montanum* und von Körnern des *Physius arenarius*, in einem mit Wurzeln und Kräutern ausgefüllten Kammern des Baues, von welcher eine Kähre noch tiefer ging, die wegen des harten Bodens nicht weiter verfolgt werden konnte. Sie waren, ebmols schon ziemlich groß, noch blind und lebten in der Gefangenschaft von abigen Früchten und Brod, wühlten den ganzen Tag im Sande, schloffen des Nachts, wurden bald zahm, gaben öfters einen sehr sinkenden Urin von sich und starben nach Verlauf von etwa acht Wochen wegen allzugroßer Fettigkeit.

6) *Cr. furunculus*, *Pallas* 8). Der Körper oben gelbgrau mit einem nicht bis zum Schwanz reichenden, schwarzen Rückenstreif, nach den Seiten herunter nimmt diese Farbe ab und zieht sich ins Weisse, welches die Farbe des Baues, des Randes der Ohren, der Wangen und der Vorderfüße ist. Bei einer Varietät vom Dbo ist die Farbe dunkler, die Füße sind graubraun. Der Schwanz ist sehr dünn, unten weiß, oben schwärzlich. Der Daumen der Vorderhände ist mit einem Nagel besetzt. Die Schwanzhaare, länger als der Kopf, sind braun und weiß. Die Länge beträgt drei Zoll, und der Schwanz misst einen Zoll. Sie findet sich in Kaurien am *Dalais See*, und *Pallas* 8. fand sie in den Ebenen vom *Jemisch* und Dbo bis zu den vom *Dnop* und *Argun* am *Melassacus* See.

B. Von den folgenden Arten läßt sich noch nicht mit Gewißheit behaupten, daß sie zur Gattung der Hamster gehören, da ihr Zahnbau u. s. w. noch nicht genügend bekannt ist.

7) *Cr. anomalus*, *Thompson* 9). Die Farbe ist oben braunroth, unten weiß, die Vollenhaare des Rückens sind fächerförmlich, platt, an allen Füßen fünf Nägel, der Schwanz hat fast die Länge des Körpers, ist fast nackt, geschnippt und schwarz. Gestalt und Habitus der gemeinen Ratte (*Mus Rattus*), doch ist die Schwauze spitziger, die mittelmäßig großen Ohren sind nackt und zugewandt. Der sehr kleine Mund steht in seinem Vers hältniß zu der Größe der Backenfalten, welche von den oberen Schneidezähnen nach der Kehle herab und dann wie der an den Seiten des Kopfs bis zur Höhe der Ohren und Wangen hinaufsteigen. Sie sind in ihrer ganzen Tiefe mit wenigen, weichen Haaren besetzt. — Diese Art lebt auf der Insel St. Trinitatis. — Deemarest hat, im Falle diese die Popus einer el geneu Gattung seyn sollte, für die die Namen *Heteromys* vorge schlagen, Leiffon diesen anzuweihen (*Manuel de Mammalogie*) und jene *H. Thompsoni* genannt.

8) *Cr. laniger*, *Molina* 10). Der Wollhamster. Der Körper ist mit langen, feidnartigen, sehr weichen, aus grau, weiß und schwarz gemischten Haaren bedeckt. Bauch und Füße sind weiß. Die ziemlich großen Ohren sind zugewandt und häutig. An den vordern Füßen sollen vier, an den hintern fünf Zehen stehen. Ob Bacons tasten vorhanden sind, hat *Molina* nicht angegeben. Dies Thier lebt gefellig unter der Erde und bewohnt bis sonder den nördlichen Theil von Chili. Das Weibchen bringt jährlich zweimal fünf bis sechs Junge zur Welt. Es ist diese Art von faustem Naturell und wird leicht zahm. Die alten Peruaner verspeisten aus seinem weiligen Haare verschiedene Stoffe.

9) *Cr. fasciatus*, *Rafinesque* 11). Rostroth mit ungefähr zehn schwarzen Querstreifen über den Rücken, auch an den Beinen stehen einige schwarze Streifen, der Schwanz, etwas länger als der Körper, ist schwarz geringselt. Der Körper ist von plumper Gestalt, die Augen sind sehr klein, die Ohren kurz, eiförmig, etwas spitzig, die Backenfalten herabhängend. — Lebt in den Ebenen und Wiesen von Kentucky.

Demnachst dürfte, so laue es an einer genaueren Beschreibung der wichtigen Kennzeichen mangelt, folgende Gattungen *Rafinesque's* in *Cr. Cricetus* gezogen werden.

C. 1) *Geomys* 12). An allen Füßen fünf Zehen mit Krallen, welche letztere an den Vorderfüßen kurz sind. Die Backenfalten öffnen sich an dem Mundwinkel; der Schwanz ist rund und nackt.

1) *G. pineti*. Von der Größe einer Ratte, mähles grau, der Schwanz länger als der Körper, ganz nackt. In Georgien in der Fichtengegend einheimisch, wo diese Art kleine Higel aufweist.

2) *G. cinereus*. Grau wie Eichenrinde, der Schwanz sehr kurz und fast nackt.

11, 11) *Gymnomys Rafinesque* (a. a. D.). Backenfalten. Die Zähne gleichen denen der Eichhörnchen, an allen Füßen fünf Zehen, von denen die beiden äußeren die Krallen sind, der Schwanz mit ausdauernden (divergirenden) Haaren bedeckt. Sie sind den Erdboden hörnchen erdwardend, leben aber gefellig.

1) *G. socialis*. Der Kopf ist dick, die Beine kurz, die Farbe oben fiegelfort, unten grau, die Länge sechzehn engländische Zoll, wovon der Schwanz ein Viertel wegnimmt. Diese Art lebt in den Ebenen von Missouri, wo sie große unterirdische Höhlen gräbt, sie läßt wie ein kleiner Hund und nähert sich von Kräutern und Wurzeln. Ist *Aretomys Missouriensis*, *Ward*.

2) *G. griseus*. Bau grau, mit feinem Velt, die Krallen verlängert. Die Länge zehn Zoll über Linien, der Schwanz misst nur ein Drittel. Lebt in denselben Gegenden wie vorige Art, in weniger zahlreichen Gesellschaften. Ihr Geschlecht ist eine Art Pflaue.

12. 11) *Dipodomys Rafinesque* (a. a. D.). Große Backenfalten, welche sich in den Mundwinkeln nahe bei den Schneidezähnen öffnen, welche letztere in beiden Kinnladen gekrümmt sind. Die Backenfalten verlängern

A) *Giles* c. 15. A. *Mus Barbatus*, cf. *Nesb.* II, 704. — *Furunculus myndus*, *Mazarrschmidt* in *Blus. Petropoli* 341. — *Oronotus*, *Pig. d'Agay*. — 12) In *Transactions of the Linnean Society* A. 1. 10.

*negra*, *Georg.*, d. W. u. K. XXI.

10) *Histor. nat. Chil.* 367. 11) *Annals of Natural S.* 1810. 12) *American monthly Magazine* 1817.

sich bis an die Schultern. In jeder Kinnlade stehen auf beiden Seiten vier Mahlzähne. Der Körper ist cylindrisch, und Schwanz und äußere Ohren mangeln. Die Augen sind unter der Haut verborgen, an allen Füßen vier Zehen. In den Ebenen am Wirtel gibt es zwei Arten dieser Gattung, welche unter der Erde leben und sich von Wurzeln nähren.

1) *D. fovea*. Die Länge zwölf Zoll.

2) *D. alba*. Die Länge sechs Zoll. (*D. Thon.*)

**CRINOLIN**, Haarleinwand, nennt der Franzose Dubinot, Tütel sein neu erfundenes, wasserfestes Haargewebe zu Jostweibern, Pantalons etc. Es soll der mannichfaltigsten Quancen fähig seyn; die Probefarie weist deren 2500 nach. An Glanz und Leichtigkeit gleicht es dem Seidenzeug, an Weichheit, Dauerhaftigkeit und schönem Ansehen übertrifft es die schönsten Stoffe aus Wolle und Linnen. In Paris ist es, soll es deshalb vielen Besatz und Absatz finden. (*Th. Schreger.*)

**CRIVELLI**, Antonio, geb. in Mailand den 2. Febr. 1788, starb am 18. August 1829 in Bergamo. Seine Bildung hatte er im erzbischöflichen Seminar seiner Vaterstadt erhalten, und schon im Alter von 17 Jahren zeigte er Anlagen für Mathematik und Physik, die ungewöhnliches versprachen. Ein Preis der Mathematik, den er in Pavia davontrug, verschaffte ihm einen Antrag zu einer Professorstelle an dem projectirten Gymnasium in der Hauptstadt des Kantonreichs einverleibten Dalmaatens, in Zara. Da aber die Kriegereignisse ihm nicht gestatteten, dorthin zu gehen, nahm er eine einjährige Anstellung in Mailand an, die bald durch eine vorläufige, als Professor der Physik in Trento, ersetzt ward, trat aber hierauf ins Geniecorps und wurde als Ingenieur beim Bergdepartement der obren Etich angestellt, wo er zum erstenmale vor den Augen der erlauchten Trentiner Pulverbrüder vor ihren Bollwerken gab. Mehr in seine wahre Sphäre führte ihn die österreichisch-lombardische Negierung zurück, die ihn zum Professor der Physik in Bergamo ernannte, und recht eigentlich schen er in dieser gewerbsmäßigen Stadt an dem Plage, der seiner Eigenthümlichkeit zusagte. Im J. 1817 erhielt er von der Negierung Urlaub zu einer Reise nach Persien, welches er aber wegen eines Krieges gegen Rußland nicht erreichte. Er beschränkte sich daher auf einen Besuch der Krim, ging nach Constanthinovel und durchkreuzte ganz Griechenland. Damals richtete er so eifrig seine Aufmerksamkeit auf die berühmten Damasceneringen, daß er im Stand war, diese bis her in Europa noch nicht erlangten Indufriezweige, selbst mit wesentlichen Verbesserungen, seinem Vaterlande zuzuführen. Die k. k. Hofkammer ließ Versuche anstellen, die den Vorzug der seinigen vor allen ähnlichen darboten. Das Institut der W. Fenshöfen in Mailand beehrte ihn dafür mit der goldenen Medaille, und der Monarch selbst mit noch kostbarern Zeichen seiner Gunst. Der glückliche Erfolg ermutigte, weiter zu gehen. Er versuchte, Guckloch zu bereiten, machte geistliche Experimente, Wasserstoffgas mit Sauerstoffgas zu vereinigen, verbesserte das Feilbrod, gab sich noch in den letzten Tagen seines Lebens mit Untersuchungen über sonstige Brennpiegel ab, und zuletzt mit Forschungen über das

Ammoniten nach ägyptischer Weise. Das, was er ausstellte bei den großen Induftrieausstellungen zu Mailand, wurde stets so scharfsinnig und zweckmäßig erfinden anerkannt, daß ihm öfters die höchsten Ehrenpreise, außer dem ernährten goldenen, zufließen, und er selbst zu dem Auspruch erwählt ward, der über ihre Vertheilung entschied. Die Klarheit seines Vertrags, die ihm auch in der schriftlichen Abtheilung eigen war, trug sehr dazu bei, seine Belehrungen fruchtbringender zu machen. Selbst in den ins Zeugnis übersehten Abhandlungen über die Damasceneringen, über die Unsicherheit der Combinationen schloß er, welche die „Annalen des k. k. polytechnischen Instituts“ aufnahmen, hatte man sich nicht mehr anerkant. Er wurde aber bald ein Opfer seines Eifers. Die zum Theil gefahrvollen Versuche, die er anstellte, setzten ihm eine Verletzung zu, der er nach 15 monatlichem Leiden erlag. (*S. Blätter für liter. Unterhaltung*, 1830, 1831, Nr. 53. S. 212.) (*H.*)

**CROCODILUS** (*Reptilia*) *κροκόδειλος* *ῥ*. Et cetera, Vanger eidechse; ein fast in alle Sprachen der civilisirten Völker unüberdacht angenommener Name, nne im Italischen *Coccodrillo*. — Das Reptil, welches Linné (*Syst. Nat.* ed. XII.) unter dem Namen *Lacerta Crocodilus* auführte, ward von dieser Gattung zuerst durch Gronov getrennt, und gab in den neuern Zeiten nicht bloß *Cuvier* Veranlassung, die schon früher von Laurenti (*Synops. Reptilium* p. 53.) begründete Gattung *Crocodilus* anjanzehmen, sondern sie auch als eine eigene Familie *Crocodyli* (*Crocodyli* — *Crocodylini*, *Oppel*) an die Spitze der Saurier (*Eidechsen*) zu stellen. Anderen Naturforschern schienen aber diese Thiere so bedeutend von den Eidechsen abzuweichen, daß sie dieselben zu einer eignen Ordnung oder Abtheilung der Reptilien erhoben, welche *Latrille* *Eurydosauri*, *Merrem* (und nach ihm *Siginger*) *Loricata* (*Panzer*: *Pholidoten*) nannten.

Die Kennzeichen dieser Gattung mit ihren drei Untergattungen (oder mit andern Worten der Familie *Crocodyli*) sub nach *Cuvier* (*Regne animal*, Ed. 2. t. II. p. 17.) im Allgemeinen folgende. Die hierher gehörigen Thiere erreichen in der Regel eine bedeutende Größe, der Schwanz ist zusammengerückt, an den vordern Füßen fünf, an den hintern nur vier Zehen, von welchen an jedem Fuße nur die drei innern mit Klauen versehen sind, alle mehr oder weniger durch eine Schwimmhaut verbunden; in jeder Kinnlade nur eine Reihe spitzer Zähne; die fleischige, platte Zunge ist bis nah an den Rand des Kiefers, kann deshalb nicht vorgestreckt werden und hat aus diesem Grunde den Alten Veranlassung zu der Fabel, gegeben, daß sie gänzlich mangle; die männliche Kuthe einfach, der After eine längsgehende Rinde; Rücken und Schwanz sind mit großen, hornartigen, sehr starken, in der Mitte keilförmig erhöhten Schildern besetzt, und über den Schwanz läuft ein gezähnter, an der Basis doppelter Kamm. Die Bauchschilde sind vieredig, dünn

1) Dieser griechische Name kam ursprünglich einer in Griechenland einwohnenden Gattung zu, ward aber später von den Griechen dem *Microcetus* beilegt. *Herodot.* lib. II.

und glatt. Die halbmondförmigen Nasenlöcher stehen am Ende der Schnauze auf deren Oberseite, können durch Klappen geschlossen werden, und von ihnen geht ein langer, schmaler Kanal durch Gaumen's (os palatinum) und Kiebeln (os sphenoidaleum), der sich hinten in der Mundhöhle öffnet. — Die Unterkiefer verlängert sich nach hinten über den Schädel hinaus, und es gewinnt hierdurch das Ansehen, als sey die obere Kinnlade beweglich, wie auch die Alten glaubten, doch beweist sie sich nur mit dem ganzen Kopfe. — Das äußere Ohr ist durch zwei Klappen verdeckt. Das Auge ist außer den beiden Lidern, auch noch mit einer Nickhaut versehen. Hinter der Kehle finden sich zwei kleine, zu Weisen führende Öffnungen, aus welchen eine stark nach Moschus riechende Feuchtigkeit abgesondert wird. — Die Halswirbel stützen sich durch kleine falsche Rippen auf einander, durch welche lehrere die Seitenbewegung des Kopfs erschwert wird. — Von allen Säugethieren sind die Crocodile die einzigen, denen die Schinselfalten fehlen, aber die tuberculirteknabelförmigen Fortsätze (processus coracoides) legen sich, wie bei den andern an das Brustbein an. Außer den wahren und falschen Rippen finden sich noch andere, welche den Linters leib schützen, sie reichen nicht bis an das Nierengrät herauf und scheinen durch eine Verknöcherung der Sebnen der gesunden Bauchmuskeln entstehen zu sehn. — Die Lungen erstrecken sich nicht bis in den Unterleib; Ausfallsfasern, welche an dem Theile des Peritonaeum liegen, welcher die Leber umhüllt, geben eine Art von Zwerchfell ab, durch welches, sowie durch das dreieckigere Herz, in welchem das Blut, welches aus der Lunge kommt, sich mit dem des Körpers nicht so vollständig wie bei andern Reptilien vermischt, die Crocodile sich in ihrer Organisation einigermaßen den Thieren mit warmen Blute nähern. — Die Nasenhöhle (Cavitas tympani) und die apophyses pterygoideae derselben sind, wie bei den Schildkröten, mit dem Schädel verbunden.

Die Crocodile waren schon den ältesten Schriftstellern ziemlich genau bekannt, denn das Nilcrocodile ward ja in Ägypten göttlich verehrt. Ob sie aber wirklich schon zwei Arten unterschieden, darüber sind die Meinungen sehr theil, und es ist dies auch wirklich ziemlich gleichgültig. Wichtiger für die Geschichte der Gattung sind die spätern Schriftsteller. Linné führte bloß eine einzige Art auf, seine *Lacerta Crocodilus*, obgleich schon sein Zeitgenosse Gronovius das eigentliche Crocodile, das amerikanische, das aus dem Ganges und ein viertes aus Ceylon unterscheidet. Auch Laurentius führte vier Arten auf, vergaß aber des Gaviols und Adamson's schwarzen Crocodile zu gedenken. Gmelin (*Linnéi Syst. Nat. ed. 13.*) führte drei Arten auf, *Lac. Crocodilus*, *Gangetica* und *Alligator* (der Caiman), ebenso viele zählte Bonnas terre. Auch Lacépède beschränkt nicht mehr als vier Arten. Schneider bezeichnete neun Arten, von denen indessen einige doppelt aufgeführt. Erst durch C. Eschscholtz kam Licht in das Chaos der Crocodile-Arten. Er unterwarf alle ihm zu Gebote stehenden Exemplare einer

vergleichenden Untersuchung (*Annales du Muséum d'Hist. nat. X. p. 1.* [1807]), berichtete die eingeschickenen Irrthümer früherer Systematiker und zählte zwölf Arten auf, welche er in seinem neuesten Werke (*Le regne animal. ed. 2. tom. II. p. 17.* [1829]) nicht weiter vermehrt, sondern nur die zweifelhaften Arten *Geoffroyi* und *Anderseni* um der Vollständigkeit willen mit aufgeführt hat. Dorsy de St. Vincent, diese alle annehmend (*Dictionnaire class. d'Hist. nat. V. Art. Crocodile*), steigert die Anzahl der Arten bis auf 16, ohne der neuen Art *Eschscholtzi* zu gedenken.

Die Crocodile sind die größten Eidechsen-Arten, wie weiter unten erheben wird, sie zeichnen sich von allen namentlich durch die Beschaffenheit ihrer Haut mit hie und da verticillirt stehenden Schüldern aus, deren Stand, Stellung und Zahl sich als eines der wichtigsten Merkmale zur Unterscheidung der Arten erweist. Zur Unterscheidung der Gattungen dienen vorzugsweise auch die Zähne und namentlich die Eigenthümlichkeit, daß manche der Unterkieferberge in Lücken der Oberkinnlade vorsehen, daß sie bei geschlossenen Kiefern gar nicht sichtbar sind. Wie bei den Reptilien überhaupt, so dienen auch bei den Crocodilen die Zähne bloß zum Erfassen und Halten der Beute. Sie haben keine eigentlichen Wurzeln, vielmehr mit Ausnahme der jüngern, noch nicht gewechselt (vergl. unten C. *Sclerops*), sie ragen mit der Basis ihres Schafts auf dem Rande der Zahnhöhle, aus welcher sie hervorstehen, sind im allgemeinen kegelförmig und sitzen bloß in den Kiefern und Gaumenknöcheln. Wechselläufig sind sie noch dadurch, daß zum Behuf des Wechsels anfangs immer zwei, wie Tuten, in einander stecken, ja *Reptus* (*Animad. circa Crocod. Lond. 1797. p. 12.*) will deren sogar drei gefunden haben. Nach Cuvier (*Annal. du Mus. d'Hist. nat. XI. p. 14.*) bleibt die Anzahl der Zähne sich in jedem Alter gleich, d. h. das Junge aus dem Elterliche hat ebensoviele, als das Es erwachsen von zwanzig Fuß Länge, nur mit dem Unterschiede, daß allmählich die hintern etwas durch das Zahnfleisch verdrängt sind. Die Art, wie die Zähne sich beim Wechsel eruegen, weicht von der bei den Säugethieren in mehrfacher Hinsicht ab. Die Zahnpapeln nämlich, in der sich die erste kleine Schale des Wechselzahns erzeugt, ist nicht wie bei den, in einem eigenen Saume im Innern des Kieferknochens einzuschließen, sondern sie sproßt geradwärtig aus dem Bruch der Höhle desjenigen Zahns, den sie ersetzen soll. Diese kleine Hülle befindet sich Anfangs an der innern Seite der Wurzel des bereits vorhandenen Zahns, sie veranlaßt hier eine Ausbuchtung, nimmt immer an Ausdehnung zu, bringt endlich in die Höhlung des vorhandenen Zahns und zerstört den in denselben befindlichen markigen Kern, welchem seiner sein Wachsthum verdankt. Deswegen findet man bei den Crocodilen bergleichen mehr oder weniger entwickelte, junge Zähne auch in jedem Alter. Ein solcher Zahnwachsthum scheint dieses statt zu finden und ist wol die Veranlassung, daß die Crocodile immer frische und spitze Zähne haben, welche bei den alten ebenso wenig abgenutzt sind, als bei den jungen. In Folge dieser Art des Wachstums sieht man manchmal den jungen Zahn noch von Ringen des

2) Siehe die genauern Angaben dieses Mechanismus weiter unten.



ältern, durch ihn absprenghen und verdrängen umgeben und findet bei sogar bei fossilen Schädeln.

Was die Skelettbildung der Crocodile betrifft, so geraden wir nur des besonders Werthwüthen derselben.

Der eigentliche Schädel ist im Vergleich mit dem ganzen Kopfe unterhältnismäßig klein, seine Höhle um mittelbare Fortsetzung des Wirbelskanals; das Hinterhauptloch, mit einem einfachen, unteren Gelenkhöhlen versehen, liegt an der hintern, gerade abgeflachten Fläche des Hinterhauptes. Die Stirnbeine (Stirndrinne) (Soffro's) sind zu einem Stücke verwachsen, und neben denselben führen zwei runde Öffnungen zu den Schläfenhöhlen, welche durch einen runden Fortsatz von den Augenhöhlen geschieden sind. Das Stirndrin ist nur eine einfache Platte. Am Keilbein, dessen vorderes Stück vom hintern geschieden ist und in die Augenhöhlen hereinragt, finden sich große und kleine Kiefergelenke, und seine Processus pterygoidei sind sehr breit, legen sich an die vordern Gaumenbeine und bilden eine breite Platte, in welche sich unten der sehr lange Nasenkanal nach hinten öffnet. Von den Schläfenbeinen erscheint auf der obern Schädelhälfte nur ein flacher Teil als Schuppenbein (pars squamosa), ein ebenso kleiner umschloß, als Zehnenbein (pars petrosa), die Gehörknöchel; der größere Theil, nach unten nach hinten gerichtet, dient zur Aufnahme des Unterkiefers. Die Antirrhinen sind bei jüngeren Individuen länger, bei erwachsenen mehr in die Länge gezogen. Sie bestehen aus folgenden einzelnen Knochen. Am Siebbein erscheinen zwei Knochenstücke unter der vordern Spitze des Stirnbeins, welche einen Ring für den Durchgang des Ringerne bilden. An diesen stoßen nach außen die Tränenbeine mit dem Tränenkanal. Nach vorn reihen sich die breiten mit den Zähnen besetzten Oberkiefer und Unterkiefer an, sowie die Nasenknochen. Am der Spitze des Oberkiefers oben steht die vordere Öffnung des engen und langen Nasenkanals, welcher etwas weiter nach hinten durch zwei dünne, röhrenförmige Knochen in zwei Kanäle getheilt wird, welche nach unten durch die Gaumenbeine geschlossen sind, die nach hinten an die schon erwähnten processus pterygoidei (interni) stoßen. Die Jochebeine endlich umgeben nach unten die Augenhöhlen, verbunden sich nach vorn mit dem Tränenbein, nach hinten mittelst dreier Fortsätze mit dem Scheitel, Schläfen- und hinteren Gaumenbein. Der Unterkiefer, welcher bei den erwachsenen Individuen fast so groß ist, als der Oberkiefer, besteht aus zwei Ästen, die wieder aus mehreren (6-7) Knochenstücken zusammenzusetzen sind, und hat hinter seiner Gelenkhöhle einen starken, fast hakenförmigen Fortsatz. Der Knochenaufbau des Crocodilkopfs ist besonders auch noch in der Hinsicht merkwürdig, weil er in mehrern Betracht bedeutend von dem der andern Eidechsen abweicht. — Was das übrige Skelett der Crocodile betrifft, so zählt man an ihnen sieben Halswirbel, zwölf Rücken-, fünf Lenden-,

zwei Kreuz-, und dreißig bis sechsunddreißig Schwanzwirbel. Diese letztern haben an ihrer untern Fläche einen nur durch Knorpel angehefteten Dornfortsatz. Das dreitem Querfortsatz der Kreuzwirbel dienen zur Unterstützung der Hüftbeine. Von den zwölf Paar Rippen sind die vier ersten mit zwei Ästen in zwei Querfortsätze der Wirbel eingelenkt. Die beiden ersten und letzten Paare sind falsche Rippen, indem sie nicht mit dem Brustbeine verbunden sind, die letztere dagegen verlängert sich bis zu den Schambeinen, und hat fünf Paar cylindrische Knorpelbogen, welche die Vorderfläche des Bandes unterstützen. — Der Oberarmknochen ist fast wie dem Menschen gebildet, Handwurzelknochen sind vier, Mittelhandknochen finden sich fünf, der Daumen hat zwei, der zweite Finger drei, der dritte und vierte vier, der fünfte Finger nur drei Glieder. — Was das Becken betrifft, so legt sich das Darmbein mit einem breiten Rande an die Kreuzwirbel; das Schambein, fast wie ein Schlüsselbein gestaltet, schließt mit dem der andern Seite die Vorderwand des Beckens. Das Schambein aber, mit dem Schambein nur beweglich verbunden, nimmt das hintere Ende der knorpeligen Daumrippen auf. — Als Fußwurzelknochen finden sich außer dem Ferren und Sprunggelenk noch drei Knöchelchen. An dem innersten Mittelfußknochen stehen zwei, am zweiten drei, am dritten und vierten vier Zehnglieder. — Was das Gehirn und Hirnvenen des Crocodile betrifft, so fand Carus (Zoolog. S. 215) sie in einem jungen Crocodile bedeutend groß, das kleine Gehirn war mehrmals in die Quere gestaltet, und unter demselben zeigten sich deutliche kleine Ganglien am Ursprunge des Hirnerven zu beiden Seiten der vierten Hirnhöhle. Nach demselben Anatomen scheint das Hirn bei den Crocodilen, wie überhaupt bei den Amphibien, früher zu wachsen aufzuhören, als der gesamte Körper, indem er auch bei sehr großen Crocodilen die Schädelhöhle doch nicht bedeutend vermehrt fand, als bei kleinen, wo sie das Hirn ausfüllt genau umschloß. — In Bezug auf die Sinneswerkzeuge ist besonders die Entwicklung des Gehörganges zu bemerken. Es findet sich nämlich an dem genau von Knochen umschlossenen, mit drei kreisförmigen Kronen versehenen Labirynth deutlicher, als in andern Eidechsen, ein unregelmäßiger, veränderter gebogener Gang, dessen Inneres durch eine Querwand in zwei Gänge geschieden ist, von welchen der eine in den Vorhof, der zweite mittelst eines kleinen, durch Häute verschlossenen Lochs in die Paukenhöhle mündet; welcher Anfang nach Lage, Bildung und Öffnung als erste Anlage eines Schneckens zu betrachten ist. Das Trommelfell ist aufwärts gerichtet. Besonders auszeichnet sich aber die Entwicklung einer Art von äußern Ohr, in Gestalt zweier fleischiger Lippen. — Das Auge der Crocodile ist noch durch eine besondere Rückwand, oder drittes Augenlid, im vordern Augenwinkel befindlich, beschützt, welches mittelst eines besondern, um den Augäpfel laufenden Muskel über jenen gezogen werden kann. Die Pupille ist eine senkrechte Spalte und die Lichtfortsätze sind schon entwickelt. — Was die Verdauungswerzeuge (im weitern Sinne) der Crocodile betrifft, so finden sich in dieser Hinsicht manche Merkwürdigkeiten bei denselben. Von den Zähnen und den Kieferknochen war

3) Vergl. darüber die interessanten Nachweisungen in Carus den Wirbeln der Knochen- und Schlangenglieder. Archiv 1840, fol. S. 141 f. und in der Zeitschrift 1842, S. 1105. — Davon hier ein Malteser beizubringen, würde zu weit führen.

schon oben die Nase, weshalb diese hier übergangen wurden. Der Jungencorperl ist mit einem platten, schiffs förmigen Körper und zwei gebogenen Seitenflähen versehen, die Junge selbst ist sehr groß und füllt fast den ganzen Raum zwischen den Ästen des Unterlaufers aus, ist auf dem Boden der Mundhöhle aufgewachsen und mit einer dicken, rautenförmig gefalteten Haut überzogen, hinterwärts aber in einem freien, ansehnlichen, die Stimmrinne zum Theil bedeckenden Röhren geröhrt. Es ist wohl auch eine Art von Gaumensegel, doch ohne Wulst bemerkt worden (Zootomie S. 372). Besonders merkwürdig ist aber die Art, wie die Crocodile ihre Kiefern bewegen, obwohl die Untersuchungen darüber noch nicht als abgeschloffen betrachtet werden können. Wir haben oben schon der Meinung der Alten über diesen Gegenstand gedacht, einer Meinung, welche, wie Geoffroy gezeigt hat (Annales du Mus. d'hist. nat. N. p. 40 folg.), von den Neuern ohne genügenden Grund ganz verworfen worden ist. In der That ist auch, wie dieses Anatom bemerkt, der Kopf des Crocodils ganz paradox, im Vergleich mit dem Kopfe anderer Thiere; denn die Theile, welche sonst festlich zu liegen pflegen, wie die Wangen und die Organe, welche die Kiefern bewegen, sind bei den Crocodilen ganz nach hinten gedrängt, und man kann mit einigem Rechte sagen, daß ihr Schädel eigentlich nur aus zwei Kiefern besteht. Weitere Abweichungen finden in der Hinsicht statt, daß 1) die Unterkinnlade um ein Sechstheil länger ist, als die obere mit dem Schädel; 2) daß die Unterkinnlade eine Seitenhöhle mit doppelter Abflachung zeigt, in welcher die Fortsätze des Schläfenbeins gliben; 3) daß der Beckenknochen des Hinterkopfs mit den vier Beckenknochen der Schläfenbeine in einer Linie liegt, und daß 4) die beiden Kiefern gar keine Seitenbewegung haben. Was man endlich ausdrücklich für den eigentlichen Schädel zu halten meinen dürfte, auf die Wölbung abtend, welche bei andern Thieren den Schädel vertritt, so besteht dieselbe bei den Crocodilen, welche sehr umfangreich sind. Nun liegen aber die starken, an der festlich fast unbeweglichen Halswirbelsäule befestigten Muskeln den Kopf in einen Winkel von 45° in die Höhe, und diese Bewegung wird noch durch die sehr dünne Haut unterstützt, welche die Verbindungsstelle des Schädels mit dem Hals bedeckt und annehmend dünn und biegsam ist, dagegen die Linien des Schädels aus einer rinnenförmigen, wenig biegsamen Haut umschlossen ist. Wenn man aber nun auch eine Muskelschicht voraussetzt, die im Stande wäre, die Unterkinnlade nach unten zu ziehen, so würde dabei doch schon die Haut hinderlich seyn. Außerdem ist die Unterkinnlade auch in dieser Bewegung noch durch ihren hinteren Theil gebemt, denn ihr langer Fortsatz hinter dem Gekiele bewegt sich dann in einem Bogen gerade an der Stelle, wo ein flaches Schild das Aufsteigen der Fortsätze beugt, hindert, daß es so, obwohl nicht ganz unmöglich wird. Ubrigens sind bloß zwei schwache Muskeln zum Niederrücken der Unterkinnlade bestimmt. — Der Magen des Crocodils ist groß und muschel, und in der Gegend des Nabels ein eigenenthümliches befriedigendes Phänomen ist sich eine eigene kleinere Abtheilung unterscheiden. Der Dünndarm ist, nach Cuvier, oberwärts auf seiner innern Fläche mit

kleinen Zotten, unterwärts mit einer Drüsenrinne besetzt. — Was die Respiration, und Stimmorgane der Crocodile betrifft, so öffnet sich die Kehle in eine Längsspalte, welche weit hinten liegt und vom Zungenrande etwas bedeckt wird. Wenn jetzt sich am Kehlofne eine große, spitzige Knorpelplatte, als Spur eines Schildeknorpels. Die Lungen, doppelte, feilige Eide, liegen nicht so weit nach hinten, aber die Leber bedeckt, wie bei andern Säugethieren der Reptilien, sondern mehr im Thorax. Höchst merkwürdig ist aber noch ein eigenenthümliches Athmungsmechanismus. Aus der Peritonialhöhle gehen nämlich zwei Kanäle gerade in die Cloake, und da sie keine Klappen haben, so kann durch sie jede Flüssigkeit aus der Bauchhöhle und in diese hinein treten. Bei dem männlichen Crocodile gehen von diesen Kanälen noch zwei Zweige, jederseits einer, an die Niere und endigen blind unter der Eichel. Aber den Zweck dieser Kanäle spricht sich Geoffroy, der Entdecker derselben, folgendermaßen aus: „Das Crocodile besitzt eine Lunge, welche viel vollkommener ist, als die irgend eines andern Reptils, in dessen wie die Energie dieser Thiere durch den Lungenathmungsproceß nur wenig gesteigert. Auf dem Lande, wo nur dieser Saft findet, ist es für sich, seinen Kräften gleichsam mitleidend; es sieht, daß der selben seiner Wirksamkeit nicht entsprechen würden. Aber im Wasser wird es so gleich ein ganz anderes Thier; seine Energie ist außerordentlich, sein Schwimmen eifrig. In diesem Elemente entwickelt es das Feuer und die Kraft des Schwans, alle Energie eines Thieres, welches mit einer sehr vollkommenen Respiration begabt ist. Wie Feuerkraft, alle Muskelthätigkeit hängt aber vom Athmen und dessen Wirkungen ab. In dessen kann das Crocodile eine solche Steigerung seiner Activität nicht durch den Lungenathmungsproceß erreichen, welches eines Theils zu einem solchen Zwecke nicht vollkommen genau organisiert ist, auf der andern Seite aber im Wasser eine Unterbrechung erleidet. Hier treten nun die Hilfsorgane in Function — und das Crocodile athmet im Wasser mittelst einer Organisation, welche derjenigen der Holothurien sehr ähnlich ist, indem alle Blutgefäße des Unterbaues zu den Wirkungen des Athmungsproceßes mit beitragen müssen. Durch die gedachten beiden Kanäle tritt Wasser in die Bauchhöhle. Wie wir ebenfalls oben schon gesehen haben, besitzt das Crocodile, außer dem eigentlichen Brustbein, auch ein anderes am Unterleibe, jeder dieser Knochen mit seinen Muskeln weist aber seinerseits bei dem Athmungsproceß, das eigentliche Brustbein auf dem Lande, das am Lande liegende im Wasser. Ohne die Entdeckung dieser Kanäle konnte man die Gewohnheiten des Crocodils nicht begreifen, es entwirrte im Wasser die Activität eines warmblütigen Thieres, und sie sehr wußte man doch nicht, wie dies möglich, da man eine Organisation, bei welcher dies möglich, nicht konnte. Die Peritonialhöhle vertritt hier gewissermaßen die Stelle einer zweiten Luftröhre, indem sie das Respirationselement in eine andere Art von Respirationshöhle führen.“ — Lescar

\*) Annales des Sc. nat. Xill p. 154. 5) Genes de l'histoire naturelle des Mammiferes. Paris 1823. Tome III. p. 206.



wird auf diese Weise der Zweck des Nahrung erfüllt, und man darf annehmen, daß hier schon eine Art des Wassers achtung statt findet und das Blut den nöthigen Sauerstoff aus dem Wasser aufnimmt. (Vergl. auch Caeus Zoologie S. 562). — Die Leber ist, der Form nach, der menschlichen ähnlich, als die anderer Reptilien; die Gallenblase liegt an der concaven Fläche derselben, und Gallenabgang und Lebergang senken sich theils getrennt, theils verbunden, in den Darmkanal; die kleine idiosyncratische Milz liegt am Grunde des Magens. — Die Bauchspeicheldrüse fand Caeus zwischen den Blättern des Gefäßes an der ersten Krümmung des Darmkanals, und den Ausführgang bemerkt Cuvier als doppelt. — Die Nieren sind, wie bei den Schlangen, doch in weniger deutliche Lappen getheilt. — Was das Gefäßsystem betrifft, so ist das Herz am Herzhaut durch ein lebhaftes, von der Spitze ausgehendes Band befestigt. Die Herzkammer ist, nach Cuvier, in drei anastomosirende Zellen getheilt, dergestalt, daß das Blut der Hohlvenen aus der rechten Herzkammer in die zwei rechten, untern, verbundenen Herzzellen tritt, aus welchen die Lungenarterie und die linke abfließende Aorte entspringt, dagegen das Lungenvenenblut aus der linken Vorammer in die linke obere, von den vorderen nicht abgetrennte Herzkammer sich erhebt, aus welcher der rechte Aorten-, Karotiden- und Arterienstamm entspringt. — Den Oehlus sah Hewson nicht, da er bei andern Reptilien vorsehellig ausgetrocknet wird. — Hinsichtlich der Geschlechtsorgane findet man Weibchen und eine einfache Kiste. — Ueber die Entwicklung der Crocodile im Ei sind noch keine Untersuchungen vorhanden, doch bemerkt Caeus, daß er bei einem jungen, wahrscheinlich erst aus dem Ei geschlüpften Crocodile den Dottersack noch sehr groß und gefüllt in der Bauchhöhle liegend und deutlich mit einer Darmlinbung verwaachsen fand. —

Die Crocodile leben im Allgemeinen nur am und im Süßwasser, ob man gleich behauptet, daß sie auch ins Meerwasser gehen. Sie halten sich an großen Bächen, Flüssen, Erdseen, Seen u. s. w. auf, und bringen die meiste Zeit im Wasser zu, meist so darin liegend, daß nur die Schnauzenspitze und die Augen über den Wasserspiegel hervorragen. Außerdem ruhen sie auch am Ufer auf trocknen Stellen, oder auch auf Steinen und Felsen über der Wasseroberfläche. Besonders sonnen sie sich gern nach einem kühlen Fröh. In der heißen Zone und in weniger menschenreichen Gegenden sind sie oft so zahlreich, daß man kaum begreift, wo sie ihre Nahrung hernehmen. In den kälteren Zonen, oder in jenen, welche eine Art von Winter, die sogenannte Regenzeit, haben, sollen die Crocodile während desselben schlafen, wenigstens verhielt sich Humboldt bei dem Crocodile am Orinoco. Auf dem Lande sollen die Crocodile, wenigstens die erwachsenen, langsam und unbehilflich sein, und schon den Alten war es bekannt, wie schwer ihnen das Umwandeln wird. Ihre Verbreitung beschränkt sich auf die heißen Zonen, woselbst der Menschenfressen und nur wenige Grade weiter nördlich. Sie sollen im Allgemeinen in den bewohnten Gegenden weniger wild und gefährlich sein, ob es gleich viele Ausnahmen von dieser Regel geben möchte.

Die Nahrung der Crocodile ist animalisch, doch verschlingen sie auch Kiesel und andere Steine in Menge, vielleicht zur Beförderung der Verdauung. Sie sind ungeheuer gefräßig und rauhstichtig, und verschlingen selbst den Menschen nicht, der ihnen nicht selten zur Beute wird. Außerdem werden sie den Augenbieren gefährlich, welche die von ihnen bewohnten Wasser zu durchschwimmen haben oder in denselben tranken. Sie verschlingen aber auch todte Thiere und deren Theile nicht. Nähere Angaben hierüber kommen bei den einzelnen Arten vor.

Was die Fortpflanzung der Crocodile betrifft, so soll bei der Begattung das Weibchen auf dem Rücken liegen. Es legt dann seine Eier an sonnige Stellen, scharrt sie etwas ein und bewacht sie, wie Hippel wie wenigstens vom Nilecrocodile, Audubon dem Alligator erzählt. Zur Zeit der Brunnst erhebt sich der Wochsgeruch der Männchen. Eier und Junge sind vielen Gefahren ausgesetzt; jene werden von mehreren Thieren aufgesucht und ausgefressen, auch von Menschen benutzt; diese werden von größten Fischen u. s. w. verfolgt. Sie sollen sehr langsam wachsen, so, daß gefangene in zwei Jahren von 6 Zoll erst zu 20 Zoll heranwachsen. Man schreibt doch wegen dem Crocodile ein sehr langes Leben zu. Wenn eigentlich sein Wachstum in Bezug auf Fortpflanzung vollendet, ist noch unbekannt; ebenso weiß man nicht, ob es nach dieser Periode noch fortwächst, was fast annehmbar scheint, wenn die Angabe der Alten von 60 Fuß langen Crocodilen richtig ist, wie wohl zu glauben, denn da es von dieser Größe jetzt keine mehr gibt, so müssen die jetzigen, im gedachten Sinne, lauter unausgewachsene und also zur Fortpflanzung untauglich sein, was nicht der Fall ist.

Von dem Nutzen der Crocodile ist wenig zu sagen. Von den alten Ägyptern wurden sie göttlich verehrt (siehe den Art. Suchus). Der König von Saba, in Afrika, soll zur Pracht Crocodile in Teichen ernähren. Unter Kaiser August wurden sie mit bei den Thiergefesten gebraucht. In ihren Eingeweiden soll man auch Zeigore gefunden haben. Die Leber und die submeritischen Milz den esen ihr Fleisch, denogen und wegen ihres Schattens wird überall auf diese Thiere Jagd gemacht. Der letztere ergibt sich aus ihrer Nahrung und wird dessen, sowie des Gangs bei den einzelnen Arten gedacht werden.

Zu leichterer Übersicht und bei den auffallenden Verschiedenheiten der einzelnen Arten hat Cuvier dieselben in drei allgemeine untergeordnete Untergattungen zusammengefaßt.

**I. S. Gaviola (Gaviola Oppel).** Die Schnauze ist dünn und sehr in die Länge gezogen; die Zähne fast gleich groß; die vierten der Unterinnablie liegen bei geschlossenem Kiefer nicht in Höhlen des Oberkiefers, sondern nur in Ausbuchtungen desselben; die hinteren Fische sind am äußeren Rande gezähnt, und die C. vinnabnat derselben reicht bis an die Zehenpitzen; in den C. Schärfer stehen hinter den Augen zwei große Löcher, deren Vorderrand man durch die Haut hindurch bemerkt. Die Arten finden sich nur auf dem alten Continente.

II. Eigentliche Crocodile (*Crocodylus*, *Cuvier*, *Oppel*, *Champse*, *Alcoren*). Die Schnauze ist länglich und platt, die Zähne sind ungleich, die vorderen des untern Kinnlades liegen bei geschlossenen Riefen in Ausbuchtungen der obern Kinnlade; übrigens kommen sie in allen Kennzeichen mit den Arten der vorigen Unterartung überein und finden sich sowohl auf dem alten als neuen Continent.

III. Galmans (*Alligator*, *Cuvier* et *aliorum*). Die Schnauze ist breit, stumpf, die Zähne sind ungleich und die vorderen des untern Kinnlades treten bei geschlossenen Riefen nicht in Ausbuchtungen, sondern in eigentliche Zahnhöhlen der Oberkinnlade; die Zähne sind nur halbe Schwimmsfische und am Rande ungetrübt. Mit Sicherheit kann man sie nur in Amerika vorbereitet annehmen. — Wie lassen nun nach dieser Einteilung die Arten folgen.

### 1. Gavial.

1) *C. gangeticus* L. ♀. Das Gangescrocodil, oder große Gavial. — Kennzeichen: der Schwanz ist so lang als der Körper, im Genick stehen sechs Schilde, im Rücken drei Reihen Querschilde, eine große knorpelige Vorragung umgibt die Rückenfläche, nach hinten sich ziehend. — Diese Art ist nicht die einzige im Ganges, wie der Name vermuthen läßt. Es gibt in diesem Flusse auch andere, welche dem gemeinen Crocodile ähnlich sind, was schon die Alten wußten, denn *Alban* (*Lib. XII. cap. 41.*) sagt: „der Ganges ernährt zweierlei Arten von Crocodilen, von denen die eine sanfter, die andere grausamere Natur ist.“ Und wirklich lebt der Gavial nur von Fischen, und ob er gleich eine bedeutende Größe erreicht, so wird er doch den Menschen nie gefährlich. Von *Schäfer* ♀, welcher beide Arten im Ganges beobachtete, vermerkte dies, wenigstens *Cuvier*, als Thatsache. Der Gavial scheint sich aber nicht bloß im Ganges, sondern auch in den benachbarten Flüssen aufzuhalten. — Die Schnauze desselben ist fast eiförmig, gegen das Ende etwas aufgeschwollen, an der Basis erweitert. Diese Erweiterung findet nach ganz eigenthümlich am Kopfe, besonders nach hinten statt; der Querdurchmesser ist 2 und  $\frac{1}{2}$  Mal in der ganzen Länge enthalten; aber die Länge des Schädels, vom vorderen Rande der Augenhöhlen gemessen, ist 4 und  $\frac{1}{2}$  Mal in der ganzen Länge enthalten. Die obere Kinnknochenplatte, hinter den Augenreihen, bildet ein rechteckiges Viereck, welches um  $\frac{1}{2}$  breiter, als lang ist. Die Augenhöhlen sind mehr breit als lang, und der Raum, welcher sie trennt, ist breiter, als sie selbst. Die Höhle im Schädel hat größer, als an irgend

einer andern Art, selbst größer als die Augenhöhlen, und wie diese mehr breit als lang. Sie werden selbst gegen den Grund kaum enger. Die Länge der Schnauze verhält sich zum Körper wie 1 zu 7 $\frac{1}{2}$ . Cuvier zählt im Unteren hier auf jedes Seite 25 Zähne, im obern 28, im Ganzen also 106. Hinter dem Kopfe befinden sich nur vier kleine Schilde, dann kommen vier Querreiben, welche in die des Rückens übergehen. Alle diese Schildereihen finden sich ebenso bei der folgenden Art ♀.

Über das Gangescrocodil gibt *Abel* *Classe* einige eigenthümliche Bemerkungen (*Edinburgh Journal of Science*, April 1828, p. 359). Er hatte Gelegenheit, ein schon einige Tage todttes Exemplar von 18 Fuß Länge zu untersuchen. Die Eingebornen nennen es *Eunmeer*. Die Beschreibungen der bis jetzt bekanten Arten wollten nicht recht passen. Die zwei innern Seiten der Vorderfüße waren ganz frei, sowie die innere Seite des Hinterfüße. *Abel* *Classe* Beobachtung richtig und nicht vielleicht dieser Umstand ein Merkmal des Zufalls (die Fäulnis könnte die Schwimmhaut zerstört haben), so hätten wir nicht allein eine neue Art, sondern die Kennzeichen der ganzen Familie unterliegen einer Veränderung. — Ubrigens fanden sich im Magen dieses Individuums die Reste des Körpers einer Frau mit einem Kinde, eine ganze Kasse und die Reste eines Hundes und eines Schöpfes.

2) *C. tenuirostris* *Cuvier* ♀, der kleine, oder dünnrüsselige Gavial. — Kennzeichen: Der Schwanz mißt nur drei Vierteltheile der Körperlänge, im Genick und im Rücken zwei Paare Schilde. — Der Schädel ist in Beziehung auf die Schnauze länger und schmaler, als beim großen Gavial. Die Länge des Schädels, von den vorderen Rändern der Augenhöhlen gerechnet, ist bloß 2 und  $\frac{1}{2}$  Mal in der ganzen Länge enthalten. Die obere Platte des Schädels hinter den Augenhöhlen ist so lang als breit; die Augenhöhlen sind mehr lang als breit, im Verhältnis zum Kopfe größer, als bei der vorigen Art und durch einen schmälern Raum, als jede von ihnen, getrennt. Die Höhle im Schädel ist mehr lang, als breit und in ihrem Grunde sehr verengt. — An Zähnen findet sich ein Paar mehr oben, weniger, oben und unten bei verschiedenen Exemplaren, ihre wahre Anzahl mag aber wie bei voriger Art sein. Die Länge der Schnauze verhält sich zu der des Körpers wie 1 — 7 $\frac{1}{2}$  sie ist folglich länger, als bei dem großen Gavial. Dieser Punkt widerspricht der, sonst nicht ganz abzuweichenen Annahme, daß dieser Gavial nur Ubergroßheit der vorigen sei; denn die Schnauze verlängert sich mit zunehmendem Alter durch die Entwidlung der Zähne. Hinter dem Schädel stehen zwei Paare ovale Schilde, dann kommen vier Querreiben; die erste von zwei großen, die zwei folgenden von zwei großen und zwei kleinen, die vierte von zwei großen Schilde; diese stellt unmittelbar an die Rückensreihen. Alle Schilde haben gleichförmige, wenig erhabene Keile. Die

6) *Ed. Gmelin*, *Locustis gangeticus* p. 1037, mit Aufzeichnung von *Champse* und *Seba*. — *Loc. Crocodilus*, *Edwards Philoz. Trans.* t. 49, pl. 19. — *Gavial Lucipide* *Quadr. exp.* pl. 15. (unvollständig). — Dieser Schriftsteller hat auch den indischen Gavial in die Wissenschaft eingeführt. — *Crocodylus* du Ganges, *Faujas de St. Font Hist. nat. du mont St. Pierre*, t. 46, 47 (1789). — *Croc. longirostris*, *Schneider Hist. Amph.* II. 160. — *C. gangeticus*, *Cuvier Ann. d. Mus. d'Hist. nat.* X. pl. 1, 2. 10. — *Grand Gavial*, pl. 2. 1. 11. — *Grand Gavial*. — *Oppel etc. Naturgeschichte der Amphibien*. S. 14. — *Der Reiger* ist der indische Stammesname, welcher sehr ähnlich Ganges, Nila und Arca, außer diesen drei Flüssen Subiers, dann Bogra, erobert haben.

7) Diese Angabe *Cuviers* ist, indem keineswegs mit der von ihm angegebenen Bildung, nach welcher im Genick durch sechs Schilde, im Rücken drei Querreiben, jede von zwei großen Schilde, steht. — 8) *Annales du Muséum*, I. a. pl. 1. 1. 11, pl. 2. 1. 12. *Faujas l. c.* pl. 48. *Oppel l. c.* t. 15. — *C. longirostris*, *Daudin*.

Zahl der Rückenreihen ist 18. Die doppelten Schwanzfalten reichen bis zur 19ten Schildecke. Cuvier ist nicht gewiß, ob diese Art wirklich eigene Art ist; vielmehr hält er beide für eine, ob er gleich die letztere aufzählt, deren Vaterland nach ihm Indien ist, da sich doch nach Cuvier hierüber Bestimmtes noch nicht sagen läßt.

### II. Eigentliche Crocodile.

*C. niloticus* L.). Das Nil-, gemeine, gewöhnliche Crocodil. — Kennzeichen. Die Schwanz ohne Krallen, im Rücken sechs Schilde und ebenso viele in jeder Rückenstülberreihe. — So genau auch diese Art, das Crocodil vorzugsweise genannt, schon den Alten bekannt war, so viel es auch in Eumilien vorkam, so ließe sich doch erst Geoffroy (a. a. D.) eine gute Abbildung davon und eine genaue Beschreibung, der wir hier folgen. Der Kopf des gemeinen Crocodils ist bald so breit als lang. Die Augen stehen mehr aus einander, als an andern Arten, und der Raum zwischen ihnen ist rinnenförmig ausgebildet, ohne Spur einer Erhöhung. Auch die Schwanz ist nach vorn abwärts flach, die zwei letzten Rückenreihen auf dem Halse sind einander mehr genähert, und die Schilde sind mehr breit als lang; die drei ersten Reihe stehen nämlich in gleicher Reihe von einander. Auf dem Rücken sitzen siebenzehn Schuppenreihen, auf dem Schwanz, soweit er zwei Ränge hat, achtzehn und auf der hintern Hälfte ein und vierzig. Die Schilde der drei Rücken sind durch die Einschnitte ihrer Größe merkwürdig, so wie durch ihre genau viereckige Form und ihre wenig und gleichförmig erhabenen Kiele. Die Farbe ist bronzegrün, schwarz verdeckt sich stellenweise vom Mittelpunkte der Kiele aus, es macht auf der Oberseite der Beine und in den Seiten nur Rinneanrungen und der Bauch ist ganz grün. — Was die Zähne betrifft, so sagt Cuvier (Méthodes pour les osseins, foss., V. 2, p. 30.), daß die ersten Zähne der Unterkiefer in einem gewissen Alter die obere durchbohren. Dagegen streitet aber Wiegmann (Nat. XLII. S. 622.) mit folgenden Worten: „Dies ist aber wol nicht gut möglich, da bereits bei kleinen, folglich jüngern Exemplaren der Crocodile und Gaimans die vordern Zähne des Unterkiefers der Zwischenkeiler durchbohren, wenigstens durchgehende Löcher im Zwischenkeiler vorhanden sind, in welche die beiden Unterkieferzähne eindringen, während es bei sehr großen Exemplaren derselben Art äußerlich solche durchgehende Löcher im Zwischenkeiler nicht zu sehen sind. Bei einem Exemplare des Crocodil niloticus unseres (Berliner) Museums von acht Fuß Länge finden sich durchgehende Löcher im Zwischenkeiler, ja bei einem viel kleineren von 3½ Fuß ebenfalls, während sie bei dem größten Exemplare unserer Sammlung von zwölf Fuß Länge sich nicht vorfinden. Verhältnismäßig ist bei letzteren die Schwanzbreite,

als bei den beiden andern. Bei einem Exemplare des *C. niloticus* Var. (*Sachus* Geoffroy) von drei Fuß Länge ist der Zwischenkeiler ebenfalls durchbohrt. Ein Skelet dieses findet der einem fünf Fuß langen Exemplare des *C. bipartitus* statt, während ein anderes Exemplar derselben Art von mehr als zehn Fuß Länge die Durchbohrung des Zwischenkeilers in hohem Grade zeigt. — Bei einem *C. Lucius* von sieben Fuß Länge ist es nicht der Fall, so auch bei einem *C. elegans* von gleicher Größe. Dagegen sind bei einem Exemplare der letzten Art von fünf Fuß Länge nicht nur die vordern Löcher im Zwischenkeiler durchgebohrt, sondern auch die ersten seitlichen, welche den vierten Zahn des Unterkiefers aufnehmen. Es scheint demnach nicht mit dem Alter des Thieres in Bezug zu stehen und kann nur eine sexuelle oder individuelle Verschiedenheit seyn. Da über das Geschlecht unserer Exemplare keine weiteren Notizen vorhanden sind, so sehe ich mich außer Stande, hierüber eine bestimmte Meinung auszusprechen, hoffe aber, daß die Pariser Naturforscher, denen bei einer größeren Anzahl von Exemplaren, gewiß auch sichere Notizen über das Geschlecht desselben zu fehlen, diesen noch zweifelhaften Punkt einer genaueren Untersuchung werth halten werden.“ — Aber, manche Dunkelheiten in der Naturgeschichte dieses Thieres werden die Beobachtungen Anstalt, welche Lamarck (Journal de Physique 1828. Mai) an einem lebenden ausjessenen Gelegenschaft hatte, welches Exemplar, unangesehen er es nicht genau beschreibt, schon nach der Angabe des Vaterlandes zu dieser Art gehörte. Es war etwa sechs Fuß lang. Man hielt es mit einer mäßigen Menge Wasser in einem Kasten. Die Wärme des Wassers war 10 — 12 Grad über 0 und die Temperatur schien auch die des Thieres zu seyn. Sein Gang war langsam, und seine Bewegungen beim Schwimmen bestanden in einer abwechselnden Bewegung der Hüfte, auf die Art, wie man sie bei den Schildkröten und Salamandern bemerkt. Es war durchaus nicht bössartig und schien Geßallen daran zu finden, wenn man ihm die Kralle stich. Sein Athmen war langsam, unregelmäßig, und schien manchmal 20 — 30 Minuten lang aufgehoben. Die Bewegung der Nase, höher und der salzig knurrenden Erhöhung, welche denselben als Dedel dient, waren mit denen der Repiration isochronisch. Der Mechanismus dieser Functionen schien von dem, wie man ihn bei den eigentlichen Eidechsen beobachtet, abzuweichen, und in gewisser Hinsicht eher dem der Egelier (Schildkröten) ähnlich zu seyn. Die Zusammenschließungen, statt unter der Kehle oder am Thorax sich zu zeigen, hatten in den Wängen des Unterkiefers, es war vor den Beckengliedern, statt. Der Sinn des Gesichts schien gut zu seyn, die Iris war grünlich, die muskeltrompete Pupille stand vertical und bedeckte ihre Form, wenn sie sich zusammenzog, was oft geschah, ohne daß eine Veränderung des Lichtes statt hatte. Die Nachbarschaft ward oft bewegte, aber langsam, wenn das Thier gereizt war. Die Ohren waren meist genau durch die Dedel geschlossen. Die Zähne hatten eine Art von Halbbohrlochstruktur, trauten sich beim Schluß der Kiefern und waren, mit Hinsicht der Spitze, außen vollkommen sichtbar. Von den Rippen kann man sagen, daß sie ginzelt man

10) Seebo Thesaur., t. 104. f. 12. Cuvier Annuaire du Mus. X. pl. 1. t. 1. f. 12. pl. 2. f. 7. — Geoffroy ib. pl. 1. f. 1. — Ornel a. p. 2. t. 8. — Croc. palmarum f. Schneider A. Amph. II. 174. — Croc. (Champus) vulgaris. Merrem Crocod. Chamuss. Voyage St. Vincent, nicht horizontal mit im Wasser, sondern vertikal schwebend. — Diction. class. hist. nat. V. 103. Crocod. niloticus Auct.

geln. Die Körperhaut war weicher und biegsamer, als man glauben mochte, und nur die Rücken- und Rücken- schäfer waren wirklich hart. Dies Thier ward mit Schlangen geäuert. Wenn es den Rücken öffnete, so sah man die Bewegung des Zungenhäutels, Schuss des Schlingens, es war geizig und hatte einige Auerungen. Der Gaumen und das Zungenhäutl berührten sich hinten, wobei man noch die Öffnung des Kehlkopfs, noch die des Schlingens bemerken konnte. — Das Nilecrocodil erreicht eine bedeutende Größe, und die Ältesten sprechen von fünfzig Fuß langen Exemplaren. Man findet es wahrscheinlich in den meisten, wenn nicht in allen großen Flüssen Ägyptens, sicherlich aber, außer dem Nil, noch im Senegal, Niger und Falsiba. Sonst war es bis in das Delta her unter sehr gemein, ist aber durch die beständigen Verfolgungen so vermindert, daß man den Nil ziemlich weit aufwärts verfolgen muß, wenn man es finden will. — Man hat ihm eine ungeheure Gefräßigkeit und Raubgier Schuld gegeben, es ist nicht indessen, daß die Uebertreibung ist und nur der Hunger es zuweilen zum Menschenraub treibt. Meist lebt es bei andern Thieren, die sich im Wasser finden oder an dieselben kommen. Daß es nicht so ganz unähnbar, beweiset, daß die alten Ägypter es in ihren Tempeln hielten, wenn dies nicht etwa, wie Geoffroy behauptet, eine andere Art (*C. Suchus*) war. — Das Nilecrocodil legt an die Ufer in den Sand gegen hundert Eier, welche etwa die Größe eines Hühneries haben. Die Jungenschliefen etwa nach einem Monat aus und sind dann gegen 9 Zoll lang. Viele Eier werden durch die Ichneumon (*Viverra ichneumon*) zerdrückt, auch von einer Art Eidechse (*Varanus maculatus*) aufgefreffen.

Von dem Mangel des Nilecrocodils ist nicht viel zu sagen, man müßte denn das sonstige Hellsagen <sup>11)</sup> mit darunter begreifen, deswegen wollen wir dies und den Gang hier zugleich abhandeln. — Das Crocodil, berichtet uns Herodot, war in einigen Gegenden Ägyptens geheet, und in andern war es ein Gegenstand des Abscheus und des Schreckens. Halbgott bei den Ägyptern, besaß es einen Tempel, am Gefäße des See Myris erbaute; eine Gesellschaft von Priestern besetzte sich, über seine geringsten Bedürfnisse zu wachen; für die Bewohner des Nilus war es aber nichts, als ein wildes und furchtbares Thier, der gemeinfame Feind der gesamten Bevölkerung. Dort war die Tödtung eines Thieres eine abscheuliche Unthatigkeit; hier eine rühmliche That, und saß eine Wohlthat für die Bewohner der ganzen Umgegend. Diese Erzählungen der griechischen Schriftsteller wägen auf die alten Ägypter den Vorwurf eines ungerechten und abergläubischen Widerspruchs, dieser war aber nur in Worten und nicht in der That vorhanden. Die Ägypter waren nur billig und folgerecht in ihren Gesinnungen, denn sie verabscheuten und verfolgten das Crocodil <sup>12)</sup> eben so wegen des Schadens, welchen diese Thiere ihnen verursachten, und sie gaben einer ganz natürlichen Neigung den Dankbarkeit nach, wenn sie das Crocodil zu danken, welches die Griechen auch

Suchus nannten. Was das größere, das i'Einfaß des triff, welches beständig sich erneuernde Bedürfnisse, eine unerfüllte Gefräßigkeit wild gegen die Ruhe der Völker aufregte, so befaß die Ägypten, nach welcher ein böser, den Nilus verfolgender Genius sich in diesen Thieren barg, deren Verfolgung. Das andere Crocodil, das Suchus (s. diesen Art.), ist eine schwache unschuldige Art, welche wegen ihrer Kleinheit vor den andern im Innern des Landes anlangen muß, wenn die überwiegnenden Wasser anstreten. Die Ägypter betrachteten diese Gattung als eine Quelle des Wohls für sie, und so entsand die Ursache einer Erkenntlichkeit, welche sie durch die festliche Ehrenbezeugungen ausdrückten. Die letzte Erscheinung des Suchus an den entferntesten Orten (so mit der größten Begebenheit für das Land zusammen, dem wunderbaren Ereigniß der Verdrückung des Bodens, die jählidie Vorläufer der Gewässer der neuen Ueberschwemmung schen er den sein Bett verlassen) Nil auf die brennenden und duffenden Gefilde zu führen, oder um in theogonischer Sprache zu reden, der Suchus kam alle Jahre, um der schmachtenden Jüde die Annäherung eines mit Anmuth und zarter Jugend geschmückten Gemahls anzuzeigen. Nicht war zur Heiligung nicht erforderlich. Nur in den vom Nilus entfernten Städten, wie Ombos, Arsinö, Coptos, hatte man dem Suchus Tempel errichtet, weil nur dort seine Sendung einen Eborakter von Nützlichkeit hatte. Sie war natürlich Weise den Menschen vorzüglich angenehm, welche durch die von den hohen ebenen, welche das Nilthal umflossen und begrenzen, zurückstrahlende Hitze gegen die beständige und unermüdlidie Wirkung der brennenden Sonne viel empfindlicher waren, als die Bewohner des mittleren Landes. Diese konnten das Steigen des Nilus aus eigens dazu gewidmeten Anstalten, den Nequias, kennen; der Suchus ersetzte dieselbe der Bevölkerung der entferntesten Gegenden; wandernde Nequias, war er selbst der Überbringer der großen Reueigkeit. Lange er früher als gewöhnlich an, so nahmen ihn die Völker mit Festlichkeiten auf, mit großen Freuden, und Dankbezeugungen; beim die Ereigniß war eine sichere Anzeige von einer bedeutenderen Ueberschwemmung und also einer reicheren Ernte. Seine Abwesenheit über verdrückte Aufstände, Vorbereitung eines trocknen Jahres und einer Hungersnoth, wurden im Gegentheil Ursache einer allgemeinen Trauer, weil die Reise des Suchus und die Ankunft des Gewässers nur eine und die gleiche Begebenheit für einfache und in entfernten Gegenden wohnende Menschen war. Wirklich gehen die Crocodile, gemungen, von Zeit zu Zeit die Erde zu betreten und zwischen hohe und fenstliche Ufer vertrieht, noch niedriggrasige etwas vor dem Gewässer her, sie find dem noch seine Vorläufer, wenn es sich über das Land ergießt; eigentlidh hängen sie davon ab, obgleich sie dieselbe nach zuweilen überziehen. Alle diese sonst dunkeln, von einem Commentator begriffenen Thatfachen sind nun aufgeführt. Wir wissen nun, daß es bloß der Suchus war, welcher in meisten Städten Ägyptens feierlich verehrt wurde, er ist es allein, welchen man mit so vieler Sorgfalt und Liebe in den Tempeln erzog, welchen man mit reichen Umhängern und Umhängen pflanzte, den man mit dem

<sup>11)</sup> Wir folgen hier Geoffroy in *Revue encyclop. Mai 1826.*  
<sup>12)</sup> *Agam. Crocodil. N. B. u. X. XXI.*



Kriech der Schlachtopfer näherte. Aber war er es auch allein, reichend nach dem Tode die Ehre des Einbalsams reich zu Theil wurde? Bestattete, man ihn nur allein in gebräuteten Zellen? Die Untersuchungen, welche Geoffroy an den in den ägyptischen Grabdenkmälern aufbewahrten Crocodilummen anstellte, haben darüber Aufschluß gegeben. Nicht nur das gebräutete Crocodil, der Cactus, war es, welchen die Ägypter nach seinem Tode zur Erde bestatteten, sondern auch ohne Unterschied alle fünf Arten der Crocodile des Nils. Herodotus berichtet noch, wenn das Crocodil das Land betrete, so es den Angriffen sehr kleiner Thiere ausgesetzt, welche sich auf der ganzen Ausdehnung seines Saumens ansetzen wüssten, um sich von seinem Blut zu ernähren. Indessen wage es ein kleiner Vogel, von dem er das Eßblet *Trochilus* genannt, diese Insecten, von denen er sich vorzüglich nährt, bis in den Rücken des Crocodils zu verfolgen, welche dafür dankbar ihm kein Leid antbut. Geoffroy überzeuge sich an Ort und Stelle von der Wahrheit dieser Erzählung, er sah den Rücken der Crocodile von diesen fadenartigen Insecten, wie mit einer schwärzlichen Kruste bedeckt, sah wie die Vögel die Insecten ablösen. Dieser Vogel ist Hassel quast *Charadrius aegyptius* (*Cursor charadrioides Wagler*). — Wir kommen nun zur Jagd oder dem Gange des Nilcrocodils<sup>12</sup>. Eine eigene Klasse, in der berberischen Sprache *laauai* genannt, des schlafigen sich außer dem Fischfang und der Hippopotamus Jagd auch mit der auf Crocodile. Die günstige Jahreszeit hierzu ist der Winter, wo das Thier gewöhnlich auf sandigen Strecken in der Sonne schläft, oder der Frühling nach der Vegetationszeit, wenn das Weibchen regelmäßig die Sandinseln bewacht, wo es seine Eier einzuschaubert hat. Der Hausant merkt sich den Ort; auf der Südseite desselben, d. h. unter dem Winde, gräbt er sich ein Loch in den Sand mit einem Erdaufwurf nach der Seite, wo man das Crocodil erwartet. Der Jäger verirrt sich dort; bleibt er unbemerkt, so kommt das Crocodil an seinen gewöhnlichen Lagerplatz, wo es bald bei der Wärme der Sonnenstrahlen einschlafte. Nun weist der Jäger mit kräftigem Arme das Thier mit einer Harpune an; das Eisen muß, um den Zweck zu erreichen, wenigstens vier Zoll tief eindringen, damit der Widerbaken gehörig fassen kann. Das angeworfene Crocodil eilt ins Wasser und der Jäger nach seinem Kahn, mit welchem ihm ein Befehle zuert. Ein an der Harpune durch ein langes Seil beschlagtes Holz schwimmt auf dem Wasser und zeigt den Weg, welchen das Crocodil nimmt; man folgt dem Strich und zieht das Thier an die Wasseroberfläche, wo es bald ein zweites Marfische verwundet. Die Geschicklichkeit bei dieser Jagd besteht darin, der lange die gehörige Kraft zu geben, um die harte Panzerhaut zu durchbohren. Das verwundete Crocodil bleibt nicht müßig, es gibt derbe Schläge mit seinem Schwanz und sucht den Strich der Harpune zu zerreißen. Im letztem vorzubeugen, besteht dieser Strich aus etwa dreißig neben einander liegenden einzelnen Strichen, die alle in einer Entfernung von zwei Fuß zusammengebunden sind. Diese dünnen

Striche legen sich nun in die Rücken der Zähne. Sehr oft reißen die Harpunen beim Ausziehen aus dem Wasser aus der Fleischmasse aus, und das Crocodil entweicht. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, erzählt Küppersell (a. a. D.), so würde es mir ungläublich vorkommen, daß zwei Menschen ein vierzig Fuß langes Crocodil aus dem Wasser schleifen, ihm dann zuerst die Schnauze zu binden, dann die Füße über dem Rücken zusammenzwickeln, endlich mit einem scharfen Eisen in den Rücken des Thieres stoßen und es durch die Theilung des Harnsteins gegen die Wirbelsäule tödten. Die zur Crocodiljagd nöthige Eisenharpune ist spannenlang, nach der Spitze zu ist sie spaltenförmig, am Ende und an der einen Seite zugespitzt; ein starrer Widerbaken ist gleich hinter der Schnauze, und am andern Ende ist ein Wörmchen zur Befestigung des Eisens. Dieses Eisen steckt man an eine acht Fuß lange hölzerne Wurflanze. — Das Gleich und Heft der Crocodile wird von den Berbern gegeben und gilt selbst für einen Leckerbissen, beides hat immer einen muschusartigen Geruch. So oft Krüppel es fesselt, mußte er es immer wieder losgerissen, vermuthlich wegen dieses Geruchs. Die vier Wochendräsen des Crocodils sind nicht ein Hauptgewinn der dieser Jagd. Zwei derselben essen sich am Unterfische zu Seiten des Zungens beines und zwei an der Wundung der Flanke. Die Beere aber unter sich zerfahlen für diese vier Dräsen oft zwei Eierschalen und bedienen sich derselben zur wohltuenden Einreibung für das Hauthaar.

a) *C. Surinus*, Geoffroy<sup>13</sup>. Das *C. Surinus* crocodil. — Es unterscheidet sich von dem vorigen eigentlich nur durch einen etwas plattieren, mehr in die Länge gezogenen Kopf. Überhaupt nähert es sich mehr dem Crocodil von St. Domingo durch seine schlankere Form und die Verhältnisse seines Schädels. Vor den Augen fehlen die Erhöhungen, und die Oberseite der Schnauze ist weder gesucht noch abgeplattet, dagegen fehlt es in der Form und Stellung der Schilde mehr mit dem Nilcrocodil überein. Sie finden sich auch in gleicher Anzahl und mit eben solchen Rielen versehen, nur die Schilde auf demalse sind viel breiter, und hinsichtlich der Farbe weicht es darin ab, daß das Schwarz in kleinen Flecken auf einem hellgrünen Grunde steht. — Diese Art, sowie die folgenden, nämlich *C. marginatus*, welches im Genick hinter dem Schädel sechs Schilde hat, und im Rücken sechs bis acht; *C. lacunosus*, mit zwei Schildern im Gesicht und sechs im Rücken; *C. complanatus*, welches sich vom Nilcrocodil nur durch einige Abweichungen des Schädels auszeichnet, hält Cuvier (regne animal. ed. 2. Tom. II. p. 21.) durchaus nur für Varietäten des Nilcrocodils, ob sie gleich Geoffroy als eigene Arten betrachtet. Dieser letztere, welcher den Cactus zuerst nach dem aus einer Mumie gegebenen Schädel bestimmte, sagt darüber: Wenn ich nur den Ramienschädel gehabt hätte, so würde ich es nicht gewagt haben, diese Art als eine solche zu bestimmen, beschränkt, daß sie angegebenen Verschiedenheiten individuell oder vom Alter abhän-

12) Rüppelt Reisen in Arabien etc. Brauns. a. W. 1828. S. 50.

13) Ann. d. Mus. X. p. 84. pl. 1. f. 2, 3, 4. — Cr. vulgaris Far. B. Merr. Sept. 37.



Farbe ist oben dunkelgrün, schwarz gestreift und marmoriert, unten blaugrün. Man verbandt Descourtils genauere Beobachtungen über diese Art. Nach ihm gibt es viel weniger Männchen als Weibchen, und jene liefern sich häufige Kämpfe. Die Begattung findet im Wasser, in einer Seilenlose, statt und dauert etwa fünf und zwanzig Sekunden. Die Männchen sind zehn Jahre, die Weibchen acht bis neun Jahre zur Fortpflanzung tüchtig, doch dauert die Fruchtbarkeit dieser letzteren selten über vier oder fünf Jahre. Die Weibchen graben in den Sand an eine etwas erhöhte Stelle ein zirkelförmiges Loch. In dieses legen sie acht und zwanzig mit einer flebrigen Fruchtbarkeit besetzte Eier in mehreren Tagen über einander, welche durch Zwischenlagen von weniger Erde getrennt und mit etwas geschlämmtem Schlamm bedeckt sind. Die Eier werden im März, April und Mai gelegt, die Jungen schlüpfen nach Verlauf eines Monats aus. Sie sind beim Auskriechen nur neun bis zehn Zoll lang, wachsen aber bis zu ihr zwanzigstes Jahr und erreichen überhaupt eine Länge von wenigstens 16 Fuß. Wenn sie auskriechen, so fragt die Mutter die Erde auf, um sie frei zu machen, füttert, vertheidigt und ernährt sie während dreier Monate, das letztere, indem sie ihnen den Fraß vorsetzt. Die Vertheidigung ist besonders gegen das Männchen gerichtet, welches in dieser Zeit den Jungen nachschleift. Wie die andern Crocodile, so kann auch das von St. Domingo nicht unter dem Wasser freßten, ohne zu erstickn, wol aber zieht es seinen Raub unter Wasser, gräbt ihn dort für einige Tage in den Schlamm und verbeißt ihn erst, wenn er anfängt zu faulen. Das Fleisch der Neugeb. ist diesem rauchfichtigen Fleische lieber, als das der wässren Menschen. Nach der Angabe des obigen Naturforschers ist diese Art auch gefelliger als seine Gattungsgewandten, indem es die Schwanzspitze bis an den Mund bringen kann.

9) *C. rhombifer, Cuvier* 17). Das rautige Crocodil. Kennzeichen. Die Schnauze ist gewölbte (hinter dem zweiten großen Zahn), zwei stumpfe, erhöhte Leisten gehen von den Augenwinkeln aus und vereinigen sich nach vorn, im Geiste stehen vier, im Nacken sechs Schilde, die vierseitigen Hinterhäute haben in sechs Reihen, die Schuppen der Hinterhäute sind dick und gestift. Die Farbe ist grünlich, oben braun gestreift. Das Vaterland ist Mexico, wo es im Flusse Alvarado von Deppo gefangen wurde. Im Berliner Museum befindet sich ein acht Fuß langer Exemplar. — Die beiden gezeichneten Leisten scheinen mit vorgelegtem Alter zu verschwinden.

10) *C. galeatus, Cuvier* 17). Das gebelnte Crocodil. Kennzeichen. Auf dem Schilde ein erhöhtes, vierhöckeriges Kamm, im Nacken sechs Schilde. — Diese Art ist noch sehr unvollständig bekannt und häufig mit dem Alligatocrocodil verwechselt worden. Das a. a. D. beschriebene Exemplar war zehn Fuß lang.

11) *C. bicinctatus, Cuvier* 17). Das zweifarbige

eige Crocodil. Kennzeichen. Im Nacken haben zwei Schilde, die vorderen Rückenschilde sind vierseitig, die äußeren unregelmäßig und zerstreut stehend. — Die Schnauze ist schwach erhoben, etwas mehr in die Länge gezogen als am Alligatocrocodil, an der Spitze wulstig. Die Farbe ist dunkler als an andern Arten. — Auch diese ist noch nicht genau bekannt. Ihr Vaterland ist Brasilien.

12) *C. planirostris, Graves* 21). Das flachschauige Crocodil. Kennzeichen. Die Schnauze glatt, an der Basis flach, im Nacken stehen sechs Schilde, alle hinteren Schilde sind höher, in jeder der sechs oder sieben Reihen stehen fünf Schilde, die Rime sind mit 10 arm Kämme besetzt. — Die Länge beträgt 3 Fuß 10 Z. 11 6 Linien, wovon der Kopf 5 Zoll 9 Linien wegnimmt. Diese Art ist besonders merkwürdig wegen der Dicke des Leibes und der Glieder, wodurch es ein stämmiges Aussehen erhält und so schwersällig aussieht, wie keine andere Eidechse. Die Rückenschilde sind mit Knötchen besetzt, wovon einige in Nagelluppen, andere in etwas zurückgebogenen Spigen, noch andere in scharfe Klingen auslaufen. Die Kämme auf dem Schwanz sind wenig bemerklich. Die Hauptfarbe ist dunkelbraun, oben schwärzlich, unten dunkelgelb. Das Exemplar, wovon Graves es seine Beschreibung machte, schien, nach der Dicke der Knochen und der Stärke der Knochen zu urtheilen, sehr alt. Nach dem Catalog der Sammlung (es befindet sich in Bordeaux) kam es aus Afrika. Es scheint fast eine neue Gattung bilden zu müssen.

13) *C. cataphractus, Cuvier*. Diese, durch ihren gepanzerten Nacken sich auszeichnende Art ist in der neuen Ausgabe der Ossements fossiles. Tom. V. 2. pl. 6. f. 1. u. 2. abgebildet, wovon wir verweisen müssen.

14) Catman oder Alligatocrocodil.

15) *C. sclerops, Schneider* 22). Der Brillens Catman; das Jacaré. Kennzeichen. Vor den Augenhöhlen eine vorspringende Querstelle der Haut; oberes Augenlid in eine kleine Kegelspitze verlängert; auf dem Nacken vier höckerige Bänder. — Diese Art ist uns am genauesten durch die Nachrichten bekannt geworden, welche der Prinz von Neuchâtel davon gegeben hat, wesshalb wir denselben auch hier folgen. — Der Charakter, welchen das obere Augenlid zeigt, besteht darin, daß die rauhe, warrige Haut dieses Leibes in der Mitte des äußeren Randes in eine festschmelzende etwas nach hinten gebogene Spitze von vier bis fünf Linien Länge ausgeht. Diese festschmelzende Verlängerung fehlt indessen bei einigen Thieren gänzlich und verschwindet bei den andern

*Croc. carinatus, Schneider* hist. amphib. II. p. 164. 21) *Graves* Ann. general. d. S. ph. II. p. 346. — *Crocodylus Gravii* *Hoy* de St. Vincent in Dictionnaire classique d'histoire nat. V. p. 108. Abhandlung in den planches des Diction. III. VIII. 340.

22) *Jacaré, Marçg* Brasil. p. 342. — *Saurianum, Gronow* *Merian* *Sarin*, t. 18. *Sola* *Thon*, t. 1. 104. E. 10. *Caiman* *fontelle*, *Cuvier* in *Hist. Nat. Arch.* II. 2. p. 163. t. 2. f. 3. 4. *Gr. Catman*, *Daudin* rept. II. 384. — *C. Sclerops* *Schneider* hist. amphib. II. 162. — *Cuvier* Ann. d. Mus. X. t. 1. f. 7. 14. u. L. 3. — *Ogert* *Naturalis*, t. 3. — *Watson*, p. *Memorial* *Reptiles*, t. *Naturalis* *Brasil* *Brasil* I. S. 18. — *Dess* *Abat*, *Sept* 12. *Spiz*, *vor*, *Spiz*, *Lacour*, t. 2. *Jacaretingo* *punctulatus*.

18) Ann. d. Mus. X. pl. 63. XII. p. 5. pl. 1. f. 1. 2. 3. 4. 5. *Ogert* *Naturalis*, t. 3. 19) Ann. d. Mus. X. pl. 1. f. 1. 2. — *Memorial* *Reptiles* *de Paris* 1804. t. 1. 2. 3. *Fajfar* *de St. Fond* hist. d. L. *Ment*, d. St. *Pierre*, ph. 41. 20) Ann. d. Mus. X. pl. 2. L. 6. — *Ogert* *Naturalis*, t. 12.



Kopfen Exemplaren des Musen. Das Gesicht und der Rücken sind mit einer weichen, lederartigen Haut bedeckt, auf welcher folgende Schilde sich folgen. In der ersten Querreihe stehen an jeder Seite zwei gekielte Schilde, in der zweiten drei größere an jeder Seite, zwei kleinere in der Mitte; dann kommen vier Querbinden, die erste mit zwei, die zweite mit vier, die dritte mit zwei und die vierte mit zwei noch kleineren, welche letztere mehr abgeplattet erscheinen und den Anfang zu einer längsreihe machen, welche über den ganzen Rücken hinabläuft; diesen bedecken sechzehn Querbinden, deren erste und letzte aus vier, alle übrigen (einige Abweichungen von fünf und sieben Schilde) aus sechs Schilde bestehen. Alle diese Schilde haben nur schwache Längskiele. Von der Schwanzwurzel an erheben sich diese Kiele, werden mehr scharf zusammengehoben und am hinteren Ende abgeknippt, und bilden so zwei flachgedröhnte Kämme, welche sich auf der Mitte des Schwanzes vereinigen, wodurch alsdann auf diesen ein hohes, tief eingeschnittenes, sehr zusammengebrücktes Kamm entsteht. Der Schwanz ist überhaupt an seiner spitzigen Spitze zusammengebrückt. Obgleich variiren die Zahlen der Schilde, doch bleiben ihre Hauptverhältnisse beständig. — Die männliche Kuh tritt bei einem Drusse folgen hervor; sie ist etwa drei Zoll lang, aufwärts gekrümmt, mit verdickter, oben geschnittener Eichel, welche an ihrer unteren oder vordern Seite einen zugespitzten, wenig abfliehenden Fortsatz hat (Weidage Taf. I. Fig. 5.). — Die Pupille des Auges bildet eine längliche, senkrechte Spalte; die Iris ist hellgrünlich, sehr grau punkirt, die Pupille schwarz, sehr fein gelblich eingefast. Alle inneren Theile des Thieres haben eine grün, gelblichweiße Farbe, unter dem Kopfe und an den Seiten grau marmorirt. Alle oberen Theile haben eine dunkle, olivengraue Farbe, auf dem Rücken mit vier unbedeutlichen, schwärzlichen Querbinden. Alle Schilderstücke sind, wenn man sie genau betrachtet, gelblich und sehr schwarz marmorirt, wodurch eben im Ganzen die olivengraue Farbe entsteht. Auf dem Schwanz zeigen sich neun bis zehn unbedeutliche, schwärze Querbinden, welche an den Seiten mehr in die Augen fallen. Die vier Seiten sind grau und gelblich sehr marmorirt und mit runden, schwarzen, gekrümmten Flecken besetzt. Auf dem Halse sind die Schilde schwärzer gefärbt, als an dem übrigen Obertheil; die Seiten sind mit unbedeutlichen, dunkeln Flecken besetzt. — Was die tuncen Theile anbelangt, so fand der Prinz von Neuwied die Lunge klein und aus großen Gefäßzweigen zusammengeflochten; die Leber in zwei längliche, beinahe dreieckige Lappen getheilt; die Gallenblase groß und lang; der Magen war ein starker, häutiger Sack; das Herz klein mit sechs großen Ohren und mit gedäumtem Herzbeutel versehen. Mererem unternehm die Argeliederung eines jungen Thieres dieser Art (Weidage Taf. I. Fig. 1—4.) und fand unter andern Folgendes. Die Lunge ist mit feinen Gefäßackförmern bedeckt und kann zum Schmelzen, aber ihrem übrigen Baue nach,

nicht zum Kochen dienen. Wenn die Lungenklappe weggenommen ist, so erhebt man den äußeren Gehörgang, welcher länglich, stentelförmig ist und sich mit dem Trommelfelle endigt. Derselbe ist unten am Rande der Gehördrüse besetzt, oben aber, besonders nach vorne hin, röhrt der Hinterhauptknochen stark über dasselbe hervor. Es ist doppelt und an der innern Seite selene unnen Haut ist der Hammer besetzt. Dieser hat zwei Schenkel, von welchem der am oberen Rande des Trommelfells befestigte platt, dünn und linienförmig ist. Von diesem senkt sich der andere Schenkel in das Innere der Pauke. Zwischen beiden Schenkeln ist eine dünne Haut ausgespannt. Der zweite Schenkel gliedert mit einem Stiel des zweiten Knochens, welcher die Stelle des Ambosses und des Steigbügels vertritt, und mit seinem ellipfischen, nach außen etwas erhabenen Kopf, der wie eine Platte darauf befestigt ist und ihm das Infrath des Gehörknöchelchens der Vögel gleich, das eiförmige Genosse anfüßt. Die innere Höhle der Pauke wird durch eine fächerne mit dem Trommelfell gleichlaufende Platte in zwei Höhlen abgetheilt. Diese Platte hat hinten einen halbkugelförmigen Auswuchs, welcher beide Höhlen, oder die Pauke und das Labrynth verbindet, welches also die Stelle des eiförmigen Genosses vertritt. Das Labrynth ist durch Scherwand in drei Abtheilungen getheilt, in der obersten derselben befindet sich ein Loch, durch welches vielleicht die Höhlen beider Ohren zusammenhängen. In der zweiten ist das Genosse und in der dritten ein anderes Loch, wodurch das innere Ohr mit den Schall einengen in Verbindung steht. Die Membran hat aber dem dicken Herzbeutel eine Erweiterung. Das Herz hat ein einziges großes Herzohr und eine einzige Kammer, in die Fleischmasse scheinen aber einige walzenförmige Höhlen einzutreten, die mit der Herzkammer in Verbindung stehen. Der Zwölffingerdarm verliert sich in den stark beschlungenen, ziemlich engen Dünndarm, welcher sich in dem weiten Mastdarm endigt. Dieser hat noch zwei Erweiterungen, eine kleinere an seinem Anfang und die große Cloake. Vor der Vereinigung der Schwanzknochen endigt sich die Cloake in einen kleinen Hügel, der ein äußerst feines Loch in seiner Mitte hat, durch welches indeß die von Werm eingedragene Vertheilung eine drang. Auf der andern Seite des After liegt hinter dem Schwanzknochen eine andere, noch größere Woge ebenfalls mit einer Öffnung. Der Baum zwischen beiden, aufgeschnitten, zeigte demnach einen runden Kanal mit vielen Längsfalten, mit einer halbmondförmigen Klappe vor der hinteren Öffnung.

Der Brillen-Caiman lebt in dem größten Theile von Südamerika, hebe bis zum 31° der Breite hinab, findet sich in Brasilien bis nordwärts bis Guiana, Surinam und Cayenne heraus. Er findet sich in den mittlern Flüssen und Bächen, und liebt besonders ruhiges Wasser. In diesem auf Sand lauernd, liegt die Thier mit Nase und Augen über dem Wasserbiegel; nur das obere seiner Brust erhebt, so würde es denselben ganz wie aus dem Wasser gehobenen Kopf hind. Gestaltig ruhe es am Ufer, oder noch tiefer auf sonnigen Felssteinen im Wasser; durch Wasser erhebt, taucht es schnell unter. Die Nahrung besteht in Vögeln, Fischen und kleinen Meerfäu-

23) Wir bedauern, die ansehnliche Beschreibung des Crocodylus von Neuwied in derartigen so zu naturkund. Wertschätzung. L. 153, nicht haben können zu können.



weil sie einen ganz unausstehlichen, ammoniakalischen Stank mitgeruch verbreiteten. Selbst die Geler, welche mit Begierde faultes Fleisch auffuchen, rühren dieses nicht an, wenn es erst einen gewissen Grad der Fäulniß erreicht hat. Bartram versichert in seinen Reisen, daß er diesen Mollator in dem Wasser einer Urincolle gefunden habe, welches einen ziemlichen Wärmegrad hatte.

Wir theilen nun noch die Beobachtungen mit, welche Heus und Harlam in anatomischer Beziehung bei dieser Art gemacht haben, da sie die genauesten sind, welche wir bis jetzt besitzen und sich auf die Untersuchung mehrerer Individuen verschiedenen Alters und zu verschiedenen Zeiten angestellt, gründen <sup>29)</sup>. — Der Oesophagus ist sehr dick und großer Erweiterungen fähig, der Magen hat eine länglich-runde Form. An der Seite dieses Eingeweidcs, nahe der Mündung des Diaphragmus, findet sich die des Zwölffingerdarms, welcher einen Zell vom Wörtner entspringt, eine Einschnürung hat, dann mit einer Krümmung die Pankreas umgibt. Durch diese geht der Gallengang durch und öffnet sich in den Zwölffingerdarm, nahe am Ende des zweiten Krümmung. Nahe am Ende des Dickdarms finden sich manchmal an jeder Seite zwei Blindarme. Die Schleinhaut des Magens ist glatt. In den Dämen finden sich keine Klappen, wohl aber sehr dünne Linsenschnürringen, die ihre Stellen vertreten. Die Muskeln sind nicht sehr zahlreich, aber stark, sie zeigen sich zu Ende des Winters weiß und schlaf, im Sommer roth, fest und denen der warmblütigen Thiere ähnlich. An den Seiten des Afters stehen drei Drüsen, welche eine dicke, gelbe, stark nach Weichens riechende Flüssigkeit enthalten. Eine der spricht von drei Öffnungen ähnlicher Drüsen an den Seitenstellen des Halses, Heus aber hat nur einen sehr kleinen offenen Canal an der Wurz des Kiefers auffinden können. Er enthält etwas Sand, der Grund war durch eine weiße, scheinbar drüsige Substanz geschlossen, welche sich mit zwei Verlängerungen aus an die Aue des Jungensbeins erstreckte. Bei der Zergliederung dieses Gewebes war jedoch keine Ausbuchtung sichtbar, auch fehlte der Geruch und nur bei einem jungen Exemplare fand sich eine nach Weichens riechende Materie in denselben. Die herabfließende Hohlader folgt in ihrem Verlauf eine Strecke der rechten Schlüsselbeinvene, tritt in den oberen Theil des Herzbeutels ein und verbindet sich mit der innern Brust venen, bis dahin, wo sie mit der ausfließenden Hohlvene zusammenfließt. Diese steigt an der rechten Seite der Rückenwirbel bis zum innern und untern großen Leberlappen herab, bringt in dieses Organ ein und verläuft in einen ganz geraden Kanal, welcher durch die Substanz dieses Eingeweidcs gebildet wird, nimmt eine große Anzahl Venen auf und tritt etwas oberhalb der rechten Gallenblase aus der Leber, worauf sie in Begleitung von fünf oder sechs Lebervenen in den Herzbeutel hinaufsteigt. Eine andere Vene bringt das Blut aus der linken Schlüsselbeinvene und tritt gesondert in das rechte Herzgeh, welches etwas weiter als das linke, oben an der rechten Herzseite liegt. In der rechten, weitem Herzkammer finden sich an der Mündung des

Herzbeutels zwei Klappen, welche den Rücktritt des Blutes verhindern. Diese Kammer steht mit zwei Arterien in Verbindung, die eine ist die linke oder Bauchschlagader und hat an ihrer Öffnung zwei entgegengesetzte, halbmondförmige Klappen, die andere ist die Lungen Schlagader oder ein Ursprung der linken Schlagader. Die Lungenvenen gehen unter dem Aste durch, durchbohren den Herzbeutel von hinten, vereinigen sich und treten in das linke Herzgeh, welches am oberen Hintertheile der Basis des Herzens liegt. Die linke Herzkammer hat ebenfalls zwei Klappen vor der Öffnung des Ohrs und der Verbindung mit den Arterien, die erste mit der Bauchschlagader. Sie ist von der Öffnung der rechten Herzkammer in diese nämlich Arterie nur durch die fadenförmige Scheidewand des Herzens getrennt und eine Klappe schließt sie fast vollständig. Die andere Schlagader Verbindung öffnet sich in ein röhriges Gefäß, welches sich in drei Aste theilt, nämlich in die eigentliche oder obere Lungen Schlagader, in die rechte Schlüsselbeinvene Schlagader und die Carotis, welche, sammt zur linken liegenden, die linke Schlüsselbeinvene Schlagader abgibt, und vor ihrem Eintritt in den Schädel in zwei Aste sich theilt. Dieser gemeinschaftliche Stamm theilt mit der linken einen weiten, oberhalb des Herzens liegenden Sack, der inessen, wie dieses, mit im Herzbeutel eingeschlossen ist und mehr Blut zu fassen vermag, als das Herz mit allen seinen Höhlen. Die linke Schlagader, wenn sie den Unterleib erreicht hat, theilt, bevor sie ihre Zweige an die Eingeweide abgibt, einen bedeutenden Ast an die rechte, abfließende Schlagader ab. Wenn das Blut atmosphärische Luft anzieht, so empfangen die beiden Herzkammern eine fast gleiche Quantität Blut, das, welches aus dem Körper kommt, geht zum Theil in die Lungen Schlagader, zum Theil in die Bauchschlagader; andererseits bringen die Lungenvenen das Lungenblut in das Herzgeh und in die linke Herzkammer, welche es in die rechte Schlagader, Schlüsselbeinvenen Schlagader und Carotis treibt. Wenn die Triebkraft beider Herzkammern im Gleichgewicht ist, so geht kein Blut durch die Klappen, welche die Verbindung der linken Herzkammer mit der linken Schlagader (schließt); diese Theile empfangen fast reines rothes Blut, und die Lunge läßt keine zu, welches nicht seinen Lauf durch dem Leib des Thieres gemacht habe. Aber während dem Aathmen, wenn die Lunge zusammengekrücht ist, was bei dem Unterdrücken des Thieres unter Wasser statt findet, stellt die linke zum Theil ihre Function ein, es geht weniger Blut durch die Gewebe, die rechte Herzkammer schickt deswegen eine größere Quantität in die linke Schlagader; aber da diese überflüssige Menge nun weniger Widerstand findet, so tritt sie, den Widerstand der Klappen überwaltigend, geradezu von der Bauchschlagader in die eigentliche Schlagader. Diese Anordnung des Blutlaufes wird nicht bloß durch die Lage und Verbindung der Theile, sondern auch durch Einschnürringen bewiesen, über welche wir bei der Lage des Darms und hier nicht weiter verbreiten können. Wir bitten nur noch mit dieser Darstellung dasjenige in vergleichen, was oben über die eigene Abkühlungsweise des Crocodils im Wasser und Geoffroy's desfallsige Entdeckung gesagt wurde.

<sup>29)</sup> Transactions of the Americ. Philos. Soc. 1835. vol. II p. 276.

16) *C. palpebrosus*, Cuvier 7. Der Knochen braunliche Catman. Kennzeichen: Die Augenbraunen bestehen aus drei Knochenplatten, im Genick stehen eine oder zwei, im Nacken vier oder fünf Dornenreihen. Schilder. — Die Naturgeschichte dieses Quers ist noch sehr im Dunkeln, man kennt es, aus America kommend, gewiß; noch einem von Danson bezeichnenden Exemplare im pariser Museum wäre es aber vielleicht auch im Niger einheimisch, wenn beide wirklich eine Art sind.

17) *C. hispidus*, Spix 7. Kennzeichen: Obergrünlich, die Hinterfüße ohne Schwimmbaut, die Rücken- schilder etwas flach, die Gegendschilde in drei, breit auslaufenden Reihen stehend, die mittleren Rückenschilde vier Reihen stehend, von welchen der ersten vier, die übrigen zweifach sind; der Kopf oben zwischen den Augen rinnenförmig ausgehöhlt und mit einem Querlammen versehen. Die Kehle gelblich. — Die Farbe hier und da schwarz gestreift. — Länge fünf Fuß fünf Zoll. Wird im St. Franciscussee in Brasilien gefunden und von den dortigen Einwohnern Jacaracé vom poppo, amarello genant.

18) *C. Cuvierii*, Leach. Im Dictionaire classique d'hist. nat. Tom. V. p. 104, von Dorn de St. Vincent Alligator Cuvierii genant, ist von dem ersten Schiffsheuter s. 102 seiner Zoological Miscellany abgedruckt und auf der Prinzessinsfel des südamerikanischen Reichthums (de Dauphine) einheimisch. (D. Thon.)

CROMFORD, eine Anlage zur Baumwollenspinnerei, welche nahe bei der Stadt Ratcliffen an der Anger, zwei Stunden von Düsselhof liegt. Sie zeichnet sich nicht allein durch ihre Größe aus, da sie gegen 600 Menschen beschäftigen kann, sondern besonders dadurch, daß sie die erste Baumwollenspinnerei in Deutschland war, welche englische Spinnmaschinen hatte und in Deutschland verbreitete. Sie wurde in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von dem Kaufmann J. G. Brüggemann gegründet. Dieser thatige und unternehmende Mann wogte sein ganzes Vermögen daran, um die Baumwollenspinnerei nach Deutschland zu verpflanzen. Er hatte mit unglücklichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe es ihm gelang, die Kunst der Engländer einheimisch zu machen, und als er endlich so weit gekommen war, da stellte sich ihm die furchtbare Eifersucht der einheimischen Fabrikanten entgegen, so daß er zuerst gerungen war, seine Werke selbst wehen und färbem zu lassen. An dessen Rechte seine Ausbaver; die Anlage, die er gemacht hatte, erweiterte sich mit jedem Jahre, und er häuete sie Cromford, wozu ihm das in England liegende Cromford, wo der berühmte Kretzschmar die ersten Spinnmaschinen angelegt hatte, Veranlassung gab. Der Kurfürst von Baiern, Karl Theodor, dem damals das Herzogthum Berg gehörte, ertheilte ihm ein Privilegium

auf 30 Jahre, und ertheilte die Bewilligung dieses Abzins durch Gemeinfinn und Wohlthätigkeit ausgezeichneten Mannes dadurch, daß er ihn zum Commercienrath ernannte. Brüggemann starb im J. 1802. Das von ihm geschaffene Cromford liegt in einer angenehmen Gegend; es besteht aus etwa zehn zum Theil großen Gebäuden, und die Umgebungen desselben sind von den Bäumen auf mannichfache Weise versehen worden. Der Industrie und dem Handel des Vaterlandes hat es einen unermessbaren Vortheil gebracht. (v. Oren.)

CROMWELL, Thomas, war als der Sohn eines armen Großschmieds in einem Stände geboren, der ihm wenig Aussicht auf politische Betheiligung eröffnete. Die Kirche war damals der einzige Weg, auf welchem man sich aus untergeordneten Verhältnissen in die Höhe bringen konnte, allem Statt der geistlichen Laufbahn hatte Cromwell die militärische gewählt, ohne jedoch weder im einheimischen, noch im ausländischen Kriegsdienste sein Glück machen zu können. In dem Dienste des Cardinals Wolfes begannen, welchen er mit den Waffen vertauschte, fand er Gelegenheit, eine Fähigkeit nach der andern zu entwickeln, und an seinem Herrn selbst einen Mann, der Talente zu erkennen, sie gehörig zu benutzen, und wenn sie ihm nicht gefährlich waren, auch zu belohnen verstand. Wolfes hob den ihm ergebenen und unter seiner Leitung in Staatsgeschäften eingeweihten Diener empor. Cromwell war schon ein ausgeübtes Mitglied im Unterhause des Parlaments, als im Jahre 1529 die Gunst des Königs Heinrich VIII. sich von Wolfes abwandte und die zahlreichsten Feinde dieses mächtigen Günstlings sich zu seinem Verderben wider ihn erhoben. Wolfes war nämlich durch die von Heinrich mit Ungestüm gewünschte und betriebene Ehescheidung von seiner Gemahlin Katharina in eine Lage gekommen, die ihn entweder mit den Interessen des heiligen Stuhls oder mit den Begierden des Königs in einen Conflict brachte. Er wollte ebensowenig dem päpstlichen Hofe, der die Ehescheidung eines Jahre lang hinweg und endlich verweigerte, als dem Könige, dessen Geduld erschöpft war, missfallen; er suchte sich daher durch eine pacifische Stellung gegen die Rothwendigkeit zu sichern, entweder den Papst oder den König beleidigen zu müssen. In einer Sache aber, die ihm so sehr am Herzen lag, hatte der König von seinem Günstling den größten Eifer erwartet; Wolfes fiel daher in des Königs Augen und Gunst. Das Reichsiegel wurde ihm abgenommen und er selbst wurde vom Hofe verwiesen. Die Folge der königlichen Ungnade war, daß seine Feinde sich gegen ihn erhoben und seine Freunde ihn verließen. Cromwell hatte dem Cardinal seine Erhebung zu verdanken, und mußte suchen, in seinem Fall vertheidigt zu werden. Wäre es bloß eine Creatur des Cardinals und eine gemeine Natur gewesen, so würde er sein Schicksal von dem des gesallenen Ministers getrennt und seine frühere Verbindung mit ihm durch Theilnahme an der bestenhenden Stimmung gegen denselben in Verfassenden gebracht haben, allein er übernahm im Unterhause die Vertheidigung Wolfes mit ebenso viel Eifer als Muth. So wenig Heinrich VIII. Widerstand vertragen konnte, so hatte er doch Gefühl für ein eelmütiges Beneh-

27) *Caiman malleatus*, in *Wiedm. Fisch.* 1. 2. p. 168. — *Annal. d. Mus. X. v. 1. 2. 3. 17. t. 2. 2. 1. 2.* — *Oprets Mus.* 1. 2. p. 168. — *Spix 7. t. 2. 2. 1. 2.* — *Crom. trigonatus Schneider.* 11. 161. — *Spix 7. t. 2. 2. 1. 2.* — *Jacquinus monchell.* — *Spix 7. t. 2. 2. 1. 2.* — *Novas spec. Lacert.* 1. 2. p. 4. *Caiman hispidus.*



men<sup>1)</sup>. Cromwells Vertheidigungsrede erregte daher, statt des Königs Unwillen, seine Aufmerksamkeit; sie ließ ihm Cromwell in dem Blicke eines talentvollen und edeln Mannes erscheinen und nahm ihn so für denselben ein, daß er die dem Cardinal entzogene Gunst nach und nach auf dessen Freund und Vertheidiger übertrug. Ein König, der wie Heinrich VIII. seine Verfassungsmäßig des stärksten Gewalt überschreitet und willkürlich regiert, wählte seine Werkzeuge am liebsten aus einem Stande, der seine angeborenen Rechte zu vertheidigen hat; er sucht seine Günstlinge unter Männern, die ihm ihre Erhebung allein zu verdanken haben und daher ihm alle ergeben sind. Cromwell vereinigte Eigenschaften genug in sich, um ihn, nachdem er einmal die Aufmerksamkeit des Königs erregt hatte, demselben werth zu machen; er wurde Staatssekretär und hatte als solcher Gelegenheit, auf die in England neu sich bildende Ordnung der Dinge einen großen Einfluß auszuüben.

Durch seine wider den Willen des Papstes vollzogene Ehescheidung und durch die von dem römischen Hofe nicht anerkannte Vermählung mit Anna Bolton hatte sich Heinrich VIII. vom dem heiligen Stuhle losgerissen, allein er war weit davon entfernt, sich zu den ihm selbst bes kämpften Grundsätzen zurück zu bekehren. Der Anfang der Reformation wurde indessen damit gemacht, daß im Jahre 1534 der König in Übereinkunft mit dem Parlamente die Autorität und Gewalt des Papstes in England für erloschen erklärte, und für sich und seine Nachfolger die Rechte und Einkünfte des Papstes in Anspruch nahm. Obgleich Heinrich nicht weiter in kirchlichen Neuerungen gehen wollte, so hatte doch die der Reformation ergebene Partei an des Königs Unwillen gegen den Papst einen Anhaltspunkt, um durch Erweiterung des Bruchs mit dem römischen Hofe die engländische Kirche in demselben Grade dem Protestantismus näher zu bringen, als sie dieselbe von dem Gehorsam gegen den heiligen Stuhl entfernte. Cromwell war der Sache der Reformation günstig, und er benutzte seinen Einfluß auf den König, um ihr zu dienen. Dies mußte aber äußerst vorsichtig geschehen, weil der geringe Widerspruch Heinrichs Zorn und Leidenschaft aufzuregen pflegte; eine dem Anscheine nach blinde Ergebung in seinen Willen, um sich unter dieser Maske seines Willens zu bemächtigen und ihn zu leiten, vermochte allein etwas über ihn. Cromwell schlug in Verbindung mit dem Erzbischof Cranmer von Canterbury diesen Weg ein. Er wurde im Jahre 1535 unter dem Titel eines Generalvicars (vicar-general, vicegerent) als Stellvertreter des Königs mit der absoluten Gewalt über die Kirche beauftragt, welche Heinrich vom Papste auf sich übertragen hatte. Das erste, was Cromwell in dieser neugeschaffenen Würde that, war die Aufhebung der Klöster. Für diese Maßregel ließ sich der König um so leichter gewinnen, da sie seinem Egoismus eine unsehbare Bereicherung versprach und ihn zugleich von den Mönchen befreite, die ihn einen zweiten Hobbes be-

sen Blut die Hunde lecken würden; nanten und das gesamte Volk auf jede Art wider seine Regierung ansetzten. Cromwell ernannte eine Commission zur Untersuchung der Klöster. Diese Untersuchung führte zur Auflösung von Klöstern und religiösen Verträgen, die schon an und für sich groß genug waren, die aber bei der Befestigung noch übertrieben wurden, um die Aufhebung der Klöster nicht bloß zu rechtfertigen, sondern auch als eine Pflicht zu gebieten. Das im Februar 1536 zusammen berufene Parlament gab seine Einwilligung dazu und wies die Klöster einkünfte dem Könige an. Obgleich sich daraus die Königin Anna, welche Cromwell und seinen reformatorischen Bestrebungen günstig war, der Reigung des Königs zu einem andern Frauenzimmer aufgeopfert wurde, so verlor doch Cromwell von seinem Ansehen ebenso wenig, als Heinrich geueigt war, die dem Papste abgenommene geistliche Gewalt jezt, wo sich dieser ihm wieder zu nähern suchte, demselben zurückzugeben. Es wurde vielmehr noch in der Mitte desselben Jahres zugleich mit dem Parlamente das Nationalconcilium versammelt, um die Angelegenheiten und die Glaubenssitten der englischen Kirche festzustellen. Als Generalvicar führte Cromwell dabei den Vorsitz. Von dem hohen Clerus waren der Erzbischof von Canterbury und die Bischöfe von Worcester, von Salisbury, von Rochester, von Hereford und von St. David auf seiner Seite; als Gegner traten der Erzbischof von York und die Bischöfe von London, von Durham, von Winchester, von Lincoln, von Ely, von Norwich und von Carlisle auf. Obgleich die niedere Geistlichkeit im Allgemeinen der Reformation abgeneigt war, so hielt sie doch die Furcht vor dem Könige von einer Opposition zurück; sie erklärten vielmehr, daß sie nicht die Absicht hätten, etwas zu thun oder zu reden, was dem Könige mißfallen möchte, daß sie ihn als ihr oberstes Haupt betrachteten und seinen Befehlen zu gehorchen entschlossen wären. Die Beschlässe der Versammlung waren eine dunte Mischung aus katholischen und protestantischen Lehren, und befriedigten weder die eine noch die andere Partei. Die Protestanten verlangten mehr, als die festgesetzten Artikel bewilligten, während den Katholiken jede Abweichung von dem alten Glauben und Kirchengesetz als viel nachzusehen schien. Am unzulassendsten war die Geistlichkeit über die Unterjochung der Kirche durch die weltliche Macht; die neue Gewalt eines Generalvicars war ihr unerträglich und doppelt, da sie in den Händen eines aus dem Staube emporgestiegenen, und aller wissenschaftlichen Bildung ermangelnden Einfältigen, wie Cromwell, war, und von ihm mit Energie und ohne Rücksicht auf die Privatinteressen des Clerus ausgeübt wurde. Cromwell entschied über die wichtigsten Kirchenverhältnisse durch Ordnungen, die er im Namen des Königs ohne Mitwirkung des Parlaments oder der Geistlichkeit erließ. Er schaffte auf diese Art viele Feindschaft ab und hob Einrichtungen auf, die durch langes Bestehen gebilligt und außerdem den Geistlichen einträglich waren, wie Wallfahrten, Fester und Reiquien; er griff endlich den Mönchen selbst an ihre Einkünfte, indem er einen Theil derselben für die Armen jedes Kirchspiels zur Rückzahlung befaß. Die Folge davon war, daß die Priester

<sup>1)</sup> Camden beschreibt Heinrich VIII. Charakter richtig und treffend, wenn er sagt: *Princeps erat magnanimus in omni maxime iuvenio leniter confusa quodam temperamento, virtutes magnas et vitia non minora.*

Angem. Encyclop. d. B. u. S. XXI.

her das ihnen aufgelegte unwürdige Joch der weltlichen Willkür mit Hilfe von Volksaufständen abzuschütteln suchten, und das Volk war auch über die neue Ordnung der Dinge „obergnügt genug, um ihren Anreizungen Gehör zu geben, und auf ihre Aufforderungen in verschiedenen Provinzen die Waffen zu ergreifen. Der König ließ sich jedoch durch diese Empörungen, welche mit leichter Mühe unterdrückt wurden, gegen Cromwell so wenig einnehmen, daß er ihn vielmehr zum Zeichen seiner Gunst und Zufriedenheit im Jahr 1539 in den Parlatand erhob. Der schwankende und halbe Zustand der Kirche erzeugte indessen immer mehr abweichende Meinungen und Secten; der König dagegen beharrte so fest auf seinem System<sup>2)</sup>, daß er alle, die es angriffen oder sich davon los sagten, mit Feuer und Schwert verfolgte. Im April 1539 berief er ein Parlament, um durch dasselbe alle Meinungsveränderungen in Religionsfachen aufzuheben zu lassen. Das unaufrichtige Parlament sahke zur Begründung und Erhaltung der Einigkeit des Glaubens das Gesetz der sechs Artikel ober, wie es von den Protestanten genannt wurde, das Blutgesetz (bloody bill) ab. Die sechs Artikel stellten nämlich die Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi im h. Abendmahl, das Verbot des Ekelheils, die Unverdrächlichkeit der Keuschheitsgelübde, die Zweckmäßigkeit der Privatmessen, den ehelichen Stand der Geistlichkeit und die Nothwendigkeit der Abendmahl als Grundgesetze der englischen Kirche auf. Wer diese Grundgesetze nicht anerkannte oder dagegen fehte, wurde mit dem Scheiterhaufen oder dem Strang bestraft. Dieses Gesetz gab die Katholiken und Protestanten auf gleiche Art dem Tode und der Verfolgung Preis. Obgleich Cromwell alles that, um die Vollziehung des Blutgesetzes zu mildern, so zwang ihn doch seine Stellung, sich als ein geborfames Werkzeug des Königs zu benehmen. Er versuchte es dadurch mit allen Parteien. Der Adel baute in ihm den Empörungsling und sah mit Meid, daß ihm als Generallocar der Vortrang vor allen übrigen Staatsbeamten zugesprochen wurde; dem Adel kam es eben so unersöhnlich vor, den Eohn eines armen Schmids der Königs

lichen Familie zunächst gestellt zu sehen, als der Geistlichkeit, einen ungebildeten Nonn in der Spitze der Kirche zu erblicken. Die Katholiken betrachteten ihn als einen Feind ihrer Religion und die Protestanten seit dem Blutgesetz als ihren Verfolger. Cromwell hatte daher bloß an dem Könige eine Stütze und mußte fühlen, wenn ihm diese entzogen wurde. Heinrich war seit dem Tode seiner dritten Gemahlin, Johanna, Wittwer und sah sich nach einer neuen Vermählung um. So gefährlich es war, sich bei dem delicaten Geschmack des Königs in diesen Punkt einzumischen, so glaubte doch Cromwell, sich in der Gunst seines Oberherrn zu bestelligen, wenn er seine Wahl so leiten könnte, daß er zugleich die Religion und die politischen Interessen desselben befriedigte. Er schlug ihm daher die Prinzessin Anna von Cleve vor, und ein schmeichelhaftes Bildnis derselben bewog den König, in diesen Vorschlag einzugehen und sich mit Anna zu vermählen. Unglücklicherweise für Cromwell fehlten aber der Prinzessin die Reize, welche ihr der Maler in dem Bilde geliehen hatte. Er sah mit Schrecken, daß der König von dem ersten Augenblicke an, wo er seine Braut erblickte, eine unüberwundliche Abneigung gegen dieselbe empfand, und daß er die am 6. Januar 1540 vollzogene Ehe als ein schweres, ihm aufgelegtes Joch betrachtete. Er hoffte vergebens, daß die Brautnacht eine Veränderung in den Gefühlen des Königs hervorbringen werde; als er schließlich am Morgen nach der Hochzeit zu dem Könige eilte, fand er denselben noch bei weitem unzufriedener mit der neuen Ehe, als vorher. Heinrich erklärte seinem Günstlinge, daß er entschlossen wäre, sich mit seiner Gemahlin gar nicht abzugeben, da ihm ihre Person widerlich sei. Es war natürlich, daß des Königs Widerwillen gegen seine Gemahlin ihm auch einen Widerwillen gegen den Unterhändler dieser Ehe beibrachte. Wie er indessen gegen Anna bößlich blieb, so setzte er auch seine Gunst gegen Cromwell fort; er erhob ihn sogar im April 1540 zum Grafen von Essex und zum Ritter des Hosenbandordens. Allein er schmückte damit sein Dpfer zum Tode. Die Religion, welche der König zu der Rechte des Herzogs von Norfolk, Katharina Howard, sahke, vermehrte seine Ungeduld, die Ehe mit der Prinzessin von Cleve zu trennen; sie gab zugleich dem Herzoge den Einfluß auf den König, welchen bisher Cromwell ausgeübt hatte, und Norfolk benutzte ihn sozgleich, um diesen Günstling des Königs zu stürzen. Cromwell wurde verhaftet, und auf die Anklage des Hochverraths und der Kezerei von dem Oberbaue, das ihm noch kurz zuvor aus niedriger Gschmeichelei und ihm für würdig erklärt hatte, Generallocar der ganzen Welt zu sein, ohne Proceß, ohne Verhör und Bemeid zum Tode verurtheilt. Er suchte vergebens den König zum Mitleiden zu bewegen; Heinrich glaubte, allen Haß gegen seine Regierung auf Cromwell wälzen und durch die Aufopferung desselben die Zuneigung seiner Unterthanen wieder gewinnen zu können. Cromwell unterwarf sich daher seinem batten Schicksale ohne Warten; er suchte wenigstens seinen Eohn dem Unwillen des Königs dadurch zu entziehen, daß er ebenso wenig auf der Vertheuerung seiner Unschuld bestand, als sich über das gegen ihn ausgesprochene Urtheil beschwerte. Seine Hinrichtung erfolgte

2) Heinrich VIII. that sah auf seine theologische Geschlossenheit etwas in Einte, und war durch die Schwärze seiner Heitige und Creaturen in der Meinung befaßt, daß er am Tage der Kräfte. Im Jahre 1538 disputirte er sich über die Lehre vom h. Abendmahl mit einem Calvinisten. Cromwell hat diese Disputationen in einem Briefe an Sir Thomas More, der damals englischer Gesandter in Frankreich war, beschrieben, und die Bewunderung, mit welcher er dieses that, gibt uns eine Vorstellung, mit welchem Augen Cromwell den König betrachtete, und mit welchen Äußerungen er sich in seiner Gunst behauptete. Er heißt in diesem Briefe: it was a wonder to see, how princely, with how excellent gravity and inestimable majesty his highness exercised there the very office of supreme head of the church of England; how benignly his grace essayed to convert the miserable man, how strong and manifest reasons his highness alleged against him. I wish the princes and potentates of Christendom to have had a meet place to have seen it. Undoubtedly they should have much marvelled at his majesty's most high wisdom and judgment and repared him an other way after the same, than in a mirror the mirror and light of all other kings and princes in Christendom. Wenn Cromwell an einen entfernten Freund so schreiben konnte, mit muß da erst das Lob anhängen haben, welches er dem König persönlich einbrachte! S. *Collier ecclesiast. hist.* Vol. II. p. 152.

am 28. Juli 1540. Cromwell war ein Mann von großen Fähigkeiten und von einer festen und würdevollen Gesinnung; er vermied den Hochmuth, der sich so leicht eines Emporkömmlings bemächtigt, ohne jedoch dem Reide über sein schnelles und glänzendes Glück zu entsagen. Das einzige, dessen man ihn beschuldigen kann, war seine blinde Ergebung in den Willen des Königs; es war eine Art von gerechter Vergeltung, daß er als ein Opfer der Tyrannie fiel, deren Werkzeug er gewesen war \*).

(Fr. Lorenz.)

**CRYPTOCEPHALA, Latreille (Mollusca).** In den familles naturelles du regne animal. Paris 1825, führt die zweite Familie der Ordnung Megapterygia (der ersten der Pteropoda) diesen Namen. Sie umfaßt nur die Gattung *Hyalaea* und ihre Kennzeichen fallen mit den dieser Gattung zusammen. Bergl. *Hyalaea*. (D. Thon.)

**CRYPTOCOLLIDES (Mollusca)** (*separatus* des borgen, *κόλλος* Schale). Latreille belegt (famill. d. regn. anim. 1825) mit diesem Namen die zweite Abtheilung des Gastropoden. Kennzeichen: Schale im Querschnitt des Thiers verborgen; dieser groß, vorn mit einem Auschnitt und Rangel statt des Abdomens; Schale wenig gebogen, eiförmig; der Deckel fehlt. — Nur eine Familie *Macrostoma* mit den Gattungen *Sigaretus*, *Cryptostoma*, *Lamelaria*. (D. Thon.)

**CRYPTODIBRANCHIATA (Mollusca).** Blainville \*) hat unter diesem Namen eine Ordnung der Weichthiere aufgestellt, welche nach seiner eigenen Angabe der Gattung *Sepia* L. und somit der neuen Abtheilung *Cephalopoda* entspricht, weshalb auch hier die Kennzeichen übergegangen werden können und nur die Einteilung anzuführen ist. Sie zerfällt in die Familien: *Octocera*, mit acht Tentakeln und *Decacera*, mit zehn Tentakeln. Jene enthält die Gattungen *Octopus* (Eledon Leach, *Ocythoe Rafinesque*), diese *Loligo* (*Sepiola Leach*, *Cranchia* ex.), *Oncyothentis* Lichtenstein, *Pterothentis* Blainv., *Sepiothentis* id.) und *Sepia*. (D. Thon.)

**CRYPTODON (Mollusca).** Eine aus Tellina von Turton gefonderte Gattung mit folgenden Kennzeichen: Die Muschel ist dreieckig, eugelig, gleichschalig, fast gleichseitig, geschlossen; das Schloß hat einen einsigen, unbedeutlichen, durchgehenden Zahn, mit kleinerer Seitenzahn, die Seitenzähne fehlen, das Band ist außen. Spätes der Art, *C. flexuosa* (Tellina flexuosa, Montagu, Pennant, Wood, Dilwyn; *Venus sinuosa* Donovan). Turton *Conchylia insularum Britannicarum*. London 1822. 4. tab. 7. f. 9. 10. (D. Thon.)

**CRYPTOGENA (Animalia microscopica).** Die erste Klasse derjenigen Thiere, welche Latreille (famil. d. regn. animal. Paris 1825) *Agastria* genannt hat. Als Kennzeichen der Cryptogenen gibt er nur das an, daß sie im Innern beschiedener Thierseelen leben und es ihm scheint, daß sie die Entopoten (*Helmmintha*) folgen müssen! — Es umfaßt diese Klasse die

Samenthierchen und vielleicht die Gattung *Acephalocystis* Linné's. (D. Thon.)

**CRYPTOPETRA (Radiaria fossil.)** Der *Veris* cati eine Art verfeinerter Seeigel aus der Gattung *Spatangus*. (D. Thon.)

**CRYPTOPITHALMUS, Rafinesque \*)** (*Crustacea*). Diese Gattung wird von ihrem Begründer in dessen Familie *Palaemones* gesetzt, gehört sonst zu der Abtheilung *Macrozoea* und zwar zu der Section der *Silicozoen*, nach Latreille's neuester Eintheilung in die *Juncti Carides*. — Sie hat mit *Aglaope* drei Fäden an den äußeren Füßern gemein, unterscheidet sich aber durch folgende Kennzeichen: die zwei vorderen Füße sind scheerenförmig, das zweite Paar ist weniger dick, welschförmig, eiförmig; die andern sind einfach, die Schuppe der äußeren Füße ist gezähnt, die Augen liegen unter zwei Beelängerungen des Brustschildes verborgen. — Die Gattung selbst ist aber im Allgemeinen zu wenig charakterisirt, um sie als vollständig bestimt anzunehmen. — Die einzige von Rafinesque angeführte Art: *C. ruber*, ist glatt, röthlich, das Brustschild ist ganzrandig, der Kopf ist vorn in einen einseitigen, schneidelförmigen Fortsatz verlängert, die Scheren der Füße sind platt, festlich mit borstigen Haaren besetzt; die größte ist unten dreilappig; das Schwanzende ist vierlappig und gefauert. — Das Vaterland ist das Meer am Sicilien. (D. Thon.)

**Cryptoplar, Blainville (Mollusca)** f. *Chilop.*

**CRYPTOPODA, Latreille (Crustacea).** Die vierte Junct der zehnfüßigen, furchschwänzigen (*decapoda brachyura*) Krebse. Sie unterscheidet sich von allen übrigen bekannten Crustaceen dadurch, daß bei den zu ihr gehörigen Thieren die hintern Winkel des Brustschildes sich erweitern und eine Wölbung bilden, in die sich die Füße, mit Ausnahme der Scheren, wenn sie die Thiere einziehen, zurückziehen und verbergen; die Scheren sind sehr groß, zusammengedrückt, kammförmig; das Brustschild ist fast dreieckig oder zweieckförmig; der Raum zwischen der Mundhöhle und dem Ursprunge der mittleren Füße ist kaum etwas breiter, als lang. Es gehören hieher nur die beiden Gattungen *Calappa* und *Aethra* (unrichtig *Oethra* geschrieben). (D. Thon.)

**CRYPTOPS, Leach (Myriapoda).** Eine Gattung der Myriopoden, aus der Familie *Chilopoda*, nach Linné zu *Scolopendra* gehörig. Kennzeichen: Füßler kegelförmig; siebenringförmig; siebenringförmig; die Glieder lang, fast kegelförmig; 46 Füße, das hintere Paar länger, das erste Glied innen unter wassnet; das zweite Fußpaar mit blattförmigen Schenkeln, die vorn schwach ausgerandet und unterwosnet sind; die Augen unbedeutlich. Leach führt \*) zwei Arten auf: *C. hortensis*, siegelrostroth, der Rücken dunkel, die Füße etwas behaart; etwas über einen Zoll lang. In den Gärten des westlichen Englands. — *C. Savignyi*, siegelrothgelb, der Kopf blattförmig, braun, die Füße, besonders die hintern, mit kleinen Stacheln besetzt. Im Garten des britischen Muséums. (D. Thon.)

3) G. Burnet, the hist. of the reformation of the church of England. The first part: of the progress made in it during the reign of King Henry VIII. Lond. 1679. fol.

\*) Manuel de Malacologie, Paris 1815. p. 364.

\*) Précis de découvertes et de travaux zoologiques. Palerme. 1818. 8.

1) Zoological Miscellany. Tom. III. London 1817. p. 42. t. 139.



**CRYPTOPUS, Latreille (Crustacea).** Der Begründer dieser Gattung hat die Krustaceen derselben nicht angegeben, stellt sie jedoch in die Gattung Schizopoda (Ordnung Decapoda, Familie Macroura), und in die erste Section derselben, welche dadurch charakterisirt ist, daß der Hinterleib in eine fünfblättrige Gasse endigt. Es ist nur eine Art bekannt, bei welcher das Brustschild an den Seiten erweitert und nach unten so umgebogen ist, daß es eine Art Büchse bildet, welche die Füße umschließt; das Vordertheil stellt einen Kopf vor, mit einem gedogenen Schnabel und zwei Hörnern oben darauf. (*Latreille familles naturelles du regne animal. Paris 1825. 8. p. 282 u. 567.*) (D. Thon.)

**CRYPTOSTOMA, Blainville (Mollusca).** Diese tritt im Supplement zur Ebnburger Encyclopädie aufgeführt Gattung stellt der Errichter in die Ordnung Chis-mobranchiata, zwischen Sigareus und Vainos; Gerassac unter die Adolodermas und in die Familie Sigaretea, welche sämtlich zu den Gastropoden gehören; Eu-blee hat sie übergegangen. Die Kennzeichen, wie sie der erste angibt \*), sind folgende: Der jungensförmige Körper besteht meist in einem sehr langen und sehr biden Fuß, der nach vorn schmaler und an den Seiten mit einer Furche versehen ist, überall aber weit über die zusammengekehrte Wasse der Eingeweide vortragt, welche sehr klein und oben wenig gewölbt zum mittlern Drittheil durch eine innere Schale bedekt wird, die in jeder Hinsicht der ganz ähnlich ist, welche man bei Sigareus findet; die Mundöffnung ist sehr klein, verborgen unter dem vordern und obern Rande des Fußes, gegen welchen die erwähnten (vier) Furchen zusammenstoßen; die beiden Tentakeln sind zusammengebrückt und an der Basis mit Anhängeln versehen; es ist nur ein einziger großer Kiemenkamm vorhanden und der After liegt an der rechten Seite des freien Mantelrandes. — Bei dieser Thiergattung ist die ungeheure Größe des Fußes besonders auffallend, welcher den eigentlichen Körper vier oder fünf Mal an Umfang übertrifft. Der vordere Theil desselben ist länger, als der hintere und läuft in eine stumpfe Spitze aus. An ihm findet sich auf jeder Seite eine Furche oder Halbkanal, welcher etwas nach hinten und näher an der rechten Seite anfängt. Diese zwei Furchen führen in eine große Querspalte, in welcher der Mund und die Tentakeln liegen, die zum größern Theil durch den fast vortragenden Rand der Schale verdeckt werden. Zwei andere ähnliche Furchen am Rande des hintern, dünnern Fußtheiles gehen ebenfalls in jene Querspalte. Der obere Rand dieser letztern wird von einem scharfen, freien Saum gebildet, der fast in der Mitte und noch tiefer nach dem linken Rande hin ausgerandet ist. Wenn man diesen Saum von hinten nach vorn aufhebt, so sieht man darunter den etwas trichterförmigen Mund und nach hinten ein querliegendes, scharfes, mit dem vordern Rande angewachsenes Band, an dessen beiden Enden ein kurzer, kegelförmiger, an der Basis mit einem Anhang versehener Tentakel steht, rechts liegt unter diesem dünnen Saume des Fußes das Ende des männlichen Geschlechtsheiles. Wenn man dagegen den Saum des Mantels, welcher den hintern Theil der Querspalte bildet und durch die Schale verdeckt ist, aufhebt, so sieht man 1) die etwas schiefe Querspalte, welche in die Kiemenhöhle führt, an deren Boden sich ein einziger, tiefer, unregelmäßiger Kiemenkamm findet; 2) das Ende des Afters, welches als freies schwebender Kanal von der linken nach der rechten Seite gerichtet ist, und 3) am Vereinigungspunkt des Mantels mit dem Fuße an der rechten Seite eine trichterförmige Öffnung für die weiblichen Geschlechtsheile. Der eigentliche Körper, oder die Eingeweide zusammengekommen, bildet auf dem fünften Theil des Fußes (von vorn nach hinten) eine kleine, etwas platte und spiralförmig gewundene Masse. Diese ist ganz in eine sehr flache, niedergedrückte Schale mit großer, ganzrandiger Öffnung, deren Hinterrand in eine Spalte eingeschlossen ist, welche der vordere Rand des hintern Fußtheiles bildet, aufgenommen. Die Schale zeigt sich ganz mit einer dicken Haut bedekt, die offenbar in die Körperhaut fortsetzt, so daß die Schale als eine innere betrachtet werden kann, um so mehr, als sie ungeschält ist. Die Wasse der Eingeweide besteht aus zwei Theilen. Der obere enthält die Organe der Respiration und der Circulation und ist durch die Schale bedekt; der untere ist durch eine Einschnürung, in welcher der Rand der Schalendüngung liegt, von dem obern getrennt, liegt in einer Ausbuchtung des Fußes und enthält die Verdauungsorgane. Der Magen ist doppelt, der hintere groß und dünn; die Leber ist ungetheilt; der Mundtheil (Masse buccale in der französischen Terminologie) ist von mittlerer Größe; die Höhle, welche er enthält, sowie der erste Magen und das Zungenband, sind von dem der Leber durch eine Haut (diaphragme) getrennt. Das Centralnervensystem besteht aus einem unten liegenden, vierseitigen Ganglion, ist von einer körnigen Masse umgeben und gibt auf jeder Seite vier Äste ab, von denen der eine vordere für den vordern Theil des Fußes, die andern für die Seiten und hintern Theile bestimmt sind. — Es sind bis jetzt nur zwei Arten dieser Gattung bekannt, welche sich im britischen Museum befinden und aus Indien herkommen sollen. Sie sind: 1) *C. Leachi* \*). Fast drei Mal so lang als breit, der vordere Theil des Fußes länger als der hintere; die Tentakeln kleiner, als an der folgenden Art, kegelförmiger, weiter aus einander stehend, die Anhängel kleiner. 2) *C. brevicolum*. Der Körper dreier als die Hälfte seiner Länge, weshalb er flacher, kürzer und dicker erscheint; der vordere Theil des Fußes fast so groß, als der hintere; die Tentakeln viel größer, breiter, platter, einander mehr genähert, die Seitenanhänge des Bandes, worauf sie stehen, größer. — Die Schale der letztern Art wird nicht beobachtet, doch muß man schließen, daß sie wenigstens in der Größe von der der vorigen Art abweicht.

(D. Thon.)

\*) Manuel de Malacologie. p. 467.

\*\*) *Blainville Manuel. Planches, pl. XLII, f. 3.*

Ende des einundzwanzigsten Theiles.

# Erklärung der Kupfer in Theil XX. und XXI.

## 1. CHOREGRAPHIE, 2. CRUSTACEA.

(Zu den mathematischen Zeichnungen und den Notentafeln sehe man die betreffenden Artikel.)

### Zu CHOREGRAPHIE.

Fig. I. A. Stellt den Tänzer vor. B. Die Tänzerin: a. die Richtung des Gesichts; b. die rechte Seite des Körpers; c. die linke Seite; d. den Rücken. — Fig. II. Die Linien der Tanzschritte: a. die gerade Schrittlinie vor oder rückwärts; b. die Seitenlinie rechts und links; c. die schiefe oder Diagonallinie vom Körper ausgehend. — Fig. III. a. Die Kreislinie der Schritte; b. die Schlangenlinie; c. die sogenannte Wache, oder zwei in einander laufende Kreise. Alle Tanzschritte und Tanzsourcen werden durch Hüfe dieser Linien gezeichnet. — Fig. IV. Zeichen der Füße: A. der linke; B. der rechte, und zugleich die Vorstellung der ersten von den fünf Positionen, aus welchen alle möglichen Schritte des regelmäßigen schönen Tanzes zusammengesetzt werden. Die darunter stehenden Zeichen a und b befinden sich nach der Erfindung in den alten Choreographen. Die Zeichen oder, welche die Form des Fußes mehr veranschaulichen, unterscheiden sich besser von den Schrittlinien, und sind deshalb gewählt worden. — Fig. V. Die zweite Position. — Fig. VI. Die dritte Position: a. mit dem rechten Fuße vorn; b. mit dem linken Fuße vorn. — Fig. VII. Die vierte Position: a. mit dem rechten Fuße vorn; b. mit dem linken Fuße vorn. — Fig. VIII. Die fünfte Position: a. mit dem rechten Fuße vorn; b. mit dem linken Fuße vorn. Man hat auch fünf falsche Positionen angenommen, die zu Rational- und semischen Tänzen gebraucht werden. — Fig. IX. Die erste falsche Position. — Fig. X. Die zweite falsche Position: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XI. Die dritte falsche Position: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XII. Die vierte falsche Position: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XIII. Die fünfte falsche Position: a. der linke, b. der rechte Fuß. — Fig. XIV. Gewöhnlicher Schritt, wie man geht (*pas marche*): a. der Punkt bedeutet den Ort, wo der Fuß vor der Bewegung gestanden hat; b. die Schrittlinie; c. das Ende des Schrittes und Niederlegen des Fußes. — Fig. XV. Gewöhnliche Schritte rückwärts. — Fig. XVI. Runde Schritte tr. auswärts gebogenen Linien rückwärts. — Fig. XVII. Runde Schritte tr. in auswärts gebogener Linie vorwärts. — Fig. XVIII. Seitenschritte rechts und links. — Fig. XIX. a. Eine Kreisbewegung (*tour de jambe*) mit dem rechten Fuße auswärts geführt; b. eine Kreisbewegung einwärts. — Fig. XX. Geschlingelte Bewegung des Schrittes (*pas tortillé*): a. vorwärts, b. seitwärts, c. rückwärts. — Fig. XXI. Voltirte Schritte (*pas battu*): a. vor dem Fuße; b. neben dem Fuße; c. hinter dem Fuße; d. in der Luft, ohne den andern Fuß zu berühren. —

Fig. XXII. Elemente der Schritte: a. das Zeichen zum Biegen; b. zum Heben; c. zum Hüpfen; d. zum Springen; e. zum Fallen im Schritt; f. der gestrichene Schritt; g. der Fuß in der Luft; h. der Punkt zeigt an, daß die Spitze des Fußes auf die Erde gesetzt wird; i. die Ferse aufgesetzt. — Fig. XXIII. Wendungen des Körpers: a. ein Viertelskreis auf der Schrittlinie zeigt an, daß der Körper während des Schrittes eine Viertels-Wendung macht; b. eine halbe Wendung; c. eine Dreiviertels-Wendung; d. eine ganze Drehung des Körpers um seine Achse. Der beigefügte Punkt zeigt an, auf welcher Seite die Drehung angefangen wird, und darf nicht fehlen; e. bedeutet eine Achtels-Wendung. Der kleine Bogen darf die Schrittlinie nicht berühren und muß frei abspringen. — Fig. XXIV. Bezeichnung mehrer Bewegungen während eines Schrittes: a. erst gebogen, dann gebogen; b. erst gebogen, dann gebogen; c. gebogen, dann gehüpft; d. gehüpft und dann gebogen; e. gebogen, gehüpft und wieder gebogen; f. gebogen und gesprungen; g. gebogen und gefallen; h. gebogen, gebogen und gestrichen; i. gebogen, gebogen und den Fuß in die Luft gestreckt; k. gebogen, gehüpft und während des Hüpfens eine halbe Wendung; l. gebogen, gebogen und den gestreckten Fuß mit der Spitze aufgesetzt; m. gebogen, gehüpft und die Ferse auf die Erde gesetzt. — Fig. XXV. Hier und Weise, die Zeichen zu setzen, ob die Bewegung zu Anfang, in der Mitte oder zu Ende des Schrittes geschehen soll: a. zu Anfang des Schrittes gebogen; b. während des Schrittes gebogen; c. zu Ende des Schrittes gebogen; d. zu Anfang des Schrittes gebogen; e. in der Mitte des Schrittes gebogen; f. zu Ende des Schrittes gebogen; g. gebogen und gebogen zu Anfang des Schrittes; h. gebogen und gebogen in der Mitte des Schrittes; i. gebogen und gebogen zu Ende des Schrittes; k. gebogen zu Anfang und gebogen in der Mitte des Schrittes; l. gebogen zu Anfang und gebogen am Ende des Schrittes; m. in der Mitte des Schrittes gebogen und am Ende gehoben. — Fig. XXVI. Wo ein Punkt angebracht ist, wird der Fuß gesetzt. Steht der Punkt auswendig, ein zweiter innen, wird der Fuß in zwei Tempo auf die Erde gesetzt, und allezeit zuerst, wo der Punkt auswendig ist: t. a. Erst die Spitze des Fußes, dann die Ferse auf die Erde gesetzt; b. erst die Ferse, dann die Spitze niedergesetzt; c. hier sind zwei Punkte, keiner auswärts noch einwärts, und bedeutet, daß der Fuß platt, mit Spitze und Ferse zugleich aufgesetzt wird. — Fig. XXVII. Zwei Punkte neben einander bezeichnen den Ort, worauf der Schwerpunkt des Körpers gebracht wird; a. der Schwerpunkt des Körpers ruht auf der

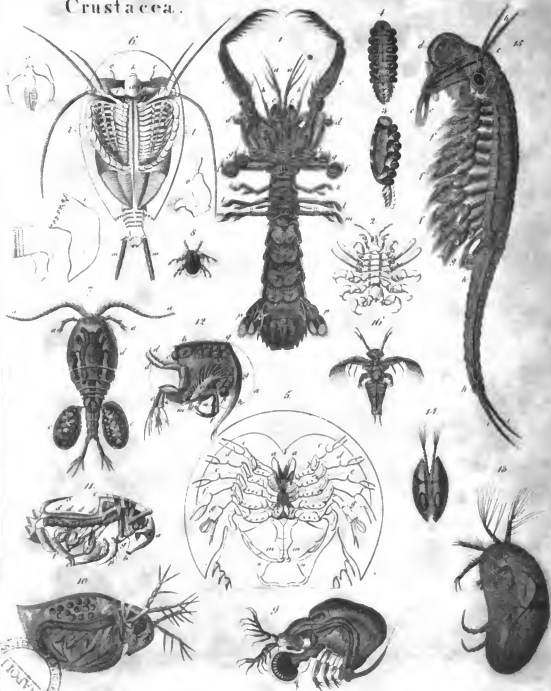
Spitze des Fußes; b. der Schwerpunkt ist auf der Ferse.  
 — XXXIII. Der Punkt bedeutet, ob auf der Spitze oder Ferse gebogen, gehoben, gestrichen, gesprungen wird; a. auf der Spitze biegen; b. auf der Ferse biegen; c. auf dem platten Fuße biegen; d. auf der Spitze gebogen; e. auf der Ferse gehoben; f. auf dem platten Fuß gebogen; g. auf der Spitze gehüpft; h. auf der Ferse gehüpft; i. auf dem platten Fuße gehüpft; k. auf der Spitze gestrichen; l. auf der Ferse gestrichen; m. auf dem platten Fuße gestrichen. — Fig. XXIX. Bewegungen der Füße auf der Erde, ohne einen Schritt zu thun. Die Zeichen dazu werden in die Figur des Fußes gemacht: a. gebogen mit einem oder beiden Füßen; b. gehoben; c. gehüpft; d. gesprungen; e. auf den Spitzen stehen; f. auf den Fersen stehen; g. den Fuß gehoben und wieder auf die Spitze gesetzt; h. auf den Füßen links gehoben; i. auf den Fersen rechts gehoben; k. ein Fuß auf der Spitze, der andere auf der Ferse gehoben; l. erst biegen, dann hüpfen; m. erst hüpfen, dann biegen; n. Sprung auf beiden Füßen; o. im Hüpfen eine Viertels-Wendung links; p. im Hüpfen eine halbe Wendung rechts; q. im Hüpfen eine ganze Wendung des Körpers um seine Achse (*Salto rondito*). — Fig. XXX. Wenn sich beide Füße zugleich bewegen, wie bei dem pas echappé, so werden die Schrittlinien mit einem gebogenen Strich verbunden: a. biegen und mit beiden Füßen zugleich in die zweite Position hüpfen; b. biegen und mit beiden Füßen zugleich in die vierte Position hüpfen; c. mit beiden Füßen zugleich gestrichen in die zweite Position gehen; d. mit beiden Füßen zugleich gestrichen in die vierte Position; e. mit beiden Füßen gestrichen aus einander und in der zweiten Position in die gebogenen Knie gefallen; f. das nämliche in die vierte Position. — Fig. XXXI. Das Drehen der Füße: a. auf den Spitzen stehen und die Fersen auswärts drehen; b. auf den Fersen stehen und die Spitzen einwärts drehen; c. auf den Spitzen stehen und die Fersen auswärts und zugleich wieder zurückdrehen; d. auf den Fersen stehen, die Spitzen einwärts und wieder auswärts drehen; e. den Fuß in der Luft mit der Spitze ein- und auswärts gehoben; f. den Fuß in der Luft mit der Ferse aus- und einwärts gehoben; g. auf den Spitzen beide Fersen rechts gehoben; h. auf den Spitzen beide Fersen links drehen; i. auf den Fersen beide Spitzen links drehen; k. auf den Fersen beide Spitzen rechts drehen. — Fig. XXXII. Sprünge mit beiden Füßen zugleich: a. vorwärts aus der ersten in die zweite Position; b. rückwärts; c. seitwärts aus der ersten Position wieder in die erste; d. vorwärts als Kreuzsprung (*Saute croisé*) aus der ersten in die fünfte Position; e. rückwärts oder vorwärts aus der fünften wieder in die fünfte Position; f. seitwärts aus der fünften wieder in die fünfte Position gesprungen. — Fig. XXXIII. Battements der Füße: a. mit dem rechten Fuße aus der zweiten Position mehrmals vor- und hinter dem linken battirt, und den rechten Fuß wieder in die zweite Position setzen; b. mit dem linken Fuße um dem rechten battirt, und in der fünften Position vor dem rechten Fuße geschlossen. — Fig. XXXIV. Ein Entschaff. Mit beiden Füßen zugleich in die Höhe gesprungen und in der Luft so oft verwechselt, als es die

kleinen Zeichen anzeigen. Am Ende zeigt die fünfte Position mit den Punkten, daß der Tänzer dies auf die Spitzen herabfallen soll. — Fig. XXXV. Wenn die Schrittlinie einfach, doppelt oder dreifach ist, zeigt es das langsame, Beschwunde und Schnelle an: a. langsamer Schritt; b. geschwinder Schritt; c. sehr schneller Schritt. Die größere Geschwindigkeit der Schritte durch vermehrte Linien anzudeuten, hat man von der Unterschiedung der Noten entlehnt. — Fig. XXXVI. a. Ein *Reuuet* Fuß seitwärts; b. *Reuuet* Fuß vorwärts; c. *Reuuet* Fuß rückwärts. — Fig. XXXVII. Eine kleine Fußsammensetzung von figurirten Tansschritten als Exempel. 1) Der rechte Fuß battirt, biegt und macht einen gestrichenen Fuß rechts in die zweite Position. 2) Der linke Fuß macht mehr Battements um den rechten, biegt, streicht gegen die vierte Position, hebt sich in die Luft und setzt sich dann mit der Spitze nieder. 3) Der rechte Fuß battirt einmal leicht vor dem linken, macht einen gestrichenen Fuß vorwärts und setzt sich auf den platten Fuß. 4) Der linke Fuß hebt sich in die Luft, battirt hinter dem rechten und springt leicht seitwärts. 5) Der rechte Fuß biegt, streicht und streicht sich in die Luft, macht eine Kreisbewegung (*tour de jambe*) rechts und springt auf die Spitze in die fünfte Position vor dem linken Fuß, welscher den Sprung mit macht, ohne seinen Platz zu verändern. 6) Der rechte Fuß hebt sich sogleich wieder, es folgt auf dem linken Fuße eine ganze Wendung des Körpers links um (saute pirouette), der rechte Fuß setzt sich in die fünfte Position hinter dem linken, welcher sich vor dem rechten anschließt. 7) Das Anschließen und Nachfolgen des linken Fußes. 8) Der linke Fuß battirt vor dem rechten und setzt sich rückwärts in die vierte Position. 9) Der rechte Fuß battirt vor dem linken und setzt sich hinter demselben in die fünfte Position. 10) Beide Füße hüpfen zugleich in die zweite Position. 11) Beide Füße springen leicht in die Höhe, während dem der rechte vor- und hinter demselben battirt, und sich beim Niederfallen wieder in die zweite Position setzt. 12) Der linke Fuß battirt vor dem rechten und springt in die zweite Position. 13) Der rechte Fuß biegt und macht einen gestrichenen Fuß, der sich mit dem linken, in die fünfte Position hinter dem linken. 14) Der linke Fuß hebt sich seitwärts in die Luft, und schließt hüpfend wieder vor dem rechten, welcher zu gleicher Zeit mitbückt und sich hinten anschließt. Die Linie, welche beide Punkte verbindet, welche den Anfang des Fuß bezeichnen, zeigt an, daß beide Füße sich zugleich bewegen. — Fig. XXXVIII. Zeichen für die Bewegungen der Arme und Hände. 1) Der ausgestreckte Arm; a. die Schulter; b. der Ellenbogen; c. die Hand. 2) Arm mit gebogener Hand. 3) Der gebogene Arm. 4) a. Der Arm in die Höhe gehoben; b. hängende Arm. 5) Beide Arme gehoben. 6) Ein Arm gestreckt, der andere aufwärts gehoben. 7) a. Handbewegung von unten aufwärts; b. Handbewegung von oben abwärts. 8) a. Bewegung des Ellenbogens von unten aufwärts; b. Bewegung des Ellenbogens von oben abwärts. 9) a. Kreisbewegung des ganzen Armes von unten aufwärts; b. Kreisbewegung des ganzen Armes von oben abwärts. 10) Zeichen zum Hände geben und loslassen: a. die rechte



# Crustacea.

11.



Hand geben; b. die linke Hand geben; c. beide Hände geben; d. der senkrechtete Strich durch das Handzeichen bedeutet, daß die Hände losgelassen wurden. (Roller.)

### Zu CRUSTACEA.

Taf. I. Man verdankt dem französischen Naturforscher Desmarest die Beobachtung \*), daß die Vertheilung der Erhöhungen und Vertiefungen, welche man auf der Rückenschale (clypeus, franz. carapace) der Crustaceen bemerkt, nicht unregelmäßig, sondern bestimmten Gesetzen unterworfen ist. — Die Klassen nämlich, oder Vorprünge, welche die ersten bilden, entsprechen genau jenen drei unter ihnen liegenden Eingeweide, und die Grenzen dieser Klassen sind durch verticelle Linien angedeutet.

Diese Entdeckung verspricht für die genauere Beschreibung der Krustenthiere nicht unbedeutende Vortheile, in dem nach derselben der innere Bau nach dem äußern, wenn auch nicht ganz genau, doch ziemlich sicher bestimmt und dadurch unterscheidendere Kennzeichen gewonnen werden können. Um aber auch foglich die Terminologie (Kunstsprache) gehörig festzustellen, hat Desmarest seine Erhöhungen u. s. w. „*Ergenden*“ (regiones) genannt und bezeichnet sie auf folgende Weise: *Wagengend* (regio stomachialis) heißt ein vorn auf der Mittellinie liegender Raum, unter dem im Innern der Magen seinen Platz hat; *Zeugungsgend* (regio genitalis) heißt eine, ebenfalls auf der Mittellinie, hinter der ersten liegende, kleinere Stelle, unter welcher sich die Geschlechtsorgane des Männchens sowohl als des Weibchens befinden; die *Herzgend* (regio cordialis) liegt hinter jener zweiten und bezeichnet die Stelle des Herzens; die *Kiemengenden* (regiones branchiales) haben einen ziemlich großen Umfang zu beiden Seiten der Mitte und bedecken die Kiemen; vor ihnen zur Seite der *Wagengend* liegen die *vordern Lebergenden* (regiones hepaticae anteriores), und hinten an der Mitte des hinteren Randes der Schale befinden sich die *hintern Lebergenden* (r. h. posteriores), und beide zusammen bezeichnen die Stellen, wo die Leber sichtbar hervortritt; ein Organ, welches bei allen kruschwänzigen Krustaceen sehr umfangreich ist, und sich fast auf der ganzen innern Seite ihres Körpers ausbreitet.

Diese Ergenden haben bei den kruschwänzigen Crustaceen eine verschiedene Größe. Bei den Gattungen *Leucosia*, *Diomia*, *Pinnotheres* und *Corystes* sind sie kaum zu unterscheiden, während sie bei *Parthenope*, *Inachus*, *Uropispe* und vielen eigentlichen Krabben sehr deutlich hervortreten. Andere Krabben: *Portunus*, *Orypode*, *Gonopoda* u. s. w. halten das Mittel zwischen diesen beiden Extremen. Bei den meisten dieser Crustaceen ist die *Wagengend* sehr entwickelt und liegt mit den vordern *Lebergenden* in einer Querlinie. Bei einigen Gattungen aber, z. B. *Inachus*, *Maja*, *Macropodia*, *Leptopodia*, *Uropispe*, tritt sie nach vorn vor und gibt das durch dem Körper eine ziemlich dreieckige Form. Die

*Zeugungsgend* ist im Allgemeinen sehr entwickelt und verlängert sich fast immer in der Mitte der *Wagengend* zu einer Spitze, welche diese letztere gleichsam in zwei Hälften theilt. Ebenso ist die *Herzgend* immer sichtbar und liegt auch immer an derselben Stelle, nämlich etwas hinter dem Mittelpunkt des Rückenschildes, und nur bei *Uropispe* sieht sie an dessen hintern Rand an und vordrängt die hintere *Lebergend*. Im meisten ändern die *Kiemengenden* ab, die bei den eigentlichen Krabben (*Cancer*) und *Portunus* nichts Ausgezeichnetes haben; dagegen bei den Gattungen *Uropispe*, *Inachus*, *Maja* u. s. w. sehr deutlich hervortreten und stark gewölbt sind. Bei den beiden letztern Gattungen ist dies in der That der Fall, daß sie hinten zusammenstehen und die Stelle der hintern *Lebergend* mit einnehmen. Bei den Gattungen *Orypode*, *Gelasimus* u. s. w. sind sie oben flach und bilden die dreieckige Gestalt dieser Crustaceen bilden. Bei der Gattung *Grapsus* zeigen sie sich ebenso, haben aber bei mehreren auf der Oberfläche schleife vorprüngeartige Linien, welche den unter ihnen liegenden Kiemröhrenden zu entsprechen scheinen. Bei den meisten derjenigen Crustaceen, bei welchen die *Seitenwinkel* des Rückenschildes sehr deutlich gebildet sind, z. B. bei den Gattungen *Portunus*, *Polophthalmus* und *Lupa*, grbt von diesen Winkel eine Querlinie aus, welche den vordern Rand dieser Kiemröhrenden bezeichnet. Bei *Gecarcinus*, wo der Kopf halbkuglig und hinten stark abgerundet ist, sind die *Kiemengenden* so stark nach vorn gewölbt, daß sie an die Stelle der vordern *Lebergenden* treten. Endlich bilden sie bei *Ixa* auf jeder Seite des Körpers eine röhrenförmige oder trichterförmige Verlängerung.

Was die *Lebergenden* anbelangt, so springen sie nie bedeutend vor, ja sie unterscheiden sich von den andern sogar durch ihre flache Bildung. Die beiden vordern sind meist bei denjenigen Crustaceen, deren Rückenschild viereckig oder halbkreisförmig ist, ziemlich deutlich, verschwinden aber fast ganz bei denjenigen, bei welchen es dreieckig ist. Fast auf gleiche Weise verhält es sich mit der hintern *Lebergend*.

Die langschwänzigen Crustaceen haben zwar auch ein Rückenschild, das in der Regel bald eiförmig, wie bei den Gattungen *Astacus*, *Palinurus*, *Palaeomon*, doch mitunter auch mehr oder weniger platt, wie bei *Scyllarus*, *Ibacus*, *Eryon* u. s. w. ist. Oft ist dieses Rückenschild oben mit einer tiefern, nach hinten gebogenen Querslinie versehen, durch welche gleichsam die Trennung eines Kopfs von einem Bruststück angezeigt wird. In der Mitte und hinter dieser Linie finden sich zwei andere, einander parallel laufende, doch etwas getrennte Längslinien. Der Theil, den man nun als den Kopf ansehen kann, enthält nicht allein die diesem zukommenden Organe, sondern auch die *Magen* und vordere *Lebergend*. Zwischen den hintern Furchen liegen die *Zeugungsgend*, die *Herzgend* und die hintere *Lebergend* mehr oder weniger in einander übergehend, und zu jeder Seite der Längsfurchen und hinter der Querlinie liegen die *Kiemengenden*.

Bei der Gattung der *Flußkrebs* ist die *Wagengend* mit den vordern *Lebergenden*, und die andern drei, wohl

\*) Dessen et Brongniart Histoire nat. des Crustacés fossils. Paris 1822. 4. p. 73.

che nach derselben kommen, unter einander verfloßen. Die Gattung *Galathea* hat eine Magen-, eine Herz-, zwei Kiemen- und zwei Lebergegenden, welche ganz; wie bei den Krabben, auf der Seite liegen. Bei der Gattung *Scyllarus* ist die Magen-gegend dreieckig und nach vorn sehr breit, zwei kleine Lebergegenden liegen seitlich, die Zeugungsgegend ist sehr gewölbt und flachelig, die zwei Kiemengegenden sind schmal. Bei der Gattung *Palinurus* bemerkt man einen mehr zusammengefügten Kopf, die Zeugungsgegend ist deutlicher und bei einigen Arten bilden die Kiemengegenden auf jeder Seite einen sehr ausfallenden Fortsprung. Der weiche und scheinbar verbildete Kopf der *Pagurus*-Arten zeigt doch die Magen- und vordere Lebergegenden, welche von der Herz- und den Kiemengegenden durch eine Quersfurche getrennt sind.

Diese verschiedenen Gegenden werden bei den langschrumpfigen Crustaceen, deren sehr dünner und biegsamer Kopf doch noch ein hornartiges Ansehen behält, wie bei den Gattungen *Palaeonotus*, *Peneus*, *Crangon* u. f. w. unbedeutlich, und sind deswegen schwerer zu bezeichnen.

Unsere Tafel I. ist nun bestimmt, diese Verhältnisse bildlich darzustellen.

Fig. 1. zeigt das Rückenschild von *Carcinus maenas* L., einer der gewöhnlichsten Krabben der norddeutschen Meere; aa. die Magen-gegend; b. die Zeugungsgegend; c. die Herzgegend; dd. die hintere Lebergegend; ee. die Kiemen-gegend; ff. die vordere Lebergegend.

Fig. 2. zeigt denselben Krebs, jedoch das Rückenschild oben abgenommen; aaaa. ist der Magen; bb. sind die Zeugungsorgane; c. das Herz; dd. die Kiemen; eff. die Leber.

Fig. 3. *Astacus fluviatilis*, der Flußkrebs, mit Wegnahme der Stiebmäusen, wie in voriger Figur, so weit sie zur Erklärung des Gegenstandes nicht erforderlich sind: a. die Magen-gegend; b. die Zeugungsgegend; c. die Herzgegend; d. die hintere Lebergegend; ee. die Kiemen-gegend.

Fig. 4. zeigt dieselbe Figur nach Wegnahme des Rückenschildes: aaaa. ist der Magen; b. die Zeugungs- theile; c. das Herz; dddd. die Leber; ee. die Kiemen; ff. sind Muskeln der Kiemen.

Fig. 5. stellt *Triphusa fluviatilis* in etwas geringerer als natürlicher Größe vor, indem bei dieser der Quers- und Längsdurchmesser des Rückenschildes zwei Zoll beträgt.

— Diese Figur, als Nachklap abgenommen, wird sich auch ergeben, in welcher die folgenden Figuren mehr oder weniger vergrößert, oder auch in natürlicher Größe abgebildet sind. Zugleich mag dieser Krebs als Typus der kurzschwänzigen Crustaceen dienen.

Fig. 6. stellt den äußeren rechten Kiemenfuß (pied machoire) vor: A. ist sein innerer Stamm, abwärts sind seine Glieder; B. ist der äußere Stamm, oder die getheilte fahrlöse Füßspitze (Kiehlspitze, palpe).

Fig. 7. ist ein Kiefer des vierten Paares mit der Füßspitze.

Fig. 8. ein dergl. des dritten Paares.

Fig. 9. ein dergl. des zweiten Paares.

Fig. 10. ein dergl. des ersten Paares.

Fig. 11. eine Kinnlade (mandibula) mit Palpe.

Fig. 12. die obere —

Fig. 13. die untere Lippe oder Zunge.

Fig. 14. ein hinterer Fuß: a. die Hüfte, b. der Gelenkstopf, c. der Schenkel, d. das Schienbein, e. der Metatarsus, f. der Tarsus oder die Klaue.

Fig. 15. eine Schere: a. der bewegliche Finger; b. der unbewegliche (die Hand); c. der Arm, (brach. carpe).

Fig. 16. äußerer rechter Fühler (antenna).

Fig. 17. dergl. der innere.

Fig. 18. Untere Ansicht eines weiblichen Thieres, nach Wegnahme einiger Glieder: abcd. die zum Bruststück (untere Seite des Rückenschildes) gehörigen Theile; egh. die diesen Stücken zur Seite liegenden Schale; ik. Öffnungen der weiblichen Geschlechtstheile; llll. die sogenannten falschen oder Schwimmfüße; n. ein dergl. einzeln.

Fig. 19. das Bruststück des Männchens mit den Zeugungsorganen.

Fig. 20. a. eine der männlichen Küssen, nebst b. einem falschen Fuß.

Taf. II. Fig. 1. zeigt als Typus der Stomatopoda, *Squilla scabricarpa* Latr., männliches Exemplar, von unten gesehen: aa. sind die mittleren Fühler; bb. die äußeren Fühler (antennae); cc. die Augen; dd. die Kiefernfüße des ersten; ee. des zweiten Paares, oder die Scheren; ff. gg. hh. die Greiffüße des 3ten, 4ten und 5ten Paares; ii. die Greiffüße (palpi) der Mandibeln; jj. das Bruststück; kk. ll. mm. die eigentlichen Füße; nn. eigenthümliche, fußähnliche Anhängsel des Männchens; o. letzte Körpersegment; pp. Seitenfloßen; q. q. q. q. q. q. Floßenfüße oder Schwimmfüße. — Hauptfigur natürliche Größe.

Fig. 2. *Cyamus Ceti*, die Wallfischlaus. Sehr vergrößert. Die natürliche Größe beträgt etwa 3 Linien.

Fig. 3. *Bopyrus squillarum* Latr. *Monoculus crangorum* Fabr., Weibchen (?) von der Seite gesehen, vergrößert. Die natürliche Größe ist etwa 1/2 Zoll.

Fig. 4. denselben als Männchen abgenommenes Exemplar von unten; sehr vergrößert. Natürliche Größe 2 Linien. — Gehört mit Fig. 2. zu der Abtheilung Lantostomacea.

Fig. 5. *Limulus* (*Monoculus* L.) *Polyphemus*, von unten gesehen, das Schwanzende abgeschnitten, eben- falls noch zu den Entomostraceen gehörend: — aa. schies- senförmige Anhängel (nach Euvier Palpen, nach Savigny Anhangs-Mandibeln); b. c. d. e. f. g. Füße, am Ende mit Scheren, deren flachelige Hüften Kiefernfüße vertreten; h. die untere Lippe; i. der Kiehlstopf; m. n. Platten, welche die Kiemen bedecken.

Fig. 6. *Apus cancriformis* Latr. Schäffers fischförmiger Kiefernfuß. — Weibliches Exemplar, von unten gesehen, natürliche Größe: b. das Rückenschild; cc. die Fühler (antennae); dd. die Mandibeln; ee. die 5ten Füße des ersten Paares; ff. die Kiemenfüße; gg. hh. die Schwanzfäden (um Raum zu sparen in der Figur abgekürzt); i. Kiefer des zweiten Paares; p. die gespaltene Zunge, an welcher ein gefranzter Kanal gerade in den Rachenmund führt.



Fig. 7. *Cyclops vulgaris* Leach, *Monoculus quadricornis* Linn. Weibchen, von oben gesehen, sehr vergrößert, natürliche Größe 7 Linien; aa. Fühler; cc. die äußern, d. die innern Eierbehälter.

Fig. 8. Junges Exemplar von *C. vulgaris*.

Fig. 9. *Polyphemus stagnorum* Lamarck, *Monoculus Pediculus* L. Stark vergrößerte Seitenansicht; natürliche Größe 3 Linie. Mit den vorigen und den nachfolgenden zu den Entomostraceen gehörig.

Fig. 10. *Daphnia Palex*, von der Seite gesehen, stark vergrößert; die natürliche Größe beträgt nur eine Linie.

Fig. 11. desgl. nach Wegnahme der Schale: a. das Auge; b. der schnabelförmig verlängerte Kopf; c. der Rückenabfall; d d d d. die Körperfsegmente; e. das Röhrchen mit seinem Haken; f. der After; g. der Mund; h. der Wagenmund; i. der Wagen; k. der Darm; l. das Herz; m. der Blinddarm; n n n n. der rechte Eierstock; o. die Höhle auf dem Rücken, in welcher die Eier liegen; p p p p. die untern Gliederpaare.

Fig. 12. *Cypris fusca*, Strauß; stark vergrößert, mit weggenommenen Schalen; natürliche Größe 7 Linien:

aa. der Umriß, welchen die Schalen bilden; b. Ursprung der sie verdoppelnden Haut; c. das Auge; dd. Fühler, jedoch mit Weglassung der Borsten; e. erstes, f. zweites, g. drittes Fußpaar; h. der Schwanz; i. die Lege; k. die Mandibel; l. die Greifspitze; m. Kiefer des ersten, n. des zweiten Paares; o. Kieme; pp. hinterer Theil des linken Eierstockes; r. Einfügung des Gefäßes, welches als Testikel betrachtet wird.

Fig. 13. *Cypris ornata*, von der Seite gesehen. Natürliche Größe 7 Linien.

Fig. 14. *Cypris unifasciata*, von der Rücken- und Seiten- Seite gesehen. Natürliche Größe 14 Linien.

Fig. 15. *Branchipus stagnorum*. Männchen, von der Seite gesehen; natürliche Größe 1 Zoll: a. die neßförmigen Augen; b. die Fühler; cc. die mandibelförmigen Hörner; dd. die rüsselartigen Tentakeln, welche beweglich und spindelförmig eingerollt sind; e. das kleinere, nicht neßförmige Auge; fff. die Schwimmfüße; g. die Ruten; h. der Schwanz; ii. die Endfäden desselben.

Fig. 16. Ein junger *Branchipus*, nach der ersten Häutung, um die große Verschiedenheit desselben vom erwachsenen zu zeigen. (D. Thon.)

---

Halle, gedruckt bei Friedrich Ruff.

---

649583









